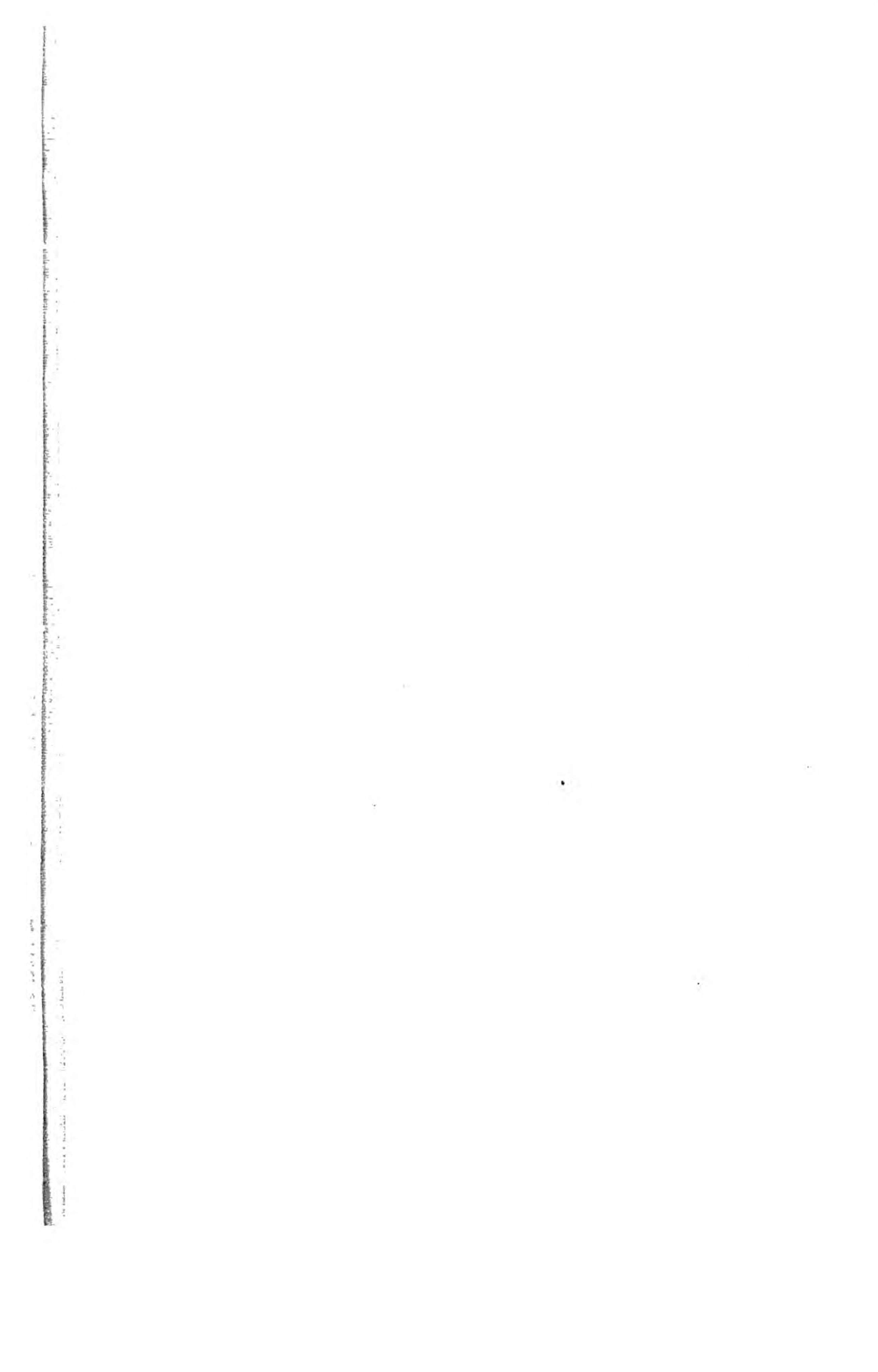
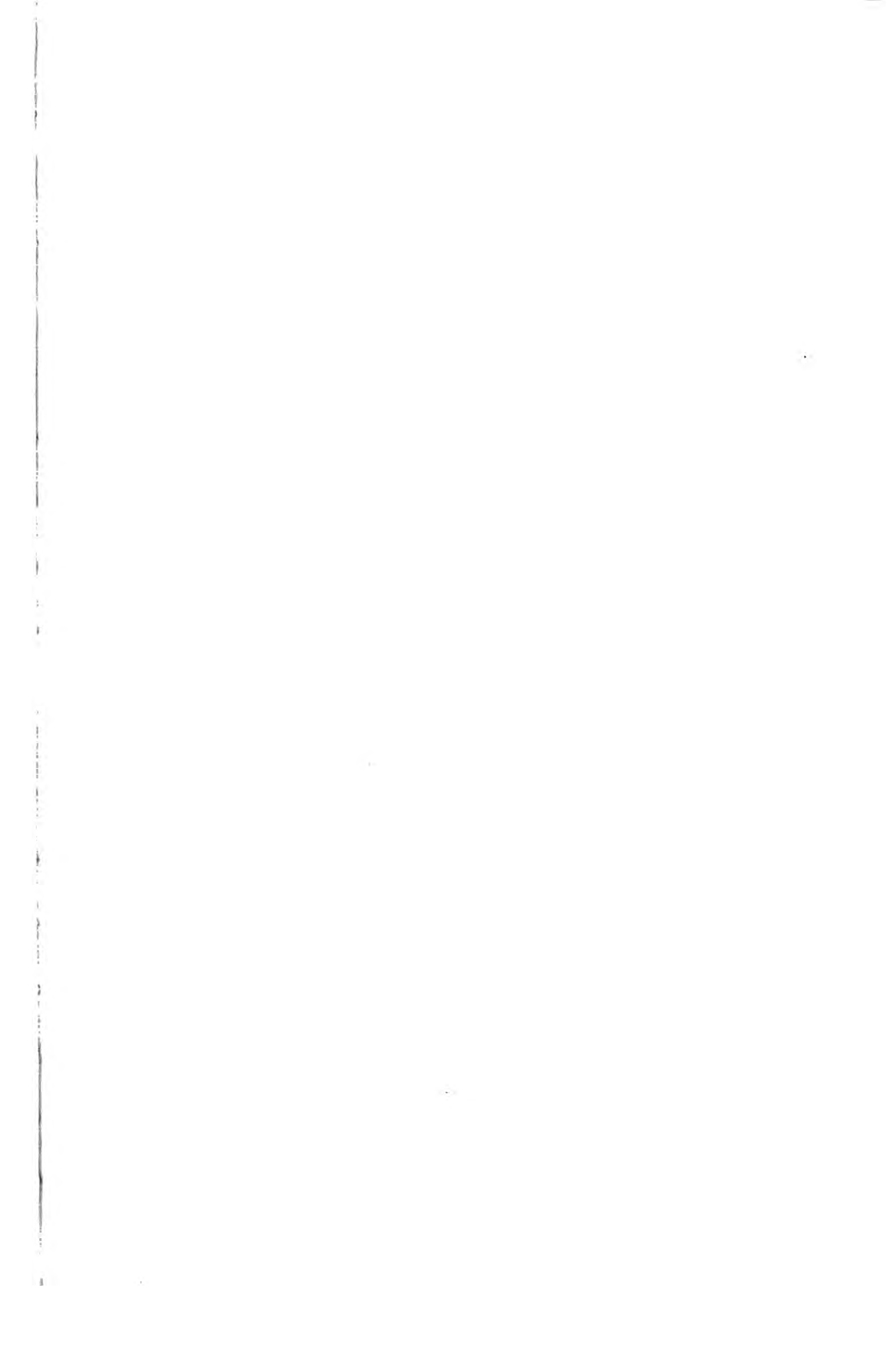




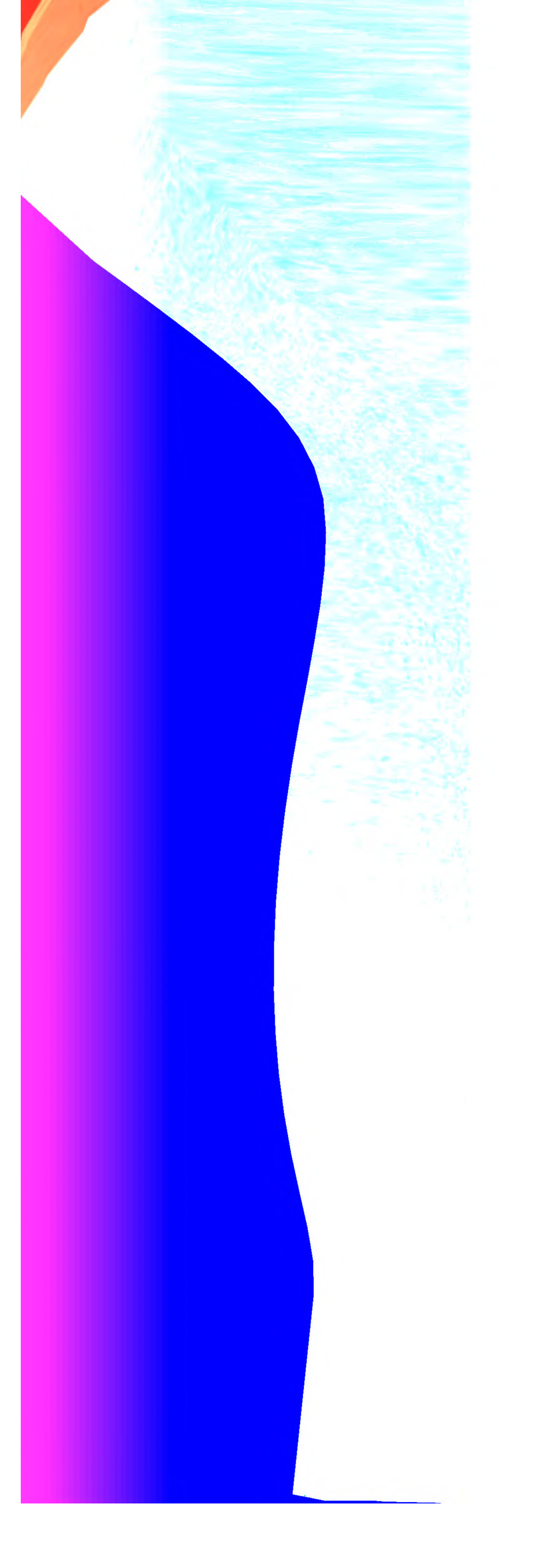


Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft
zum Preise von 2 Mark (einschließlich Kriegszuschlag).
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Januarheftes:



Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

Selbständiges Textbild:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate:





„Es wird geschafft ......"
Bildnis eines U-Boot-Mannes
Gemälde von Professor Arnold Busch



In einer kleinen Stadt

Eine unvollendete Romanhälfte. Von Hermann Hesse

Prasser werden nicht alt. So wohl der Notar Tresz mit seinen sechzig Jahren aussah und so sehr er am Leben hing, eines Mittags im Mai traf ihn der Schlag, und am nächsten Morgen trug schon der Leichenbitter mit seinem Gehilfen die Nachricht von seinem Tode durch die erstaunte Stadt. „Ja lieber Gott, der Tresz," hieß es überall. „Man darf doch keinem mehr trauen. Überhaupt, die alten guten Bürgersleute sterben halt allmählich weg, erst voriges Jahr noch der Schiffwirt, und jetzt der Notar Tresz!"

An diesem Vormittag hatte es die Witwe nicht ruhig. Zwei alte Freundinnen, die ihr beizustehen gekommen waren, brachten die verzagte Frau durch die Aufzählung aller Verpflichtungen und alles dessen, was durchaus nicht vergessen werden durfte, in Verwirrung und taten selber wenig als reden und trösten. Und eben dieses wäre entbehrlich gewesen, denn die Frau Notarin hatte keinen Grund untröstlich zu sein, und war es auch nicht. Aber sie war vom schnellen Erleben betäubt, von den plötzlich erstandenen Witwenpflichten und Trauersorgen beängstigt, und bewegte sich in der ungewohnten Freiheit nur schüchtern und traumbefangen, während nebenzu im Schlafzimmer ihr Tyrann und Quälgeist stillelag, dessen Tod und Ungefährlichkeit sie immer wieder für Augenblicke vergaß und dessen ärgerlich befehlende Stimme wieder zu hören sie immerzu gewärtig war. Erschrocken und beklommen ging sie hin und wieder, und so lebhaft es im Hause war, schien es ihr doch seltsam still zu sein. Der Notar war nicht leicht gestorben. Als ein kräftiger und stolzgesinnter Mensch, der sein Leben lang befohlen hatte und an gute Tage gewöhnt war, hatte er sich dem Tode nicht ohne Groll und Fluchen ergeben und war schließlich in wahrer Verzweiflung gestorben, da er nicht einsah, warum er nun, wo die wahrhaft guten Zeiten der Altersruhe bevorstanden, mitten aus seinem Leben und Besitz hinweg solle. Obwohl seine laute Stimme schon gebrochen und sein Blick schon getrübt war, hatte er bis zum letzten Augenblick gezürnt und gescholten und sein Weib für alles verantwortlich gemacht.

Im Erdgeschoß des zweistöckigen schönen Hauses war es feierlich still. Dort lag die Amtsstube des Verstorbenen, die nun geschlossen war, und der Gehilfe und der Lehrling gingen in Sonntagskleidern, verlegen-froh über den unerwartet eingetroffenen Feiertag, in der Stadt spazieren.

Die ganze Stadt wußte nun von dem Todesfall, und wer über den oberen Markt ging, unterließ es nicht, aufmerksam und neugierig nach dem Trauerhause zu schauen, das seit Jahrzehnten dastand und das alle tausendmal gesehen hatten und an dem heute doch jeder einen Schein von Ungewohntem, von Feierlichkeit und großem Ereignis wahrnehmen konnte. Im übrigen war an dem Hause nichts Auffallendes zu bemerken als die geschlossenen Läden des Erdgeschosses, die ihm etwas halbschlafend Sonntägliches gaben. Die helle, beinahe sommerliche Sonne schien klar und weiß auf den Marktplatz und auf die Häuser, auf die Brunnen und Bänke, und malte treulich neben jeden Fensterladen, neben jede Vortreppe, jedes Scharreisen einen kleinen Schatten. Der große Neufundländerhund von der oberen Apotheke hatte seinen vornehmen Platz neben dem alten, vorgeneigten Prellstein an der Marktecke inne, an

den Läden des Buchhändlers und des Hutmachers waren die neumodischen Markisen herabgelassen, hoch vom Bühel herab aus den Schulhäusern klang Knabengesang dünn und leicht durch die fröhliche Luft.

Gegen Mittag, noch ehe die Schulen sich auftaten und den sonnigen, stillen Platz überfluteten, kam um die Ecke vom Flusse her ein Mann oder Herr in gutem Anzug mit einer hellbraunen Ledertasche in der Hand in ruhigem Schritte gegangen, schaute blinzelnd den lichten Platz hinauf, rückte spielend am steifen Hute und schritt sicher über den ganzen Markt dem Trefzischen Hause zu, in dessen Tor er verschwand. Im kühlen Flur rüttelte er an beiden Türen und schien ärgerlich darüber, daß keiner der Angestellten da war. Dann stieg er rasch die Treppe empor, läutete an der Glastüre und trat, als ihm aufgemacht war, sogleich ins Wohnzimmer, das eben erst von den beiden Trösterinnen verlassen war. Er nahm den Hut vom blonden Kopfe, blickte um sich und rief: „Mama, wo bist du denn?"

„Gleich, gleich!" rief sie von hinten her. „Ach grüß' Gott, Hermann!"

„Grüß' Gott."

Er nahm die Hand, die sie ihm entgegengestreckt hatte, und nach einem verlegenen Husten fragte er mit veränderter, leiser Stimme: „Lebt er noch?"

Die Frau, die seit dem frühen Morgen im Zeuge und noch zu keinem Seufzer gekommen war, sank plötzlich auf einen Sessel, brach in Tränen aus und schüttelte den kleinen Kopf. Verwirrt und etwas unmutig tat der Sohn ein paar Schritte. Die Frau war schnell wieder aufrecht.

„Willst du zu ihm?" fragte sie.

„Nachher. Wann ist er denn — —?"

„Heut nacht, oder eigentlich, es war schon Morgen." Und da sie ihn ärgerlich werden sah, fügte sie schnell hinzu: „Ich habe dir gleich nochmals telegraphiert."

„So so," sagte er. „Ja, ich will einmal hinüber gehen. Ist er im Schlafzimmer?"

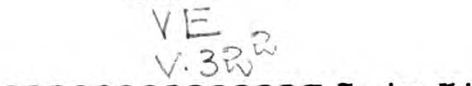
Sie ging mit ihm, und als sie das verdunkelte Schlafzimmer betraten, nahm sie seine Hand. Leise führte sie ihn zu des Vaters Bette, wo er schweigend stehenblieb, und stieß alsdann einen Fensterladen auf. Da kam ein Streifen von goldenem Tageslicht in die Düsternis und schien bis zum Lager des Toten hinüber. Dieser lag steif mit gerade gerichteten Gliedern und festem Gesicht, und der Sohn beugte sich über ihn. Er fühlte, daß ihm nun eine Traurigkeit wohl anstünde, und er hätte gern eine Träne gezeigt. Doch als er eine kleine Zeit in das väterliche Gesicht geblickt hatte, fand er es seinem eigenen so ähnlich, daß ihm war, er sehe sich selber alt und tot, und darüber faßte ihn ein Grauen, so daß er einige Zeit bewegungslos verharrte und den Blick nicht von dem Toten trennen konnte. Darauf ging er behutsam, zog den Laden wieder zu und winkte der Mutter, hinauszukommen.

Das heutige Mittagessen im Hause Trefz war nicht bedeutend, und der Sohn, der seines Vaters Natur hatte, mußte an sich halten, um nicht ein Wort des Tadels zu sagen. Und die Witwe spürte es und merkte wohl, daß sie statt des alten Tyrannen, der drüben lag, nun einen jungen habe. Freilich, sie konnte wegziehen, konnte sich losmachen, niemand konnte sie zwingen, die Magd im Hause zu bleiben. Allein sie wußte wohl, sie würde doch bleiben und das alte Leben würde weiter gehen, nicht besser und nicht schlimmer. Wer einmal nachgegeben und ein halbes Leben lang einen fremden Willen über sich gehabt hat, der muß stärker im Rückgrat sein als die Frau Trefz, wenn er nochmals ein eigenes und freies Leben beginnen will.

Nach Tische kam Besuch. Zuerst der Aktuar Kleinschmied, dann der Oberamtmann. Gegen den Aktuar benahm sich der Herr Dr. Trefz freundlich, doch würdevoll, für den Oberamtmann aber hüllte er sich in Verbindlichkeit und feine Lebensart. Er war gesonnen, seine Zugehörigkeit zum obersten Range der städtischen Gesellschaft von allem Anfange an zu betonen.

Am späteren Nachmittag erschienen, noch immer mit schwarzen Röcken angetan, der Gehilfe und der Schreiberknabe, die der Doktor hatte holen lassen. Sie mußten im Hinterstüblein die soeben vom Drucker gekommenen Todesanzeigen falzen, in schwarzrandige Umschläge stecken und adressieren. Sie taten ihre Feiertagsröcke ab, arbeiteten in Hemdärmeln und taten widerwillig und beschämt ihre Pflicht, wie Hündlein, die einen unerlaubten Ausgang taten und nun zurückgepfiffen sich ihrer Abhängigkeit erinnern. Unwillig durchlas der Gehilfe den ersten Trauerbogen, der ihm in die Finger kam: „Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß entschlief heute früh gegen sechs Uhr unser heißgeliebter Gatte und Vater, Schwager und Oheim Anton Friedrich Trefz, Notar" usw.

Wenn der feierlich traurige Ton dieser Trauerbotschaft nicht völlig echt war, so waren es dafür auch die Kundgebungen der Besucher und Tröster nicht alle. Man wußte wohl, daß die kleine verblühte Frau Notar es unter dem harten Regiment des seligen Trefz nicht herrlich gehabt habe, und man wußte ebensowohl, wie günstig der unerwartet frühe Hingang des Vaters für die Pläne und Aussichten des Jungen war. Der war dreißig Jahre alt und hätte eigentlich der Mitarbeiter und Teilhaber seines Alten werden sollen. Aber der junge Trefz hatte an der Universität studiert und fühlte sich seinem altmodischen und weniger gebildeten Vater so sehr überlegen, daß die beiden nicht miteinander hatten auskommen können. So war der Sohn, künftiger Zeiten harrend, einstweilen fern von der Heimat im Bureau eines Advokaten untergeschlupft und hatte darauf gewartet, daß sein Vater alt werde und ihn doch noch brauchen und



holen müsse. Statt dessen konnte er nun, weit über die blühendsten Hoffnungen hinaus, sich geradezu ins warme Nest setzen.

⁂

Überaus prächtig war das Begräbnis des Notars am dritten Tag nach seinem Tode. Es gab wohl keinen, der den Verstorbenen geliebt hatte. Aber die Teilnahme und Neugier der Menschen drängen sich gerne zu so raschen, unerwarteten Todesfällen. Der gesunde, wenig nachdenkende Bürger, wenn er vernimmt, es sei der und der ganz plötzlich weggestorben, zuckt zusammen und fühlt, es könnte wohl auch ihm einmal so gehen. Er tritt zum Nachbar, sagt: „Weißt du schon?" und knüpft an den Todesfall ernsthaft einige gangbare Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens.

Die meisten aber waren zum Begräbnis gekommen, weil sie heimlich fühlten, daß der Notar Trefz eine von den guten, weithin sichtbaren, unentbehrlichen Figuren ihrer Vaterstadt gewesen war. Es gibt in jeder Stadt ein Dutzend solche, ohne die man sich die Gasse und das Rathaus und die Kegelbahn gar nicht denken möchte, Männer von auffallender großer Statur mit großen Bärten, oder glattrasierte vornehme Gesichter, oder spitze, hagere Alte mit Schnupfdosen und Stöcken. Es sind nicht immer die tüchtigsten und für das gemeine Wohl besorgtesten Männer, aber es sind Charakterfiguren, deren Erscheinung zum Bilde der Stadt gehört, deren Anblick befriedigt und deren Gruß man schätzt. Ein solcher war Trefz gewesen, zudem ein demokratischer Parteimann und Besitzer eines stattlichen Vermögens. So kam es, daß seine Allernächsten wenig um ihn zu trauern fanden, während er der ganzen Stadt zu fehlen schien und niemand bei der Beerdigung eines so bedeutenden Mannes fehlen wollte.

Die bescheidene Mutter hatte kein Auge dafür, sie wünschte bang und ermüdet sich aus dem Lärm und Geschäft und Redenmüssen dieser Trauertage heraus. Desto stolzer blickte der junge Dr. Trefz auf die gewaltige Zahl der Leidtragenden und nahm den seinem Vater und seinem Hause dargebrachten Ehrenzoll wie ein Feldherr entgegen, zuerst heimlich vom Fenster aus, dann öffentlich und kühn, als er neben der Mutter feierlich hinter dem Sarge her aus dem Hause trat. Der Leichenwagen war glänzend geschmückt und der Sarg mit Kränzen ganz bedeckt. Angesichts der Menge und des langsam anziehenden und hinwegfahrenden Sargwagens fing die Witwe still zu weinen an, der Dekan trat an ihre Seite, und der Zug begann sich feierlich zu entfalten, während noch der halbe Markt voll Wartender stand.

Der nächste Weg zum Kirchhof wäre durch die Kronengasse gewesen, aber diese war gar steil, und es sah auch weit besser aus, daß der Zug, eine Schneckenlinie um den Ort seines Entstehens beschreibend, sich über den ganzen langen Marktplatz hin entwickelte, dessen mäßige Schräge das Übersehen erleichterte. Als der reichlich geschmückte Leichenwagen unten gegen die Gerbergasse hin um die Marktecke schwenkte, blickte der hinterherschreitende junge Notar einen Augenblick zurück und weidete sein ernstes Auge am Anblick des großen Platzes, der rings vom wogenden Trauerzuge umschritten und von schwarzer Feierlichkeit erfüllt war. Im Zuge schritten die Männer voran, fast alle mit Zylinderhüten bekleidet, deren manche sich im Sonnenschein ihrer Blankheit erfreuten, während andre, ältere von vergessenen Formen, in ihrer wohlmeinenden Rauheit dem spiegelnden Lichte trotzten und nur die vordrängenden Büschel feiner Hasenhaare leise silbern erschimmern ließen.

Beim Durchwandeln des Kirchhofeinganges an der grasigen Mauer vorbei fing die Witwe abermals zu weinen an. Es erging ihr wie den meisten, daß hier beim Eintritt in die kühle Feierabendluft der Gräberstatt und beim Rauschen des vermoosten Friedhofbrunnens manche frühere Gänge zum selben traurigen Ziele ihr einfielen, vom Gang hinterm Sarge der Großmutter her bis zu dem mit dem eigenen Kinde.

Hoch über dieser ganzen Feierlichkeit aber, auf halber Höhe des Berges im Grase, lag derjenige, dem wir die meisten unserer Gerbersauer Kenntnisse verdanken, der junge Hermann Lautenschlager, und sah der ganzen Sache nachdenklich zu. Er nahm, trotz seiner Aufmerksamkeit für alle heimischen Ereignisse, selten an ihnen selber teil, da er sich unter vielen Leuten nicht wohlfühlte, auch mangelten ihm die für solche Gelegenheiten vom Brauche geforderten Kleider, die er sich als ein einsam lebender Mensch ohne Familie lediglich der Begräbnisse wegen nicht kaufen mochte. Desto genauer beobachtete er, was zu seinen Füßen vorging, und war vielleicht der einzige, der die ganze Bedeutung dieser Vorgänge kannte. Denn er liebte seine kleine Stadt und wußte wohl, was jeder alte Weißbart und jeder grünschillernde alte Gehrock in einem solchen Gemeinwesen bedeuteten. So nahm er an dem Begräbnis des alten Trefz in seiner Weise herzlich teil und hätte, wäre es darauf angekommen, wohl mehr als jeder andre Mitbürger dafür gegeben, den prächtigen Herrn wieder lebendig in den Straßen wandeln zu sehen. Es tat ihm leid um diese vortreffliche Figur, und da er sie dem Leben verloren wußte, tat er das Seine sie dem Andenken zu retten, und zeichnete den Notar Trefz aus dem Gedächtnisse in sein Taschenbuch, worin schon viele solche Figuren standen und wandelten. Er nahm bei dieser Gelegenheit, da er den Alten fertig hatte, auch gleich den Jungen vor, der ihm in seiner Würde und ansehnlichen Trauer kaum minder gefiel. Er zeichnete mit leichten Strichen, die ihm keine Arbeit waren, die breite Gestalt vom glänzenden Zylinder bis zu dem Faltenwurf der

schwarzen Hose, vergaß den leichten Fettwulst im saftigen Nacken nicht und nicht das dicke, etwas schweinerne Augenlid; ja er tat diesen auszeichnenden Besonderheiten so viel Ehre an, daß sie bald die Hauptsache an dem Manne zu sein schienen. Und da nun die ganze Figur trotz der ernsttraurigen Haltung etwas durchaus Frohes, ja Feistglückliches erhalten hatte, gab er dem so gezeichneten Manne statt des Gesangbuches eine ungeheure Pfingstrose in die Hand. Es wird später Zeit sein, dem Zeichner diese Neigung zu gelegentlichen Roheiten näher anzumerken.

Inzwischen verlief unten im schattigen Gottesacker die schöne Feier mit allem Glanze. Es sprachen, nach der Rede des Dekans, der Stadtschultheiß und der Vorstand des demokratischen Gesangvereins, es sprach der Senior des Gemeinderates, und wer irgend sich zu den Berechtigten zählen durfte, versäumte die feierliche Handlung nicht, an das offene Grab zu treten, hinabzublicken und eine kleine Handvoll Tannenzweige hinunter zu werfen, worauf er mit erschütterten Mienen zurücktrat, um sich die grünen Nadeln vom Gehrock zu wischen. Manche zeigten in diesem Tun eine bedeutende Übung und Beherrschung der Formen, manche hatten auch Unglück und stolperten oder trugen die aufgerafften Zweige wieder mit sich hinweg. Der alte Seelsorger sah dem allem in seiner Güte ernsthaft zu, legte der Witwe tröstlich die Hand auf den Arm und ersah bald den Augenblick, zum Schlußverse zu ermahnen, der aus so vielen alten und jungen Kehlen schön und mächtig emporstieg und sich in der lauen Mailuft leise berganwärts verlor.

Für den in seiner grünen Höhe verweilenden Hermann Lautenschlager war es nun ein schöner Anblick, die dunkle Menge in Haufen und zögernden Gruppen den Friedhof verlassen und über den Brühel und die Brücke hin sich stadteinwärts verlieren zu sehen. Gar manche von den Trauergängern nahmen den Anlaß wahr, die Gräber der eigenen Angehörigen zu besuchen und noch ein wenig in dem vertrauten Raume zwischen den schiefen, grünen Mauern zu verweilen. Alte Frauen bückten sich über frische oder verwahrloste Kreuze, Kinder tasteten auf Grabsteinen den alten Inschriften nach, junge Frauen bogen an lieben Gräbern eine Rosenranke und einen verwilderten Efeuzweig zurecht und kamen darüber ins Gespräch mit dem Friedhofgärtner, der sich während der Feier verloren hatte, nun aber wieder in der grünen Schürze mit dem Grasrechen seiner Tätigkeit oblag.

Schön war es auch zu sehen, wie nach dem Verlaufen der letzten Zögerer der alte Kirchhof wieder in seine schattige Ruhe versank, wie über dem frischen, gelben Grabhügel der Gärtner die vielen Kränze ordnete, wie die Meisen und Amseln zurückkehrten, und der grüne Winkel sein altes, verzaubert schlafendes Aussehen wieder gewann. Auch der Brühel, die Brühelstraße und die untere Brücke lagen jetzt wieder in ihrer Stille, die Kastanien, schon zum Blühen gerüstet, hatten ihr Vogelleben in den Ästen und ihre schweren Schatten um sich her.

Lautenschlager war mit seiner heutigen Arbeit zufrieden und sonnte sich an seinem Grashange, sah über die spitzgieblige, steilgebaute Stadt und das enge Wiesental hinweg und blätterte zwischenein in seinem Taschenbuche, worin er das Leben dieser selben Stadt aufzuzeichnen pflegte. Der junge Mensch war sonderbarerweise einer von den ganz wenigen Gerbersauern, die von ihren Mitbürgern mit Mißtrauen und fast mit Gehässigkeit betrachtet wurden und nicht richtig mit ihnen zu leben und zu reden verstanden, obwohl er seine Heimatstadt besser kannte und mehr liebte als irgendeiner. Schon daß er ein Künstler geworden war, paßte der Stadt nicht; doch verzieh man es ihm, da er neuerdings als Zeichner in großen Zeitschriften einen gewissen Namen gewonnen hatte. Warum er aber, da er nun doch mit seiner Kunst Glück zu haben schien, immer hier daheim saß, statt in Neapel oder Spanien viel schönere Gegenden zu malen oder in Kunststädten mit seinesgleichen zu leben, das verstand man nicht und deutete daran mit Mißtrauen. Ferner schuf er sich Verächter und bittere Feinde dadurch, daß er seit mehreren Jahren keine großen, schönen Bilder mit Burgen und Rittern mehr malte, wie er früher mehrere hier ausgestellt hatte, sondern statt dessen nichts anderes trieb als die Winkel seiner Vaterstadt und die Figuren ihrer Bürger auf kleine Blätter zu zeichnen. Das Schlimmste freilich war aber, daß er diese Figuren mit einer leisen, grausamen Übertreibung ins Komische zog und schon ganze Reihen von grotesken Philisterkarikaturen, deren jede man in Gerbersau sehr wohl kannte, in Blättern veröffentlicht hatte. Jeder Betroffene zwar hatte sich getröstet und dadurch gerettet gefühlt, daß bald nach ihm selber sein Nachbar daran gekommen war; aber man fand diese ganze unwürdige Tätigkeit weder für den Maler noch für die Stadt ehrenvoll und konnte diese seltsame Art von Anhänglichkeit und Heimatliebe nicht begreifen. Es war auch schwer mit ihm umzugehen. Oft sprach er wochenlang kaum mit einem Menschen und trieb sich in der Gegend umher, dann erschien er plötzlich wieder bei einem Abendschoppen, tat freundschaftlich und schien gar nicht zu wissen, wie wenig man ihn liebte.

In Wirklichkeit wußte er das wohl. Er wußte genau, daß Behagen und Gleichberechtigung für ihn hier in der Bürgerschaft niemals zu finden waren, daß seine Freuden und Gedanken niemand verstand und daß man seine Karikaturen für die Missetaten des Vogels ansah, der sein eigenes Nest beschmutzt. Dennoch kehrte er, so oft er es eine Zeitlang mit dem Leben anderwärts versucht hatte, immer wieder nach Gerbersau zurück. Er liebte die Stadt, er liebte die

Landschaft, er liebte diese enggiebligen, alten Häuser und klobig gepflasterten Gassen, er liebte diese Bürger und ihre Frauen und Kinder, die Alten und Jungen, die Reichen und Armen. Hier in der Vaterstadt gab es keinen Stein und kein Gesicht, keinen Gruß und keine Gebärde, die er nicht im Innersten verstand. Hier hatte er seit frühen Knabenjahren gelernt Menschen zu beobachten und die vielfältigen, lieben Wunderlichkeiten des Lebens mit Aufmerksamkeit zu betrachten, hier wußte er von jedem Hause und jeder Person hundert Geschichten, hier war alles kleinste Leben bis in die letzte Falte hinein ihm vertraut und durchsichtig. Er hatte auch an anderen Orten gelebt und Menschen und Städte angeschaut, er war in Rom und München und Paris gewesen, hatte sich an den Umgang mit gereisten und verwöhnten Menschen gewöhnt, deren hier keine zu finden waren. Er hatte auch in Rom und in Paris gezeichnet, und manches gute Blatt, aber nirgends ging sein Bleistift jeder launigen Geringfügigkeit so treu und aufmerksam und so beglückt nach, nirgends gewannen die Blätter einen so reinen, gesättigten Ausdruck, sprachen nirgends so rein und innig die besondere Mundart des Ortes. Er wußte nicht genau, wieviel Gerbersauer Philistertum in ihm selber stecke, doch wußte er wohl, daß seine unerbittliche und liebevolle Kenntnis des hiesigen Lebens gerade das war, was ihn von den Mitbürgern schied und ihnen fremd machte. Um es kurz zu sagen: sein ganzes Tun hier war Selbstbeobachtung und Selbstironie, und wenn er den alten Herrn Tapezierer Linkenheil oder den jungen Friseur Wackenhut karikierte, so schnitt er mit jedem Striche weit mehr ins eigene Fleisch als in das des Gezeichneten. Und so war dieser Sonderling von Künstler, der den Ruf eines erdkräftigen Autochthonen und naiven Heimatkünstlers besaß, in aller Heimlichkeit ein ganz verdorbener Mensch, da er sich über einen schönen und zufriedenen Lebenszustand lustig machte, den er im Herzen liebte und beneidete. Er hatte die feindselige Abneigung gegen alles intellektuelle Treiben, das nur die Gewohnheitssünder desselben Lasters haben.

Dieser junge Mann, der träg auf seiner Matte lag und das schöne, heitere Flußtal betrachtete, war dieses Genusses gar nicht wert, und doch war er leider der einzige Gerbersauer, der dieses selben Genusses wirklich fähig war. Und indem er die Karikatur des jungen Trefz nochmals begutachtete, blieb ihm nicht verborgen, daß dieser Mann ein ebenso echter und gesunder Gerbersauer war wie er selbst ein entarteter, und daß es der Zweck und der Wille der Natur sei, an diesem Orte Wesen zu erzeugen und zu hegen, die dem jungen Notarssohne glichen und nicht dem zeichnenden Ironiker. Und wenn er jeden Prellstein der Stadt aufs treulichste abzeichnete, er konnte sich mit alledem niemals das urtümliche Heimatsrecht erwerben, das er heimlich entbehrte und das der Notar zu jeder Stunde seines Lebens besaß und unbedenklich ausübte.

⌘ ⌘ ⌘

Dem jungen Lautenschlager konnte, als heimlichem Beobachter und Chronisten des Lebens seiner Stadt, nicht verborgen bleiben, was ohnehin von der Bürgerschaft beachtet und viel besprochen wurde, daß nämlich der junge Dr. Trefz, noch über die Erbschaft des väterlichen Ansehens hinaus, mit Eifer darauf bedacht war, in der Vaterstadt Ehre zu gewinnen. Er übernahm seines Vaters Notariatsgeschäft. Das alte messingene Schildlein mit dem väterlichen Namen ließ er wegmachen und hängte dafür einen großen Emailschild mit seinem eigenen Namen auf, wobei er auf den Zusatz des Doktortitels verzichtete. Einige Kollegen und Mißgönner schlossen daraus, dieser Titel stehe dem Sohne Trefz' überhaupt nicht zu; doch fand sich niemand, der das untersucht hätte, und die seit Jahren daran gewöhnte Bürgerschaft redete nach wie vor den studierten Notar mit dem schönen Ehrentitel an.

Mochte er nun Doktor sein oder nicht, jedenfalls nahm er seine Sache in die Hand wie ein Mann, der Pläne hat und nicht gesonnen ist, auf den kleinsten davon zu verzichten. Vor allem gab er sich Mühe, seine bedeutende gesellschaftliche Stellung von allem Anfang an zu betonen und zu sichern. Das war nun keineswegs leicht und forderte manches Opfer, denn es gehörte zur Erbschaft seines Alten nicht nur das schöne Haus, Gut und Amt, sondern auch der alte Ruf eines heimlichen Königs in der demokratischen Partei, den jedermann bereit war auch dem Sohne zu gönnen. Der aber neigte im Herzen weit mehr zur Beamtenschaft hinüber, er wäre sehr gerne Reserveoffizier geworden und hätte die Laufbahn eines Richters eingeschlagen, wäre er davon nicht kurzerhand durch seinen Vater abgehalten worden. Nun stand er am Scheidewege, heimlich voll Sehnsucht nach der Welt der Titel und Orden, von der Umgebung jedoch wie von der eigenen Vergangenheit auf eine bürgerliche Rolle hingewiesen. Diese wählte er denn auch und tat nichts dagegen, daß jedermann die achtundvierziger Taten seines Großvaters und die vielen Wahlreden seines seligen Vaters als ein selbstverständliches Guthaben auf seine Person übertrug. Dagegen gab er in seinem Auftreten eine unwandelbare Achtung vor Macht und Ehre kund, entfaltete eine mäßige, doch strenge Eleganz in der Kleidung und drückte nicht jede Hand, die sein Vater gedrückt hatte. Er wohnte bei der Mutter und genoß so den Vorteil, von Anfang an als Herr einer standesgemäßen Haushaltung dazustehen, wie er denn auch Besuche meist mit der Mutter gemeinsam machte und empfing. Ohne das Geschäft irgend zu vernachlässigen, tat er allen Anforderungen der Trauerzeit Genüge und brachte jedes Opfer, das die Sitte verlangte.

So lenkte Hermann Trefz die Augen seiner

Mitbürger auf sich und umgab sich mit der schützenden Mauer eines tadellosen Rufes, während seine große und breite Gestalt gleich der seines Vaters Achtung gebot und baldige Unentbehrlichkeit ahnen ließ.

Mancher Altersgenosse sah mit Neid zu, wie er von Tag zu Tag gedieh und Glück hatte. Man sah: dies war ein Mann, dessen Weg zu städtischen und gesellschaftlichen Ehren führte, zur Mitgliedschaft vieler Vereinsvorstände und Ausschüsse, zum Hauptmann der Feuerwehr, zum Gemeinderat und vielleicht noch weiter hinauf. Neidlose Zuschauer hatten ihre Wonne an diesem Aufstieg eines künftigen Großen und genossen in seinem Anblick den Glanz der Heimat, sie empfanden diesen Sieger als ihresgleichen, als einen glänzenden Vertreter ihrer Rasse und Art, und bei dem großen Kreise dieser Gutgesinnten ward er mit den Jahren, wie es einst sein Vater gewesen war, zum Symbol und schönen Ausdruck echten Gerbersauertums.

Bedauerlicherweise ergab sich zwischen ihm und dem Künstler Lautenschlager, der ihn schätzte und beinahe bewunderte, kein freundschaftliches Verhältnis. Die beiden waren nahezu Altersgenossen, sie kannten sich von den Schuljahren her und hatten sich bei den seltenen Anlässen, da sie einander etwa wieder begegnet waren, geduzt und als Schulkameraden begrüßt. Nun aber, da Trefz diesen Menschen zum Mitbürger haben und ihm täglich auf der Gasse begegnen sollte, trat eine tiefe Abneigung gegen ihn zutage, wie er sie kaum gegen einen andern Landsmann empfand. Er hatte eine Begrüßung mit ihm vermieden und ihn, so oft sie sich unterwegs begegneten, mit gemessenem Gruß abgetan, und Lautenschlager war darauf eingegangen, er hatte genau in derselben Weise zurückgegrüßt, sogar mit einer Note von Hochachtung, aber er hatte dabei seinen kühlen, untersuchenden Malerblick nicht abstellen können, und eben dieser Blick war dem Notar im Herzen zuwider. Er fand ihn spöttisch oder doch zu prüfend und heimlich überlegen, obwohl er nicht so gemeint war, und er stellte sich öffentlich ohne Rückhalt zu denen, die den Künstler als einen meinetwegen begabten, aber verbummelten und nicht ernstzunehmenden Menschen bezeichneten.

Nun geschah es an einem Wintertage kurz vor Weihnachten, daß Dr. Trefz zur gewohnten Stunde den kleinen Salon des Barbiers Ölschläger betrat, sich in seinen Sessel niederließ und, da es Sonnabend war, den an diesem Tage stets aus der Hauptstadt eintreffenden ‚Hans Sachs' verlangte, ein beliebtes Witzblatt, das zu halten in den guten Familien nicht wohl anging, das die jüngeren Herren aber im Wirtshause oder beim Friseur zu finden und zu betrachten gewohnt waren. Der Barbier, der dem vornehmen Kunden zuliebe einen Reisenden, dessen Bedienung er eben begonnen, dem Gehilfen überlassen hatte, riß lächelnd den grauen Papierumschlag von einer daliegenden Postsendung, schälte das Witzblatt heraus und übergab es dem Doktor. „Sie sind der erste, der es liest, Herr Doktor, es ist erst vor zehn Minuten angekommen."

Trefz, dem diese Viertelstunde beim Friseur immer eine erwünschte Ruhepause war, legte seine Zigarette auf den Rand des marmornen Tisches und entfaltete, während Ölschläger ihm die Serviette umband, mit Behagen den neuen ‚Hans Sachs'. Der Barbier arbeitete behende mit Seifenpinsel und Schale, stets bedacht, den Gast nicht zu stören, und dieser beschaute mit Vergnügen das Titelblatt, das einen bekannten Politiker als Wöchnerin karikiert darstellte. Weiter kam eine Gerichtsszene, die einen wider das Witzblatt schwebenden Prozeß darstellte und worin die Figur des Hans Sachs als Verurteilter zu sehen war, jämmerlich nach gefallenem Spruch sich zum Henker wendend, der ihn grinsend erwartete. Und wieder kam ein politisches Blatt, und dann kam eine Seite, darunter stand ‚Eleganz in Krähwinkel', und kaum hatte Trefz das Blatt übersehen, so faltete er es zusammen und steckte es in seine Tasche. Der Barbier, über die heftige Bewegung erschrocken, wich mit dem Rasiermesser vorsichtig zurück und erlaubte sich einen fragenden Blick.

Herr Trefz aber erklärte sich nicht. Nur beim Weggehen bat er um die Erlaubnis, das Blatt mitzunehmen, die der Meister wohl oder übel gewähren mußte. Die Zeichnung aber, die von diesem Augenblicke an den Notar, den Barbier und die Stadt interessierte, stellte den Dr. Trefz dar, im Gehrock dekorativ allein in weißer Fläche stehend, in der linken Hand eine große Pfingstrose, in der rechten den Zylinderhut haltend. Als Witz war diese Zeichnung weiter nicht bedeutend, sie zeigte nur leise angedeutet in einigen komischen Falten einen stillen Widerstreit der sehr tadellosen Kleidung mit dem Körperbau und den Bewegungen ihres Trägers, dieser selbst aber war als Typus feister Bürgerlichkeit schön und lustig, mit mehr Liebe als Bosheit dargestellt, und das Blatt war von Hermann Lautenschlager gezeichnet.

Die Stadt hatte nun wieder eine Gelegenheit, sich über den frivolen Künstler zu erzürnen und dabei verschwiegen sich über den Streich zu freuen, der diesmal einen Angesehenen und Allbekannten traf, und die Nummer des ‚Hans Sachs' ging überall von Hand zu Hand, wo der Betroffene nicht in der Nähe war. Dieser selbst bekam nichts davon zu hören und konnte mit aller Bemühung nicht feststellen, welches die Meinung der Mitbürger über die Ungeheuerlichkeit sei. Denn wagte er es, im Gespräch darauf leise anzuspielen, so wollte man entweder gar nichts wissen, oder man lächelte leicht und tat so, als sei diese Sache doch nicht wert, daß davon gesprochen werde.

Dennoch reiste Trefz eines Tages nach der Hauptstadt, unter Mitnahme der schlimmen Zeichnung, und sprach bei einem angesehenen

Rechtsanwalt vor, der ihn kollegial empfing und dem er seinen Wunsch mitteilte, den Zeichner dieses ehrenrührigen Bildes wegen gerichtlich zu belangen. Der Rechtsanwalt lächelte ganz leicht, als er das Blatt betrachtete, und sagte: „Ja, das habe ich auch gesehen. Übrigens ein prachtvoller Zeichner. Und Sie meinen also, er habe Sie persönlich in beleidigender Absicht karikiert? Ein gewisser Anklang von Ähnlichkeit ist ja vorhanden, gewiß. Aber das kann für Sie ebensogut eine Ehre sein. Der Reichskanzler ist schon zwanzigmal im ‚Hans Sachs' karikiert worden und hat noch nie geklagt."

Der Anwalt schloß damit, daß er von der Klage ernstlich abriet und Tresz als kluger Mann sah wohl, daß er durch öffentliches Verhandeln die Sache nicht besser machen könne. So ließ er davon ab, behielt aber im Herzen einen bitteren Haß gegen den schändlichen Maler, dessen höflichen Gruß er von nun an nicht mehr erwiderte. Mehrmals noch nahm der Künstler beim Begegnen seinen Hut vor dem Doktor ab, bald ehrfurchtsvoll, bald ironisch, dann gab auch er es auf, mit dem Manne in ein Verhältnis zu kommen, und ließ ihn laufen.

Es war Hochsommer geworden, und die in dem engen, tiefen Flußtal unbeweglich hängende Schwüle machte den empfindlichen Maler so krank, daß er tagelang zu Hause liegen blieb und kaum zu den Mahlzeiten ausging. Er litt häufig an solchen Depressionen, die ihn manchmal zum Wein in die Gasthäuser und zu einem recht unfeinen Zecherleben, manchmal auch auf ziellose Ausflüge ins Gebirge trieben, von welchen er verwahrlost und abgerissen wiederzukehren pflegte, und diese Unregelmäßigkeiten hatten viel zu seinem schlechten Ruf beigetragen.

Nach einigen schlaflosen Nächten und mutlos kranken Tagen raffte Lautenschlager sich eines Abends auf und verließ seine Wohnung in der hochgelegenen Vorstadt. Er trug seinen gewöhnlichen leichten Sommeranzug und hatte einen alten Lodenkragen auf dem Arme, dazu eine große blecherne Botanisierbüchse auf dem Rücken, und in der Hand einen altmodischen, seltsamen Spazierstock, den er von seinem Vater geerbt hatte, und der, von oben bis unten aus einem gelben starken Holze geschnitzt, einen auf einem Bein stehenden schlanken Storch darstellte, welcher den Kopf nach unten bog und den spitzen Schnabel nachdenklich auf die Brust gedrückt hielt.

Mit dieser selben Ausrüstung hatte der Sonderling seit seinen einsamen und unbehüteten Jugendjahren viele seiner schönsten und auch übelsten Zeiten hingebracht. Stock und Blechbüchse, Mantel und Wanderhut waren ihm Freund und voll von Erinnerungen. Langsam und schwerfällig stieg er an den letzten Häusern der Stadt vorüber bergan und ins Freie, wo er bald im abendlichen Walde verschwand. Er ging nicht den Wegen nach, sondern quer durch Wald und Schluchten, die er von Kind auf kannte, und im Berganſteigen fühlte er mit dem Tannengeruch und dem Abendwinde tröstlich die Erinnerungen an hundert solche Waldnächte heraufsteigen. Aufatmend sah er von der letzten Höhe auf die Stadt zurück, wie sie klein und gedrückt in ihrem engen Kessel lag, und er wußte wie jedesmal: ob seine Flucht ihn bis in ferne Länder oder nur bis zum nächsten Hügelzug führen werde, ob sie Tage oder Wochen dauerte, er würde doch wieder heimkehren, in Gerbersau leben und alle Kraft seines armen und unzufriedenen Lebens daran setzen, diese wunderliche Stadt und ihre Bürger abzuzeichnen. Auf die Wanderung aber hatte er keinerlei Malzeug und nicht einmal ein Skizzenbuch mitgenommen.

Während der zwei Wochen, die er ausblieb, ging in Gerbersau mancherlei vor, das ihn zu anderen Zeiten interessiert hätte. Unter anderem beging die Witwe Kimmerlen in der Diakonengasse ihre längst bekannte Quartalsfeier. Diese Frau lebte seit dem Tode ihres Mannes als Besitzerin eines kleinen Hauses in auskömmlichen, ja reichlichen Verhältnissen, die sie jedoch aus Vorsicht und anerzogener Sklaventugend nicht genoß. Vielmehr vermietete sie das Haus bis auf drei Zimmer und lebte wie eine arme Frau oder Dienstmagd, mit Waschen und anderen niederen Arbeiten beschäftigt und in alten, geringen Kleidern gehend. Sie war jedoch eine Art von Quartalsäuferin und bekam einigemal im Jahre ihren Anfall, wobei sie sich in plötzlich ausbrechendem Leichtsinn ihrer vergnüglichen Umstände erinnerte, die schönen Kleider ihrer besten Tage hervorsuchte und sich in eine Art von Dame verwandelte. Sie blieb alsdann am Morgen herrschaftlich lange liegen, legte dann die feinen Kleider an und frisierte sich mit Hoffart, darauf bereitete sie ein gutes Mittagsmahl und legte sich nach diesem auf dem Kanapee eine Stunde oder zwei zur Ruhe. Gestärkt trat sie sodann den Weg nach dem Keller an, trug zwei oder drei Flaschen Wein herauf und setzte in der sonntäglichen Suppenschüssel eine Bowle an, die sie reichlich zuckerte und stundenlang mit öfterem Kosten betreute, bis der höchste Wohlgeschmack erreicht war. Mit dieser Bowle setzte sie sich nun auf einen guten Platz am Fenster in den Lehnstuhl, trank langsam den Vorrat aus und schaute dazu hochmütig auf die Straße hinab, wo häufig die Kinder sich ansammelten, um sie bei ihrem einsamen Tun zu beobachten, wie sie dasaß, zuweilen ein Glas leerte und mit dem einbrechenden Abend allmählich rot und starr im Gesicht wurde. War die Schüssel leer, so war das Tagewerk beendet und die Witwe suchte ohne Licht ihr Lager auf, um den folgenden Tag genau auf dieselbe Weise zu beginnen und hinzubringen, bis sie genug hatte und mit Seufzen zum gewohnten ärmlichen Leben zurückkehrte. Lautenschlager hatte sie einmal gezeichnet, wie sie starr und gespenstisch an ihrem Fenster saß, schön gekleidet

und hoch frisiert, einsam mit der großen Bowle beschäftigt. Er hatte eine Vorliebe für die sonderbare Frau, deren geheime Leiden und Fehler er wohl zu verstehen glaubte, und hatte sich schon oft vorgenommen, einmal bei ihr Wohnung zu nehmen und sie besser kennen zu lernen. Es war aber nie dazu gekommen, denn der Künstler hatte zwar schon seit Jahren im Sinn, seine bisherige Wohnung zu verlassen, und hatte auch mehrmals gekündigt, war aber am Ende doch immer sitzen geblieben, wo er schon seit Jahren saß.

Der Dr. Trefz wurde während Lautenschlagers Abwesenheit in den Gemeinderat gewählt. Es hatte ihm wenig Mühe gemacht, das zu erreichen; eine andere Sache aber beschäftigte ihn zurzeit sehr stark.

Es lebten in Gerbersau, neben anderen Nachklängen versunkener Zeiten, auch einige Reste des uralten Zunftwesens fort. Die Mehrzahl der alten Zünfte freilich war eingeschlafen oder in gewöhnliche Vereine verwandelt worden. Zwei wirkliche Zünfte aber waren noch vorhanden, direkte Erben solcher mittelalterlicher Institutionen. Davon war es die eine, die Zunft zu den Färbern, die dem Notar soviel zu denken und zu wünschen gab. Diese Zunft war vor Jahrhunderten eine patrizische und sehr vornehme gewesen, im Lauf der Zeiten aber nahezu ausgestorben, so daß sie zurzeit nur noch aus drei ziemlich bejahrten Herren bestand, die zufällig alle drei Hagestolze waren. Diese drei hielten nach altem Brauch mehrmals im Jahre Zusammenkünfte, gaben jährlich ein Zunftessen und einen Fastnachtsball und hatten in ihrem eigenen Hause, das im übrigen vermietet war, eine besondere Zunftstube bewahrt, wo am alten Getäfel die Bildnisse, Wappen und Andenken verschollener Geschlechter hingen und wo die drei Spätlinge bei ihren seltenen Zusammenkünften an einem gewaltigen, eichenen Tische saßen, der Raum für dreißig Gedecke bot. Das Aussterben der Färberzunft war eine vielbesprochene Sache in Gerbersau, denn diese Gemeinschaft besaß außer ihrem Hause ein stattliches Vermögen, dessen jährliche Zinsen teils an die Erhaltung des Hauses und der Zunftstube, teils an den Ball und das berühmte üppige Jahresmahl, teils an Armenspenden und Unterstützungsgelder verwendet wurden; beim einmaligen Aufhören der Zunft aber sollte das gesamte Kapital samt dem Hause der Stadt zufallen.

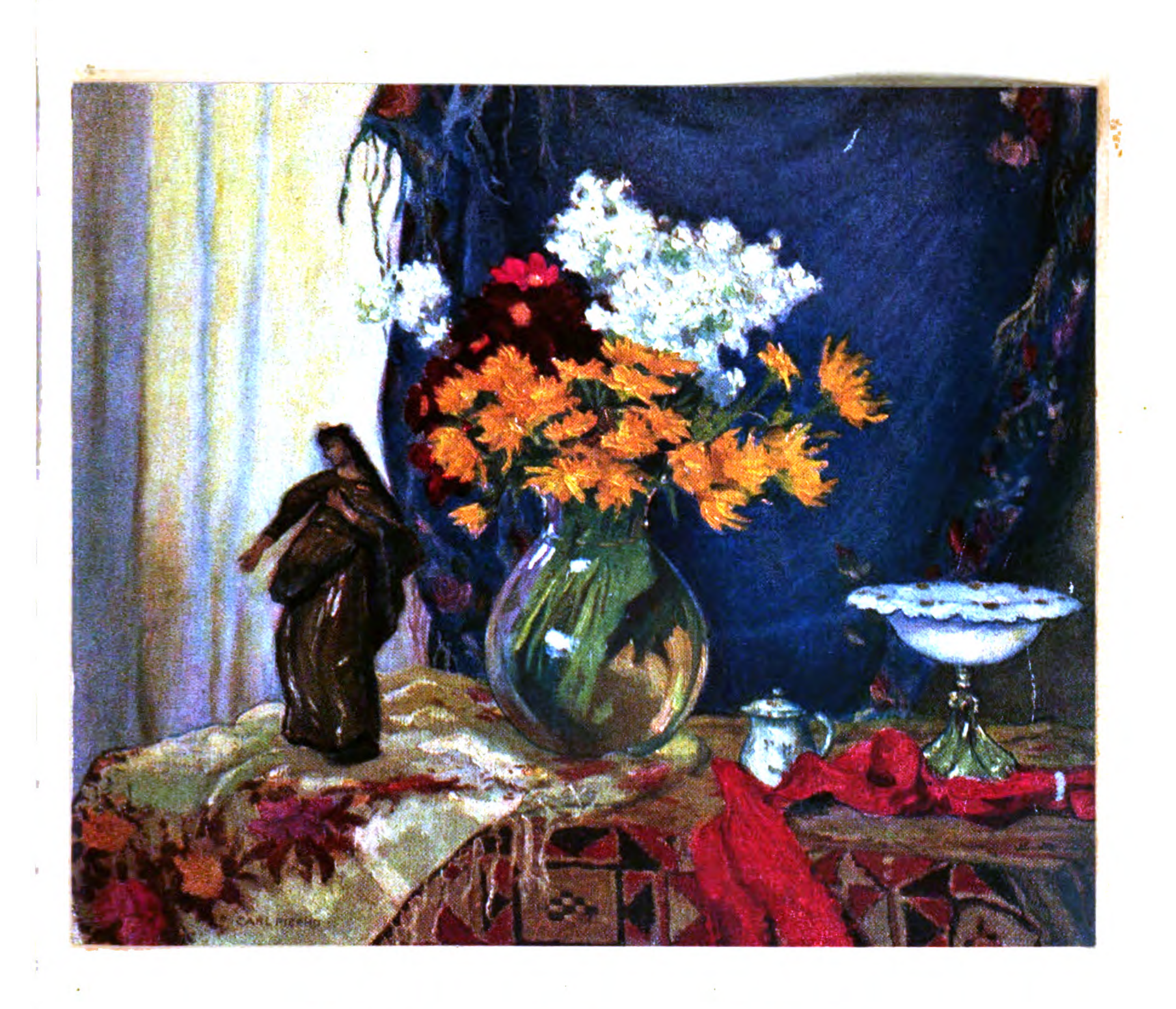
Dies unnütz lagernde Vermögen nun, dessen Zinsen auf eine sowenig zeitgemäße Art vergeudet wurden und dessen Verwaltung zu einem Teile in seinen Händen lag, hatte dem Notar Trefz längst in die Augen gestochen. Seit langem hatte er die Gesetze der Färberzunft studiert und eine Liste der wenigen Familien angelegt, deren Angehörige dort aufnahmefähig waren. Hielt man sich genau an den Wortlaut der Urkunden, so gab es zurzeit außer den drei Mitgliedern in der ganzen Stadt nur einen einzigen Mann, dem das Recht des Beitrittes zugestanden wäre. Das war der reiche Fabrikant Werner, der aus Stolz sowohl, um nicht des Interesses an den Zunftgeldern verdächtigt zu werden, wie auch aus Abneigung gegen die derzeitigen Mitglieder auf sein Recht verzichtet hatte.

Dem Notar wollte es nun seltsam und ungeheuerlich scheinen, daß das uralte, schöne Zunftvermögen so lächerlich brach liege und die Zinsen von drei launigen Junggesellen alljährlich leichtfertig vergeudet würden. Er hegte längst den Plan, sich den Zutritt zur Zunft zu ermöglichen und alsdann Ordnung in deren Angelegenheiten zu bringen. Als Beirat in der Vermögensverwaltung kannte er die drei Zünftler wohl und hatte Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß ihr Anführer der jüngste von ihnen, der ledige Rentier Julius Dreiß, war. Der hatte, entgegen der soliden Art seiner alten Familie, nicht nur nicht geheiratet und sehr früh sich als berufloser Privatmann zur Ruhe gesetzt, sondern leider auch seit seiner Knabenzeit eine Neigung zu Wohlleben und Bequemlichkeit an den Tag gelegt, welche in Gerbersau niemand gewillt war als ein Talent zu betrachten, und die man ihm nur darum halb und halb verzieh, weil er ein spaßiger Herr war und das besaß, was die Gerbersauer einen goldenen Humor nannten.

Diesem Julius Dreiß suchte sich der Dr. Trefz nun bei jeder Gelegenheit zu nähern und zu befreunden. Dreiß hatte nichts dagegen und ließ sich die Freundlichkeiten des geachteten Mannes gerne gefallen, doch meinte er schon nach kurzer Zeit diese Aufmerksamkeiten nicht mehr der Anziehungskraft seiner Person zuschreiben zu dürfen, sondern sah als Ziel der Trefzischen Bemühungen die Aufnahme in die Färberzunft und die Teilnahme an deren schönem Besitztum sich verbergen. Von dem Augenblick dieser Entdeckung an machte sich Dreiß ein Vergnügen daraus, den durchschauten Notar mehr und mehr mit einer gönnerhaften Leutseligkeit zu behandeln, die den Doktor zwar zuweilen aufs äußerste reizte, die er aber in Geduld ertrug. Häufig sah man die beiden Herren im Nebenzimmer des Adlers bei einer Flasche Pfälzer oder bei einem Kaffee und Kartenspiel zusammensitzen, den Doktor aufmerksam und schmeichlerisch um Dreißens Gunst bemüht, den frohen Junggesellen in wohlgespielter Ahnungslosigkeit.

Das Schauspiel dieser eigentümlichen Freundschaft zwischen dem korrekten, stolzen Notar und dem als Witzbold bekannten Zünftler dauerte lange genug, daß auch Hermann Lautenschlager sich seiner noch erfreuen konnte.

Der Maler kehrte eines Tages, da der Hochsommer sich abgekühlt hatte, mit sonnverbranntem Gesicht und staubigen Kleidern aus seiner Verwilderung heim. Wohlgemut zog er durch die Salzgasse und über den



Gelbe Astern. Gemälde von Carl Piepho

Marktplatz in der Heimat ein, suchte seine ebenfalls verstaubte und verwahrloste Wohnung auf und packte vor allem die große blecherne Botanisierbüchse aus. Der Hohlraum dieser Büchse war in zwei Hälften geteilt. In der einen waren Nachthemd, Schwamm, Seife und Zahnbürste des Wanderers untergebracht, die andre war erfüllt von einem geheimnisvollen Überfluß und Reichtum an Glasfläschchen, Korken, Papierschachteln, Wattepäckchen und anderen wunderlichen Geräten, zwischen denen einige auf Schnüre gezogene Kränze von getrockneten Apfelschnitzen auffielen. Alle diese Dinge legte der Maler sorglos beiseite, dann zog er aus den Brusttaschen seines Mantels und Rockes mehrere Schachteln, die er mit einer zärtlichen, juwelierhaften Sorglichkeit in die Finger nahm und der Reihe nach öffnete.

Da zeigte sich denn in den Schachteln, auf feine Nadeln gespießt, die gesamte Beute des sommerlichen Wanderzuges, ein paar Dutzend neu gefangener Schmetterlinge und Käfer, und einen um den andern hob Lautenschlager an seiner Nadel bedächtig heraus, drehte ihn begutachtend vor seinen Augen und legte ihn zur weiteren Behandlung beiseite. Dabei ging in seinem scharfen Malerblick eine knabenhafte Freude und beglückte Kindlichkeit auf, die niemand dem einsamen und oft boshaften Menschen zugetraut hätte, und über sein mageres, ironisches Gesicht lief wie Morgenlicht ein leiser Glanz von Güte und Dankbarkeit.

Wie es ein jeder rechte Künstler nötig hat, er sei sonst von welcher Art er möge, so hatte auch Lautenschlager durch alles Gestrüpp seines unbefriedigten und flackernden Lebens sich einen Weg bewahrt, auf dem er jederzeit für Augenblicke in das Land seiner Kinderjahre zurückkehren konnte, wo für ihn wie für jeden Menschen Morgenglanz und Quelle aller Kräfte verborgen lag, und das er niemals ohne Andacht betrat. Für ihn war es der zauberhafte Farbenschmelz frischer Schmetterlingsflügel und golden gleißender Käferschilder, der ihm mit Schlüsseln der Erinnerung das Paradiestor öffnete und dessen Anblick seinen Augen für Stunden die Frische und dankbare Empfänglichkeit der Knabenzeiten wieder gab.

Vorsichtig trug er seinen Schatz in das kleine Nebenzimmer, wo in zwei großen Wandschränken seine ganze Insektensammlung aufbewahrt ruhte und dessen Arbeitstisch mit Spannbrettern, Nadelkartons, Steckkissen, Papierstreifen, Pinzetten, Scheren, Benzingläschen, kleinsten Zangen und anderen Werkzeugen eines wohlausgerüsteten Insektensammlers bedeckt war. Er ging sogleich daran, die gespießten Käfer in die Kästen der Sammlung einzureihen, die Schmetterlinge aber mit geduldiger Sorgfalt auf Spannbrettern auszuspannen. Da blickten ihn entfaltet die wunderbaren Flügel an, braune und graue wollige mit matt gepuderten Farben, silbern weiße mit kristallenen Adern und frohfarbige mit metallen leuchtendem Email. Für seine Augen waren diese Schmetterlingsflügel das Schönste von allem, was ein Auge sehen kann, wie andre empfängliche Menschen etwa Blumen oder Moose oder die Farben der Meeresoberfläche allem anderen Augengenuß vorziehen, und bei ihrem Anblick gewann er das, was ihm seit Jahren fehlte, für Augenblicke wieder, nämlich das kindlich zufriedene Wohlgefallen an den Gegenständen der Natur, das Gefühl von Zugehörigkeit und Schöpfungsnähe, das man nur im Lieben und genauen Verstehen natürlicher Dinge zu finden vermag.

Als indessen der Abend kam, versorgte er seine Beute in einigen Blechkästen zwischen befeuchteten Papierblättern, um sie geschmeidig zu erhalten, dann holte er sich eine Flasche Wein aus dem Keller, Brot und Käse nebenan im Laden, aß auf dem Fensterbrett sitzend mit dem Blick auf die abendliche Gasse und zündete sodann die kleine Studierlampe an. Über ein volles Skizzenbuch gebeugt ging er künftigen Arbeitsplänen nach, wie ja solche gute Stunden nach der Heimkehr von einer befreienden Wanderung oft die besten Gedankenbringer sind.

In seinem Skizzenbuch fand sich die Gestalt des Dr. Trefz vier- oder fünfmal wieder, sie war ihm unvermeidlich geworden, und er fühlte mit Befriedigung, daß er in ihr den reinen Typ des Gerbersauer Philisters gefunden habe. Indem nun seine Gedanken, an keinem vereinzelten Bilde haftend und durch die friedliche Abendbeschäftigung gegen das Tal der Jugenderinnerungen gerichtet, die heimatlichen Figuren liebevoll umspielten, stand plötzlich mit überraschender Deutlichkeit das Bild des jungen Trefz vor ihm auf, wie er als Schulknabe gewesen war, ja er vermochte sich seiner noch aus der Zeit zu erinnern, da der jetzige Notar die ersten Hosen getragen hatte.

Oft schon hatte der Maler bis zur Verzweiflung darunter gelitten, daß eine zähe Anhänglichkeit ihn immer wieder und wieder nötigte, die kleinbürgerliche Welt seiner Vaterstadt in einzelnen Figuren festzuhalten, ohne daß es ihm je gelungen war, in einer irgendwie abschließenden Arbeit diese Welt für immer zu bezwingen und sich vom Halse zu schaffen, und mehrmals im Laufe der Jahre hatten ihn Pläne beschäftigt, die darauf zielten, ihn in einer gesteigerten Leistung von diesem Zwang zu befreien. Nun stand ein solcher Plan ungesucht vor seiner Vorstellung, aus hundert Quellen der Beobachtung und Erinnerung bis in Kinderjahre zurück genährt und bestimmt, verlockend und schwierig, und er griff alsbald mit ganzer Seele danach. Der Baumeister, der nach mühsamen Versuchen im guten Augenblick den klaren Grundriß des Hauses, das er bauen will, gefunden hat, und der Musiker, dem aus zwanzig wirren Skizzenblättern plötzlich das Gefüge einer Symphonie schön

und organisch entgegenblickt, fühlt augenblicks alle Kräfte seines Wesens nach dieser Aufgabe hin drängen, sie sei groß oder klein, und sieht sich von einem süß quälenden Fieber ergriffen, das nicht zu stillen ist als durch die Vollendung des im Innern geschauten Werkes, und diese Ergriffenheit und quälende Begierde ist von derselben Art und aus derselben Quelle wie die Liebe eines jungen Mannes zu einer Frau. Gesteigert und überklar stehen Entschlüsse da wie Träume, in welchen unerfüllte heimliche Wünsche in der Tiefe des Unbewußten ihre Erlösung finden. So war der Zustand des Malers, als er beim Schein der Lampe ungesucht seinen Plan vor sich stehen sah. Er wollte in einer Reihe von Zeichnungen das Epos des Gerbersauer Bürgers erzählen, und dieser Bürger mußte der Notar Tresz sein.

Man sollte ihn sehen, wie er als Neugeborner seinem Papa dargereicht, vom Stadtpfarrer getauft, als Dreijähriger mit der ersten Hose geschmückt, als Sechsjähriger zur Schule gebracht wurde. Er sollte vom ersten Apfeldiebstahl bis zur ersten Liebschaft, von der Taufe bis zur Konfirmation und Hochzeit, er sollte als Schüler, als halbreifer Gymnasiast, als Student, als Kandidat, als Bräutigam, als Gemeinderat und Beamter, als Redner und als Jubilar, als Vereinsvorstand und schließlich als Bürgermeister dargestellt werden, stets derselbe Tresz, der Typus des strebsamen Bürgers, der mit großer Energie und großem Stolze kleinen Zielen nachgeht und sie alle erreicht, der beständig zu tun hat und niemals fertig und niemals begnügt ist und doch von der ersten Hose bis zum Begräbnis derselbe bleibt, dessen Unersetzlichkeit jeder tief empfindet und der doch als tröstlichen Ersatz einen Nachwuchs hinterläßt, in welchem von der Nasenwurzel bis zum Fuß, von der Mundart bis zur Denkart der aus Urzeiten herauf gezüchtete Typ des Vaters wohlerhalten und bedeutsam fortgebildet erscheint.

Als Hermann Lautenschlager, von der großen Idee bewegt und nach keinem Schlaf verlangend, ziemlich spät in guter Laune noch den Adler aufsuchte und sich zu einem Schoppen Traminer setzte, sah er dort den Dr. Tresz bei seinem neuen Freunde Julius Dreiß sitzen und hatte seine Freude an ihm, als sei er sein Eigentum und laufe lediglich zu seiner Belustigung auf der Welt umher. Tresz hatte sich bei seinem Eintreten verstimmt abgewandt. Desto vergnügter begrüßte ihn der Herr Dreiß, ja er bat, als merke er nichts von Treszens Abneigung, den Ankömmling aufs freundschaftlichste, an seinem Tische Platz zu nehmen.

Der Maler fühlte einen Augenblick Lust, die Einladung anzunehmen und den gekränkten Jugendfreund in Verlegenheit zu bringen. Doch war er in allzu versöhnlicher Stimmung, als daß er es getan hätte.

„Die Herren haben miteinander zu reden," sagte er dankend, „und ich bleibe ohnehin nicht lang. Prosit, Herr Dreiß!"

„Prosit, Herr Lautenschlager," rief Dreiß herüber. „Ihre letzten Zeichnungen haben uns allen einen Heidenspaß gemacht — nicht wahr, Herr Doktor?"

Tresz gab keine Antwort. Er sog mißvergnügt an seinem Wein und spürte zum erstenmal eine Ahnung davon, daß dieser unsympathische Julius Dreiß ein Bundesgenosse des widerlichen Malers und daß beide, ohne es gerade zu wissen und zu wollen, seine Feinde seien.

Und in der Tat kam Dreiß mit dem Maler zurzeit recht häufig zusammen, und was der Notar heut abend mit Dreiß geplaudert hatte, kam morgen schon zu Lautenschlagers Ohren.

⌘ ⌘ ⌘

Als der Sommer zu Ende ging, begann Dr. Tresz auf die Früchte seines freundschaftlichen Umganges mit Herrn Dreiß ungeduldig zu werden. Er lud den Freund zu einem Sonntagsausflug ein und eröffnete ihm in der Goldenen Krone zu Krüglingen bei einer Flasche Affenthaler seine geheimen Wünsche.

„Sehen Sie," sagte er eindringlich, „es wäre doch unverantwortlich, eine so altehrwürdige Vereinigung wie Ihre Färberzunft einfach aussterben zu lassen, nur weil von den eigentlich zunftfähigen Familien keine Nachkommenschaft mehr da ist. Sie sollten den einen und andern tüchtigen Mann zulassen, der Leben und Regsamkeit in die Zunft brächte, sich der Geschäfte annähme und die Geselligkeit anregte. So bin ich zum Beispiel, wie Sie wissen, mit einem Teil der Verwaltung Ihres Zunftvermögens betraut und habe einen Einblick in Ihre Geschäfte. Als Mitglied der Zunft nun würde ich nicht nur auf die Gebühren verzichten, die ich für die kleine Arbeit der Verwaltung anzusprechen habe, ich würde auch den etwas altmodischen Gang Ihrer Geschäfte zu verbessern wissen und die Rentabilität Ihrer Kapitalien bedeutend erhöhen können. Überhaupt, da ich in der letzten Zeit das Vergnügen hatte, Sie näher kennen zu lernen und in einen so freundschaftlichen Umgang mit Ihnen zu kommen, wäre es mir eine Freude, auch Ihrer Zunft mit anzugehören, und ich darf doch wohl hoffen, daß mein Aufnahmegesuch Ihre Befürwortung fände?"

„Gewiß," antwortete Dreiß nachdenklich, „aber Sie werden ja wohl wissen, welches die Vorbedingungen einer Aufnahme sind. Meines Wissens sind Sie mit keiner von den zunftberechtigten Familien nahe genug verwandt."

„Das weiß ich," gab Tresz ohne weiteres zu. „Aber immerhin ist meine Mutter eine Rothfuß und mit den Dreißen Ihres Stammes vervettert. Und außerdem weiß ich, daß im Laufe der Jahrhunderte zweimal die Zunftmitgliedschaft an Nichtberechtigte verliehen worden ist. Einmal sogar an einen Auswärtigen, der sich das Bürgerrecht nur erkauft hatte. Sie können doch nicht im Ernst eines Zufalls wegen Ihre ganze Zunft eingehen lassen."

„Das haben wir noch nicht im Sinn. Zunächst sind wir noch drei lebende Mitglieder, mit deren Absterben es ja nicht so sehr pressiert. Und schließlich wäre das Aufhören der Zunft gar kein so großes Unglück. Einen rechten Sinn hat sie doch schon lange nicht mehr, und bei ihrer Auflösung ginge ihr Vermögen an die Stadt über, die es schon brauchen könnte. Wir zahlen Steuern genug, da würde eine kleine Aufbesserung nichts schaden."

Das konnte Trefz als Mitglied des Gemeinderats nicht leugnen. Er wiederholte nur, wie schade es wäre, wenn man eine so alte und schöne Institution müßte erlöschen sehen, und bat den andern, seinen Antrag um Aufnahme zu überbringen.

Darauf nun hatte Dreiß schon lange gewartet. Er versprach eine schnelle Antwort und freute sich, diesen Philister in seinen Händen zu wissen und ihm einen Denkzettel zu geben. Denn als Philister erschien ihm der Notar, obwohl Dreiß selber kein kleinerer war. Er hatte als bequemer Junggeselle eine Abneigung gegen alle Streber und Umtriebler, es war jedoch nur seine Trägheit und seine Lust am Witzemachen, die ihn seine tüchtigeren Mitbürger als Philister verachten ließ. In den Jahren seiner Zugehörigkeit zur Zunft hatte er dort das große Wort geführt und sich namentlich als Veranstalter des jährlichen Fastnachtsfestes hervorgetan, und da ihn sonst keine Arbeit oder Sorge beschäftigte, war ihm das Spaßmachen allmählich zum Beruf geworden.

Nun war in der Zunft eine lange Weile nichts richtig Lustiges mehr passiert, und Dreiß begrüßte diesen Anlaß zu einem Narrenstreich mit Freuden. Gleich allen Müßiggängern und unernsten Menschen war ihm nichts willkommener, als gelegentlich einen andern von sich abhängig zu sehen und seine zufällige Macht zu mißbrauchen. So berief er alsbald eine Zunftsitzung ein, die er im Einverständnis mit den gleichgültigen Mitgliedern zu einem schönen, festlichen Abendessen gestaltete. Von einem Kellner sorgfältig bedient, unter demütiger Leitung des Hirschwirtes, saßen die drei nichtsnutzigen Junggesellen an dem zehnmal zu großen Zunfttische beisammen, aßen, was ihnen gut schien, und tranken Rotwein dazu, hatten die alten silbernen Becher der Väter vor sich stehen und kamen sich drollig und wichtig vor. In einer lustigen Rede erzählte Dreiß von dem Anliegen des Dr. Trefz, worüber wenig Verwunderung entstand, da ähnliche Gesuche nicht eben selten an sie gelangten. Statt jedoch den Antragsteller einfach und sachlich abzuweisen, beschloß Dreiß ihn erst ein wenig zum Besten zu halten, und der Maler Lautenschlager gab ihm vortreffliche Ratschläge dazu. Und so erhielt denn nach einigen Tagen der Notar ein feierliches Schreiben von der Färberzunft, worin er bedeutet wurde, sein Anliegen schriftlich mit ausführlicher Begründung und unter Beifügung eines übersichtlichen Stammbaumes zu wiederholen. Die Aufforderung war übrigens so höflich abgefaßt, daß der Notar trotz einer leisen Witterung des Gegenteils sie ernstnahm und mit der Herstellung einer schönen Kopie seines Stammbaumes viele fleißige Abendstunden hinbrachte.

Diesen Stammbaum samt einem langen Schreiben ließ er dem ehrenwerten Vorstande der Zunft übergeben und wartete sodann eine gute Weile vergebens auf Antwort, indessen die Zunftherren den Anlaß zu mehreren Sitzungen, Frühstücken und kleinen Gelagen wahrnahmen.

Endlich aber bekam Trefz einen zierlichen, prachtvoll kalligraphierten Brief mit dem schweren Zunftsiegel. Begierig schloß er sich in seiner Schreibstube ein, entfaltete und las, und war selbst jetzt noch einen Augenblick im ungewissen, ob es sich um Ernst oder Spaß handle. Dann aber wurde ihm klar, daß er zum Narren gehabt worden sei, und es gab fortan in Gerbersau keinen heftigeren Gegner der Zunft als ihn. Das Schreiben hatte gelautet:

„Hochgeehrter Herr Doktor!

Ihr Antrag ist der wohledlen Zunft an Färbern zu Händen gekommen und fühlen wir die Ehre wohl, die uns damit angetan wird. Mit großem Vergnügen wären wir bereit, Ihrem werten Ansuchen zu entsprechen, wenn nicht früher gefaßte Entschließungen uns dies leider erschweren würden.

Unsre wohledle Zunft zu Färbern besteht, wie Ihnen wohl bekannt, zurzeit aus nur drei Mitgliedern, welche alle drei sich des Ehestandes enthalten haben, so daß nach ihrem einstigen Ableben die Zunft erlischt und ihre Habe der Stadt Gerbersau zufällt. Dies ist unser aller Meinung und Wille, und was nun Ihre werte Anfrage betrifft, so sind wir mit Freuden bereit, Sie, hochgeehrter Herr, in unsre Zunft aufzunehmen, wenn wir die Gewißheit haben, daß hierdurch unsere früheren Absichten nicht geschädigt werden.

Wir haben daher die Ehre Ihnen mitzuteilen, daß Ihrer Aufnahme nichts entgegensteht, sofern Sie bei erfolgendem Eintritt sich schriftlich und eidlich verpflichten, niemals in den Ehestand zu treten. Sollte diese einzige Bedingung Ihren Beifall nicht haben, so müßten wir allerdings zu unserem Bedauern auf die Ehre verzichten, die Ihr Beitritt uns andernfalls bedeuten würde."

⌘ ⌘ ⌘

Seit im Hans Sachs' seine von Lautenschlager gezeichnete Karikatur erschienen war, hatte Trefz einen solchen Ärger nicht mehr erlebt. Den Gruß des Herrn Dreiß, der ihm andern Tags begegnete und mit dem freundlichsten Lächeln den Hut zog, hätte er am liebsten mit einem Faustschlag beantwortet.

Ende

Der alte Menges

Ballade von Karl von Berlepſch

Da ſprach der alte Menges,
Der tapfre General:
»Ach, wollte Gott, geläng' es
Zu ſtürmen noch einmal!

Der ew'ge Schützengraben
Der iſt mein ew'ges Leid!
Die Sappen und die Waben
Verderben deutſchen Schneid!

Der Kampf mit Liſt und Tücken
Vom Feind erfunden ward,
Sich drücken und ſich bücken
Das iſt nicht deutſche Art!

Und ob's mich gleich gefährde —
Potz Kuckuck Element! —
Ich ſteig' nicht in die Erde
Vor meinem letzten End'!«

Da ſtand er auf der Wieſe
Vorm Feinde, groß und breit,
Am Rock die rote Bieſe,
Die blitzte meilenweit.

Im Hagel von Geſchoſſen
Ging offen er umher,
Als wenn für ihn gegoſſen
Noch keine Kugel wär'!

Und wie ſein blind Vertrauen
Den Führer nie verläßt,
So jubelten die Grauen:
»Der Alte, der iſt feſt!« —

Doch Alter weiß zu faſſen,
Was keine Kugel trifft,
Und was die Schlacht gelaſſen,
Das nahm ein ſchleichend Gift.

Daheim und ganz im ſtillen,
Was keiner ſieht und hört,
Schamhaft und wider Willen
Stieg Menges in die Erd'. —

Doch ſieh! Am Dünabogen
Da zieht des Nachts ein Hauch,
Der krauſt des Narocz' Wogen
Und bauſcht einen Mantel auch.

Da ſchreitet längs dem Graben,
Ganz offen, ungedeckt,
Der Geiſt des alten Knaben,
Hochſtämmig aufgereckt:

Ein Reſt aus jenen Tagen
Vom ritterlichen Krieg,
Da noch ein Manneswagen
Und Kühnheit trug den Sieg! —

So ſchreitet er bedächtig
Die deutſchen Poſten ab.
Da flüſtert's übermächtig:
»Den Alten hält kein Grab.«

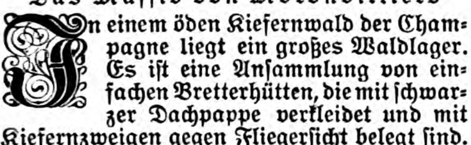
Der Ruſſe ſieht's mit Bangen
Und krümmt ſich wie ein Wurm:
»Der Menges kommt gegangen,
Das deutet neuen Sturm!«



Die Abwehrschlachten in der Champagne und an der Aisne

Bilder und Text von Ernst Vollbehr, Kriegsmaler bei der Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen

Das Massiv von Moronvilliers



In einem öden Kiefernwald der Champagne liegt ein großes Waldlager. Es ist eine Ansammlung von einfachen Bretterhütten, die mit schwarzer Dachpappe verkleidet und mit Kiefernzweigen gegen Fliegersicht belegt sind. Da, wo bombensichere Unterstände gebaut waren, hoben sich die herausgeworfenen weißen Kreidemassen grell vom braunen Waldboden ab. Außerhalb dieses Nadelwaldes war schon der Frühling mit blühenden Bäumen und jungem Grün eingezogen, und blauer Himmel wölbte sich über diese Frühlingspracht. Hier aber im Walde hatten die Menschen kein Interesse für den Frühling. Das menschliche Hirn mußte hier intensiv arbeiten. Hier lag der Divisionsstab und sann, wie er mit Hilfe seiner braven Soldaten über die gewaltigste französische Offensive an der nahen Champagnefront Herr würde, wie er die Stellungen gegen das mörderische Geschützfeuer und gegen die anstürmenden Menschenmassen halten könne. —

Unheimlich war der Wald in seiner melancholischen Stimmung, während an der Front die letzte Stunde des Weltgerichts hereingebrochen schien. — Eine armselige Bretterbude, mit einer Schlafgelegenheit aus Maschendrahtgeflecht, einem dreibeinigen Stuhl und einem Tisch war mein armseliges Quartier. Man sah mich aber wenig in diesen fürstlichen Gemächern. Ich war stets vorn an der Front auf einem Baumgipfel und malte von hier bei Sonnenschein, oder bei aufziehendem Regen und Nebel Stimmungsbilder und viele Panoramastudien vom Kampfgebiet. Alles dies soll später vereinigt ein großes Bild vom Gelände der Abwehrschlacht geben. Über den von Granaten aufgewühlten, dennoch stellenweise vom Frühlingsgrün überzogenen Wiesen erhoben sich die heißumstrittenen Bergrücken, der Fichtelberg, der Pöhlberg, Keilberg, die Bärenburg mit ihren amphitheatralischen Schluchten, der Hochberg und der Lug ins Land. Diese kreidigen Bergwellen hoben sich beim Malen der Hauptbilder gespenstisch vom schwarzblauen Gewitterhimmel ab. Die hellen Rauchfahnen der einschlagenden Granaten und Minen versuchten eine Verbindung zwischen Himmel und Erde zu schaffen.

An der Aisnefront

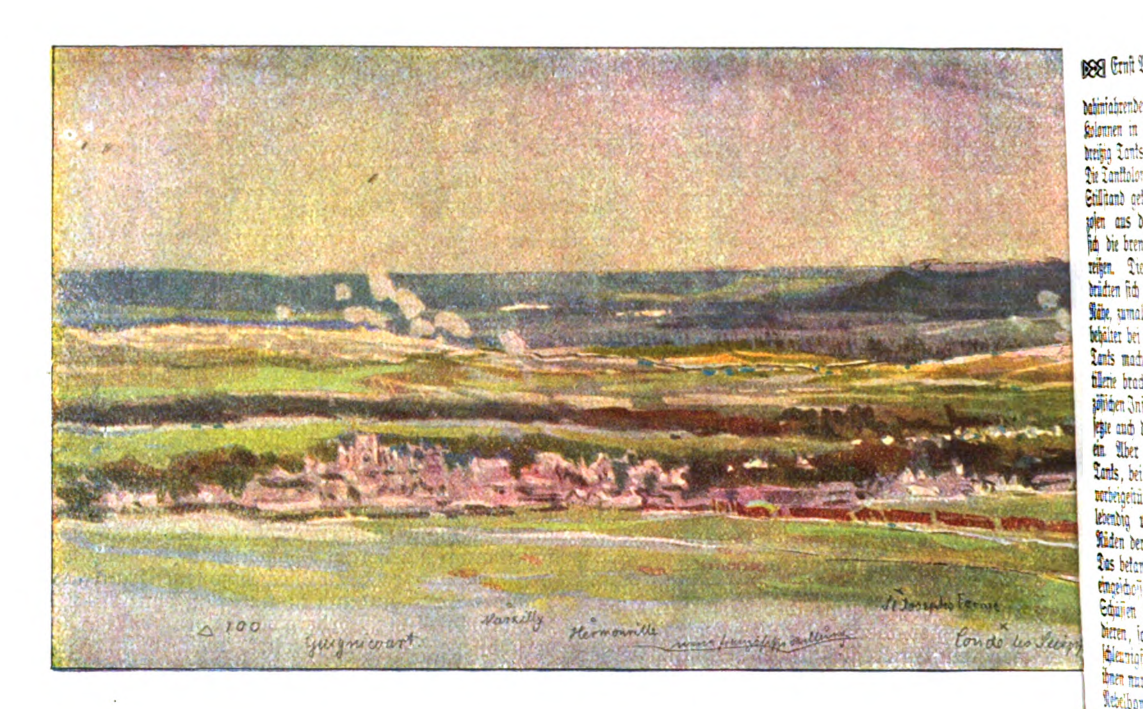
Einige Tage später sah ich vor mir das dem Fort Brimont sich anschließende Kampfgelände der französischen Offensive. Für mich altes bekanntes Gelände. Ich erkannte den im Trommelfeuer liegenden Winterberg, sah die zerstörten Orte Craonne, Corbeny, Juvincourt, die berüchtigte Höhe 108 und die danebenliegenden Steinbrüche, sah Berry au bac mit seiner Gasfabrik, die in den Kämpfen 1914 schon eine große Rolle spielte und die ich damals so oft gemalt. Ich sah die Höhen 91 und 100. Alle diese markanten, heißumstrittenen, langgestreckten Hügel hoben sich jetzt grellweiß, von Granaten zerwühlt, aus dem Gesamtpanorama heraus, dazwischen zweiunddreißig schwarze Punkte, die zerschossenen französischen Tanks und am Himmel fünfzehn Fesselballons. Im Vordergrunde der völlig zerschossene Ort Guignicourt, welcher laut den bei den Gefangenen gefundenen Befehlen das erste Ziel der französischen Infanterie vereint mit den vorbrechenden Tankkolonnen am ersten Tage der Offensive sein sollte. — Dies Ziel haben die Franzosen nicht erreicht, denn sie konnten an dieser breiten Aisnefront trotz des wahnsinnigen Einsatzes von Tanks, Granatfeuer, Gas und Menschen nur eine geringfügige Einbuchtung bei der Höhe 108 erzielen. In der Folgezeit haben die Franzosen diese Angriffsstelle an der Aisne bei der Höhe 108 nicht einmal zu erweitern versucht, wohl hauptsächlich, weil dadurch ihre rechte Flanke übermächtig bloßgelegt worden wäre. Sie sind zwar vom 16. April ab in immer neuen Stürmen gegen die Höhen 108, 91 und 100 angelaufen, aber es ist ihnen trotz des stärksten Feuers kein Erfolg beschieden gewesen.

Tanks

Am 16. April 1917 zwischen 7 und ½8 Uhr früh sahen unsere Artilleristen plötzlich ihre Schutzstellungen von vorwärtsstrebenden Menschen erfüllt. Rechts am Aisnegrund und links an der Miette eilten französische Tankgeschwader im Gänsemarsch den Angriffskolonnen voraus.

Seit dem Bewegungskriege hatte es so etwas für unsere Artillerie nicht mehr gegeben. Lebende Ziele und dann dazu Tanks, die von uns über Visier und Korn unter Feuer genommen werden konnten. Wann war es den braven Richtkanonieren mal vergönnt gewesen, selbst das Ziel zu sehen, worauf sie im Schweiße ihres Angesichtes schießen mußten? Jedes Geschütz, ganz gleich, in welcher Richtung es vorher gestanden hatte, wurde herumgerissen, zum Teil aus den Deckungen gefahren, und nun ergoß sich von allen Seiten ein Feuerhagel auf den

(Fortsetzung auf Seite 19)



Panorama des Gefechtsfeldes am Chemin des Dar

dahinfahrenden Tankwurm. Von den beiden Kolonnen in Stärke von je zwanzig bis dreißig Tanks bekam die Hälfte Volltreffer. Die Tankkolonnen waren dadurch sofort zum Stillstand gekommen. Man sah die Franzosen aus den Tanks herausstürzen und sich die brennenden Uniformen vom Leibe reißen. Die französischen Infanteristen drückten sich schleunigst aus der gefährlichen Nähe, zumal die Munition und die Benzolbehälter bei einigen Tanks explodierten. Die Tanks machten ‚tot'. Das Feuer der Artillerie brachte das Fortschreiten der französischen Infanteriemassen zum Stehen. Jetzt setzte auch der Gegenstoß unserer Infanterie ein. Aber die bis dahin ‚tot' scheinenden Tanks, bei denen unsere Infanterie achtlos vorbeigestürmt war, wurden plötzlich wieder lebendig und schossen stellenweise in den Rücken der vorstürmenden deutschen Reihen. Das bekam ihnen schlecht. Die nun bereits eingeschossene Artillerie brachte mit wenigen Schüssen wiederum Ungetüme zum Explodieren, so daß sich der Rest veranlaßt sah, schleunigst nach rückwärts zu entweichen, was ihnen nur gelang, weil sie sich mit Hilfe von Nebelbomben hinter einer undurchsichtigen Rauchwand versteckten. Viele sind nicht entkommen, denn ich sah ja allein zwischen Miette und der Aisne zweiunddreißig Ungetüme zwischen und hinter den Linien zerstört liegen.

Ich wollte natürlich die Tanks auch von der Nähe sehen und malen, hatten sie doch kriegsgeschichtliche Bedeutung während der französischen Offensive erlangt. Durchs Scherenfernrohr hatte ich genau beobachten können, daß einige dicht an unseren Gräben lagen und von dort aus gemalt werden konnten. Darauf fußte mein Entschluß, den ich auch gleich tags darauf ausführte. Der Führer, der mich bei Juvincourt an der Wegegabelung laut Divisionsmitteilung erwarten sollte, war ausgeblieben, und aufs Geratewohl über freies Feld in Richtung der Tanks zu laufen, war trotz der Dämmerung nicht ratsam.

Beim Warten auf diesen Führer aber hatte ich das Glück Offiziere zu treffen, die in die vordersten Stellungen gingen, sich sogar als gute Bekannte von mir von der Combreshöhe entpuppten und mich in die richtigen Laufgräben brachten. Ich schlich immer näher an die Tanks heran, schaue dabei auch mehrmals über den Grabenrand. Was sehe ich dort? Vier schwarze, breite, unförmige Gestalten mit zwei dicken Hinter- und dünnen Vorderbeinen. Die richtigen Spukgestalten, die um den mir zunächst liegenden Tank herumlaufen. Ich traute kaum meinen Augen und schrieb diese Erscheinung dem Morgennebel zu. Was waren es? Vier Kriegsphotographen, die ein schwarzes Tuch über den Kopf hatten und den Tank von allen Seiten photographierten. Ich strebte bei diesem photographischen Atelier vorbei zum nächsten Tank, um diesen mit drei dabeiliegenden im Morgenlicht zu malen. So stand ich auf freiem Felde, außerhalb des schützenden Grabens, dicht neben meinem Modell, ohne zu ahnen, wie nahe der Feind. Ich ließ mir sogar Zeit zum Malen. Die Morgennebel verschwanden aber bald, die Franzosen bekamen Sicht, konnten das Leben und Treiben der photographierenden Soldaten beobachten, und da ihnen ja wohl nicht gerade viel darum zu tun war, daß wir Deutsche diese Zeugen ihrer traurigen Blamage photographieren, schossen sie mit Gewehrgranaten, worauf die Photohelden sofort im Graben verschwanden; ich aber, der ich durch meine Modelle gegen feindliche Sicht geschützt war, konnte noch eine kriegerische Note, den rötlichweißen Rauch der Gewehrgranaten, mitmalen. Die Farbenskizze war bereits vollendet, und außerdem waren noch alle genauen Maße der Tanks notiert und niedergezeichnet, als ich mit meinen Malsachen gezwungen wurde in den Graben zu springen. Ich war glücklich, daß ich die Tanks im Bilde festgehalten hatte. Jetzt will ich hier gleich alles, was ich über Tanks gesehen und gehört habe, niederschreiben.

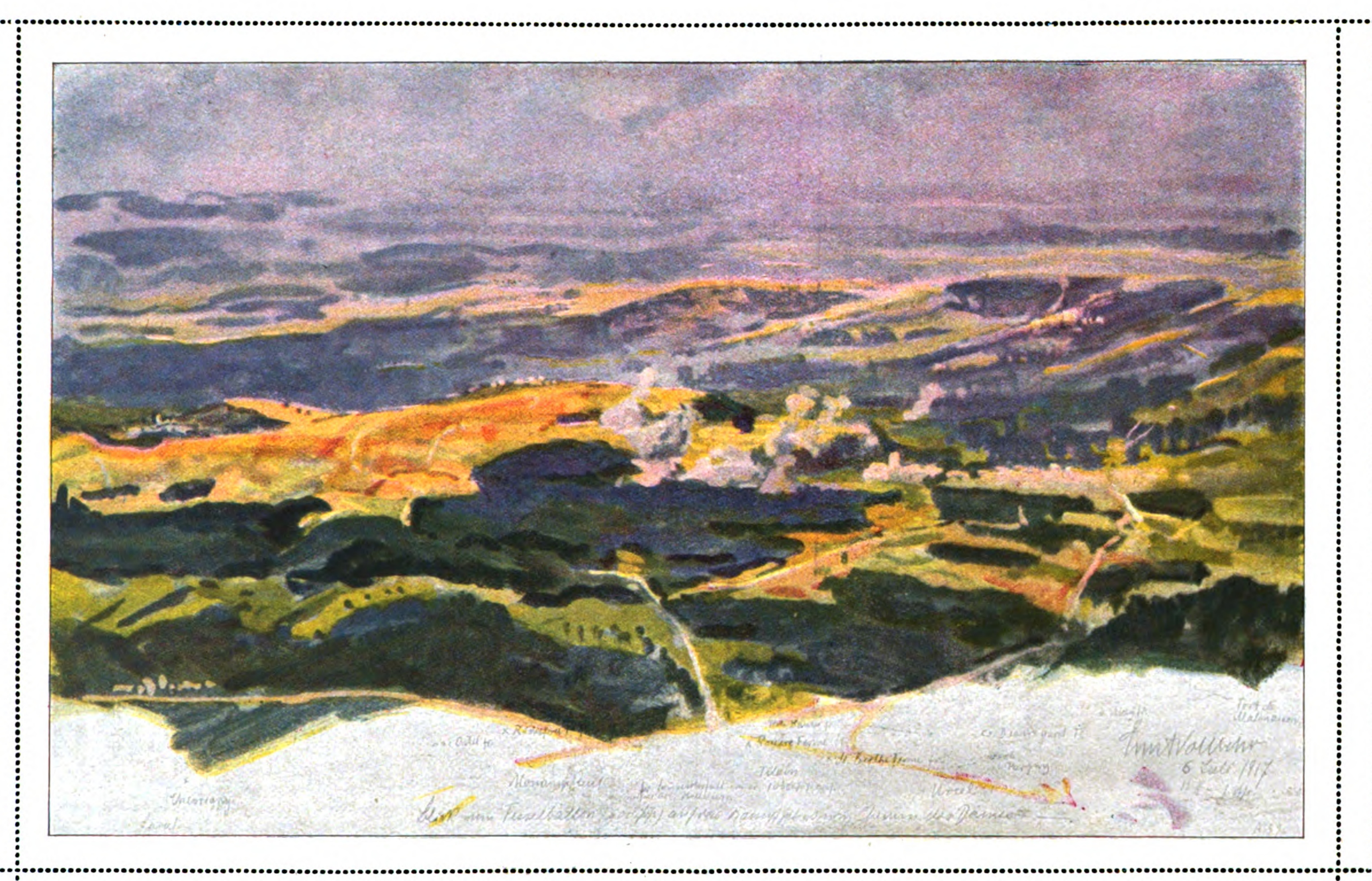
Die Tanks sollen hinter den Sturmbataillonen vorgehen und diese erst hinter sich lassen, wenn sie auf Hindernisse, wie Blockhäuser, Drahtverhaue stoßen. Der Tank soll sich dann auf dieses Hindernis werfen, es vernichten, und sobald dieses erreicht ist, sich der feindlichen Artilleriesicht entziehen, da diese die größte Gefahr für die Tanks sind. Der Hauptzweck der Tanks ist, der deutschen Infanterie Angst einzuflößen.

Die Schutzfarbe der Tanks wird durch alle möglichen Farben in willkürlicher Anordnung erstrebt. Je vier Wagen haben das gleiche Zeichen, z. B. Herz-As, Kreuz-As, Schippen-As, Karo-As. Diese Zeichen sind von uns zuerst irrtümlich als Genferkreuz angesehen worden. Tanks können vor und rückwärts laufen und auf der Stelle drehen. Aus Aussagen von gefangenen Tankbesatzungen geht hervor, daß die Tanks ganz unzuverlässig und sehr besserungsbedürftig sind, daß die Franzosen aber dennoch die Hoffnung auf ihre Erfolge nicht aufgeben wollen. Andere Gefangene waren der Meinung, daß nur die skrupellose Zeitungspropaganda den Bau dieser wenig widerstandsfähigen Maschinen veranlaßt habe. Andere sagten nur: „Pas encore assez à point."

Der Winterberg

Wie genau glaubte ich das ganze Kampfgelände des Winterberges zu kennen, da ich dort 1914/15 soviel erlebt und gemalt habe. Ich war damals Augenzeuge, als im September 1914 Craonne von den Sachsen gestürmt wurde. Ich malte gleich danach Craonne und betitelte das Bild „Das zerstörte Craonne". Erst jetzt dürfte ich diesen Titel benützen, erst jetzt ist es wirklich zerstört, denn es ist völlig vom Erdboden verschwunden.

Ich sah damals auch die Gefechte von



Blick aus dem Fesselballon in 600 Meter Höhe auf das Kampfgebiet vom Chemin des Dames



Im Schönbachlager

Hurtebise, im Oktober 1914. Ich stand damals neben dem kommandierenden General von Deimling in einem gegrabenen Erdloch, nicht ahnend, daß sich später Freund und Feind eingraben würden, und daß dieses Loch der Anfang der kommenden Schützengräben sein würde, womit jetzt alle Fronten übersät und durchzogen sind. Ich malte damals den Chemin des Dames, die Orte Cerny und Ailles und die wildumtobte Zuckerfabrik und glaubte schon, dieses müßte der Höhepunkt der Kriegswut sein. Das Schaurigste, das keiner Steigerung mehr fähig wäre, schien mir die im Januar 1915 eben gestürmte la Creuteferme-Höhle mit all den vielen herumliegenden Leichen. Ich war viel in den Hochwäldern des Winterberges herumgegangen, ja selbst mehrmals mit dem Auto hinaufgefahren, hatte im Schatten des Klosters Vauclaire gerastet. Und nun 1917? Ich sehe die Gegend wieder, erkenne aber nichts mehr, da alle Wälder, Fermen und Ortschaften vom Erdboden verschwunden sind. Der früher bewaldete Höhenzug des Winterbergs ist jetzt ein rotleuchtender, um und um gewühlter Lehmhaufen, auf dem ständig dunkelbraune Rauchwolken lagern und immer und immer wieder neue Granateinschläge aufblitzen — man mußte mir wirklich die grausige Landschaft neu erklären. Man zeigte mir eine helle Stelle, wo Craonne gestanden, zeigte mir einen weißen Punkt, wo einst das Craonelle-Denkmal stand, zeigte mir das Craonner Loch mit dem Felsvorsprung, die Kanzel und die Stelle, wo die Mühle und das Kloster Vauclaire und Hurtebise standen und wo der Ailettegrund sich befindet. Jetzt im Juni 1917 stand ich wieder auf derselben Stelle und malte wie



Drei von den zweiunddreißig am 16. April 1917 vor Juvincourt zusammengeschossenen französischen Tanks

damals über St. Croix hinweg das Panorama vom Winterberg. (Siehe als Vergleich das Bild im ersten Kriegsbildertagebuch des Künstlers, Verlag F. Bruckmann, München). Die nächsten Tage verlebte ich auf einem Beobachtungspunkte, um von dort aus genaue, detaillierte Studien für ein großes Dioramabild dieser blutgetränkten Front der französischen Offensive zu malen. Es gelang mir gut, da stets klare Sicht war, und ich zur genaueren Orientierung häufig im Fesselballon aufsteigen konnte.

Bove Chateau

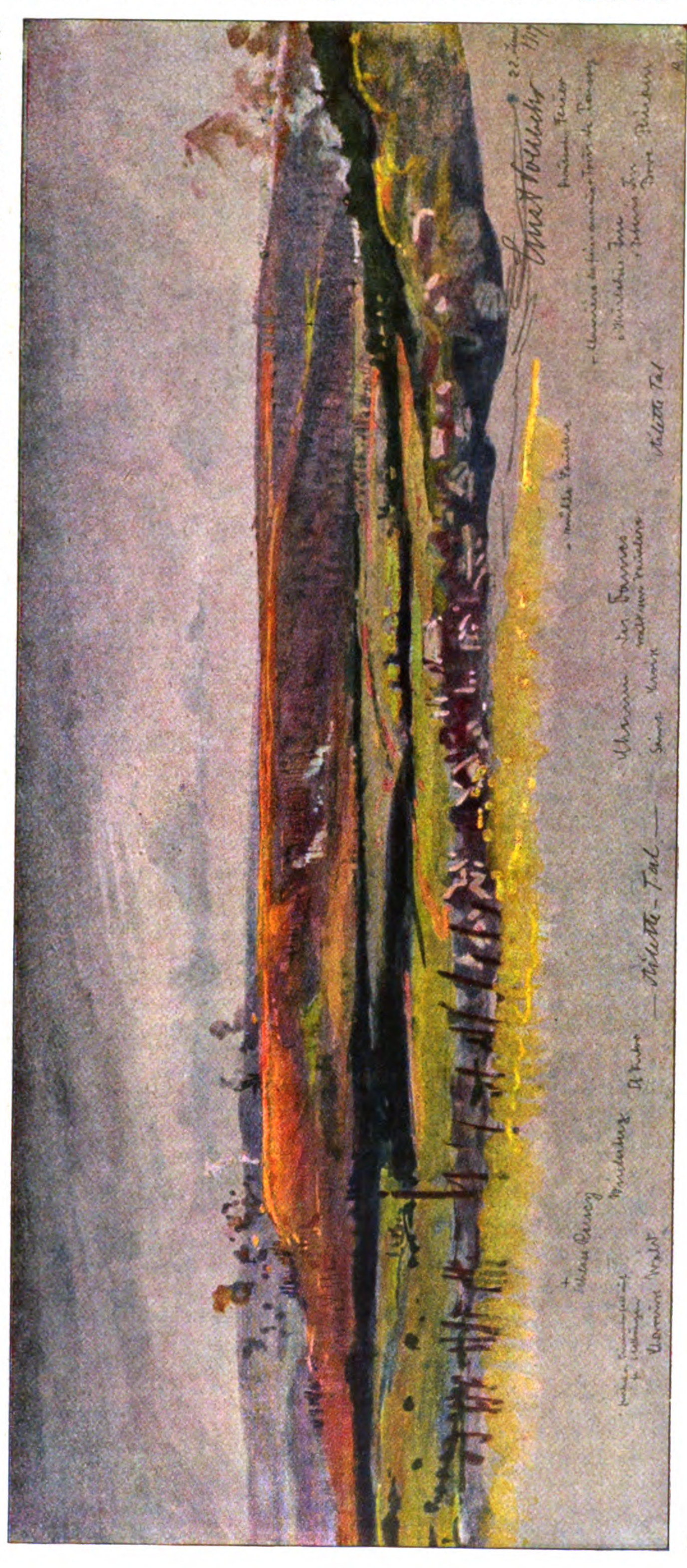
„Bove Chateau liegt unter ständigem Feuer, so daß es ganz ausgeschlossen ist, daß Sie dort malen können!" — „Die Franzosen schießen viel mit Gas dorthin, also, wenn Sie sich von Ihrer Idee, dort malen zu wollen, nicht abbringen lassen, müssen Sie Ihre Gasmaske stets aufhaben." Ich ließ mich nicht abhalten und wanderte trotzdem zum Bove Chateau. Ich mußte aber in aller Herrgottsfrühe heraus und mußte einige Zeit meinen Weg vor unseren Batterien entlang nehmen. Mein Trommelfell wollte fast platzen, wenn neben mir urplötzlich eine Batterie feuerte. Der Weg zum Schloß, den ich von 1914 her ebenfalls noch in schöner Erinnerung hatte, sah fürchterlich aus: Granattrichter an Granattrichter, tote, stinkende Gäule und zerschossenes Kriegsmaterial. Die zersplitterten Alleebäume lagen kreuz und quer über den Weg. — Zwischen ockergelben, aufgeworfenen Erdhaufen, die wohl von schwersten französischen Kalibern stammten und zwischen Baumleichen lagen die von der Morgensonne beschienenen letzten Trümmer des Bove Chateau. Traurige Reste einstiger Herrlichkeit. Nichts erinnert mehr an die stolze, leichtsinnige Zeit Ludwigs XIV., der von Paris auf diesen Höhen für seine „Damen" den bequemen Höhenweg, den jetzt so heißumstrittenen Chemin des Dames hat bauen lassen, um mit diesen „Holden" Schäferspiele im Bove Chateau und im Park zu treiben. Ob es Sage oder Wirklichkeit, weiß ich nicht, wenigstens geht es hier von Mund zu Mund. Ein blaß-grünblauer Himmel, übersät mit Schrapnellwolken und einem violetten Schleier am Horizont, an dem sich rötlichweiß der Winterberg mit den Resten von Hurtebise, Kloster Vauclaire und Bouconville abhob, bildeten den Hintergrund zu den weißen Schloßresten. Trotz der grausigen Verwüstung und den großen Gefahren hockte ich in einem Granattrichter und malte das traurige Motiv in seinen reichen, herrlichen Farbkontrasten. In Sicht des Feindes, bei hellem Wetter schlichen wir uns zurück über den Boverücken zur Landstraße. O weh, kein Auto war für mich da und mein Tagesprogramm lautete, daß ich noch am selben Morgen mit einem Fesselballon aufsteigen sollte. —



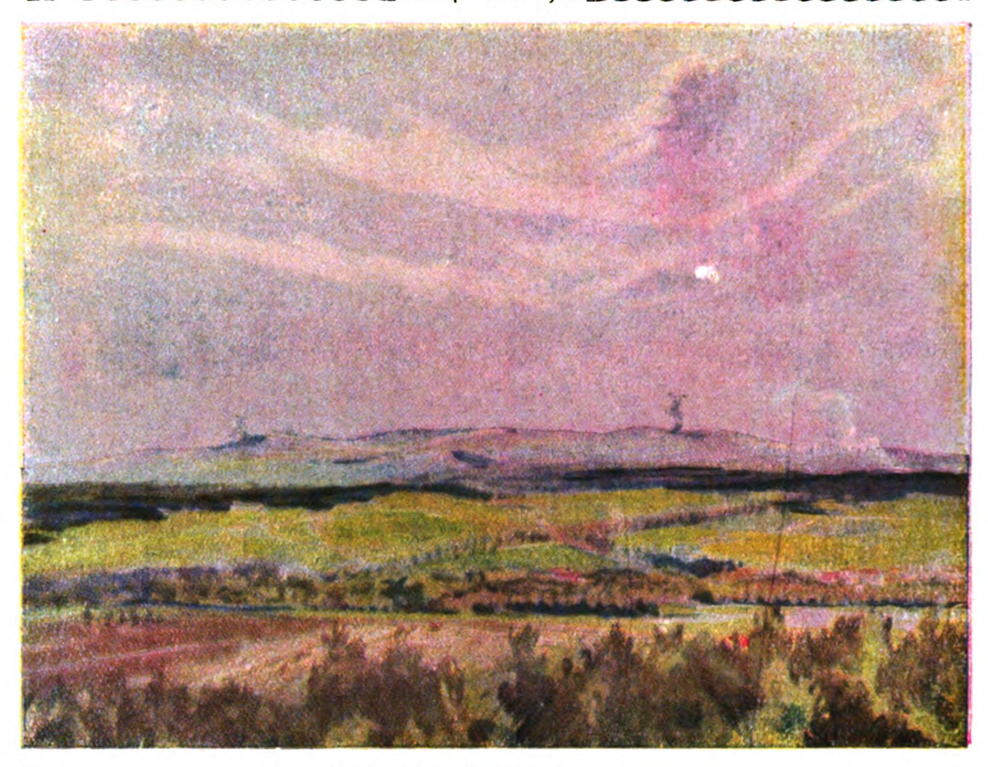
Blick von der Parkmauer von Bove Chateau auf das Gefechtsgelände am Winterberg
Im Vordergrund Bouconville, Ailettes-Grund, auf der Höhe das Kloster Vauclaire, Hurtebise, Ailles

Im Fesselballon

Welch gewaltige Kontraste mußte ich oft im Kriege erleben! Eben noch nahe der Front im grausigen Kampfgelände sitzend und malend, jetzt plötzlich 900 Meter hoch, neben einem Artilleriebeobachter im Fesselballon, erhoben über der unter mir ausgebreiteten, verrückt gewordenen Welt. Es war ein überraschendes Märchen hier oben. Nach Süden sah ich über Reims hinweg bis tief in die Champagne hinein, nach Westen über den rotaufleuchtenden Winterberg weit nach Frankreich, so weit, daß ich rauchende Fabrikschornsteine und von der Sonne beschienene Ortschaften, die anscheinend im Frieden lagen, sah. Nach Norden über Laon hinweg sah ich die ganze deutsch-französische Front, an der langen Reihe der deutschen Fesselballons erkenntlich, bis weit zur Somme. Im unter mir liegenden Gelände der tobenden Schlachten platzten unaufhörlich Granaten und rissen das Erdreich hoch hinauf. Oft sah man die typischen französischen Feuerüberfälle, in Form von etwa sechzehn hellen Einschlägen im Ailettegrund. Man sah das Aufblitzen voneigenen und feindlichen Geschützen. Der Beobachtungsoffizier hatte neben mir die Aufgabe, unsere Mörser, mit denen er telephonisch verbunden war, einzuschießen. Er schien sehr mit der Wirkung dieses Einschießens zufrieden zu sein, denn er ließ nicht nach, bis ich trotz meines intensiven Malens



Der Winterberg im feindlichen Feuer



Blick auf das Massiv Moronvilliers

Interesse an seiner Tätigkeit zeigte und ebenfalls durch das Glas dem Schießen zusah und gerade Augenzeuge wurde, wie ein französisches Munitionslager in die Luft flog. Nachdem der Offizier so seine Aufgaben glänzend gelöst und nun für meine Tätigkeit etwas Zeit fand, wurde mir das gewaltige Panorama genau erklärt. Ich wußte nun genau jeden Wald, kannte den Stand der feindlichen Artillerien, jedes Dorf und jede Stadt. Ich sah den Miettebachgrund in seiner typischen „S"-Form, sah Juvincourt, Berry au bac, die Höhen 108, 91 und 100. Sah ein heißumstrittenes, spinnenwebenartiges Schützengrabengewirr, Millionen weiße Granattrichter und dann auch von hier wieder die vielen zerschossenen Tanks. Ich sah kahle oder braungebrannte oder grüne Wälder, aus denen es unaufhörlich aufblitzte und leichte, hohe, mit einem Ring endende Rauchfahnen der Geschützabschüsse aufsteigen. Alles dieses eingerahmt mit den duftig weichen Farben der Ferne des Horizontes und des Himmels. Zu uns klang Militärmusik herauf, so deutlich hörbar, daß kein Ton verloren ging. Bis 10½ Uhr abends war ich oben, malte, schaute und bewunderte. Dann wurden wir heruntergeholt zur nächtlichen, aber warmen Erdoberfläche. Ich war in einer anderen, ja besseren Welt gewesen, hatte ungeheure Eindrücke sammeln und mit Farben zu Papier bringen können.

Am andern Morgen vor sechs Uhr war ich schon wieder hoch und malte. Das ganze Kriegspanorama lag noch friedlich und feierlich vor uns, bis der Gegner wieder anfing und den andern zum Erwidern anstachelte.

Ein französischer Flieger wollte sich dem Nachbarballon nähern, er wurde aber von unseren Ballonabwehrgeschützen mit Sperrfeuer umgeben, so daß es nicht gelang heranzukommen.

Es sah malerisch aus, als die weißen Leuchtgranaten-Ketten unaufhörlich aufstiegen. Unwillkürlich sah ich senkrecht in die Tiefe, um zu schauen, welchen Weg ich mit dem Fallschirm, an dem ich festgebunden war, zurücklegen würde, falls wir angegriffen würden und in der Tiefe verschwinden müßten. Wir wurden ein Stück heruntergeholt, aber da die Gefahr bald wieder vorbei war, konnten wir schnell wieder in 900 Meter Höhe steigen. Wieder hatte ich gute Sicht und Malwetter, nur war es Windstille geworden, und der Ballon drehte sich oft um seine Achse, so daß ich Mühe hatte, beim Malen stets den Punkt des gewaltigen Rundblickes wiederzufinden, da derselbe durch die Drehungen des Ballons während des Niederschauens auf den Skizzenblock aus meinem Gesichtsfeld verschwunden war. Nur nicht die Nerven verlieren und stets einen Ausweg finden. Hier bestand er darin, sich im Gelände ganz markante Punkte zu suchen,

von denen man sofort wieder auf den Punkt, den man gerade malte, überspringen konnte.

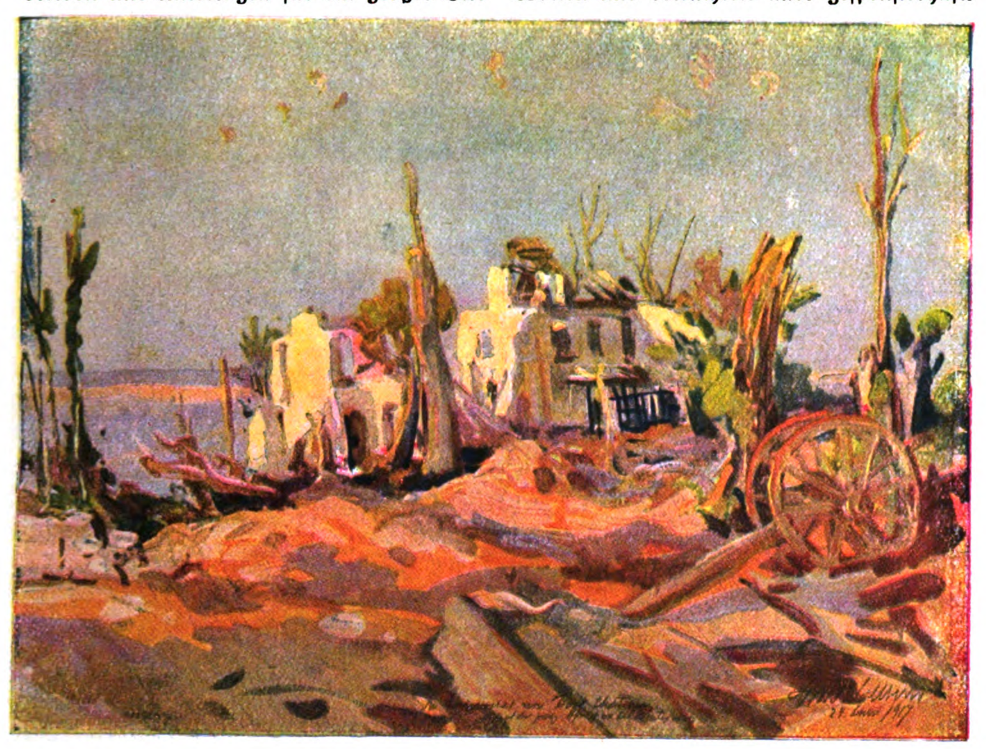
Die Kämpfe am Chemin des Dames

Durch weite, grelle, rote Mohnfelder, in denen Pferde grasten, hindurch, dem sich hoch auf einem Felsen auftürmenden Laon mit seiner mächtigen Kathedrale entgegen, dort herumgebummelt, alle von Anfang des Krieges liebgewonnenen Plätze wieder aufgesucht, wohl gleich wiedergefunden, aber alles stark verändert vorgefunden.

Wieder mußte ich um 4¼ Uhr im Morgengrauen zur Front vorfahren und das letzte Stück zu Fuß laufen. In einem einstmals schönen Obstgarten, in einem Märchen von rotem Mohn, neben einem, von einer Granate umgestürzten hohen Strohdach eines Gartenhäuschens, das von dunkelroten und rosa Kletterrosen überwuchert und wo selbst die Granattrichter durch die wuchernde Blumenmenge gemildert waren, lag ich auf der Erde und malte, nur mit der oberen Hälfte des Kopfes durch die Bresche der Gartenmauer herausschauend. Ich malte die in feinbläulichem Dunst liegende Gefechtsfront des Chemin des Dames. In meinem Rücken ging in einer Zauberpracht und Farbenfülle die Sonne auf, die mich als Künstler berauschte und mich von meiner detaillierten Terrainstudie ablenken wollte. Ich wollte und mußte aber bei der Stange bleiben und Unterlagen für ein großes Bild des hier bald tobenden Gefechtes malen. Ich mußte artig und ganz genau das Terrain studieren und malen. Ich sah die Trümmer der Ortschaften Filain, Pargny, die vielen Lauf- und Schützengräben, die Fermen am Chemin des Dames, die Steilabhänge, das ausgelaufene in der Ailette-Ebene hingebettete Bassin d'Alimentation, von dem ein widerlicher Geruch von den hunderten Zentnern der dort verdorbenen Karpfen zu mir herüberdrang, den Aisne-Oisekanal, der hier bald in einem Erdtunnel verschwindet. So entstand das hier mit abgebildete vierteilige Panorama, das ich mir so genau einprägen konnte, daß ich während des großen Gefechte im Terrain trotz Morgendämmerung Bescheid wußte. — Also, ein märchenhafter Sonnenaufgang durfte mich bei dieser pedantischen Arbeit nicht verführen und zum Malen locken, auch durften die vielen Mücken und Bremsen mich nicht in die Flucht schlagen, oder nahes feindliches Feuer mich erschrecken.

Der 8. Juli 1917

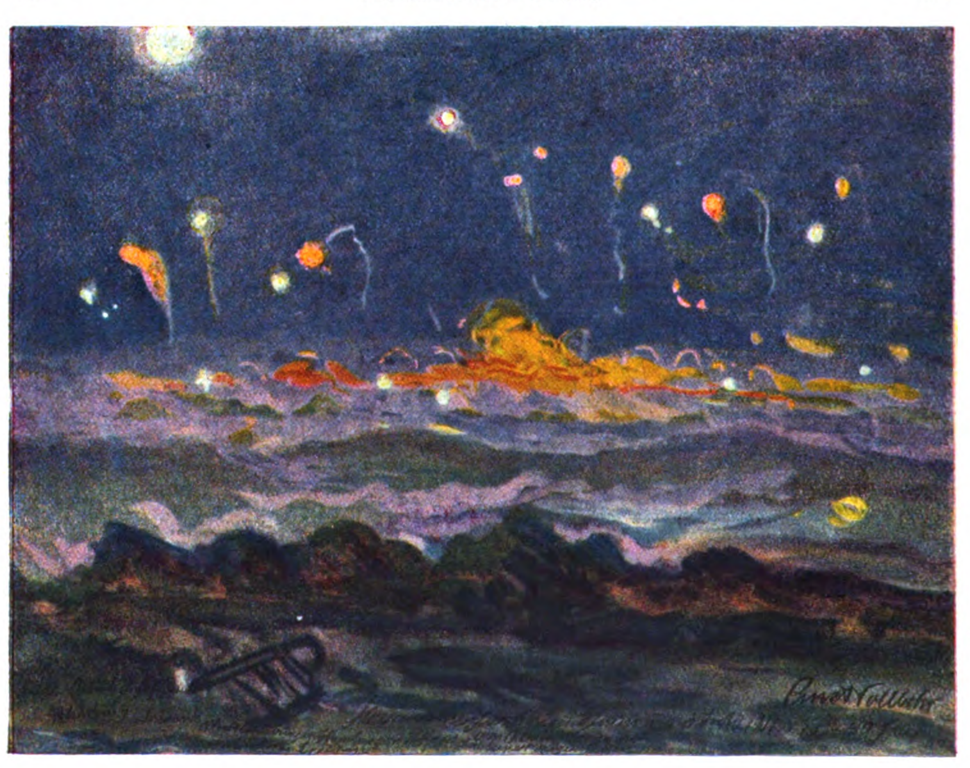
Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich, als ich aus meinem tiefen Unterstand herauskroch, in die Nacht hinausblickte und mir die Staffelei und das leere Papier, welches bald mit Bildern von den Schrecken der Schlacht bedeckt sein würde, zurechtlegte. — Der im Abnehmen befindliche Mond trat aus den Wolken und beleuchtete alles gespensterhaft.



Die Trümmer von Bove Chateau während der französischen Offensive am Winterberg



Die Hölle am Chemin des Dames: Die Sturmvorbereitung zu den Kämpfen am 8. Juli 1917
Gemalt von 4.26—4.30 früh



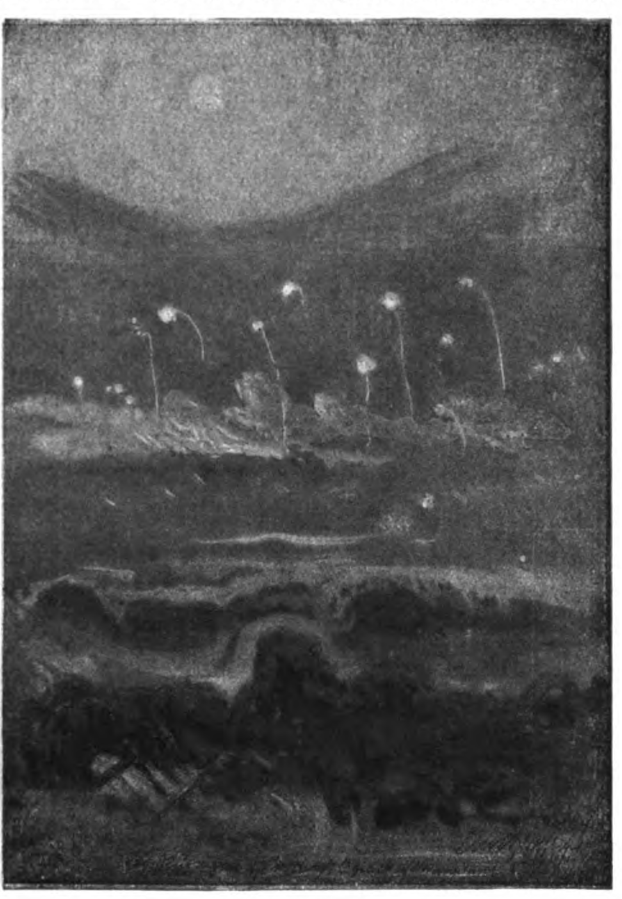
Flammenwerfer beim Sturm am 8. Juli 1917 am Chemin des Dames. Gemalt von 4.30—4.45 früh

Noch fünf Minuten, dann wird es 4 Uhr 26, die festgesetzte Zeit des Beginnens des deutschen Angriffes sein und dann die Hölle auf dem Chemin des Dames losgehen. Ich prüfte vorher im verborgenen nochmals schnell mit Hilfe einer Taschenlaterne meine Farben, damit ich bei der Dunkelheit und Aufregung nicht in eine falsche tauche. Noch eine Minute, und als diese in Spannung verstrichen war, stand ich grell beleuchtet da und mußte mich erst ducken, um nicht vom Feinde gesehen zu werden. Wie der Dirigent mit dem Taktstock sein Orchester erwachen läßt, so wurde hier die gewaltige Kriegsmaschine in furchtbarer Art in Gang gesetzt, so furchtbar schaurig schön und so exakt arbeitend, daß in der Zeit des Wirkungsfeuers von unseren Minenwerfern und unserer leichten und schweren Artillerie wohl alles vernichtet wurde, was der Feind in seinen ersten beiden Gräben aufgebaut hatte. Die Franzosen hatten scheinbar ihren Kopf vollständig verloren, denn sie sandten hunderte farbige Signalraketen im Wirrwarr durcheinander zum Himmel, so daß das Ganze wie ein in die Luft geflogenes Riesenfeuerwerk ausschaute.

Ich mußte meine Skizze bereits weglegen, denn das Bild änderte sich völlig, jetzt kam der Sturm selbst mit dem gleichzeitig einsetzenden Sperrfeuer unserer Artillerie und das Vorarbeiten der Sturmtrupps mit den Flammenwerfern. Alles war bald in Pulverdampf gehüllt, in dem die Flammen ständig aufblitzten und die Ränder der aufgeballten Dampfwolken grell beleuchteten.

Bald nach dem Anfang des Kampfes stiegen aus dem Rauch und Dunst, über dem aus frischem blauem Morgenhimmel der Mond herabschien, eine ganze Reihe weißer deutscher Leuchtkugeln gen Himmel, das Zeichen, daß das ganze Sturmziel erreicht war. Auch diesen ergreifenden Moment mußte ich mit Anspannung aller meiner Nerven in wenigen Minuten malen.

Ein deutscher Infanterieflieger erschien ganz niedrig über uns, flog über die neu eroberten Stellungen und griff mit seinem Maschinengewehr in den Kampf ein. Unsere Kämpfer gaben Zeichen, damit der Flieger über ihr Vorwärtskommen dem Divisionsstab Bericht abgeben konnte. Auch hier das Resultat: ‚Alle Sturmziele erreicht.‘ Es war allmählich hell geworden und es war die höchste Zeit, daß ich aus der feindlichen Sicht herauskam und meine nassen Bilder in Sicherheit brachte. Eben im tiefen Erdloch sitzend und Kaffee trinkend, wurden wir wieder herausgerufen. Ein stolzer französischer Major mit achtundzwanzig Gefangenen stand vor uns. Der Major grüßte uns kaum und tat sehr hochnäsig, während seine Soldaten schweißtriefend dastanden, aber stillvergnügt



„Das Sturmziel ist erreicht.“ Gemalt am 8 Juli 1917 am Chemin des Dames von 4.15—6 Uhr früh

uns zulachten und riefen: „Bien content, bien content, la guerre finie pour nous.“ Weiter erzählten sie: „Vier Wochen sind wir in der Saustellung am Chemin des Dames gewesen und sind nun glücklich, daß wir heraus sind.“ Der Major erzählte später: „Ich habe es geahnt, daß die Deutschen heute angreifen würden. Es lag so in der Luft. Als das Trommelfeuer einsetzte, wußte ich, woran ich war. Ich bin sofort herausgesprungen und habe meinem Regiment schnell noch Verstärkungen vorgesandt. Ich selbst bin in meinen Unterstand zurück-

gesprungen, und dann waren die Deutschen schon da. Es ist wirklich alles sehr schnell gegangen." Wir mußten ihm in allem völlig recht geben.

Alle Gefangenen wurden in einen Keller geführt, die Verwundeten aber gleich zum Lazarettunterstand. Im Keller umarmten sie sich mit den immer neu dazuströmenden Gefangenen und küßten sich gegenseitig. Draußen kam wieder ein neuer großer Trupp, geleitet von nur einem deutschen Soldaten, der ohne jegliche Waffe, nur mit einer Gasmaske ausgerüstet war. Ich fand später im Felde auch einige versprengte Franzosen, die mich hilfesuchend anriefen und die Hände hochhielten. Ich winkte ihnen und führte sie, während sie über das ganze Gesicht grinsten, zur Gefangenensammelstelle, und das lustige Gerücht entstand dadurch, daß ich als ‚Kriegsmaler' ebenfalls Gefangene gemacht hätte. Die Gefangenen warfen ihre mit Säcken übernähten Stahlhelme weg und setzten dafür ihre Mützen auf. Meine Ordonnanz hob einen Helm zum Andenken für mich auf.

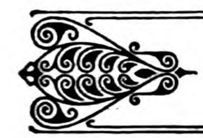
Ich erfuhr, daß in den vordersten französischen Gräben durch das Minen- und Flammenwerferfeuer alles vernichtet und in den beiden dahinterliegenden Linien alles gefangengenommen worden sei, daß gerade während der nächtlichen Stunde, als der Angriff losging, die Feldküchen herangekommen waren und daß sie Sonntagsessen und Schnaps erhalten hätten. Einige waren beim Waschen ihrer Hemden überrascht worden und konnten sich nur notdürftig ankleiden. Die Gefangenen wurden später in Trupps von je 200 Mann (allmählich waren es 800 geworden) abtransportiert.

Nach langen Irrfahrten hatte ich das Glück, mit Seiner Exzellenz dem Divisionsgeneral zusammenzutreffen und in seinem Auto bei strömendem Regen zurück gefahren zu werden. Ein guter Kognak, eine starke Tasse Kaffee, sage und schreibe drei Spiegeleier belebten meine Lebensgeister wieder.

Da meine Aufgabe hier gelöst war, konnte ich ins Oberkommando der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz zurückkehren und hatte dort die große Ehre, an der Hand meiner vielen neu entstandenen Bilder von der Champagne- und Aisnefront Seiner Kaiserlichen Hoheit Vortrag halten zu dürfen und dort von den maßgebenden Stellen die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser hier abgebildeten vierzehn Bilder zu erhalten, damit ‚die daheim' sehen, wie die Kampffront und die Gefechte, von denen die Heeresberichte soviel melden, aussehen.



Ein Held aus den Kämpfen am Chemin des Dames



Novalis und seine Zeit



Von Dr. C. A. Pfeffer

Wem die Jugend erfüllt war von schönen Träumen und schwärmerischen Zielen, der rettet bis in seine letzten Tage einen warmen Nachglanz, Herz und Hirn zu erquicken. Wer möchte sich heute nicht einmal auf eine stille Trauminsel flüchten, wohin Sorge und Not der Gegenwart nicht dringen, wo alle Ängste der Zeit ihre Macht verlören? Unseren von den Schrecken des Krieges verstörten Gemütern will es fast unglaublich erscheinen, daß es einmal eine Zeit gab, wo eine kühne Schar jugendlicher Geister lebte, deren Plan und Ziel es war, dieses ganze verworrene Leben in harmonische Dichtung auszubauen, aus den zyklopischen Trümmern dieses Daseins ein Kunstwerk edelster Vollendung zu gestalten; deren Berge versetzender Idealismus Welt und Menschheit in eine höhere, reinere Sphäre erheben zu können meinte; deren feste Überzeugung es war, daß die Erfüllung dieses Schönheitstraumes nur von der Kraft unsres Willens abhängig und eine unbedingte Forderung an unser besseres Menschentum sei. Aus den phantastischen Träumen der Romantik weht es herüber wie unvergängliche Jugend. Was gäben wir darum, wenn wir mit der Kraft ihres Zauberstabes diese in Schmerz und Not erstarrte Welt berühren könnten, daß sie jugendlich blühte und glaubensfroh lächelte. Gerade die Härte der Zeit macht uns Lust, einmal den stärksten ihrer Zauberer heraufzubeschwören, dem sich die Türen der letzten Geheimnisse, in die die anderen Romantiker gewaltsam zu dringen versuchten, von selber öffneten, damit er uns hülfe, mit seinen verzückten, gläubigen Augen diese in Jammer versunkene Welt zu sehen.

Eine Frage, die, an sich müßig und zwecklos, doch so manches beraubte Herz heute bewegt, führt uns leicht zu ihm: „Was wäre aus ihm geworden? War es Göttergunst, die ihre Lieblinge früh zu sich ruft, oder war es Tücke des Schicksals, die die Besten um ihr Bestes betrog?“ Auch vor dem frühen Ende des begabtesten der Romantiker stehen wir vor der Frage, ob die Blütenfülle seiner Jugend überreiche Frucht versprach, oder ob das Übermaß der Blüte alle Lebenskraft vor der Zeit verzehren und die Frucht in der Blüte töten mußte? Über seinem schwärmerischen Antlitz mit der gedankenreichen Stirn liegt der Glanz früher Verklärung. Es ist das Schicksal eines Euphorion, das sich vor uns auftut und uns mit Schmerz und wehmütigem Entzücken erfüllt. Novalis ist die poetische Verkörperung der ewigen Jugend dieser träumereichen Romantik. Er war ihr Idealvertreter, mit dem sie alle Zweifelnden und Bedenklichen zu bekehren gedachte. Und keiner war dazu geeigneter als er, diese Aufgabe zu erfüllen; denn er besaß in höherem Maße als sie alle, was sie für ihr Bestes hielten, und er war ihnen überlegen an dem, was den anderen fehlte und was sie um den Kredit bei den ach so nüchternen Menschen bringt — damals und heute. Novalis hätte vielleicht den Ungläubigen bewiesen, daß man Romantiker sein und doch im tätigen Leben seinen Mann stehen kann. — Als Dichter nannte er sich Novalis. Alles, was in



Novalis. Nach einem Stich von Eduard Eichens



Panorama des Gefechtsfeldes am Chemin des

dahinfahrenden Tankwurm. Von den beiden Kolonnen in Stärke von je zwanzig bis dreißig Tanks bekam die Hälfte Volltreffer. Die Tankkolonnen waren dadurch sofort zum Stillstand gekommen. Man sah die Franzosen aus den Tanks herausstürzen und sich die brennenden Uniformen vom Leibe reißen. Die französischen Infanteristen drückten sich schleunigst aus der gefährlichen Nähe, zumal die Munition und die Benzolbehälter bei einigen Tanks explodierten. Die Tanks machten ‚tot‘. Das Feuer der Artillerie brachte das Fortschreiten der französischen Infanteriemassen zum Stehen. Jetzt setzte auch der Gegenstoß unserer Infanterie ein. Aber die bis dahin ‚tot‘ scheinenden Tanks, bei denen unsere Infanterie achtlos vorbeigestürmt war, wurden plötzlich wieder lebendig und schossen stellenweise in den Rücken der vorstürmenden deutschen Reihen. Das bekam ihnen schlecht. Die nun bereits eingeschossene Artillerie brachte mit wenigen Schüssen wiederum Ungetüme zum Explodieren, so daß sich der Rest veranlaßt sah, schleunigst nach rückwärts zu entweichen, was ihnen nur gelang, weil sie sich mit Hilfe von Nebelbomben hinter einer undurchsichtigen Rauchwand versteckten. Viele sind nicht entkommen, denn ich sah ja allein zwischen Miette und der Aisne zweiunddreißig Ungetüme zwischen und hinter den Linien zerstört liegen.

Ich wollte natürlich die Tanks auch von der Nähe sehen und malen, hatten sie doch kriegsgeschichtliche Bedeutung während der französischen Offensive erlangt. Durchs Scherenfernrohr hatte ich genau beobachten können, daß einige dicht an unseren Gräben lagen und von dort aus gemalt werden konnten. Darauf fußte mein Entschluß, de… ich auch gleich tags darauf ausführte. D… Führer, der mich bei Juvincourt an … Wegegabelung laut Divisionsmitteilung … warten sollte, war ausgeblieben, und … Ge… …hl über freies Feld in Ri… de… …u laufen, war trotz der D… ru… …tsam.

…en auf diesen Führ… ho… Glück Offiziere zu tr… i… …n Stellungen ginge… … Bekannte von mi… …ntpuppten und … …äben brachten … die Tanks … …s über de… … Vier … …nit … u… Sp… liege… kaum … scheinu… es? Vie… zes Tu… Tank von … strebte be… vorbei zum … drei dabeilieg…

So stand ich auf freiem Felde, außerhalb des schützenden Grabens, dicht neben meinem Modell, ohne zu ahnen, wie nahe der Feind. Ich ließ mir sogar Zeit zum Malen. Die Morgennebel verschwanden aber bald, die Franzosen bekamen Sicht, konnten das Leben und Treiben der photographierenden Soldaten beobachten, und da ihnen ja wohl nicht gerade viel darum zu tun war, daß wir Deutsche diese Zeugen ihrer traurigen Blamage photographieren, schossen sie mit Gewehrgranaten, worauf die Photohelden sofort im Graben verschwanden; ich aber, der ich durch meine Modelle gegen feindliche Sicht geschützt war, konnte noch eine kriegerische Note, den rötlichweißen Rauch der Gewehrgranaten, mitmalen. Die Farbenskizze war bereits vollendet, und außerdem waren noch alle genauen Maße der Tanks notiert und niedergezeichnet, als ich mit meinen Malsachen gezwungen wurde in den Graben zu springen. Ich war glücklich, daß ich die Tanks im Bilde festgehalten hatte. Jetzt will ich hier gleich alles, w… ich über Tanks gesehen und gehört ha… …rschreiben.

Die Tanks sollen b… …turmbataillonen vorge… und … sich lassen, … Blockhäuser … soll sich … , es ver… , sich de… , da di… …s sind. … …utschen … …urch alle … …ordn… …as … … Sc… …nu… …en … la… …ussc… …t he… …und … …ie … …f i… …ere… …nur… …el… …en… …er … …er… …en- … …ampf… … da ich … habe. … Sep… …en ge… …danach …as zer… … diesen …lich zer… …den ver… …echte von

ihm praktisch, lebenstüchtig und zielstrebend war, hieß Friedrich Leopold Freiherr von Hardenberg. Als solcher wurde er zu Oberwiederstedt im Mansfeldischen am 2. Mai 1772 geboren. Der Dichter Novalis wurde der Welt geschenkt im Todesjahre seiner Braut Sophie von Kühn, 1797. Nur vier Jahre ließ ihm das Schicksal von da ab Zeit, zu beweisen, daß er eine dichterische Begabung allerersten Ranges war. Am 25. März 1801 ging er hinüber in das große Rätsel und hinterließ seinen Verehrern die schmerzliche Freude, an seinem unvollendeten Werke weiter zu sinnen und die Goldbarren seiner königlichen Gedankenschätze auszumünzen. — Die kahlen äußeren Lebensdaten und -stationen verraten bei ihm weniger als bei anderen Menschen, was in ihm Eigenart und höheres Wesen entwickelte. Bis zu dem entscheidenden Jahre könnte es sogar aussehen, als hätten wir es mit dem normalen Lebenslauf eines harmlos heiteren, begabten Menschen zu tun, der, aus guten Kreisen stammend, auf die guten Beziehungen seiner Familie vertrauend, mit leichten Verirrungen, aber ohne größere Umwege sicher seinen Weg in geordnete und nährende Beamtenverhältnisse geht. Aber wäre Hardenberg weiter nichts als das gewesen, hätten auch die tiefgreifenden Erlebnisse nicht aus ihm den Dichter Novalis gemacht. Vielleicht haben, ungesehen von den Augen der Welt, schon die ersten acht Jahre, die er in seltsamer geistiger Stille und Starre verbrachte, und aus der er erst durch eine heftige Krankheit aufgerüttelt sein soll, die Keime des Genius in ihm entfaltet. In der fast klösterlich abgeschiedenen Einsamkeit des väterlichen Stammsitzes in Oberwiederstedt vollzieht sich langsam, tiefdringend und in seltener Harmonie die Mischung der elterlichen Erbteile. Aus dem Namen Hardenberg hört es sich heraus wie Tüchtigkeit und Bodenständigkeit. Von dem gebildeten, starken und herben Vater, der Bergfach studiert, in der Hannöverschen Hofkanzlei gearbeitet und am Siebenjährigen Kriege teilgenommen hatte und der wiederum auf die versorgende Stellung eines Salinendirektors in Weißenfels zurückgriff, als er einsah, daß ihm seine Verhältnisse die ländliche Muße nicht gestatteten, hat der Sohn das gefaßte und frische Sichabfinden mit den Pflichten und Forderungen des Alltags, das den Romantiker Novalis vor seinen berufsscheuen Freunden auszeichnet und an Goethes geniale Vielseitigkeit erinnert. Eine innere Erweckung, die auf das Schicksal des Sohnes vordeutet, hatte der Vater erlebt, als ihm seine erste Frau nach glücklicher Ehe durch eine Blatternepidemie entrissen wurde. Er hatte sein Geschick als eine Warnung des Himmels aufgefaßt, hatte seiner bisherigen Lebensführung entsagt und sich in den Schutz der Herrnhuter geflüchtet. Diese strenge Frömmigkeit, vertieft durch die zur Melancholie geneigte Religiosität der zarten und weichen Mutter, der zweiten Frau des Vaters, einer geborenen von Boelzig, haben den Kern gebildet zu der gläubigen, an den Willen des Schicksals hingegebenen und von seiner Güte überzeugten Lebensauffassung des Dichters. Nimmt man dazu den feinen Märchensinn, der in dieser Stille seinen Goldstaub über die Kindesseele streute, und den drohenden Todeskeim, den er wie die übrigen zehn Geschwister in sein junges Leben aufnahm, an dem die meisten von ihnen, wie er, früh hinsiechten, so hat man notdürftig die Linien zusammen, aus denen man die Wege seines Geschickes lesen könnte. Als er früh gereift und erfahrungsdurstig, achtzehnjährig in die Welt hinaustritt, erfaßt er stürmisch und beglückt zuerst in Jena, wo er sich mehr noch an Schillers sittlicher Größe als an seiner Poesie und an den von Reinhold vertretenen Ideen Kants begeistert, dann in Leipzig, wo ihn Friedrich Schlegel für die romantischen Pläne gewinnt, was seinem innersten Wesen gleichgerichtet und förderlich ist. Dabei ist es bezeichnend für sein zwischen scharfer Verstandesklarheit und schwärmerischer Mystik sicher schwebendes Wesen, daß er ohne schweren Kampf sich von Schiller die Absicht widerraten läßt, sich ebenfalls ausschließlich der Dichtung hinzugeben, und daß er in Leipzig neben harmlosem Sichverstricken in des Lebens Verlockungen und in tiefem Ergriffenwerden von den romantischen Traumgespinsten, zielbewußt seine Studien in der Juristerei, Mathematik und Chemie auf den späteren Beruf einstellt und wiederum, bei vorübergehender Abneigung gegen die Pläne seines Vaters für ihn, sich bescheidet und früher als Goethe die Überzeugung gewinnt, daß es kein Raub an seinem höheren Berufe ist, mit der Glut seiner künstlerischen Sehnsucht in der Schmiede des Alltags zu stehen, mit größter innerer Freiheit das Muß zu einem Ich-will adelnd. Immerhin wird seine Berührung mit den Gedankenkreisen der Romantik für diese und für ihn entscheidend. Wie Goethe in Herder seinen Entdecker und Wegführer fand, ehe er durch das aufwühlende Erleben mit Friederike den entscheidenden Zusammenschluß zwischen den neuen Ideen und seinem eigenen dichterischen Genius fand, so mußte ähnlich Novalis von den revolutionären romantischen Ideen ergriffen werden, ehe auch aus ihm ein Sesenheim den vollendeten Dichter schuf. Der Vergleich mit Goethe ist nicht gezwungen. Wieder und wieder lockt es, von einem zum anderen hinüberzublicken. Und Goethe selbst, der in Novalis einen künftigen Imperator der Literatur sah, hat uns den Ausblick eröffnet, daß ein vollendeter Novalis sehr wohl an Goethes dichterische und menschliche Größe herangereicht hätte. — Der Glanz und die Wehmut der Sesenheimer Idylle liegen über Novalis' Glückstraum in Grüningen, der noch erschütternder und für den Künstler noch weckender endigte, als jene. Novalis war nach Abschluß seiner Studien in Leipzig und in Wittenberg, wo er 1794 sein Fach-

examen macht, von seinem Vater nach Tennstedt in Thüringen geschickt zum Kreishauptmann Just, damit er dort eine praktische Ausbildung in der Salinenverwaltung genösse. Mit Ernst, Eifer und genialer Beherrschung ergreift Novalis seine Arbeit dort, bis er im nahen Grüningen auf dem Gute des Herrn von Rockenthien dessen Stieftochter Sophie von Kühn kennen lernt und „eine Viertelstunde" über sein Herz und sein Schicksal entscheidet. Novalis war einundzwanzig, Sophie kaum dreizehn. Es könnte erstaunlich scheinen, daß die Kinderhände einer Dreizehnjährigen einen so entscheidenden Eingriff in das Schicksalsgewebe des Dichters tun konnten. Ob Sophie so war, wie Novalis und seine Freunde sie sahen, — ein ungemein reizvolles, kapriziöses Geschöpf, für dessen „Grazie und himmlische Anmut" es keine Worte gäbe, das „von Schönheit umglänzt und von Majestät umkleidet" sich „wie ein überirdisches Wesen" bewege, das auf Freunde und Angehörige des Dichters unwiderstehlichen Zauber übte, oder ob die herzlose Forschung (Heilborn) sie zu entschleiern sucht als ein wenig gebildetes, frivoles Geschöpf, das in seinem Wesen das etwas derbe, aber frische Milieu der ländlich freien Lebensfreude widerspiegelt — darauf kommt es letzten Endes nicht an. Sophie war für Novalis so wie er sie sah und erlebte. Man muß sich nur vergegenwärtigen, was der Romantiker in der Liebe suchte, um zu würdigen, wieviel diese Liebe für den Dichter bedeutete. Auch da bringt Novalis den lebendigen Beweis für die ästhetischen Theorien seiner Freunde. Er erlebt, was sie zum Teil nur erdachten, und das gibt ihm das Übergewicht über sie als Mensch und als Dichter. Was die Romantiker von dem Verhältnis zwischen Mann und Weib in gesellschaftlichen Beziehungen, in Liebe und Ehe träumten und verlangten, erhob sich turmhoch über die klägliche Zufriedenheit der „Viel-zu-Vielen". Das, was man landläufig unter Gesellschaft verstand, war für sie nichts als ein „Mosaik geschliffener Karikaturen", das, was man für Ehen ausgab, nicht mehr als „Konkubinate", im besten Falle provisorische Versuche, entfernte Annäherung an wirkliche Ehe. Die Menschen erschienen ihnen wie Zerrbilder ihrer selbst, wie Hohn und Spott auf das Ebenbild Gottes. Der wahrhafte Mensch habe das Ziel, Gott gleich zu werden; denn „Gott will Götter", wie Novalis sagt. Er hat die Aufgabe, sich seines besseren Ichs, oder wie Novalis es ausdrückt, „seines transzendentalen Selbst, des Ichs seines Ich" zu bemächtigen. Und zu diesem Hinaufentwickeln zum wahrhaften Menschen, der dem Übermenschen Nietzsches sehr ähnlich ist, der zugleich Mensch und Menschheit sein muß, diene ihm, neben allem Erhebenden sonst, nichts mehr und besser, als die Liebe zu einem Wesen, das ihn aus der zerrissenen Zweiheit von Mann und Weib zurückführe in die ideale Einheit Mensch, die nach Schleiermachers Glaubensartikel einmal bestand vor dieser unseligen, alle Qualen der Sehnsucht erklärenden Zersplitterung. Dann aber ist die Liebe nicht nur persönliche Beglückung, sondern eine heilige und höchste Aufgabe, sich vermittels des anderen mit ihm und durch ihn zu dem Idealbilde seiner selbst zu entwickeln. Dann ist das Sichfinden zweier Menschen nicht glücklicher Zufall, sondern Sternenwille und Weltenschicksal, das erkämpft und verdient sein will. Von da aus stellt der Romantiker an Bräute und Frauen ganz andere Forderungen, als der Durchschnittsmensch. Da fallen die üblichen, ärmlichen Ansprüche an Schönheit und Reife, da stürzen die Schranken von Jahren und Altersunterschieden. Karoline war elf Jahre älter als Schelling, Dorothea neun Jahre älter als Friedrich Schlegel. Dieser heilige Trieb, sich vermittels der Liebe, wie jeglichen erhebenden und lauternden Erlebens in Kunst und Leben zu gottähnlichen Wesen aufzuschwingen, ist ihnen auf diese Weise gleichbedeutend mit Religion. Kunst, Liebe, Religion werden ein Begriff, die Geliebte Heiligenverehrung, ihr Leib ein Altar, vor dem der Mann die Gottheit anbetet. So sagt Novalis: „Es gibt nur einen Tempel in der Welt: das ist der menschliche Körper. Nichts ist seliger, als diese hohe Gestalt. Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet." Die Geliebte ist ihnen der Weg und ein Mittler zu Gott, wie Christus selber, vollendete Liebe vollendeter Gottesdienst, und die höchsten Geschenke der Liebe nicht weniger als die Gnadengaben des Abendmahls. So ist es nicht Blasphemie, wenn in Novalis' herrlicher Abendmahlshymne, in der diese erhabenen Vorstellungen von dem Ideal menschlicher Beziehungen und seine ahnungsvollen Träume der Allbeseelung zusammenströmen, himmlische und irdische Liebe zu innigster Verschmelzung eins werden:

Wenige wissen
Das Geheimnis der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Rätsel.
Aber wer jemals
Von heißen geliebten Lippen
Atem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. — — —
Oh, daß das Weltmeer

Schon errötete
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich — —
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird! —

Und wenn wir einmal hören, wie im „Heinrich von Ofterdingen“ dieser zu seiner Geliebten Mathilde, dem verklärten Abbilde der Sophie, spricht, so ahnen wir, wie sich ihr irdisches Abbild in des Dichters Seele spiegelte, wie er es mit allen Juwelen seiner hochfliegenden Sehnsucht schmückte, und wie er sie schon zu Lebzeiten umdichtete zu einem verklärten und ihn verklärenden Wesen. „Meine Mathide,“ so sagt Heinrich, „erst jetzt fühlte ich, was es heißt unsterblich zu sein.“ Und Mathilde: „Lieber Heinrich, wie unendlich gut du bist, welcher herrliche Geist spricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. Wie du mich beschämst! Bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was ist ein Geist ohne Himmel, und du bist der Himmel, der mich trägt und erhält ... Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit sein, was ich empfinde, wenn ich an dich denke.“ Und Heinrich: „Ja, Mathilde, wir sind ewig, weil wir uns lieben ... O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich uns offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kundtut. Was ist die Religion, als ein unendliches Einverständnis, eine ewige Vereinigung liebender Herzen. Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle.“ Wenn Novalis so für Sophie fühlte, gleichviel, ob sie es wert war, oder ob, wie selbst sein Freund Schleiermacher es angedeutet hat, sie mehr ein Geschöpf seiner Wünsche und seiner Phantasie war und als solches Glanz und Höhe aus seiner Seele lieh, wenn sie ihn so fühlen machte, so können wir ermessen, welche Glückseligkeit ihm seine Liebe zu ihr bescherte, wie froh er sein bisheriges Leben nach jeder Richtung erhöht und geläutert genoß und — wie unsagbar niederschmetternd es für ihn war, als das Schicksal ihm dieses jugendliche Götterbild zerschlug. Eine Zeitlang glaubte er mit der Kraft seines Willens den Arm des Würgers aufhalten zu können, er rang mit ihm Brust an Brust in tausend Qualen der Hoffnung und Verzweiflung. Aber Sophie starb trotz einer wiederholten Operation in Jena, die sie von einem Frauenleiden befreien sollte. Seine Sonne, um die er seine Welten kreisen ließ, war in Nacht versunken und zog seine Seele nach. Aus dem strahlenden Sonnenjüngling wird der schwärmerische Sänger der Nacht, in der er die Urmutter verehrt, von der alles kommt, zu der alles geht. Menschen konnten ihm nicht helfen in seinem Jammer. Ihnen gegenüber blieb er deshalb auch gefaßt und heiter und lebte weiter mit ihnen in ihrer ihm fremden und verwaisten Welt. Ihn aber tröstet und rettet der Dichter in ihm. Sein Genius half ihm, in den zerschlagenen Trümmern seines Glücks den Grundstein zu seinem Werk und seinem Ruhm zu finden. Die tiefe Religiosität, die den Urgrund seines Wesens machte, neu erlebt und neu geboren, durchtränkt und durchströmt sein Denken und Schaffen. Die „Hymnen an die Nacht“ sind die künstlerische Frucht dieser brünstigen Hingabe an seinen Schmerz, mit dem er rang, bis er ihn segnete. Seinem positiv gläubigen Vertrauen dem Schicksal gegenüber entsprechen die großen, tröstlichen Wahrheiten, die er in diesem Kampfe fand: „Meine Liebe ist zur Flamme geworden, die alles Irdische nachgerade verzehrt. Meine Kräfte haben mehr zu- als abgenommen. Zufrieden bin ich ganz. Die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen — es keimt schon ein künftiges Dasein in mir.“ (Brief vom 28. März 1797 — am 19. war Sophie gestorben.) Er erkannte in des Schicksals Fügung die Gnade der Berufung zum Höheren. Es entsprach seinem Glauben, daß „Unglück der Beruf zu Gott“ sei, daß man deshalb stolz auf seinen Schmerz sein solle, da er eine „Erinnerung unseres hohen Ranges“ sei. Mehr denn je wird ihm Christus, den die Romantiker als Freund und Gefährten liebten, Herold und Vorkämpfer in der Überwindung des Todes. Der Stolz des von Fichte gefundenen, allmächtigen Ich entzückte Novalis zu den Worten: „Was ich will, das kann ich.“ „Bei Menschen ist kein Ding unmöglich.“ Heil und Rettung schien ihm diese Allmacht in seinem Elend. Er glaubte, es komme nur auf seinen Willensentschluß an, seiner Sophie nachzusterben, den Schmerz sich in die Brust zu stoßen, langsam und in Wollust, etwa wie Kleists Penthesilea den Jammer über ihre zerbrochene Ehre, ihr nachzusterben, wie Eduard seiner Ottilie in den Wahlverwandtschaften. „Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Es wird vielleicht nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen. Dann wird er vermögend sein, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut befindet —“ so triumphiert der Dichter. — Der Kerngedanke seiner in Stimmung und Gedanken wundersam berauschenden Hymnen, die 1799 im „Athenäum“, der sammelnden Zeitschrift dieser Sturmgeister, erschienen, steht in den Fragmenten: „Leben ist der Anfang des Todes, das Leben ist um des Todes willen. Der Tod ist Endigung und Anfang, Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduktion vollendet.“ Sein Wille befreit ihn von der

Gewalt des Todes und findet in dem Nichts sein All. Auch da wird bei Novalis Leben, was den anderen nur Begriff war. Erschütternd klingt die melodische Klage seiner schönen Seele an unser Ohr, endigend in triumphierenden Siegerruf:

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin,
Von innerer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen
Und lichte Sterne sein. —

Ein bittersüßes, ergreifendes Ringen hebt in ihm an. Der Mensch kämpft mit dem Künstler in ihm. Bald muß er fühlen, daß seine Kräfte nachlassen, daß sich in ihm etwas an die schöne Welt hält „mit klammernden Organen". Seine Selbstvorwürfe, das Kraftsuchen an ihrem Grabe schützen ihn nicht. Es hilft ihm nicht, daß er die Zeit zu betrügen sucht, indem er von Sophiens Todestage an eine neue Zeitrechnung beginnt, daß er sich mit den Ideen des Galvanismus befreundet, einen höheren Zusammenhang mit der Verklärten zu finden: Das Leben lockt und zieht, bis schließlich Mensch und Künstler in ihm drängen, den schönen, widerspenstigen Stoff der Welt in neue Form zu pressen. Und schneller als er geglaubt hatte, zog das Leben wieder triumphierend ein in sein verlassenes Herz. Im Dezember 1797 war Novalis nach Freiberg gegangen, um sich im Hüttenwesen umzutun, ehe er in die Salinenkarriere hineinginge. Dort trafen Anregungen und Erlebnisse verschiedener Art zusammen, die ihn der Welt zurückerobern. In Freiberg lehrte der Geologe Werner, ein Mann von Goethischem Geiste. Durch ihn wird Novalis den Naturwissenschaften noch näher gebracht, denen alle Romantiker größtes Interesse widmeten, schon um neue Zugänge zu den großen Geheimnissen von Natur und Mensch zu suchen. Novalis fand in ihm seinen Führer auf der Suche nach dem Zusammenhange aller Dinge. Ein kleines Romanfragment, die „Lehrlinge zu Sais", mit dem eingelegten entzückenden Märchen von Hyazinth und Rosenblüt, das künstlerisch noch unreif, doch den künftigen Meister verrät, ist die Frucht dieser Bekanntschaft mit Werner und seinen kosmischen Entwicklungsideen. Die Wahrheit des Märchens, das den Sinn des Romans poetisch zusammenfaßt, ist, daß das Wissen uns mit der Natur entzweit, daß wir die Lösung aller uns bewegenden Rätsel der Natur um uns schließlich nach allen Umwegen und Irrwegen in der eigenen Brust finden. Der von Sehnsucht und Wissensdurst in die Welt getriebene Hyazinth sinkt, als er den Vorhang von dem verschleierten Bilde zu Sais hebt, seiner verlassenen Rosenblüt in die Arme. — Zu gleicher Zeit wird Novalis durch schriftlichen und persönlichen Verkehr mit dem Jenenser Kreise tiefer als zuvor in die Ideen der Romantik eingeführt, die damals in Jena ihren Hochsitz hatte, und macht in diesem Kreise die ganze erste Entwicklung der romantischen Schule mit. Verdankt er seinen Eltern die für ihn verbindliche religiöse Grundanschauung, so vermittelt ihm die Romantik seine ästhetischen Grundgesetze. Hier wie dort wächst er schnell über seine Lehrmeister hinaus. Immer weiter und freier spannt sein Genius die Flügel. Die Schlegel merken bald, daß sie ihm nichts mehr zu geben haben. Nur der Philosoph Schelling, dessen pantheistischer Naturauffassung Novalis aus eigener Seele zuneigte, und der Dichter Tieck haben auf ihn tieferen Einfluß gewonnen. Persönliches Verständnis fand er namentlich in Freiberg im Hause des Bergrats von Charpentier, dessen Tochter Julie ihm bald aus der tröstenden Freundin eine zweite tiefe Liebe und zweite Braut werden sollte. Schon ein Jahr nach Sophiens Tode, 1798, war er mit ihr verlobt. Da aber Novalis an seiner Verehrung für die verklärte Sophie festhielt, ist es interessant zu verfolgen, wie er sich aus dieser innerlichen Doppelliebe rettet. Wiederum hilft ihm der Dichter, den Menschen zu überwinden. Um Julie mehr und mehr sein Herz einräumen zu können, muß er Sophie immer ferner und höher entrücken, bis sie ihm schließlich zum höchsten Symbol weiblicher Liebe wird und völlig mit seiner poetischen Erfassung des Marienkultus zusammenfließt. Aus seinen „Marienliedern" erfahren wir, wie er das schwere Problem löst. Sein tief religiöses Bedürfnis hatte die liebliche Gestalt der Gottesmutter ohne alle dogmatische Beengung und Verpflichtung erfaßt. In der Mittlerschaft zwischen ihm und dem Höchsten werden sie und Sophie eins. Indem er so seine Sophie zu den Unsterblichen erhebt, schafft er dem irdischen Glücke Platz, das er, seinem Wesen getreu, gleichfalls in religiöser Andacht und im Aufblick zum Höchsten genießt. So sagt er in seinem Gedicht „An Julie":

Daß ich mit namenloser Freude
Gefährte deines Lebens bin
Und mich mit tiefgerührtem Sinn
Am Wunder deiner Bildung weide —
Daß wir aufs innigste vermählt,
Und ich der deine, du die meine,
Daß ich von allen nur die eine,
Und diese eine mich gewählt:
Dies danken wir dem süßen Wesen,
Das sich uns liebevoll erlesen.
O! laß uns treulich ihn verehren:
So bleiben wir uns einverleibt.
Wenn ewig seine Lieb' uns treibt,
So wird nichts unser Bündnis stören.
An seiner Seite können wir
Getrost des Lebens Lasten tragen,
Und selig zueinander sagen:
Sein Himmelreich beginnt schon hier.
Wir werden, wenn wir hier verschwinden,
In seinem Arm uns wiederfinden. —

Ja, Sophiens und Juliens Liebe strömten ihm gleichsam über die irdische Vereinzelung hinaus zum Begriff des Ewig-Weiblichen zusammen, das unter dem Symbol der Mutter Maria in den lieblichen Gestalten verkörpert, ihn hinanzog. Durch die in den „Marienliedern" gesungene Verehrung der Maria klingt warm und fühlbar der Nachklang seiner irdischen Liebe zu Sophie hindurch, derart, daß zwischen geistiger Lyrik und zartester Liebespoesie kaum eine Scheidewand bleibt. So in dem feinsten:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allem kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht. —

Aus den sich daran anschließenden „Geistlichen Liedern" eine katholisierende Neigung herauszuhören, wäre ebenso falsch wie aus dem gleichzeitig entworfenen Aufsatze „Christenheit oder Europa" Renegatentum herauszulesen, wie es, wahrscheinlich in Hinblick auf andere Romantiker, geschehen ist. Die „Geistlichen Lieder" führen ihren Gegenbeweis von selbst. Eins von ihnen, „Wenn alle untreu werden" ist in die protestantischen Gesangbücher aufgenommen. Aber auch aus dem durch Schleiermachers „Reden über die Religion" angeregten Aufsatze kann nur völliges Mißverstehen eine Verherrlichung des Katholizismus herausdeuten. Novalis steht darin auf demselben Standpunkte wie der protestantische Prediger und Freund. Beide waren der Ansicht, daß das religiöse Bedürfnis sich jenseits jeder beengenden kirchlichen und dogmatischen Form sein Recht suchen dürfe, daß Religion als reine Gefühls- und Herzenssache eigene persönliche Angelegenheit sei, daß es letzten Endes ebenso viele Religionen wie Individuen geben müsse; und beide waren der Überzeugung, daß eine Neugeburt der religiösen Formen notwendig und zwar nur aus der deutschen Seele zu erhoffen sei. Man sollte das darin ausgesprochene nationale Selbstgefühl den oft als kosmopolitische Schwärmer gescholtenen Romantikern nicht vergessen. Die Charakteristik, die Schleiermacher in seinen Reden von den Engländern vor mehr als hundert Jahren gab, hat sich heute deutlich genug als richtig bewiesen. Es wäre gut gewesen, sie hätte früher zu einer Erkenntnis ihrer Scheinheiligkeit und Nützlichkeitspolitik geführt. Das Ideal Novalis' steht über Bibel, Dogmen und jeder bestehenden Konfession und sucht nach einer neuen Gemeinschaft aller wahrhaft Religiösen. Nur vergleichend preist er die Zeit, wo es einen katholischen d. h. gemeinsamen und einzigen Glauben gegeben habe, und daß eine solche Zeit wieder zu ersehnen und zu schaffen sei, ohne dieselbe kirchliche Form annehmen zu müssen. Auch sein scheinbarer Vorwurf gegen die Reformation erklärt sich dadurch, indem sie ihm nicht als solche, sondern nur als Unterbrechung der Kultur und als Auflösung dieser beglückenden Gemeinsamkeit aller Gläubigen beklagenswert erscheint. Wer einigermaßen mit den religiösen Ideen der Romantik vertraut ist, versteht und begreift auch da. Mit Stolz können wir den vertrauensvollen Ausblick des Dichters lesen: „Deutschland geht einen langsamen, aber sicheren Gang vor den übrigen Staaten voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höheren Epoche der Kultur, und dieser Vorschritt muß ihm ein großes Übergewicht über die anderen im Laufe der Zeit geben ... Noch sind alles nur Andeutungen — aber sie verraten dem historischen Auge eine universelle Individualität, eine neue Geschichte, eine neue Menschheit; die süßeste Umarmung einer jungen überraschten Kirche und eines liebenden Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Das Neugeborene wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldene Zeit mit dunklen, unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein ... Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Überirdischen dürstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt. — —"

Das um des höheren Zweckes wegen verklärte und historisch verschobene Bild des Mittelalters hatte Novalis von Tieck übernommen. Auch da muß man gerecht sein und über der den Romantikern vorgeworfenen historischen Fälschung des Mittelalters nicht vergessen, daß ohne diese bewußte Wiederentdeckung des Mittelalters auch alle dabei neugehobenen Schätze altdeutscher Literatur und Kunst und damit wiederum wesentliche Quellen des wiedererwachenden Nationalbewußtseins verschüttet geblieben wären. Tieck hatte in der Freundschaft mit Novalis Trost und Ersatz gesucht für den Verlust seines früh verstorbenen Freundes Wackenroder. Novalis verdankt dem Freunde den letzten wichtigen Fortschritt von der poetischen Philosophie zur reinen Poesie und die wichtigsten künstlerischen Anregungen für sein letztes und bedeutendstes Werk, den leider mit seinem Leben Fragment gebliebenen Roman „Heinrich von Ofterdingen", entstanden aus Anregung und Widerspruch zu Goethes Wilhelm Meister. In den Tagen des Kummers war der Roman des von den Romantikern hauptsächlich eben wegen dieses Werkes als ihr Altmeister, von Novalis als „wahrer Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" gepriesenen Dichters Erquickung und Trost gewesen. Was ihn wie alle Romantiker, denen das Ich und seine bestmögliche Ausbildung im

Mittelpunkt der Welt stand, an dem Romane Goethes entzückt hatte, war eben, daß es der erste große Ich- und Bildungsroman war. Anfangs hatte auch Novalis von diesem Gesichtspunkte aus nur Begeisterung und Lob für ihn gehabt, bis ihm, dem Ungenügsamen, überall zu den lockendsten und gefährlichsten Gedankenhöhen und Lebensforderungen mühelos Aufstrebenden, auch Goethes Roman noch zu viel Genügsamkeit und Sichbescheiden barg. Daß in einem Kampfe zwischen Welt und Künstlertum schließlich das letztere die Waffen strecken sollte, widersprach dem, was sich Novalis in Übereinstimmung mit seinen Freunden als Ideal hingestellt hatte. Nach Ansicht der Romantiker mußte jeder wirklich gebildete Mensch ein Künstler sein. Künstler nicht in dem Sinne, daß er sich auf einem bestimmten Gebiete produktiv betätige, sondern daß ihm Hingabe an die Kunst Kern und Mitte des Daseins wäre. Und wiederum waren die Romantiker der Ansicht, daß der Deutsche allein dazu Anlage habe, da niemandem sonst Künstlertum so ernste Herzenssache sei. So war ihnen der Künstler einfach der Normalmensch. Wenn aber in allen Menschen der Künstler lebendig geworden wäre, dann müsse es auch möglich sein, das Leben selbst zur Poesie, das Dasein zum Kunstwerk zu entzaubern. Novalis' schönheitsseligem Wesen schien es ein kleines, dieses Dornröschenwunder zu voll iehen. Wenn man einige seiner Fragmente hört, wie: „Das Höchste ist das Verständigste, das Nächste, das Unentbehrlichste", oder: „Die Poesie ist das absolut Reelle." „Dies ist der Kern meiner Philosophie: Je poetischer, je wahrer." „Der Zauberer ist der Poet." — „Es liegt nur an der Schwäche unserer Organe und Selbstverehrung, daß wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Märchen sind nur Träume von jener heimatlicher Welt, die überall und nirgends ist." — „Nichts ist dem Geiste erreichbarer als das Unendliche" — so begreift man auch, was Novalis bald in wachsender Abneigung gegen den Wilhelm Meister einzuwenden hatte. Auch Goethe hatte ja in seiner Jugend, als der Roman noch „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" hieß, den Künstler über die Welt triumphierend siegen lassen wollen. Gegen die Weisheit, die Goethe seinen Helden in den „Wanderjahren" lernen ließ, bäumte sich der jugendliche Idealismus Novalis', der in der Überzeugung glühte, die Zauberkraft des Künstlers müsse obsiegen, alles Irdische aufsaugen, alles Materielle und Reelle zu höherem Wesen adeln. So verstehen wir, wie sein Urteil über den Wilhelm Meister immer härter wird bis zu dem aphoristischen: „Wilhelm Meisters Lehrjahre oder die Wallfahrt nach dem Adelsdip om." Sein Programm klingt aus den Worten: „Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, auch das Wunderbare." „Undichterisch im höchsten Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist." „Goethe wird und muß übertroffen werden — aber nur wie die Alten übertroffen werden können, an Gehalt und Kraft, an Mannigfaltigkeit und Tiefsinn — als Künstler eigentlich nicht." — Und Novalis, dem ohne Pose und künstlerische wie menschliche Unaufrichtigkeit das Wirkliche Poesie und die Poesie Wirklichkeit waren, macht sich ans Werk, dieses echt romantische Buch zu schreiben. Auch sein „Heinrich von Ofterdingen" sollte ein Bildungsroman sein, aber mit entgegengesetztem Plan und Ziel: der Dichter die Welt überwindend, das Subjekt das Objekt dadurch, daß es sich bis ins Unendliche erweitert. Deshalb mußte der Roman auch hinausreichen über die willkürlichen Schranken der Erde, hinaus bis ins Jenseits hinein um die vom Dichter ausgehende Entzauberung bis ins Letzte durchführen zu können. Alle Wunder und Requisiten der romantischen Zauberwelt und alle die Entdeckungen von der Nachtseite des menschlichen Seelenlebens sollten daran mitarbeiten. Im Mittelpunkte, als Symbol der alles besiegenden Sehnsucht, des Suchens nach dem Schlüssel aller Rätsel unter und über den Sternen: die blaue Blume, von da ab das Symbol der Romantik schlechthin, die Zauberblume, die nach einem thüringischen Märchen den, der sie in der Johannisnacht am Kyffhäuser findet, in den Besitz aller Güter der Welt setzt. Bei Novalis fließt dieses Natursymbol zusammen mit dem Idealbild seiner Sophie, die in der Mathilde des Romans höchste Verklärung findet, die ihn führt und aufwärts zieht, unterstützt von dem Zauberer Klingsohr, in dem sich Goethische Züge spiegeln. Eine Apotheose der Poesie, der welterlösenden, weltenschöpfenden Künstlerschaft sollte der Roman werden, dessen Fragment Größtes verspricht. Aber das Schicksal schloß dem Träumenden die verzückten Augen. Oder nahm es ihm die Binde von dem Blick, ihn größere Wunder schauen zu lassen, als er sie träumen konnte; ihm die letzten Geheimnisse zu offenbaren, von denen er mehr erahnte, als jeder andere Sterbliche? In kurzer Spanne Zeit zerbrach das Schicksal zwei großen Dichterbegabungen, die jede auf ihre Weise über Goethe hinaus strebten, Kleist und Novalis, das künstlerische Werkzeug und entrückte sie aus Erdenleid und Erdenglück zu besseren Sternen. Novalis war der Glücklichere. Gerade, als die Erfüllung seines Glückstraumes winkte, als er ein versorgendes Amt gefunden und Julie heimzuführen gedachte, riß ihn das ererbte Leiden schnell dahin. Julie pflegte ihn. In Harmonie und Schönheit, in unerschüttertem Vertrauen in die Güte und Weisheit der göttlichen Gesetzmäßigkeit ging er hinüber in seine Heimat der Träume — die „reinste und liebenswürdigste Verkörperung eines hohen, unsterblichen Geistes", wie sein Freund Tieck ihn nannte.



Stück vom Titelblatt des Hainhoferschen Stammbuchs

Philipp Hainhofer in Augsburg

Ein Kaufmann, Kunstfreund und diplomatischer Agent des 17. Jahrhunderts. Von Dr. Adolf Brüning



Wer hätte sich nicht einmal in seinem Leben die Glücksgaloschen des Andersenschen Märchens gewünscht, um für eine kurze Zeit in das Meer der Vergangenheit zu tauchen und Menschen und Zustände alter Zeiten eigenen Leibes zu belauschen? Aber da trotz aller wunderbaren Fortschritte der Menschheit, die selbst die kühnsten Träume wirklich gemacht hat, die Erfüllung dieser Sehnsucht uns wohl immer versagt bleiben wird, sucht man wenigstens in alten Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen den heimlichen Reiz zu kosten, der in solch unmittelbarem Verkehr mit der Vergangenheit liegt.

So hat wohl schon mancher mit vielem Vergnügen die Erinnerungen des Hans von Schweinichen, des getreuen Hausmarschalls der Herzöge von Liegnitz, gelesen, der uns ein so lebendiges, anschauliches Bild deutschen Lebens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegeben hat. Wer aber kennt die Briefe und Reiseberichte Philipp Hainhofers, des Augsburger Patriziers, der, im Jahre 1578 geboren, jene für Deutschland so verhängnisvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges bis kurz vor dem Friedensschlusse, bis zum Jahre 1647, erlebte? Freilich sind sie nicht, wie das Tagebuch des schlesischen Ritters, bequem zugänglich gemacht und für jeden Geschmack zubereitet. Nur ein kleiner Teil seiner schriftlichen Aufzeichnungen ist in wissenschaftlichen Werken abgedruckt, das meiste schlummert noch in den Archiven, und das ganze Material würde im Abdruck eine stattliche Reihe von Bänden ausmachen.

Aus dieser Nachlassenschaft, wozu noch als Illustrationen eine Anzahl höchst merkwürdiger Kunstwerke kommen, die Hainhofer ihre Entstehung verdanken, steigt nicht nur die Persönlichkeit eines der interessantesten Männer seiner Zeit greifbar hervor, sondern wir erhalten auch einen tiefen Einblick in die politischen und religiösen Verhältnisse jener Tage, in die Kunstbestrebungen und insbesondere auch in das Leben an den Fürstenhöfen. In Hainhofer selbst treffen wie in einem Brennpunkte viele Strahlen der damaligen Kultur zusammen. Denn er war einer der vielseitigsten und vielgewandtesten Männer jener Zeit. Er vereinigte in sich Berufe, die heutzutage unversöhnlich auseinanderzustreben scheinen. Man denke nur, er war Kaufmann und zugleich auch Diplomat. Er war Kunstsammler und Kunsthändler, und auch mit diesen Worten ist sein Verhältnis zur Kunst seiner Zeit nicht erschöpft. Sein Vater war vom Kaiser Rudolf II. in den Adelstand erhoben worden. Ihm selbst hatte seine Stellung als diplomatischer Agent den Titel eines pommerschen und lüneburgischen Rates eingetragen, und in seiner Vaterstadt bekleidete er sehr früh hohe Ehrenämter.

Seine Erziehung war die der Söhne der höheren Stände der damaligen Zeit, für die es, abgesehen von der Theologie, nur das Rechtsstudium gab. Nachdem er zu Ulm, wohin seine früh verwitwete Mutter den aus Augsburg vertriebenen evangelischen Predigern gefolgt war, die Schule besucht, bezog er, noch nicht sechzehn Jahre alt, mit seinem Bruder Hieronymus in Begleitung eines Präzeptors die damals weitberühmte Universität zu Padua. Seine wei-

tere Ausbildung ergänzte er durch Reisen in Italien, Deutschland und den Niederlanden, auf denen er sich insbesondere dem Studium fremder Sprachen widmete, so daß er, wie seine Zeitgenossen von ihm rühmten, in sieben Sprachen bewandert war. Das Italienische, das damals in Deutschland etwa die Stellung einnahm, wie im 18. Jahrhundert das Französische, beherrschte er fast wie seine Muttersprache. Nach vollendetem dreiundzwanzigsten Jahre „ließ er sich mit ehelichen Pflichten ein gegen Jungfrau Regina Waiblingerin", und ein Jahr später wurde er mit seinem Bruder zusammen in den Großen Rat seiner Vaterstadt berufen.

Da Hainhofers kaufmännische Tätigkeit — er besaß eine Art von Agentur- und Kommissionsgeschäft — mit seinem diplomatischen Gewerbe aufs engste verbunden war, möge zunächst diese Seite seiner Berufstätigkeit näher beleuchtet werden.

In einer Zeit, wo noch nicht wie heute der Telegraph in einigen Stunden von allen wichtigeren Dingen, die auf dem Erdball geschehen, Kunde gibt und es auch noch keine Zeitungen gab, erfuhr der gewöhnliche Sterbliche überhaupt nicht oder vielleicht nur nach Wochen durch ein Flugblatt von den Händeln der Welt. Fürsten und sonstige zahlungsfähige Personen mußten sich daher, um auf dem laufenden zu bleiben, an den Mittelpunkten des Handels- und Geldverkehrs besondere Agenten halten, die ihnen regelmäßig Nachrichten von den wichtigsten Ereignissen zusandten.

Der Oheim Philipp Hainhofers hatte vierzig Jahre lang in solcher Korrespondenz mit den Königen von Frankreich gestanden. Nach seinem Tode im Jahre 1607 wurde Hainhofer, der den erkrankten Oheim schon drei Jahre lang in diesem Amte vertreten hatte, als Agent von Heinrich IV. in Bestallung genommen. Im folgenden Jahre schloß er mit dem Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach einen Vertrag als Korrespondent ab, und im Jahre 1610 bat ihn der Herzog Philipp II. von Pommern in einem schmeichelhaften Schreiben in seine Dienste zu treten. Er begründete seine Bitte damit, daß sie beide denselben Vornamen hätten, beide wilde Männer im Wappen führten und beide Linguisten (Sprachforscher) und Liebhaber der Künste seien. Später trat Hainhofer auch in ähnliche Beziehungen zum Herzog Wilhelm V. von Bayern, und seit 1625 stand er zu dem Herzog August d. J. von Braunschweig in einem näheren Verhältnis, das bis zu seinem Tode währte.



Bildnis des Philipp Hainhofer
Ausschnitt aus dem Gemälde auf Seite 43

In den Briefen, die er etwa alle Wochen an diese Fürsten schickte, pflegte er zunächst die politischen Angelegenheiten zu behandeln, dann über besondere Vorkommnisse, etwa ein schlimmes Unwetter oder eine große Feuersbrunst, zu berichten und endlich seine geschäftlichen Anerbietungen u. dergl. ausführlich vorzubringen, so daß ihr Inhalt fast dem einer heutigen Zeitung entspricht. Die Dauer der Zeit, die eine solche Berichterstattung erforderte, mag ein Beispiel aus der Korrespondenz mit Philipp II. von Pommern erläutern. Von der Ermordung Heinrichs IV. durch Ravaillac, die am 14. Mai 1610 in Paris erfolgte, erfuhr der Herzog erst am 30. Mai durch einen Brief Hainhofers, der, nebenbei bemerkt, den Jesuiten die Schuld an dem Meuchelmorde zuschiebt.

Außer dieser Berichterstattung hatte Hainhofer sehr häufig die Fürsten, in deren Dienst er stand, als Gesandter bei verschiedenen Anlässen zu vertreten. Über alle diese und andere Reisen hat Hainhofer Berichte von der größten Ausführlichkeit hinterlassen, die für uns eine wahre Fundgrube für die Kultur der damaligen Zeit sind. Für uns ist unter anderem von besonderem Interesse der Bericht seiner Reise nach München von 1612, in dem Hainhofer uns die älteste ausführliche Beschreibung von München, sowie eine gute Charakteristik Maximilians I. gibt, der Hauptstütze der katholischen Partei, der in seinem Lande den alten Glauben mit unerbittlicher Folgerichtigkeit wieder aufrichtete. In des evangelischen Hainhofers Schilderung erscheint er als das Muster eines Regenten, streng gegen sich selbst und andere. Ihm zur Seite steht eine liebenswürdige Gattin, die es versteht, in launiger Weise die Wolken von der Stirn ihres Gemahls zu verscheuchen. Für die damaligen engen Verhältnisse Münchens ist es bezeichnend, daß alle Abende die Torwärter und ebenso die Gastwirte Zettel mit den Namen der am Tage angekommenen Personen dem regierenden Herzoge, dem alten Herzog Wilhelm V. und dem Bürgermeister übergeben mußten. Daß Maximilian diese Zettel auch persönlich durchsah, geht daraus hervor, daß er auch auf diesem Wege einmal Hainhofers zufällige Anwesenheit in München erfuhr und ihn zu sich bitten ließ. Hainhofer lobt die treffliche,

gute Ordnung in allen Dingen am Münchener Hofe, die schnelle Bezahlung und das nüchterne, stille und friedliche Leben.

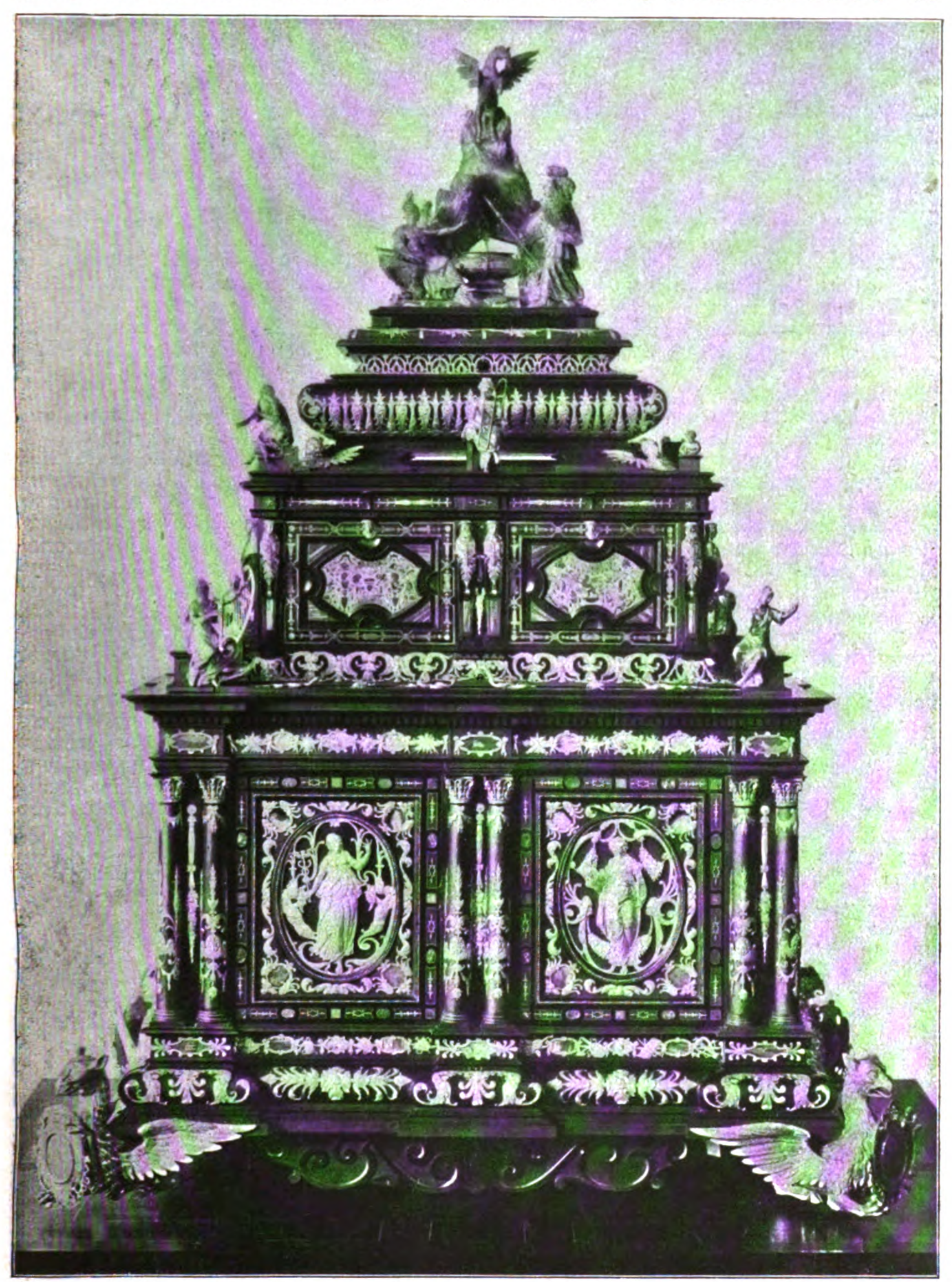
Nicht weniger interessant ist Hainhofers Bericht über seine Reise nach Stettin, die er im Jahre 1617 unternahm, um dem Herzog Philipp seinen für ihn gefertigten kostbaren Kunstschrank, das Modell eines süddeutschen Gutshofes und einen silbernen Nähkorb für die Herzogin zu überbringen. Von jedem Tage seiner Reise, die von Augsburg nach Stettin nicht weniger als zwanzig Tage dauerte, gibt er Rechenschaft, oft sehr ausführlich und genau, oft nur mit wenigen, aber inhaltsreichen Worten, so z. B. gleich vom zweiten Tage seiner Reise. „Am 4. August mittags zu Monheim, da man den Haufen Nadeln macht; die Bürger — alles evangelisch gewesen, jetzt aber unter Pfalzgraf Wolff Wilhelms Regierung leider kein evangelisch Exerzitium mehr hat." Und so weiß er uns von jeder Station etwas zu erzählen, vielfach anscheinend nur unbedeutende Dinge, die aber doch die Lebensverhältnisse jener Zeit trefflich kennzeichnen oder in irgend einen Seelenwinkel der damaligen Menschheit hineinleuchten. So erzählt er von Jena, daß es damals achthundert Studenten gehabt und diese unlängst fast einen Aufruhr erregt hätten, weil bei der Teuerung die Professoren das wöchentliche Kostgeld von einem Taler den in Konvikten lebenden Studenten hätten erhöhen wollen. In Leipzig fällt ihm die kostbare Kleidung der jungen und alten Damen auf, in Jüterbog lobt er Zimmer, Bett und Speisen des Gasthauses, das damals als das beste in Deutschland galt, und in Berlin hört er von der gehässigen Feindschaft der dortigen Reformierten und Evangelischen und erzählt, daß aus dem Dome alle Altäre, Bilder und Kruzifixe geräumt seien und er jetzt ganz weiß sei mit Ausnahme der grünen Gitter und der Teppiche auf den Emporen.

In Stettin angekommen, wird er auf das zuvorkommendste und freundlichste vom Herzog aufgenommen, dessen Bild Hainhofer mit Liebe malt. Philipp II war ein Fürst von ausgezeichnetem Charakter, milde in seiner Gesinnung, von tiefer Frömmigkeit, man möchte ihn das evangelische Gegenstück des frommen katholischen Herzogs Wilhelm V. von Bayern nennen, von dem Hainhofer erzählt, daß er sich wie ein Kanonikus trüge und in seiner Einsiedelei zu Schleißheim wie ein Mönch lebe. Philipp II. hielt täglich längere Gebetsübungen ab, den ganzen Sonntag pflegte er in seiner Kirchenloge zu sitzen und geistliche Bücher zu lesen, er aß dann den ganzen Tag gar nichts „oder bisweilen, für die Magen-Öde, nur ein Brühlein". Während sein Bruder Ulrich ein eifriger Jäger war und den Herzog bei den nicht zu umgehenden Trinkgelegenheiten, obschon sonst am pommerschen Hofe große Mäßigkeit herrschte, zu vertreten hatte, waren des Herzogs Liebhaberei Bücher und Kunstwerke. Es hing das freilich mit seinem kränklichen Zustande zusammen. „Das Pedal wird dem Herzog underweilen von Flüssen geplagt und debilitiert; Ihre Fürstlichen Gnaden aber nehmen es als eine göttliche väterliche Heimsuchung gar geduldig auf und erfreuen sich, daß nur der Kopf wohlauf ist, als der mehr regieren muß, denn die Füße."

Den großen Kundenkreis, der in den Briefen und Reiseberichten des Diplomaten Hainhofer erscheint, bedient der Kaufmann Hainhofer nun in der mannigfachsten Weise, so daß man ihn einen ‚Wertheim des 17. Jahrhunderts' genannt hat. Außer Kunstwerken und sonstigen Sammelobjekten naturwissenschaftlicher oder ethnographischer Art waren es besonders Luxusartikel, wie sie von dem blühenden Augsburger Gold- und Silberschmiedegewerbe, von den Kunsttischlern, Uhrmachern, Mechanikern usw. hergestellt wurden. Dann aber auch alle möglichen anderen Dinge: Wagen und Sänften, Pferde und Hunde, Kleider und Kleiderstoffe, Medikamente und Parfüms, Waffen und Pulver, Urkunden und Bücher usw. Auch lieh er seinen fürstlichen Patronen größere Geldsummen, deren Wiedererlangung ihm nicht selten die größten Schwierigkeiten machte. In gewissem Sinne gehören in den Kreis seiner kaufmännischen Geschäfte sogar seine Briefe und Berichte, da er sich dieselben entweder im Pauschquantum oder auch einzeln bezahlen ließ. Er rechnet wiederholentlich seinen fürstlichen Adressaten seine vielfachen Korrespondenzkosten vor: „Schreiber-, Post- und Botenlohn, Smiraglio (Schmiergelder?) und Verehrung."

Aber er verkaufte nicht nur alle diese Dinge, sondern er vermittelte auch eine Art von Tauschhandel zwischen den verschiedenen Fürstlichkeiten. Durch seinen Gönner, den Herzog August d. J. zu Braunschweig, ließ er zum Beispiel dem Kurfürsten von Brandenburg von einem Wunsche des Herzogs Wilhelms V., der Reliquien von Heiligen, insbesondere ganze Körper, zu erhalten trachtete, Mitteilung machen. Dieser sandte daraufhin Reliquien aus dem alten Altar der Pfarrkirche in Berlin nach München und erhielt dafür durch Hainhofer als Gegenleistung drei paar große englische Hunde und zwei lange und vier kurze Münchener Büchsen.

Seine Waren kaufte Hainhofer teils auf den großen Messen in Frankfurt a. M., die er jährlich besuchte und wo er u. a. mit holländischen Kaufleuten zusammentraf, teils auf den Märkten in Augsburg und den in jener Zeit häufig stattfindenden Versteigerungen. Er hielt einen eigenen Reisenden und erhielt selbst regelmäßig Besuche von reisenden Handelsleuten. Auch unterhielt er ständige Handelsbeziehungen zum Auslande, besonders zu Italien, wo er in Florenz an seinem Bruder Christoph einen tüchtigen Vertreter hatte, ferner zu Frankreich, England, Holland, Spanien und Portugal. Als eine



Der Pommersche Kunstschrank. Aufbewahrt im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin

Verbindung von Kunstsammlung und Warenlager muß seine vielbesuchte Kunstkammer angesehen werden, da er nicht nur sammelte, um sich an den Dingen zu erfreuen, sondern auch, wie sich Gelegenheit bot, Kunstwerke und Naturprodukte, die damals in jeder Kunstkammer vereinigt waren, aus derselben verkaufte.

Aber er handelt nicht nur mit fertigen Waren, sondern ließ auch solche von den Augsburger Künstlern und Handwerkern herstellen, um sie selbst dann an den Mann zu bringen. Der gewaltige Rückschlag, den Deutschlands Handel, ‚der Atem der Nation‘, durch die Verschiebung des gesamten

Rahmenstück des Schachbretts im Pommerschen Kunstschrank. Ebenholz mit Silbereinlage

Weltverkehrs infolge der Entdeckung der überseeischen Länder erlitten, so daß an die Stelle des deutschen Kaufmanns der holländische und englische trat, sowie die politische Lage hatten sich auch in Augsburg stark fühlbar gemacht. Im Jahre 1614 fallierten die Welser, und ein Bankerott folgte dem anderen. Den darbenden Künstlern und Handwerkern Arbeit zu verschaffen, war Hainhofers, des ‚Vaters aller Künstler', eifriges Bemühen. Er schoß ihnen Geld vor und verhandelte dann ihre Werke an seine fürstlichen Klienten oder andere kaufkräftige Personen. Wieweit dabei mehr der seinen Vorteil wahrnehmende Kaufmann oder der für das Gemeinwohl sorgende Bürger in den Vordergrund trat, entzieht sich unserer Beurteilung.



Eines der zwölf in Holz geschnittenen Reliefs in der Tafel auf der Rückseite des Schrankes

Neben kleineren Galanterie- und Luxuswaren, wie z. B. Necessaires, Schreibzeugen, Riechbüchsen usw., waren es besonders sog. Kunstschränke oder Kabinette, die er in verschiedenen Größen und Preislagen herstellen ließ und dann mit ausführlichen Beschreibungen und Preiskuranten ausbot. Bei besonders umfangreichen Stücken pflegte er sich wohl auch vor ihrer Anfertigung eine Bestellung darauf geben zu lassen.

Drei der größten dieser Kunstschreine haben sich noch erhalten: Der sog. Pommersche Kunstschrank im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin, der Florentiner



Allegorie der Astronomie



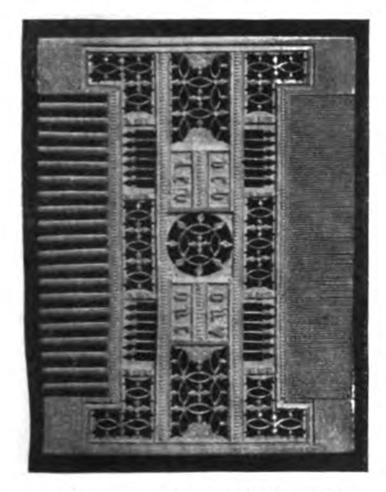
Allegorie der Architektur

In Silber getriebene Reliefs an den Außenseiten des Pommerschen Kunstschrankes

Schrank im Palazzo Pitti zu Florenz und der Schrank Gustav Adolfs in Upsala. Der erste war im Auftrage Philipps II. von Pommern angefertigt worden. Er wurde von Hainhofer auf der schon erwähnten Reise in Stettin 1617 überreicht. Ein Bild im Pommerschen Kunstschrank stellt diese Übergabe in einer idealen, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Form dar, denn nur der Kunsttischler Ulrich Baumgartner war mitgereist, die andern im Bilde erscheinenden Künstler und Handwerker fehlten, ebenso das kleine Söhnchen Hainhofers, ein Patenkind des Herzogs, das im Vordergrunde mit einem Hunde spielt, und das kurz vor der Reise gestorben war. Der Schrank kam nach dem Aussterben des pommerschen Fürstengeschlechts ebenso wie das Land an Brandenburg. Mit anderen Beständen der Kunstkammer des Hohenzollernhauses, die ebenso wie z. B. die in Wien, Dresden und Kassel zum Grundstock der späteren Museen wurde, gelangte er 1876 in das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Eine aus Mitteln der Orlop-Stiftung unterstützte, großangelegte Veröffentlichung über den „Pommerschen Kunstschrank", in Gemeinschaft mit Geheimrat Julius Lessing vom Schreiber dieses Aufsatzes herausgegeben, erschien im Jahre 1905 bei Ernst Wasmuth in Berlin. Auf sie gehen unsere Abbildungen zurück.



Kanne in ziervergoldetem Silber aus dem Inhalt des Pommerschen Kunstschrankes



Kamm aus dem Toilettegerät im Pommerschen Kunstschrank

Der Florentiner Schrank hat Hainhofer große Sorge gemacht. Er hat ihn lange Jahre hindurch vergeblich mit der größten Reklame als „das achte Wunder der Welt" angeboten, unter andern dem König Ludwig XIII., Christian IV. von Dänemark und dem englischen und spanischen Hofe, bis schließlich im Jahre 1628 Erzherzog Leopold von Tirol ihn kaufte, um ihn dem Großherzog Ferdinand II. von Toskana zum Geschenk zu machen.

Den Verkauf des dritten Schrankes begleitete ein denkwürdiges historisches Ereignis. Am 24. April 1632, morgens 10 Uhr hielt Gustav Adolf, ‚der Ruhm der ganzen Welt', der ‚Löwe von Mitternacht', seinen feierlichen Einzug in Augsburg, von der evangelischen Bürgerschaft, die solange unter dem Drucke des Restitutionsediktes geseufzt hatte, als Befreier aus aller Not begrüßt und von der Stadt mit reichen Geschenken empfangen, einem mit vielen Kostbarkeiten und Seltenheiten der Kunst und Natur ausgestatteten Kunstschrein, fünf Silbertruhen, einem Fuder Wein, zwei Wagen Heu und sechs Zuber Fischen. Die wertvollste der Gaben, der Kunstschrank, war zu diesen Zwecken am selben Morgen von Philipp Hainhofer für 6500 Taler angekauft worden.



Gabel und Messer in graviertem Silber Aus dem Inhalt des Pommerschen Kunstschrankes

Und Gustav Adolf freute sich des seltenen Geschenkes. Er

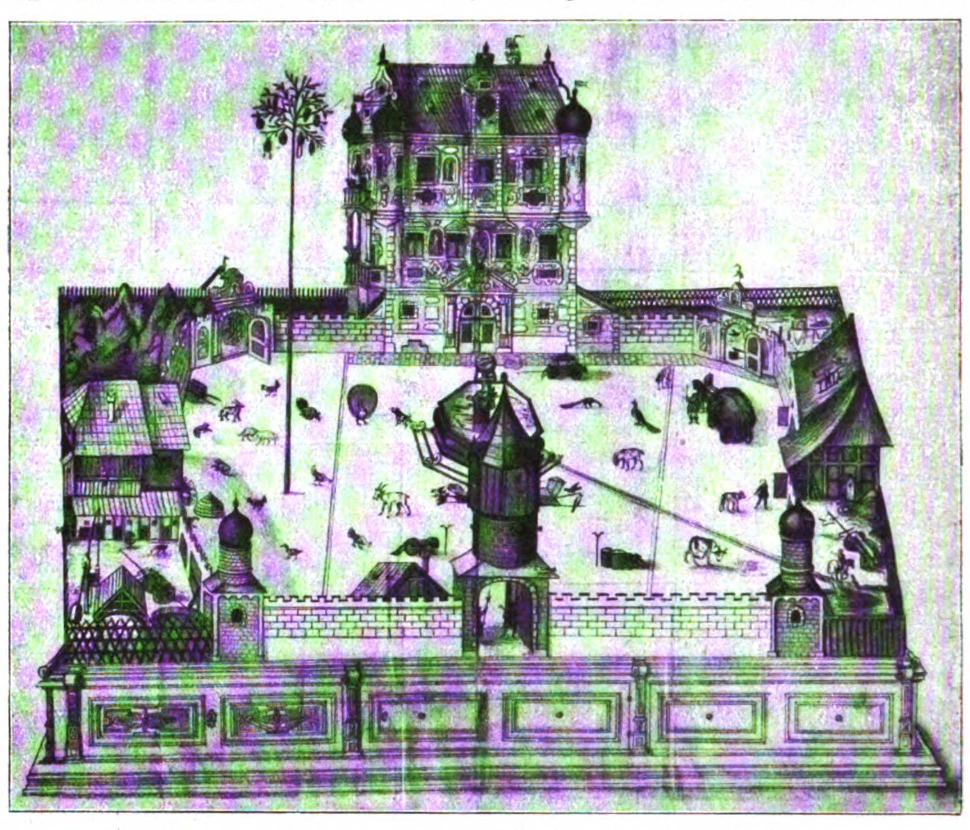


Bild des auf Seite 38 erwähnten Modells eines süddeutschen Gutshofes
Im Königlichen Reichsarchiv zu München

ließ sich von Hainhofer, den diese Gunst hoch beglückte, mehrmals den Schrein und seinen Inhalt vorführen. Nach seinem, nur wenige Monate später erfolgten, Tode in der Schlacht bei Lützen wurde der Schrank nach Schweden gebracht, wo er seit 1694 in der Bibliothek der Universität zu Upsala aufbewahrt wird. In einem prächtigen vierbändigen Werke ist er vor einigen Jahren von dem Oberhofintendanten des Königs von Schweden, John Böttiger, beschrieben worden.

Diese Kunstschreine sind architektonische Aufbauten aus Holz und haben nebst ihren tischartigen Untersätzen eine Höhe von 2 bis 2½ Meter. Sie sind mit einer großen Anzahl von Schiebladen und Fächern versehen und aufs reichste innen und außen mit Gemälden, Silberreliefs, Emails verschiedener Technik, Holzintarsien, Mosaiken usw. ausgestattet. In die Wandung sind eingelassen italienische Niellen und Bronzeplaketten, Limousiner Emails, Buchs- und Elfenbeinschnitzereien u. a., so daß sie nebst dem reichen Inhalt ein Kompendium aller Künste und Techniken darstellen. Der Inhalt besteht bei dem Pommerschen Kunstschrank im wesentlichen aus Hausgeräten: Tafelgeschirr, Toilettensachen, einer Hausapotheke, ferner mathematischen und astronomischen Instrumenten, Handwerkszeug, einer Spieluhr usw. Der Schrank zu Upsala enthält alle möglichen Dinge: ‚Arteficialia' und ‚Naturalia', eine Münzen- und Medaillensammlung, Miniaturen, Reliefs und Statuetten, Waffen, chinesische Porzellane, ferner eine Muschel- und Mineraliensammlung, sowie andere Naturprodukte, meist Raritäten und Kuriosen aus überseeischen Ländern, insbesondere aus Westafrika und Brasilien. Er stellt daher im kleinen eine Kunstkammer dar, wie sie damals auszusehen pflegte, wie ja auch ihr Zweck ein ähnlicher war, zum Kunstgenuß und zur Unterhaltung zu dienen, denn auf wirkliche Verwendbarkeit waren auch die Geräte des Pommerschen Kunstschrankes nicht berechnet.

Die Bilder, Statuetten und Reliefs der Schränke selbst waren durch eine einheitliche Idee verbunden. Beim Florentiner Schrank, der zugleich auch als Hausaltar und Schreibtisch dienen konnte, war die ganze Heilsgeschichte Christi angebracht. Die Darstellungen an dem pommerschen Schreine bildeten einen ‚Mikrokosmos, eine Enzyklopädie der physischen und sittlichen Welt', in der Überlieferungen der mittelalterlichen Scholastik sich mit humanistischen Gedanken zu merk-

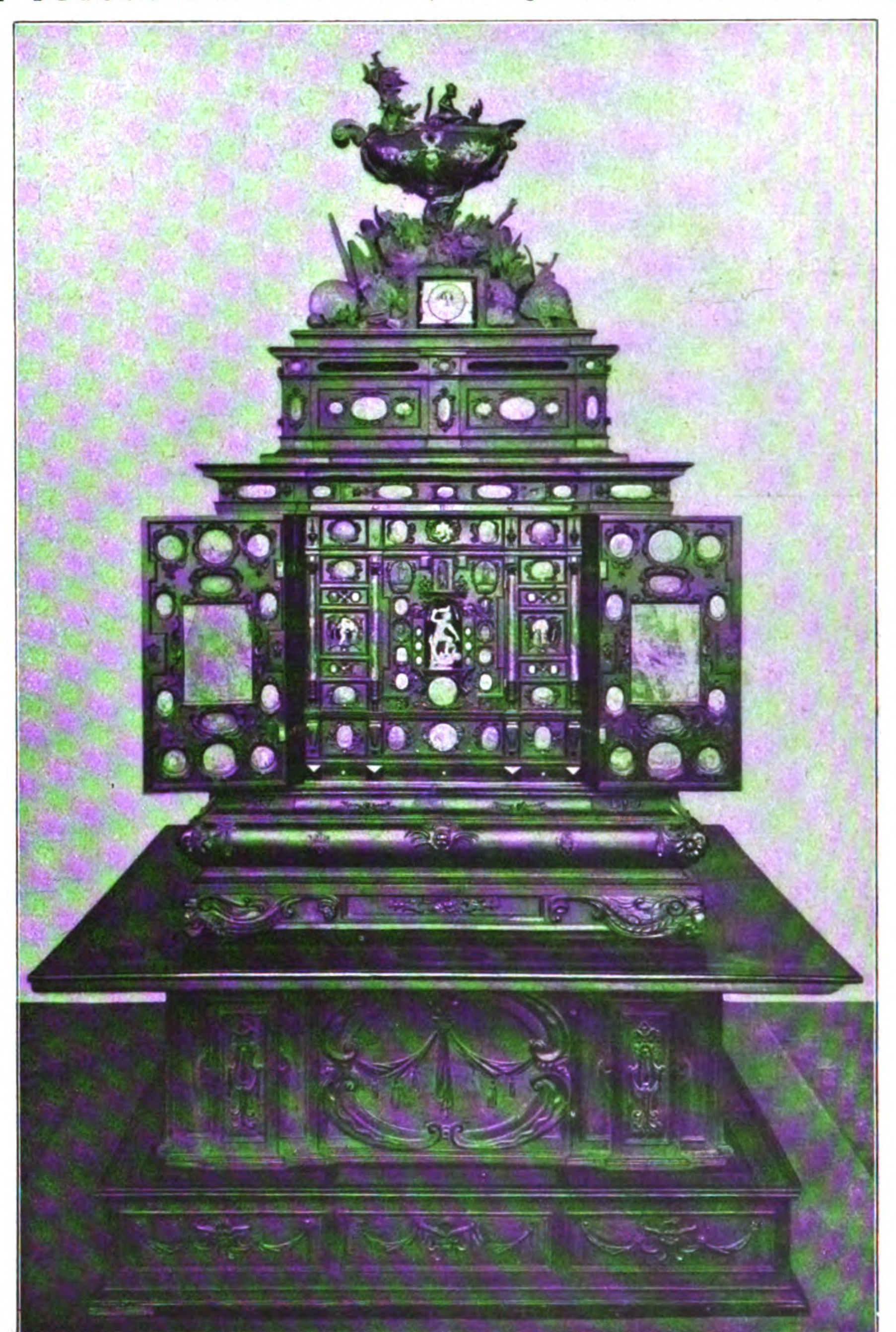
würdigem Verein verbinden. Das Wichtigste war, daß viel dabei zu denken, zu ‚spekulieren‘ war. Beigefügte Beschreibungen und genaue Verzeichnisse bieten den Faden, der den Besitzer dieser Kunstschränke durch das Labyrinth von Behältern, Schubladen und Geheimfächern führen mußte. Für uns eine große Spielerei, die damals aber durchaus ernst genommen wurde.

Hainhofer selbst entwarf das Programm und die Grundidee zu diesen Gebilden, Maler, wie Rotterhammer und Kager, standen ihm in diesen und anderen künstlerischen Angelegenheiten mit Rat und Tat zur Seite, und eine ganze Schar von Kunsthandwerkern führte unter seiner ständigen Oberleitung und Aufsicht die Arbeit aus. Trotzdem diese Kunstschränke unserer Anschauung monströs erscheinen, es steckt in ihnen doch viel Geschmack und Kunstfertigkeit. Die farbige Wirkung ist harmonisch, die Silberarbeiten, Emails und manche andere Werke gehören zu den feinsten Dingen ihrer Art, alles ist mit größter Sorgfalt und Sauberkeit ausgeführt. Und unser Urteil wird noch bescheidener, wenn wir an die vielen Geschmacklosigkeiten denken, die uns gerade die letzten Jahrzehnte beschert haben.

Überhaupt wird man die ganze Zeitkultur, die sich so klar in Hainhofer und seiner Hinterlassenschaft abspiegelt, nicht zu gering einschätzen dürfen. Es war eine Zeit des Überganges: auf die bürgerliche Kultur, die seit dem 14. Jahrhundert so reiche Blüten getragen, folgte im Laufe des 17. Jahrhunderts eine höfische Kultur. Der Augsburger Bürger und Kaufmann Hainhofer ist ein Fürstendiener, wenn auch das Fürstenregiment zu seiner Zeit noch ein ‚Absolutismus von christlich-patriarchalischer Färbung‘ war. Schon waren, nachdem das Jahrhundert der Entdeckungen und der Reformation den geistigen Horizont so gewaltig erweitert hatte, die Grundlagen einer neuen Weltanschauung durch die geistvollen Gedanken eines Kopernikus und Galilei gelegt worden, aber die mittelalterliche Ideenwelt, die ja auch heute noch nicht ausgestorben ist, lag doch noch übermächtig auf allen Geistern. Noch galt der Astrolog mehr als der Astronom, der Alchimist mehr als der Chemiker. Aber vergessen wir nicht, daß aus der Zauberküche des Alchimisten im 18. Jahrhundert ein so wichtiger Stoff wie das Porzellan entstand, und daß die vielen mechanischen Spielereien, die uns bei Hainhofer begegnen, doch wiederum die Fortschritte einer Wissenschaft kennzeichnen, auf der sich die spätere



Die Übergabe des jetzt in Berlin aufbewahrten Kunstschrankes an den Herzog Philipp



Der Kunstschrank in der Universität zu Upsala. Vorderansicht bei geöffneten Türen

Entwicklung der Naturwissenschaften aufbauen sollte. Und auch aus jenem naiven Interesse an den in den Kunstkammern angesammelten Erzeugnissen der Kunst und Natur sollten doch schließlich wissenschaftliche Gedanken geboren werden.

So ist Hainhofer für uns ein wichtiger Vertreter der geistigen Kultur jener Tage. Was er aber seiner Zeit selbst gewesen, das möge am besten der Nachruf seines Freundes Johann Valentin Andreae sagen: ‚Sein Andenken werden alle bewahren,



Der Kunstschrank im Palazzo Pitti zu Florenz. Vorderansicht bei geöffneten Türen

welche die Wissenschaften und Sprachen lieben, nicht minder die Künstler und Werkleute jeder Art, die er, selbst Architekt, mit bewundernswerter Einsicht leitete, aber auch die Fürsten, deren Geschäft er sorglich und fleißig vollführte, ja die Religion selbst, deren unermüdlicher Schützer er war. Die zahllose Schar seiner Freunde aber, mit der er in ununterbrochenem wissenschaftlichen Verkehr stand, wird es beklagen, daß dieser Quell zu strömen aufgehört, diese so uneigennützige Wirksamkeit ihr Ende gefunden habe.'

Der Schuß auf dem Bardanjol

Eine Erzählung aus Albanien von Borwin Garlitz

Im sonnigen Triest war es, daß Hans Briesen die Frau seines Herzens, Gwendolin Herbert, zum ersten Male sah.

Der Oberleutnant war durch Kabinettsorder vom 2. September 1913 zum Detachement nach Skutari in Albanien versetzt worden, nachdem er einige Jahre in Ostasien Dienst getan hatte. Auf der Durchreise mußte er sich in Triest im deutschen Generalkonsulat melden und traf dort einen alten Schulkameraden, Philipp Berthold, als Konsulatssekretär. Am Nachmittag schlenderten sie gemeinsam auf dem stark belebten Corso.

„Schöne Pferde und schöne Frauen sind nun doch einmal die Hauptsache im Leben," meinte der leichtlebige Freund, „und beides können Sie hier sehen. Aber daß Sie jetzt nach Skutari, der neuesten deutschen Garnison, gehen, darum beneide ich Sie. Sie werden alles dort finden, was das Leben interessant und erregend gestaltet, politische Intrigen und Niederträchtigkeiten schlimmster Art und unter Umständen äußerst seltsame Abenteuer."

„Sie tun ja gerade, als wenn ich in ein modernes Märchenland ginge."

„Albanien ist ein Märchenland," sagte der Freund voll Überzeugung und malte bunte Bilder von dem Leben und Treiben in Skutari. Briesen lachte vergnügt. Soviel hatte er sich von Skutari nicht versprochen. Plötzlich wurde er von seinem Freunde leise angestoßen, der gleich darauf zwei Damen grüßte, die in einem sehr eleganten Wagen saßen, an dem verschiedentlich und in auffallender Weise die Fürstenkrone angebracht war. Die rechts sitzende Dame grüßte sehr liebenswürdig wieder, während die andere, ohne eine Miene zu verziehen, einen kurzen Blick auf beide Herren warf, um dann wieder geradeaus zu sehen.

„Sagen Sie mir, bitte, wer die beiden waren," fragte Briesen lebhaft. „Besonders die eine der Damen sah sehr vornehm aus und machte einen ganz anderen Eindruck als alle anderen Damen, die ich bisher hier sah."

„Daher stieß ich Sie ja auch an, da Sie wahrscheinlich wenigstens die eine dieser Damen noch häufig in Ihrem Skutari wiedersehen werden. Haben Sie die auffallenden Fürstenkronen auf dem Wagen und Geschirr gesehen? Die Dame rechter Hand ist eine leibhafte Prinzessin und sogar eine albanische, was doch immerhin eine Seltenheit ist.

„Haben Sie schon von Javor Bolane gehört, dem Fürsten der Kastrati? Er besitzt ungeheure Güter im Norden von Albanien und hat in den letzten Jahren durch Verkauf von Wäldern an italienische Unternehmer einige Millionen verdient. Den Fürstentitel hat er sich wahrscheinlich selber zugelegt, und der letzte türkische Pascha hat ihm denselben gegen eine beträchtliche Summe bestätigt. Voriges Jahr hat der alte Herr, der häufig in Italien verweilte, sich wieder verheiratet, und zwar mit einer noch ganz jungen, aber schon recht korpulenten Italienerin. Das war die Prinzessin Bolane, die wir eben sahen."

„Und die andere Dame, die neben ihr saß?" fragte Briesen.

„Ja — eigentlich weiß ich wenig oder nichts von ihr. Nur, daß Sie die Frau des englischen Konsuls in Skutari ist, des allmächtigen Herbert, und daß sie eine Irin sein soll. Nun, Sie werden sie ja wahrscheinlich bald kennen lernen. Hüten Sie Ihr Herz!"

Das war die erste Begegnung Briesens mit Gwendolin Herbert. Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Schnelldampfer Hohenlohe des österreichischen Lloyd ab. Der Lärm der Ausfahrt aus dem Triester Hafen war vorüber. Allmählich verschwanden die Küsten in blauender Dämmerung, und die Reisenden begannen, sich irgendwo am Oberdeck für längere Zeit gemütlich einzurichten. Briesen wählte einen Liegestuhl möglichst abseits, um ungestört vor sich hinträumen zu können.

In diesem Augenblicke hatte er das Gefühl, daß ihn jemand ansähe. Unwillkürlich wandte er den Kopf. An der Reeling stand eine Dame, die sofort mit gleichgültigem Ausdrucke an ihm vorbeisah. Da durchfuhr ihn eine heiße Welle. Sofort hatte er sie wiedererkannt, die einzige Erscheinung, die in Triest seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Sie blickte geradeaus auf die ferne Küstenlinie, über der sich die Rauchfahne eines Dampfers wie eine Wolkenbank lagerte. So konnte er sie ungestört betrachten.

Es kam nicht häufig vor, daß eine Frau ihm auf den ersten Blick gefiel, und noch dazu eine Engländerin. Nach den dunklen Augen und den brünetten Haaren hätte man sie freilich für eine Südländerin halten können. Aber die weiche, hingebende Linie der Romanin fehlte. Fast herbe wirkte die

schlanke Gestalt. Was ihn aber eigentlich anzog, war nicht nur das Gesicht, das kaum Farbe zeigte und glücklicherweise nicht der Schminkmode verfallen war. Auch der kühl abweisende und doch etwas traurige Blick hatten es ihm nicht angetan.

Vielleicht war es die Vornehmheit und Sicherheit, die aus jeder ihrer Bewegungen sprach. Aber ähnliche Erscheinungen hatte er häufig in Deutschland gesehen, ohne daß gerade diese Art Frauen ihn besonders anzog. Auch neigte er viel mehr zu den lichten, blonden norddeutschen Gestalten, während jede allzu brünette Frau ihm das unheimliche Gefühl erregte, einem rätselhaften Wesen gegenüberzustehen, dessen Charakter Höhen und Tiefen barg, die zu ergründen vielleicht reizvoll, aber sicher auch gefährlich war. Und doch fühlte er gerade dieser Frau gegenüber ein merkwürdiges, magnetisches Fluidum, das ihn beunruhigte und leise in ihm fortzitterte. Da wandte sie sich um, streifte ihn mit einem kalten, gleichgültigen Blicke und ging mit langsamen, wiegenden Schritten das Promenadendeck entlang. —

Briesen war warm geworden. Trotzdem die Sonne ein Dunstschleier verhüllte und das Schiff in voller Fahrt dahinzog, dünkte ihn die Hitze unerträglich. „Scirocco," hörte er einen österreichischen Offizier sagen, der in Begleitung von zwei Damen vorüberging.

Abends lag er wieder an Deck. Die Schwüle war immer noch unerträglich, und während fahles Wetterleuchten die ferne dalmatinische Küste spukhaft erscheinen ließ, schickte die Schiffskapelle die aufreizenden Klänge der Toska herüber.

Seine schöne Unbekannte hatte er noch nicht wiedergesehen, aber das Schiff konnte sie nicht verlassen haben, das fühlte er instinktiv. Und er versenkte sich in reizvolle und phantastische Gedanken, die sich ausschließlich um die dunkeläugige, eigenartige Frau bewegten.

Gerade über seinem Liegestuhl befand sich das offene Fenster des Damensalons, aus dem er schon seit einiger Zeit ein halblautes Gespräch englischer Leute vernommen hatte. Als er einmal den Namen Skutari hörte, achtete er genauer auf. Zum Verstehen des Inhalts reichte sein Englisch aus, und bald folgte er voller Interesse der Unterhaltung, die zwischen zwei Herren stattfand.

„Diese verdammten Deutschen müssen sich doch in alles mischen," sagte eine Stimme. „Erst landen sie ein Detachement in Skutari, wo sie nicht das geringste zu suchen haben, und jetzt wollen sie sogar einen ihrer Prinzen auf den albanischen Thron setzen."

„Überall kommen sie uns in den Weg," meinte der andere. „Ihre Zeitungen sagen immer, die Welt sei groß genug, daß England und sie nebeneinander ihre Geschäfte betreiben könnten. Gewiß, das stimmt. Aber die Deutschen haben die Gemütlichkeit im Geschäftsleben verdorben. Überall fahren ihre Reisenden umher und unterbieten die guten englischen Waren mit billigen Schundartikeln. Früher ging man morgens einige Stunden ins Geschäft und in besonders wichtigen Zeiten auch noch nachmittags. Das genügte. Aber seit diese Deutschen von morgens bis abends auf dem Büro sitzen, muß man es wohl oder übel gerade so machen, um nicht in Rückstand zu kommen. Der Teufel soll sie holen."

„Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam," meinte der erste mit seiner derartig englischen Aussprache der bekannten Worte des alten Cato, mit denen er täglich im römischen Senat zur Zerstörung Karthagos aufforderte, daß Briesen eine gewisse Zeit nötig hatte, bis er den englischen Gemütsmenschen völlig begriff.

„Sollen sie uns nur einen deutschen Prinzen nach Albanien schicken," sagte der andere, „so wollen wir schon dafür sorgen, daß er bald abgewirtschaftet hat. Dann können wir unseren Freund Ibrahim, den ägyptischen Prinzen, präsentieren. Zuverlässig sind alle diese Niggers ja auch nicht, aber wenn wir ihm eine anständige jährliche Dotation aussetzen, wird er schon nach unserer Pfeife tanzen."

Damit schloß die Unterhaltung, und die beiden Engländer begaben sich in den Rauchsalon, wo sie sich bei Whisky und Soda niederließen.

Briesen verbrachte die schwüle und doch so wunderbare Nacht im Liegestuhl auf Deck. Und während aus dem Rauchsalon die Stimmen vergnügter österreichischer Offiziere ertönten, träumte er seiner nächsten Zukunft entgegen, die ihm voll der seltsamsten und geheimnisvollsten Ereignisse zu sein schien.

❈ ❈ ❈

Gwendolin verließ ihre Kajüte kurz vor der Einfahrt in die Bocche von Cattaro. Der Schirokko hatte fast vierundzwanzig Stunden gedauert und ihr jeden Lebensmut genommen. So sehr sie die Wärme liebte, selbst die Hitze Indiens war ihr selten lästig geworden, diese entnervende Treibhausschwüle des adriatischen Südwindes verursachte ihr jedesmal Migräne.

Als die Jungfer das Frühstück ans Bett gebracht, hatte sie nur einen Schluck Tee genommen und war sofort wieder in schmerzhaftes Dahindämmern versunken. Sie mußte sogar fest geschlafen haben, denn wie sie die Augen nach einiger Zeit öffnete, war der Kopfschmerz verschwunden. Durch das halb offene, runde Kajütenfenster kam ein kühler Hauch herein, und das Schiff machte lebhafte Schlingerbewegungen. Gott sei Dank, das war der erfrischende Nordwind, die Bora, die einem wieder neues Leben brachte.

Das Klingelzeichen hatte die Stewardeß hereingerufen, die sofort die Jungfer holte, mit deren Hilfe trotz der Schwankungen des Schiffes die Toilette bald beendet war. Betsy empfahl dringend, für heute einen ganz schwachen Hauch von Rot aufzulegen, aber

obgleich der Spiegel der jungen Frau ein gelblich blasses Gesicht zeigte, lehnte sie ab. Es lohnte wirklich nicht, sich für das ‚People' auf dem Schiff schön zu machen.

Diese lauten österreichischen Offiziere mißfielen ihr im höchsten Grade. Das waren für sie überhaupt keine Herren, denn ein Gentleman trägt Uniform nur im Dienst, ganz gewiß aber nie auf der Reise. Und die wenigen Vergnügungsreisenden, die weiter nach Korfu oder Griechenland wollten, zählte sie zur Kategorie der ‚Cape Tuiskes'. Dieser Ausdruck stammte von einer dänischen Freundin, die damit eine gewisse Sorte von deutschen Reisenden bezeichnete, die man zu jeder Tageszeit und an jedem Orte in dem gewiß sehr praktischen, aber keineswegs schönen Cape und Lodenrock antrifft.

Was sonst noch auf dem Schiff war — italienisch sprechende Dalmatiner, bosnische Serbokroaten, Montenegriner und Griechen, meist Kaufleute in Geschäften unterwegs und mehrfach von ihren Frauen begleitet — war für Gwendolin einfach Balkangesindel.

Nachdem sie das vorhin verschmähte Frühstück nachgeholt hatte, fühlte sie sich wie ein neuer Mensch. Ein verstohlener Blick in den kleinen Taschenspiegel, der hinten in einer Kapsel eine winzige Puderquaste enthielt, zeigte ihr, daß sie wieder etwas Farbe bekommen hatte, was ihre Lebensfreude denn doch steigerte.

Leichten Schrittes stieg sie die steile Treppe zum Promenadendeck herauf. Jetzt empfand sie es sehr angenehm, daß sie schon in Rücksicht auf das rauhere Klima Cettinjes ein wärmeres Kostüm gewählt hatte, während ihr gestern beim Wehen des heißen Wüstenwindes selbst ihr dünnes Seidenkleid unerträglich geworden war.

Sie kam noch gerade zur rechten Zeit. Die ‚Hohenlohe' durchschnitt die schmale Einfahrt der berühmten Bocche, die ganz einem nordischen Fjord gleicht. Schon oft hatte Gwendolin diese Reise gemacht, aber auch heute wieder bebte sie in Erwartung des unvergeßlichen Eindrucks, wenn sich mit einem Schlage die Einfahrt weitet und die gewaltige Bucht von Cattaro mit ihren himmelanragenden Bergen vor einem liegt.

Nun sah sie schon in der Ferne die weißen Häuser Cattaros, ganz am Ende der Bucht, dicht unter der ragenden Höhe des Lowcen, der bereits eine Schneehaube trug. In unmittelbarer Nähe des Meeres wirkten seine zweitausend Meter ganz gewaltig, und drohend sahen die düsteren Abhänge auf das liebliche Bild unter ihm herab.

Der englische Konsul in Cettinje war im Frühjahr mit ihr oben gewesen. Voller Interesse hatten sie sich von dem englisch sprechenden montenegrinischen Offizier, der dort kommandierte, die Befestigungen erklären lassen. Der Lowcen war uneinnehmbar mit seinen steilen Hängen und seinen starken Befestigungen, und seine Kanonen beherrschten den größten Teil der Bocche, so daß Österreich des schönen und gewaltigen Hafens nicht froh werden konnte. Nur am äußersten Ende, dicht an der Einfahrt bei Castelnuovo hatte es sich eine Flottenstation eingerichtet.

„Das wäre ein Hafen für England," hatte der Konsul leise gemeint. „Die Kriegsflotten der ganzen Welt könnten hier sicher ankern, und wir würden schon dafür sorgen, daß der Lowcen nicht lange uneinnehmbar bliebe. Solche Festungen sind, besonders hier im Balkan, viel leichter mit Gold als mit Eisen und Blei zu erobern. Außerdem macht es weniger Aufsehen und pflegt beide Teile zu befriedigen."

„Warum nehmen wir ihn uns nicht einfach?" hatte Gwendolin mit der harmlosen Naivität englischer Weltanschauung gefragt.

„Das geht doch nicht so ohne weiteres," meinte der Diplomat. Groß geworden in der Schule englischen Auslandsdienstes, wußte er genau, daß es bei einer jeden neuen Besitzergreifung darauf ankam, daß England entweder den Anschein eines untrüglichen Rechtes hatte oder sonst wenigstens als Befreier und Beschützer eines unterdrückten Volksstammes erscheinen konnte.

Auch Gwendolin war — trotzdem sie irischer Abkunft — der festen Ansicht, daß es für jedes Volk nur ein großes Glück sein könne, der Segnungen englischer Herrschaft teilhaftig zu werden. Auch für die Völker des südlichen Balkans, besonders für das arme unglückliche Albanien, empfand sie ein tiefes Mitleid und hätte es als Segen für diese Länder betrachtet, wenn Englands mächtige Hand ihnen eines Tages zugleich mit seiner Herrschaft Kultur und Wohlstand brächte.

Jetzt legte die ‚Hohenlohe' in Cattaro an, und ein großer Teil der Passagiere stieg aus. Gwendolin rief auf italienisch ein paar Leute heran und beauftragte sie, ihr Gepäck zu dem kleinen Hotel zu bringen, von wo das Postauto nach Cettinje abzugehen pflegte.

Im Speisezimmer des Hotels aber traf sie Baron Traubenberg, den russischen Militärbevollmächtigten aus Cettinje.

„Daß ich ein solches Glück haben würde, noch heute die schönste Frau Albaniens zu sehen, das hätte ich mir nicht träumen lassen," so begrüßte sie der stets liebenswürdige Russe. „Sie wollen gewiß in unser schauderhaftes Gebirgsnest, dieses von Gott verlassene Cettinje."

„Zu meiner Freude, lieber Baron, sehe ich, daß Sie unverändert derselbe geblieben sind, seit wir uns nicht sahen: der aufrichtige Bewunderer der Frauen und der unverbesserliche Verächter des hübschen Cettinje."

„Verehrteste, schönste Frau, Sie befinden sich in doppeltem Irrtume. Erstens sind Sie die einzige Frau, die ich wirklich verehre, weil Sie so warme und gar nicht englische Augen haben, und zweitens hasse ich außer meiner montenegrinischen Räuberhöhle



Wäscherinnen am Tiberstrand. Gemälde von Franz Dreber
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

sämtliche Städte, die kleiner sind als Petersburg. Aber nun nehmen Sie Platz, essen Sie etwas, und dann vergönnen Sie mir die Gnade, Sie in meinem Auto mitzunehmen. Ich hatte hier unten zu tun und bin jetzt jederzeit, sobald Sie es befehlen, zur Abfahrt bereit."

Eine Stunde später schob sich das Auto langsam die steile Felsenstraße hinauf, deren ungezählte, immer wiederkehrende Serpentinen eine Höhe erreichen, die der des Pilatus über dem Luzerner See entspricht.

Gwendolin war begeistert, obgleich ihr doch die Fahrt nichts Neues bot. „Sehen Sie nur, Baron, wie sich bei jeder Biegung die Aussicht erweitert und wie das Bild stets ein anderes wird. Jetzt hat man schon die ganze Bocche in ihrer vollen Ausdehnung zu Füßen, noch etwas höher, und wir können die Uferberge der Bucht überblicken, wir werden links die albanischen Berge und vor uns das Meer sehen." Sie war ganz aufgeregt in ihrer Freude.

Der ehemalige Petersburger Gardeoffizier blieb trotz seiner Verachtung Montenegros nicht unempfindlich für die Reize der großartigen Natur, deren Genuß ihm noch erhöht wurde durch die Anwesenheit der jungen, schönheitstrunkenen Frau.

„Ich glaube sicher," sagte er, „daß die ganze Adria, ja selbst das Mittelmeer nirgends eine Stelle von ähnlicher, gewaltiger Schönheit aufzuweisen hat."

Das Auto hielt. Zischend kochte der Dampf aus dem Kühler. An einer Quelle bemühte sich der Chauffeur, den Durst der heißgelaufenen Maschine zu stillen.

Baron Traubenberg zeigte zur Höhe des Lowcen, der immer noch drohend über ihnen ragte. Dann wies er auf einen Hügel unten vor Cattaro. Dort war ein österreichisches Fort.

„Und diese Zwerge bilden sich ein, sie könnten mit ihren armseligen Befestigungen unseren Lowcen in Schach halten, von dessen Höhen man jeden Mann und jedes Geschütz dort unten einzeln wegputzen kann."

„Warum sagen Sie ‚unser' Lowcen, Baron? Soviel ich weiß, ist das Königreich der schwarzen Berge doch noch keine Kolonie des heiligen Rußlands," meinte die schöne Frau mit leicht spöttischem Lächeln. „Oder sollte es wahr sein, was man mir erzählt hat, daß Sie im Falle eines Krieges gegen Österreich dazu bestimmt sind, die tapferen Montenegriner zum Siege anzuführen?"

Der gewandte Weltmann war nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen. „Ihre Landsleute sprechen doch auch von Ägypten so, als wenn es ihnen gehörte, während es seinen selbständigen Fürsten, den Khediven, hat, der allerdings noch nominell dem Beherrscher aller Gläubigen tributpflichtig ist. Man fällt eben leicht in den Fehler, sich mit einem Lande, in dem man lebt und mit dem uns enge Beziehungen verknüpfen, vollkommen zu assimilieren."

Gar zu gerne hätte die selbstsichere Engländerin ihren geschickten Begleiter noch gefragt, ob er in der Tat am orthodoxen Neujahrstage die russischen Subventionsgelder persönlich an die Minister und Generale Montenegros auszuzahlen pflegte, wobei stets diejenigen besser fort kamen, die sich im vergangenen Jahre allen Wünschen des weißen Zaren besonders gefügig gezeigt hatten. Sie wollte aber die ihr als Frau zustehende Freiheit nicht zu weit treiben und wußte auch nicht ganz sicher, ob sie damit vielleicht ein ihr anvertrautes politisches Geheimnis verriete.

Unterdessen war das Auto wieder fahrbereit. Von neuem keuchte es die unendlichen Serpentinen in die Höhe, und nach Verlauf einer Stunde war das Panorama hinter ihnen verschwunden. Verhältnismäßig eben ging es jetzt weiter, dafür hatte aber die Gegend den trostlosen Charakter der Karstlandschaft angenommen.

„Warum haben nur die Montenegriner ihre Hauptstadt in diesen ödesten und verlassensten Teil ihres ganzen Landes angelegt?" fragte Gwendolin. „Das Innere des Landes soll doch so wunderbar schöne Gegenden haben, und auch das malerische Antivari gäbe eine reizende Residenz, die sogar einen Vergleich mit Montecarlo nicht zu scheuen brauchte."

„Sie haben in der Tat recht. Das Innere des Landes ist meist von erlesener Schönheit. Mit meinem Auto habe ich es nach allen Richtungen durchstreift. Ich habe Gemsen bei Niksisch geschossen und mich nachher an dem ausgezeichneten Bier der österreichischen Brauerei des freundlichen Städtchens erfreut. Ich habe Kolasins Munitionsfabrik besichtigt und die ungeheuren Urwälder seiner Umgebung durchstreift, ich habe bei Andriewitza auf Bären gejagt und war auf Anstand auf albanische Banditen, die dort die nahe Grenze zu überschreiten pflegen. Ja, ich habe sogar in dreitägigem Ritte auf Saumpfaden die wunderbar fruchtbaren und blühenden Gefilde von Ipek erreicht, wo ich im Kloster Decani bei dem Abte zu Gast geladen war. Überall ist Montenegro unvergleichlich viel schöner, als in diesem entsetzlichen Cettinje, in das mich ein ungnädiges Geschick verbannt hat."

„Ja, Sie sind entsetzlich zu bedauern, Sie Armer," meinte die schöne Frau. „Aber sehen Sie, da kommen ja schon die ersten Häuser Ihrer geschmähten Residenz zum Vorschein. Ich kann mir nicht helfen, ich finde das Städtchen allerliebst. Wie ein schmucker, kleiner Badeort am einsamen Meeresstrande, so liegt es mit seinen weißen Häusern und grünen Gärten inmitten der Steinwüste. Aber ich vergaß unglaublicherweise, ganz nach Ihrer Frau zu fragen. Hoffentlich geht es ihr gut?"

„Ich danke Ihnen sehr, es geht Anna Michailowna ausgezeichnet, denn sie befindet sich nicht bei mir. Nach ihrem letzten Briefe,

den ich vor zwei Wochen erhielt, war sie noch in Biarritz, jetzt wird sie aber wohl schon in Paris sein. Die Glückliche — wer doch auch dort sein könnte, losgelöst von den Freuden des häuslichen Herdes!"

Gwendolin seufzte leicht vor sich hin. Auch sie fühlte sich überall wohler und freier, als bei sich zu Hause.

Jetzt hielt das Auto vor dem stattlichen Gebäude der englischen Gesandtschaft. Baron Traubenberg verabschiedete sich mit einem Handkusse von seiner Begleiterin.

„Haben Sie vielen Dank für die herrliche Fahrt in Ihrem schönen Wagen, und sollten Sie einmal ein paar Tage Zeit haben, so würden Mr. Herbert und ich uns sehr freuen, wenn Sie uns in Skutari besuchten."

⌘ ⌘ ⌘

Das Hotel Europa in Cettinje besitzt eine kleine freundliche Dependance, dicht gegenüber dem fürstlichen Konak. Hier war Fuad Fani Bei untergekommen. Er reiste mit einem amerikanischen Passe, der auf den Namen Harry Green aus Denver lautete.

Unter der Regierung Abdul Hamids war er Offizier der albanischen Leibwache gewesen, der einzigen Truppe, welcher der unglückliche, verbitterte Menschenfeind vertraute. Aber er hatte sich verdächtig gemacht. Einige Jahre, die er als junger Mann auf einer Wiener Schule verbrachte, ließen ihn die türkischen Verhältnisse mit anderen Augen ansehen, als es sich für einen ottomanischen Offizier gehörte.

Eines Nachts mußte er auf ein amerikanisches Schiff fliehen, das ihn in das Land der Freiheit brachte. Hier merkte er allerdings bald, wie die gerühmte amerikanische Freiheit vor allem darin bestand, daß der stellungslose hungernde Mensch sich einen Platz aussuchen durfte, wo er, ohne daß sich irgend jemand darum kümmerte, unbehelligt sterben konnte. In letzter Not fand er einen Landsmann, der ihn aufnahm. Als er dann die Sprache völlig beherrschte, kam er mit seiner natürlichen Intelligenz schnell vorwärts. Zum Schluß besaß er eine recht gut gehende Praxis als Rechtsbeistand, und seine Kenntnis der Balkansprachen führte ihm eine Menge Klienten aus dem südöstlichen Europa zu.

Da kam der Balkankrieg, der auch Albanien die Befreiung brachte. Die Serben, die plündernd und brennend bis zur Adria vorgedrungen waren, mußten auf österreichischen und italienischen Einspruch wieder zurückgehen. Und Nikita, der nach Essads Verrat in dem unbezwungenen Skutari einzog, wurde durch Landungsdetachements der Dreibundsmächte, denen sich sofort auch eine englische und französische Abteilung anschlossen, trotz seiner wütenden Proteste zum Verlassen des albanischen Gebietes gezwungen. Alle Drohungen Rußlands, das seinen Freund der schwarzen Berge auf jede Weise unterstützte, blieben vergebens. Wegen Albanien wollte es die Entente noch nicht zum Kriege kommen lassen. Jedenfalls sollten aber das englische und französische Detachement verhindern, daß sich der Dreibund etwa zu fest dort einnistete.

Die Londoner Konferenz beriet über die Grenzen und die politische Gestaltung des Landes, und alle albanischen Patrioten hofften auf eine neue und glänzende Zukunft. Nach Italien, nach Wien und besonders nach Amerika, überallhin wo verbannte oder ausgewanderte Albaner lebten, flogen die Sendschreiben, um alle Wohlgesinnten zurückzurufen, die das Vaterland jetzt brauche.

Auch an Fuad war der Ruf ergangen, und plötzlich erfaßte ihn das Heimweh nach seinen wilden Bergen. Und nun war er auf der Heimreise in sein Vaterland, das Land des größten Heldentums und des niedrigsten Verrates, das Land der unversöhnlichsten Blutrache und der höchsten Ehrerbietung vor den Frauen. Seit fünfzehn Jahren hatte er es nicht mehr gesehn.

Er stand am Fenster und schaute zu dem fürstlichen Konak herüber. Dort wohnte der größte Feind seines Volkes, der schlaueste und gerissenste Geschäftsmann, der gleichwohl seinen Kindern ein liebevoller Vater und seinem Lande der beste Monarch gewesen war. Ihn vor allen galt es zu bekämpfen.

Es klopfte an der Tür, und auf das „come in" trat ein Hotelkellner ein.

„Ach, du bist es," sagte Fuad, „was bringst du Neues?"

„Du mußt fort von hier, so bald wie möglich, ich bin sicher, du wirst beargwöhnt und bereits beobachtet. Auch ich darf nur ein paar Minuten im Zimmer bleiben, so lange als ich brauche, um Feuer anzumachen. Sonst komme auch ich, den man hier für einen Griechen hält, in Verdacht."

Die Unterhaltung wurde auf albanisch und im Flüsterton geführt.

„Gut, ich werde morgen früh nach Skutari abreisen," sagte der Amerikaner, „ich habe die Freunde hier gesprochen und weiß, daß alles in guten Händen ist. Hast du sonst Neues gehört? Meldet Hamdi nichts Interessantes aus dem Konak?"

„Er berichtete nur, daß unser Feind, der russische Baron, beim König in Ungnade gefallen sei. Die hiesige Polizei macht alle Briefe, die von irgendwelchen verdächtigen oder auch nur prominenten Personen geschrieben werden, in sehr geschickter Weise auf und verschließt sie wieder ohne einen Zensurvermerk zu machen, so daß der Empfänger nichts davon merkt. Alle irgendwie politisch oder auch sonstwie interessanten Briefe werden dem König in den Konak geschickt, der fast die gleiche Freude an der Entdeckung politischer Intrigen wie von Liebesaffären hat. Auch Briefe vom Baron Traubenberg sind geöffnet worden und darin liegt das Komische der Sache: sie enthielten eine Schilderung der hiesigen Zustände, der Stadt, der Gesellschaft und nicht am wenigsten des Hofes. Sie sollen voll des boshaftesten Spottes sein. Am schlechtesten kommen der König selber und der Kronprinz weg. Du kannst dir die Wut

des alten Herrn denken. Schon seit vielen Tagen will er den Russen nicht mehr sehen. Dieser aber weiß nicht, was los ist und hat schwarzen Verdacht wegen einer politischen Schwenkung zu Österreich. — „Und nun leb' wohl, deinen Wagen für morgen früh werde ich bestellen. Laß dich bitte abends nicht mehr auf der Straße sehen. Du weißt, wie leicht man hier auf immer verschwindet."

Mit festem Händedruck schieden die beiden Albaner voneinander.

Fuad trat von neuem ans Fenster, denn drüben beim Konak war eine Bewegung eingetreten. Aus dem hübschen weißen Gebäude traten mehrere Diener heraus und brachten zwei Lehnstühle, die sie vorne auf der Promenade vor dem Konak niedersetzten.

Gleich darauf erschien der König in Begleitung eines Herrn und nahm auf dem einen der Sessel Platz, während sein Begleiter dicht hinter ihm stehen blieb. Und jetzt fanden die berühmten Audienzen statt, die der König nach alter Landessitte auf offener Straße einem jeden seiner Untertanen gewährte. Wurde der Kreis, der sich um den König bildete, zu groß, dann schritt unauffällig ein Polizist ein und verteilte den Andrang ein wenig. Nur als eine reisende englische Familie sich mit bekannter Unverschämtheit heranzudrängen versuchte, wurde der Polizist grob und der Engländer laut, was wesentlich zur Erheiterung der Montenegriner beitrug.

Voller Interesse, aber mit haßerfülltem Herzen sah Fuad dem landesväterlichen Walten zu. Einem jeden seiner Untertanen, der mit einem Anliegen kam, reichte der König die Hand, für jeden hatte er freundliche Worte und geduldiges Zuhören.

Und dieser Mann war seit Jahren wie eine reißende Bestie über das albanische Volk hergefallen und hatte hundertfache Blutschuld auf sich geladen . . .

⌘ ⌘ ⌘

Schon früh am Morgen war Fuad unterwegs. Ein kleiner Wagen sollte ihn mit seinem einzigen Koffer nach Rjäka befördern, von wo der Dampfer nach Skutari abging.

Erst führte der Weg ziemlich eben durch ein Gewirr von Felspartien und Geröllhalden, wo nur in den tiefsten Stellen winzige kleine Äcker von der Tätigkeit der Menschen zeugten. Jedes urbar gemachte Stückchen Feld war mit mannshohen Mauern umgeben, aus den Steinen errichtet, die man aus dem Felde hatte fortbringen müssen, bevor man hier säen und pflanzen konnte.

Allmählich wurde die Gegend freundlicher, hin und wieder sah Fuad einen Baum oder größere Stücke bebauten Ackers.

Und jetzt tauchte mit einem Schlage eine lange Kette blauer, hoch ragender Berge auf, deren höchste Gipfel schon den ersten weißen Schleier des herannahenden Winters trugen. Dort lag Albanien, sein heiß geliebtes Vaterland, dort waren seine Verwandten, seine Blutsbrüder, seine Stammesgenossen. Stark schlug ihm das Herz in maßloser, ungebändigter Freude, und fast mit Erstaunen merkte er, wie er selber im Innersten noch der alte geblieben war, ein echter Sohn des großen Skanderbeg.

Eine Stunde später etwa erreichte er das freundliche Städtchen Rhäka mit seinen blumenwuchernden Gärten und der hübschen Wintervilla König Nikitas.

Auf dem kleinen Flusse, der in den Skutarisee mündet, lag schon der Dampfer zur Abfahrt bereit, der ihn bis zum Abend in sein Heimatsland bringen sollte.

Gerade wollte er den Dampfer besteigen, als ein Radfahrer in halsbrecherischer Fahrt die steil abfallende Straße herabsauste. Unwillkürlich wartete Fuad einen Augenblick. Der Ankömmling sprang vom Rade und, ohne sich um den Albaner zu kümmern, begab er sich auf das Schiff und machte dem Kapitän irgendeine Mitteilung. Dann wandte er sich zurück, stieß Fuad wie aus Versehen heftig an und murmelte irgendeine Entschuldigung, schwang sich von neuem auf sein Rad und war nach kurzer Zeit verschwunden. Auf das kleine Stückchen Papier, das er hatte fallen lassen, setzte Fuad sofort seinen Fuß, um es gleich darauf in seiner Tasche zu bergen.

Jetzt ertönte die Abfahrtsglocke des Dampfers, und bald darauf begann sich der alte Kasten langsam zu bewegen.

Das Schiff gehörte einer italienischen Gesellschaft. Es hatte die ersten zwanzig Jahre seines Daseins als Küstenfahrer gedient, jetzt fuhr es bereits seit langer Zeit auf dem Skutarisee und wunderte sich selber darüber, daß sein alter rostiger Kessel immer noch nicht explodiert war, und daß die morschen Planken bisher noch notdürftig den manchmal nicht unbeträchtlichen Wellen des Sees widerstanden hatten.

Nach einer halben Stunde wurde der See erreicht. Jetzt atmete Fuad auf. Die größte Gefahr war überwunden.

Ungesehen entfaltete er das gefundene Papier und las den in türkischen Buchstaben geschriebenen Inhalt. Er lautete: „Ministerrat hat gestern abend beschlossen, in etwa zwei Wochen das Gebiet der Hoti und Gruda zu überfallen. Vorsicht in Virpazar."

Der Albaner zerriß das Papier in kleine Stückchen und warf sie in den See. Dann kehrte er auf das Vorderdeck zurück.

Hier war eine ganz internationale Gesellschaft versammelt. Fast alle Reisenden wollten nach Skutari, wo jetzt Angehörige jeder europäischen Nation vorhanden waren. Meist waren es österreichische und italienische Geschäftsreisende, die nach der Beseitigung der Türkenherrschaft den Augenblick gekommen glaubten, Gewinn bringende Unternehmungen in Albanien ins Leben zu rufen. Auch viele Vergnügungsreisende befanden sich darunter, die Skutari besuchen wollten. Englische und französische Laute wurden hörbar; denn es fehlte nicht an Angehörigen

der internationalen Detachements oder der in Skutari beglaubigten fremden Konsuln.

Fuad, der das Italienische fließend beherrschte, machte sich mit dem Kapitän bekannt und stellte sich ihm als Amerikaner vor, um auf alle Fälle seinen Beistand zu finden.

Langsam näherte sich der Dampfer dem Städtchen Virpazar, wo er anlegen wollte, um diejenigen Reisenden aufzunehmen, die mit der einzigen Eisenbahn, die Montenegro besitzt, vom Hafen Antivari herkamen. Hier war etwa zwei Stunden Aufenthalt, den fast alle Reisenden benutzten, um auszusteigen und Mittag zu essen. Aber der Albaner blied an Bord, eingedenk der Warnung, die er erhalten. Unter der Besatzung des Schiffes befand sich ein Landsmann.

Kaum sichtbar hatte er das Zeichen des Adlers gemacht, indem er seiner linken Hand eine bestimmte Form gab. Und auf dieselbe Weise war das Zeichen erwidert worden, so daß Fuad jetzt wenigstens die Gewißheit hatte, ein Mitglied des albanischen Geheimbundes zu seiner Unterstützung zu haben, der bereit war, jederzeit sein Leben im Dienste des Vaterlandes zu opfern.

Dann kam der Zug an, unter der Beteiligung der ganzen unbeschäftigten Bevölkerung Virpazars, die sich dieses täglich nur einmal eintretende Ereignis nicht entgehen ließ. Es läutete zur Abfahrt, und langsam füllte sich das Schiff mit Haufen von Gepäck und neu dazukommenden Reisenden. Zuletzt kam der Kapitän, der heftig mit einem montenegrinischen Gendarmen stritt. Sie traten schließlich zu Fuad heran, und der Kapitän eröffnete ihm, daß auf Befehl der montenegrinischen Behörden der Dampfer nur dann die Erlaubnis zur Abfahrt erhielte, wenn er sich zu einer Unterredung an Land begäbe.

Der Albaner setzte seine hochmütigste Miene auf, erklärte, er sei ein Bürger des freien Amerikas und dächte gar nicht daran, das Schiff zu verlassen. Vom Kapitän verlangte er, ihn vor Zudringlichkeiten zu beschützen, sonst würde er durch die Botschaft in Rom unbedingt seine Absetzung fordern. Doch der Montenegriner zeigte einen schriftlichen Befehl des Ministeriums vor und bestand auf der Auslieferung Fuads.

Jetzt geriet der vermeintliche Amerikaner in helle Wut. Er erklärte, daß Amerika alle Montenegriner ausweisen lassen würde, daß es eine Flotte schicken könnte und daß er wenigstens die strengste Bestrafung des unverschämten Gendarmen verlangen müßte.

Dann verschwand er nach unten, und der Dampfer machte sich abfahrtbereit. Verschiedenen Reisenden war der Zwischenfall nicht verborgen geblieben; zwei Engländer nahmen die Partei des Amerikaners und redeten heftig auf den Kapitän und den Gendarmen ein.

Auf einmal stieß letzterer einen Schrei der Wut aus und zeigte nach dem Hinterteil des Schiffes. Dort sah man eine kleine Jolle eiligst davonrudern. Es waren Fuad und sein Landsmann von der Schiffsbesatzung.

Schleunigst lief der Gendarm ans Land und schrie nach den Zollwächtern, die sich in einem kleinen Häuschen am Hafen aufhielten, während die Passagiere des Schiffes vollster Erregung den Vorgängen folgten. „Fahren Sie ab, Kapitän," schrien die Engländer, „fahren Sie ab und versuchen Sie den Unglücklichen zu retten." Und als der Kapitän noch zögerte, nahm der eine von ihnen eine derartig drohende Stellung ein, daß der feige Italiener es vorzog, sich nicht niederboxen zu lassen, sondern den Befehl zur Abfahrt gab.

Unterdessen begannen einige Zollwächter auf die Flüchtigen zu schießen, während der Gendarm mit zwei anderen den Versuch machte, ein Motorboot zum Anfahren zu bewegen.

Unter den zuletzt an Bord gekommenen Reisenden befand sich auch Hans Brieien. Er hatte von Cattaro den kleinen Dampfer nach Antivari benutzt und sah sich jetzt beim ersten Anblick der albanischen Berge gleich einem Abenteuer gegenüber. Voller Spannung stand er an der Reling und sah, wie die Gewehrschüsse immer dichter beim Boote ins Wasser schlugen. Plötzlich ließ der eine der Insassen das Ruder fallen und sank gleich darauf zu Boden. Ein Freudenschrei der Montenegriner beantwortete den gelungenen Treffer, während Schreckensrufe auf dem Schiffe ertönten, das sich gerade langsam dem Fahrzeuge näherte.

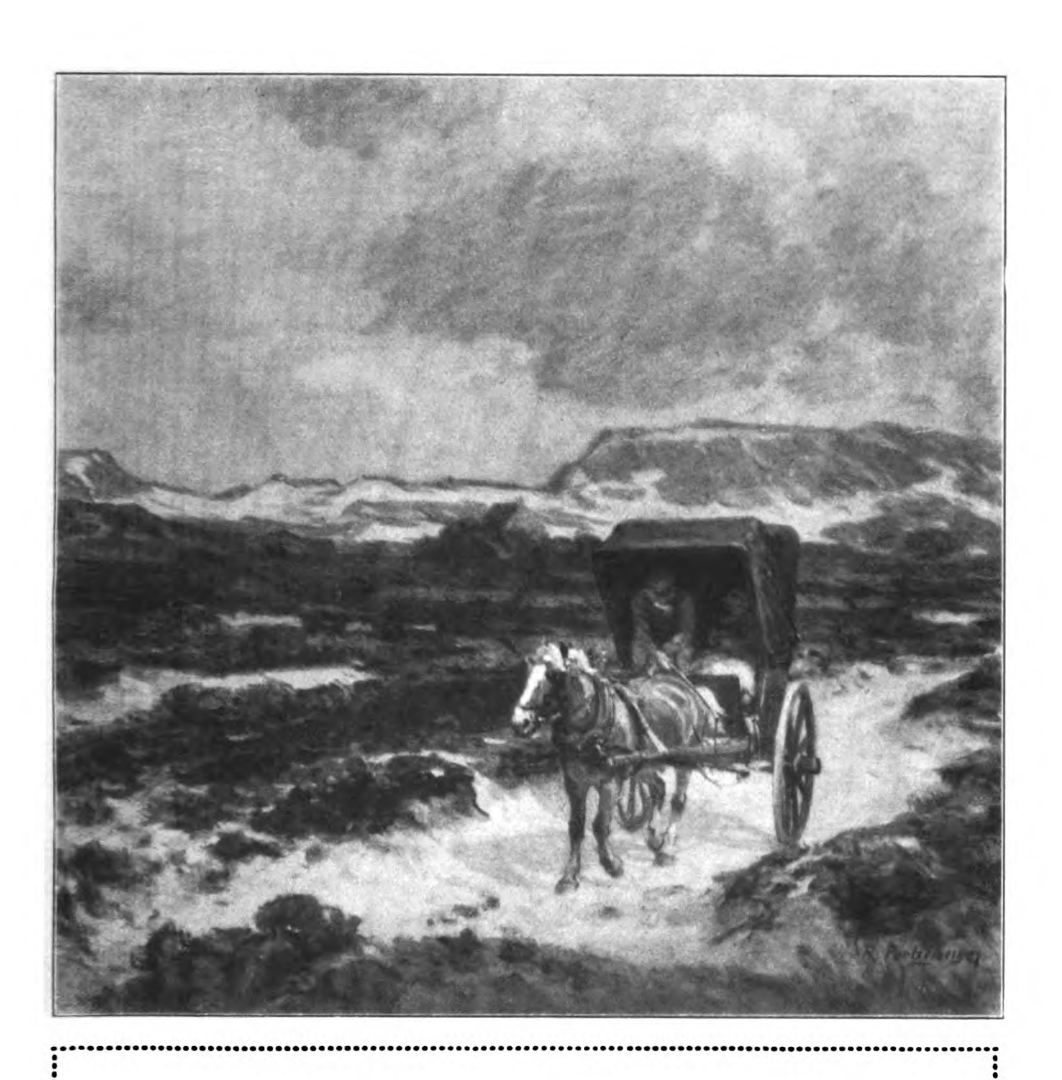
Jetzt mußten die Montenegriner ihr Schießen einstellen, weil der Dampfer das Boot erreicht hatte. Ein Halttau wurde heruntergeworfen, der unverwundete Insasse ergriff es, aber im nächsten Augenblick kenterte das Boot, verursacht durch eine ungeschickte Bewegung des Dampfers, der noch nicht hatte stoppen können.

Gellend kreischten ein paar Frauenstimmen auf, aber im gleichen Augenblick schwang sich eine Gestalt über Bord und verschwand in den grünen Fluten des Sees. Dann tauchte der Schwimmer wieder auf und war in wenigen Stößen bei der umgeschlagenen Jolle. Hier hielt sich der Verwundete angeklammert, während sein Gefährte, das Tau festhaltend, schon eine Strecke vom Dampfer mitgeschleppt war.

Briesen hatte schon einmal vor Tsingtau einen Matrosen vor dem Ertrinken gerettet, aber dieser sich verzweiflungsvoll an ihn hängende Verwundete machte ihm doch schwere Mühe. Dazu fingen die Montenegriner aufs neue an zu schießen.

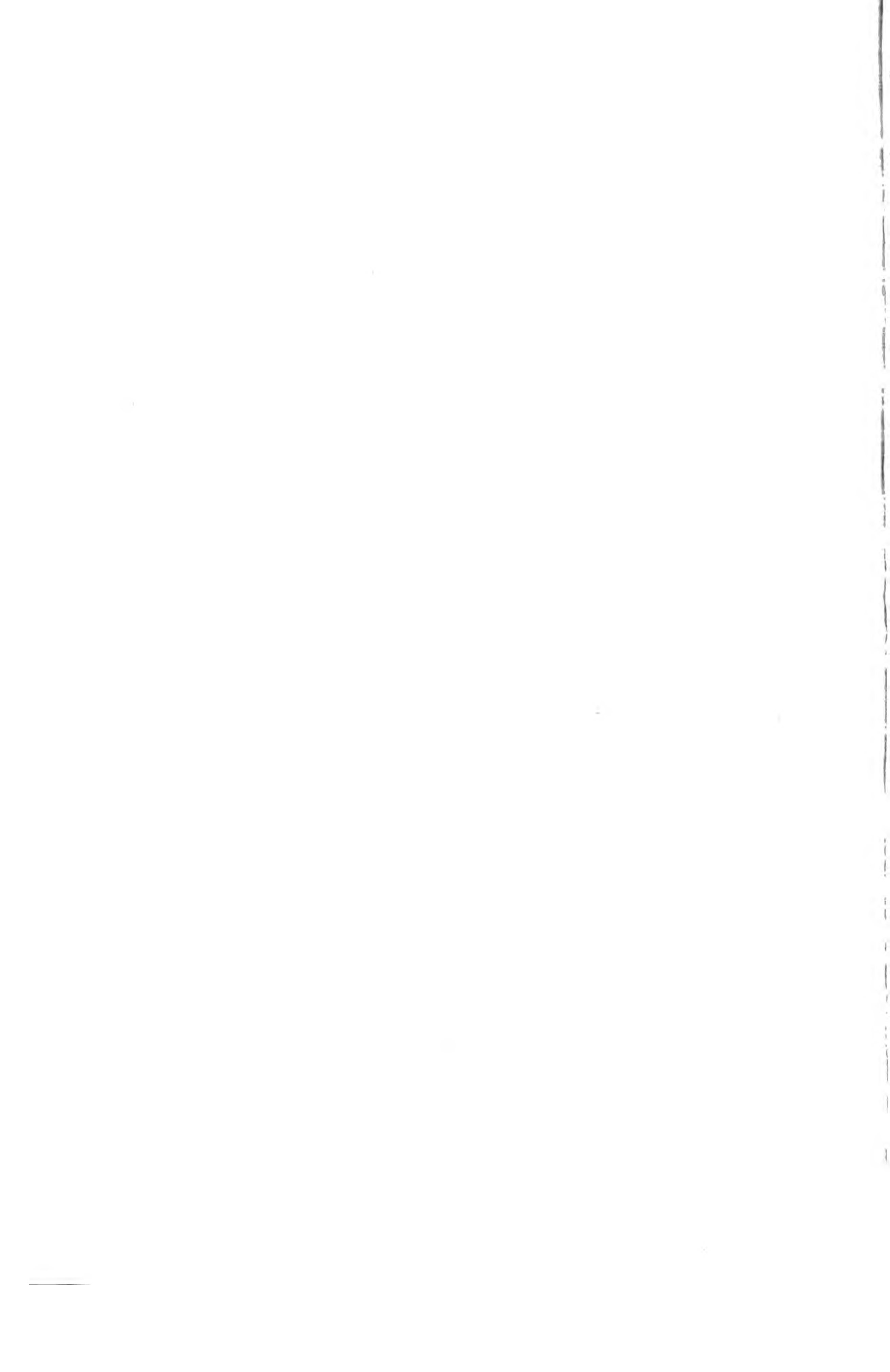
Endlich nach bangen fünf Minuten hatte der Italiener seinen Dampfer wieder an das Boot heranmanövriert, und gleich darauf befanden sich alle gerettet an Bord.

Mit lauten Zurufen und Händeklatschen wurde Briesen empfangen. Er wandte aber seine Aufmerksamkeit zunächst dem Verwun-



In den Dünen

Gemälde von Prof. Robert Poetzelberger



deten zu, der einen Schuß durch den Oberarm erhalten hatte. Man rief nach einem Arzte, der aber nicht vorhanden war.

Während der verwundete Fuad in der Kajüte des Kapitäns gebettet wurde, holte Briesen aus seinem Koffer das Verbandspäckchen, das er von seinem Aufenthalte in Ostasien her noch bei sich führte. Dann begab er sich zu dem Albaner und konnte gerade noch verhindern, daß der Kapitän die Wunde, die noch blutete, mit Wasser reinigen wollte. Der Vorschrift nach legte er, ohne die Wunde irgendwie zu berühren, den Verband an. Sehr zustatten kam es ihm, daß er wenigstens soviel englisch sprach, um sich verständlich machen zu können.

Fuad hatte in halber Betäubung dagelegen, bis ihm der Kapitän einen Schluck Kognak beibrachte. Das ungewohnte Getränk, das bisher wohl niemals über die Lippen des rechtgläubigen Muhamedaners gekommen war, mochte ihm wie höllisches Feuer im Magen brennen, bewies aber um so stärker seine wiederbelebende Wirkung.

„Verfolgen die Feinde mich noch?" war seine erste Frage, und als der Kapitän ihm sagte, daß er in voller Sicherheit wäre und daß auch sein Begleiter, der albanische Matrose, gerettet sei, wandte er sich an Briesen. „Wer ist der mutige Mann, dem ich mein Leben verdanke?"

„Ich bin deutscher Offizier und gehöre zu dem Besatzungsdetachement in Skutari. Es war mir eine besondere Freude, einem Angehörigen der großen amerikanischen Nation einen Dienst erweisen zu können."

„Ich bin amerikanischer Bürger," sagte Fuad, „aber Albanien ist mein Vaterland. Und niemals vergißt ein Schiptar, ein Adlersohn der ewigen Berge, einen ihm erwiesenen Dienst. Wenn Sie einen Wunsch haben werden, welcher Art er auch sei, dann rufen Sie mich herbei. Ich bleibe in Skutari und werde stets zu Ihrer Verfügung sein. Sie können von jetzt an über mein Leben verfügen."

Briesen dankte dem anscheinend sehr erregten Albanier aufs herzlichste, meinte aber, daß jener wirklich kein solches Aufheben wegen des kleinen Dienstes zu machen brauche. Er sei ein vorzüglicher Schwimmer und würde jedem anderen Menschen in ähnlicher Lage ebenso beigesprungen sein. —

Am späten Nachmittage kam Skutari in Sicht. Auf Deck hatte sich eine große Gruppe gebildet, die voller Interesse den ungeheuren grünen Garten betrachtete, in welchem die Stadt liegen sollte. Das einzige aber, was man vom Schiffe aus sehen konnte, waren die hohen weißen Säulen mehrerer Minaretts und der Turm des großen katholischen Domes.

Fuad Fani Bei lag in einem Liegestuhl inmitten der Gruppe und erzählte auf die Bitten einiger Damen von seinem Schicksal und von dem seines Landes. Als der Dampfer auf dem See die albanische Grenze überschritt, hatte Fuad seine Reisemütze mit dem weißen Fes des Albaners vertauscht.

Jetzt wies er nach rechts, wo die Sonne gerade hinter einem mächtigen Bergrücken verschwand. Das dort war der Tarabosch, an dessen Namen sich die ruhmreiche Verteidigung Skutaris knüpfte. Bekanntlich wurde der Balkankrieg durch einen Überfall Montenegros eröffnet, das gedacht hatte, sich durch einen Handstreich in den Besitz des schon lange heißbegehrten Skutari zu setzen. Es hieß auch, daß der gewandte Geschäftsmann Nikita bei dieser Gelegenheit eine große Baisse-Spekulation an der Pariser Börse gemacht habe, die ihm Millionen einbrachte. In Skutari stand damals nur eine schwache türkische Division. Auf dem Tarabosch, dem Bardanjol und einigen anderen umgebenden Bergen lagen alte verfallene Befestigungen, die weder ein Geschütz noch ein Maschinengewehr enthielten. Dazu kam, daß die Albaner die Türken als Eindringlinge ansahen, mit denen sie in steter Fehde gelegen hatten. Jetzt aber vereinte der gemeinsame Feind die alten Gegner.

Die gesamte männliche Bevölkerung Skutaris und der umliegenden Dörfer eilte zur Verteidigung der Stadt herbei. Da gab es keinen Unterschied mehr zwischen Muselmanen und Katholiken, jetzt galt es nur eines: Das gemeinsame Vaterland zu schützen.

Der türkische Divisionskommandeur Riza Pascha organisierte in tatkräftigster Weise die Verteidigung der Stadt, unterstützt von Essad Pascha, dem noch von der Türkei eingesetzten Zivilgouverneur. Tag und Nacht arbeitete man, Schützengräben entstanden rings um die Festung, und die umliegenden Höhen wurden zu Forts ausgebaut. Will man auf den Tarabosch hinaufreiten, so gebraucht ein gut kletterndes Pferd zwei Stunden auf dem schmalen, mit hohem Geröll bedeckten Saumtierpfad. Und hier hinauf wurden nicht nur Feldgeschütze und Maschinengewehre gebracht, sondern sogar schwere Haubitzen, jede von 20 Maultieren gezogen, auf Wegen, die erst anzulegen waren.

Unterdessen war der Vormarsch der Montenegriner nicht ungehindert vor sich gegangen. Ganz Nordalbanien stand in Waffen gegen den tückischen Feind. Hinter jeder Felsspitze, in jedem Busche saß ein Albaner und schickte sein mörderisches Blei den Montenegrinern entgegen. Und als nach ungeheueren Verlusten die ersten Spitzen des Feindes sich Skutari näherten, welches sie jetzt in wenigen Tagen zu nehmen hofften, da schlug ihnen ein Hagel von Geschossen entgegen, daß sie sich entschließen mußten, eine förmliche Belagerung anzufangen. Viel Munition konnte ja in Skutari nicht sein, und so mußte ihnen die Stadt früher oder später in die Hände fallen.

Aber niemals haben sie die Stadt erobert. Als schon fast die ganze europäische Türkei in den Händen der Feinde war, als die Serben plündernd und mordend bis zur

Adria vordrangen und Durazzo und Medua besetzt hatten, da hielt sich Skutari allein noch, trotz aller wütenden Angriffe der Montenegriner.

Unterdessen war der tapfere türkische General, Riza Pascha, von feiger Mörderhand gefallen, und Essad hatte das Kommando in Skutari übernommen. Auch er setzte den Widerstand zunächst noch kraftvoll fort, aber täglich wurden die Rationen kleiner, und die Munition war fast erschöpft. Da versuchte Nikita es mit tückischem Verrat. Er bot Essad eine große Summe Geldes und versprach, seine Ernennung zum Fürsten von Albanien durchzusetzen. Dieser Verlockung konnte der ehrgeizige Mann nicht widerstehen. So übergab er die Stadt, die sich ruhmvoll und von ganz Europa bewundert zehn Monate gehalten hatte. —

Der Albaner schwieg und blickte mit seinen schwarzen, begeisterungsvollen Augen zu den dämmrigen Höhen des Tarabosch hinüber, der Stätte höchsten albanischen Ruhmes. Sein schmales Gesicht war gerötet von der Anstrengung seiner Erzählung, die er anfangs mit fast gleichgültigem Tone, später in immer größerer Erregung hervorstieß. Jetzt schmerzte ihn seine Wunde, und ein leichtes Fieber fing an ihn zu schütteln.

Voller Interesse hatte alles, was englisch verstand, ihm zugehört. Auch Frau Herbert, die Zeuge seiner Rettung gewesen war, fühlte sich tief erschüttert durch die begeisterte Schilderung des glühenden Patrioten. Was sie bisher in Skutari von Albanien gesehen und gehört hatte, war nicht gerade das Beste gewesen. Vielleicht kam auch hinzu, daß sie noch keinen Albaner gesprochen hatte, der ihre Muttersprache fließend beherrschte, und daß in ihren politischen Kreisen nur wegwerfend von dem albanischen ‚Gesindel‘ gesprochen wurde.

Unterdessen brach die Nacht mit tropischer Geschwindigkeit herein. Bald darauf hielt der Dampfer, noch etwa einen Kilometer vom Lande entfernt, weil der geringe Wasserstand des Sees ein näheres Heranfahren verbot. Eine Masse kleiner Boote umschwärmte sofort das Schiff, um die Fahrgäste ans Land zu bringen, und die Eigentümer priesen in allen Sprachen die Vorzüge ihrer Fahrzeuge an.

Eine halbe Stunde später betraten alle Passagiere das Land, wo sie sogleich der ganze Zauber des Orients umfing, der sich hier unmittelbar an der Schwelle des Abendlandes noch gänzlich unverfälscht erhalten hat.

❈ ❈ ❈

Am anderen Morgen stand Briesen vor seinem Kommandeur, dem Major Wächter. Er hatte feldgraue Uniform angelegt, dazu den Tropenhelm, wie es die Vorschrift für das Detachement in Skutari erforderte. In aufrechter Haltung und ohne eine Miene zu verziehen, hörte Wächter die Meldung Briesens an, dann erst reichte er ihm die Hand und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Wie ich aus Ihren Personalpapieren weiß,“ sagte er, „waren Sie einige Jahre im Auslande. Sie wissen also schon ungefähr, wie es draußen zugeht, denn das Leben ist überall, wo sich wie hier eine internationale Gesellschaft zusammenfindet, annähernd das gleiche. Es hätte übrigens keinen Zweck, Ihnen heute schon einen Vortrag über die hiesigen Verhältnisse und Persönlichkeiten zu halten. Sie müssen sich selber umsehen und Augen und Ohren offen halten. Zunächst müssen Sie Besuche machen. Die Besuchsliste finden Sie auf dem Geschäftszimmer beim Adjutanten, Leutnant von Platen. Zu den Besuchen bei den Kommandanten der anderen Detachements müssen Sie sich meine Begleitung gefallen lassen. Der hiesige Brauch erfordert es, daß jeder von uns seine Offiziere persönlich vorstellt. Alle anderen Besuche aber, bei verschiedenen höheren Offizieren der Detachements, bei den fremden Konsuln — Deutschland allein hat keinen Konsul hier — und bei den Autoritäten der Stadt, können Sie allein machen. Leutnant von Platen gibt Ihnen einen albanischen Dragoman mit, der alle Wohnungen kennt und Sie auf Ihrer Droschkenfahrt begleiten wird. Zum Schluß noch eines: Ich möchte nicht nur Ihr Kommandeur sein, der strengen Auges über Ihr dienstliches und außerdienstliches Verhalten wacht. Ich möchte, daß Sie mich auch als älteren Kameraden und Freund betrachten, der Ihnen stets mit Rat und Tat zur Seite steht. Für jeden jungen Menschen kommen einmal im Leben schwierige Lagen, in denen er nicht aus noch ein weiß. In solchem Falle bitte ich Sie, kommen Sie zu mir. Was Sie mir dann erzählen, das erzählen Sie dem älteren Kameraden und nicht dem Kommandeur. Und nun Gott befohlen.“

Ein fester Händedruck, und Briesen war entlassen. Er entfernte sich mit dem angenehmen Gefühl, nicht nur einen wohlwollenden, sondern auch einen klugen und verständigen Vorgesetzten bekommen zu haben.

Wächter begab sich an seinen Schreibtisch und setzte den dienstlichen Bericht fort, den er gerade begonnen hatte. Er schrieb: Die Engländer haben uns wieder einmal einen Streich gespielt. Bisher war der älteste Offizier hier der österreichische Oberstleutnant Bopp, der als solcher den Vorsitz in der Regierungskommission führte, die aus den Kommandanten der fünf Detachements gebildet wurde. Das hatte die Engländer schon lange geärgert, und vor einigen Tagen wurde der englische Oberstleutnant abgelöst und durch einen Oberst ersetzt, der nun den Vorsitz in der Kommission verlangt. Wir haben aus sicherer Quelle erfahren, daß der neue Oberst seinem Dienstalter nach höchstens Oberstleutnant sein könnte. Es scheint überhaupt, als wenn die Engländer die gewiß recht praktische Einrichtung haben, ihren im Auslande kommandierenden Offizieren je nach Bedarf einen

höheren Rang zu geben, der aber ohne Einfluß auf das heimische Patent bleibt.

Der Österreicher protestierte, und ich schloß mich ihm an. Da uns aber der Italiener im Stiche ließ, wurden wir überstimmt und der englische Oberst zum Vorsitzenden ernannt. Daraufhin ist der Oberstleutnant Bopp aus der Kommission ausgeschieden, und ich erbitte Befehl darüber, ob ich mich dem Austritt anschließen soll. Ich würde es für praktischer halten, wenn ich weiter an den Kommissionsitzungen teilnähme, weil sonst unsere Gegner völlig freie Hand haben.

Wie ich von zuverlässigen Agenten erfahre, soll der englische Konsul Herbert überall im Lande gegen Österreich und uns Stimmung zu machen versuchen. Hierzu stehen ihm reichliche Mittel zur Verfügung. Und in diesem Lande, wo jeder Europäer nur danach gewertet wird, wieviel Geld er ausgeben kann und will, werden diese Bestrebungen wohl bald Erfolg haben.

Montenegro hat es bisher immer noch nicht gewagt, die ihm von der Londoner Konferenz zugesprochenen Gebiete der Hoti und Gruda zu besetzen. Diese beiden rein albanischen und dazu noch katholischen Stämme haben geschworen, sich bis zum letzten Mann einem montenegrinischen Einmarsche zu widersetzen. Montenegro scheint die Schwierigkeiten eines Feldzuges in diesem unwirtlichen, gänzlich wegelosen Gebiete nicht zu verkennen und hat vor einigen Tagen wieder einmal bei der Regierungskommission in Skutari Vorstellungen erhoben und verlangt, daß wir die Albaner zur Räumung des strittigen Gebietes veranlassen sollen. Da der Befehlsbereich der Kommission aber nur die Stadt und die nächste Umgebung umfaßt, so haben wir wohl unsere Bereitwilligkeit, aber zugleich unsere Machtlosigkeit betont.

Es scheint so, als wenn englisches und französisches Geld an verschiedene der hiesigen Stämme gegeben worden ist, um sie zu veranlassen, bei einem montenegrinischen Einmarsche ihren Stammesgenossen nicht zu Hilfe zu kommen. Nun heißt es allerdings, daß den Albanern für Geld alles feil sei. Ich habe aber die durch manche Beobachtungen begründete Ansicht, daß die Albaner wohl bereitwillig jedes ihnen angebotene Geld nehmen, daß sie aber trotzdem noch lange nicht das tun, was daraufhin von ihnen erwartet wird ...

Diesen Bericht übergab Wächter einem seiner Offiziere, der mit einem kleinen österreichischen Flußdampfer die Bojane, die aus dem See entspringt, bis zum Meere hinabfuhr. Hier kreuzte der prächtige deutsche Panzerkreuzer ‚Goeben', der die Weiterbeförderung der Berichte nach Berlin übernahm.

Briesen hatte sich unterdessen bei Hauptmann Hagen in der Kaserne gemeldet. Das kleine deutsche Detachement von 120 Mann war in einer ehemaligen Schule in der Hauptstraße der Stadt, der Rue internationale, untergebracht. Vor dem Gebäude stand ein Posten neben einem schwarz-weiß-rot gestrichenen Schilderhause und machte sein Honneur vor Briesen mit derartig strammen Griffen, daß es für jedes deutsche Soldatenherz ein wahres Vergnügen sein mußte. Ein paar albanische Straßenlümmels äfften lachend die Bewegungen des Postens nach, die ihrem orientalischen Bequemlichkeitsgefühle befremdend und komisch zugleich schienen. Für Briesen aber wirkten nach all dem südlichen Schlendrian die strammen Griffe und kurzen, klaren Antworten seiner neuen Untergebenen geradezu anheimelnd.

Hagen empfing seinen Kompagnieoffizier mit großer Freundlichkeit, hielt ihm jedoch sogleich eine lange Rede über die Schwierigkeiten, die einem überall entgegentreten und jedem nach kurzem hier das ganze Leben verleiden mußten. Das internationale Treiben war ihm unsympathisch, die Albaner erklärte er für faul und hinterlistig, und das Klima könnte kein Mensch auf die Dauer ertragen. Lieber heute als morgen ginge er wieder nach Deutschland zurück.

Nach Erledigung einiger dienstlicher Fragen begaben sich die Herren in das deutsche Kasino, das sich auf der „Place des Officiers" befand. Hagen erzählte, daß die anfänglich namenlosen Straßen und Plätze jetzt alle getauft wären. Jedes Detachement hatte in seinem ihm zugewiesenen Viertel die Namen gegeben. So fand man im deutschen Teile die Moltke-, Goeben- und Scharnhorststraße und natürlich einen Bismarckplatz unter vielen anderen.

Das Innere des Kasinos war höchst einfach, aber freundlich ausgestattet. Beim Essen erzählte Briesen von seiner Reise, verschwieg aber die Rettung Fuads, weil er sich schämte, von einer Tat zu erzählen, die ihm als durchaus nichts Besonderes erschien. Dagegen erkundigte er sich beiläufig nach der schönen, schlanken und dunkeläugigen Frau, die er in Triest im Wagen der Prinzessin Bolane und später wieder auf der ‚Hohenlohe' und dem kleinen italienischen Schiff gesehen hatte.

„Das war ohne Zweifel Mrs. Herbert, die Frau des hiesigen englischen Konsuls," sagte der Adjutant, der kleine Platen. „Sie ist aber keine Engländerin, sondern soll eine Irländerin sein, woher sich wohl auch ihr brünettes, ganz unenglisches Aussehen erklärt. Sie werden sie bald kennen lernen, denn wir alle verkehren viel in ihrem gastlichen Hause."

„Schade, daß sie diesen ekligen, schmachtfetzigen Italiener zum Freunde hat," meinte Hagen, „der Kerl ist mir in der Seele zuwider, mit seinen schwarzen Locken und seiner tremolierenden Tenorstimme. Ich weiß nicht, warum sie sich mit ihrem Manne nicht verträgt. Er ist allerdings bedeutend älter als sie, hat aber etwas Vornehmes und Sympathisches in seinem Wesen."

Platen, der etwas besser orientiert zu sein

schien, hielt den Engländer für keineswegs so vornehm an Gesinnung, wie man seinem Äußeren nach annehmen konnte. Wahrscheinlich hatte die arme Frau unter seiner kalten Gleichgültigkeit schwer zu leiden.

Mit einem leichten Gefühle des Unbehagens hatte Briesen diesem Gespräche zugehört. Ehe er wußte, wer die schöne Unbekannte war, hatte er sie unwillkürlich als ein Wesen betrachtet, dem man sich nur mit Ehrfurcht nähern durfte. Jetzt schien ihm der Duft dieser scheuen, fast unbewußten Verehrung, die er der Fremden entgegengebracht hatte, verflogen, seit er sie durch die Bemerkungen seiner Kameraden in den Staub des Alltags gezogen sah.

⁂

Das kleine Hotel National war bis aufs letzte Zimmer besetzt, und der gewandte Wirt, ein österreichischer Kroat, hatte alle Hände voll zu tun. Seine junge und hübsche Frau hätte ihn gerne unterstützt, aber das duldete er nicht. Er war voll brennender Eifersucht, seit er gesehen hatte, welchen Eindruck seine Frau auf die österreichischen Offiziere machte, die täglich die schönsten Blumen ins Haus schickten. Unhöflich durfte er nicht werden, wenn die feschen Leutnants ihr die aufdringlichsten Schmeicheleien sagten, die sie ‚im Interesse des Geschäfts‘ bereitwillig anhörte. Da zog er es vor, sie von jetzt ab gänzlich unsichtbar zu machen. Er führte eine Art Haremssystem ein, aß allein mit ihr in einem der hinteren Zimmer und verbot ihr jemals die Gasträume zu betreten.

Hier hatte Briesen Wohnung genommen, bis er irgendwo etwas anderes finden würde. Denn es ging im Hotel National zu wie in einem Taubenschlag, und nur am Tage war es verhältnismäßig ruhig. Sobald es aber dunkelte, erwachte das Leben auf der Straße vor dem Hotel und in dem die ganze Nacht geöffneten Kaffee, das sich gerade unter seinem Zimmer befand.

Es war die Zeit des muhammedanischen Fastenmonats, des Ramadan. Von Sonnenaufgang bis Untergang darf der Rechtgläubige weder arbeiten noch irgend etwas essen. Daher schläft er während dieser Zeit und erhebt sich erst gegen Abend. Im Augenblicke des Sonnenunterganges ertönt ein Böllerschuß von der Zitadelle, und sofort stürzt alles mit hungrigen Mägen über das Essen her, das bereits dampfend auf den Tischen stehen muß. Und dann hebt ein Leben aus, das fast dem Faschingstreiben vergleichbar ist und die ganze Nacht andauert. Der Unterschied liegt nur darin, daß lediglich die Männer sich an dem Treiben auf der Straße und in den Kaffeehäusern beteiligen, während die strenge Sitte des Harems die Frauen im Hause festhält.

Augenblicklich schien es, als wenn die Politik dazu herhalten mußte, besonders lebhafte Stimmung zu erregen, denn fast ununterbrochen ertönte die albanische Nationalhymne — eine italienische Komposition neueren Datums —, die von allen begeistert mitgesungen wurde, und überall versammelten Redner eine Schar Zuhörer um sich, die mit lautem Händeklatschen treffende Stellen begrüßten. Dazu machten herumziehende italienische Mandolinenspieler, einige Drehorgeln und verschiedene automatische Hammerklaviere den nötigen musikalischen Lärm.

Die ersten Tage hatte Briesen voller Interesse diesem seltsamen orientalischen Treiben zugeschaut. Als er aber nach den täglichen Anstrengungen des Dienstes auch nachts keine ungestörte Ruhe mehr fand, da entschloß er sich ernstlich, sobald wie möglich eine andere Wohnung zu suchen.

Seine Besuche bei den verheirateten Familien hatte er auf Platens Rat noch verschoben, bis er die Damen selbst auf dem Tennisplatze oder bei anderer Gelegenheit kennen lernte; worauf er dann auch von den meisten sogleich aufgefordert wurde, zu ihnen zu kommen.

Platen sagte ihm, daß man besonders nach englischer Anschauung niemals unaufgefordert in einem Hause Besuch machen könne. Jeder sucht sich selber den ihm passenden Verkehr aus.

Zu seinem Bedauern hatte er daher Gwendolins Bekanntschaft bisher noch nicht gemacht; er sah sie nur einige Male zu Pferde, stets in Begleitung des italienischen Marineoffiziers, der wirklich ihr erklärter Verehrer zu sein schien. Sie ritt im Herrensitz mit langem geteilten Rock, und er bewunderte die Gewandtheit, mit der sie ohne Hilfe ihren kleinen, schnittigen Polopony bestieg, um gleich darauf die ungepflasterte Straße herunterzugaloppieren. Mit einiger Schadenfreude bemerkte Briesen, daß der Italiener sich nicht so sicher im Sattel fühlte und wahrscheinlich eine langsamere Gangart diesem mit ‚voller Fahrt voraus‘ vorgezogen haben würde. —

Heute verabredete er sich mit dem Stabsarzt Braune zum Nachmittagskonzert im jardin public, wo die englische Kapelle konzertieren sollte.

Die beiden Herren hatten sich gut herausgebracht, um Ehre vor der kritischen Damenwelt einzulegen. Zu ihren schneeweißen, neu aufgebügelten Leinenanzügen mit den goldenen Knöpfen bildete die dunkelblaue Mütze mit dem weißen Streifen einen kleidsamen Farbenkontrast. Briesens schlanke Gestalt überragte seinen Begleiter um einiges. Sein schmales Gesicht mit der großen Nase und dem kleinen Schnurrbart zeigte einen gewissen Ausdruck von Schroffheit und Selbstbewußtsein, der ihn leicht bei anderen Männern unbeliebt machte. Der Arzt hatte ein völlig glattes Gesicht, aus sanitären und aus Schönheitsgründen, wie er sagte. Um seine durch keinen Bart geschützten Mundwinkel spielte häufig ein kleines, boshaftes Lächeln. Er war als großer Damenfreund bekannt.

Im jardin public herrschte ‚großer Betrieb‘, wie Braune sagte. Fast die ganze



Bildnis

Gemälde von Rudolf Hesse

(Von König Ludwig III. von Bayern erworben aus der Ausstellung im Münchener Glaspalast, Sommer 1917)

lebenslustige und vergnügungssüchtige Gesellschaft Skutaris war zugegen, um der englischen Militärkapelle zu lauschen und hauptsächlich, um zu flirten. Unter der Damenwelt wog der dunkle südliche Typ vor.

Die Herren sprachen zwei hübsche, aber ziemlich auffallend gekleidete junge Mädchen an, Töchter des griechischen Konsuls. Beide Teile radebrechten ein nicht ganz einwandfreies Französisch, was durch einige Mißverständnisse zu mehrfacher Heiterkeit Veranlassung gab. Man verabredete, sich morgen auf der Rollschuhbahn zu treffen, die die Italiener in ihrer Kaserne angelegt hatten. Hier spielte dreimal in der Woche die Musik, und große zwanzigsitzige Autos fuhren alle halbe Stunde von dem Innern der Stadt bis zu der außerhalb gelegenen Kaserne.

Plötzlich sah Briesen Gwendolin in Begleitung von zwei englischen Offizieren kommen. Sie nickte Dr. Braune mit kaum merklichem Neigen des Kopfes, aber sehr liebenswürdig zu, worauf dieser ehrerbietigst grüßte. Unwillkürlich war Briesen errötet und ärgerte sich dann selber darüber.

„Warum grüßte die Dame Sie eigentlich zuerst?“ fragte er den Doktor. „Sind Sie so gut bekannt mit ihr?“

„Lieber Briesen, Sie sollten eigentlich schon von Ihrem Aufenthalte in Ostasien wissen, daß die englische Dame zuerst grüßt. Will sie einen Bekannten bemerken, dann nickt sie ihm zu, andernfalls zeigt sie, daß sie nicht gegrüßt und jedenfalls nicht angeredet sein will. Es ist ähnlich so wie die Sitte der muhammedanischen Völker bei dem Gruße zwischen hoch und niedrig. Immer wartet der Untergebene den Gruß des Höherstehenden ab. Nur falls er sitzt, erhebt er sich und erwidert dann ehrfurchtsvoll den Gruß, der ihm vielleicht gnädig zuteil wird.“

Sie begrüßten jetzt den österreichischen Konsul, Baron Cotta, der eine pikante Polin zur Frau hatte. Die lebhafte, kleine Dame forderte die Herren für einen der nächsten Tage zu einer Reittour auf den Bardanjol auf, wo man die türkischen Verschanzungen besehen wollte.

Gleich darauf kam Platen, der Briesen eine dienstliche Angelegenheit mitzuteilen hatte, worauf man sich verabschiedete. Auf dem Geschäftszimmer erfuhr Briesen, um was es sich handelte.

Der albanische Geheimbund sollte in einer bestimmten Straße ein großes Waffenlager angelegt haben. Auch fanden dort nächtliche Zusammenkünfte statt. Eine kleine deutsche und eine englische Abteilung sollten heute abend um elf Uhr gleichzeitig und von verschiedenen Seiten in das betreffende Haus eindringen und versuchen, die Verschwörer aufzuheben.

Platen unterrichtete Briesen genau und empfahl ihm, sich recht in acht zu nehmen, weil man nicht sicher war, ob die Albaner. Widerstand leisten würden. Von der Feuerwaffe sollte jedenfalls nur im Notfalle Gebrauch gemacht werden.

⁂

Um halb elf Uhr rückte Briesen mit seiner starken Patrouille von der Kaserne ab. In der hellerleuchteten Rue internationale herrschte der allnächtige Trubel. Als aber die kleine Abteilung in eine der Nebengassen einmarschierte, verstummte nach kurzer Zeit jedes Geräusch. Nur die Hähne, die auf dem Balkan fast die ganze Nacht hindurch krähen, hielten ihr unvermeidliches Konzert ab. Es war heller Mondschein, so daß man auch in diesem kaum erleuchteten Gewirr von Straßen vollkommen seinen Weg erkennen konnte. Ein alter Sergeant, der jeden Winkel von Skutari kannte, übernahm die Führung.

Fast eine Viertelstunde schlich sich die Patrouille vorsichtig weiter, dann machte der Sergeant das Zeichen zum Halten, und alles barg sich in den tiefen Schatten einer besonders hohen Mauer.

Jetzt ging der Sergeant mit äußerster Vorsicht allein weiter und kam nach einigen Minuten mit der Meldung zurück, daß sich auch die Engländer schon auf dem befohlenen Posten befänden. Er hatte die Uhren verglichen, so daß man genau um elf Uhr gleichzeitig vorgehen konnte.

Briesen besprach noch einmal mit seinen Leuten den Auftrag, und fünf Minuten vor elf Uhr trat die Patrouille vorsichtig an. Kurz vor der bestimmten Zeit hielt alles an einer hohen Steinmauer, durch die eine mit schweren Balken verschlossene Türe führte.

„Schade, daß wir keine Leitern mitgenommen haben,“ flüsterte Briesen dem Sergeanten zu, „das Tor wird uns lange Widerstand leisten.“ Dieser aber wußte Rat. Immer zwei Mann hoben einen dritten hoch, bis er die Krönung der Mauer erreichte und sich emporschwang. Sobald der erste oben war, zog er den nächsten zu sich herauf, so daß binnen kurzem der größte Teil der Patrouille die Mauer überklettert hatte.

Plötzlich ertönte aus dem Innern des Gartens ein gellender Pfiff, worauf Briesen seinen Leuten zurief, ihm das Tor von innen zu öffnen. Trotzdem dieses verschlossen war, wurde mit einigen Axthieben in kurzer Zeit ein genügend großes Loch geschlagen, durch welches der Rest der Patrouille einsteigen konnte.

Jetzt kam ein alter Albaner, der den weißen Turban der Hodschas trug, das Zeichen der kirchlichen Beamten, mit einer Laterne in der Hand den Eindringlingen entgegen. Mit dem Dolmetscher entspann sich sogleich ein erregter Wortwechsel, den Briesen unterbrach, indem er seinen Leuten befahl, schnell auf das Haus vorzugehen, um dort einzudringen. Der Albaner lief, die Hände zum Himmel hochhebend, neben Briesen her, dem der Dolmetscher erklärte, daß nach Aussage des Hodschas sich nur Frauen und Kinder im Hause befänden, die unter keinen

Umständen von fremden Augen gesehen werden dürften.

In diesem Augenblicke ertönte mehrfaches Gewehrfeuer vom Hause her, dem gleich darauf ein Hurra aus englischen Kehlen folgte.

Aufgeregt liefen die Deutschen vorwärts. Da prallten auch ihnen Schüsse aus dem gänzlich dunklen Hause entgegen.

„Hinlegen," kommandierte Briesen mit ruhiger Stimme. „Standvisier und langsames Schützenfeuer auf die Fenster abgeben." Gleich darauf knallten die ersten Schüsse, und das Klirren von Fensterscheiben zeigte an, daß sie gesessen hatten.

Jetzt hörte das Feuer aus dem Hause auf, und Briesen befahl, daß die Hälfte der Patrouille weiter feuern und der Rest in das Haus eindringen solle. In wenigen Minuten waren die Eingänge erbrochen, worauf Briesen durch ein Signal seiner Trillerpfeife das Zeichen zum Einstellen des Feuers gab.

Vorsichtig betraten die Deutschen das Haus, wo man alsbald mit den von der anderen Seite eingestiegenen Engländern zusammentraf. Innen fand man keinen einzigen Menschen mehr vor, nur ein toter Albaner mit einem Schuß durch die Brust lag am Eingange zum Keller.

Die Engländer machten sich sogleich an die Durchsuchung des Gartens, während Briesen mit seinen Leuten in den Keller vordrang, wo man denn unter Stroh versteckt ein großes Waffenlager entdeckte.

Wo waren aber die übrigen Albaner geblieben? Unmöglich konnte der Tote allein dieses starke Feuer unterhalten haben. Auch der Hodscha war verschwunden.

Nach langem, erfolglosem Suchen marschierten die beiden Patrouillen wieder ab, nachdem ein englischer Posten im Hause zurückgelassen war. Noch am gleichen Abend meldete Briesen dem Major Wächter, daß er leider nur den einen Teil seines Auftrages hatte erfüllen können.

❀ ❀ ❀

Der Konsul Robert Herbert saß am nächsten Morgen in seinem Arbeitszimmer zusammen mit Oberst Brandon.

„Das ist ein sehr unangenehmer Fall, mein lieber Freund," meinte er kopfschüttelnd. „Dieser getötete Albaner kann uns die ganzen Sympathien hier verscherzen, ganz davon abgesehen, daß man niemals weiß, wie dieses verdammte Volk mit seiner blödsinnigen Blutrache sich benehmen wird. Können wir nicht wenigstens beweisen, daß die Deutschen den Albaner getötet haben und daß unsere Leute nur so nebenbei etwas mitgeschossen haben?"

Oberst Brandon dachte nach. Er war nicht gerade sehr scharfsinnig, aber ein offener und ehrlicher Soldat.

„Eine eklige Geschichte das," meinte er. „Ich hatte meinen Tommies befohlen, nur im äußersten Notfalle zu schießen. Als ihnen aber die Kugeln um die Nase flogen, da waren sie nicht mehr zu halten. Mein Regimentschirurg hat den Toten soeben seziert und mir gemeldet, daß er auch das Geschoß, das leider ein englisches ist, gefunden hat."

Herberts Miene wurde sehr ernst. „Ich glaube nicht, daß man so ohne weiteres ein englisches Geschoß von einem deutschen unterscheiden kann. Jedenfalls verpflichte ich Sie im Namen der königlichen Politik, die ich hier vertrete, daß weder Sie noch der Chirurg ein Wort davon verlauten lassen, daß der Albaner von einem englischen Geschoß getroffen sein könnte. Ich verlange im Gegenteil, daß Sie bei der Auslieferung des Toten an seine Verwandten die Vermutung aussprechen, daß eine deutsche Kugel ihn getötet hat. Und nun, good bye, und bedenken Sie stets, daß Sie hier nicht Soldat, sondern auch Politiker sein müssen."

Mißmutig ging Brandon seines Weges. Seiner Natur widerstrebte der ihm gewordene Auftrag. Aber, was half es? Wenn das Vaterland es verlangte, hatte der Soldat zu gehorchen.

Herbert klingelte und befahl dem eintretenden Diener: „Fragen Sie Mrs. Herbert, ob ich sie jetzt sprechen kann."

Nach wenigen Minuten kam der Diener zurück und meldete: „Mrs. Herbert erwartet Euer Gnaden."

Gwendolin saß im Reitkleide vor ihrem Schreibtische, auf dem nur einige Photographien ihrer Freundinnen standen. Sie hörte mit Schreiben auf und warf ihrem Manne einen erstaunt fragenden Blick zu.

„Entschuldige, meine Liebe, wenn ich dich so früh störe. Hoffentlich hast du gut geschlafen?"

Unwillkürlich zögerte er einen Augenblick.

„Womit kann ich dir dienen?" fragte Gwendolin freundlich, aber kühl.

„Wir müssen nämlich einmal ernsthaft miteinander reden," sagte Herbert, „so sehr ich derartige immer unerquickliche Auseinandersetzungen hasse. Es muß aber sein. Wie du weißt, sind leider unsere pekuniären Verhältnisse nicht mehr die glänzendsten, seit dein Vater sich in die unglückliche Baumwollspekulation eingelassen hat und uns die bisher gegebene Zulage nicht weitergeben kann oder will."

„Er kann es nicht, mein armer Vater!" Gwendolin sprach erregt. „Er würde sein letztes für mich hingeben, aber er weiß augenblicklich selber kaum, wie er die Schwierigkeiten überwinden soll. Das ist dir doch ebensogut bekannt, wie mir."

„Ich bin auch weit entfernt, deinem Vater irgendeinen Vorwurf zu machen. Aber, wie du weißt, habe ich die teure politische Karriere nur in Rücksicht auf deine väterliche Zulage einschlagen können. Mir lag vor allem daran, dich in interessante und angesehene Verhältnisse zu bringen, wo du deinen Ansprüchen und deiner Schönheit gemäß auftreten konntest. Jetzt stehe ich aber vor der Wahl, entweder meinen Abschied zu nehmen, damit wir in irgendeinem kleinen

Rest als Paupers den Rest unseres Lebens verbringen, oder ich muß mich hier derartig auszeichnen, daß ich alsbald die mir in einem solchen Fall versprochene, sehr gut dotierte Stelle im indischen Ministerium erhalte."

Der Konsul beugte sich weit vor. Seine Stimme sank fast zum Flüstertone.

„Bitte, werde nicht ungeduldig, sondern höre mir ruhig zu. Es gibt für uns Engländer nur einen politischen Wahlspruch: right or wrong, my country, was mit klaren Worten heißt, daß wir in der Wahl unserer Mittel skrupellos sein müssen, wenn es das Wohl und Wehe Englands bedeutet. Mag es uns persönlich noch so unangenehm sein: wenn das Vaterland es verlangt, darf uns kein Opfer zu hoch sein. Und ein solches Opfer könntest du jetzt unserem Lande bringen und uns selber zu gleicher Zeit nützen."

„Vor allen Dingen wohl das letztere." Gwendolin hatte einen verächtlichen Ausdruck in der Stimme. „Aber sage mir kurz heraus, womit ich England helfen kann. Du weißt, ich bin Irin, eine Tochter jenes Landes, das ihr Engländer auch stets nach euren politischen Grundsätzen regiert habt. Aber immerhin fühle ich mich verpflichtet, England zu nützen, wo ich kann."

„Ich bin dir sehr dankbar, liebe Freundin," sagte Herbert, „und ich hoffe, du wirst mich richtig verstehen. Es handelt sich um folgendes: ‚Der Capitano Ferucci, dein täglicher Begleiter, hat wöchentlich einmal die Tasche mit den Kurierbriefen des italienischen Konsuls auf seinem Dampfer nach der Bojanamündung zu bringen, wo sie ein Torpedoboot in Empfang nimmt. Der eine Schreiber auf dem italienischen Konsulat steht in unseren Diensten. Von ihm habe ich einen Abdruck des Geheimschlüssels zu der Kuriertasche erhalten und bin bereits im Besitze eines Nachschlüssels."

Herbert hüstelte leicht. „Meine Idee ist nun folgende: ‚Du bittest Ferucci, dich auf seiner nächsten Reise zur Bojanamündung mitzunehmen. Abschlagen wird er es dir gewiß nicht. Eine zuverlässige Agentin wird dich als deine Kammerjungfer begleiten. Ich bin sicher, daß du mit einiger Geschicklichkeit ihr die nötige Zeit verschaffen wirst, die Tasche zu öffnen und den Inhalt der Briefe zu photographieren."

Fragend sah er Gwendolin an.

Ihr erstes Gefühl war das des Ekels bei dieser Zumutung. Unwillkürlich fühlte sie, daß es vor allem persönliche Gründe waren, die ihren Mann auf diesen Weg der niedrigen politischen Spionage trieben. Sie fragte: „Welchen Vorteil versprichst du dir für England, wenn du die Berichte des Italieners erfährst? Außerdem wird man doch später sicher bemerken, daß die versiegelten Briefe geöffnet waren, und der Verdacht muß dann auf mich fallen."

„Über den letzten Punkt kann ich dich beruhigen. Wir sind im Besitze eines Verfahrens, jeden verschlossenen, ja versiegelten Brief in kürzester Zeit zu öffnen und wieder zu verschließen, ohne daß dem Empfänger das geringste auffällt. Wenn du der Agentin nur fünfzehn Minuten Zeit verschaffst, dann genügt es. Und selbst im schlimmsten Falle kann dir nicht viel passieren. Du leugnest jede Gemeinschaft mit deiner vermeintlichen Jungfer, und Ferucci wird sich in seinem eigenen Interesse hüten, die Sache an die große Glocke zu bringen."

„Auf eines muß ich dich aber aufmerksam machen," sagte Gwendolin. „Ferucci ist verliebt in mich. Das ist in unserem Klatschnest Skutari fast für niemand mehr ein Geheimnis. Fürchtest du nicht, daß ich meinem Rufe aufs ernstlichste schaden würde, wenn ich zwei Tage allein mit ihm auf einem Schiffe bliebe?"

„Dein guter Ruf ist über jeden niedrigen Verdacht erhaben," erklärte Herbert, „und ich persönlich fühle mich frei von Eifersucht. Ich weiß, daß du viel zu stolz bist, um diesem eitlen Kapitän Veranlassung zu geben, sich deiner Gunst rühmen zu können. Da der bedauernswerte Ferucci aber verliebt in dich ist, muß es dir doch ein leichtes sein, ihn im geeigneten Augenblick für eine Viertelstunde derart zu fesseln, daß er sich schon am Ziele seiner Wünsche glaubt. Die kleine Enttäuschung, die er schließlich erleiden wird, kann ihm nur eine gute Lehre sein, seine unverschämten Neigungen nicht wieder zu einer Frau, wie du es bist, zu erheben."

Gwendolins anfängliches Gefühl der Empörung über ihren Mann wich einer tiefen Hoffnungslosigkeit und Gleichgültigkeit. Eine Verständigung war zwischen ihnen beiden nicht möglich. Hier standen sich zwei völlig verschiedene Gefühlswelten gegenüber, zwischen denen es keine Brücke mehr gab. Und in diesem Augenblick sagte sie sich innerlich gänzlich von ihm los. Vor einem offnen Bruch freilich scheute sie sich noch zurück.

„Versprechen kann ich dir noch nichts Bestimmtes," sagte sie, „ich muß mir die Sache überlegen."

Damit stand sie auf, um das Zimmer zu verlassen.

„Gewiß, liebes Kind, überlege es dir und bedenke immer, du leistest unserem Vaterlande einen großen Dienst. Und — nebenbei bemerkt — uns wirst du es ermöglichen, so weiter zu leben, wie wir es uns selber schuldig sind."

Damit verbeugte er sich korrekt und ehrerbietig und begab sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Dort holte er einen Brief aus seinem Schreibtisch und las ihn noch einmal durch.

Das Schreiben war von seiner Freundin, der schönen, aber sehr auffallenden Frau eines Levantiners, der an der Banque Ottomane angestellt war. Sie hatte ihm in letzter Zeit mit ihren ewig wachsenden Ansprüchen viel Geld gekostet und seine pekuniären Schwierigkeiten noch erhöht.

Sie schrieb aus Cetinje:

„Lieber Freund und Gebieter eines armen, unglücklichen Frauenherzens! Sie wissen, was Sie aus mir gemacht haben. Ich war eine leidlich zufriedene, fast glückliche Frau in meiner kleinen Häuslichkeit, gehoben und getragen von der Liebe und Verehrung meines Mannes, dem ich jetzt mit so schnödem Undanke gelohnt habe. Aber das Schicksal war stärker, als mein leider zu schwacher und nachgiebiger Wille. Sie sind mein Schicksal geworden. Sie haben in mir Wünsche erweckt, die ich vorher nicht kannte. Sie haben mich Ansprüche gelehrt, die ich mir selber niemals hätte befriedigen können und die mir jetzt unentbehrlich sind. Wenn Sie so die Veranlassung wurden, daß ich mich nicht mehr wohl fühle in meinen bescheidenen Verhältnissen, daß es mich hinausdrängt, die Welt kennen zu lernen und das Leben voll zu genießen, so haben Sie auch jetzt die Verpflichtung, mir weiter zu helfen, mir weiter beizustehen.

Sie sagten mir kürzlich, daß Ihre augenblicklichen Geldverhältnisse nicht die besten wären. Sie können sich denken, wie sehr mich das für Sie betrübte.

Aber denken Sie, was mir gestern passierte. Ich sprach mit General Popovic, meinem alten, väterlichen Freunde, über die Verhältnisse in Skutari. Und im Laufe der Unterhaltung sagte er mir, welch Interesse Montenegro daran habe, über die italienischen Absichten betreffend Albanien orientiert zu sein. Für eine gute, authenische Nachricht, die ich ihm verschaffen könnte, würde er mir bis zu 100 000 Kronen geben können. Das Geld stammt von russischer Seite.

Und da kam mir sofort die Idee, daß vielleicht uns beiden geholfen wäre Ihre Frau hat Beziehungen zu einflußreichen Italienern. Sollte sich da nicht irgend etwas machen lassen? England ist ja gänzlich unbeteiligt dabei, so daß Ihr Gewissen in keiner Weise belastet würde.

Ich gebe diesen Brief dem englischen Kurier mit, den ich neulich durch Sie kennen lernte und den Sie mir als zuverlässig bezeichneten. In drei Tagen hoffe ich wieder in Skutari zu sein und zähle die Stunden, die mich von Ihnen trennen."

Der Brief, der keine Unterschrift trug, wanderte in den Kamin.

⌘ ⌘ ⌘

Briesen schlenderte durch die Stadt.

Verkäufer zogen zu Fuß oder auf kleinen Eseln sitzend durch die Straßen. Kalte Limonade oder warmen Tee aus eigenartigen langbäuchigen Flaschen, Gebäck, unter Glaskästen vor dem Staube geschützt, boten sie aus, Lokum, die so beliebte gutschmeckende Näscherei, türkischen Honig, lebendes Geflügel, an den Beinen gefesselt und so am Esel hängend, Holz von den Bergen zum Heizen und Schnee ebendaher zum Kühlen wurden mit gellender Stimme zum Kauf angeboten.

In fast jedem Hause befand sich ein Laden, deren Besitzer meist untätig vor seinen Waren hockten, im Munde stets eine Zigarette und neben sich eine Tasse Kaffee. Und vorbei zog es in bunter Folge: Das Volk der Straße, meist Muhammedaner, in zerschlissenen, aber immer malerischen Kleidern, eine Kavalkade von Offizieren mit ihren Damen, die einen Ausritt machten, katholische Albanerinnen in prachtvollen, schwer goldgestickten Kleidern, elegante albanische Flaneurs mit ihrem täglich neuaufgebügelten weißen Fes, ein Dutzend wilder Gesellen aus den Bergen, zu Pferde mit langer, blanker Kandare, die neugierig aber würdevoll die Schätze der Großstadt bewunderten. Dazwischen einige europäische Gestalten in der unkleidsamen Tracht des Abendländers, Gewerbetreibende, Vergnügungsreisende und Abenteurer und ab und zu eine dichtverschleierte Muhammedanerin. Endlich in buntem Gemisch die Offiziere und Soldaten fast aller Großmächte in ihren verschiedenartigen Uniformen.

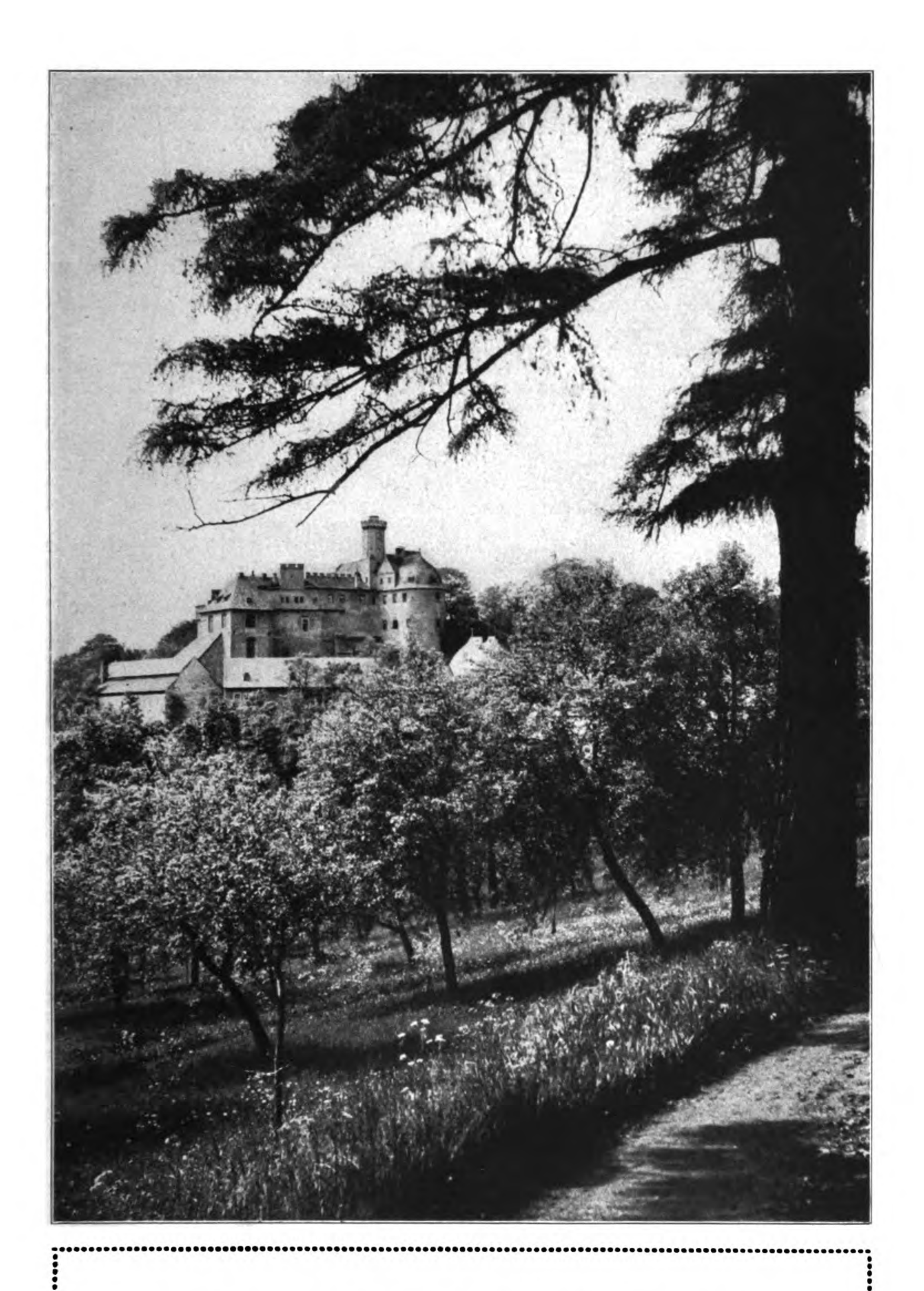
Briesen ging langsam die Rue internationale hinunter und mußte jeden Augenblick irgendeinen Offizier grüßen oder den Gruß eines Soldaten erwidern, der meist nur lässig geleistet wurde.

Da kam eine deutsche Patrouille im Gleichschritt heranmarschiert und begegnete einem französischen Offizier. „Achtung, Augen rechts!" ertönte laut das Kommando des Gefreiten, und während die Köpfe herumflogen, erdröhnte das Pflaster von dem Paradeschritt der schweren deutschen Stiefeln, daß die Fenster zitterten. Alles war einen Augenblick stehengeblieben und hatte der Patrouille nachgesehen. Die fremden Offiziere lächelten e n wenig über den preußischen Paradedrill, während die Albaner begeisterten Beifall zollten.

Briesen schlug das Herz vor freudigem Stolze über seine wackeren Jungens. Dann aber erfaßte ihn mit Macht der Gegensatz zwischen dieser ganzen, leichtlebigen, internationalen Schar und der ernsten deutschen Art. Und wie ein Bild stieg es in ihm auf, hervorgerufen durch die kleine Patrouille: Hütet euch, ihr Völker der ganzen Welt und laßt uns unsere Wege gehen! Wer uns angreift, faßt Eisen an!

In ernsten Gedanken versunken erreichte er durch eine Reihe von Gassen und Gäßchen den Rand der Stadt und strebte jetzt der etwa eine halbe Stunde entfernten Zitadelle zu. Rings herrschte tiefe Einsamkeit, und nur das Abendläuten des Domes klang von ferne herüber.

Langsam und einsam stieg er bergan. Aber als er eine kleine Anhöhe erreichte, sah er plötzlich eine Dame mit einem Offizier auf sich zukommen. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück hinter einen Felsen, denn er glaubte Gwendolin erkannt zu haben. Gleich darauf schämte er sich, hier vielleicht als Lauscher zu erscheinen. Jetzt aber, wo er sich einmal verborgen hatte, war es ihm peinlich, plötzlich hervorzutreten.



Aus deutschen Landen: Schloß Hartenstein in Sachsen
Künstlerische Aufnahme von Ernst Schneider in Zwickau

Nach einiger Zeit hörte er Stimmen und eine Art von erregtem Wortwechsel, worauf er vorsichtig Ausschau hielt.

Es war in der Tat Gwendolin in Begleitung von Kapitän Ferucci.

Nachdem sie dem Italiener den heutigen Ausritt abgesagt hatte, war er zum Tee bei ihr erschienen und hatte sie gebeten, ihn zum Basar zu begleiten, um Teppiche zu kaufen. Erst wollte sie nicht, aber als ihr Mann eifrig zuredete, doch endlich den Teppich zu erstehen, auf den sie schon seit Wochen handelte, entschloß sie sich kurz.

Von ihrem Mann schon seit langem vernachlässigt, war Ferucci bisher gerade das gewesen, was sich eine anständige Engländerin unter einem idealen Flirt vorstellt. Wenn Ferucci einmal in seiner italienischen Leidenschaftlichkeit etwas zu eifrig wurde, dann hatte sie es stets in der Hand gehabt, ihn rechtzeitig in seine Schranken zurückzuweisen. Einige Male war es ihr allerdings zweifelhaft geworden, ob ihr das auf die Dauer gelingen würde. Denn bei aller Weichheit, die er anscheinend besaß, war doch manchmal in seinen Augen ein Flimmern aufgeleuchtet, das es ihr geraten erscheinen ließ, mehr auf der Hut zu sein.

Durch die Straße der Sattler und die der Bäcker waren sie zu den Gold- und Silberarbeitern gekommen, die ihre feinen Filigranarbeiten an offenem Feuer mit geschickter Hand herstellten. Dann kamen sie durch die Straße der Zuckerbäcker, wo Gwendolin einem kleinen Zigeunermädchen mit großen, hungrigen Augen eine Tüte Lokum schenkte. Dicht hinter der geruchvollen Straße der Fischhändler lag der ruhige Platz der Teppichhändler, wo anscheinend eben weniger Verkehr war, so daß die würdigen Herren sich fast alle zu einer Tasse Kaffee bei dem reichsten Mitgliede der Gilde, Mahmud Effendi, eingefunden hatten. Ihre Läden blieben unterdessen ruhig offenstehen. Diebe gab es nicht, solange keine Mitteleuropäer in der Nähe waren.

Als Gwendolin und ihr Begleiter sich Mahmuds Laden näherten, stand alles ehrfurchtsvoll auf, aber erst als Gwendolin ihnen zunickte und Ferucci die Hand grüßend zur Mütze erhob, dankten sie mit tiefem Salaam, der Urform des militärischen Grußes, den die ganze Welt von den Muhammedanern entlehnt hat. Sogleich entfernten sich die Gäste, und Mahmud forderte seinen Besuch mit unendlichen Verbeugungen auf, seinen Laden zu betreten.

Der Diener reichte den Gästen Zigaretten und Kaffee, während ein Teppich nach dem anderen auf dem Boden ausgebreitet wurde. Mahmud, der englisch sprach, pries die Vorzüge jedes seiner Stücke. Gwendolin hatte diese Prozedur sicher schon zehnmal bei früheren Besuchen durchgemacht, aber immer wieder fand sie Vergnügen daran, die herrlichen Erzeugnisse einer orientalischen Kunst zu bewundern, deren Muster als Erbstück in einzelnen Familien oder Dörfern der Teppichknüpfer von Generationen her vererbt wird, so daß jedes Dorf immer nur ein und dasselbe Muster kennt, das ohne Vorlage von jedem völlig gleichmäßig hergestellt wird.

Gwendolin hatte es besonders auf einen alten Buchara abgesehen, und bei ihrem wochenlangen Handel war Mahmud schon von seinem ursprünglichen Preise um fast zweihundert Kronen heruntergegangen. Er wußte genau, daß sie nur dieses einen Teppichs wegen gekommen war, tat aber, als wenn er keine Ahnung mehr davon hätte. Und Gwendolin machte es ebenso, fragte bald bei diesem, bald bei jenem Teppich nach dem Preise, bis schließlich der langumstrittene Buchara zum Vorschein kam. Da meinte sie so obenhin: „Wieviel wollten Sie letzes Mal für dieses Stück haben?“ Und Mahmud nannte ihr genau die Summe, bei der er vor vier Tagen stehengeblieben war.

Nun ging der Handel los, der für jeden Fremden, der es eilig hat, eine stete Quelle des Ärgers ist, denn wenn er sich nicht genügend Zeit läßt, dann muß er alles, was er kauft, viel zu teuer bezahlen. Für den Orientalen selber aber ist dieses Handeln gerade die höchste Freude, und geachtet wird von ihm nur der Europäer, der nicht ungeduldig wird, sondern sich den Handel viel Zeit und viel Reden kosten läßt.

Dabei darf man nicht etwa die Waren schlecht machen, sonst bekommt man überhaupt nichts mehr gezeigt. Je mehr man lobt, in um so bessere Stimmung kommt der Händler und um so eher ist er geneigt, von seinem Preise herunterzugehen.

Heute aber schien Mahmud wirklich an der Grenze seines niedrigsten Preises angelangt zu sein, denn er erwiderte alle niedrigeren Angebote mit Hochziehen der Augenbrauen, Heben und Senken des Kopfes und einem energischen ‚Jock‘, was die Steigerung in der Ablehnung bedeutet. Gwendolin erhob sich auch heute wieder, ohne gekauft zu haben, und man verabschiedete sich dankend von dem alten Händler.

Dieser küßte Gwendolin die Hand und beteuerte, daß ihm jeder Besuch von ihr die größte Freude bereite und daß sie möglichst häufig kommen möge, um sich an seinen Teppichen zu freuen. Man merkte ihm förmlich die Hochachtung an, die er vor dieser Dame hatte, mit der es sich derartig gemütlich handeln ließ. Als sie den Basar verließen, kam eine kühle Brise vom Tabarosch herunter, und Ferucci machte den Vorschlag, den Rückweg an der Zitadelle vorbei zu Fuß zu machen. Gwendolin willigte nach einigem Zögern ein, und erst als sie etwa zehn Minuten gegangen waren und man keinen Menschen mehr in der Nähe sah, kam ihr der Gedanke, daß sie es ja vermeiden wollte, so allein mit Ferucci zu sein. Sie bat ihn daher, umzukehren und wieder auf die große Straße zurückzugehen, da es schon früh dunkel zu werden schiene.

Da hielt der Italiener den Augenblick für gekommen, einen Ansturm auf ihr Herz zu versuchen. Er machte ihr sanfte Vorwürfe über ihr zurückweisendes Benehmen, sprach von seinerun veränderlichen Treue und Verehrung und daß er hoffe, endlich einmal Gnade bei ihr zu finden. Gwendolin versuchte, der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, aber Ferucci hatte sich an seinen eigenen Worten berauscht. Mit glühenden Worten und dem ungezügelten Temperament des Südländers sprach er von seiner Liebe und von der Schönheit Gwendolins, die ihn verrückt mache.

Plötzlich versuchte der Italiener, sie zu küssen. Sie wandte nur energisch den Kopf zurück und sah ihn mit großen Augen an. Da sank er vor ihr nieder und umschlang bebend vor Leidenschaft ihre Knie.

Gwendolin stieß einen leichten Schrei aus, denn wie aus dem Boden gewachsen standen plötzlich drei Albaner vor ihnen. Ferucci hielt dieses Zusammenfahren für den letzten Rest ihres Widerstandes und wollte sie gerade in seine Arme schließen, da sah er ihre starr nach vorne gerichteten Augen.

Erschrocken blickte er sich um und bemerkte nun auch die drei Männer, die keinen vertrauenerweckenden Eindruck machten. Der eine stand zehn Schritte vor ihnen auf dem Wege. Sein linkes Auge war verbunden, dazu hatte er eine alte albanische Pistole in der Hand, obgleich im Stadtgebiet von Skutari alles Waffentragen verboten war.

Die zwei anderen hielten sich in einiger Entfernung. Ihr Anzug war zerlumpt, und in den Händen hatten sie große Knüppel.

Jetzt kam der erste Albaner bis auf zwei Schritte heran und blieb stehen. Wütend über die Störung schrie Ferucci ihn auf italienisch an, doch der Mann verzog keine Miene, hielt in der einen Hand die Pistole und deutete mit der anderen auf den Leib des Italieners. Gleichzeitig rückten auch die beiden anderen näher heran.

Gwendolin erschrak furchtbar. Das war ein regelrechter Raubanfall, und ihr Begleiter hatte wahrscheinlich als einzige Waffe den Dolch des Seeoffiziers bei sich. Einen Augenblick wurde ihr vor Angst dunkel vor den Augen, dann aber überwand sie ihre Schwäche und fragte Ferucci, was die Leute wollten.

Dieser sprach abwechselnd italienisch und englisch auf die Albaner ein, die ihn aber nicht verstanden und nur mit einem Heben des Kopfes antworteten. Da tat er einen Schritt nach vorwärts und forderte sie durch Zeichen auf, fortzugehen. Aber unbeweglich blieben sie stehen und machten herausfordernde Gesichter, während der eine wiederum auf den Leib Feruccis zeigte.

Jetzt wurde der Italiener kleinlaut und sagte zu Gwendolin: „Wäre ich allein, ich würde mich keinen Augenblick besinnen, den ersten von ihnen niederzuschlagen. Aber jetzt, wo Sie hier sind, kann ich es unmöglich wagen, Sie den Zufälligkeiten eines Kampfes auszusetzen.“

„Nein, das dürfen Sie unter keinen Umständen,“ rief Gwendolin angstvoll, „tun Sie alles, was die Leute von Ihnen verlangen. Vielleicht sind sie schon mit etwas Geld zufrieden.“

Unterdessen kamen die Wegelagerer, ungeduldig murrend, noch näher heran. Ferucci zog seine Börse heraus, um ihnen Geld zu geben. Sie wurde ihm sofort entrissen. Dann zog man ihm Uhr und Kette aus der Tasche, und trotz heftigen Sträubens fand der Albaner in seiner inneren Rocktasche auch eine gute neue Browningpistole.

Seit die Pistole bei ihm gefunden war, wurde er ganz kleinlaut. Gwendolin hatte schon freiwillig ihr Portemonnaie abgeliefert, und jetzt war gerade der eine der Räuber dabei, ihr die lange goldene Kette vom Halse zu reißen.

In diesem Augenblick kam Briesen, der sich vorsichtig herangeschlichen hatte, mit einem mächtigen Satze hervorgeschossen und schlug den Albaner, der Gwendolin berührt hatte, aus vollster Kraft mit der Faust ins Gesicht, so daß er aus Nase und Mund blutend zurücktaumelte. Dann zog er blitzschnell seinen Säbel, konnte aber keinen der beiden anderen Banditen mehr erreichen, da sie sofort mit langen Sätzen davongelaufen waren. Und als er sich wieder nach dem zuerst von ihm blutig geschlagenen umwandte, entfloh auch dieser unter Zurücklassung von Gwendolins Portemonnaie mit derartiger Geschwindigkeit, daß Briesen schon nach kurzer Zeit die Verfolgung aufgab.

Atemlos kam er zurück und hob die von dem einem Wegelagerer fallen gelassene Pistole auf. Es war ein schönes, altes Stück, aber nicht geladen. Verächtlich warf er sie dem Italiener vor die Füße. Dann wandte er sich zu Gwendolin, die jetzt in fassungsloses Weinen ausbrach.

Beruhigend sprach er auf sie ein und erreichte es, daß sie ihm alsbald unter Tränen lächelnd die Hand reichte, die er ehrfurchtsvoll küßte. Sie fand auch endlich ihre Sprache wieder und dankte Briesen als ihrem Retter und Helden, der allein drei Feinde in die Flucht geschlagen hatte.

„Ich weiß auch, wer Sie sind,“ sagte sie, „es scheint Ihre Spezialität zu sein, anderen Menschen das Leben zu retten. Ich habe Sie sofort wiedererkannt, denn ich werde Ihre mutige Tat neulich auf dem Schiff niemals vergessen. Es war ein schöner Anblick, als Sie, ungeachtet der um Sie einschlagenden Schüsse, den unglücklichen Albaner vom sicheren Tode erretteten.“

Briesen machte eine abwehrende Handbewegung und wandte sich an den Italiener. „Wie konnten Sie es zulassen, daß eine Dame in Ihrer Gegenwart überfallen wurde, ohne daß Sie eine Hand rührten? Sie gestatten, daß ich die Lady jetzt in meinen Schutz nehme, Sie haben kein Recht mehr

dazu, denn Sie haben sich wahrhaftig nicht wie ein Mann benommen."

In den Augen des Italieners aber blitzte ein heimtückischer, wilder Haß auf. Er würdigte Briesen keiner Antwort, sondern wandte sich auf italienisch an Gwendolin. „Wünschen Sie es auch, daß ich Sie verlasse? Sie wissen, daß ich nur auf Ihren ausdrücklichen Wunsch nicht tätlich gegen die Albaner wurde."

Gwendolin aber zuckte die Achseln und wandte sich verächtlich ab.

Einen Augenblick noch zögerte der Italiener, dann ging er, wilde neapolitanische Verwünschungen vor sich hinmurmelnd, davon. Er fühlte nur allzu deutlich: außer seiner Börse und seinen Wertsachen hatte er auch die Frau verloren, deren Eroberung er sich schon sicher wähnte.

Briesen faßte Gwendolin, die immer noch voller Aufregung zitterte, mit zartem Griff unter den Arm und führte sie vorsichtig fort.

Keines von ihnen sprach ein Wort, und als es schon dunkelte, erreichten sie den großen muselmanischen Friedhof am Eingange der Stadt, wo in den dunklen Zypressen Hunderte von Zikaden ihren lieblichen, fast an den kleiner Singvögel erinnernden Gesang ertönen ließen.

Kurz darauf standen sie vor ihrem Hause. Noch einmal dankte sie ihm mit kurzen Worten und setzte hinzu, daß sie ihn in einigen Tagen zu sich zum Tee bitten würde, damit auch Mr. Herbert seinen Dank abstatten könne.

⌘ ⌘ ⌘

Heute schlief Briesen trotz des nächtlichen Lärmes bald ein. Mit seinem neuen Abenteuer war er nicht unzufrieden. Er hatte sich als unerschrockener Mann vor der Frau gezeigt, für die er seit der ersten Begegnung mehr als oberflächliches Interesse fühlte.

Immer wieder wanderten seine Gedanken zu ihr zurück. Nicht nur ihre seltene Schönheit fesselte ihn. Ihre ganze Art zog ihn an. Er brannte voll Ungeduld darauf, sie näher kennen zu lernen, auch zu ergründen, ob all die Reden, die er fast täglich über sie hören mußte, über ihr Verhältnis zu ihrem Mann, über ihren Verkehr mit dem widerwärtigen Ferucci, irgendwelche ernsten Unterlagen hätten, ob sie nicht vielmehr von dem berüchtigten Klatsch Skutaris geboren worden waren. Wie schnell war der Ruf einer Frau, einer jungen schönen Frau bedroht, zumal wenn diese besondere Eigenart zeigte! Wie leicht tat man ihr unrecht! Wie schwer war es für sie, sich zu wehren!

Schon früh mußte Briesen in den Dienst, der der Hitze wegen bereits um zehn Uhr beendet war. Im Hotel wieder angelangt, wurde ihm die Karte von Fuad Fani Bei heraufgeschickt. Er hatte den Namen seines kürzlich erworbenen Freundes fast vergessen und freute sich nun aufrichtig, den gewandten und liebenswürdigen amerikanischen Albaner wiederzusehen. Fuad entschuldigte sich, daß er noch nicht früher seinen Besuch gemacht, es hätte aber seit seiner Ankunft gar zu viel für ihn zu tun gegeben.

Heute komme er in einer dringenden, wie er meinte, unaufschiebbaren Angelegenheit. „Sie erinnern sich," sagte er, „daß vor zwei Tagen durch eine deutsche und englische Patrouille ein albanisches Waffenlager aufgehoben wurde. Hierbei ist leider einer meiner Landsleute erschossen worden. Ihre Leute sollen in der Notwehr gehandelt haben, aber der Tatbestand bleibt bestehen, daß ein Albaner von deutschen Soldaten getötet worden ist."

Briesen sah erstaunt auf. „Woher wollen Sie wissen, daß meine Leute den tödlichen Schuß abgegeben haben? Es war dunkel, und der Tote wurde außerdem mitten im Hause gefunden."

„Die Leiche ist von den Engländern seziert worden, wobei man das deutsche Geschoß fand. Die Angelegenheit hat nun leider ein höchst unangenehmes Nachspiel. Gewiß hat man Ihnen schon von der albanischen Blutrache erzählt, dieser unglückseligen, aber fast als heilig angesehenen Tradition meines Vaterlandes, die schon unzählige Familien dezimierte oder gar gänzlich ausrottete. Nun ist mir berichtet, daß die Verwandten des Toten bereits Nachforschungen nach dem Täter veranstaltet haben. Da es natürlich unmöglich ist, unter den Soldaten den Schuldigen zu finden, so hat sich nach der Ansicht der Angehörigen die Blutrache gegen den Anführer jener Patrouille zu richten, der Sie ja leider waren. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie sich in einer höchst gefährlichen Lage befinden. Da Sie mein Lebensretter sind, dem ich Dankbarkeit bis zum Tode schulde, so bin ich sofort zu Ihnen gekommen, um Sie zu warnen und die nötigen Gegenmaßregeln zu besprechen."

Briesen war nicht gerade angenehm durch diese Nachricht berührt, nahm sie aber doch etwas auf die leichte Schulter.

„Zunächst, lieber Freund, möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, worin das Wesen dieser Ihrer nationalen Eigentümlichkeit eigentlich besteht. Man hat mir vielerlei darüber erzählt. Ich habe aber, offen gestanden, das meist für Sagen oder doch Übertreibung gehalten."

„Leider ist das letztere ein Irrtum. Sobald ein Albaner durch die Schuld eines anderen umkommt, haben seine nächsten Verwandten die Verpflichtung, den Täter ihrerseits umzubringen. Das geschieht nicht öffentlich, sondern meist durch einen Dolchstoß von hinten oder einen Schuß aus dem Hinterhalt. Der Vollzieher der Blutrache hat nämlich alle Veranlassung, selber unbekannt zu bleiben, weil sich nun die Blutrache wieder gegen ihn wenden muß. Nur wenn es auf keine Weise gelingt, den Täter eines Mordes ausfindig zu machen, ruht die Blutrache, und auf dem Grabe des Getöteten wird ein weißer Stein errichtet,

der so langstehen bleibt, bis der Mord gesühnt ist.

Für die Verwandten aber ist ein ungesühnter Mord eine große Schande, und solange der Täter bekannt ist und noch lebend herumläuft, darf kein anständiger Albaner mit ihnen verkehren. Die Folgen dieser alten und barbarischen Sitte, die auf keine Weise auszurotten war, sind für mein armes Vaterland sehr verderbliche gewesen. Und wenn man hier kaum einen alten Mann sieht, so sind nicht nur die ewigen Aufstände gegen die Türken daran schuld, sondern zum großen Teil ist es auch die unselige Blutrache. Die Gebildeteren von uns kämpfen in Gemeinschaft mit den christlichen und muselmanischen Geistlichen gegen diese Sitte an, aber bisher völlig vergebens."

„Was geschieht nun," meinte Briesen, „wenn der Täter das Land verläßt?"

„Auch dort erreicht ihn die Blutrache früher oder später mit tödlicher Sicherheit. Die zur Rache verpflichtete Familie ruht nicht eher, bis sie genügend Geld zusammengebracht hat, um eines ihrer dazu geeigneten Mitglieder auszurüsten. Dieser scheut keine Mühen, keine noch so langwierigen Nachforschungen und im Notfalle auch kein Geld, um zu seinem Ziele zu kommen. Und schon so mancher rätselhafte Todesfall in Rom oder New York hatte seine Ursache in einer oft jahrelang zurückliegenden albanischen Blutschuld."

Trotz aller persönlichen Tapferkeit war Briesen bei dieser mit tiefstem Ernste vorgebrachten Schilderung nicht ganz wohl zumute, und er fragte seinen albanischen Freund, was er ihm denn zu tun riete.

Fuad sagte: „Es gibt ein seltsames Mittel. Man kann sich nämlich von der Blutrache freikaufen. Man verhandelt mit den Verwandten und einigt sich über den Wert, den der Tote für seine Familie gehabt hat. Allerdings kommt diese Art der Erledigung hier äußerst selten vor, weil fast kein Mensch imstande ist, eine solche immerhin hohe Summe zu zahlen."

„Und wieviel glauben Sie, daß ich in meinem Falle zahlen müßte?" fragte Briesen.

„Ich glaube, daß die Angehörigen sich mit drei- bis viertausend Kronen zufrieden geben würden."

Einen Augenblick stieg in Briesen der schwarze Verdacht auf, daß Fuad vielleicht selber nur gekommen war, um ihn auf solche echt orientalische Weise zu schröpfen, aber sofort verwarf er diesen Gedanken. Jener Mann war ihm zu Dank verpflichtet und in seiner ganzen Erscheinung und Sprache nach einer gemeinen Handlung unfähig.

Trotzdem aber wollte ihm diese ganz unglaubliche Sache immer noch nicht einleuchten, ganz abgesehen davon, daß er beim besten Willen nicht imstande war, eine derartige Summe aufzubringen. Er war vermögenslos, und seine Mutter, eine arme Offizierswitwe, konnte ihm nur mit Mühe die kleine monatliche Zulage zahlen.

Kurz entschlossen sagte er daher zu Fuad: „Ich kann und will Ihren Vorschlag nicht annehmen. Ich fühle mich an dem Tode des Albaners gänzlich unschuldig. Erstens glaube ich nicht, daß er von einer deutschen Kugel gefallen ist, und wenn es trotzdem der Fall war, dann haben meine Leute im Dienste geschossen. Ihnen danke ich aufs herzlichste für ihre Warnung und wäre sehr dankbar, wenn Sie Ihren Einfluß bei den Angehörigen des Toten aufbieten wollten, sie davon zu überzeugen, daß sie sich bei mir an einem Schuldlosen vergreifen würden. Im übrigen stehe ich hier auf Befehl meines Kaisers und bin bereit, alle Folgen, die mein dienstliches Vorgehen mir bereiten könnte, auf mich zu nehmen."

Der Albaner sah ein, daß auf diese Weise von dem deutschen Offizier nichts zu erreichen war: „Wenn Sie vielleicht glauben, daß mein Einfluß bei den Verwandten des Toten ausschlaggebend sein könnte, so muß ich Ihnen leider sagen, daß das nicht der Fall ist. In allen Fragen der Blutrache nimmt niemand Rücksicht auf Wünsche oder Ratschläge anderer. Aber ich will mein mögliches tun und hoffe wenigstens, Sie rechtzeitig warnen zu können, falls Ihnen unmittelbar Gefahr drohen sollte."

Mit festem Händedruck schied Fuad von seinem deutschen Freunde.

Dann begab er sich in den albanischen Klub, wo ihn wichtige Geschäfte erwarteten.

Das Klubhaus lag in der Rue internationale und war ein hübsches zweistöckiges Gebäude, von dessem Dache die blutrote albanische Fahne mit dem schwarzen Adler darin flatterte. Im unteren Stockwerke war ein Café, das zu jeder Tageszeit angefüllt war mit lärmenden und heftig politisierenden Albanern. Hier machten sich vor allen die jüngeren Elemente breit, die sich irgendwelche Vorteile von dem erst im Entstehen begriffenen neuen Fürstentume erhofften. Viele von ihnen hatten ihre Bildung auf italienischen oder österreichischen Schulen erhalten und sich neben dem oberflächlichen europäischen Wissen auch die Schattenseiten moderner Kultur angeeignet. Diesen jüngsten Albanern war nichts mehr heilig, und der einzige Gott, zu dem sie schworen, blieb der Vorteil. Eine gut bezahlte Beamtenstellung, danach strebte jeder von ihnen.

Dem ernsten patriotischen Sinne Fuads entsprachen die politischen Jünglinge keineswegs. Er hoffte aber, daß der Ernst der kommenden Zeiten auch diese mißleiteten Stammesbrüder noch zu nützlichen Patrioten machen würde.

Im ersten Stockwerk angelangt, betrat er ein Zimmer, vor dessen Türe ein albanischer Gendarm Wache hielt.

Die beiden anderen Mitglieder des Geheimausschusses waren schon zugegen. Den Vorsitz führte der 60 Jahre alte Mehmed



Bildnisbüste in Eisen. Von Hans Schwegerle

Grabe Pascha, der bedeutende Besitzungen in der Nähe Skutaris besaß, die aber wegen der großen Lotterwirtschaft kaum mehr Einkünfte einbrachten. Er war ehemaliger türkischer General und ein Freund Abdul Hamids, weshalb die Jungtürken ihn aus dem Lande verbannt hatten.

Das dritte Mitglied, Kefir Bei Ochrida, war trotz seines türkisch-albanischen Bei-Titels Katholik. Besitzer eines gut gehenden Geschäfts in der Stadt Ochrida, floh er bei dem serbischen Einbruch und hatte dabei sein Vermögen eingebüßt.

Grabe Pascha eröffnete die Sitzung.

Zunächst sprach er Fuad den Dank der albanischen Patriotenliga aus, daß man durch seine glücklich überbrachte Nachricht die Hoti und Gruda vor dem montenegrinischen Einmarsche hatte warnen können. Ein Abgesandter der beiden Stämme wäre heute früh angekommen und bäte, von dem Komitee empfangen zu werden.

Gleich darauf betrat ein Franziskaner in brauner Kutte mit Reitstiefeln und englischer Mütze das Zimmer. Er war der Pfarrer aus Rapsa Hotit, dicht an der montenegrinischen Grenze. Und er berichtete: Alles war bereit, die Montenegriner so zu empfangen, daß sie ein Wiederkommen nicht wagen würden. Zweitausend gut ausgerüstete Männer befanden sich an den Grenzen, wohl versehen mit Gewehren und Munition. Jeder Weg, jede Bergspitze war doppelt besetzt und bewacht, und an den schwierigsten Engpässen standen Steinlawinen bereit, um die Eindringlinge zu zerschmettern, die es wagen würden, das freie Land der Schipetaren zu betreten. Die Frauen und Kinder hatte man nach dem Innern geschafft. Vorbereitete Alarmfeuer konnten jeden Augenblick aufflammen. Das Hauptquartier der Stämme, wo die beiden Bairaktars sich aufhielten, befand sich in der von den Montenegrinern im vorigen Jahre zerstörten Kirche von Rapsa. Von hier ging eine Linie zur Nachrichtenübermittlung bis nach Skutari hin. Sie bestand aus einer fortlaufenden Reihe von aufgestellten halbwüchsigen Burschen, die sich die zu übermittelnden Nachrichten zuriefen. Selbst nachts waren kurze Meldungen in einer halben Stunde richtig über die fast vierzig Kilometer lange Linie angelangt.

Nach diesem eingehenden Berichte wurde der Pfarrer entlassen, nachdem man ihm für den Fall eines montenegrinischen Angriffes sofortige Hilfe zugesagt hatte.

Jetzt berichtete Kefir Bei, der gerade von einer Orientierungsreise an der serbischen Grenze zurück kam. Dort standen große Dinge bevor. Als die Serben im vergangenen Jahre in Albanien einrückten, waren alle waffenfähigen Männer in die Berge entflohen, denn die Serben hatten keinen Albaner geschont. Wer ihnen in die Hände fiel, wurde in unmenschlicher Weise getötet. Dann kam der Friedensschluß, und die Serben mußten sich bis an die von der Londoner Konferenz festgesetzten Grenzen zurückziehen, wobei aber alle albanischen Städte des Ostens wie Ochrida, Struga, Dibra, Prisren, Djakova und Ipek in serbischen Händen blieben.

Als jedoch die Albaner aus den Bergen wieder zurück in die Städte wollten, wo sich ihre Frauen und Kinder befanden, trafen sie überall auf serbische Soldaten, die ihnen den Eintritt in das jetzt feindliche Land verwehrten. Wem es trotzdem gelang, die Posten zu durchschleichen, der wurde in seiner Wohnung ergriffen und ohne Gnade erschossen.

„Jetzt stehen die Unsrigen zu tausenden auf albanischem Boden dicht vor den serbischen Vorposten. Die Sehnsucht nach Weib und Kindern läßt sie fast wahnsinnig werden. Außerdem reift die Ernte heran. Aber wer soll die reiche Frucht einbringen, wenn kein Mann da ist? Da wollen wir jetzt, von aller Welt verlassen, uns selber Gerechtigkeit verschaffen. In sechs Tagen, um zwei Uhr nach türkischer Zeit, also zwei Stunden nach Sonnenuntergang, werden auf einer Linie von hundertundfünfzig Kilometern, von Ochrida nach Ipek, die serbischen Vorposten angegriffen und über den Haufen gerannt werden. Der Erfolg erscheint sicher. Glückt der Überfall, dann nehmen unsere unglücklichen Landsleute ihre Frauen und Kinder zu sich, laden ihr bißchen Hab und Gut auf und gehen wieder über die schützenden Grenzen Albaniens zurück. Mißlingt er, so haben wir wenigstens die Aufmerksamkeit Europas auf uns gelenkt, das dem Elend gegenüber nicht gleichgültig bleiben kann."

Hiermit endete Kafirs Bericht, dem die beiden anderen tief ergriffen gelauscht hatten.

Fuad allein war besorgt. Die Großmächte mußten doch helfen, wenn man ihnen alles auseinander setzte. Er selber wollte nach London fahren und in Downing Street Vorstellungen erheben. England hatte doch auch die Armenier vor den Verfolgungen der Türken geschützt.

Der alte Grabe aber nickte verneinend mit dem Kopfe. „Es ist alles vergebens, auf uns hört doch niemand, und bis du in London irgend etwas erreicht hast, sind unsere Leute selbständig und ohne Führung losgegangen. Lassen wir daher den Dingen ihren Lauf und versuchen wir durch unseren erfahrenen Rat die Ereignisse günstig zu beeinflussen. Kefir Bei wird noch heute mit unseren Vollmachten abreisen und vor Dibra, wo wir den Hauptstoß machen wollen, den Oberbefehl übernehmen. Wir werden von hier aus für Nachschub von Munition sorgen und für alle Fälle eine kampfkräftige Mannschaft an den Grenzen bereitstellen, um den Flüchtigen einen Rückhalt zu sichern."

Damit schloß die entscheidende Sitzung, die den Serben einige tausend Mann kosten sollte, den Albanern aber unsagbares Unheil brachte.

(Fortsetzung folgt)



Danton

Von Prof. Dr. Martin Spahn in Straßburg

Zur Königsweihe Ludwigs XVI. wanderte aus der südlichsten Ecke der Champagne ein dreizehnjähriger Knabe heimlich und zu Fuß nach Reims, um sich anzuschauen, wie man Könige mache. Sein eigenes Handwerk sollte der Königssturz werden. Aber nach dem Sturze des Königtums wurde er auch zum Erretter seines Vaterlandes aus höchster Gefahr, und das verklärte die Erinnerung an ihn selbst bei den Feinden Frankreichs. Unter uns machte Georg Büchner Danton zum Helden seines stärksten dramatischen Wurfs, und noch jüngst ist erst wieder eine Danton gewidmete Dichtung über die Bretter des Nürnberger Stadttheaters gegangen. Mächtiger jedoch als Dichterworte dient die russische Revolution dazu, das Gedächtnis an den entschlossensten Mann in Frankreich aufs neue zu wecken. Sie verdeutlicht uns fast mit aller Bewegung und Farbe unmittelbaren Miterlebens, welche Unordnung und Unruhe mit dem Ausbruch der Revolution über Frankreich kam und wie rasch unsere Nachbarnation damals durch innere Kriege und durch Kämpfe mit äußeren Feinden dem Abgrunde zutrieb. Wir folgten im letzten Frühjahr und Sommer dem raschen Aufstiege Kerenskis. Wir fühlten, wieviel für Rußland und für uns davon abhing, ob er der Auflösung Meister würde. Hinter dem nervösen, übernächtigen Slawen aber, der mehr durch rhetorische als organisatorische Begabung blendete, tauchte das Bild des Verteidigers Frankreichs mit ursprünglicher Gewalt wieder auf. Er hatte geleistet, was Kerenski erst leisten sollte.

Danton ist im selben Jahre wie Schiller, kaum zwei Wochen früher, zur Welt gekommen, beide Idealisten, beide Künder nationaler Ehre, heißblütige Verteidiger der Freiheit, der eine aber ebenso in der persönlichen Lebensführung wie nach der geistigen Artung gleich sehr Franzose wie der andere Deutscher. Dantons Wiege stand in Arcis sur Aube in der Champagne, er entstammte einer in bescheidenem Wohlstande dahinlebenden, achtungswerten Familie. Er studierte die Rechte; 1780 zur Anwaltschaft zugelassen, verlegte er seinen Wohnsitz nach Paris. Vom Gymnasium her war seine Phantasie mit Vorstellungen republikanischen Staatslebens erfüllt. Nun machte er sich mit den Hauptschriften der staatswissenschaftlichen und philosophischen Literatur des Frankreich jener Jahre, vor allem mit der ganzen Enzyklopädie vertraut. Die Kenntnis des Englischen und Italienischen erlaubte ihm auch fremde Dichter und Schriftsteller zu lesen. Als Anwalt erlangte er bald ein gewisses Ansehen. Im Jahre 1787 glückte es ihm, unter die Anwälte beim Königlichen Rate zugelassen zu werden.

Unterdessen hatte sich der Himmel über Frankreich mit schweren Gewitterwolken bedeckt. Eben durchwogte eine Reihe von Provinzen eine Erregung, die hier und da schon zu Vorspielen der Revolution führte. In Paris selbst war es zu Streitigkeiten zwischen der Regierung und dem Höchsten Gerichtshofe außer dem Königlichen Rate, dem Parlamente, gekommen, das sich von alters her auch politische Berechtigungen beimaß. Der König hatte das Parlament zur Strafe in die Provinz verlegt. Das Ministerium leitete damals der Erzbischof Loménie de Brienne. Er entstammte selbst der Champagne. Einer seiner Vertrauten kam mit dem jungen Danton über die politische Lage ins Gespräch. Danton äußerte sich mit einer Sicherheit und Bestimmtheit, die seinen Unterhalter den politischen Kopf in ihm erkennen ließen. Er stimmte nicht in die allgemeine Entrüstung über das Vorgehen der Regierung gegen das Parlament ein. Das hohe Richtertum fühle sich als privilegierter Stand nicht anders wie die Geistlichkeit oder der Adel. Auch ihm gehe es nicht um das Wohl des Volkes. Deshalb eile die Zurückverlegung des Parlaments nach Paris nicht. Dringlicher sei, daß die Regierung nicht mehr mit den unvermeidlichen Verbesserungen des Staatslebens auf sich warten lasse, den von der Vernunft vorgezeichneten Richtlinien folge, den Forderungen des Zeitgeistes, den wahren Bedürfnissen der Menschlichkeit Genugtuung verschaffe. Fast gleichzeitig sprach sich Danton auch an anderer Stelle im selben Sinne aus. Beim Wettbewerb um die Zulassung zum Königlichen Gerichtshofe mußte er sich über die Rückwirkung der politischen Lage des Landes auf die Rechtspflege äußern. Auch hier zeigte er sich gegen die Sache des Parlaments gleichgültig. Der Horizont schien ihm düster. „Könnte man nur," so rief er aus, „den Umsturz um ein Menschenalter aufhalten, so würde sich durch die Kraft der Dinge und den Fortschritt des Lichtes alles noch friedlich beilegen lassen." Fortan überzeugte er sich täglich mehr, daß das Verderben unaufhaltsam würde. Als sich Loménie im Jahre darauf seiner erinnerte und ihn fragen ließ, ob er in die Regierung eintreten wolle, lehnte er ab. Der Stand der Dinge sei nicht derselbe wie im vorigen Jahre. Verbesserungen genügten nicht mehr. „Diejenigen, die sie verweigerten, haben ihr eigenes Leben verwirkt. Wir sind sicherer als je am Vorabend einer Revolution."

Danton hatte nicht die Natur derjenigen, die keine Ruhe haben und keine Ruhe geben, bis sie das Bestehende umgestürzt wissen.

Dafür liebte er zu sehr den Genuß des Lebens und das Zusammensein mit den Weibern. Die Ausschweifungen verdarben ihn zwar nicht. Aus dem Schmutze von Paris kehrte er immer wieder einmal in die reine Luft seiner Heimat, zu der zärtlich geliebten Mutter zurück. Damit er sich jedoch zu heldischer Tat aufrichtete, die den ganzen Mann beansprucht und ihn über sich selbst erhebt, bedurfte es erst eines völligen Wechsels der Umstände. Bis dahin widerstrebten auch Dantons Denkart und Bildungsgang der Revolution. Sie hatten ihn über die Enzyklopädisten zu den Physiokraten und insbesondere zu Turgot geführt. Von Turgot lernte er, daß es im Staatsleben ohne Macht im Innern und nach außen nicht abgeht, daß jeder Staat, um leistungsfähig zu bleiben, einer festen und entschlossenen Regierung bedarf. Der Einblick, den er als Anwalt beim Königlichen Rate gelegentlich in die Staatsgeschäfte nehmen konnte, bestärkte ihn in seiner Meinung. Er half also nicht den revolutionären Geist in Frankreich schüren. Als aber durch Fehlgriffe der Regierung das Königtum um sein Ansehen kam, stellte sich Danton bald in die vorderste Reihe derer, die nunmehr alles und von Grund aus ändern und neu bauen wollten.

Wie die meisten Männer der Revolution war Danton Freimaurer. Dadurch kam er früh in Beziehung zu den Kreisen, wo die frühesten Anschläge auf die bestehende Ordnung heranreiften. Er bereitete im Juli 1789 den Sturm auf die Bastille und Anfang Oktober die Überführung des Königs von Versailles nach Paris aufs tätigste mit vor. Aber in die Nationalversammlung, die vom Mai 1789 an Frankreich neu ordnete, war er nicht gewählt worden. Er mußte seine Laufbahn zum politischen Machthaber auf dem nicht mit einem Schlage ans Ziel führenden Wege über die Gemeinde- und Departementsverwaltung von Paris zurücklegen. Der Einfluß von Paris hob sich während der Nationalversammlung nur allmählich, jedoch stetig. Er wurde groß in dem Jahre, da die gesetzgebende Versammlung die Nationalversammlung ablöste. Mit Paris stieg Danton empor.

Am 18. September 1789 fand die Eröffnungssitzung des ersten revolutionären Gemeinderates von Paris statt. Danton hatte seinen Wohnsitz damals in den Distrikt verlegt, der nach dem Kloster der Cordeliers seinen Namen führte; denn in dem Distrikt glühte ein leidenschaftlicheres politisches Leben als in irgendeinem andern. Danton schwang sich zum Vorsitzenden der vom Gesetz vorgesehenen Distriktsversammlung empor. Er brachte es dahin, daß er dem Brauche entgegen immer wieder zum Vorsitzenden gewählt wurde. Er versammelte den Distrikt fast täglich. Auf seinen Einfluß gestützt, nötigte er den Vertretern des Distrikts im Gemeinderate ein imperatives Mandat auf. Sie widerstrebten und dankten ab. Aus der Ergänzungswahl ging er selbst mit seinen nächsten Freunden als Sieger hervor. Der Gemeinderat legte Einspruch gegen das eigenwillige Verfahren des Distriktes ein. Der Streit kam bis an die Nationalversammlung, Dantons Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit behaupteten das Feld. Noch hatten sich die Geister über den Zwischenfall nicht beruhigt, als sich der Distrikt allen als Zufluchtsstätte anbot, die wegen allzu fortgeschrittener Ansichten mit der Staatsgewalt des neuen Frankreich zusammenstießen. Der Beschluß brachte Danton mit dem begabtesten aller Pariser Volksaufwiegler, mit Marat, in die erste Beziehung. Schon redete man in Paris von der Republik der Cordeliers.

Schon glückte es Danton aber auch, das enge Gehege der kommenden Kämpfe hinter sich zu lassen und an dem Ringen um die Staatsverfassung sich Anteil zu verschaffen. Der Unbändigste unter den Pariser Radikalen der Anfänge der Revolution kehrte dabei auf einmal die andere Seite seines politischen Charakters, Neigung für Taktik und Opportunismus hervor. Es schien ihm jetzt das Wichtigste, dazu beizutragen, daß der wachsende Einfluß der Gemäßigten in der Nationalversammlung nicht die Oberhand gewinne. Schon arbeitete Mirabeau an einer Verständigung der Nationalversammlung mit dem Könige. Im Zusammenwirken mit seinen bisherigen Gegnern in Paris wagte sich Danton vom September 1790 bis zum Sommer 1791 mehrfach in die vorderste Linie vor. Er trat sowohl Mirabeau wie Lafayette ins Antlitz entgegen. Treffend hatte er erkannt, daß vor allem die Wiederverlegung der Regierung von Paris verhindert werden mußte. Er tat das Seine, damit der erste Versuch im April nicht gelang. Als dann der König in der Nacht vom 20. zum 21. Juni wirklich entfloh, aber an der Grenze festgehalten wurde, forderte Danton an der Spitze eines Häufleins Getreuer sofort, daß die Monarchie abzuschaffen und die Republik auszurufen wäre. Bei einem großen Feste auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791 sollten die Massen dafür begeistert werden. Die Pariser Bourgeoisie war jedoch noch nicht bereit mitzugehen. Ihre Führer fanden sogar den Mut, Danton und den Seinen auf dem Marsfelde selber mit Gewehrfeuer zu antworten. Für den Augenblick wurde die republikanische Bewegung völlig überwältigt. Danton entfloh mit Mühe und Not nach England. Doch konnte er im September zurückkehren. Im November kam er in eine leitende Stelle der Pariser Gemeindeverwaltung. Dadurch erhielt er die Möglichkeit und die Machtmittel, den Ansturm gegen das Königtum mit größerer Aussicht auf Erfolg aufs neue vorzubereiten.

Im April 1792 erklärte Frankreich an Preußen und Österreich den Krieg. Vom Mai des Jahres ab wurde Paris wieder unruhig. Danton hatte die Fäden der Be-

wegung fest in Händen. Als sich die Fremden im Juli anschickten, die Grenze zu überschreiten, ohne daß genügende Abwehrmaßnahmen getroffen waren, schlug die Stunde der Entscheidung. Danton ging noch für drei Tage nach Arcis, um seine persönlichen Geschäfte zu regeln und seiner Mutter Lebewohl zu sagen. Alles war überlegt und angeordnet. ‚Wie ein Soldat‘ legte er sich am 9. August abends für einige Stunden mit ruhigen Nerven zu Bett. Um ein Uhr wurde er geweckt. In allen Stadtteilen waren Bataillone aus republikanisch gesinnten Elementen herangebildet worden. Aus der Provinz herbeigeströmte Scharen Kriegsfreiwilliger schlossen sich ihnen an. Sobald ihr Eingriff sichtbar wurde, verhaftete Danton persönlich den Führer der Nationalgarden, die für den König und die Gemäßigten kämpften. Auf die Massen machte die Anklage Eindruck, daß ein Schlag gegen das Volk geplant gewesen und der Aufstand ihm nur zuvorgekommen sei. Die Nationalgarden wurden außer Gefecht gesetzt. Dann ging es gegen die Tuillerien. Die Schweizer, die die königliche Familie schützten, wurden niedergemetzelt, die königliche Familie selber in die Gefangenschaft geschleppt und die königliche Gewalt für aufgehoben erklärt. Danton war dort, wohin er die Revolution gleich in ihren Anfängen geleitet wissen wollte. Er hatte ganze Arbeit gemacht.

Das Ministerium nahm den Sieger des 10. August als Justizminister in den Schoß der Regierung auf. Danton widmete sich aber vor allem den Vorkehrungen dafür, daß die Republik jetzt endlich sobald wie möglich verkündet wurde, sowie der Organisation des Kampfes gegen den äußeren Feind. Sein Leben gipfelte in dem Jahre, das auf den 10. August folgte. Damals offenbarte sich in ihm alles, was an Männlichkeit und Mannhaftigkeit in ihm war. Freilich zeigt sich uns auch hier nicht das Bild eines reifen und reinen Mannes, der bestimmte hohe Ziele vor Augen hat und ihnen in gleichmäßiger, äußerster Anstrengung all seiner Kräfte zustrebt. Es bleibt die Vorstellung eines stürmisch dahinwogenden Daseins. Nur hat sich dessen Wellenschlag zu höchster Macht und Breite gesteigert, und eine Musik von erhabener Gewalt braust uns aus ihm in reicher Stimmführung entgegen. Jede Bewegung, die Danton machte, ließ das Gemeine weiter als jemals früher hinter sich. Wurde er gleich nicht zum Helden, so kam er dem Heldenhaften doch nahe. Anfangs packte es ihn wie ein Rausch. Wildeste Leidenschaft peitschte ihn auf. Er wurde zu Arbeitsleistungen fähig, die er sonst nicht im entferntesten erreichte. Er stand ebenso seinen Mann als Arbeitskraft in der Regierung, wie er unermüdlich als Redner an den Tagungen des Parlaments oder den Beratungen des Jakobinerklubs teilnahm. Wir erblicken ihn über den andern in einer nicht nur scheinbaren oder eingebildeten Höhe, ihr Führer und Bezwinger, die Linke in die Hüfte gestemmt, wie er auf der Tribüne von mehr als einem Beobachter geschildert wird, die Rechte ausgestreckt, in raschem Wechsel befehlend, vorwärtstreibend, Rechenschaft heischend und anklagebereit. Großartig wirkt vor allem seine Gleichgültigkeit gegen alle Anwürfe und Verleumdungen. Er erfuhr es reichlich, daß sich der Neid in Demokratien noch häßlicher an die Tüchtigen heranschleicht, wie unter andern Verfassungsformen. Durch die Schattenseiten seines Lebenswandels bot er den Neidern Blößen genug. Aber, so sagte er, „der Haß ist meiner Natur fremd; ich habe kein Bedürfnis danach“.

Der Erfolg des Aufstandes vom 10. August drohte anfangs einen völligen Auseinanderbruch Frankreichs und seine sichere Niederlage nach sich zu ziehen. Niedergeschlagenheit befiel alle. Jeder hielt sich in seiner Wohnung. Keiner traute dem andern. Die Heerführung selber wollte dem vorstoßenden Feind den Weg sogleich bis an die Marne freigeben. Im Ministerium saß niemand, der Dantons Tatkraft und Sicherheit teilte. Die Minister berieten, ob sie von Paris weggehen und die Regierung über die Loire verlegen sollten. Damals ließ Danton seinen berühmten Ruf „Die Herzen hoch!“ erschallen. „Ihr wißt,“ so wandte er sich an seine Amtsgenossen, „daß Frankreich in Paris ist. Wenn ihr den Fremden die Hauptstadt laßt, so liefert ihr ihnen Frankreich aus.“ Die Regierung blieb in Paris. Nach der Gefangennahme der königlichen Familie hatte Danton daran gedacht, die Königin, das Weib, in die Heimat schaffen zu lassen. Später hat ihm die Scharfrichterarbeit der Guillotine mehr und mehr an Herz und Nieren gegriffen. Er war kein Bluthund. In den ersten Septembertagen jedoch meinte er dulden zu müssen, daß Marat den Auswurf der Hauptstadt auf die Gefängnisse hetzte und greuliche Mordtaten verrichten ließ. Die Septembermorde haben Dantons Andenken mitbefleckt, mehr befleckt fast als das des Anstifters. Mit Grund aber läßt einer der feinsten Züge in Büchners Dantonzeichnung ihn den Gedanken an das feige Hinschlachten wehrloser Opfer nicht wieder loswerden. Dantons Einvernehmen mit Marat ist kaum anders zu deuten, als daß er um jene Zeit noch im Zustande der ersten, stärksten Erregung war, daß er die ihm entgegenstehenden Widerstände noch nicht auf ihre Tragweite abzuschätzen vermochte und durch die Freigabe des Weges für Marat die Anhänger des Königs und die Gemäßigten, die in Wahrheit selbst in Paris noch die Mehrheit besaßen, einzuschüchtern rechnete. In der Provinz wechselte Danton gleichzeitig Hunderte, vielleicht Tausende von Beamten. In viele Gemeinden schickte er Gesinnungsgenossen, um dort die Wahlbewegung für den Konvent in Fluß zu bringen. Der Konvent sollte verfassungsgemäß an die Stelle der

gesetzgebenden Versammlung treten, um das Schicksal des Königtums zu entscheiden. Er konnte am 20. September eröffnet werden. Schon tags darauf wurde das Königtum abgeschafft und drei Tage später die Republik erklärt. Inzwischen hatte sich Danton auch auf die Führung des Heeres Einfluß verschafft. Er hielt zu dem General Dumouriez, der dem von der Oberleitung beabsichtigten Rückzug über die Marne widerstrebte. Bei Valmy machten die Preußen und Österreicher halt. Gleich darauf gingen sie wieder über die Grenzen zurück. Der Winter war für die Rüstungen gewonnen. Danton zeigte sich in diesem Augenblick noch ganz von der Erwartung beherrscht, daß die Franzosen nur voll Selbstvertrauen zum Angriff überzugehen brauchten, um die Nationen ringsum zum Aufruhr gegen ihre Könige aufzubieten und einen allgemeinen Krieg für die Sache der Freiheit zu entfesseln. Er nannte den Konvent stolz einen Ausschuß zur Aufwiegelung aller Völker. Es schwebte ihm auch vor, daß sich die mit Frankreichs Hilfe demokratisierten Länder freiwillig zur Annahme derselben Staatseinrichtungen und zur Hingabe an dieselben Verfassungsgrundsätze entschließen, ja sogar sich Frankreich in irgendeiner Form angliedern würden. Um sich dem Ziele rascher zu nähern, versuchte er sich selbst in der Diplomatie. Doch verließ er sich nicht darauf und erwog mit Dumouriez beizeiten, mit Frühjahrsanfang durch Belgien bis nach Holland vorzustoßen und von dort aus die beiden deutschen Mächte in der Flanke zu fassen.

Es waren die Anfänge mit ihrem ungestümen Schwung, ihren Übertreibungen, ihrer Fernsicht weit über die erreichbaren Ziele hinaus, aber auch mit ihrem hinreißenden Eindruck auf Dantons Umgebung, mit der ihnen innewohnenden und Danton über sich selbst hinaus erhebenden Kraft. Die Seele Frankreichs habe, so sagt ein französischer Historiker, in der Schicksalsstunde der Nation in Danton Fleisch und Blut angenommen. Bald schulten ihn die Erfahrungen. Sie schienen aus ihm einen Staatsmann machen zu sollen. Er fand ein richtigeres Maß für die Dinge. Er nahm auch seinen lodernden Geist in festere Zucht. Er trat, um noch das Wort eines anderen französischen Geschichtsschreibers zu erwähnen, in die erlauchte Familie der großen Baumeister am Staate Frankreich ein, zu der schon Ludwig XI., Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. gehörten. Bezeichnend ist, wie er unmittelbar nach dem Beschlusse, daß das Königtum abgeschafft sei, noch einmal stutzte. Nicht sofort ließ er die Republik als Staatsform der französischen Nation aussprechen. Der König war der sichtbare Ausdruck der Einheit des Landes, seiner Zusammengehörigkeit und Unteilbarkeit dem Auslande gegenüber. Riß seine Beseitigung nicht eine Bresche in den Staatsbau, die durch die Republik nicht ausgefüllt werden konnte, sondern durch ihre Erklärung erst recht sinnfällig wurde? Unter welchem Zeichen, mit welchem Recht konnten die republikanischen Machthaber von den Provinzen fordern, daß sie sich auch künftig zusammenordneten, und von den Ständen der Nation, daß sie alle für einen stünden? Es gab freilich kein Zurück mehr. Aber die zwei Tage der Besinnung bewogen Danton doch den Konvent zu bestimmen, daß die Republik vom Gesetze ausdrücklich als einig und unteilbar bezeichnet wurde. Beruhigt fühlte er sich auch dadurch nicht. Als wenn der König, eben um dieser Schwäche der Republik willen, solange er lebte, leicht zurückkehren könnte, rastete Danton nicht mehr, bis Ludwig aus dem Wege geräumt war. Als Urheber der Hinrichtung des Königs bekannte er sich stets mit erhobener Stimme. Er sah sie, wenn etwas, als eine Staatsnotwendigkeit an.

Noch über dem Ringen zwischen Königtum und Republik spaltete sich der Konvent in zwei große Parteien, die Gironde und den Berg, die wütend einander bekämpften. Die Anhänger Robespierres, der sich selbst zum Berg zählte, ziehen später Danton girondistischer Gesinnung. In der Tat besaß er manche Eigenschaften, die ihn dorthin drängten. Aber er war kein Parteimann. Er wäre gerne zwischen den Parteien und über ihnen geblieben, er strebte nach Einfluß auf beide. Ungezählte Male beschwor er den Konvent, die Leidenschaften um des Vaterlandes willen zu mäßigen, die Meinungen auszugleichen. „Entsagen wir doch allen Übertreibungen. Keine Wortstreitereien! Kein Gezänk! Einigen wir uns brüderlich. Es geht um unser aller Heil." Die Parteien hörten ihn nicht. Er war selber nicht ohne Schuld daran. Von der Gironde trennten ihn persönliche Gegensätze, denen die Mängel seines Lebenswandels nicht fremd waren. Der Berg dagegen umschmeichelte ihn. Schon im Januar schleuderten ihm einige Girondisten den Verdacht ins Gesicht, daß er den König nur entfernt habe, um seine eigene Diktatur zu betreiben. Aufbrausend wie er war, wies er die Verleumdung von sich; sie verstummte jedoch nicht wieder. Sein Herrenmenschentum, das sich in diesen Monaten voll entfaltete, forderte zu ihr heraus. Er war in den nächsten Wochen längere Zeit von Paris abwesend. Er weilte an der Front. Statt daß es aber nach Holland vorwärts ging, mußten die Franzosen abermals über ihre Grenze zurückgehen. Der feindliche Einbruch wiederholte sich bedrohlicher als im Sommer des Vorjahres. Im Lande hatten sich unterdessen die der Revolution feindlichen Kräfte gesammelt. Im Westen flammte der Bürgerkrieg unter den Bauern und dem kleinen Adel der Vendée schon auf. Das Verderben aber schien unabwendbar zu werden, als Dumouriez, von der radikalen Entwicklung im Innern angewidert, zum Feinde überlief. Wohl riß

er die Truppen nicht hinter sich her; doch beraubte sie sein Verrat des Führers. Danton war auf den Angriff der Österreicher hin nach Paris zurückgeeilt, um den Konvent zur Standhaftigkeit zu ermahnen und zu den äußersten Maßregeln zu bereden. Die Fehde der Parteien mußte aufhören. Statt dessen sah er sich bald von neuen Vorwürfen umlauert. Nachdem er noch einmal beim Heere gewesen war, stellte er sich am 30. März und am 1. April seinen Gegnern in der Versammlung. Er war schon völlig in die Abwehr gedrängt. Wie er sie führte und wie er des Ansturms Herr wurde, das verschafft einen tiefen Einblick in sein inneres Wesen und gewährt auch heute noch einen Nachgeschmack seiner besonderen Begabung als Redner und Agitator.

Die Gegner zwangen Danton an beiden Tagen zum Sprechen, ehe sie selbst aus dem Versteck hervorkamen. Er mußte gleichsam auf gut Glück in den Nebel stechen. Die Luft schwirrte von Anklagen gegen ihn. Aber noch waren die Anklagen nicht faßbar genug in Worte gekleidet. So konnte er seine natürlichen Fähigkeiten anfangs nur wenig gebrauchen. Er wiederholt sich, und er sprach ohne rechte Spitze, ohne rechten Widerhall. Man werde nicht wagen, ihn des Ehrgeizes und des Trachtens nach der Tyrannis zu beschuldigen, nur weil er ein heißes Temperament und rauhe Formen habe. Man ließ ihn reden. Als er aber am 1. April zu seinem Platze zurückgekehrt war, erhoben sich seine Gegner zum allgemeinen Angriff gegen ihn. Sie steigerten ihre Verdächtigungen bis zu dem Rufe, daß sich die Mitglieder des Konvents verpflichten müßten, den Tod zu geben dem, der versuchen würde sich zum Könige oder zum Diktator aufzuwerfen. Darüber geriet die Versammlung in einen Zustand höchster Erregung. Alles sprang auf und streckte die Arme wie zum Eide vor sich. Danton hatte eine Weile beherrscht zugehört. Nun rief er ingrimmige Scheltworte dazwischen. Er wollte antworten. Aber einer seiner Gegner kam ihm durch einen Antrag auf sofortige Abstimmung zuvor. Einstimmig wurde die weitere Verhandlung in einen Ausschuß verwiesen. Danton hob dennoch zu sprechen an. Als er jedoch unterbrochen wurde, gab er kampflos nach. Er war schon wieder im Begriffe sich niederzusetzen, als plötzlich die ganze Linke des Hauses, von einer unwillkürlichen Bewegung fortgerissen, ihn bestimmte, sich Gehör zu erzwingen. Von ihrem Jubel umtost, eilte er zur Tribüne zurück. Der Präsident bedeckte sein Haupt, Stille verbreitete sich im Saale, und auf die Frage, ob die Versammlung gutheiße, daß Danton rede, verweigerten ihm selbst seine Gegner nicht mehr das Recht dazu. Ebenso rat- und ziellos wie er sich zuvor geäußert hatte, ebenso überwältigend war ihm nun die Macht des Wortes gegeben. Die Feinde hatten sich enthüllt. Die Freunde atmeten mit ihm im selben Atemzuge, ihr Blut rauschte mit dem seinen im selben Schlage, elektrische Ströme fluteten zwischen ihm und ihnen hin und her. Er dankte ihnen zunächst dafür, daß sie ihn in den Kampf zurücktrieben, als er schon verzichtet hatte. „In schweren Tagen mäßigte ich mich, weil es mir die Ereignisse zu gebieten schienen. Ihr klagt mich jetzt der Schwäche an. Mit Recht; ich bezeuge es vor ganz Frankreich.“ Schreie der Entrüstung wie der Zustimmung erstickten seine Stimme für mehrere Augenblicke. Drohend kehrte er sich der Rechten zu. Aber trotz der Klangfülle seiner Stimme bedeckte ein neuer Sturm von Beifall und Widerspruch seine Worte. Er mußte zusehen, daß er die Versammlung durch größere Mäßigung erst in seine Gewalt bekam. Dann erst konnte er von der Verteidigung zum Angriff übergehen. Er schilderte darum noch einmal, wie wenig Gelegenheit ihm gegeben war, den General, der soeben Landesverrat geübt hatte, in der Treue gegen das Vaterland zu erhalten. Er berief sich darauf, wie er sich von je um die Autorität des Konventes bemühte, und daß er deshalb selbst von seinen persönlichen Feinden im Konvent mit Achtung gesprochen habe. Alle Klugheit und Geduld aber hätten ein Ende, wenn man sich von denen, die der aufgewandten Umsicht ihren Beifall nicht versagen dürften, hinterrücks angegriffen fühle. Nun war die Versammlung dort, wo er sie haben wollte. Da schleuderte er denn seinen Gegnern aufs neue ins Gesicht, daß nicht er, sondern sie den Tyrannen zu retten versucht hätten. Sie, nicht er, seien wider Paris, wider die Hauptstadt. Aus den Reihen vor ihm rief ihm einer zu: „Macht nicht viel Worte, steht Rede und Antwort!“ Er faßte die eben hervorgestoßenen Anschuldigungen noch einmal in schneidender Kürze zusammen und fügte Anspielungen hinzu, daß nicht nur der Linken, sondern auch den Zuhörern auf den Galerien das Blut in den Adern kochte. Plötzlich stand im Saale auch Marat aufrecht, mit vorgestreckter Hand und begann gleich Danton zu reden. Wie kurze Gewehrsalven prasselten die Worte aus beider Männer Munde im Wechselfeuer auf die Girondisten nieder. Die beiden größten Meister in der Aufreizung der Gemüter, über die die Revolution verfügte, warfen sich die Bälle ihrer Vernichtung drohenden Beredsamkeit gegenseitig zu. Die Linke und die Galerien begleiteten die Ausrufe der beiden Führer wie im Chor. Die Aufregung im Hause überstieg alles Maß. Die Rechte kam nicht mehr dagegen an, sie hatte das Spiel verloren. Festen Schrittes, so sagte Danton, sei er von der ersten Stunde an auf den vollständigen Umsturz ausgegangen. Mit einer großen Gebärde der Huldigung wandte er sich an die Galerien und das durch sie vertretene Volk von Paris, die Blüte ganz Frankreichs. „Ich werde beweisen, daß ich allen Versuchungen wie Anschlägen widerstand.“ „Fragt ihr, was

mein Verbrechen war, wohlan, ich verteidigte Paris." Ein letzter Zwischenrufer versuchte ihn aus der längst erlangten Sicherheit zu bringen. „Und Cromwell?" Danton beugte sich schäumend vor Wut gegen den Wagehalsigen vor. „Ein Niederträchtiger ruft mir zu, daß ich Cromwell gleiche. Ich lade ihn vor die Gesamtheit der Nation. Ich verlange, daß der Elende, der solcher Schamlosigkeit fähig war, bestraft und in die Abtei geworfen werde. Glaubt ihr übrigens, daß Cromwell ein Freund der Könige war?" Ein dritter gab ihm die Antwort darauf zurück. „Selber ist er König geworden!" Da entfuhr Dantons Munde eines seiner stolzesten Worte, ohne alle Furcht davor, daß seine Offenheit ihn um den Erfolg seiner Beredsamkeit zu bringen vermochte: „Gefürchtet wurde er, weil er der Stärkste in seinem Lande war. Auch hier wird derjenige, der den Tyrannen Frankreichs niederschmetterte, gefürchtet, weil die Nation mit ihm ist. Nun wohl," so wandte er sich wiederum zur Linken hinüber, „schließt euch zusammen gegen die Feiglinge, die den Tyrannen schonen wollten. Ruft das Volk auf, damit es sich in Waffen vereinige, gegen den Feind draußen und um den Feind drinnen zu zermalmen. Zerschmettert durch die Kraft und die Unerschütterlichkeit eures Charakters die Verbrecher, alle die Aristokraten, alle die Gemäßigten, alle die uns im Konvent verleumdeten. Keine Verständigung mehr mit ihnen!" Der Redner, so unterbricht der Versammlungsbericht die Wiedergabe der Rede, sah immer aufs neue zur Linken hin, und oft zeigte er mit der Hand auf die Mitglieder der entgegengesetzten Seite des Saales. Die Versammlung und die Galerien begleiteten ihn mit ununterbrochenen Beifallsausbrüchen. „Ihr seht wieder einmal an der Lage, in der ich mich in diesem Augenblicke befinde, wie nötig es ist, daß ihr entschlossen seid und allen euren Feinden den Krieg erklärt, wer es auch sei. Ihr müßt eine geschlossene Reihe bilden. Ihr wollt keinen neuen König; euere Aufgabe ist es vielmehr, jeden Gedanken daran auch denen auszutreiben, die daran arbeiteten, den einstigen Tyrannen im Lande zu behalten. Ich gehe vorwärts mit der Republik! Gehen wir im gleichen Schritt. Wir werden sehen, ob wir oder unsere Verleumder das Ziel erreichen. Ich hatte mich zurückgezogen in die Zitadelle der Vernunft. Mit dem schweren Geschütz der Wahrheit ziehe ich daraus hervor, und zu Staub werde ich zerreiben die Unholde, die es wagten mich anzuklagen."

Die Gironde richtete sich von dem Schlage, den ihr Danton am 1. April versetzte, nicht wieder auf. Aber sie legte ihre Hand auch nicht in die seine, als er schon wenige Tage wieder zur Versöhnung mahnte. Die Verhandlungen kamen täglich mühsamer von der Stelle. Danton schaute die Lage des Vaterlandes unterdessen beständig ernster an. Er stand von allen Eroberungs- und Weltbeglückungsplänen ab. Am 14. April sprach er darüber, daß der Konvent mit der republikanischen Tugend Staatskunst verbinden müsse. Es gälte die Grenzen Frankreichs zu verteidigen, dagegen nicht, sich in das Leben anderer Völker einzumischen. Im Juni vermochte er den Konvent dazu, in die Verfassung selbst hineinzuschreiben, daß Frankreich nicht mehr sein Gebiet zu vergrößern beabsichtige und keinen Krieg darum führen werde.

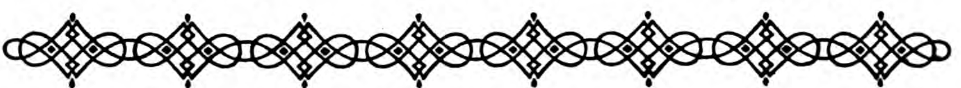
Ein Nachlassen seiner Spannkraft sprach schon daraus. Der Ekel vor all dem Gemenschel um ihn her würgte an ihm. Er wurde des politischen Getriebes und der ruhelosen Tätigkeit überdrüssig. Die weichen Stimmungen, wozu er mit seinen Altersgenossen noch aus den Tagen Rousseaus und Werthers neigte, kehrten zurück. In rasch aufsteigender Rührung pflichtete er einem Antrage bei, daß sowohl er wie die Führer der Gironde freiwillig in die Verbannung nach Bordeaux gehen sollten, um dem Konvente den friedlichen Abschluß seiner Arbeiten zu ermöglichen. Dann freilich, als das Kampfgewühl der Parteien ohne Rücksicht auf die äußere Lage immer ärger wurde, stieß er sich wieder voran und wiederholte den 10. August in den Tagen vom 31. Mai bis zum 2. Juni gegen die Gironde; er brach ihr das Rückgrat. Ohne sich durch die verfassungsmäßige Unverletzlichkeit der Volksvertreter beirren zu lassen, erreichte er die Verhaftung und den Ausschluß von etwa achtzig Girondisten, darunter aller Führer, aus der Kammer. Es war eine umstürzlerische Handlung, die an Tragweite die Abschaffung des Königtums beinahe noch übertraf. In seinen Augen aber rechtfertigte sie der Erfolg

Die durch die Annahme der Republik erforderlich gewordene erneute Umbildung der Verfassung konnte nun in raschem Zuge beendigt, die Aufmerksamkeit auf die innere und äußere Gefahr gesammelt werden. Die Scheu vor Danton stieg unwillkürlich aufs höchste. Im Juni wählte ihn der Konvent fast gleichzeitig zum Leiter seiner Sitzungen wie zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses. Der Ausschuß war in den letzten Monaten mehr und mehr zum Träger der Regierungsgewalt geworden. Jene Würde nahm der Gefeierte an. Die Mitgliedschaft des Wohlfahrtsausschusses dagegen schlug er aus. Zu tief hatte ihn der Vorwurf der Gironde verwundet, daß sein Ehrgeiz auf die Diktatur gerichtet sei. Selbst einen Eid schwur er darauf, daß er an der Regierungsgewalt keinen Anteil haben wollte. Trotzdem schickte er sich noch erst zu seiner wichtigsten und folgenreichsten Leistung für das Vaterland an.

Bei der Ausrüstung des Heeres hatte Danton Mitarbeiter von hervorragender Güte und für die Führung junge Generäle von das Höchste versprechendem Talent gefunden. Aber nun drohte eine neue Schwie-

rigkeit alle Anstrengungen zu entwerten. Die seit Beginn der Revolution gehemmte Versorgung von Paris stockte völlig. Den Massen in der Hauptstadt nahten Hunger und Krankheit. „Eine Regierung," so bekannte Danton, „die für das Volk nicht mehr das tägliche Brot zu beschaffen vermag, läuft Gefahr, in Trümmer zu gehen." Wieder verschmähte er es nicht, Mittel von äußerster Gewaltsamkeit anzuwenden; aber sie halfen über die furchtbarsten Wochen hinweg. Vor allem jedoch legte er sich am 1. August vor dem Konvente dafür ins Zeug, daß Frankreich wieder eine den Namen verdienende starke Regierung bekäme. „Einmal erlassene Gesetze müssen befolgt werden, oder die Republik verfällt nichtendender Zerrüttung, wenn nicht gar der Auflösung." Keines der Räder, von denen Frankreich seinen Antrieb empfangen hatte, war noch vorhanden. Alles geschichtlich Überkommene hatte die Revolution zerstört. Nur ein künstlicher, ein vorläufiger Neubau war bis auf bessere Zeiten denkbar. Der Wohlfahrtsausschuß, unterstützt von dem ebenso revolutionär entstandenen Revolutionstribunal, dem Blutgerichte, das der Konvent im März auf Dantons Antrag bestellt hatte, sollte nach seinem Plan durch Sendlinge von Paris aus alle Departements unter seine Aufsicht nehmen, sie reinigen, beruhigen und verwalten. Das eine und unteilbare Frankreich sollte dadurch wieder wahrhaft fest zusammengefaßt, frisch aufgezäumt, gezügelt und lenksam gemacht werden. Was Danton ursprünglich davon abgeschreckt hatte, den Umsturz herbeiführen zu helfen, die unvermeidliche Schwächung der Staatsgewalt, traute er sich jetzt, nach der Vollendung der Revolution, angekommen auf der höchsten Stufe seines Politikertums, mit einem letzten Aufgebot an Kraft und Beredsamkeit zu überwinden. Zwar fanden Dantons Worte im Konvent nur bedingten Beifall. Die Demagogen, die ihn umringten, vergaßen nicht, daß Wendungen, wie er sie gebrauchte, von den Massen leicht entstellt und Ziele, wie er sie steckte, leicht angeschwärzt werden können. Sie stimmten ihn deshalb am andern Tage sogar nieder. In der Stille jedoch merkten sich Männer wie Robespierre und St. Just oder andere sehr wohl, was ihnen der Ehrbarste und am wenigsten Berechnende aus ihrer Mitte an Richtlinien vorgezeichnet hatte. Ohne Aufhebens davon zu machen, übersetzten sie seine Ratschläge während der nächsten Wochen in die Wirklichkeit.

Nun aber hielt es Danton im Sattel nicht länger mehr aus. Er reiste anfangs Oktober in die Heimat, um volle sechs Wochen ihrer Ruhe zu genießen. Ende November kehrte er zurück. Seine Abwesenheit hatte Robespierre, der ihm an ursprünglicher Kraft weit unterlegen war, sich vorzudrängen erlaubt. Danton neidete ihm den Vorsprung nicht. Er sprang ihm sogar bei, weil er ihn im Kampf mit einem Gegner sah, den auch er bitter haßte. Seiner Herkunft gemäß hatte er als Politiker in allen Fragen des Wirtschaftslebens immer ausgesprochen bürgerlich empfunden. Das Eigentum galt ihm als heilig, auch als alle andern Werte, gutenteils unter seinen eigenen Schlägen, ihre Geltung einbüßten. Auch sonst hatte es im Anfange unter den Revolutionären kaum sozialistisch gestimmte Männer gegeben. Erst im Laufe des Jahres 1793 mehrte sich ihre Zahl. Geführt wurden sie von dem Pariser Hébert. Robespierre versuchte dessen wachsenden Einfluß zu brechen, und Danton half ihm mit solcher Hingabe dabei, daß er die Schlacht auf dem Höhepunkte weit mehr als Robespierre selber leitete. Daß sich dieser eines Tages auch an seiner Person vergreifen könnte, lag außerhalb aller Überlegung Dantons. Er glaubte sich durch seine Verdienste um die Revolution und durch seine wilde Stärke unantastbar. In der Abspannung nach dem Übermaße menschlicher Leistungen im Jahre vorher war er aber in Arcis milde und vollends müde geworden. Ihm war es des Blutvergießens genug. Er sehnte sich nach der Herrschaft von Gesetz und Ordnung und nach der Rückkehr heiterer Bildung. Es schien ihm auch gut, wenn der Krieg beendigt würde. Seine Macht und die Zahl seiner Anhänger waren noch immer so groß, daß er sich eine Mehrheit hätte schaffen können. Im Dezember wurde er noch einmal in den Wohlfahrtsausschuß gewählt, aber auch jetzt blieb er bei seinem Eide. War es nun Versteifung auf den einmal kundgegebenen Entschluß oder war es Ermattung, von da an wurde ihm der Schwur zum Verhängnis. Schon im März wagte Robespierre ihn und seine nächsten Freunde anzuklagen und hinter den Hébertisten her auf die Guillotine zu schicken. Ein letztes Mal flammte Dantons Geist auf, als er vor seinen Richtern das Bild seines Anteils an der Revolution entrollte, voll edler Glut und voll männlichen Stolzes, seiner selbst sicher, in knappen, hingeworfenen Strichen. Ohne Klage, ohne Widerwehr, ging er von der Stätte seiner Verteidigung zur Stätte des Todes — keine der großen menschlichen Erscheinungen, die das Geschlecht der Erdgeborenen geadelt und erhöht haben, in einer Welt aber, die zusammenbrach, ein von der Gottheit Gezeichneter, einer der mutig war und nicht sich selbst suchte, einer, der aufwärts wies, der Vorläufer der neuen Ordnung, auf die unsere westlichen Nachbarn in Staat und Gesellschaft harrten.





Hausquartett. Radierung von Prof. Alex Eckener



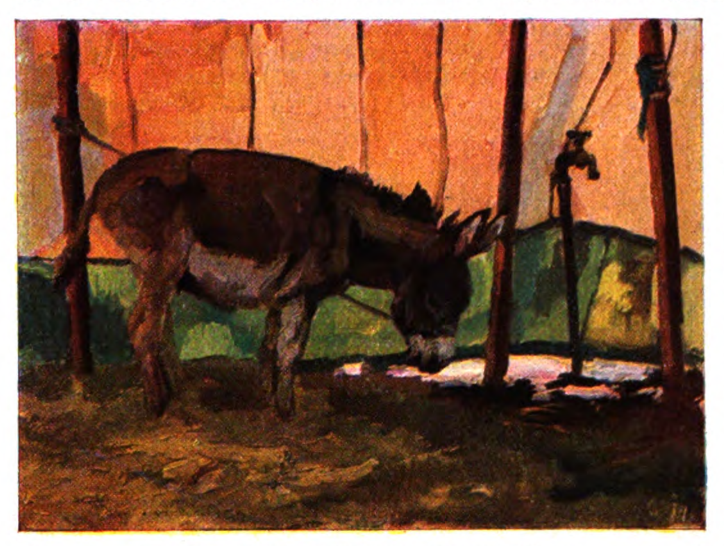
Schulreiterin. Gemälde von Eugen Osswald 

Zirkusbilder

Neulich sprach ich einen großen Herrn vom Theater. Der erzählte mir, wie beim Ausbruch des Weltkrieges alle Leute vom Bau gemeint hätten: es wäre vorläufig mit der Bühne vorbei, kein Mensch würde in die Komödie gehen wollen, während draußen der blutige Kampf tobte Nun aber sei es ganz anders gekommen, nie hätten die Theater bessere Geschäfte gemacht, vollere Häuser gesehen als jetzt. So sprach der Weise, und er hat recht. Man mag sich innerlich dazu stellen, wie man will: der Drang nach Zerstreuung ist stärker geworden von Kriegsmonat zu Kriegsmonat. Und was vom Theater gilt, das gilt auch vom Zirkus.

Wenn ich an den Zirkus denke, steigen allerlei Jugenderinnerungen in mir auf. Erinnerungen aus längst vergangenen friedlichen Tagen.

Kinder waren wir. Durch die Straßen der kleinen Stadt schwankt ein abenteuerlicher Zug. Voran ein halbes Dutzend Männer in Zylindern und schwarzen Röcken. Die schwitzen vor Sonne und Arbeit, denn es ist ein glutheißer Julitag, und unausgesetzt blasen sie in die verbeulten Trompeten und Bombardons, schlagen die große Trommel, lassen die Becken klirren. Hinter ihnen reitet eine glänzende Schar auf herrlich geschmückten Rossen. Feine Herren mit mächtigen Blumen im Knopfloch, Damen von überirdischer Schönheit, im dunkeln Tuchkleid und runden Hütchen, im flitterbesäten Gazerock. Auf einem Esel hockt ein rotbefrackter Affe in Generalsuniform, und den Schluß bildet ein lustiges Paar zu Fuß, der dumme August und der Muschi-Clown. Ein Zirkus ist da! Und wer es nicht weiß, dem verkündet es auf dem Markte einer der vornehmen Herren, daß der Zirkus Tomasini sich mit Genehmigung der hohen Obrigkeit die Ehre geben werde, einem p. t. Publikum von Schilda und Umgegend in den Anlagen des Schützenhauses seine rühmlich bekannten Attraktionen vorzuführen. Mit leuchtenden Augen und gespitzten Ohren standen wir Jungen und schauten und lauschten. Auch den Alten schien die bunte Augenweide eine erwünschte Abwechslung in dem Einerlei des kleinstädtischen Alltags, und so pilgerte denn was Beine hatte des Abends vor das Tor. Nicht immer hatte der Zirkus dort ein großes Zelt aufgeschlagen, in das man nur hineindurfte, nachdem man an der Kasse bei der würdigen und gestrengen Frau Direktorin für teures Geld ein Billett erstanden hatte,



Spärliche Weide. Gemälde von Eugen Osswald

man als Zaungast außerhalb des durch einen Strick für die Zahlungsfähigen gezogenen Bezirkes, und wenn in der Pause die niedliche Panneaureiterin mit dem zinnernen Teller zum Einsammeln freiwilliger Gaben kam, da konnte der Wohlhabende sich durch einen klappernden Sechser das Recht zu weiterem Genuß erkaufen, und der mit leerem Beutel durfte ohne Scheu ein wenig beiseite schleichen, um wieder am Platze zu sein, sobald die heischende Künstlerin verschwunden war. Von unserm halbgestohlenen Standort konnten zumal wir Kinder nicht alles sehen, was sich in dem von flackernden Flammen erleuchteten Rund der Manege begab. Vor uns türmten sich die schwarzen Rücken der Zuschauer. Lautes Gelächter erscholl; nun machte gewiß der Clown seine Späße. Aber umsonst reckten wir die Hälse. Da, denn durch die Ritzen der Leinwand konnte man leider so gut wie nichts von all den glitzernden Herrlichkeiten ergattern. So ein wandernder Zeltzirkus, der war eigentlich zu vornehm, zu kostspielig für uns. Viel hübscher war es, wenn sich die Künstler unter freiem Himmel produzierten. Da stand



Zum Auftreten bereit. Gemälde von Eugen Osswald



Schulpferde, der Stolz des Zirkus. Gemälde von Eugen Osswald

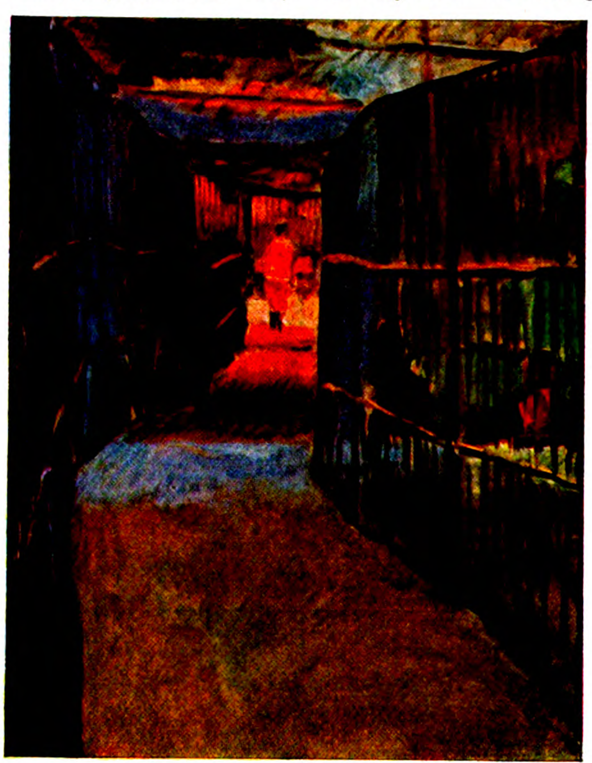
eine Lücke! Flink hindurchgespäht! Vier prächtiggeschirrte Schimmel traben mit nickenden Federbüschen. Ein kühner Reiter lenkt sie, auf ihren glatten Rücken stehend. Schon ist alles wieder vorbei. Aber nun werden wir für manche Entbehrung entschädigt. Hoch über den Häuptern der Menge spannt sich ein Seil. Von rotem Licht ist es hell beleuchtet. Ein Mann in enganliegendem buntem Gewande, einen Stab in der Hand, betritt es, prüfenden Fußes gleitet er vorwärts. Die Musik schweigt. Uns stockt der Herzschlag vor Erregung. Langsam und sicher bewegt sich der Mutige der Mitte, dem andern Ende zu. Nun dreht er um und schneller kehrt er zurück. Brausender Beifall ertönt. Er lächelt, als ob er nichts Sonderliches vollbracht habe. Wir jubeln mit, aber ein leiser Schauder durchrieselt uns doch. Niemals werden wir das Bild vergessen: den dunkeln Himmel, den glitzernden Seiltänzer, die starrende Volksmenge. Un-



Bei den Ponys. Gemälde von Eugen Osswald

bewußt spürten wir zum erstenmal, wie uns die Kunst vor fremden Abgründen erschauern läßt, als sollten wir selbst in ihnen versinken.

Bald kam ein Überkluger unter den Spielgefährten und wußte zu berichten, so ein Wanderzirkus im grünen Wagen sei nur eine dürftige Einrichtung. Da gäbe es in der großen Stadt ganz andere Dinge zu sehen. Renz, Busch, Schumann — vor denen müsse sich die namenlose Gauklerbande, ja selbst der wackere Tomasini verstecken. Die hätten nicht ein Dutzend Pferde oder zwei, sondern hundert und mehr und dazu Elefanten und Affen, Esel und Zebras, ja selbst dressierte Löwen und Seehunde die Menge. Die gäben ihre Vorstellungen nicht in einem luftigen Zelt oder gar unter freiem Himmel, sondern in einem festen Bau, der für viele Tausende Platz böte. Dergleichen müsse man gesehen haben, um mitreden zu können. Wir beneideten die Weitgereisten nicht wenig um ihre Kenntnis. Wir ahnten selbstverständlich nicht, daß der Glanz unseres ersten Zirkuserlebnisses durch kein anderes zu überbieten war, und sehnten uns nach den Wundern der Großstadt. Sie sollten uns werden.

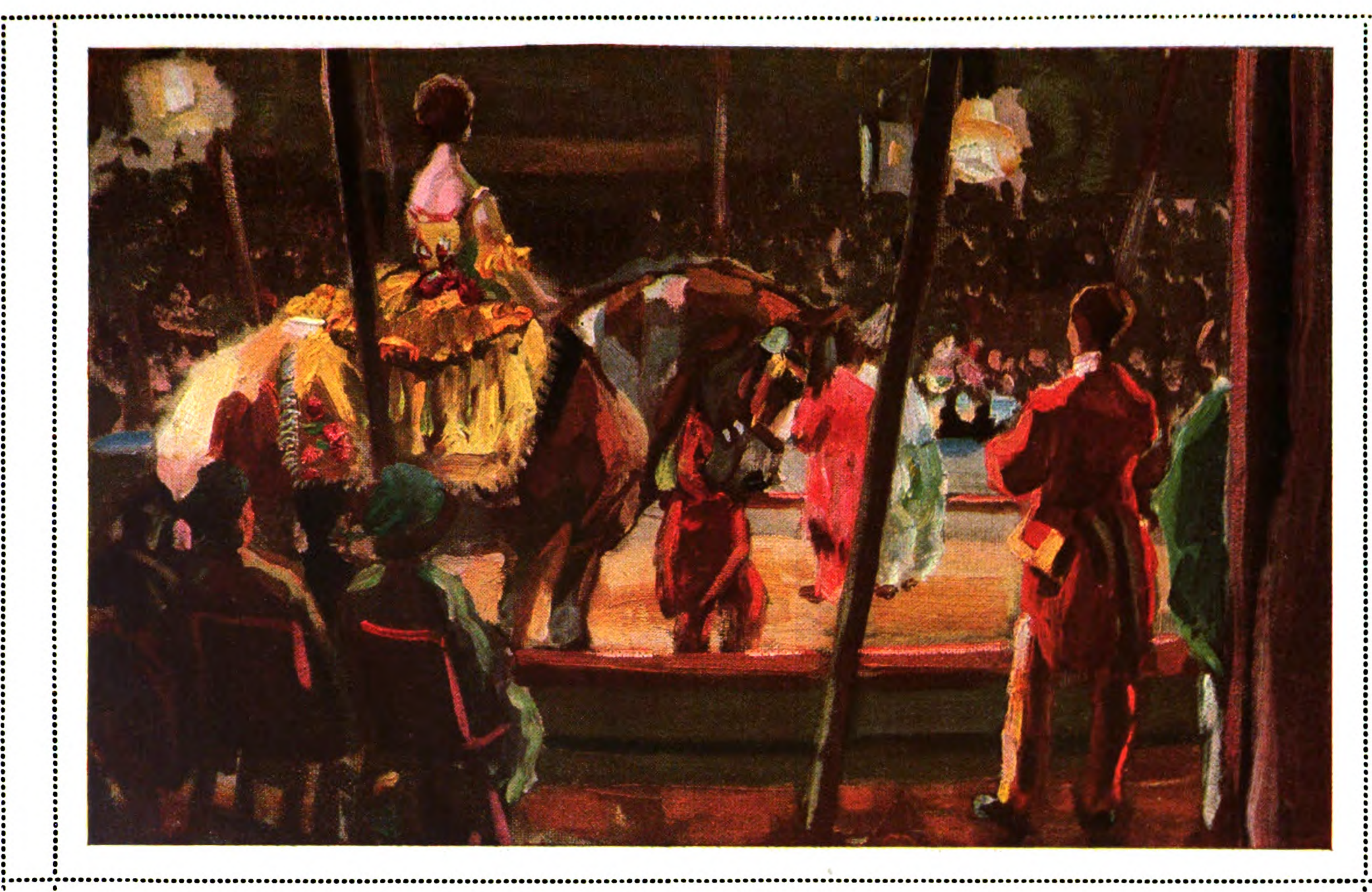


Der Zugang zur Manege
Gemälde von Eugen Osswald

Eines Tages besuchten wir einen lieben, guten Onkel in Berlin. Die Eltern waren froh, uns auf ein paar Ferienwochen loszusein. Mit wohlgefülltem Freßkober zogen wir aus den halbländlichen und nahrhaften Gefilden der kleinen Stadt, um am Wohnsitz des Kaisers und Königs gegen Wurst und Schinken ein Häuflein Bildung einzutauschen, und zu dieser Bildung gehörte nach unserer Meinung nicht nur das Aufziehen der Wache und Zeughaus nebst Ruhmeshalle, sondern auch der Besuch des Zirkus. Er stand vor allem andern auf dem Programm, und die freundlichen Verwandten sahen ein, daß wir recht hatten, zumal auch dem Berliner vor zwanzig oder dreißig Jahren der Zirkus und seine Künste mehr vielleicht noch als heute ans Herz gewachsen waren.

Die vollgepfropfte Pferdebahn hält. Die Reihe Vordermänner an der Kasse schmilzt allmählich zusammen, und endlich hat der Onkel seine Billette bekommen. Seine Frau und vier Kinder haben derweile im Vorraum gewartet. Den eigentümlich strengen Stallgeruch atmen wir begierig ein. Wir wissen, er gehört dazu. Er zeigt uns an, daß wir am rechten Orte sind. — „Männe, findest du es nicht langweilig mit den Billetts? Die könnten doch wirklich einen Schalter mehr aufmachen! Sie wissen doch, daß in den letzten fünf Minuten . . .“ Wir schieben uns in einer schwatzenden, drängenden Menge dem Eingang zu. — „Garderobe jefälligst abjeben, bitte! Jawohl, Jummischuhe, gewiß, den Hut, meine Dame — zwanzig Fennje, die Person; zehn retour!“ — „Billett, die Herrschaften, bitte, Billett!“ — „So, nun hätten wir das endlich,“ sagt die Tante und geht auf einen Spiegel zu (eine Locke links, ein Wuschel rechts). Wir andern warten auf sie. Nun ist sie fertig, sucht uns. „Aber was rennt ihr denn davon? So eilig ist es doch nicht?“ — „Programm, die 'errschaften? Postkarten? Programm? Eins? Zwei? Eins genügt? Zwanzig Fennje, bitte! Danke! Fünfte Reihe links!“

Wir treten ein. Die Manege liegt noch im Halbdunkel. Wir wundern uns, wie klein sie ist. Sie scheint uns nicht viel größer als die, in der Herr Tomasini sein Wesen trieb. Wir beachten nicht, daß uns die mächtige Höhe des Tausende fassenden Riesenraums über ihre Ausdehnung täuscht. Von der Höhe herab tönt schneidige Blechmusik. Die Kapelle, unter Leitung des Herrn Wladimir Krasinsky, spielt ihr letztes Konzertstück. Wir hören sonst gern so schmetternde Musik, aber heut begreifen wir nicht, daß einige freundliche Zuhörer in die Hände klatschen.



Kunstpause: Der dumme August macht seine Späße. Gemälde von Eugen Oßwald



Dressierte Elefanten. Gemälde von Eugen Osswald

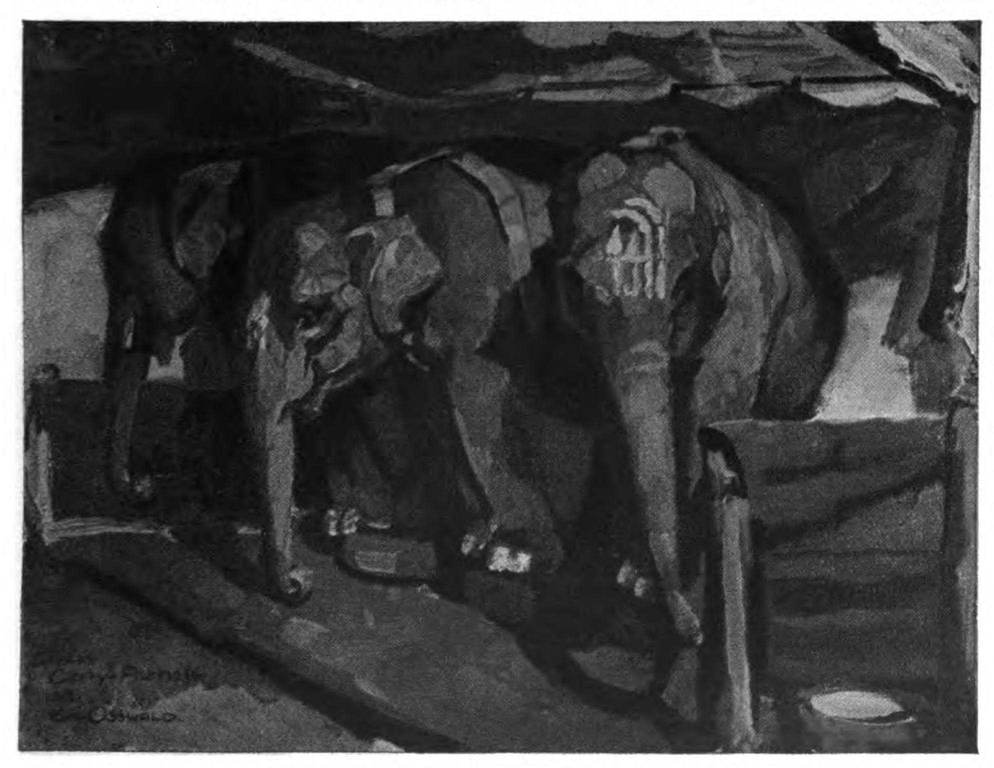
Das alles hält doch nur auf! Fängt das Eigentliche nicht bald an? Am Eingang zur Manege stehen ein paar blankgescheitelte Herren in roten Röcken und betreßten Hosen. Sie spreizen ihre Finger in frischgewaschene weiße Handschuhe. Ein anderer Herr in schwarzem Frack tritt ein und spricht mit ihnen. Sie nehmen eine achtungsvolle Haltung an. Wer mag es sein? Da plötzlich strahlt der Zirkus in vollem Licht. Auf einem Schimmel trabt eine Dame in weißem Reitkleid herein. Die Vorstellung beginnt. Was die Reiterin leistet, scheint uns zunächst nicht sonderlich künstlich zu sein, aber nun — was ist das? Der Schimmel schreitet nach dem Takt der Musik. Mit zierlichem Nachdruck setzt er die schlanken Beine. Unmerklich lenkt ihn seine lächelnde Herrin. Er schäumt ins Gebiß. Es sieht aus, als ob er tanzt. Nein, er tanzt wirklich! Und als der dankbare Beifall einsetzt, da sinkt er mit den Vorderbeinen in die Knie, tiefer, immer tiefer — noch ein wenig! mahnt ihn die sacht klopfende Peitsche der Reiterin — und erweist uns so auf anmutigste Weise seine Hochachtung. Hopla! Rasch springt er auf, und schon ist er verschwunden.

Acht Herren in Zylindern und Fräcken reiten feierlich in die Manege und halten mit ernsten Mienen ihren Umzug. Bald werden sie auch den letzten Rest ihrer Würde verlieren. Ein Bündel Hosen wird in das Rund geworfen. In aller Eile heißt es vom Pferd springen und eins der Beinkleider erwischen und überstreifen, um alsbald wieder die Gäule zu besteigen. Aber auf einmal sind nur noch sieben Pferde da; eins ist ausgeschieden, und wer von den Reitern am langsamsten ist, muß sich beschämt von hinnen schleichen. Sieben reiten nun die Runde. Auf ein Zeichen müssen sie heraus aus den Sätteln, sich der Hosen entledigen und wieder hinauf auf die Pferde. Wieder fehlt eins, und wieder wird einer der Reiter aus dem Spiel verbannt. So geht es weiter, bis um das letzte Roß sich der Kampf der ausdauerndsten und flinkesten Hosenmätze entspinnt. Schon scheint der eine gesiegt zu haben. Er hastet bereits auf den Rücken des trabenden Pferdes, da gleiten ihm die Hosen in die Knie. Vergeblich angelt er nach oben. Sein Nebenbuhler zerrt ihn herab und schwingt sich, glücklicher als er, hinauf. Das ist ein Spaß. Der Zirkus dröhnt vor Lachen. Für harmlose Lustigkeit ist und bleibt die Menge doch immer am empfänglichsten.

Was mag nun kommen? Wer hat den Zettel? Ein Balancierkünstler will sich zeigen. Ein Tisch, ein Stuhl, allerlei Stangen und sonstige Geräte werden hereingebracht. Plötzlich ertönt ein wunderliches Gelächter, fast wie das Schreien eines Papageien. Da ist er, aller Liebling, Coro der Clown! Wer kennt ihn nicht, und zum Überfluß ist in großen Buchstaben auf seinen Rücken geschrieben, wie er heißt. Schlenkernden Schrittes wandelt der weißgepuderte, weitgewandete kleine Mann durch die Arena, einen silbernen Fisch an einem Bindfaden hinter sich durch den Sand zerrend. Er

lacht, und Tausende lachen mit. Er schießt Purzelbäume und zieht sich dabei den Rock aus und an. Er nimmt seinen Hut mit der wallenden Wollfeder und fegt damit die Manege sauber. Er legt sich dem Publikum zu Füßen, die Beine gespreizt, den Kopf gesenkt, als ob er aus Gummi statt aus Haut und Knochen bestände. Er steht auf und humpelt auf einem Bein, denn das andere hat er aus Vergeßlichkeit noch hinter den Ohren liegen. Als der Balancierkünstler mit seiner Nummer beginnt und sich einen Turm baut, auf dessen schwankendem Untergrund er gleich dem Zappelphilipp im Struwwelpeter, nur glücklicher, mit seinem Stuhle wippt, verläßt Coro die Manege. Wir würden kaum bemerken, wie still das geschieht, wenn er nicht neben unserm Platz hinausginge. Er hat ein ganz ernstes Gesicht, wenn man es genauer betrachtet, und wir erinnern uns, daß der dumme August des Herrn Tomasini einmal mit todesernster Stimme erklärte: „Die Herrschaften brauchen nicht zu denken, daß ich den Blödsinn hier zu meinem Vergnügen mache. Ich werde ganz gut dafür bezahlt, und um zehn Uhr ist alle Schande vorüber.“ Es war das erstemal, daß wir etwas von der Schwermut des Humoristen ahnten, die — sie eignet ihm mehr als man glauben möchte — ihn vom bloßen Witzbold unterscheidet und uns nicht nur lachende Tränen in den Augen zu treiben vermag.

Der Balancierkünstler ist zu Ende. Der Herr Direktor zeigt seine berühmten Freiheitsdressuren. Hinter dem Vorhang und in den Stallungen wird fieberhaft gearbeitet. Drei chinesische Trapezkünstler stehen bereit. Sie bestreiten die nächste Nummer. Ein Feuerwehrmann geht als Bürge der Sicherheit langsam auf und ab. Ein Zebra in rotem Schmuck wird vorbeigeführt. An den Wänden stehen und hängen alle möglichen Dinge: bunte Reifen in ganzen Büscheln, mehrere davon mit Seidenpapier verklebt, eine Drehorgel, eine mächtige papperne Truhe, eine Tonne, die jemand als Automobil vorführen wird, ein römischer Triumphwagen, große Bälle, mit denen die klugen Pferde spielen sollen, Hunde und Katzen und Affen auf Stangen und Pulten, Wagen und Fahrrädern — eine Dame, gekleidet wie eine Prinzessin, wird sie vorführen. Kutscher laufen mit bunten Satteldecken herum. Aufgeregt biegt der Herr Stallmeister um die Ecke und ruft: „Sind die Ponys noch nicht vorn? Laßt euch doch nicht immer dasselbe sagen! Ich kann doch nicht jedem von euch 'nen Nachtwächter stellen! Raus mit dem Hassan! Schockschwerebrett, die Leute sollen doch bei ihren Pferden bleiben! Muhammed, Ali, aufgepaßt! Vorwärts, raus mit den Gäulen! Gleich sind die Rappen fertig — da — nun steht der Direktor wieder mutterseelenallein in der Manege!“ In Holzpantinen klappert



Wohlverdiente Ruhe. Gemälde von Eugen Osswald

ein zierliches Figürchen zum Stall; den Abendmantel hat sie fest um den bloßen Hals und die nackten Arme gewickelt, bauschig schwankt das kurze Röckchen; die dünnen Beinchen stecken in grünseidnen Trikots. Ein Athletentrio setzt seine Gewichte zusammen. Lautlos und selbstzufrieden spaziert ein Esel herum. „Hat sich der Dickkopf wieder losgemacht?" Sein Abendgang wird jäh unterbrochen.

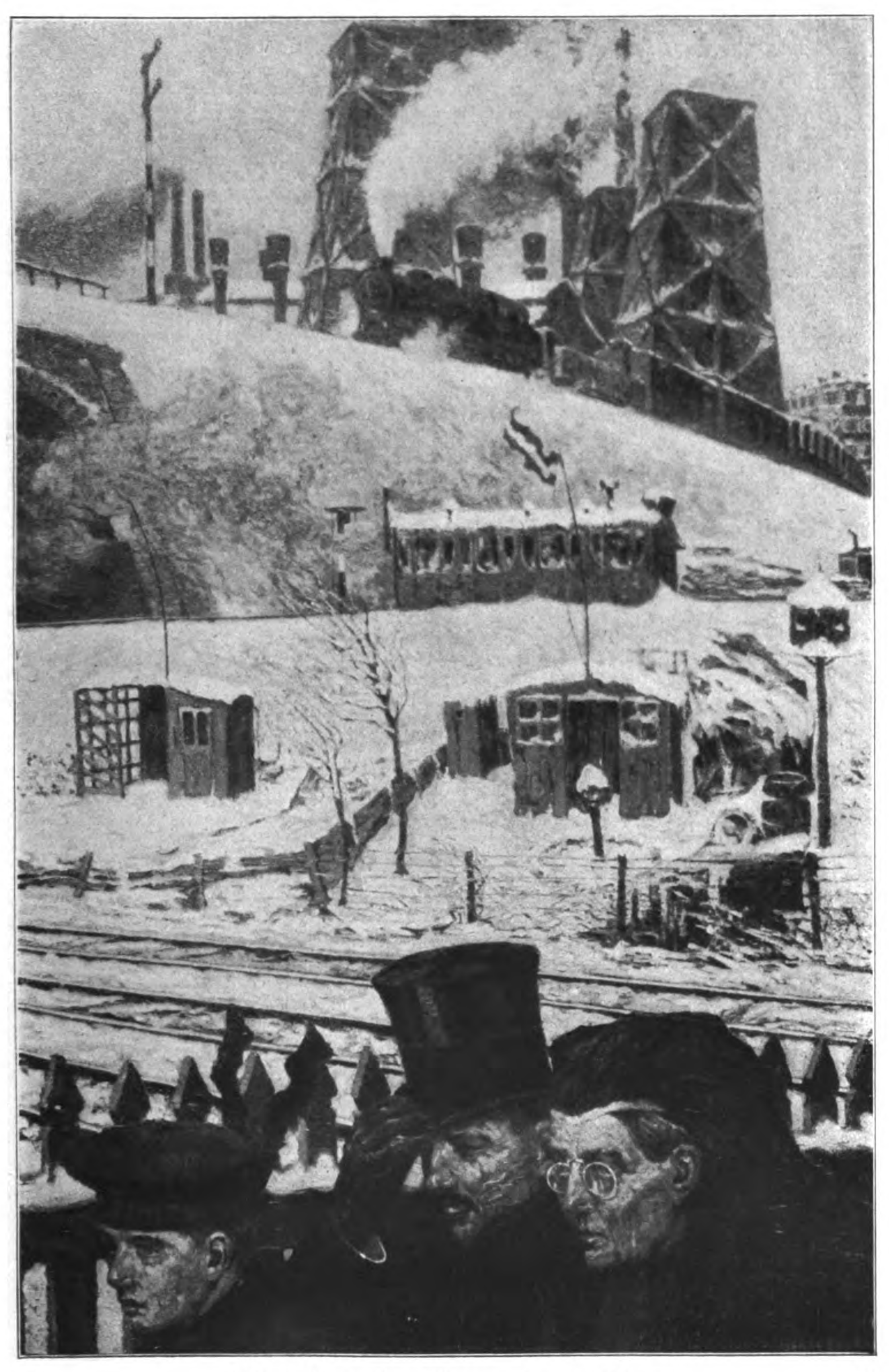
Pause. Ein schwarzer Strom Menschen schiebt sich durch die Stallgassen. Gleichmäßig klappert die Geldbüchse, in der für einen wohltätigen Zweck gesammelt wird, und ebenso gleichmäßig klappert der Satz: „Bitte die Herrschaften weitergehen! Nicht stehen bleiben!" Die Elefanten schaukeln ihre Köpfe und strecken bettelnd die Rüssel vor. „O," sagt eine Dame, „sind das schöne Tiere! Und alle gleich groß! Sind die alle von derselben Mutter?" Der Wärter lächelt ein wenig und schüttelt mit dem Kopf. „Bitte die Herrschaften weitergehen!" — „Mutti, sieh mal, die kleinen Pferdchen! Die sind aber niedlich! Und der gute Esel! Und da ist ein Pudel! Ist der auch abgerichtet?" — „Bitte, nicht stehenbleiben! Die Vorstellung beginnt gleich wieder. Es hat schon einmal geklingelt!" Wir kehren um und bewundern den seiltanzenden Pudel, belachen den Esel, auf dessen geduldigem Rücken der August allerlei drollige Künste verübt, staunen über die Elefanten, die sich auf unwahrscheinlich kleine Kübel stellen und sich sogar auf den Hinterbeinen aufrichten. Und auch die Pferdchen holen sich ihren Künstlerruhm, indem sie unermüdlich einer schwarzen Stute, auf der der Herr Direktor hohe Schule reitet, zwischen den Beinen durchlaufen. —

Wieviel Arbeit und Mühe, wieviel Phantasie und Witz stecken in so einem Zirkusabend, und doch ist das Publikum dieser Schaustücke mit der Zeit müde geworden, so daß die Direktoren zu allen möglichen Mitteln greifen mußten, um sich gutbesuchte Häuser zu sichern. Aufregende Tierdressuren wurden vorgeführt. Ein besetzter Kraftwagen rollte über eine von einem Athleten gestützte Brücke. In einem Riesenrad raste ein Radler kopfunten seine gefährliche Schleife. Die Pferdedressur, die Reitkunst, die noch in den achtziger und neunziger Jahren in erster Reihe standen, traten hinter solchen amerikanischen Verblüffungskünsten zum Schaden des Zirkus immer mehr zurück, und am Ende bildete den Schlager des Abends die Pantomime, die zwar mit erstaunlicher Technik zusammengezimmert war, die jedoch an den Geist der Zuschauer die denkbar geringsten Ansprüche stellte. Auch im Kriegswinter 1914 auf 1915 feierte sie wieder ihre Auferstehung. Kosakengreuel in Galizien, Franktireurkämpfe in Belgien, Festungsbelagerung in Frankreich, Unterseebootkrieg — alles das konnte man mit wenig „Genuß" im Zirkus sehen, der damit seinem Todfeind, dem Kinematographen, nacheiferte. Zugleich aber zeigten sich hier und dort Vorboten der Genesung, indem sich die Direktoren wieder darauf besannen, daß die Hauptpersonen im Zirkus der Reiter und das Pferd, nicht der Mimiker und der Maschinenmeister sind. Vielleicht daß dem Zirkus auf diesem Wege der alte Glanz noch einmal beschieden ist.

⁂

Die Malerei stand immer in einem freundlichen Verhältnis zum Zirkus. Fahrend Volk — das war ein bunter Stoff, malerisch auch, wenn man den Begriff im veralteten Sinne des Launischen, Unordentlichen faßte. So sahen Knaus und Meyerheim den Zirkus und seine Leute. Die Bilder von Eugen Osswald, dem diese Plauderei gewidmet ist, sind etwas anders entstanden. Osswald hat nicht in die Manege und in die Ställe als ein liebenswürdiger Besucher geguckt, der nach brauchbaren Stoffen für seine Malkunst sucht, sondern er hängt mit Leib und Seele an dieser Zirkuswelt. Immer wieder hat er seine Kunst in ihre Dienste gestellt. Sein Auge freut sich jeden Abend aufs neue an den Licht- und Farbenwundern, die er, abgesehen von allem Artistentum, verschwenderisch spendet. Aber sein Herz ergötzt sich auch an dem drolligen Trott eines schwarzen Pferdchens, an den kindlichen Späßen des Hanswurst. Er ist allen Anfechtungen der Welt zum Trotz ein rechter Junge geblieben, der laut aufjubelt, wenn ihm mal ein Stückchen Sonne den Pelz wärmt, der aber auch ohne sonderliches Murren sich trübe und kalte Tage gefallen läßt. Er hat in der scharfen und rauhen Luft des Zirkus oft genug die alte Wahrheit erfüllt gesehen, daß nur der stark zur Arbeit Gezwungene, ob Mensch oder Tier, recht erzogen wird, und hat auf der andern Seite nicht minder oft erfahren, wie kurzes Glück alle Mühsal vergessen macht. Er selbst, der jetzt als Feldgrauer in einem bayerischen Landwehr-Infanterie-Regiment steht, schrieb uns, als wir ihn um einige Angaben über seinen künstlerischen Entwicklungsgang baten, in seiner natürlichen Art darüber folgendes: „Mein Leben ist nicht so interessant, daß es mit dem Zirkusartikel verwoben werden sollte. — Vor meiner Militärzeit studierte ich das Bauhandwerk, was ich aber gerne fallen ließ, nachdem ich mich auf den Architekturbüros langweilte. Mit einundzwanzig Jahren fing ich an, meine Neigung zum Tierzeichnen und die Liebe zum Tier selbst mir zum Verdienst zu machen. Ich studierte dann als Vierundzwanzigjähriger bis zum achtundzwanzigsten bei Heinrich Zügel in München. 1908 hatte ich meine Schulden weg und soviel erspart, daß ich einen Freund in Petersburg besuchen und drei Monate Finnland, Moskau, die Krim, Konstantinopel, Genua sehen konnte. — Paris, London folgten und zweimal Ägypten und Palästina — aber die Neigung zum Tier und meine persönliche Unabhängigkeit bleiben die Hauptsache."

Dr. Paul Weiglin



❀ Kriegswinter. Gemälde von Hans Baluschek ❀

Das wehrhafte Fräulein

Von Friedrich Freksa



Schluß



Es waren schwere Wochen, die sich nur langsam und zögernd von dem Lebensknäuel des Fräulein Gottliebe abspannen. Allein saß sie neben dem Kranken, der in seinem Fieber lag, Namen herausstieß, die sie nicht kannte und von Schlachten und Plünderungen fabelte. Nur bis zur Tür wagte sich die Kuffin und fragte von ferne nach den Wünschen des Fräuleins. Einmal war des Nachts Herr Josias gekommen und hatte sich nicht entsagen können, den Scheitel des schlafenden Mädchens zu streicheln. Davon war sie erwacht und hatte im dunklen Stalle das Gewand des Pfarrherrn verschwinden sehen wie einen Traumschatten.

Selbst Jammer, der Hund, schnupperte nur mit der Nase mißtrauisch in den Verschlag hinein. Leide, die Katze, war das erste Wesen des Hauses, das sich zu längerem Aufenthalt einstellte. Eines Morgens fand sie das Fräulein auf ihrem Schoße liegen.

Harte Arbeit und mancherlei Ekel war zu überwinden, um den hilflosen, schweren Mann zu pflegen, dessen Leib vom Fieber geschüttelt ward. Aber aus des Kranken Reden erkannte sie ein gutes Mannesgemüt. Das war keiner von den wüsten Gesellen, wie sie sich in der übergorenen Zeit so häufig fanden, sondern ein Krieger, der da mit dem Tode rang.

Am fünften Tage kam der Rittmeister zum ersten Male zum Bewußtsein. Mit großen, offenen Augen sah er das schöne Mädchen in gutem Gewande an seiner Seite sitzen. Er fragte: „Seid Ihr es selbst, Fräulein, die Ihr mich pflegt?"

Gottliebe nickte. Der Kranke ward unruhig. Er schaute sich nach rechts und links um und ward des armseligen Verschlages gewahr, in dem er ruhte. Seine Gedanken flogen zurück, suchten Erinnerungen und zwangen die Worte von seinen Lippen: „Wo ist mein Wachtmeister?"

„Ich bitte Euch, faßt Euch in Geduld," bat Gottliebe, „wir haben Euch aufgenommen, denn ich fand Euch krank am Straßenrande liegen."

„Krank am Straßenrande?" fragte der Rittmeister und schaute das Fräulein an. „Bin ich denn nicht nach Schloß Herrenbruch ge ritten? Und Ihr? Ich sah Euch doch schon einmal? Aber mich dünkt, Ihr wart ein Mann und truget einen Reiterhut."

Die in dem heißen Hirn wie Blasen aufkochenden Bilder verwirrten den Kranken. Wieder versank er in die unklaren Vorstellungen des Fiebers, das ihn abermals zwei Tage in seinem Banne hielt.

Als er aufwachte, fragte er: „Ich bin also nicht auf Herrenbruch?" Er dachte nach und lauschte. „Herrenbruch? Dürfte ja auch nicht so sein, denn ich wäre der Gast des Sir Stuart Hamilton. Hörte ich nicht seine Stimme, daß er mich fortwies, weil ich die Seuche hatte? Und Ihr, Fräulein, wer seid Ihr, daß Ihr Euch getrauet, den Seuchekranken aufzunehmen?"

„Ich bin Fräulein Gottliebe von Herrenbruch und nahm Euch auf, so gut ich's vermochte, um die Ungastlichkeit, die Euch widerfahren, wettzumachen."

Der Kranke horchte in sich hinein und sagte: „Mein Puls ist schnell. Es ist noch Fieber in mir."

Bald hatte Gottliebe die Gewißheit das Leben des Rittmeisters gerettet zu haben. Gemach vernahm der Herr Achatius vom Tode des Wachtmeisters, und lückenlos wuchs ihm zusammen die Geschichte von seiner Abweisung im Schloßtor bis zu seiner Unterkunft im Verschlage des Stalles vom Pfarrhause zu Emmspringe.

Die Schwäche in ihm war noch groß, so groß, daß er selbst in den wachen Minuten die Augen geschlossen hielt. Als eines Tages das Fräulein Gottliebe neben dem Ruhenden saß, geschah es, daß der Herr Josias mit ernster Miene in den Stall trat im Mantel und Stiefeln, mit einer Pelzmütze gegen das Wetter auf dem Kopf. Er sagte: „Habe heute eine seltsame Pflicht zu erfüllen, Gottliebe. Muß hinaus auf Herrenbruch, möchte aber zuvor Euch abbitten, daß ich den Kranken nicht in mein Haus genommen habe, sondern im Stalle ruhen ließ. Droben auf Herrenbruch haben sie die Seuche auszusperren gedacht, aber sie ist trotz Graben und Zugbrücke hineingelangt und hat sich Opfer geholt: einen Knecht, eine Magd und ... deine Mutter, Gottliebe!"

Das Mädchen atmete tief auf und legte den Kopf zurück. Sie war blaß geworden, aber sie sagte mit fester Stimme: „Meine Mutter! ... Herr Josias, sprecht für mich an ihrem Grabe ein Gebet. Indes will ich hier bleiben und das für sie tun, was sie an dem Kranken auf Herrenbruch hätte tun müssen." —

Lange saß Gottliebe starr auf ihrem Stuhle und gedachte der Mutter und des Vaters, von dem ihr nur ferne, blasse Erinnerungen geblieben waren. Ein Bild stand lebhaft vor ihr. Der Vater war im Winter überraschend aus dem Feldzuge gekommen. Als die Mutter im Hofe seine Stimme vernahm, war sie ihm auf der Treppe entgegengestürzt. Schloß Gottliebe die Augen, so sah sie den großen Kopf des Vaters mit der hohen Stirn und dem braunen Bart vor sich, in dem sich das Gesicht der Mutter verbarg. Aber dann wuchs jenes andere Bild in ihr auf: die Mutter in Sir Stuarts Armen! Und ein Schluchzen rang sich aus ihrer Brust.

Da fühlte sie eine heiße Hand an ihrem Knie tasten und ihre gerungenen Hände ergreifen. Der Herr Achatius richtete sich in seinem Bett auf und fragte: „Wer tat Euch weh, Fräulein Gottliebe?"

Sie sagte: „Die Seuche, die Euch verschont hat, riß die Mutter hinweg. Der Tod sprang über Graben und Mauer. Sir Stuart Hamilton vermochte nicht ihn abzuwehren!"

Gottliebe schwieg. Als leiste sie einen Schwur, sagte sie endlich laut zu sich: „Ich hasse Sir Stuart Hamilton als meinen bittersten Feind!"

Da fühlte sie einen Druck auf ihren Fingern und ward gewahr, daß Herr Achatius ihre Hände nicht losgelassen hatte.

⌘ ⌘ ⌘

Herr Josias Rottner schritt langsam in seinem Studierzimmer auf und nieder.

Es hatte sich beim Begräbnis der Frau Magdalis nicht nur ein Grab aufgetan, das dann wieder verschlossen wurde. Des Pfarrherrn Blicke waren auch in die Seelen der beiden Männer gedrungen, die an dem Grabe stunden. Er hatte gesehen, wie Sir Stuart mit der behandschuhten Hand in die Erde gegriffen, um die drei Hände voll Staub ins Grab zu streuen, wie es die Sitte gebietet. Es war eine herrische Bewegung im Zugreifen und Fortwerfen, während der Jungherr ungeschickt in der Erde wühlte. Gustav Friedrich besaß wohl Fäuste, die packen, aber nicht festzuhalten vermochten.

Bei jeder Bewegung hatte der Bruder Gottliebens mit einem Blick den älteren Mann gefragt, ob er auch das Rechte täte. Einer so starken inneren Abhängigkeit war Herr Josias noch nie in seinem Leben begegnet. Er gab es drum auf, ein gutes Wort für Gottliebe bei ihrem Bruder einzulegen, gewahrte er doch, daß der Engelschmann Herr des Schlosses war.

Still war er aus dem Gruftfriedhof hinausgegangen in den Hof, um wieder in den Wagen zu steigen, der ihn heraufgeführt hatte. Als er sich in seine Decken gewickelt hatte und saß, waren Sir Stuart und der Jungherr herangetreten. Sir Stuart hatte ihm im harten Tonfall bedeutet: „Pfarrherr, wir lassen dem törichten Mädchen noch eine kurze Frist. Danach werden wir sie holen und sei es mit Gewalt ... Sie steht unter meiner und ihres Bruders Obhut. So hat es die sterbende Mutter gewollt."

Hatte der Jungherr hinzugefügt: „Redet Gottliebe ins Gewissen, Pfarrherr! Uns tut, nachdem die Frau Mutter gestorben, eine Hausfrau auf Herrenbruch not."

„Freiherrliche Gnaden können nicht also mit dem Mädchen verfahren!" hatte sich der Pfarrherr erdreistet zu erwidern.

Da hatte der Jungherr seinen englischen Lehrmeister angeschaut und gestammelt: „Wir verfahren nach Hausrecht, Pfarrherr!"

Sir Stuart Hamilton aber hatte dem Kutscher zugerufen: „Fahr zu!" und dazu etwas in englischer Sprache geflucht, was der Pfarrer nicht verstand.

Sorgenvoll schritt der alte Mann auf und nieder, hatte er doch aus dem Gesichte des Engelschmannes ersehen, daß der sich auch durch den Teufel in der Hölle nicht von dem festgefaßten Vorsatze würde abbringen lassen.

Es klopfte an die Tür, und herein trat Gottliebe, blaß und bewegt. Sie sagte bittend: „Verzeiht, daß ich zu Euch dringe. Ich hatte gedacht, Ihr würdet in den Stall kommen, mir von dem letzten Begängnis der Mutter zu erzählen."

Herr Josias sah das Mädchen lange an. „Es sind harte Menschen, die wider Euch stehen, Gottliebe!" Das Fräulein nickte.

Da gab der Pfarrherr Kunde von allem, was geschehen war.

Das Fräulein senkte den Blick nicht, sondern hörte ihn mit großen, offenen Augen an, reckte das Kinn trotzig empor und sagte: „Weiß nun, woran ich bin mit meinem Erzfeind! Aber er soll mich nie ohne geladene Pistolen finden. Und er weiß, daß ich treffe!"

Wie ein junger Ritter im Frauengewand stand sie bei diesen Worten da. Der Pfarrer erkannte die Ähnlichkeit mit dem Bruder. Doch war es nur eine Ähnlichkeit des Körpers, denn in dieser schlanken Gestalt war spürbar ein fester Wille, dessen der Freiherr Gustav Friedrich ermangelte.

⌘ ⌘ ⌘

Nach diesem Tage, der Drohungen verhieß, verrannen die Stunden gemach und ruhig. Die Kuffin nahm sich der Pferde an und bewegte sie des Abends. Das fiel niemanden auf in der damaligen Zeit, denn durch Krieg und Seuche waren die Männer rar geworden und viel Männerarbeit ward durch Frauen verrichtet.

Da der Kranke nicht mehr der stündlichen Pflege bedurfte, nahm das Fräulein wieder ihre Mahlzeiten gemeinsam mit dem Pfarrherrn ein. Sie berichtete mit Genugtuung, daß es ihrem Pfleglinge von Tag zu Tag besser ginge. Doch eine Wunderlichkeit, die ihm geblieben war, dünkte sie als der Krankheit Rest. Jeden Tag gebrauchte er Worte, die etwa lauteten: „Fräulein, könnt Ihr mir nicht einen Potentaten nennen, der Krieg führt?" Oder: „An diesem gräßlichen Frieden werde ich noch zugrunde gehen!" Oder: „Ihr

müsset es glauben, diese Seuche, die uns Reiter überkommen hat, ist die Friedensseuche," oder: „Werde nicht gesunden, so mir ein tüchtiger Krieg nicht die Knochen stärkt."

So verrannen schier zwei Wochen, als eines Abends ans Haus gepocht ward. Die Kuffin meinte, es möge wohl ein Bekümmerter aus der Gemeinde zum Pfarrherrn kommen, und öffnete. Da ward sie von dreien überrannt, die ungestüm in den Gang drangen, durch das Haus eilten und es von oben bis unten durchsuchten.

Die Kuffin hatte, um sich zur Wehr zu setzen, von ungefähr ein Holzbeil ergriffen. Aus der Studierstube hörte sie den Pfarrherrn rufen: „Sie ist nicht im Hause! Euch spreche ich das Recht ab, in mein Haus zu dringen. Das Fräulein steht unter meinem Schutze und unter dem Schutze der Stadt."

„Ist sie nicht hier, so ist sie bei ihrem Rosse!" erklang eine fremde, hochmütige Stimme, die alsbald in der Kuffin die Erleuchtung aufflammen ließ: ‚Das ist Sir Stuart Hamilton!' Laut schrie sie auf: „Feindio! Fräulein! Feindio! Mordio!"

Da hasteten die drei Eindringlinge die Treppe hinab in den Hof. Doch an der Türe des Stalles fanden sie wehrhaft das Fräulein mit zwei Halfterpistolen in der Hand. Zwei andere steckten griffgerecht in ihrem Gürtelband. Ruhig und kalt zielte sie auf ihren Bruder: „Wer einen Fuß von der Schwelle herabsetzt, ist des Todes!"

Die Kuffin schlich mit ihrem Hackbeil herzu, um zuzuspringen, wenn es not täte. Alsbald sah sie, wie Sir Stuart den Jungherrn zurückdrängte, und hörte wie er rief: „Geht zu den Pferden! Ich spreche allein mit ihr!"

Dann kreuzte er die Arme und sagte zum Fräulein: „Nur um so mehr entzündet Euer Trotz meine Liebe! Schwache Weiber habe ich zu jeder Zeit meines Lebens verachtet. Immer habe ich gewünscht, ein Weib zu finden, in dem ein so kühner Geist wach sei, wie ihn das Fräulein Mathilde von Herrenbruch, meine einstige Besiegerin, besessen. Der Besitz Eurer Liebe allein würde von mir die Schmach tilgen, die mir vor Herrenbruch widerfahren. Und es müßte fürwahr ein heißes, stürmisches Geschlecht werden, das wir beide zeugten! Ihr seid zu Großem berufen und sollt nicht auf dem armseligen, deutschen Boden ein kümmerliches Los finden. König Karl rüstet, und ich will ihm mein Schwert zur Verfügung stellen. Folgt mir, eine Herzogkrone ist Eurer gewiß!"

„Sir Stuart," antwortete das Fräulein, „Eure Werbung ist eine schlimmere Beleidigung, als die Gewalttat zuvor. Ich bete jetzt ein ‚Vaterunser'. Steht Ihr noch da, wenn ich gesprochen habe: ‚und vergib uns unsere Schuld', so fällt mein Schuß."

Sie reckte sich höher, als sie zu beten begann: „Unser Vater, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, dein Reich komme, wie im Himmel, also auch auf Erden, unser täglich Brot gib uns heute." Mit diesen Worten hob sie langsam die Pistole und fuhr fort, während der Finger den Drücker umschloß: „und vergib uns ..." Doch den Beschluß dieser Bitte wartete Sir Stuart nicht ab. Fluchend eilte er durch den Gang auf die Straße hinaus, während das Fräulein weiter betete: „unsere Schuld, wie auch wir vergeben ..." Sie vollendete die Bitte nicht, sondern rief mit schneidender Stimme: „Nein!"

Die Kuffin kam aus dem Dunkel des Ganges hervor, noch immer das Hackbeil in den beiden, nervigen Händen. Das Fräulein gebot: „Geh und schließe die Pforte des Hauses und sieh, ob alles sicher ist."

Die Kuffin tat, wie ihr geheißen ward, doch als sie hinausschaute auf die Gasse, erspähte sie keinen der Reiter mehr. Sie vernahm nur noch den sich entfernenden Hufschlag der Rosse.

„Ausgewettert hat es!" vermeldete sie mit lauter Stimme dem Fräulein, das noch immer kampfgerüstet im Hofe stand.

Da entspannte sich der gestreckte Körper des Mädchens. Sie wandte sich zum Stalle zurück, um nach ihrem Pflegling zu sehen. Tief erstaunte sie, als sie ihn im Hemd am Pfosten des Stalltores stehen sah, während in der Rechten der Stoßdegen zitterte.

„Ihr seid auf, Herr Rittmeister?"

„Hörte Mordiogeschrei, vernahm, daß es um Euch ginge, und suchte zu tun, was ritterliche Pflicht ist. Knochen und Sehnen sind noch mürbe, aber vielleicht wäre ein unerwarteter Stoß doch gelungen."

Gottliebe geleitete den Kranken zu seinem Lager zurück und brachte ihm kräftigende Speise, denn sie war voller Furcht, dies Aufraffen des Körpers könne ihm schaden.

Allein der kriegerische Lärm schien den Soldaten neu belebt zu haben, wie ein heilender Trunk. Herr Achatius blickte scharf und klar, er stieß keine abgebrochenen Worte beim Reden hervor, sondern band die Sätze zierlich zusammen. „Womit, Fräulein Gottliebe, könnte ich alle die Mühe und Not wettmachen, die Ihr für mich getragen habt?"

„Verzeiht mir," antwortete das Fräulein, „daß ich nichts von Euch begehre. Ich habe nur gutgemacht, was droben in Herrenbruch an Euch gesündigt ward."

„Wisset Ihr nichts, wonach Euch lüstet, auf daß ich's Euch erfülle, wenn ich's vermag?"

Das Fräulein senkte die Augen, die von ungefähr auf den Stoßdegen des Rittmeisters fielen. Es war eine edle Waffe, dreikantig, biegsam wie eine Rute und verriet die Hand eines Toledaner Meisters. Kunstvoll war das Stichblatt mit Ätzungen und eingelegtem Silber verziert. Gottliebe bückte sich. Sie ergriff den Knauf und wog die Waffe in der Hand. „Seid Ihr ein Meister der Fechtkunst?" fragte sie sinnend.

„Habe schon vielen widerstanden mit Säbel und Stoßdegen. Bin nur einem begegnet, der mir's gleich tat. War Sir Stuart, mein

Leutnant, da ich als Kornett bei den Wallonischen Kürassieren stand. Habe ihm, der auf jede Weise zu fechten verstand, alles abgelernt, was er konnte, und heute, da sieben Jahre verstrichen sind, in denen ich oft den Degen führen mußte im Spiel und im Ernst, glaub' ich, wär' er mir nicht gewachsen."

„Habt Ihr meinen Feind, Sir Stuart, erkannt?"

„Hatte nur soviel Kraft, um mich anzuspannen zu dem einem Stoß, den ich zu führen vermocht hätte."

Fräulein Gottliebe schwieg. Sie rollte das Handgelenk und ließ die Spitze der Toledaner Klinge in kleinen Kreisen schwingen. Endlich erhob sie sich, senkte den Degen und sagte zu dem Rittmeister, der die Augen groß auf sie gerichtet hatte: „So bitte ich Euch, lehrt mich fechten, sobald Ihr gesund seid!"

❀ ❀ ❀

An einem schönen, warmen Märzmorgen kam Herr Josias Rottner von einem Amtsgange zurück, der ihn zu den Armen und Elenden der Stadt geführt hatte. Es gab um 1649 viel Jammer und Elend in deutschen Landen, starben doch viele, die kümmerlich die Not des Krieges überstanden hatten, an Auszehrung und anderen Krankheiten des Elends und der Armut.

Herr Josias gedachte sich in die Ruhe und Stille seines Hauses zu bergen. Er freute sich auf ein neues Buch, das ihm der Herzogliche Rat gesandt hatte, als Zeichen seiner Zufriedenheit über die Rechnungsordnungen. Als der Geistliche in den Hausgang trat, hörte er hastiges Klirren von Waffen, das vom Hofe her klang.

Er erschrak, denn er glaubte, Sir Stuart habe einen neuen Überfall gewagt. Vorsichtig lugte er in den Hof hinaus.

Im hellen Sonnenlicht gewahrte er zwei Männer in Hemden und Hosen. Die Köpfe konnte er nicht erkennen. Bei den schnellen Bewegungen erschienen sie ihm wie graue Klumpen. In Kraft und Behendigkeit stießen sie mit großen Stoßdegen widereinander.

Noch staunte der Pfarrherr über das Schauspiel, das seinen stillen Hof in einen Waffenplatz wandelte, noch vermochte er sich nicht zusammenzureimen, was da geschah, als ihm die Stimme der Kussin in die Ohren klang: „Touche! Touche! Fräulein Gottliebe! Bravo! Bravo!"

Alsbald erspähte Herr Josias seine Bedienerin, die in der Ecke des Hofes beim Regenfaß stand und begeistert mit den knorrigen Armen einen Seihlöffel schwang. Die beiden Fechter senkten die Degen. Der eine nestelte an seinem Halse und zog von seinem Kopfe ein Drahtgestell. Nun erkannte der Pfarrherr den Herrn Achatius und vernahm seine Stimme: „Habt zwei Gänge mit mir gemacht, Fräulein von Herrenbruch, die mir Gewißheit geben, Ihr werdet es in der edlen Kunst zur Meisterschaft bringen."

Herr Josias schritt auf Gottliebe zu, die ihr heißes, rotes Gesicht freigemacht hatte von dem bergenden Gitter der Drahtmaske. Schlank und aufrecht stand sie da. Den rechten Fuß hatte sie ein wenig vorgeschoben. Im Ellenbogengelenk des linken Armes hing der Drahtkorb am Lederriemen, während die Faust die Klinge unter dem Stichblatte umspannt hielt, so daß die kugelverwahrte Spitze nach unten gesenkt war. Die braungoldenen Haare fielen ihr gelöst über den Rücken. Das Dunkel des Stalles, aus dem sich undeutlich die Umrisse eines Pferdekopfes abhoben, gaben den feinen Linien der Gestalt einen tiefen Hintergrund, so daß das Bild den Pfarrherrn an die köstlichen Tafeln gemahnte, die er in seiner Studienzeit in den Niederlanden geschaut hatte. So fürnehm, stolz und schön erschien ihm das Mädchen, daß ihm der Atem stockte und er die ihr zugedachten Worte der Verwunderung und leisen Tadels nicht auszusprechen vermochte.

Mit einer freien, ritterlichen Bewegung reichte Gottliebe dem Pfarrherrn die behandschuhte Rechte und sagte: „Gott zum Gruß, Herr Josias! Ihr seid erstaunt über mein Tun und Treiben, aber Ihr wißt, daß ich starke und gewandte Feinde habe. Darum rüste ich mich, ihnen adelig zu begegnen."

„Sie ist es wert, die edle Kunst zu üben," sagte der Rittmeister Achatius. „Ein besseres Handgelenk, als es das Fräulein besitzt, kann bei einem kräftigen Mann nicht gefunden werden. Ihr Spiel in Knien, Hüften und Fußgelenken ist musterhaft, stark und behend! Gäb es Gott, Pfarrherr, daß irgendein Potentat wieder Heervolk zum Krieg aufbietet. Ich würde in meiner Kompagnie dem Fräulein gleich die Stelle eines Kornetten anbieten. Hatte Exempel, daß tüchtige Weiber sich gut geschlagen haben."

„Daß Euch der Sinn noch immer nach Krieg und Blutvergießen steht. Möge der Herrgott Euch diese unpreislichen Gedanken aus dem vermessenen Herzen nehmen!" mahnte Herr Josias.

„Ist die Pflugschar zum Ackern geschmiedet, so will sie ackern. Ist das Schwert zum Kämpfen geschmiedet, so will es fechten!" gab Herr Achatius zur Antwort.

Das Klingklang der Schwerter wiederholte sich im Pfarrhause jeden Tag. Es war nur gut, daß der Hof wohl geborgen lag vor den Blicken der Nachbarsleute. Waren doch die nächtlichen Ritte nach Fenstäde, die Fräulein Gottliebe jetzt in Begleitung des Rittmeisters Achatius machte, aufgefallen, und ward schon die Sage ausgesponnen von zwei schwarzen Reitern, die keine Ruhe finden konnten in ihrem Grabe, dieweil sie ihre unsterbliche Seele an einen verborgenen Schatz gehängt hätten. Danach wurde später der Zwickel des Platzes vor dem Pfarrhause Reiters Unruh genannt.

Außer in den Fechtstunden ward zwischen dem Fräulein und Herrn Achatius wenig gesprochen. Er rief ihr Paraden zu und Stöße, lehrte sie den blitzschnellen Wechsel von Deckungen und Ausfällen, bis sie die

schwierigsten Finten und Folgen aus dem Handgelenk schüttelte. Lobte er sie sehr, so fragte sie: „Glaubt Ihr, Herr Achatius, daß ich's bald Sir Stuart gleichzutun vermag?"

„Achtung und Geduld," mahnte der Rittmeister, „muß der echte Fechter besitzen."

Unverdrossen übte er mit dem Fräulein weiter. Waren aber die Fechtstunden vorüber, so saß er zumeist versonnen in seinem Zimmer, das nach dem Hofe gelegen war. Dann rief er wohl seinem Pferde Moor zu, das aus dem Stall getrottet kam und den Kopf in das Fenster zu ihm hereinstreckte, um sich von seinem Herrn streicheln zu lassen.

⌘ ⌘ ⌘

An einem Maientage lasen die Bürger der Stadt Fenstäde auf einem Papier, das am Wirtshaustor des Greifen angeschlagen war, der Herr Fechtmeister Achatius habe den Hochzeitsaal für die Tage Montag und Donnerstag gemietet, und einem jeden wehrhaften Mann stünde es frei, sich unter der Leitung des Herrn Achatius und seines Amanuensis Cornelius in der Übung der edlen Kunst zu befleißen.

Für die Herren vom Adel und auch für bürgerliche Leute, die tätig waren in den Geschäften von Fürsten und Staaten, hatte es in jenen Tagen eine besondere Bedeutung, daß sie neben der Feder eine gute Klinge führten. Auch war noch genug Lust an kriegerischem Tun in der Bevölkerung geblieben. So geschah es denn, daß sich viele Waffenkundige aus der Landschaft im Greifen einfanden. Nicht nur Alamodenarren, die bei jedem neuen Treiben dabei sein mußten, sondern auch Männer von Schrot und Korn, die es für Not erachteten das eingerostete Können wieder zu schmeidigen.

In dem hohen alten Wirtshaussaale, dessen Holztäfelung grau war von Alter, herrschte bald ein frohes, mutiges Treiben, dem von der gotischen Galerie Damen vom Adel, Patrizierinnen und hübsche Bürgermädchen gern zuzusehen pflegten.

Die Kenner bewunderten vor allem Ruhe, Kraft und Kunst des Herrn Achatius, der mit den stärksten Klingen ein müheloses Spiel hatte. Aber das Licht des Saales ging von dem Waffenfreunde des Fechtmeisters aus. Fast frauenhaft erschien das feine Antlitz des jungen Cornelius, das von den nach der Mode lang getragenen Locken umflossen war. Allein seinen kräftigen Ausfällen und seinem starken Handgelenk waren nur wenige der herbeiströmenden Herren gewachsen. Im Gegensatz zu der Keckheit seiner Waffenführung zeigte er sich einsilbig und verschlossen, wenn nach den erregenden Übungen des Tages die Herren mit dem Fechtmeister Achatius sich um den Eichentisch scharten, um nachträglich feine Paraden und Finten zu besprechen.

Nun begab es sich eines Tages, daß Cornelius mit einem riesenhaften Kürassierfähnrich focht. Der Kampf zwischen schmiegsamer Gewandtheit und gewaltiger Kraft, die mit Kunst gepaart war, fesselte alle Anwesenden so sehr, daß dieses Fechterpaar von einem dichten Ringe von Zuschauern umgeben war. Als daher zwei Herren, die gerade in den Saal getreten waren, sich mühten, in die vordere Reihe des Ringes zu dringen, erwachte in den unsanft beiseite geschobenen Entrüstung, die noch wuchs, als die vom Trunke schwere, jugendliche Stimme des einen Zudringlings höhnisch ausrief: „Es wird doch erlaubt sein, sich das neue Fechtphänomen anzusehen!"

„Wo bleibt der Hofmeister des Freiherrn von Herrenbruch?" fragte eine gereizte Stimme. „Seit die Frau Mutter gestorben, glaubt der junge Herr wohl ein Mann zu sein?"

„Oho!" rief der Jungherr zurück. „Sind wir hier im Fechtsaale, kassiere ich Degenspitzen gerne ein!"

Gleich danach durchschnitt die scharfe, allen bekannte Stimme Sir Stuarts den Raum: „Wer mich einen Hofmeister nennt, mag zusehen, daß ich ihn mit dem Degen nicht hofmeistere!"

Es öffnete sich rechts und links eine Gasse, und mühelos gelangte unter dem Murren der beiseite Tretenden Sir Stuart in die vorderste Reihe.

Der Kampf zwischen Cornelius und dem Kürassier war so spannend geworden, daß die Blicke der Zuschauer sich wieder auf die Fechtenden richteten. Plötzlich senkte Herr Cornelius den Degen vor seinem Gegner. Er verbeugte sich: „Ich wurde soeben touchiert! Ich erkläre mich für besiegt."

Der Kürassier, der die Maske vom heißen Kopfe nahm, rief: „Herr Cornelius, Ihr seid nicht nur guter Fechter, sondern auch ein Mann von Ehrgefühl! Hab' es bei Gott nicht bemerkt, daß ich Euch getroffen."

Alle Anwesenden waren noch voller Bewunderung über den Kampf und des ritterlichen Eingeständnisses des Herrn Cornelius, als wieder der Freiherr von Herrenbruch mit plumper Stimme dazwischen fuhr: „Hab' es Euch ja gleich gesagt, Sir Stuart, daß wir Sonderliches nicht sehen werden. Mit diesem jungen Menschen nimmt es selbst ein mäßiger Fechter alle Weile noch auf. Glaube, er könnte noch viel dazulernen."

Der junge Cornelius, der noch die Maske auf dem Kopf hatte, trat vor und fragte mit dumpfer Stimme: „Freiherr von Herrenbruch, es gelüstet mich sehr danach, neue Finten und Folgen im Fechten zu erproben. Könnt mir vielleicht auch zeigen, wie man junge Mädchen mit dem Schwerte bedroht."

Es war Totenstille im Saal. Der Jungherr schaute zur Seite auf Sir Stuart Hamilton. Da rief Herr Cornelius von neuem: „War es eine Beleidigung, die ich Euch sagte, und kein Scherz, so bin ich bereit, Euch Genugtuung zu geben, so Ihr es wagt zu verwetten, daß der Sieger dem Besiegten seinen Willen auferlegen mag. Doch sei es nicht wider die Ehre."

Als Herr Cornelius sprach, hatte Sir Stuart aufgehorcht. Seine Blicke umkreisten die schlanke Fechterfigur. Ein spöttisches Lächeln trat auf seine Lippen. Hastig flüsterte er Gustav Friedrich zu: „Tu's!"

„Scharfe Waffen ohne Masken und Schutz!" rief Herr Cornelius. Der Jungherr nickte, warf den Rock, die Weste, die Halsbinde ab, während Herr Cornelius das Eisengitter vom Kopfe zog. Dabei fielen ihm die langen Locken vom Nacken über die Schultern und verdeckten das Gesicht, von dem in der gebückten Ausfallstellung für den Gegner nur zwei blitzende Augen erkennbar waren.

Die ersten beiden, kurzen Gänge zeigten, daß der Freiherr ein geübter Fechter war. Doch mochte er wohl noch nicht warm geworden seine, denn er hielt sich in der Deckung und überließ den Angriff dem Gegner.

Da rief beim Beginn des dritten Ganges Herr Cornelius plötzlich mit einer hellen, mädchenhaften Stimme: „Brüderlein, du scheinst vor den Waffen zu zagen!"

Der Freiherr sprang zurück und sah auf. Sein Gegner hatte mit einer schnellen Bewegung die braungoldenen Haare aus dem Gesicht gestrichen, und Gustav Friedrich erkannte, daß seine Schwester ihm mit der scharfen Waffe gegenüberstand. Aber ehe er sich von seinem Staunen erholen konnte, sah er sich wütenden Ausfällen ausgesetzt, die er nur mit Mühe parieren konnte. Er stieß hervor: „Ich will nicht!" Da war die Spitze seines Degen gebunden und ihm der Griff durch einen Kreisschwung mit größter Gewalt aus der Hand geprellt. Herr Cornelius senkte den Degen und sagte: „Ihr dürft Euch als besiegt betrachten, Freiherr. Als meinen Willen lege ich Euch auf, zehn Jahre das Haus Herrenbruch und die Landschaft zu meiden und Euern Freund, Sir Stuart Hamilton, zu entlassen."

Die Menge stöhnte bei diesem plötzlichen Ausgange des seltsamen Kampfes auf. Die Stimmen schwirrten durcheinander. Da trat der Freiherr von Herrenbruch, der seine Besinnung wiedergefunden hatte, vor und rief: „Ich fordere Euch, Herren, als Zeugen auf. Mich verließ die Ruhe, als ich sah, daß ich mit der scharfen Waffe im Kampf gegen die eigene Schwester stand."

„Aber die Ungewaffnete mit der Waffe in der Hand zu bedrohen, sie ins Haus zu zwingen, um sie an einen hergelaufenen Fremden zu verkuppeln, dazu mangelte dir die Ruhe nicht, Bruder!" rief Gottliebe.

„Was hat der Freiherr von Herrenbruch getan?" fragte der eine. „Hat er es wirklich gewagt, die Schwester mit dem Schwerte zu bedrohen?" rief ein anderer. „Er gibt ja alles dem Engelschmann, warum sollte er ihm nicht die Schwester geben wollen?"

„Wagst du es, allen Herren hier ins Gesicht zu leugnen, was ich dir vorwerfe?" rief Gottliebe.

Gustav Friedrich war blaß geworden. Ihm fehlten die Worte, um der Anklage zu begegnen. Da trat Sir Stuart vor und rief mutig: „Für Augen, die das Spiel gesehen haben, liegt eine hinterlistige Herausforderung vor. Der Freiherr ward besiegt, weil er die Schwester erkannte. Hätte er's vorher gewußt, er hätte nicht gekämpft. Hätte sie sich nicht zu erkennen gegeben, so hätte er gesiegt."

„Der Kampf war ehrlich!" rief einer der Zuschauer. „Sie hat ihm nur vergolten, was er ihr getan!" ein anderer.

„Ich fordere einen jeden vor meine Klinge, der den Freiherrn für gebunden hält an das Wort, das ihm ein tolles Mädchen entriß!" schmetterte Sir Stuart in den Saal.

„So kreuzt die Klinge mit mir!" rief Gottliebe erregt dawider.

Der Kavalier schüttelte den Kopf. Er sagte spöttisch: „Fräulein Gottliebe, Ihr wißt, was für Gefühle ich für Euch im Herzen trage. Ich suche im Kampf dem Mars, nicht der Venus zu begegnen."

Im Saal wuchs die Erregung. Sir Stuarts Hochmut hatte alle Gemüter aufgepeitscht, aber keiner wagte es, sich mit dem gefürchteten Degen zu messen. Triumphierend durchschweiften die Blicke des Kavaliers den vor ihm zurückweichenden Kreis der Schwankenden, als neben Gottliebe der Fechtmeister Achatius trat und zu Sir Stuart ruhig und ernst also sprach: „So Ihr's verschmäht, Eure überlegene Kraft mit einem Mädchen zu messen, werdet Ihr's vielleicht nicht ablehnen, einem alten Waffengefährten Genugtuung zu geben, den Ihr todkrank von der Schwelle des Hauses fortwieset, in dem Ihr selbst als Gast warm saßet. Tretet Ihr nicht mit mir auf Toledaner Klingen an, so erkläre ich, Freiherr Achatius von Sollern, Euch, Sir Stuart Hamilton, als einen stinkenden Hundsfott!"

Sir Stuart war blaß geworden. Er warf Rock und Weste ab. Alsbald standen sich die beiden gegenüber.

Von dem wütenden, blitzschnellen Kampf, der jetzt folgte und fast eine Stunde dauerte, lebte die Erzählung über ein Jahrhundert bei den Anhängern der edlen Fechtkunst weiter ...

Mit geballter Faust und blutunterlaufenen Augen, die an einen stößigen Stier gemahnten, verfolgte der Freiherr von Herrenbruch den Kampf seines Freundes auf Leben und Tod.

Ihm gegenüber rang Gottliebe, die die Linke auf das schlagende Herz gepreßt hatte, nach Atem. Jede Bewegung des Herrn Achatius schwang in ihrem Körper nach. Die Knie federten leicht, das Handgelenk fühlte die Stöße und Drehungen mit.

Da geschah es, daß plötzlich Sir Stuart zurücksprang. Die Linke preßte er auf die Rippen, knickte in den Knien ein, ließ den Degen sinken und fiel zurück.

„Ich habe ihn nicht getötet," sagte der Rittmeister, der hochaufgerichtet das Zusammenbrechen seines Gegners verfolgte.

Ein Aufseufzen ging durch die Menge. „Gott hat entschieden!" löste sich von einem Lippenpaar.

Der Freiherr von Herrenbruch trat hinzu, nahm den Freund in die Arme, trug ihn hinauf in ein Zimmer des Wirtshauses .Ein Chirurgus kam, um Sir Stuart zu verbinden. Er ward gefragt, wie es um den Verwundeten stünde. Er berichtete, daß ein Lungenstich Sir Stuart lange auf ein schmerzhaftes Krankenlager fesseln würde.

Am vierten Tage nach der Verwundung des Freundes ritt Gustav Friedrich nach Herrenbruch zurück. Aber da er an das Tor gelangte, fand er die Zugbrücke aufgezogen. Als er Einlaß begehrte, trat seine Schwester auf die Zinne des Turmes und rief hinab: „Hast es verwettet, zehn Jahre außer Landes zu bleiben. Reite denn hinweg. Was du bedarfst an Ausrüstung und Geld, sollst du beim herzoglichen Rat von Donop finden."

Der Freiherr tobte und fluchte. Er schrie nach seinen Dienern und Knechten. Allein keiner wagte es, an das Tor zu gehen, denn im Hofe saß der Rittmeister, gerüstet mit Muskete, Pistole und brennender Lunte auf der Bank im Torweg.

Als sich der Freiherr müde geflucht, ritt er nach Fenstäde, um sein Recht zu suchen.

Nicht umsonst haben die rechtskundigen Römer die Besitzenden als glücklich gepriesen. Solange er noch mächtig in seiner Burg saß, hatte es niemand gewagt, mit ihm anzubinden. Jetzt fand er nur schlechtes Gehör. Es ward ihm vorgeworfen, er habe seiner Schwester ihr Gut vorenthalten. Von den Juristen ward er gewarnt, in einen Prozeß einzutreten. Ging er über die Straße, so hörte er Spottreden der Bürger: „Das ist der Freiherr, der gegen seine Schwester im Waffenkampfe unterlag."

So fand der Freiherr von Herrenbruch wider seine Schwester nirgends Unterstützung. Der herzogliche Rat von Donop riet ihm, außer Landes zu gehen, da auch der Fürst ihm ungnädig gesonnen wäre.

Weil er keinen andern Ausweg fand, fügte er sich alsbald in sein Los und zog, sobald es die Wunde Sir Stuarts erlaubte, mit diesem von dannen.

⌘ ⌘ ⌘

Drei Jahre führte Gottliebe die Zügel auf Herrenbruch und zeigte, daß eine tüchtige Frauenhand den Zaum besser zu meistern verstünde, als die behandschuhte Faust eines Kavaliers Alamode.

Sie ritt auf die Felder, trieb die Taglöhner zur Arbeit an und scheute sich nicht, gegen rohe Gesellen die Peitsche zu gebrauchen. Aber sie hatte auch die rechte Güte zur rechten Zeit, wie es der Herrin geziemt.

Jeden Morgen versammelte sie in der Halle ihr Gesinde und betete mit ihren Leuten, während die Suppe als guter Tagesbeginn den Andächtigen in die Nasen dampfte. Am Abend las sie Bibelstücke, zu denen Herr Josias Rottner ihr erbauliche Betrachtungen verfaßt hatte. Jeden zweiten Sonntag ließ sie den würdigen, alten Herrn mit der Kuffin holen, und er predigte am Nachmittag in der Kapelle, denn das Fräulein hielt nichts davon, daß das Gesinde am Sonntagnachmittag in die Stadt lief. „Acht Stunden voll Saufen und Unflat," pflegte sie zu sagen, „können nicht wettgemacht werden durch zwei Stunden Kirchgang."

War für sie immer ein Festtag, wenn der Pfarrherr hinausgefahren kam. Sie saß mit ihm in einem kleinen Turmzimmer. Als dritter im Bunde war Herr Achatius dabei. Bedienen aber ließen sie sich durch die Kuffin, auf daß kein Gesicht in diesen Erinnerungsnachmittag hineinwüchse, das nicht in jenen Wochen der Verbannung im Pfarrhause zu Emmspringe dabeigewesen war.

Der Rittmeister Achatius hatte sich ein enges Gemach im Torturm eingerichtet und selbiges als Zelt ausstaffiert. Grobe Leinwand strebte zur Decke und ward durch eine dünne Stange gehalten. Er ruhte wie ein Soldat im Feldzuge auf einem niederen Lager, neben dem Waffen handbereit lagen. Halbe Tage lang hielt Herr Achatius mit einem Fernrohre Ausschau nach Reitern. Gewahrte er soldatische Haltung und Waffen, so schwang er sich auf sein Roß, um zu erfragen, wo es in der Welt einen neuen Krieg gäbe. Allein es herrschten zwar noch Potentaten, die Krieg führten, nur schien es dem Rittmeister Achatius nicht das Rechte zu sein. Denn im Greifen zu Fenstäde, wo er noch einmal die Woche seinen Fechttag abhielt, pflegte er am Eichentisch beim Wein auf die Frage, wann er wieder auszöge, zu antworten, sobald im heiligen römischen Reich wieder ein gesunder Kriegszustand blühe.

Nur wenn es auf den Frühling zuging, pflegte er davon zu reden, er wolle zum Großtürken gehen und dort Kriegsdienste nehmen. Schoß im März der junge Saft in die Bäume, rumorte in ihm das Kriegsfieber am wildesten. Dann geschah es wohl, daß er seinen Mantelsack packen ließ, Waffen und Kleider rüstete und, um Abschied zu nehmen, des Abends nach dem Gebet Gottliebe aufsuchte. Doch sah er in das lächelnde Gesicht des Fräuleins, so sprach er nicht vom Abschiednehmen, sondern erbat Urlaub zu einem kleinen Ritt ins Land. Am siebenten Tage lenkte er gewöhnlich sein Rößlein nach Herrenbruch zurück. In der Nacht, wenn das Gesinde schon schlief, langte er an und führte sein Pferd selbst in den Stall. Danach begab er sich in sein Gemach, trank viele Humpen Weines und verschlief den ganzen nächsten Tag.

So machte er auf einige Monate die Gedanken frei von ihrer Unrast, bis die Sehnsucht nach dem alten Kriegsleben wieder mächtig wurde und ihn umtrieb.

Im vierten Jahre im Maien wurde Fräulein Gottliebe zu dem herzoglichen Rat von Donop nach Fenstäde gerufen.

Der alte Herr empfing sie in Perücke und Amtstracht. Seine Züge waren ernst.

„Habe Nachricht von Gustav Friedrich, Euerem Herrn Bruder, Fräulein Gottliebe,"

sagte er. „Ist eine Zeitung, die bedacht werden will. Aber ehe ich Euch künde, was ich selbst meine, müßt Ihr zuvor erfahren, was geschehen.

Euer Herr Bruder hat ein engelsch Fräulein geheuert, scheint aus der Verwandtschaft des Sir Stuart zu sein, der im schottischen Lande gefallen ist. Euer Herr Bruder hat von seiner Gesponsin ein Knäblein gewonnen, so zu Johanni zwei Jahre zählen mag. Ist aber die Mutter des Kindes aus dem Leben vor einem Jahr abberufen worden von dieser Erde.

Euer Herr Bruder selbst wurde schwer verwundet und vermag seinen rechten Arm nicht zu gebrauchen. Nun läßt er aus Holland einen Brief an mich gelangen, in dem er bittet, Ihr möget es zulassen, daß er mit dem Kinde nach Herrenbruch komme. Er vermißt sich auch, Friede und Freundschaft zu halten und bittet gar herzlich, daß Ihr ihm alles Böse vergesset."

„Er hat also einen Erben für Herrenbruch gewonnen!" sagte das Fräulein.

„Wollt Ihr ihm darob zürnen?"

Fräulein Gottliebe schüttelte den Kopf. Hat mein Bruder in seiner Verblendung böse an mir gehandelt, so ist es nicht ziemlich für mich, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Bitte Euch darum, ihm zu schreiben, auf Herrenbruch würde alles gerüstet, um ihn und den künftigen Freiherrn wohl aufzunehmen."

Der Herr von Donop seufzte tief auf. „Ihr wälzt mir einen schweren Stein vom Herzen," sagte er, „denn ich dachte, Ihr würdet unwillig sein und Euch des weigern. Es hätte der Streit ein gutes Fressen für das Reichsgericht in Wetzlar werden können. Möge Gott einen rechtschaffenen Mann vor Prozessen hüten ... So Ihr und Herr Achatius heute mit mir speist, werdet Ihr einen Vetter bei mir finden, der seit dem Friedensschlusse schon zum zweiten Male nach Wetzlar reitet. Wird kein Ende nehmen mit seinem Streit vielleicht in fünfzig Jahren."

Gern folgte das Fräulein der Einladung ihres alten Beschützers. Auch lockte es sie, Neues aus anderen Landschaften des Reiches zu vernehmen, denn in jenen Tagen erfuhren die Menschen auf ihren Landsitzen wenig von der Welt, und es konnte geschehen, daß Nachrichten ein Jahr alt geworden waren, ehe sie in aufhorchende Ohren krochen.

Der Vetter aus den mecklenburgischen Landen war ein freundlicher, breiter Junker, der sich schweigsam zu Tische setzte und seine Kinnbacken zunächst nur in Bewegung brachte, um die gute Nahrung kräftig zu zermalmen. Doch nachdem er einige Flaschen roten Weines mit Verständnis genossen hatte, zeigte es sich, daß er sein Mundwerk auch sonst gut zu brauchen wußte, denn sein Geist war voller Schnurren und Abenteuer.

Da der Rittmeister den mecklenburgischen Herrn seiner Gewohnheit gemäß fragte, ob nicht ein Krieg in Aussicht stünde, erzählte er von einer lustigen Fehde, die der letzte Herr auf Bürow gegen die gute Stadt Soltwedel geführt hatte.

Der Herr auf Bürow hatte bei einem Soltwedeler Brauer Bier gekauft, ein dunkles, schweres Bier, wie es in Halberstadt und Einbeck gebraut würde. Der auf Bürow hatte mit zwei Freunden ein Fäßlein am Ostertag ausgezecht, und hernach habe sich's erfunden, daß in dem Fäßlein tote Mäuse gewesen seien. Der von Bürow habe in die Stadt geschrieben, der Brauer solle ein ander Bier liefern und barfuß zu ihm herausgehen und um Verzeihung bitten.

Hatte die Stadt Soltwedel geschrieben, in Bürow gäbe es genug Mäuse, und es sei zu untersuchen, ob es Bürowsche oder Soltwedeler Mäuse gewesen wären. Darauf sei der Junker ergrimmt und habe gedroht, die Straßen zur Stadt zu sperren. Hatte aber die Rechnung ohne die kurbrandenburgischen Dragoner gemacht, die dem lustigen Kriege ein schnelles Ende setzten. „Der Kurfürst von Brandenburg," schloß der Vetter aus Mecklenburg, „hätte dem Hans Friedrich von Bürow sicher pardonniert, da Übles noch nicht geschehen war. Aber der Hitzkopf brannte abends im Kruge, als die Reiter ihn aufheben wollten, seine Pistolen los. Ein alter Wachtmeister verstand den Spaß schlecht und jagte ihm selbst heißes Blei ins Hirn. So ging denn für ihn der lustige Krieg gar übel aus. Die auf Bürow aber suchen zurzeit in der Welt herum nach einem neuen Herrn."

Der Herr Achatius sagte in Gedanken verloren: „Waren doch meines Erinnerns auf Bürow noch drei andere Jungherren."

„Sind Anno 47 alle Bürows an den Blattern gestorben. Lebte danach nur noch der Herr Hans Friedrich und die Tante Anna Kordula."

Der Rittmeister Achatius von Sollern wurde sehr blaß. Mit weitaufgerissenen Augen schaute er in die Runde, wie ein Mensch, der erwacht. Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er etwas fortstreichen.

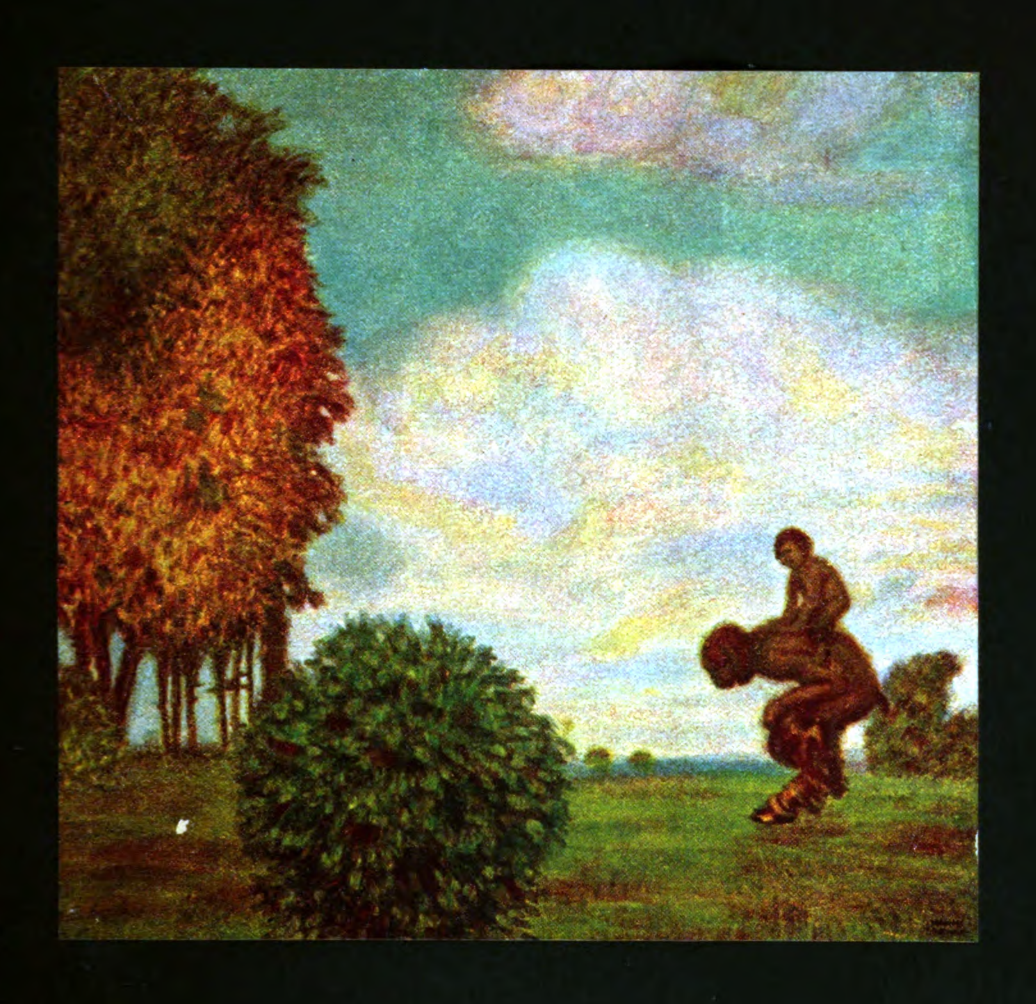
„Was ist Euch, lieber Freund?" fragte das Fräulein und sah ihn besorgt an. Seine Blicke blieben in ihren Augen getaucht: „Wenn dem so ist, wie der Junker erzählt, wäre ich der Erbe auf Bürow, denn ich bin von der Mutter der einzige des Blutes, der dann noch erbberechtigt ist."

„So seid Ihr der Freiherr Achatius von Sollern, nach dem seit zwei Jahren Aufrufe ergehen durch alle deutschen Lande?" rief der mecklenburgische Herr voller Staunen.

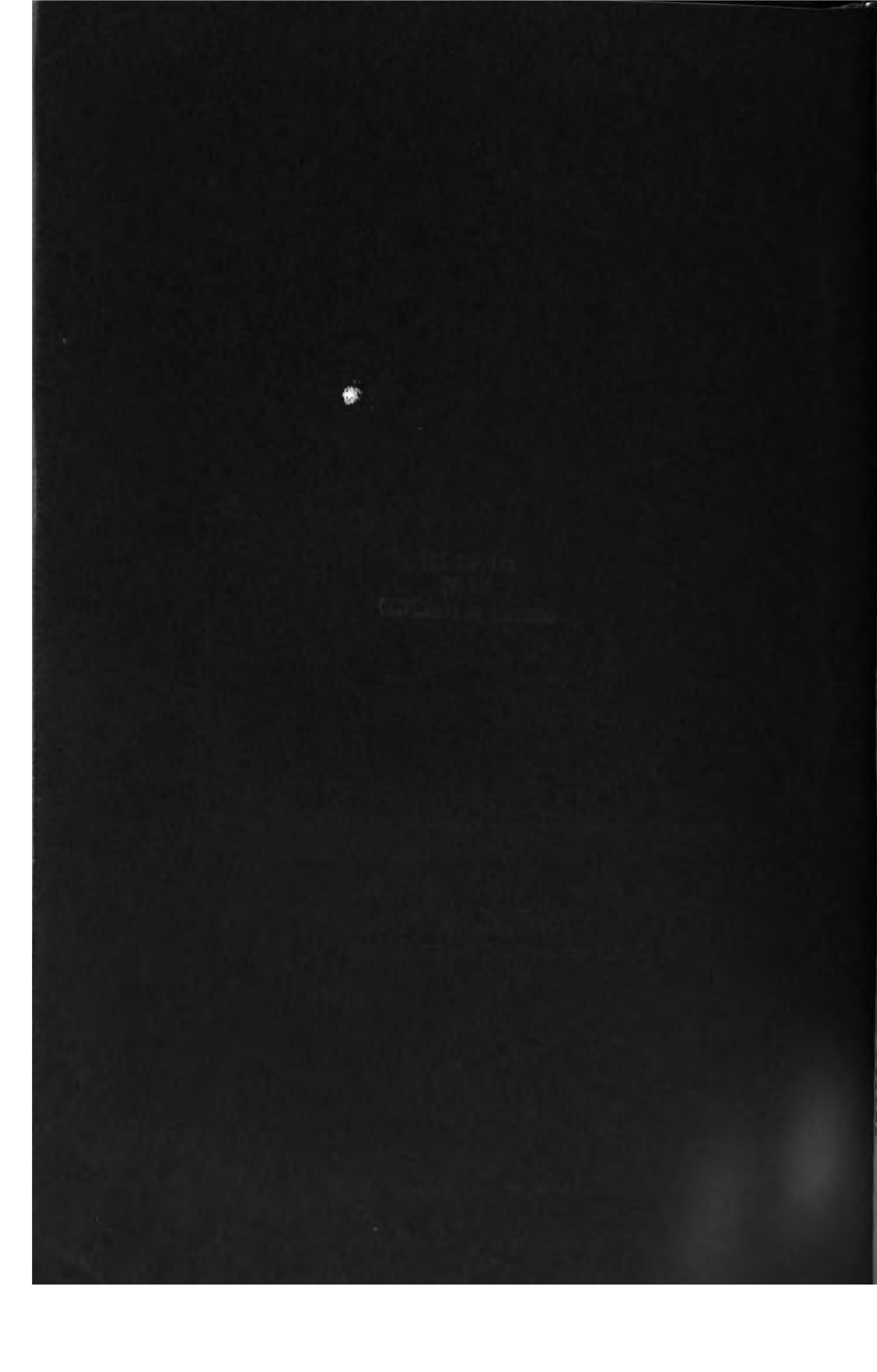
Und da der Herr Achatius nicht ja oder nein sagte, begann er in ihn zu dringen: „Was zaudert Ihr noch lange? Laßt satteln, reitet hin und nehmet die Güter ein. Sie gelten als eines der schönsten Lehen der Mark."

Der Rittmeister wandte den Kopf langsam zur Seite und sah Gottliebe an.

„Es ist Eure Pflicht, Freiherr!" rief das Fräulein von Herrenbruch. „Wer sein angestammtes Land läßt, begeht Felonie an seinem ganzen Geschlecht!"



Bockſprünge
Gemälde von Prof. Hanns Pellar



Der Herr von Donop fügte hinzu: „Wenn Ihr anitzt noch länger auf Abenteuer beharret, Sollern, da Euch die Schollen Eurer Väter rufen, so würde offenbar, daß der Krieg edles Blut zu trüben vermag."

Herr Achatius antwortete auf diese dringenden Reden nichts. Er vermochte seine Blicke nicht von Gottliebe zu wenden. Endlich erhob er sich und erbat Urlaub.

Am nächsten Tage fand ihn Fräulein Gottliebe in seinem Turmgemach in Gedanken versponnen.

Er verneigte sich tief und sagte mit schwerer, suchender Stimme: „Was schafft mir die Ehre, Fräulein von Herrenbruch, daß Ihr mich selbst in meinem Gemache aufsucht, da Ihr mich doch jederzeit rufen lassen könnt?"

Gottliebe sah ihn milde an und erwiderte: „Ich weiß, Euer Leben ändert sich! Ihr habt heute nacht viel abtun müssen von der alten Lebensrüstung, um leicht zu sein für den neuen Fechtgang mit neuen Waffen, denn ich zweifle nicht, daß Ihr entschlossen seid, das Erbe Eurer Väter einzunehmen, das Gott Euch bestimmt hat. Indes habe ich Eure Reise vorbereitet. Rudolf hat Sattelzeug neu gerichtet. Ich habe ihm den Falben gegeben, weil es ein altes, dauerhaftes Tier ist, und ein Handpferd ist bereit mit Decken und Mundvorrat. So Ihr es möget, könnt Ihr morgen in der Frühe auf dem Ritt sein."

„Wollt Ihr mich fortweisen, Fräulein Gottliebe?" fragte der Rittmeister.

„Würde Euch immer bei mir behalten für das, was Ihr mir an Treue geleistet habt, Herr Achatius," sagte Gottliebe, und ihre Augen waren voll Sehnsucht. „Aber ich halte es für Teufelei, wenn ein Weib einen Mann abhält von Beruf und Werk. Kommt Ihr aber einmal wieder die Straße hierher gezogen, werdet Ihr mir immer willkommen sein als lieber Gast."

Der Herr Achatius erwiderte nichts mehr. Er hatte die Finger der beiden Hände ineinander geschoben und preßte sie so heftig, daß die Knöchel knackten. „Läßt mein Herz mich doch nicht von hier," sagte er. „Ist mir doch, als wäre ich angeschmiedet mit eisernen Ketten, die niemand nicht sieht."

Da runzelte Fräulein Gottliebe die Stirn: „Wer mir selbst sagt, er sei ein gebundener Sklave, den achte ich nicht für einen Mann. Könnte es nicht glauben, daß Ihr Eure Hand ruhen lasset, wenn Gott Euch selbst gebietet zuzugreifen und zu schaffen."

Herr Achatius senkte den Kopf, als wäre ihm ein verdammender Spruch vom Kriegsgericht zudiktiert. Er beugte sich, ergriff die Hand des Fräuleins und küßte sie.

Am andern Morgen in der Frühe trat er reisefertig in den Hof, Fräulein Gottliebe von Herrenbruch erwartete ihn bei den Pferden. Sie prüfte selbst jeden Riemen und jede Schnalle nach. Beide Hände reichte sie ihm beim Abschied. Sie sagte kein Wort, nur ihre Augen sprachen.

Der Herr Achatius ritt zum Tore hinaus, wie in einem Traum. In Prächten lag die Maienlandschaft vor ihm, und als er den Kopf wandte, sah er aus einem Gemache eine Frauenhand mit einem Tüchlein winken.

Als die Sonne im Mittag stand, fand sie den Herrn Achatius auf einer Rast in einem ausgebrannten Hause am Wege. Denn allerorts standen noch Ruinen als Zeugen des großen Krieges, und um diese verwüsteten Höfe lagen die Äcker vermoost, zurückgewonnen vom wuchernden Walde, versunken im Sumpf.

Dieselbe Sonne, die dem Herrn Achatius und seinem Knechte beim Mahle zusah und den Rößlein beim Grasen auf verwüstetem Acker, schaute auch hinab auf das Haus Herrenbruch, durch dessen Räume das Fräulein Gottliebe, ohne Ruhe zu finden, schritt, als suche sie, was sie verloren.

Und die Sonne ging auf und nieder einen jeden Tag. Der schlanke, hoffnungsgrüne Frühling wich dem gelben Sommer.

Das goldene Korn stand auf den Feldern und neigte schwere Ähren, als Herr Achatius dieselbe Straße, auf der er im Frühling hinausgeritten, zurücktrabte. Es wollte Abend werden. Am roten, heißen Himmel stand ein Dunst. Er ritt in den stillen, leeren Hof von Herrenbruch, schwang sich aus dem Sattel und schritt ins Haus hinein.

Es war still und ruhig, denn das Fräulein hatte das Gesinde zum Abendgebet versammelt. So gelangte er in das Gemach der Herrin und wartete bis sie kam.

Als Fräulein Gottliebe eintrat und die dunkle Mannesgestalt in dem abendgeröteten Fenster erblickte, preßte sie die Hände auf die Brust und atmete tief auf, als sähe sie eine Erscheinung.

„Seid Ihr's denn leibhaft, Achatius?" fragte sie und da er nickte, fragte sie weiter: „Welcher Wind weht Euch zurück? Habt Ihr in der Heimat nichts gefunden, was Euch festhielt?"

„Ich bin gekommen, um Euch zu danken," erwiderte der Freiherr. „Als ich auf der Scholle des Bodens stand, der meinem Geschlecht zugehört, wußte ich, daß ich mich einwurzeln werde und daß die Unrast schwinden wird, die mich umtreibt. Aber das alte Haus liegt einsam in Wald und Bruch. Soll es recht gehalten werden, bedarf es einer Frau, die im innern Kreise herrscht."

Das Rot im Fenster ward dunkler. Die Schatten im Raume erhoben sich hoch, wie wachsende, schwarze Riesen. Nur die Gesichter und Hände der beiden Menschen leuchteten noch schwach.

„Seid Ihr gekommen, einen Kameraden zu werben?" fragte das Fräulein mit tiefer, erregter Stimme.

„Ihr wollt mir folgen?" rief Herr Achatius und seine Worte klirrten, als zerbrächen Ketten in ihm.

In dem dunkelgewordenen Zimmer hielten sich zweie umschlungen und ließen einander nicht los.



Künstlertraum. Silvester 1917

Von Professor Johannes Götz

Ich saß in meinem großen, schön hergerichteten Atelier wie ein Fürst und empfing zu einem Fest.

Zu meinen Füßen lag ein Hunderttausend-Markscheck als Mäzen, und die Himmelsgöttin Phantasie, geschmückt mit Lapislazuli und Amethyst, schwebte mit zaubervollem Lächeln um mich. Keine vortragenden, keine nachtragenden Räte — dafür standen Idealismus, Naturalismus, Impressionismus, Kubismus und alle möglichen anderen Ismen vor mir.

Als Zeremonienmeister hatte ich an der Tür meine lange eiserne Brechstange postiert, die jedesmal an einen blechernen Wassereimer laut und vernehmlich schlug, sobald ein neuer Gast erschien, während neben ihr ein geschmeidiges Bleirohr als Hausdame lehnte, die sich vor jedem Eintretenden aufs höflichste und anmutigste verneigte.

Wie der Eimer zum erstenmal erdröhnte, erschien auch gleich der vornehmste meiner Gäste: Signore Marmor aus Carrara in blendend weißem, reich mit Akanthus besetztem Habit, ein corpo di bacco . . . Dio mio! auf den Lippen; sein noch vornehmerer Vetter aus Paros war leider unabkömmlich, da er bei seinem an Flecken leidenden Bruder auf dem Pentelikon weilte. Also: Signore Marmor mit Frau Bronze, geborenen Kupfer, in schimmernder Toilette à cire perdu — einen mit einem Mäander besäumten goldig glänzenden Schleier umgebunden — begleitet von ihrer älteren Tochter Patina, in schönem, malerisch blau-grün oxydiertem Gewand. Darauf der etwas leberkranke Veitel Elfenbein, ganz in Gold gefaßt, was zu seinen gelben Wangen und Händen vorzüglich stand; mit Augen aus Opal und Achat — ein Abkömmling eines gewissen Phidias aus Athen. Der führte die schön geölte Frau Linda Holz wie eine Madonna von Veit Stoß!

Dann tratschte der alte Schlemmer Ton mit weichen, schlappen Tritten wie ein Hippopotamus herein. Hinter ihm her der schön geschliffene Granit, ein Mann von felsenfester Gesinnung, während sich der von Sturm und Wind verwitterte Muschelkalk vom aufpolierten Herrn Eisenguß einführen ließ.

Eine kleine Pause, während der ich mit jedem einige Worte wechselte, dann erschien ein allgemein angestauntes, schönes Brautpaar: Herr Reichgold mit Fräulein Silber, diese in glänzender Toilette mit à jour gefaßten Juwelen, begleitet von ihrer bescheidenen Zofe Zinn.

Zum Schluß tauchte noch ein ganz liebes, reizendes Mädchen mit rührend naiven Augen auf: Fräulein Terrakotta, die sich verspätet hatte, weil ihr Weg von Tanagra her sehr weit war. Sie war bescheiden, aber mit großem Geschmack gekleidet, wenn ihr Kostüm auch schon etwas verbraucht und die Farben sehr verblichen — so daß von diesen nur noch Spuren übrig waren.

Am unscheinbarsten war, abgesehen von seiner Masse, der weiche und gutmütige Herr Ton. Dieser trug seine Kleider feucht auf dem Leib, damit er weich blieb, weil er sonst — besonders wenn er sich erhitzte — zu hart wurde und Gefahr lief zu platzen. So hat jeder sein besonderes Temperament. Außerdem ging er ohne irgendwelchen Schmuck, während alle andern großen Staat machten: sie waren poliert, lackiert, gefirnißt, geschliffen, lasiert, ziseliert und gepunzt.

Der Blecheimer dröhnte wieder, und es erschienen von einem andern Eingang her Herr Winkel mit Frau Reißschiene: er sehr eckig und kurz — sie dagegen eine lange Latte. Ganz besonderes Aufsehen erregten die Brüder Pinsel — der eine davon ein richtiger Einfaltspinsel. Sie kamen mit einigen Paletten, welche noch voller Farbe waren. Darunter das lichte Fräulein Ocker: deren Lippen dufteten nach Sandelholz, und am Busen trug sie ein Sträußchen von Parmaveilchen; Fräulein Kremserweiß, bei deren Eintritt sich der ganze Raum erhellte — die Intelligenzlampen wurden erst später angezündet.

Ganz unerbeten erschien zu meinem Erstaunen noch Herr Schlendrian, zusammen mit der wüsten Kokotte Kitsch, in ganz zerrissenem Schlafrock lotterig hereinschlurfend — beide wurden auf meinen Wink hin von einem der Festordner zurückgewiesen.

Diese Festordner traten so recht in Funktion als alle Gäste beisammen waren. Da war in erster Reihe der langbeinige Herr Zirkel, der dafür sorgte, daß alles in schönstem Kreise blieb. Dabei waren ihm behilflich das spindeldürre Fräulein Lot, die ruhige, gesittete Frau Wasserwage und ein rechter Winkel von 90 Grad. Von Zeit zu Zeit sahen dann noch Herr Zollstock und Frau Metermaß nach dem Rechten.

Ich hatte das Atelier mit den allerschönsten Gobelins geschmückt, auf denen Landschaften vom Olymp, von der Akropolis und aus der Walpurgisnacht mit dem

Peneios und mit schönen, von der bleichen Todesblume überwucherten Asphodeloswiesen zu sehen waren. Darin ergingen sich: Zeus und Semele, Luna mit Endymion, Plato im Gespräch mit Sokrates — von Alkibiades begleitet; Perikles mit seiner Aspasia, diese den ‚Olympier‘ mit glutenden Augen zum Bau des Parthenon begeisternd; Zeus, sich mit Hera zankend, und der gelehrte Doktor Faust, wie er im Zauberspiegel die schöne Helena erblickt. Eine Landschaft gefiel mir ganz besonders, weil sie mich heimatlich berührte: das war die Burg von Nürnberg. Da sah man Albrecht Dürer — wie auf seinem Selbstbildnis —, Hans Sachs, die ‚Pfriemenweise‘ summend, mit Adam Kraft, Behaim, Peter Vischer und Veit Stoß aus ihrer Stammkneipe in der Moritzkapelle an der Sebalderkirche kommend, mit Willibald Pirkheimer zusammen den Burgberg hinaufschreiten.

Nachdem alle meine Gäste sich begrüßt, umgesehen und angefreundet hatten, begann das Diner; denn zu einer guten Stimmung gehört ein wohlgefüllter Bauch. Gerade zur rechten Zeit kamen noch Herr Siegellack mit ganz roter Nase und Frau Briefmarke nebst Fräulein Postkarte — diese von einer Weltreise nach Pankow als unbestellbar zurück.

Das Arrangement des Diners hatten Herr Eierstab, Frau Hohlkehle, die ich noch von meiners Vaters Hobelbank her besaß, und Frau Perlschnur besorgt. Mit Manna und gebratenen Wachteln konnte ich der Kriegszeit wegen nicht dienen; Kaviar gab's auch nicht. Wenn nun das Mahl auch keinem lukullischen glich, so wähnten doch alle, noch viel üppiger regaliert worden zu sein. Denn ein ganz seltener Zauber ließ die ramponierten Teller und Gefäße als die auserlesensten, kostbarsten Geschirre und Becher erscheinen. Zu meiner eigenen Verwunderung schaute das Atelier wie der allerschönste Speisesaal, etwa wie der eines indischen Nabob oder eines Dollarkrösus aus. Der Fußboden erglänzte in feinstem Mosaik, in dem aus farbigen Steinen die verlockendsten Speisen eingelegt waren: Hummer, Fasanen, Wildschweine und Rehe; Austern, Aal und Forellen, die begehrtesten Früchte ... so, daß die Gäste glaubten, sie wären ihnen auf der Tafel vorgesetzt worden. Ich merkte sehr wohl, wie sie schmausten und schmatzten, und hörte, wie dieser das Perlhuhn, jener die gebratene Turteltaube, ein andrer den Rheinlachs als das gelungenste der Gerichte pries. Sie waren außer sich vor Wonne, zudem ich noch Likör von geschmolzenen Perlen der Kleopatra bringen ließ, wovon ich noch eine Amphora voll hatte.

Daß alles gut klappte, dafür sorgte das vorzügliche Küchenpersonal: da waltete die alte, eingefahrene Frau Drehscheibe mit ihren Mädchen, dem Fräulein Gummiball, der Spachtel und dem schon etwas reiferen Fräulein Gliederpuppe mit wahrem Biereifer. Nur die kleine Wasserspritze war unzuverlässig. Abgesehen davon, daß sie ein gewisses Verhältnis zu Herrn Ton hatte, war überall gleich ein nasser Fleck, wo sie ging oder stand, denn sie leckte gern. Zahlreiche Reißzwecken standen und liefen als Pikkolos herum, während Frau Staffelei, zusammen mit Frau Modellierschlinge, gut servierten.

Ein schönes Mädchen ging mit strahlendem Lächeln um den Tisch herum und schenkte jedem aus einer goldnen Schale ein: Ambrosia mit einem Schuß Humor. Das war die Freude, der schöne Götterfunken, ‚Tochter aus Elysium‘ von Schiller, die über das Alltägliche erhob.

Während der Mahlzeit flogen ‚Geflügelte Worte‘ umher. Das eine plapperte immerzu: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Üb' immer Treu und Redlichkeit“, das andere: „Soweit die deutsche Zunge klingt“, „Der wollte keine Knechte!“ Wieder eines hatte ein Maul wie eine laufende Schuld, und schließlich kam ein ganzer Schwarm geflogen, so daß gar nichts mehr zu verstehen war.

Als die Gäste noch die Spargel in die Länge zogen, hielt ich eine kurze Ansprache, in der ich ihnen für ihr Erscheinen dankte und gleich Horaz sagte: „Durch euch non omnis moriar!“ Als ich noch der Bereitwilligkeit und tüchtigen Mithilfe meiner Gesellen gedachte, quinquilierten sie alle, klirrten Beifall, klapperten und stampften. Einer der Gäste erhob sich und erwiderte mit einem Panegyrikus auf mich, worauf ich mich bescheiden abwehrend verneigte.

Es kam auch noch ein balancierender Knabe in seiner ursprünglichen Gestalt, sowie ich ihn am Lützowufer in Berlin auf dem Geländer habe pendeln sehn und wie er mir dann Modell gestanden: Silvio, ein kleiner, schmutziger Italienerjunge; diesmal nicht mit Konfetti, sondern er hatte jetzt einen viel größeren Kasten umgehängt und rief, die Tafel umkreisend, in urfixem Berliner Jargon: „Figuri, Figuri! Gauft scheene Gipsfiguri! Meine Erreschaften — allerscheenste Figuri von Erren Professore!“ Und erzielte damit einen viel größeren Erfolg — einen Profit, den er mit seiner Landsmännin, meiner Wasserschöpferin, welche er von der Nationalgalerie her kennt, redlich teilte. —

Nun wurde laut ein Extrablatt ausgerufen: „Wilson, der Indianer! ... Wilson, der Indianer!“ Das erregte ungeheures Aufsehen, denn sein Inhalt ließ den härtesten Granit erbeben, das Herz des Herrn Eisenguß schmolz wie Butter, und Frau Linda Holz zitterte wie Espenlaub. „Wilson fühlt sich als Häuptling aller Indianer und setzt auf jeden deutschen Skalp einen Preis von 1000 Pfund Sterling. Die grausame Prozedur wird von den Engländern à la Baralong sportmäßig betrieben, und 2000 Holzschiffe sind bereits im Bau, die wertvollen Trophäen ins Land des letzten der Mohikaner überzuführen. Außerdem wird jeder amerikanische Soldat mit einer Bibel ausgerüstet, die zugleich als Bombe dienen kann.“ —

Einigermaßen Beruhigung trat erst ein, als der auf einer Konzertreise begriffene, mir befreundete Maestro Presto-prestissimo mit Fräulein Adagio zusammen ein herrliches Duett — allegro con amore — spielte, das sehr großen Beifall fand. Trotzdem war einer der Gäste eingeschlafen und schnarchte laut, als ob er dafür bezahlt worden wäre. Das war Frau Säge, die gewohnheitsmäßig dabei hin und her wiegte. Der Bohrer brachte sie aber bald wieder zu sich, indem er ihr seinen spitzen Finger in die Seite drehte. Frau Brett war darüber sehr ungehalten — sie mochte die Säge überhaupt nicht leiden, da diese einmal eine scharfe Auseinandersetzung mit ihr hatte — brauchte sich aber durchaus nicht so aufzuspielen, denn sie war auch recht ruppig gewesen, erst Herr Hobel hatte ihr ganz vor kurzem etwas Bildung beigebracht. Und nun war sie schon wieder aus dem Leim — sie hatte schon während des schönen Spiels gegähnt.

Während des Diners knetete ich, um meine nimmermüden Finger und Hände zu beschäftigen, an etwas Brot herum — was heutzutage allerdings eine Sünde ist —, es entstand schließlich daraus eine kleine weibliche Figur, ähnlich der Venus Kallipygos, die solchen Beifall erregte, trotzdem sie einen kleinen Verdruß hatte — vorn war sie zu flach geraten, hinten hatte sie zuviel —, daß mein Hunderttausend-Markscheck sich um dies mein Impromptu aufs dringlichste bewarb, sich auch gleich zum Erstaunen aller um fünfzigtausend Mark vermehrte. Was konnte mir willkommener sein? Die Unkosten für dies Fest waren damit gedeckt, ein wiederholter Aufenthalt in Rom — welch eine Aussicht eröffnete sich mir da! Alle gratulierten mir; am herzlichsten aber ein Kellner aus den Akademischen Bierhallen, in denen ich früher für dreißig Pfennige zu Mittag gegessen hatte.

Nach beendeter Tafel wurde charmiert, kajoliert, und es erging sich jeder auf seine Weise. Der rote Zinnober steckte sich eine feine Havanna mit Bauchbinde in Brand, daß sie wie er selber glühte, und lümmelte sich dann wie der Barberinische Faun. Zwei Gesten hielten zusammen einen lebhaften Dialog. Die eine, von romanischer Abkunft, redete hauptsächlich mit Händen und Mienen; die andere, eine Keltogermanin, sprach mit allen Muskeln auf sie ein. Ein Trauermarsch von Chopin stand in ernstem Gespräch mit der Eroika von Beethoven, während zwei Karyatiden langsam umherwandelten, die eine — vom Erechtheion — sehr traurig, weil Bewohner von einem Inselnebelheim ihr die Schwestern entführt hatten. Andere machten ein Tänzchen: Herr Silberstift tanzte im Renaissancekostüm mit Fräulein Japanpapier, die ganz modisch gekleidet war; Herr Holzschnitt nahm Frau Zinkplatte zu einem Bauernwalzer, und Herr Kupferstich holte sich die kalte Nadel zu einem Menuett mit Herrn Buntstift und Frau Tempera.

Währenddem lief ein von Lenbach gemalter Bismarckkopf herum, der das Hasenpanier ergriff, als er sich der von Begas modellierten Bismarckbüste ganz unerwartet gegenübersah. Fräulein Pleinair verschwand, als sie den Klassizismus erblickte.

Ein Jonisches Kapitäl ging mit großer Feinheit des Gefühls — was seine edlen äußeren Linien zeigten — durch die Gruppen der Gäste, zusammen mit einem Korinthischen — dieses etwas barock aufgeputzt. Ein Dorisches Kapitäl, noch ein Stück Architrav auf dem Rücken, sah den beiden mit Behagen nach: es fühlte sich mit seiner Ordnung, in seiner Einfachheit und Wucht den beiden sehr überlegen.

Vier Tänzerinnen führten einen ganz besonders originellen Tanz auf. Das war: Der Menzel-Tanz. In der Mitte der vier stand ein ganz kleines Männchen von etwa einem Meter und vierzig, eine Maurerfraise ums Kinn; auf der energischen Nase eine große, scharfe Brille, durch die es — oder er — die Mädchen von Zeit zu Zeit fixierte, während er mit seiner Linken in ein Buch, das er mit der Rechten an den zwergigen Leib drückte, etwas für sein Kinderalbum skizzierte. Der Schwarze Adlerorden hing ihm dabei bis auf die Füße. Die Mädchen tanzten heiter um ihn herum, neckten und sangen dazu das Lied aus dem Freischütz: „Wir winden dir den Jungfernkranz ...“, wobei sie im Takt Blumenblätter auf der flachen Hand zerschlugen, daß es klatschte. Das schien Menzel erst sehr zu indignieren, denn er warf ärgerliche Blicke auf sie und rümpfte die Nase — machte schließlich aber doch gute Miene zum bösen Spiel. Nur wurden es statt der Feen, die er erst zeichnete, nun schrullige Alraunen.

Schon während meiner Rede vernahm ich von draußen her ein Rauschen, Brausen und Sausen, das mehr und mehr zunahm. Was meine Gäste erst nur als einen erfrischenden Luftzug empfanden, das erkannte ich gleich in meinem somnambulen Zustand. Und wirklich: Es war Chronos auf eilenden Wolken, in den Mantel der Ewigkeit gehüllt, mit zweien seiner Kinder — dem jüngsten Jahrhundert und dem ältesten Jahrtausend. Stunden und Minuten um ihn herum. Dabei trug er eine geflügelte Sense wie in der Apotheose des Homer. Sein Bart flatterte wie eine weiße Wolke, und voraus eilte ihm der jugendbeschwingte Genius der Zukunft: mit Narben bedeckt und lorbeerbekränzt — als käme er eben von der Front.

Die Kette, an der Chronos seinen Chronometer trug, war wie die Fessel, von der Perseus die Andromeda befreite, und ich erkannte unter andern auch diese Verlocken daran:

— — — Ein Fläschchen mit Urschleim,
den ersten Apfel aus dem Paradies,
den Knochen von einem vorsintflutlichen Megatherium,
das Steuer an der Arche Noah,
des Moses Tafeln mit den zehn Geboten,
den Geldbeutel des Judas Ischariot,

einen Daumen vom Koloß von Rhodos,
den Bart von der Sphinx des Pharao Chefren,
den Schild der Pallas Athene,
eine Haarlocke Alexanders des Großen,
eine Klaue von Fafner, der den Nibelungenhort gehütet,
das Zepter Karls des Großen,
den Meißel Michelangelos,
das Ei des Kolumbus,
den Krückstock des Alten Fritz,
Napoleons Dreispitz mit dem Feldherrnblick darunter,
die Reckstange, an der Turnvater Jahn seinen ersten Klimmzug versuchte,
Bismarcks Pallasch und seine drei Haare in Jugendstilfassung,
die eisen-, silber- und goldbenagelte Wiege Hindenburgs,
die Milchflasche, aus der Ludendorff mit Strategie gesäugt wurde,
einen Flügel des ehemaligen Flügeladjutanten Mackensen, den er bei mir im Atelier hatte liegen lassen,
einen großen, schweren Beutel, in dem der erste Pfennig auf Zinseszins liegt und sich vermehrt.

All meinen Gästen gingen nun erst die Augen auf, und sie sahen, während Chronas seine Bahn weiterzog, wie die allerjüngste von seinen Töchtern — es war das zwanzigste Jahrhundert — für einen Augenblick stillhielt und ein ganz kleines, lebendes Wesen mir sorglich zur Seite legte, indem sie dazu sagte: „Da dir jede einzelne Minute dein Leben lang lieb war — so bescher' ich dir heut zu deinem Fest ein ganz junges Neues Jahr! Mög' es dir recht viel Freude bereiten.“ Und dann eilte sie Chronos nach.

Bewegt drängten meine Gäste auf mich zu und gratulierten mir herzlich, einer nach dem andern — jeder auf seine Art. Ich aber ergriff behend meinen Pokal, der bis an den Rand mit schäumender Hoffnung gefüllt war, und rief laut, in begeisternder Ekstase: „Das Neue Jahr! . . . Es leben alle guten Geister! Und unserm Vaterland den allerehrenvollsten Frieden!“

Da breitete sich über aller Gesicht ein heiterer Schimmer, und ein jeder gab sich einer rosigen Stimmung hin. Es dauerte gar nicht lang — sieh, da öffnet sich die Tür, und es erscheint mein alter Freund Humor mit einigen der beliebtesten von seinen Galgenvögeln. Das waren: Der Humorist Oberländer als Satyr von Pans Gnaden, der Dramatiker Wilhelm Busch als Doktor der Philosophie honoris causa, welcher Titel ihm von einer Fakultät zur Erforschung der Seelenkunde verliehen worden war, und der Simplizissimus im Kostüm der Eisernen Jungfrau in der Folterkammer zu Nürnberg, mit Disteln und Stechpalmen in der Hand, mit einigen seiner beliebtesten Mitarbeiter: Gulbransson und Th. Th. Heine darunter.

Der erste — Oberländer — wirkte ungemein behaglich durch seine Gemütlichkeit; der Doktor der Philosophie Busch frappierte wie ‚Zieten aus dem Busch‘. Während diese beiden wie mit hellem Sonnenschein in die allerdüstersten Herzen leuchteten, verletzte der Simplizissimus durch sein stachliges Gewand, wenn er auch zuweilen den Nagel sehr gut auf den Kopf traf: „Man darf aber auch keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Disteln erwarten!“

Alle drei ließen sich über Leidenschaften, Tugenden, Laster, wie über schlechte Gewohnheiten unserer lieben Mitmenschen vernehmen, und während die meisten der Zuhörer sich vor Lachen kugelten wie Rollmöpse, bekreuzigte sich die Prüderie wie eine fromme Betschwester, obgleich sie eben noch einen zweiten Frühling erlebte.

Nach diesem Intermezzo wurden Lebende Bilder gestellt, die, weil die Intelligenzlampen nicht genügend funktionierten, noch durch besondere Genieblitze erhellt wurden. Sie wären schließlich aber gar nicht nötig gewesen, denn bald darauf schickte Sirius seine hellsten Strahlen, und Aldebaran verklärte alles mit rosigem Licht.

In meinem kleinen Atelier nebenan hatte ich einen Rauchsalon eingerichtet, in dem aus langen türkischen Pfeifen geraucht wurde, in die hinein ich unter den Tabak Haschisch gemischt hatte — neugierig zu sehn, wie der wirken würde . . . Ein Alldeutscher sah Wodan und Donar mit seinem Hammer auf hohen prähistorischen Menhiren sitzen, den Heldenmut der deutschen Krieger bewundernd und all seinen Annexionsgelüsten zustimmend. Ein Demokrat sah nicht nur das allgemeine, gleiche Wahlrecht, sowohl für Frauen als auch für Kinder auf dem Wege, sondern forderte auch noch laut die Wiederfeier der Saturnalien, bei denen die Armen zu Tische sitzen und von den Reichen bedient werden würden. Bei einem sonst scheinbar ganz Harmlosen kam seine wahre Gesinnung zutage: er sah Lassalle, den „Begründer der wahrhaftdeutschen Nation“ — wie er ihn nannte — durchs Brandenburger Tor mit seinem ‚Roten Fuchs‘ — der Helene von Dönniges — einziehen, dort feierlich und devot begrüßt vom alten Kaiser samt dessen Paladinen. Da dieser Schwärmer sich aber bei Tisch zu sehr übernommen hatte, so kam ihm seine weitere Schilderung nicht mehr vom Herzen, sondern — alles aus dem Magen: so wie es einst bei Lassalle dem armen Hans von Bülow ergangen war. Wieder einer sah Jason Drachenzähne säen, aus denen ein Heer von Hindenburgbüsten erwuchs, die derart grimmig dreinschauten, daß es unsre Feinde grauste. Als schließlich bei einem der Raucher Größenwahn ausbrach und er nicht nur Schiller zitierte: „Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe, aber durch wenige nur pflanzt die Menschheit sich fort,“ sondern auch sehr dringlich eine ihm würdige Genossin zur Beweisführung forderte — da ließ ich von meinem Gehilfen Feuerschwamm ein paar Stinkbomben legen . . . und alle kamen bald wieder zu sich.

Noch eine ganz besondre Freude war mir beschieden: Klirrend und dröhnend — ein Elmsfeuer auf der Lanze — erschien mein Achilleus aus Korfu! Er hatte das Gelumpe der dortigen Eindringlinge, besonders den Bettler, den König von Serbien, der ihm Schmollis angeboten, satt und wollte an die deutsche Front, den ‚Stall Europa' mitzusäubern — vorher aber doch noch die Stätte sehen, wo er entstanden sei. Er dankte mir für die Mühe, die ich mir mit ihm gegeben, und sprach die Hoffnung aus, daß wir uns bald, recht bald ‚drunten im Land der Phäaken' wiedersähn. Sprach sodann begeistert vom Kaiser, küßte meine Kinder, ließ meine Frau grüßen und eilte davon. Alle, alle waren von seiner Pracht und seinem edlen Feuer wie geblendet!

Zum Schluß war dann doch noch Herr Marmor aus Paros erschienen — das Leiden seines Bruders auf dem Pentelikon war zwar unheilbar, aber nicht bedenklich. Und so wollte er nicht versäumen, mir auch seine Aufwartung zu machen. Er witterte, daß vorher ein bedeutender Landsmann dagewesen und war gerührt, daß er nun doch noch den Boden betrat, auf dem der Sohn der silberfüßigen Thetis kurz vor ihm gestanden.

Alles drängte um den Mann, aus dem noch attischer Witz und sokratische Philosophie strahlte. Er erzählte von der Wanderung der Seelen durch die verschiedenen Formen des körperlichen Wesens, sprach von der Musik der himmlischen Sphären und gab schließlich noch ein prächtiges Rätsel zu raten, über das sich schon attische Abendgesellschaften amüsiert hatten: „Ein Mann und doch kein rechter Mann wirft nach einem Vogel und doch keinem richtigen Vogel, mit einem Stein und doch keinen rechten Stein?" ... Und als wir uns alle vergebens die Köpfe zerbrachen — dies nur bildlich genommen — da gab er die Lösung: Ein Eunuche wirft nach einer Fledermaus mit einem Bimsstein."

So brachte der Hellene noch attisches Salz in meine Behausung — aber das Fest endete doch anders als ich mir's zum zweiten Male würde träumen lassen.

— — — Es endete damit, daß die Illusion, welche den ganzen Abend um uns webte, nachdem sie noch goldene Äpfel aus den Gärten der Hesperiden verteilt und Duft von Myrrhen und Ambra verbreitet hatte, der sogar die Melancholie berauschte — daß die Illusion, geschmückt mit schönen antiken Kameen, sich ganz allmählich in eine verblühte Tuberose verwandelte, die sich entblätterte.

Die Gäste rauften sich um die fallenden lilienförmigen Blätter, und diesem Vorgang folgte eine solche Ernüchterung, daß manch zartes Band, an diesem Abend erst geknüpft, sich schon wieder löste. Ja, ein eben erst angespitzter Bleistift erstach — jetzt, da kaum das Neue Jahr das Licht der Welt erblickt — erstach sogar Fräulein Gliederpuppe, in die er sich verliebt hatte, als er erkannte, daß sie nur ein mit keuschem, trocknem Stroh gefülltes Wesen — keine Venus von Milo war.

Keine Lenormand hätte mir je vorausgesagt, daß mein Fest mit solch einem débacle enden würde! Ärgerlich langte ich zu, meine Gäste allesamt in den großen Tonkasten zu werfen, nachdem ich sogar den kategorischen Imperativ vergebens zu Hilfe gerufen. Sie wehrten sich aber dermaßen, daß ich alle meine Kräfte aufbieten mußte, ihrer Herr zu werden. Und wie ich den schweren Deckel dann endlich über ihnen zuwarf — da spürte ich das gar an meinem eignen Leibe! — — Davon erwachte ich ... und fand mich mit einer großen Beule, so groß wie die Patella, die Kniescheibe des Ajax (wie ein Diskus) neben meinem Bett auf dem Boden liegen — — —. Sogar mein Hunderttausend-Markscheck, der sich doch zum Hundertundfünfzigtausend-Markscheck vermehrt hatte, war verschwunden.

Nur noch einen Apfel aus den Gärten der Hesperiden hielt ich in den Händen: der war, als ich näher zusah, eine Schrippe aus dem ersten Kriegsjahr 1914!

Neujahrsspruch

Ein Jahr ist kurz, ein Jahr ist lang,
Ist voller Lust und Überschwang,
Voll Langeweil und Weh.
Wir kleben seufzend an der Zeit
Und sausen doch mit Sphärenklang
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Wie Wind und Sand und See ...

Hans Bethge

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gorch Fock, Sterne überm Meer, Tagebuchblätter (Hamburg, M. Glogau) — **Walter Flex**, Der Wanderer zwischen beiden Welten. Vom großen Abendmahl (München, Oskar Beck) — **Klara Hofer**, Bruder Martinus. Ein Buch vom deutschen Gewissen (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachflg.) — **Rudolf Herzog**, Die Stoltenkamps und ihre Frauen (Ebenda) — **Rudolf Stratz**, Der Eiserne Mann (Berlin, Ullstein & Co.) — **Johann Gillhof**, Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer (Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau)



Von Deutschlands heiligem Frühling, jener früh hingeopferten Männerjugend, die rings um des Vaterlandes Grenzen wie ein edler Kranz, Knospe an Knospe geschlossen, liegt, wehen aus zwei Kriegergräbern verwandte Geistergrüße heran. Vom Skagerrak der eine, von der Insel Ösel der andere, kommen sie wie auf Möwenschwingen daher, und ihr Meereshauch blättert flüsternd in zwei aufgeschlagenen Büchern. Gorch Fock und Walter Flex — deren Gräber wie zwei weithinausgesteckte Grenzmarken deutscher Meeressehnsucht auf fremden Eilanden liegen, von Wind und Wellen umrauscht —: wer hat euch totgesagt? Gerade euer edelstes und höchstes Leben ist uns gerettet, und es war mehr als ein Wortbild, wenn ich von den Geistergrüßen sprach, die in den Blättern eurer Bücher rauschen. Man braucht nur wenige Seiten der Tagebuchblätter Sterne überm Meer gelesen zu haben, und schon steht Gorch Fock lebendig vor einem, der Finkenwärder Jung' mit der Matrosenmütze auf der freien Stirn, mit den lachenden blauen Augen. Auf seinem Gesicht wie in seinen Büchern ist lautere Natur zu lesen, frischer Seemannssinn und heiße Liebe zur Heimat, vor allem aber zum Meer und zum fröhlichen Seilen (Segeln). Ein Dichter kann von einer Elbinsel aus einen Querschnitt durch die Welt legen. Gorch Fock war seine Heimat alles. „Unsere Alpen," schreibt er in diesem Buch, „sind unsere Wolken — ewig wandelbar und ewig schön." Und an anderer Stelle: „Die Heimat ist der Schlüssel zu der Seele des Menschen. Dann aber gibt es Menschen, die der Schlüssel zu ihrer Heimat sind." Gorch Fock gehörte zu diesen Menschen, er war der Schlüssel zu Land und Leuten seiner Waterkant; kein deutscher Dichter hat uns das Meer so in seiner ganzen Herrlichkeit und Gefahr gesungen, wie er. Das Lachen nennt er seine „Jungmühle", er hat es als kleiner Junge schon gelernt, wenn er auf seines Vaters, des Hochseefischers, Segelschiff an Bord sein durfte. „Als Mutter knüttend auf den Luken saß, als Vater fröhlich-ernst am Ruder stand, und Rudolf unsere Fock besorgte ... Der große schöne Ewer klüfte — ein Wikingboot, ein Königsschiff! Im Sommer war's — die grauen Segel flogen." Und doch war Gorch kein gedankenloser Schwärmer. Von ihm stammt das schöne Wort: „Du kannst dein Leben nicht verlängern noch verbreitern: nur vertiefen, Freund." Es ist einer dieser „Sterne überm Meer".

Gorch Fock hatte es nicht leicht in seiner Jugend. Not und Entbehrungen blieben ihm nicht erspart, aber sie waren für diesen tapferen, starken Menschen wohl nicht so schlimm wie der Zwang eines untergeordneten Berufs und aufreibender Tagesfron. Er rang sich durch und verlernte das Lachen nicht. Gerade war man auf seine ersten Schriften aufmerksam geworden, Ruhm und Glück lachten ihm, da brach der Krieg aus. Er erlebte diese Schicksalsstunde Deutschlands so tief wie wenige. „Komme was kommen mag: ich halte mehr in Händen als ich je zu halten glaubte, und kann doch sterben, wenn Deutschland sterben soll! Deutschlands Schicksal ist auch mein Schicksal!" ... „Aber auch dann, wenn viele Deutsche wieder in ihren Alltag zurücksinken, wenn sie das schöne Gleichgewicht wieder verlieren sollten, so wollen wir, will ich doch festhalten, will gerade dann und deshalb treu sein und bleiben. Die Saat dieser Zeit soll mir niemand vertreten, und kein Unkraut soll mir dazwischenkommen." Er wurde einberufen, aber nicht, wie er es ersehnte, zur Marine; erst als er viele Monate sich zu Lande ausgezeichnet hatte, wurde ihm sein Wunsch erfüllt, er wurde zur Kriegsflotte versetzt, als Beobachter hoch im Mastkorb, im „Krähennest" der Wiesbaden, mit der ihn dann in der Schlacht im Skagerrak die See nahm. Dort war schon sein Großvater und sein Oheim geblieben. Auf einer kleinen schwedischen Insel, Stensholmen, liegt er begraben. Mit höchst seltsamer Sehergabe hatte er diesen Tod schon im Frieden vorausgeahnt. In seinem Tagebuch findet sich Anfang Juni 1913 die merkwürdige Stelle: „Im Skagerrak müssen wir sein, wo Klaus Mewes ertrunken ist. Daß sein Geist und seine Kraft über mich kommen möchten." Den letzten Satz sollte jeder Deutsche von Gorch Fock auf sich übertragen. Der Geist und die Kraft dieses starken, lachenden Menschen, an dem nichts falsch oder ver-

bogen, nichts klein oder trübe war, bietet sich in seinen Werken wie ein klarer Jungbrunnen unseres Schrifttums. Und ich bin überzeugt: wer diese Tagebücher gelesen hat oder auch nur in ihrem Anhang die wundervoll frischen Gedichte: Matrosenlied, Tanzlied, Mein junger Leutnant, Ob ich dabei bin oder nicht, Mien Jung to sien 5. Geburtsdag — der wird das Verlangen haben, auch die anderen Bücher dieses ungewöhnlich kraftvollen Dichters, die Erzählungen „Nordsee", „Seefahrt ist not", „Hein Godenwind" usw., die im selben Verlage erschienen sind, kennen zu lernen. Er wird nicht enttäuscht werden.

Eine scheinbar völlig andere Natur als Gorch Fock ist Walter Flex, der junge Thüringer, aus einer Eisenacher Gelehrtenfamilie stammend, selber schon ein angehender Gelehrter. Und doch: hat man beide Dichter gelesen, so findet man, daß unter dieser äußeren Verschiedenheit im Kern ihres Wesens eine solche Übereinstimmung herrscht, wie sie nur zwischen zwei hochsinnigen deutschen Dichtern, die Leyer und Schwert gemeinsam im Wappen führen, möglich ist. Die oben wiedergegebenen Worte, die Gorch Fock in der großen Schicksalsstunde des Kriegsbeginns sprach, würden sich auch im Munde von Walter Flex nicht fremd ausnehmen, vielmehr als ein inniger Ausdruck seines heiligsten, opferfreudigsten Empfindens gelten können. In seinem „Wanderer zwischen beiden Welten" faßt dieser junge Leutnant seinen Dienst so auf: „Leutnantsdienst tun, heißt: seinen Leuten vorleben, das Vor-Sterben ist dann wohl einmal ein Teil davon." Bei ihm ist es so gewesen. Als er auf Ösel fiel, kämpfend und siegend, seinen Leuten vorsterbend, da hatte er diesen Tod schon oft innerlich erlebt, er fürchtete ihn nicht, „doch in der schwächsten Stunde auch flehe ich nicht um mein Leben" hatte er im „Wanderer" gesungen und nur darum gebeten und gebetet, daß eine kraftlose Stunde nicht seine letzte sei. Und dieser Starke konnte doch von seltenster Zartheit sein. Im „Großen Abendmahl" steht „das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments" — es gehört zu den schönsten Prosadichtungen, die je ein Krieg hervorgebracht hat. Und im „Wanderer zwischen beiden Welten" hat Walter Flex einem gefallenen Freunde ein Denkmal errichtet, von dem man wirklich voraussagen kann: aere perennius. Beschreiben läßt sich seine Schönheit mit ihrer heimlichen Frische so wenig, wie die Herrlichkeit eines erwachenden Frühlingsmorgens. Es sind nur schmale Bändchen, die dieser Krieger hinterlassen hat, aber diese reinen Altarflammen eines berufenen Opferpriesters werden noch leuchten, wenn die Weltfeuersbrunst unserer Zeit längst erloschen ist.

Gorch Forck und Walter Flex! Geistergrüße aus Deutschlands heiligem Frühling sind ihre Bücher. Wie rein und groß waren diese früh Gefallenen; in ihnen lebte das, was wir alle von unseres Volkes Zukunft ersehnen: eine neue Jugend, stark und kühn, die das Leben liebt, Wolken, Wiesen, Wald und Wasser; die mit herzandrängendem Jubelgefühl wie im Entdeckerrausch hinausstürmen will in die Ferne und Weite, alle frischen Winde eines neuen Weltglücks mit ihrem Stirnhaar spielen zu lassen — und die doch in Augenblicken der Not schweigsam und pflichttreu auf ihrem Heimatboden steht, jederzeit bereit, für ihn das Herzblut zu verströmen. Von solchem Sterben sprach einer dieser beiden einst das Wort: „Großen Seelen ist der Tod das größte Erleben."

⌘ ⌘ ⌘

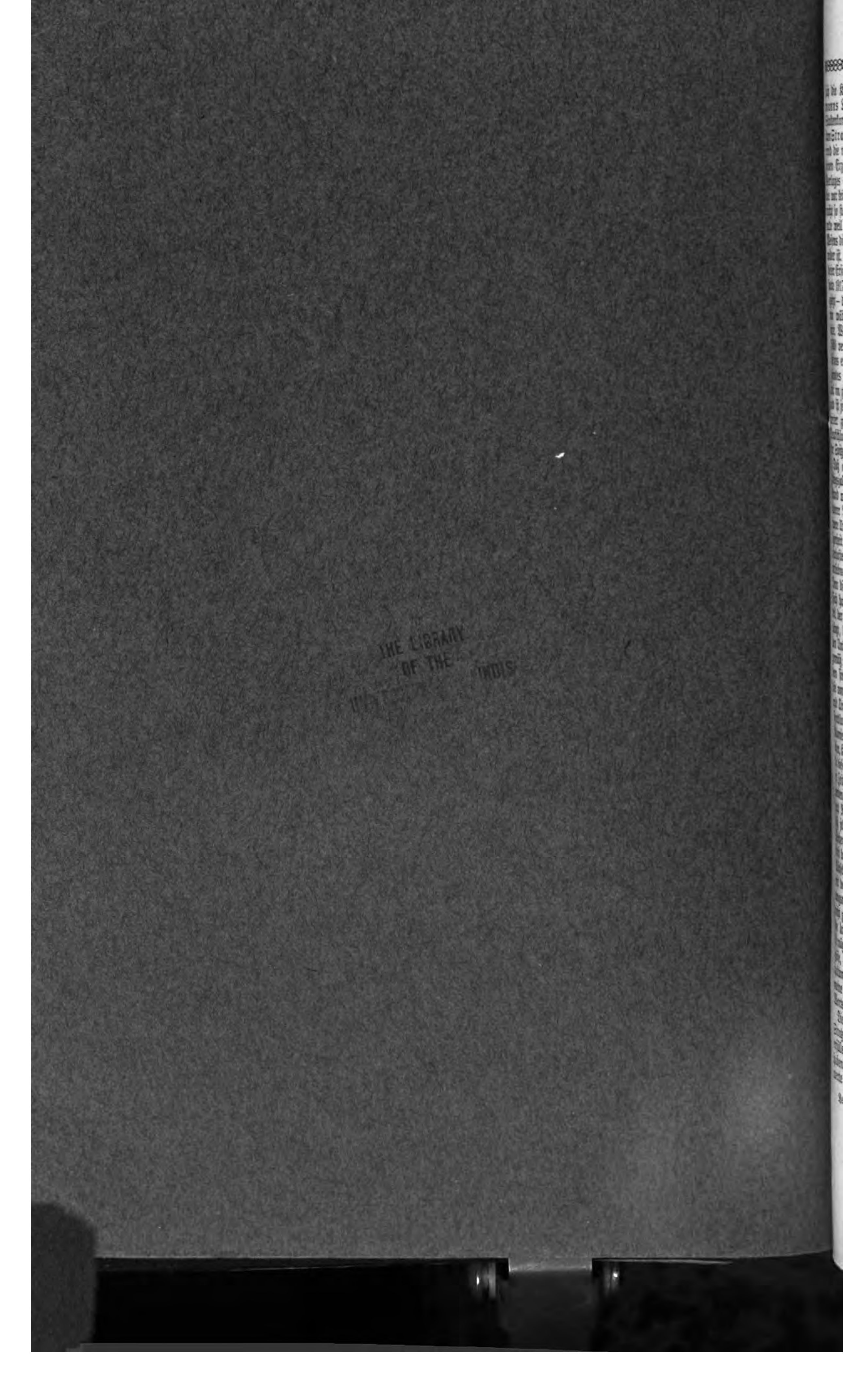
Wenn man von dieser Höhe kommt, ist es nicht leicht, sich sogleich in dem Alltagsgewühl des Büchermarktes zurechtzufinden und nach neuen Werten zu suchen. Da sehe ich eine Brücke, die beide Welten miteinander verbindet. Auch Klara Hofers Roman „Bruder Martinus" ist kein Alltagsbuch. Auch in ihm lebt ein hoher und starker Sinn, ein unüberwindlicher Kriegergeist, dem keine Höhensehnsucht fremd ist — der Geist Martin Luthers. Mit gutem Bedacht kann man sagen: sein Geist lebt wirklich in diesem Buch. Eine seltene Frau hat es geschrieben, eine von denen, die es zu den stärksten und männlichsten Seelen zieht. Mit tiefem Verständnis ist sie früher Friedrich Hebbels Spuren nachgegangen und hat in zwei Büchern von dem Ringen und Werden dieses durch sich selbst gewordenen Dichters ein erstaunlich bedeutendes und verständnisvolles Zeugnis abgelegt. Diesmal wählte sie keinen geringeren als den großen Reformator zum Vorwurf, und auch hier hat sich ihre Hand nicht zu schwach erwiesen für so gewaltigen Wurf. Rein geschichtlich und doch visionär beginnt das Buch; in einem gehaltvollen, abgeklärten Stil wird uns knapp, aber mit lebendiger Farbigkeit das Bild der Zeit gezeichnet, in die Bruder Martinus hineinwächst. Bewundernswert ist es, wie Klara Hofer diesen Ketzergeist versteht: wir erleben sein langes Zagen und seine verzweifelten Seelenkämpfe ebenso innerlich mit wie seinen Überwindenmut, der langsam zur Zuversicht und zu fröhlicher Sicherheit führt. Bei aller Kunst der Umweltzeichnung bleibt Klara Hofer der Hauptsache vollkommen gewachsen: aus dem Fühlen und Denken Martin Luthers heraus uns ein „Buch vom deutschen Gewissen," so lautet der berechtigte Untertitel, zu geben.

⌘ ⌘ ⌘

. . . Kürzlich hatte ich eine Unterredung mit einem bekannten Berliner Buchhändler, dessen Laden gedrängt voll Menschen war. Trotz Papiernot und schlechten Zeiten hatte das Geschäft nie so geblüht wie jetzt. Namentlich Unterhaltungsbücher wurden begehrt: vor ein paar großen Stapeln staute



Bildnis
Gemälde von Helene von der Leyen



sich die Käufermenge, es waren Sudermanns Litauische Geschichten, Herzogs Stoltenkamps, in einigem Abstand davon kam Stratz mit seinem Eisernen Mann, während die massenhaft auf den Markt geworfenen Erzählungen des Kurt Wolffschen Verlages im Verhältnis zu ihrer Reklame, die vor keiner Abgeschmacktheit zurückschreckt, nicht so stark begehrt wurden, vielleicht gerade weil dem Deutschen im Grunde seines Wesens dies yankeehafte Anschreien doch zuwider ist. Nun war mir bekannt, daß trotz dieser Erscheinung — das Weihnachtsgeschäft hatte 1917 bedeutend früher als sonst eingesetzt — die Erzeugung im deutschen Schrifttum während des Krieges nachgelassen hatte. Während 1913 nicht weniger als rund 35000 verschiedene Bücher und Druckhefte bei uns erschienen waren (sicherlich ein ungesundes Zuviel), sank die Zahl der Buchtitel im zweiten Kriegsjahr schon auf 23558 und ist jetzt infolge des Papiermangels noch weiter zurückgegangen. Gleichwohl steht Deutschland verhältnismäßig noch immer an der Spitze der literarischen Erzeugung.

Daß aber der Bücherabsatz im vierten Kriegsjahr gestiegen ist, hat zum Teil seinen Grund wohl in der Schwierigkeit, Geschenke anderer Art aufzutreiben. Dafür bietet die neuere Unterhaltungsliteratur bequemste Gelegenheit, ohne Bezugschein und ohne märchenhafte Preise, auch ohne mit Ersatzstoffen vorliebnehmen zu müssen, etwas zu kaufen. Denn die altbewährten Lieferer in diesem Fach haben noch nicht versagt, im Gegenteil, der Krieg und was mit ihm zusammenhängt, bietet dankbaren Boden gerade für den Unterhaltungsroman und wird naturgemäß weidlich ausgenutzt. Schon im Frieden sind für diesen Literaturzweig Stoffe, die von vornherein die Möglichkeit von Zu- und Unfällen, wie von rasch fortschreitender Handlung bieten, erwünscht: Militär, Sport, Kolonien, Börse, Polizei, Parlament, Hofleben, Kunst, Diplomatie, Reisen usw. Denn da diese Romane meist vor der Buchausgabe in Zeitungen oder Zeitschriften abgedruckt werden, so muß der Wunsch des Redakteurs nach Rationierung des Romans, so zwar, daß jedes einzelne Maß der Tages- oder Wochengabe in sich eine gewisse Spannungskraft besitzt, berücksichtigt werden. Weitere Wünsche des Redakteurs decken sich meist mit dem des Buchverlegers: der Unterhaltungsroman darf nicht zu flach, aber auch nicht zu tief sein, er muß Fragen behandeln, die landläufiges Interesse haben; Tendenz ist möglichst zu vermeiden, erotische und religiöse, auch politische Fragen sind mit Zurückhaltung zu behandeln — so ist auf allgemeine Beliebtheit ohne Anstoß, mit anderen Worten auf Massenabsatz zu rechnen.

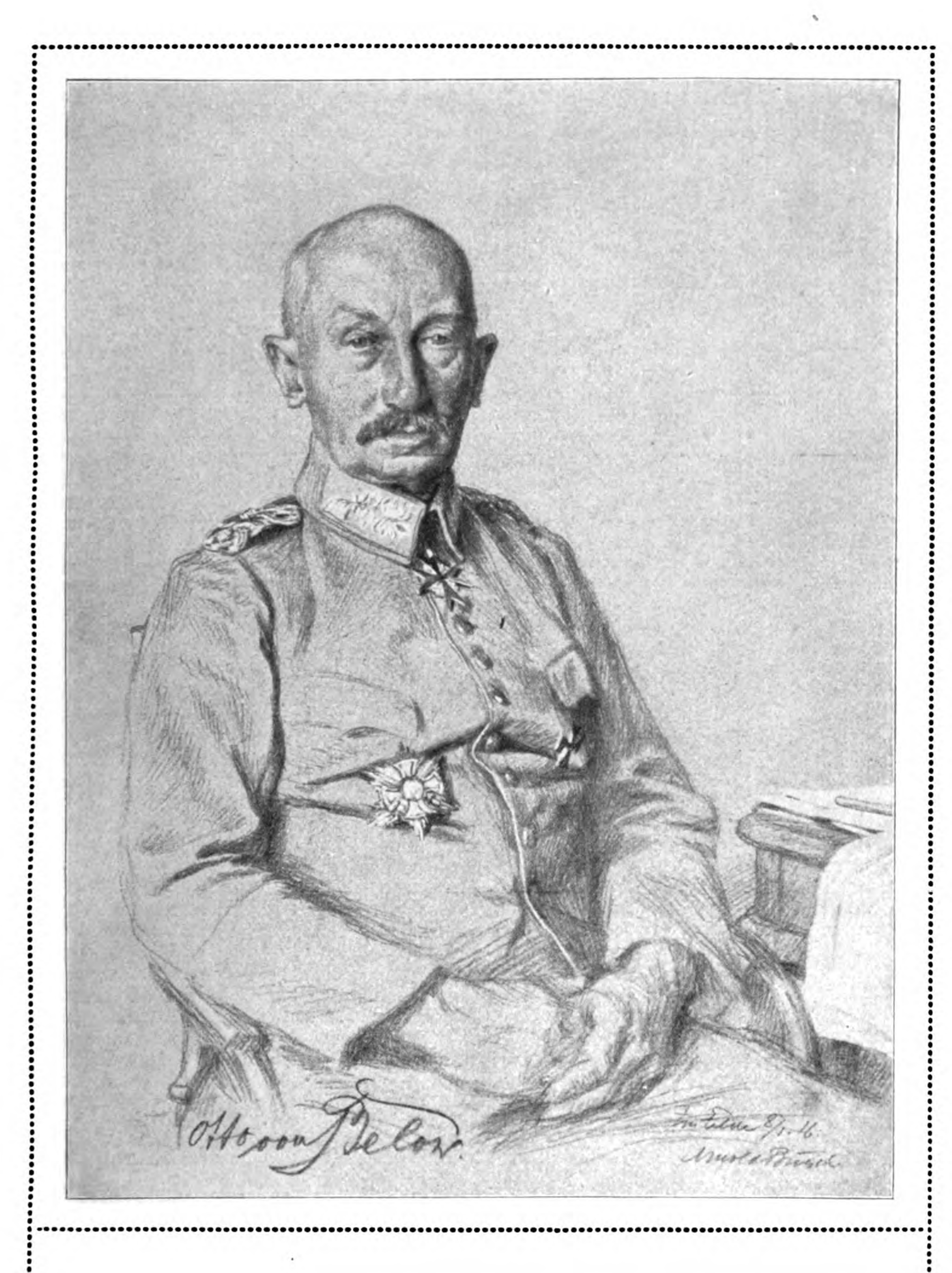
Die beiden vorliegenden Romane von Stratz und Herzog, den beiden Rudolphen, erfüllen diese Forderungen vollkommen, sie haben darüber hinaus noch gewisse Zeitwerte und sind darum in ihrer Art erfreulich. Beide Verfasser haben es geschickt verstanden, Stoffe zu wählen, die, obwohl durchaus zeitgemäß und lebendig, doch die eigentlichen Kampfhandlungen klug vermeiden, deren allzuhäufige Schilderungen nach Ompteda und anderen schwer zu überbieten sind. Herzog knüpft in seinem Roman Die Stoltenkamps und ihre Frauen an seine beste Überlieferung: die Wiskottens an, den Arbeitsang seiner Wuppertaler Heimat. Diesmal darf er noch auf größeren Begehr seines Werks rechnen, denn die Könige des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, die Krupps selber, ihr Familienleben und ihr geschäftliches Werden sind unter den ‚Stoltenkamps' zu verstehen. Wir erleben sie durch vier Generationen: ein tüchtiges, aller Ehren wertes Geschlecht. Neben dem Ablauf des Familienlebens werden die verschiedenen Entwicklungsstufen des großen Industriewerks, mit ihren Nöten und Rückschlägen, ihren Zufällen und vor allem mit der stahlharten Energie der Inhaber romanhaft veranschaulicht. Mitunter mutet die Darstellung etwas marlitthaft an, manches ist überdeutlich und eine leichte Rührseligkeit in den Mutterszenen erinnert an ‚Herzblättchens Zeitvertreib'. Dafür spürt man immer Herzogs innere Bewegung, wenn er auf die Schilderung seiner engeren Heimat, der schönen Rheinlande kommt. Da fühlt man mit. Im übrigen klappert die geschickte Technik des Zeitromans, der einen guten Stoff verarbeitet. Nur das letzte Kapitel prunkt in einem anderen Kleide. Herzog verfällt hier, um die Bedeutung des ausbrechenden Weltgewitters auch äußerlich zu kennzeichnen, in einen schwungvollen Dithyrambenton, der ein wenig nach Kraftmeierei und Phrase schmeckt. Er erinnert an den polternden Galopprhythmus mit tausend Ausrufungszeichen und steten Wiederholungen der gleichen Worte, den wir auch in der Herzogschen Kriegslyrik so oft finden. Ein Gegenstand von der Größe dieses Weltkrieges aber bedarf des Bombastes so wenig wie der Chimborasso eines Kuppeldachs oder einer Tietzschen ‚Weltkugel'.

Den Anfang des Krieges als Ende benutzt auch Rudolph Stratz in seinem Eisernen Mann nur nüchterner und sachlicher als Herzog. Stratz sucht, wie schon im ‚Deutschen Wunder', die Fäden klarzulegen, die zum Ursprung, zur Schuld und zum ersten Verlauf des Weltbrandes führen. Dort hatte er den Größenwahn des russischen Panslawismus zum Ziel genommen, hier aus eigener Anschauung — denn Stratz kennt Paris und sogar, was für einen Deutschen mehr sagen will, Frankreich — den Revanchewahnsinn jenseits des Wasgauwaldes, wie er, schon im Frieden, Jahr für Jahr drohender wurde. Mit dem Zwangsverfahren des zwecksuchenden Stoffschilderers wählt er seine Gestalten so, daß die Handlung bald in Berlin und in Potsdam, bald im Elsaß, bald in Paris, bald in Rom spielen kann. Ein solches Verfahren ist einfacher als der Laie glaubt,

der Verfasser nimmt einen Pariser Politiker, am besten, wie hier, nach greifbar deutlicher Vorlage einen alten Hitzkopf und Revanchefanatiker, dessen Frau eine Italienerin ist und dessen Sohn vor dem Kriege im Elsaß wegen Spionage verhaftet wird. Wenn dann noch die Tochter dieses Deutschfressers, der in Paris eine große Rolle spielt, an einen elsässischen Reichstagsabgeordneten verheiratet ist, der für Deutschland ist, während sein Sohn als französischer Offizier fällt und nebenher ein badischer Fabrikant, der zugleich sozialistischer Arbeiterführer ist, den Weg zu einer adligen Potsdamer Generalstochter findet — so hat man ungefähr das Fadensystem beisammen, das dieser Webearbeit zugrunde liegt. Den Einschlag besorgen die allbekannten Geschehnisse des Kriegsverlaufs. Trotz diesem allzu mechanischen Verfahren und dem etwas lauten Klappen der Maschine ist der Roman nicht nur fesselnd durch seine ungemein lebendige und wechselvolle Schilderung, er ist auch ein Zeitdokument, in dem mit Umsicht und Entschiedenheit aus den Volkscharakteren heraus das Ungeheuerliche dieses Weltringens erklärt wird. Es setzt da manchen scharfen Seitenhieb auch auf die schwachen Seiten der Deutschen ab. So, wenn der alte Franzose bei einer Fahrt durch Berlin sich lächelnd die Hände reibt angesichts der Hunderte von Firmenaufschriften in schlechtem Französisch und wenn er in seiner Aufgeblasenheit, freilich schief genug, dazu meint: „Es ist das schlechte Gewissen. Diese Stadt empfängt das Ausland mit der Höflichkeit eines Parvenus, weil sie sich ihrer Unebenbürtigkeit bewußt ist.“ Solche Überhebung, meint Stratz mit Recht, wäre nach 1871 nicht möglich gewesen, sie war erst entstanden, seitdem Deutschland den Erdball mit Freundschaftsbezeugungen überschüttete. Und gerade wir, die wir in Berlin leben und daher das bewundernswert Tüchtige dieser Arbeitsstadt kennen, werden dem Sittenschilderer recht geben, der von den äußeren Eindrücken der Straßen im Fremdenviertel sagt: „Was hier auffallen sollte, mußte schreiend und bunt, was man bewundern sollte, aus dem Ausland sein. In endlosen Reihen rasten die Autos durch den lauen Sommerabend zu Isadora Duncan und der Pawlowa, zu Caruso und der Duse. Pariser Ehebruchstücke lockten an den Litfaßsäulen, ein Pariser Conférencier zeigte den Deutschen Eleganz, ein Pariser Schneider den deutschen Frauen die Hosenröcke der Pariser Halbwelt, ein Pariser Ästhet die Körperkultur. Ein Franzose in Amt und Würden lehrte das musikalischste Volk der Erde die Grundlagen der Musik, ein belgischer Professor das Volk des fortgeschrittensten Kunstgewerbes die Kunstregeln. „Allons, ma petite!“ mahnten die französischen Bonnen. Die Schutzleute zeigten durch Armbinden, daß sie französisch konnten. Französisch waren die Speisekarten und die Geschäftsschilder.“ — Es war nun freilich der verzeihliche Irrtum der Ausländer, daß sie dies Stück der Friedrichstadt für Berlin oder gar für Deutschland hielten. Aber was hat dieser Irrtum uns geschadet!

In eine ganz andere Welt fühlt man sich versetzt, wenn man nach derartigen geschickten Unterhaltungsromanen bewährter Techniker ein Buch zur Hand nimmt wie „Jürnjakob Swehn, Der Amerikafahrer“, von Johannes Gillhoff. Ein Außenseiter, der über die zunftmäßig abgesteckte Bahn des Literarischen munter hinweggaloppiert, ein unverfälschtes Volksbuch. In einem halbzerfallenen Strohdachkaten Mecklenburgs wird Jürnjakob als Sohn eines Tagelöhners, eines Ärmsten der Armen — und doch unter einem tanzenden Stern geboren. Ein Funke fällt in das Hüttchen; ein ungewöhnlich heller Geist rumort früh in dem Jungen und läßt ihm seine Umwelt bald zu eng werden. Neunzehn Jahre alt wandert Jürnjakob nach Amerika aus. Zwei Jahre dient er dort als Knecht, und schon dünkt es ihn an der Zeit, sich selber Haus und Herd zu gründen. Er zählt sein Geld; es sind 350 Dollars. Damit macht er sich auf die Freiersfüße und geht zu einer benachbarten Landsmännin, zu „Wieschen“. Ich lasse ihn nun seine Liebeswerbung selbst erzählen, die mit ihrem trockenen Realismus und nüchternen Bauernverstand geradezu einzig ist: „Es war Sonntag nachmittag. Sie saß mit dem Knüttstrumpf (Strickstrumpf) vor der Tür. Ich setzte mich auch auf die Bank. Wir sprachen vom Wetter und von der Wirtschaft. Als das besorgt war, fragte ich: ‚Wieschen, woviel Geld hast du zusammen?‘ Sie holte ihren Beutel. Sie hatte gut 200 Dollars. Ich legte meine 350 daneben und sagte: ‚Ich weiß da eine kleine Farm in der Nähe von Springfield. Es sind nur zwei Kühe und zwölf Schweine da; aber für den Anfang ist das genug. Ich will sie pachten, wenn du mit mir gehen willst.‘ Sie faltete ihre Hände und kuckte eine Weile vor sich hin. Dann strich sie über die Schürze. Als sie das getan hatte, sagte sie Ja und gab mir die Hand. Siehe, so sind wir Brautleute geworden, und von dem Tage an war ich glücklich.“

So scheinbar nüchtern, aber immer fesselnd durch seine kraftvolle Ursprünglichkeit, erzählt dies Buch das ganze Werden, Kämpfen und Emporsteigen jener Siedelung und hebt sich zum Schluß zu einem Zeitdokument empor, das für den amerikanischen Anteil an diesem Gewirr von Völkerkämpfen höchst kennzeichnend, der Klarheit, wie der vaterländischen Treue dieses einfachen Mannes das beste Zeugnis ausstellt. Das Ganze ist die Robinsonade eines Farmers, geschrieben in kernigem Bauerndeutsch, voll innerer Wärme bei Scherz und Ernst. Denn der schalkhaft-behagliche Humor Fritz Reuters, seines Landsmannes, fehlt so wenig wie der Gram eines tiefen Herzens.



General der Infanterie Otto von Below, der Führer der deutschen Armee gegen Italien

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem Großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

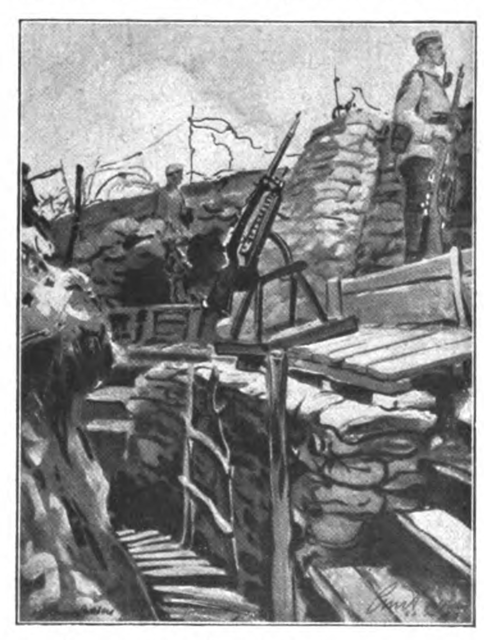
Illustrierte Rundschau

Ein Rembrandt-Fund im Schlosse zu Berlin — Kriegstagebücher von Ernst Vollbehr und Prof. Max Slevogt — Holzbildwerke von Stanislaus Hell — Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Berliner Kunstgewerbe-Museums: Berliner Eisenkunstguß. Von Hermann Schmitz — Zu unsern Bildern

Unter den äußerst zahlreichen Bildern im Besitz des preußischen Königshauses — es sind ihrer mehr als 10000 — gibt es selbstverständlich sehr viele, die zurückgestellt sind, weil man sie des Hängens nicht mehr für wert erachtete. Ab und an wird aber auch unter diesen noch ein wertvoller Fund gemacht. So entdeckte jüngst Geheimrat Prof. Paul Seidel, dem ja die Kunstsammlungen in den Königlichen Schlössern unterstellt sind, einen ohne Zweifel echten Rembrandt, über den, bestätigend, jetzt Exzellenz von Bode im ‚Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen' berichtet. Es handelt sich um das Bildnis eines Russen, das, wie nunmehr festgestellt ist, aus dem Jahre 1661 stammt, also acht Jahre vor dem Tode Rembrandts gemalt worden ist. Wie aber kam er zu seinem Modell? Herr von Bode glaubt auch dafür eine Lösung gefunden zu haben. Er nimmt an, daß der Meister in Amsterdam auf eine griechisch-orthodoxe Pilgerkarawane gestoßen sei, die auf der Fahrt nach dem gelobten Lande begriffen, in der großen niederländischen Hafenstadt längere Zeit festgehalten wurde. Längere Zeit, denn es läßt sich nachweisen, daß Rembrandt gerade 1661 eine ganze Anzahl Bilder gemalt hat, die in einem gewissen Zusammenhange mit dem neu aufgefundenen stehen. „Er las," schreibt Geheimrat von Bode, „in den herben, ausgearbeiteten Zügen die Geschichte eines Lebens voll Not und Kampf, von Entbehrung und Freudlosigkeit, aber gemildert durch den Ausdruck stiller Ergebung und der Sehnsucht nach Ruhe und Erlösung. Gerade danach aber rang er selbst nach all dem schweren Unglück, an dem er sich selbst mitschuldig fühlte, diesen Frieden suchte er, verlassen und betrogen von der Welt, mit aller Kraft des Glaubens zu erringen." —



Studienkopf eines Russen. Gemälde von Rembrandt. Unlängst entdeckt im Königl. Schlosse zu Berlin



Im Kampfgraben. Verkleinerte Wiedergabe aus dem 2. Bande der „Kriegstagebücher" des Malers Vollbehr (Verlag F. Bruckmann A.-G. in München)

Der Breslauer Prof. Arnold Busch hat eine Reihe trefflicher ‚Bildnisse aus dem großen Kriege' erscheinen lassen, aus der wir diesmal das Bild des jetzt soviel genannten Generals der Infanterie Otto von Below (Seite 99) veröffentlichen. Wir dürfen vielleicht in das Gedächtnis unserer Leser zurückrufen, daß General von Below zu Anfang des Krieges das 1. Reservekorps führte, dann an der Spitze der 8. Armee vor Riga stand, darauf an der mazedonischen Front und, vorübergehend, eine Armee in Flandern befehligte, bis ihn die Oberste Heeresleitung auf die z. Z. wichtigste Stellung, zur Führung der 14. Armee gegen Italien berief. Sein Name wird für immer in der preußischen Heeresgeschichte unter den ersten stehen. — Von Prof. Arnold Busch stammt auch das Bild des Kriegsmalers Ernst Vollbehr, der in dem vorliegenden Heft durch



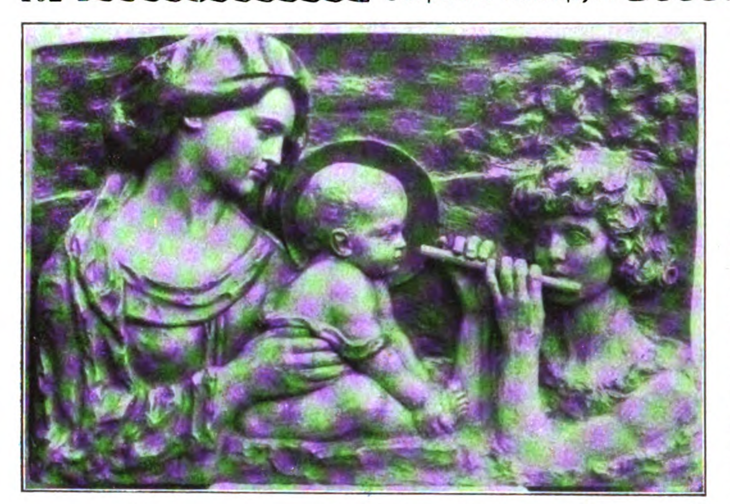
Bildnis des Kriegsmalers Ernst Vollbehr. Zeichnung von Prof. Arnold Busch. Aus dem 2. Bande der „Kriegstagebücher" des Malers Ernst Vollbehr (Verlag F. Bruckmann A.-G. in München)

seinen großen Beitrag ‚Abwehrschlachten' vertreten und unseren Lesern auch durch frühere Beiträge wohlbekannt ist. Ernst Vollbehrs Kriegstagebücher erschienen in zwei stattlichen Bänden bei F. Bruckmann in München, und wenn man diese durchsieht, staunt man immer aufs neue, nicht etwa nur über die künstlerische Leistung, sondern über die Findigkeit und Ausdauer, mit denen der Maler zu schaffen verstand. Zu schaffen unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen; gleichviel ob von einem Baumwipfel oder einem Schornstein aus oder vom Fesselballon herab, jedenfalls fast immer ‚unter erschwerenden Umständen'.

Es wird wohl erst einer späteren Zeit vorbehalten bleiben müssen, in Ruhe Stellung zu den verschiedenen Arten und Abarten der heutigen Kriegsmalerei zu nehmen. Aber fesselnd ist es heut schon, den ‚Akrobaten des Pinsels' eine schöpferische Kraft wie die von Max Slevogt gegenüberzustellen. Auch von ihm liegt ein Kriegstagebuch' in glanzvoller Ausstattung vor (Verlag Bruno Cassirer in Berlin). Slevogt nun äußert sich höchst kritisch, ja ablehnend über die Möglichkeiten der Kriegsmalerei. „Kunst ist Gestaltung," sagt er u. a., „was sie nicht deuten kann, versagt sich ihr. Diese auf den Kopf gestellte Umwelt (des Kriegsschauplatzes) wird den Menschen in uns tief treffen, den Darsteller abstoßen. Das treueste ‚Bild' von ihr wird das möglichst erbärmliche Panoptikum geben." Prophete rechts, Prophete links — und ob die Wahrheit auch hier in der Mitte liegt, wäre noch zu erweisen. Bei aller Bewunderung des großen Könnens Meister Slevogts kann aber



Gefangene Alpenjäger im Mittelschiff der St. Pierrekirche in Douai
Verkleinerte Wiedergabe eines Bildes in dem „Kriegstagebuch von Max Slevogt" (Verlag von Bruno Cassirer in Berlin)



Madonnenrelief. Holzbildwerk von Stanislaus Hell

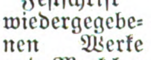
nicht verschwiegen werden, daß seine ‚Kriegsbilder' nicht sonderlich zu fesseln vermögen. —

Stanislaus Hell ist ein Tiroler Kind und einer von denen, die ganz durch sich selber geworden sind, was sie sind. Er hat die Ziegen gehütet, entdeckte früh die Begabung zur Holzschnitzerei, besuchte die Schnitzschulen zu Hall und Innsbruck, kam nach München und Wien, wo sich seine Kunst zur Plastik größern Stils und zur Malerei erweiterte. Schließlich siedelte er nach Berlin über, wo er seit Jahren mit Erfolg wirkt und zumal durch seine in Holz geschnitzten Bildnisse reiche Anerkennung gefunden hat. —



Bildnisbüste in Holz (bemalt) von St. Hell

Das Königliche Kunstgewerbe-Museum in Berlin konnte in diesem Jahre auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß ist eine schön ausgestattete Festschrift erschienen (Verlag F. Bruckmann in München), in der sich Hermann Schmitz im besonderen mit dem ‚Berliner Eisenkunstguß' beschäftigt, von dessen Erzeugnissen das Museum einen reichen Schatz besitzt. Wir haben in den Heften bereits wiederholt dem Eisenkunstguß unser Interesse bewiesen, weil wir überzeugt sind, daß er, jahrzehntelang wenig beachtet, sich zu neuer Geltung durchringen wird. Und zwar nicht nur, weil uns durch den Krieg Kupfer und Bronze knapp geworden sind, sondern weil er es an sich verdient, belebt zu werden. Die in der Festschrift wiedergegebenen Werke und Werkchen sind fast sämtlich in der einst hochberühmten Berliner Königlichen Eisengießerei hergestellt worden; so wurde denn auch die Festschrift zu einer Geschichte jener denkwürdigen Anstalt, die, 1804 gegründet, neben Industrieerzeugnissen und Kriegsmaterial von Anfang an hauptsächlich künstlerische und kunstgewerbliche Arbeiten herstellte; übrigens gingen, seit 1822, auch Bronzegüsse aus ihr hervor. Erst im Jahre 1873 wurde die Gießerei geschlossen; die Erbschaft ging an inzwischen emporgekommene Privatgießereien über. Viele ihrer kleinen Schöpfungen werden heut von Sammlern heiß umworben. So nicht zuletzt die vielfach reizvollen Neujahrskarten, die mit 1805 ausheben und bis 1848 fortgeführt wurden. Es ist ganz vergnüglich, sich heut die Neujahrskarte von 1818 anzusehen, und wir bilden dieses gerade hundert Jahre alte Stück deshalb ab. —





Bildnisbüste in Holz von Stanislaus Hell







Kleinbüsten: Fichte — Bergrat Werner — Herzog von Braunschweig-Öls
Aus der Berliner Königlichen Eisengießerei. Wiedergaben von Lichtdruck-Bildern in Hermann Schmitz, Berliner Eisenkunstguß. (Verlag F. Bruckmann A.-G. in München)

Wir haben bereits oben des Prof. Arnold Busch als trefflichen Zeichners gedacht. Das Titelbild des vorliegenden Heftes zeigt ihn von einer anderen Seite: es gibt ein Gemälde von ihm wieder, einen unserer kernigen U-Bootsmänner. Kraftvoll hebt sich der schöne, wetterharte Kopf von dem lichten Untergrund ab, klar blicken die Augen in die Weite, kecker Wagemut und harte Zähigkeit sprechen aus dem gebräunten Gesicht. „Es wird geschafft", das ist die rechte Unterschrift zu dem Bilde. — Neben den ‚Interieurs' (ich möchte einen Preis für eine gute Übertragung des Wortes aussetzen; ‚Innenraum', ‚Innenteil', wie Duden verdeutscht, klappt denn doch nicht recht) sind ‚Stilleben' allerart jetzt besonders beliebt und zumal ‚Blumenstücke'. Es macht sich freilich gerade für die letzteren, leider, ein blutiges Halbkönnen bedenklich breit. Aber ein Bild, wie die ‚Gelben Astern' (zw. S. 8 u. 9 eingeschaltet) von Carl Piepho anzuschauen, ist ein wirklicher Genuß. Wie der Münchener Künstler (übrigens 1869 in Frankfurt a. M. geboren) sein Stilleben zusammengebaut, wie er den bunten Strauß in die Mitte hingestellt hat und sich von dem dunkelblauen Vorhang abheben läßt, das verrät die sichere Meisterhand. — Aus der langen Reihe unserer übrigen farbigen Einschaltbilder möchte ich zunächst ein älteres Gemälde herausheben, eine der Perlen der Hamburger Kunsthalle: Wäscherinnen am Tiberstrand von Franz Dreber (zw. S. 44 und S. 45). Ein geborener Dresdener (geb. 1822), hat Dreber fast sein ganzes Leben in Rom zugebracht, in dessen Nähe er auch 1875 starb. Trotzdem fast alle großen deutschen Museen Werke von ihm besitzen, blieb er verhältnismäßig unbeachtet, wozu sein Wesen viel beigetragen haben soll. Im Anschluß an die Kunst der Koch und Preller malte er seine wunderbaren italienischen Ideallandschaften. — Zwei Frauengestalten mögen sich anreihen: ein Bildnis von Rudolf Hesse (nach S. 56), sehr fein und vornehm in Auffassung und Ton; das Werk eines jungen Müncheners, der, wenn wir recht unterrichtet sind, 1917 zum ersten Male im Glaspalast ausgestellt hat. Dann, zwischen Seite 96 u. 97 eingeschaltet, ein überaus frisches, lebhaft wirkendes Bildnis von Helene v. d. Leyen, das Brustbild eines Mädchens, das — sehr hübsch erdacht

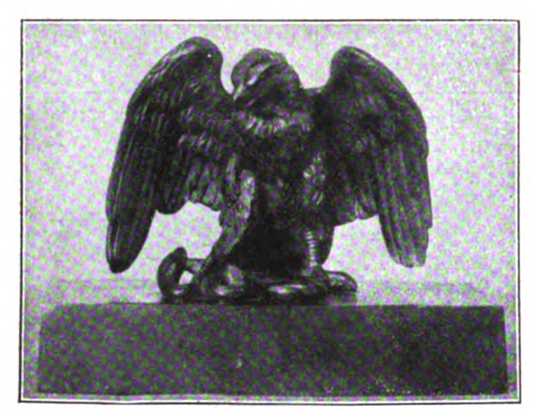


Gneisenau
Statuette in Eisenguß von Stilarsky
(Aus Hermann Schmitz, Eisenkunstguß)

— ein kleines plastisches Werk in der Hand hält. — Unser alter, junger Freund Prof. Hanns Pellar in Darmstadt gab uns seinen lustigen ‚Bocksprung‘ (nach S. 88), ein keckes Faunbildchen, das stark an jene phantasiereichen ersten Werke erinnert, mit denen der Meister in München seinen jungen Ruhm begründete. — Stimmungsvoll wie immer gibt sich der vortreffliche Stuttgarter Prof. Robert Pötzelberger in seinem Dünengemälde; schlicht, einfach und eindringlich (nach S. 52). — Ich sprach oben von künstlerischen Eisenarbeiten älterer Zeit und der Möglichkeit, daß das Eisen bei den Bildhauern unserer Tage wieder zu Ehren gelangt. Da ist es denn fesselnd, solch ein neues Werk zu sehen. Hans Schwegerle, Lübecker von Geburt (geb.



Tintenfaß. (Aus Hermann Schmitz, Berliner Eisenkunstguß)



Briefbeschwerer (Aus H. Schmitz, Berliner Eisenkunstguß)

1882), aber seit Jahren erfolgreich am Isarstrand tätig, wo er auch unter Prof. W. v. Ruemann studierte, gehört zu den ersten, die das Wagnis unternahmen. Wir geben die von ihm geschaffene Eisenbüste in einer seitlichen und einer Vorderansicht (auf einem Blatt hinter Seite 64 vereinigt), um die starke Eigenart des Werkes zu kennzeichnen: die feine langgestreckte Kopfform und das kräftige schöne Profil. — Von Hans Baluschek, dem Berliner Sezessionisten, schalten wir zwischen den Seiten 80 u. 81 die Wiedergabe eines Gemäldes ein, das besondere Beachtung verdient. ‚Kriegswinter‘ nennt es der Künstler: mögen unsere Leser selbst die Zusammenstellung der verschiedenen auf dem Bilde verewigten Motive, in denen die Berechtigung der Bezeichnung liegt, ergründen: von dem trauernden Paar im Vordergrunde bis zur dampfenden Lokomotive oben. — Ein heiterer Klang tönt uns aus der Radierung von Prof. Alex Eckener entgegen, dem ‚Hausquartett‘ (nach S. 72). — Prachtvoll sind die einzelnen Gestalten und die Köpfe der vier, ganz in ihrer Tonwelt aufgehenden Musikanten und wohl Dilettanten. — Zum Schluß wieder einmal ein Bild aus unserer lieben Heimat in einer künstlerischen Aufnahme von Ernst Schneider (zw. S. 60 u. 61). Das hier meisterlich wiedergegebene Schloß Hartenstein liegt unfern Zwickau und gehört dem fürstlichen Geschlecht Schönburg; das gleichnamige Städtchen ist übrigens die Geburtsstätte unseres großen Liederdichters Paul Fleming.

H. v. Sp.



Neujahrskarte für 1818 der Berliner Königlichen Eisengießerei
Aus Hermann Schmitz, Berliner Eisenkunstguß
(Verlag F. Bruckmann A.-G. in München)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



...faß. (Aus Hermann Schmitz, ...
Berliner Eisenkunstguß)

...des ein, das besondere Be...
...rdient. „Kriegswinter neun...
...nstler: mögen unsere Lein...
Zusammenstellung der ver...
...auf dem Bilde verewigten...
denen die Berechtigung der...
...g liegt, ergründen: von dem...
Paar im Vordergrunde li...
...nden Lokomotive oben. –
...r Klang tönt uns aus der...
von Prof. Alex Eckener...
dem „Hausquartett“ (nach...
Prachtvoll sind die einzeln...
...en und die Köpfe der vier...
...hrer Tonwelt aufgehenden...
und wohl Dilettanten...
...ß wieder einmal ein Bild...
...r lieben Heimat in einer... künstlerischen Aufnahme von Ernst Schneider (zw. S. 60 u. 61). Das hier meisterlich wiedergegebene Schloß Hartenstein liegt unfern Zwickau und gehört dem fürstlichen Geschlecht Schönburg; das gleichnamige Städtchen ist übrigens die Geburtsstätte unseres großen Liederdichters Paul Fleming. H. v. Sp.

...ießerei

...g von Velhagen & Klasings ...
...nus von Zobeltitz in Berlin. ...
...rtlicher Schriftleiter: Otto ...
Bielefeld, Leipzig, Wien.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft
zum Preise von 2 Mark (einschließlich Kriegszuschlag).
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Februarheftes:

Kunstbeilagen:

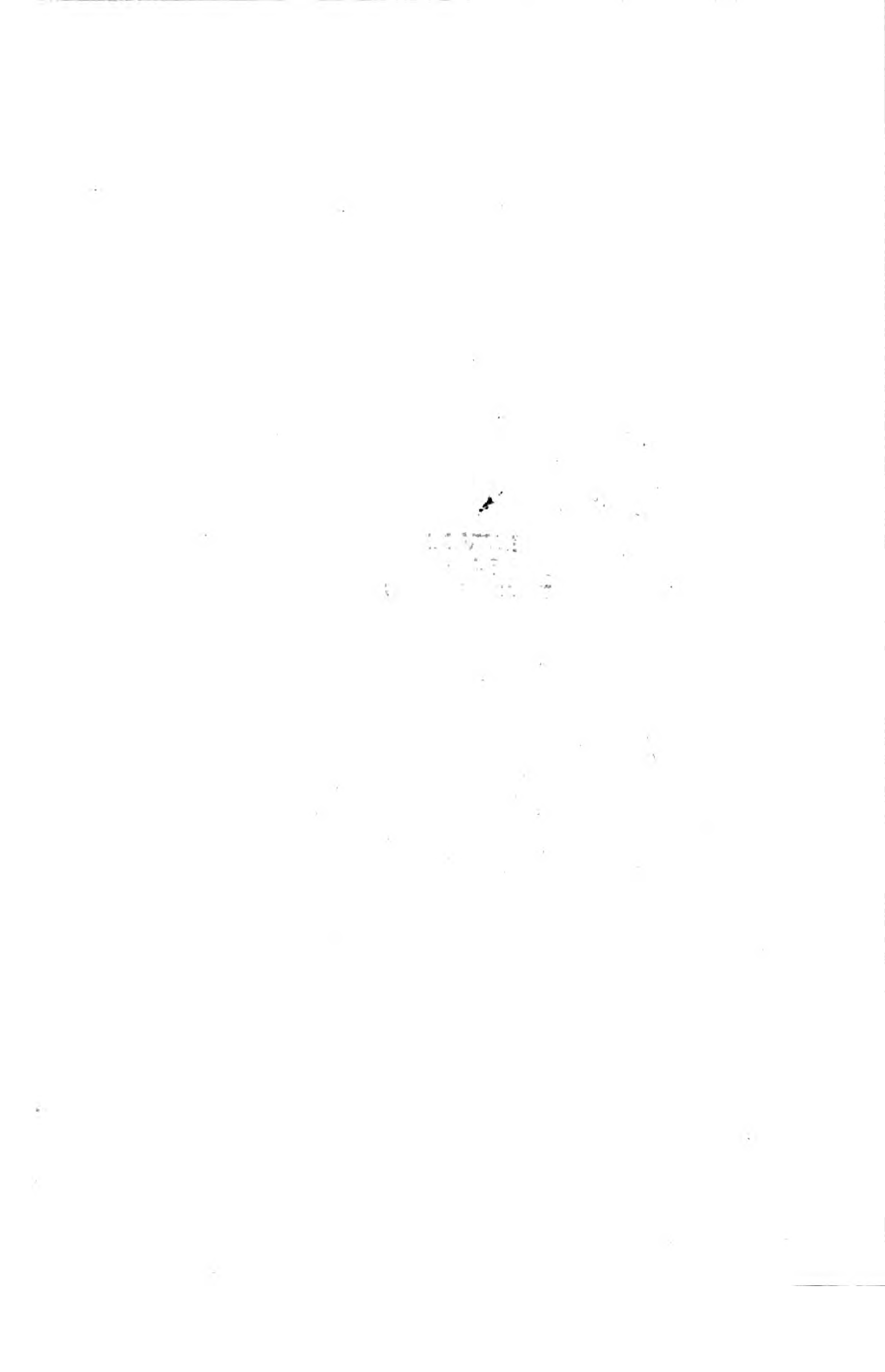
Einschaltbilder:

Selbständiges Textbild:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate:





Bildnis der Prinzessin Adalbert von Preußen
Gemälde von Prof. Walter Petersen



Deutsche Seele

Ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe

Von Johannes Höffner

Eben bei der Windmühle über dem Dorf lag Karl Asmus auf dem Bauch, streckte die bloßen braunroten Füße in die milde Luft und hütete die Güssel. Über ihm fuhren die Windmühlenflügel gleich ausholenden Schwertern sausend und ächzend vom Himmel nieder, als wollten sie ihn mitten durchschneiden zwischen Hose und Wams, mußten aber zur rechten Zeit ausbiegen und konnten ihm nichts anhaben; nur ihr pfeifender Druck strich an seiner Warpjacke wie ein kalter Atem vorbei und wirbelte das sture Haar durcheinander, das so gelb und hell war wie hinten am Horizont die Dünen im Sonnenschein.

Da hinten von den Dünen her kam feucht und salzig und sanft der Wind, trug einen Geruch von Teer und Tang aus der Welt mit sich, pfiff und sang in den Sprossen und Splintsegeln der Flügel, als spielte Petermann, der Zigeuner, auf seiner Harfe; es war ein Wunder, daß sich von solchem Hauch die großen Flügel drehten und die Steine im Mahlwerk, daß die ganze Mühle schütterte und bebte und an der armdicken Kette, mit der der Block an die Winde gefesselt war, wie ein gebändigtes Ungeheuer riß und zerrte. Und Karl Asmus sah in die wirbelnden Flügel und dachte an den Spruch, den sie letzthin im Unterricht gehabt hatten: Der Wind bläst, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt, und dachte an vieles, was er nicht fassen konnte, und es kam ihn eine Furcht vor der guten alten Mühle an, und er wußte nicht warum.

Da steckte der Müller oben aus dem Fenster seine spitze Nase, hielt die weiße Mütze in dem wehenden Wind fest und schrie: „Asmus, paß up din Jüssel, de sünd all in min Geerst.“ Und Karl Asmus sprang auf, als wäre eine Hornisse hinter ihm, lief und scheuchte, daß die Alte zischte und die Jungen, ängstlich mit den Flügeln schlagend, aus der Saat liefen, die Schnäbel in die Luft hoben und mit den Stummelschwänzchen aufgeregt wackelten. Danach legte er sich wieder auf den Bauch, hatte seine Augen und Gedanken eine Weile bei der unvernünftigen Herde und zählte, ob auch die Güsselken alle beieinander wären. Sie waren noch nicht lange ausgekommen, standen in dem grünen Gras leuchtend und gelb wie Butterblumen und so rund und quabblig wie die Eidotter, die die Mutter des Feiertags dem Vater über Speck in die Pfanne schlug, aber auch sonst wohl in der guten Jahreszeit, wenn die Hühner um die Wette legten.

Asmus zwinkerte vergnügt über die Güssel weg zur Seite, wo ein Häuschen lag ein Stück vom Wege und allein, das Fachwerk weiß getüncht, das Gebälk und die Fensterladen himmelblau. Auf dem Zaune blinkten Töpfe und Butterfaß, und aus dem Schornstein quirlte Rauch und zog durch den blühenden Kastanienbaum, der über das Strohdach sah. Dem Jungen war, als röche

er den Duft von gebratenem Speck, und das helle Wasser lief ihm im Munde zusammen, denn Mittag war nah, und er hatte als rechtes Pommernkind einen hungrigen Magen. Und wie die Mühle ihm in das Ohr klapperte, meinte er den Vater am Webstuhl zu hören, wenn er den Kamm hart und im Takt gegen die Kette schlug und das Schiffchen durch den Aufzug jagte. Auf dem Giebel schaukelte sanft die Wetterfahne, ein Dreimaster aus rostigem Blech. Bei Sturm kreischte er wie eine Möwe vor lauter Lust, und wenn die Wolken niedrig gingen und schwer, fuhr er in sie hinein wie der fliegende Holländer. Das Häuschen hatte früher einem Fischer gehört, Peter Gadegast. Auf Dorschfang war er weggesackt, und seine junge Frau mochte den Seewind nicht mehr riechen, und Asmus, der Damastweber, hatte das Anwesen für wenig Geld gekauft. Und wenn auch das Schiff auf dem Giebel nun nicht mehr zu dem Gewerbe paßte, das unter ihm getrieben ward, ließ es Weber Asmus doch ruhig weiterfahren und sah es an als ein Weberschifflein, das in die Weite zu fahren schien und doch nimmer vom Fleck kam. Es lag ihm auch nicht an, in die Welt zu kommen. Er war genugsam dahergefahren mit Ränzel und Wanderstab, von Agnetendorf über das Gebirg ins Böhmische und nach Wien, durch Deutschland und Frankreich und unter den Welschen, und dankte Gott, daß er in dem pommerschen Dorf hängen geblieben war, ein fleißiges Weib und sein gutes Brot gefunden hatte; er wußte wohl, wie schwer ein Weber sein bißchen Dasein weben muß und nicht aufkommen kann gegen die Maschine, die Tag und Nacht spinnen und weben, rasen und schaffen mag und nicht müde wird und nicht alt. Die Weber in Schlesien, die hungerten und seufzten, daß Gott erbarm, sie webten sich schier die Auszehrung an den Hals, und die Frauen schleppten den Sommer lang die schwere Leinwand von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus, und der Beutel blieb leer und die Not vor der Tür. Manch eine blieb auch liegen auf der Landstraße und starb in der Fremde, im Spital, wie seine Mutter, die einst im Frühjahr von den Kindern fort ins Hirschberger Tal gestiegen war und nie wieder heimgekommen. Und darum ließ Asmus, der Damastweber, keine Schlesische, die ihre Ware durchs Dorf trug, an seinem Hause vorbei, er hätte ihr denn Obdach und Zehrung geboten und einen Taler mit auf den Weg gegeben: „Weil mein Mutter selig a su a Schläsche gewest is. Nehmt's Brinkele und grüßt mir die Heimat."

Ihm hatte es Gott besser werden lassen, als dem Vater und Großvater und hatte ihm einen Buben geschenkt, der war mehr wert als die halbe Welt. Ja, das Schifflein oben auf dem Giebel war ihm lieb, und sein Ächzen und Kreischen klang seinen Ohren wohl. Das war das Schifflein seines Lebens, tat als führe es ins Weite und blieb doch da, wo es festgemacht war, wie an einem Anker, an der starken Achse, um die es sich drehen konnte nach allen Seiten des schönen, fruchtbaren Landes, auf dem der Flachs so hoch wuchs wie der Roggen und so blau blühte wie der Himmel am Sommertag, daß dem Webstuhl die Arbeit nicht mangele und auf den Wiesen die Leintücher sich breiten könnten wie klarer Schnee.

Zwei Wetterfahnen waren sonst noch im Dorf. Hans Kroll, der Schmied, hatte eine, die hatte er mit Fleiß und Kunst gehämmert, sollte ein springendes Roß sein und glich doch nur einem mageren, abgelebten Ziegenbock und brachte dem Schmied viel Kummer und Herzeleid. Denn wenn die Bauern kamen, ihre Pferde beschlagen zu lassen, zwinkerten sie zu dem im Winde tanzenden und knarrenden Getier hinauf, grienten und sagten zwischen den Zähnen durch: „Dunnerschlag, Hann, din Buck meckert nich schlecht." Der Schmied schluckte um der Kundschaft willen den Ärger hinter den Wodansbart, schlug auf die Eisen, daß der Hammerschlag zur Decke spritzte, und knurrte grimmig: „Ach wat, Buck. Pierd bliewt Pierd." Seine Frau war ernst und verständig und riet ihm, das mißratene Pferd herunterzunehmen, aber er schlug dann auf den Tisch und donnerte in seinem Eigensinn: „Nu ierst recht nich!"

Die dritte Wetterfahne krönte den Kirchturm, ein stolzer Hahn, der schon längst eingerostet war und beständig nach Süden zeigte, auch wenn des Winters der Nordost alles durchblies, daß es Stein und Bein fror. Er war also vollkommen unzuverlässig wie Petrus, an dessen Verrat er mahnen sollte. Aber daran dachte keiner, sondern alle meinten, damit solle die Tätigkeit ihres Predigers im Sinnbild dargestellt sein, daß er wachen sollte über seine Gemeinde, wie ein Hahn über die Hennen und seine Stimme laut und hell erheben und den Tag des göttlichen Wortes verkünden.

Und wirklich, Prediger Neumanns Wirken war so beschaffen; es gab im ganzen Dorfe keinen, der ihm nicht am Herzen lag, und seine Stimme weckte so manchen aus dem Schlaf, und manches alte, verknöcherte Herz horchte wieder auf. Sie hatten ihn alle lieb, die Alten und die Jungen, und wenn

einer nur zu dem andern sagte: „Us Preester" — glänzten die Augen.

Karl Asmus sah die Dorfstraße entlang. Naujokat, der Plünkenführer, kam mit seinem Schimmel durch den Sand gezuckelt, wackelte auf dem Wagenkasten hin und her und blies auf seiner gelben Flöte, daß man ihm Lumpen und Papier bringen sollte; aber die Türen taten sich nicht auf, so lenkte er seitwärts zum Dorf hinaus, und als Schneider Feuereiß mit einem Sack Eggen und Flicken aus seinem Haus klabasterte, war Naujokat auf und davon. Der Schneider warf den Sack durch das offene Fenster auf seinen Tisch, reckte die langen Arme in die Luft, ging zum nahen Brunnen, zog den Eimer auf und schlürfte daraus wie ein Pferd. Darüber kam Prediger Neumann des Weges. Herkules, sein gelb und weißer Schäferhund, schoß ihm jaulend vorauf, unbändig vor Freude, daß er von der Kette war, und der Schneider ließ den Eimer jählings in die Tiefe fahren, denn er schämte sich, daß er sich von dem geistlichen Herrn auf solcher Unmanierlichkeit und Unmäßigkeit hatte betrappeln lassen, und zog verlegen die Mütze. Doch Herkules verstand das falsch, stürzte in mächtigen Sätzen daher, riß ihm die Mütze aus der Hand und schlenkerte sie klatschend um die Ohren, wie einen Junghasen, den er heimlich im Klee gegriffen hatte, warf sie in die Luft und fing sie jaulend auf, bis sie endlich im weiten Bogen in den Brunnen fiel. Danach galoppierte er, des Übermutes für eine Weile satt, seinem langsam dahinschreitenden Pfarrer nach, der seinen Gedanken nachhing und von der Schandtat hinter seinem Rücken nichts gemerkt hatte, und ging dann sittsam, die Schnauze tief gesenkt, in seinen Fußstapfen, indem er hin und wieder Liebkosungen fordernd mit der Schnauze gegen die nicht gerade unansehnliche Wade seines Herrn stieß.

Der Schneider aber holte den langen Feuerhaken, der der Länge nach über der Leiter und dem Ledereimer unter der Dachtraufe hing und angelte nach der zwar nicht mehr neuen, aber immerhin noch für manche Jahre brauchbaren Kopfbedeckung, und, da sie zum Glück an einem Brombeerstrauch, der aus den Fugen der Steinquadern hervorwuchs, hängen geblieben war, brachte er sie, wenn auch mit großer Mühe, Ächzen, Stöhnen und Fluchen, fast unversehrt über den Rand.

Karl Asmus lachte auf, wie er das alles mit ansah, und die jungen Gänslein hoben verwundert den Kopf, sahen schief in den Himmel, schlugen mit den kurzen, niedrigen Flügeln, und ihre Schwänzchen gingen hin und her wie ein Lämmerzagel.

Es gab keinen schöneren Platz als hier oben bei der Mühle. Da sah man in das Dorf wie der liebe Herrgott auf die Welt. Aber der Habicht, der hoch über dem Kirchturm schwebte und in weiten Windungen sich aufwärts schraubte, höher und höher stieg, daß die Erde unter ihm wegsank, der sah noch mehr. Karl Asmus dachte, wer das wohl alles sehen könnte — das weite Meer hinter den Dünen, wo die großen Schiffe fuhren, die Segler und die Dampfer, die aus den deutschen Kolonien in Afrika kamen, aus Kamerun und Lüderitzland, wo Reinhold Schmidt von den Wilden totgeschlagen war, und landwärts die große Stadt und den Leuchtturm von Jershöft und im Dorf, überall auf den Höfen und in den Gärten und auf den Wegen die Küchel und Enten, und der Habicht suchte sich aus, wo er rauben und wohin er stoßen wollte. In der Tiefe unter ihm stand eine Lerche, wie ein kleiner schwarzer Punkt, aber Karl Asmus hatte scharfe Augen, er sah sie genau, wie sie flatterte und stieg. In den blauen Himmel hinein. Wer da oben schweben könnte, im Blauen, sicher getragen von der Luft! Der Raubvogel kam in kurzen Schraubenlinien aus der Höhe, und plötzlich fiel er wie ein Stein in jähem Sturz nach unten. Er stieß. Dem Knaben stand das Herz still. Ob er die Lerche geschlagen hatte? Aber sie stand in der Luft wie vordem. Was mochte wohl jetzt in seinen Fängen verbluten? Warum mußte ein Habicht von Lebendigem leben? Und mit einem Male hörte er wieder die Windmühlenflügel pfeifen und sausen, wie sie über ihm herniederfuhren, als wollten sie ihn mittendurch schneiden, der kalte Luftdruck hob seine Warpjacke, und er kroch ein Ende weiter, wo die warme Sonne im Grase lag, denn der Schatten der Mühle war mittlerweile über seinen Platz geschlichen.

Die Güssel waren nun satt; sie hatten sich um die Alte herum niedergetan, wuselten den noch schwärzlichen Schnabel in den flaumigen Federn oder schnappten wählig nach einer Blumenknospe oder einer Fliege, bis sie alle den Kopf halb unter die kümmerlichen Flügel steckten und dösig ins Weite glupten.

So eine Gans war doch ein einfältiges Tier und hatte ein langweiliges und kurzes Leben, von Mai bis nach Martini — dann war alles zu Ende. Dann lagen die Güsselken schon im Salz und hingen im Rauch. In ihre Luftröhren tat man Erbsen und dörrte sie im Backofen, und die kleinen Wickelkinder klapperten sich damit in den Schlaf und rieben das juckende Zahnfleisch damit. Auf den Kehlköpfen aber schrien die Kinder durchs

Dorf, daß es schien, als wären all die toten Gänse noch am Leben, und es war ein Geschrei, daß Prediger Neumann sich die Ohren zuhielt, wenn er über seiner Sonntagspredigt saß. Aber das war nun einmal der ausgemachte Lohn dafür, daß sie die grauen Nudeln gerollt und geschnitten hatten und der Mutter zugereicht, wenn sie die Vögel zwischen die Knie klemmte und stopfte, bis sie voll waren bis oben an und leise verschüchtert jauternd in den Stall wackeln durften. Und zu Weihnachten, wenn das Schwein fett und an der Reihe war, kam die Spickgans aus dem Rauch. Eine mußte Karl Asmus ins Predigerhaus tragen, das war der Dezem für das neue Jahr, zwei blieben für den Tisch, und die andern wurden auf dem Wochenmarkt in der Stadt verkauft. Weihnachten — woher trug der Wind den Tannnenduft herbei? Dann saßen sie des Morgens in der Frühe am festlich gedeckten Tisch, der Rosinenkuchen stand in der Mitte, der Baum war angezündet, vor dem Spiegel, daß sein Glanz sich erhöhe, und der Vater stimmte das Weihnachtslied an, und die Mutter hatte ihr schönstes Tuch aufgelegt, darein hatte der Vater kunstreich die heilige Geschichte gewebt, die Hirten auf dem Felde, das Kindlein im Stall, die Darstellung im Tempel und des Herodes Kindermord.

Da stieg der Habicht hinter der Kirche wieder hoch und strich schräg nach der See zu davon. Und indem der Junge ihm nachsah, bis er im Blau verschwunden war, ging es ihm durch den Kopf, als wäre der Mensch um nichts besser als der Habicht. Bei Krüger Wockenfaut in der guten Stube hatte er ein Bild gesehen, darauf würgte ein Fuchs eine Ente, über den beiden stand in der Luft lauernd ein Raubvogel, auf den zielte der Jäger, und hinter dem Jäger kam der Tod geschlichen. Dabei fiel ihm ein, was der Vater immer sagte: ‚Den größten Rachen hat die Erde, die frißt uns allzumal auf.'

Da unten an der Kirche lagen die Gräber. Da hatten sie vor ein paar Tagen den kleinen Hinrik Kledehn begraben, da hatten sie alle gesungen und geweint. Er war in die Dreschmaschine gefallen, und hatte keiner ihm helfen können. Der Knecht, dessen Nachlässigkeit das Unglück verschuldet, war ins Gefängnis gekommen. Aber davon wurde der kleine Hinrik nicht wieder lebendig. Und als sie vom Begräbnis nach Hause gingen, hatte der Vater zu der Mutter ein Wort gesagt, das war in Karls Gedanken geblieben: ‚Der Mensch hat die Maschine ausgedacht, daß er ihr all die schwere Arbeit aufpacken könnte. Das ist gegen die Ordnung Gottes, weil der Mensch im Schweiße seines Angesichts soll sein Brot essen. Und darum rächt sich die Maschine an ihm und steht ihm nach dem Leben.' Aber es mußte doch schön sein, so was ausdenken zu können, einen Wagen, auf dem man wie Elias in die Luft fahren konnte und hoch oben mit den Wolken schweben und kreisen, wie der Habicht.

Nun kamen die Kühe von der Weide. Jochen Krätke, der Hirt, humpelte mit seiner Peitsche hinterdrein, Wasser, der Hund, rannte an der Herde auf und nieder, wie ein Artilleriewachtmeister an der Batterie auf dem Marsch, wenn die Abstände nicht gehalten werden. Vor den einzelnen Gehöften lösten sich einzelne Kühe aus der Reihe und standen brüllend vor dem Tor, bis ihnen aufgetan ward. Karl Asmus suchte nach den Kühen seines Vaters. Die Graubunte schob wie immer voran, die Schwarze mit dem weißen Sattel kam hinten mit den Ziegen. Aus dem Schulhaus trat Küster Drafehn. Er ging zur Kirche, um Mittag zu läuten.

Indessen saß der Damastweber an seinem Stuhl und wirkte die letzten Ellen an dem Gedeck für den Herrn Landrat in der Stadt, ein klares Muster von Rosen- und Myrtenkränzen; denn es war für seine jüngste Tochter zur Hochzeit. Zur Linken vor den Fenstern blühten Nelkenstöcke rot wie Blut und weiß wie Schnee, ein Flügel stand offen für die milde Luft und klirrte leise, wenn der Wind dagegen stieß. Und Asmus saß über die Leinwand gebeugt, ließ die Pedale gehen und spreizte die feinen Fäden der Kette bald so, bald so, ließ das blanke Schifflein hindurch schnellen und schlug den Kamm klappernd und im Takt gegen den Schuß, spielte auf den hölzernen Tasten am Untergestell mit den Füßen wie der Kantor auf der Bodenklaviatur der Orgel, und all die Fäden ordneten sich wie Töne zur Melodie, rannen aus dem oberen Stockwerk durch die viereckig durchbrochene Decke über Walzen, Stifte, Räder und Musterblätter und fügten sich dem Willen des Meisters, daß keines anders lief, als ihm vorgeschrieben war. Und der Weber nannte das eine fromme Arbeit und meinte, daß aller Weber oberster Meister der allmächtige Herrgott sei, der sitzt an seinem Webstuhl im Himmel und webt aus Kette und Einschlag das Leben der Menschen und der Völker.

Auf der Dönse aber hantierte seine Frau Karoline eifrig und laut mit dem Stampfeisen, fuhr in die dampfenden Kartoffeln, bis sie fein gemengt waren, und arbeitete sie mit Kleie durch, denn das Vieh wollte auch sein rechtschaffenes Mittag. Da hörte

sie ihre beiden Kühe vor dem Tore brüllen, die Graubunte in tiefem Baß, die Schwarze hell und ungeduldig, stieß das Stampfeisen in das Faß und lief, ihnen aufzutun. Als sie den Querbalken hob und die Flügel aufstieß, sah sie hinter den hereindringenden Kühen Herkules dahinschießen und den Kater Peter auf den Kastanienbaum jagen, erschrack, denn der Pfarrer konnte nicht weit sein, und sie wurde ihn auch alsbald gewahr, wie er in den Vorgarten trat. Sie ließ die Holzpantoffeln stehen, um ihrem Mann so schnell als möglich den unerwarteten Besuch ansagen zu können. Aber als sie den Kopf zur Tür hineinsteckte, rief der Pfarrer schon durch das offene Fenster: „Das will ich meinen, bei solchem Fleiß soll das Werk wohl seinen Meister loben. Grüß Gott, Asmus, wie geht's, wie steht's?"

Ein wenig verwirrt ließ der Weber von der Arbeit ab, und während der Kamm müde klappend gegen die Kette ausschwang, ein paar Räder knackten, ein Bleigewicht niederfiel und das entspannte Garn sich senkte wie die Drähte zwischen zwei Telegraphenstangen, stand er auf, reckte sich, weil ihm Kreuz und Lenden lahm und steif geworden waren vom langen Sitzen, gab dem Pfarrer auf die Frage einen guten und zufriedenen Bescheid, lehnte bescheiden das Lob ab: wenn einer seine Schuldigkeit täte, wär' es doch immer noch zu wenig, und nötigte ihn herein. Doch der schüttelte den Kopf und wehrte dazu mit der Hand. Herkules verstand wieder einmal die Bewegung falsch, deutete sie mit Fleiß, wie Eulenspiegel getan hätte, als eine Ermunterung in seinem Kampf gegen den Kater, der in dem dichten Laub der Zweige wütend fauchte und knurrte, sprang mit lautem Kläffen und Jaulen immer wütender um den Baum und war aufs tiefste beleidigt, als der erwartete Beifall ausblieb und sein Herr ihn mit drohend erhobenem Stock auf die Landstraße jagte, wo er sich die Zeit zunächst mit allerhand stillen, hündischen Gewohnheiten vertrieb.

„So, Meister Asmus, nun können wir reden. Also kurz heraus, denn die Zeit des Essens ist da, und der Magen will sein Recht, wenn einer von früh an über dem Leintuch gesessen hat: ich komme wegen Eures Jungen. Der Karl liegt mir am Herzen. Er ist Euer einziges Kind und hat einen hellen und gesunden Verstand. Aus dem ließe sich etwas machen."

Indes zog Küster Drafehn im Turm den Glockenstrang und läutete Mittag; dazu hatte Herkules auf der Landstraße einen neuen Anlaß zu jachernden Lärm gefunden, eine Kröte, die am Wegrand sich durch das Gras wühlte, und so, zwischen Glockenläuten und Hundegeblaff, verhandelte Prediger Neumann mit dem Weber, was für Karl Asmussens Leben von erheblicher Bedeutung war. Seitwärts an der Hausecke, hinter dem Tor, stand Mutter Asmus und reinigte verdrießlich mit einem Strohwisch ihre Holzpantoffeln, die derweil von den Kühen nichtsnutzig beschmutzt waren, aber ihr Ärger über die undankbaren, mutwilligen und dammligen Tiere war bald dahin, als sie hörte, was der Pfarrer von ihrem Jungen sagte.

Der trieb indessen seine Güssel langsam den Hügel hinab und hatte mit ihnen seine liebe Not, denn sie waren satt und unbeholfener als am nüchternen Morgen und stolperten und stürzten bald das eine, bald das andere den Hang hinab, fielen platt auf den vollen Kropf, rappelten sich wieder hoch und überkugelten sich von neuem. Das schwächste blieb klagend und piepsend vor einer Furche stehen, und Karl Asmus mußte es auf den Arm nehmen wie ein Kind. Hinter der Windmühle kam Tischler Düskows Marleneken den Rain entlang gelaufen, stellte sich lachend vor ihn: „Na, Kadel, nu muß du em ook börnen. Un nahsten legg em man in de Weig'. Un deck em tau. So as dat us Mudder mit us lütt Fieken deiht." Sie hatte Mittag aufs Feld getragen, und ihre Augen waren so braun und blank wie Kastanien, wenn sie aus der Schale springen und unter dem weißen Kopftuch blänkerten die glattgestrichenen Haare wie das Fell von Predigers Liese, wenn Wilhelm Pantel sie Sonntags früh zur Fahrt aufs Filial gestriegelt hatte. Und Karl Asmus machte ein betuliches Gesicht, schaukelte das Güssel sanft wiegend hin und her. „Kiek eis, Marleneken, dat ward lik inslapen. Sing du em wat." Und Marleneken sang und schwenkte ihren leeren Korb im Takt.

„Suse, liebe Suse, wat raschelt im Stroh?
Dat sind de lewen Jüssel, de hewwen keen Schauh,
De Schauster hett Ledder, kein Leisten dartau.
Drum gahn de lewen Jüssel un hewwen keen Schauh."

Das Güsselken blinzelte, tat die Augen zu und wollte einschlafen, da lachten die beiden Kinder so laut auf, daß es erschreckt Augen und Schnabel aufriß und schrie und die Alte zischend und Flügel schlagend herbeigestürzt kam und dem Marleneken in die braunen Waden biß.

Das Mädchen sah schalkhaft den Knaben an: „Nu, Kadel, wat giwwst du mi för den Singsang?"

Er dachte: ‚Ich wull di woll een Buß gewen' und sie: ‚Of he mi wull een Buß giwwt?' Aber er langte in die Tasche, wobei das Gänschen ihm beinah vom Arm gefal-

len wäre, und reichte ihr ein Stück Bernstein hin: „Da, is en Fleig in." Marleneken hielt es gegen die helle Sonne: „Waraftig, Kadel, da is en Fleig in. Na son Tüg hemw ick allsüs jankt. Schön Dank ook." Damit lief sie der Straße zu, daß ihre Röckchen flogen und das Kopftuch flatterte, sah sich noch einmal lachend um und war hinter den Häusern.

Als Karl Asmus seine Gänse endlich auf ebenem Weg hatte und auf den Hof trieb, stand die Mutter, den Stippel mit der warmen Mittagsmilch in der Hand, mit dem Vater in eifrigem Gespräch vor dem Kuhstall, und der Vater kam auf ihn zu, nahm sein Gesicht in die knochigen Hände und sagte mit Stolz: „Der Herr Prediger war äbend hier und will dir zu Johanni in Unterricht nähmen, daß aus dich was Ordentliches werden soll. Du hätt'st was in dich, wo man helfen müßt, daß es ans Licht käme."

Der Junge wurde rot bis an die flächsernen Haare, denn wenn der Prediger einen in Unterricht nahm, das war mehr, als wenn einem tausend Taler geschenkt wurden. Wer zum Prediger ging, das war nichts geringeres, als Samuel widerfuhr, da er in den Tempel genommen ward.

Behutsam setzte er das Güsselken auf den Boden, dann lief er ums Haus, kletterte in den Kastanienbaum, darin vor kurzem noch der Kater Peter gesessen hatte, der jetzt im Kuhstall seinen Teller ausschleckte, und ließ das unverhoffte Ereignis durch sein Herz gehen, bis der Vater ihn durchs Fenster zum Essen rief.

⌘ ⌘ ⌘

Prediger Neumann, ob seine Ehe gleich kinderlos geblieben war, hatte mehr Kinder als alle seine Amtsbrüder zusammen. Denn alles, was im Dorf an kleinem Kroppzeug war, jedwedes, das er in das dicke Taufregister eintrug, das sah er als sein eigenes an und hatte es lieb, als wäre er dazu der leibeigene Vater. Die Kleinen freilich hatten vor ihm eine heillose Angst, hatten allzumal ein böses Gewissen, gingen des Sommers in die Pfarrerbsen auf dem Kamp und im Herbst über den niedrigen Zaun und durch die Hecken in den Pfarrgarten auf die Birnen und Äpfel und Lambertsnüsse, wenn Herkules an der Kette lag, und darum liefen sie, was sie konnten, wenn der Pfarrer daherkam, rissen aus und riefen eins dem andern zu: „De Preester kümmt!" Dabei sahen sie nicht, wie er lachte und das behäbige Bäuchlein wackelte. Aber wenn sie zu Verstand gekommen waren, hatten sie keine Furcht mehr, und hatten ihn alle lieb, schmückten in der schönen Jahreszeit den Altar mit Blumen vom Felde, und wenn er durchs Dorf ging, blieben sie artig stehen, die Jungen zogen die Mütze, die Mädchen machten einen Knicks und wurden rot.

Manch einer war aus dem Dorf hinausgezogen in die weite Welt, hatte nichts gehabt, als was ihm Pfarrer Neumann in dem stillen Studierzimmer mit auf den Weg gegeben hatte, war draußen etwas Tüchtiges geworden, hatte sich den Wind um die Nase gehen lassen und sein Glück gemacht, wie Albert Priebe, der Seminardirektor im Posenschen, Richard Benthin, der Großreeder in Danzig, von andern nicht zu reden.

Und nun war Karl Asmus in der Reihe, und im Dorf neckten sie ihn und fragten, wenn er, die Bücher unter dem Arm, aus dem Unterricht nach Hause lief: „Na, Kadel, wo is dat, wenn us Preester di den Deetz afsleipe däht?" Dann lachte er über das ganze Gesicht, und gab den Spaß zurück. „Ach watt, min Ecken kricht hei nich af."

Zwar wußte der Pfarrer noch nicht, wohin es mit ihm hinaus wollte, aber mit sachten würde es sich schon zeigen, denn er hatte einen offenen Kopf und Lust am Lernen. Vorerst war es noch in der Zeit, daß er sich an das Neue gewöhnen mußte. Das war bei allen so. Zuerst waren ihre Augen und Gedanken um die schlichten birkenen Möbel, bei dem Eckschränkchen, in dem das blanke Silber blinkte, bei dem Bücherregal, das bis an die Decke reichte und mit alten, knackenden Schweinslederbänden voll war bis obenan, bei dem Schreibschrank, der, wenn die große Klappe niederfiel, viele Fächer zeigte, die allerlei Geheimnisse bargen, bunte Tinten und Farbstifte, seltene Münzen und Medaillen, Fernrohre und Vergrößerungsgläser und anderes mehr, und daraus der Pfarrer manches Stück bedachtsam hervorholte, wenn der Unterricht es forderte.

Dann waren an den weißgetünchten Wänden die Bilder. Da hing über dem Tischchen, darauf der Tabakskasten stand mit der blauweißen Perlenstickerei im Deckel, eine Landschaft mit Berg und Tal, mit Wald und Schloß und See, daran ruhevoll ein Angler saß, war aus lauter Kork zierlich und kunstvoll geschnitten, so wie wirklich, daß einer glauben konnte, er brauche bloß einen Schritt zu tun, dann stünde er mitten drin in all der Herrlichkeit. Das war das Hauptstück fürs Auge. Danach kam, was das Herz anrührte: ein Stich von Tizians Zinsgroschen, auf dem der Heiland so ernst und wehmütig blickte, daß es einem durch und durch ging, und daneben der breite und der schmale Weg, auf jenem schwerbepackte Menschen, mühsam dahinkriechend, dem Verder-

ben zu; auf diesem, die leicht und aller irdischen Last ledig zur engen Pforte pilgerten, und dazwischen, auf abzweigenden Pfaden, von dem einen zum andern Weg wechselnd, die ihrer bisherigen Wanderung überdrüssig geworden, sich bekehrten zum Verderben oder zur Seligkeit. Und ganz allein auf einer Wand ein Bild unseres alten Kaiser Wilhelm, das trug den Tag verzeichnet, an dem ein Mörder auf unser Vaterland ewige Schmach gebracht hatte, und ein Vers stand dabei:

Mein deutsches Volk, o denke dran,
Was er an dir und was man ihm getan.

Ja, da gab es viel zu bedenken für ein junges Herz, und es war kein schlechter Weg, den die Blicke an den Wänden entlang machten. Darum ließ Pfarrer Neumann seinen Schüler still gewähren, hielt in Fragen und Erklären inne, daß er ihn nicht störe, stand auf und streichelte Herkules, der schlafend und träumend auf einer runden Strohdecke neben der Tür lag, ging auch wohl in die Küche nebenan, um am Herdfeuer einen Fidibus zu entzünden und die Pfeife in Brand zu setzen, oder klopfte gegen das Quecksilberbarometer in der Fensternische und gegen das Wetterhäuschen, ob die Witterung umschlagen und der Mann mit dem Regenschirm seine freundliche Frau ablösen wolle, tat das Fenster auf und fütterte auf dem Sims die Tauben, bis er merkte, daß die neugierigen Augen sich müde spaziert hatten und die Gedanken wieder auf den schmalen Weg der Pflicht zurückgekehrt waren.

„So," sagte Pfarrer Neumann, holte ein paar dicke Wolken aus dem Tabaksrohr und setzte sich wieder Karl Asmus gegenüber an den Tisch, „so, nun kann es weiter gehen." Er strich mit dem Daumennagel in kräftigem Druck die widerspenstigen Seiten des Buches nieder, erzählte, wie Hagen den König Günther für den schmählichen Plan gewann, Siegfried zu ermorden, wie noch immer in der Welt Neid und Mißgunst umgehen und den Starken und Aufrichtigen mit Hinterlist und Verrat nach dem Leben trachten, wie der Sohn Gottes selbst dem Verräter wäre zum Opfer gefallen, und wie das ehrliche deutsche Volk gehaßt werde von allen und seines Lebens und Gedeihens nicht sicher wäre vor lauter Neidlingen. Und dann las er dem aufhorchenden Knaben, der ihn mit fragenden Augen und brennenden Wangen anblickte, mit starker und zorniger Stimme und unter Entwicklung mächtiger Dampfwolken vor, wie Siegfried ermordet ward:

„Und während Siegfried trinkend sich beugte auf die Flut,
Warf Hagen durch das Zeichen den Ger ihm, daß das Blut
Im Strahle schoß vom Herzen bis auf sein Gewand.
Mit wildem Aufschrei schnellte der Held empor vom Brunnenrand.

Wenn auch wund zum Tode, er hieb doch auf ihn ein
Mit so gewalt'gen Schlägen, daß mancher Edelstein
Wirbelte vom Schilde und dieser sprang in Stücke,
Viel fehlte nicht, so hätt' er sich gerächt für Hagens Tücke.

Er brachte ihn zum Straucheln mit seines Arms Gewalt.
Von seinen Schlägen dröhnte der Anger und der Wald,
Wenn er nur zu Händen gehabt sein gutes Schwert,
Er hätte wohl dem Heuchler den verdienten Lohn beschert.

Seine Kräfte schwanden, sein Angesicht verblich:
Des nahen Todes Zeichen. Nicht länger hielt er sich:
Nieder in die Blumen sank Frau Kriemhilds Mann,
Indes aus seiner Wunde immer noch das Blut ihm rann.

Er schalt aus Todesnot nur: Weh euch, feige Gesellen,
Zum Lohn für meine Dienste mir treulos nachzustellen.
Ich hielt euch immer Treue; dafür büß' ich jetzt.
Reckenpflichten habt ihr an eurem Magen schnöd verletzt ..."

Mit einem Krach schlug der Pastor das dicke Buch zu. Er hatte sich in hellen Zorn hineingelesen und schlug auf den Tisch, daß das Tintenfaß hopste und der Gänsekiel, mit dem er immer noch schrieb, zu Boden flog. „Karl, merk dir das, das elendeste Subjekt ist ein Feigling und ein Verräter."

Karl nahm seine Bücher unter den Arm, gab seinem Lehrer die Hand, und zwischen seinen Augen stand eine scharfe Falte. Wenn er heute Otto Söhlke traf, wollte er es ihm eintränken, daß er gestern seinen Freund Robert Wockenfuß hinterlistig in die Dornen gestoßen hatte, weil er in der Schule die Gebote besser gekonnt hatte als er. Eine Weile blieb er noch im Pfarrhof stehen, hörte den Adebar klappern und sah zu, wie die Störchin das Nest anflog und dabei die Flügel um sich schlug wie einen Mantel, aber dann nahm er die Beine in die Hand, denn er sollte Schneider Feuereiß fragen, ob der Sonntagsrock für seinen Vater auch bei rechter Zeit würde fertig sein, und dann sollte er aus dem Krug Schmierseife holen, denn seine Mutter wollte waschen. Aber es ging nicht so schnell, wie er glaubte. Bei dem Schneider saß August Gottschalk, der Afrikander, auf dem Tische, hatte wie jener die Beine unter den Leib geschlagen, rauchte aus einer Schiffspfeife und tühnte. Die Wilden hatten ihm in Südwest ein Auge ausgeschossen, nun lebte er schlecht und recht von seiner Invalidenpension, lief den ganzen Tag im Dorf umher, saß bald diesem, bald jenem auf dem Heck und erzählte seine Erlebnisse in fremdem Land und aus dem Hererokrieg: „Jau, Hinnerk, das ging da nich fein zu. Da lagen wir drei Tage und

drei Nächte bei Waterberg; des Tags brannte die Sonne als wie höllisches Feuer, und des Nachts klapperten uns die Zähn' wie Erbsen in der Schweinsblas'. Keiner von die schwarzen Hunde ließ sich sehen, lagen vor uns im Busch, und wenn einer den Kopf aus den Klippen steckt', denn ließen die Teufel die Kugeln fliegen, und wer so schnell war wie unsere selige Großmutter, der war dran. Dalreiht. Die Kerls haben geschossen — das glaubt keiner. Und alles englische Flinten. Eine Wut haben wir auf diese verfluchten Inglischmens gehabt, hätten wir ihr gekriegt und hätten wir gedurft, Korl, ick segg di, wir hätten ihr totgeschlagen wie dunnemals Kossät Müllern seinen tollen Hund. Also wir liegen schon den dritten Tag, und die Steine brennen wie unser Backofen beim Nachbacken, und die Zung' is so trocken als Ofenholz, die Augen liegen vor wie Borsdorfer und auch so rot und gelb, und jedes Wort tut im Hals weh, als stäch' einer mit dem Messer quer durch. Und hundert Schritt nach vorn, da blänkert Wasser, aber kann keiner dazu, die schwarzen Hunde schießen ihn durch die durstige Gurgel. Martin Wendland liegt neben mir, hat die Knarre auf die Steine gelegt und stöhnt wie ein Tier und kriecht näher und sagt: ‚August, nu kann ich nich mehr. Und wenn es mein Tod is, ich muß ans Wasser. Grüß' Vatern, wenn es sein soll ... ich hätt' nicht anders gekonnt.' Zwischen Klippen und Buschwerk kriecht er fort, und wie er bei dem Wasserloch kömmt und den Mund gerad' dran hat, da schießen ihn die Halunken richtig tot."

Er spuckte aus und schnurchelte durch die Nase, als kämen ihm die Tränen, aber es war nur ein Trick, der seiner Geschichte einen schönen und rührsamen Abschluß geben sollte und der nie versagte. Der Schneider wackelte mitleidig mit dem Kopf, die Arbeit schwamm ihm vor den Augen und die krumme Nadel fuhr ihm tief in den platten Daumen. Ein dicker Blutstropfen quoll hervor, aber er sagte nichts und fluchte nicht und verbiß seinen Schmerz, denn man mußte ein Held sein wie Martin Wendland, und Karl Asmus sah den Afrikander groß und fragend an, und seine Augen waren weit fort und sahen das Wasserloch, an dem Martin Wendland mit durchschossener Gurgel lag.

August Gottschalk sog schmatzend an der kurzen, hölzernen Pfeife, die über seinem Tühnen kaltgeworden war und sagte schwer und langsam, wie er immer den Schluß vorzubringen pflegte: „Jau, da was hei dod. Bei Nacht haben wir ihn geholt und inkult. Die Sterne karfunkelten, und ganz hinten brüllten die Löwen." Das letzte war zwar gelogen, aber der Schneider schüttelte sich, und Karl Asmus schauerte es über den Rücken.

„Dei Löwen brüllten?"

„Jau, Kadel, dei brüllten as de See bi Nordwest. Dei Löwen dei freten in Afrika de Minschen as wi de Böfstücks. Hinneraskïng, dat wär da allsüs kein Zuckerlecken. Da heit dat: steck den Finger in de Ird und rük, in wat Lande du büst."

Er schlug sich gegen die Brust und hielt dem Schneider die Pfeife unter die Nase: „Feuereiß, da kann ein dat Gruseln lihren."

Indem dachte Karl Asmus an den Mann, der auszog, das Gruseln zu lernen, an seiner Mutter Waschbottich und die Schmierseife, schob seine Bücher unter den Arm und stülpte die Mütze auf den hellblonden Kopf.

„Ick möt to Hus. Un de Rock möt up Sünnawend fahrig wesen. Vadder will to Herrendisch gahn."

Der Afrikander rief ihm nach: „Ick war em en Karw int Ohr schnieden. Frugeslüd an Schniders, de hollen nich Wurd."

Als Karl Asmus im Kruge an der Tonbank stand und der Krüger Wockenfuß hemdärmelig mit den dicken, roten Händen in das Faß langte, die Schmierseife mit der Kelle heraufzuholen, kam August Gottschalk mit schweren Schritten hereingestampft, denn bei dem Schneider war es ihm langweilig geworden, setzte sich bedächtig auf den Holzschemel zu Kossät Pingel, der, den Kopf in die Hand gestützt, in ein schales Glas Bier glupte, hieb einen Groschen auf den Tisch und schrie: „En achtel Bittern för den durstigen Afrikander. Hüt war ick den Buern up den Edelmann setten."

Der Krüger hatte den Kopf im Faß, ampelte und kratzte den Rest der Seife auf dem Grunde zusammen und sagte wie aus dem Keller: „August, töw man en beten un dremmel nich. Dit's hier en swor un glibbrig Ding."

Der Afrikander spuckte auf den mit weißem Sand bestreuten Estrich.

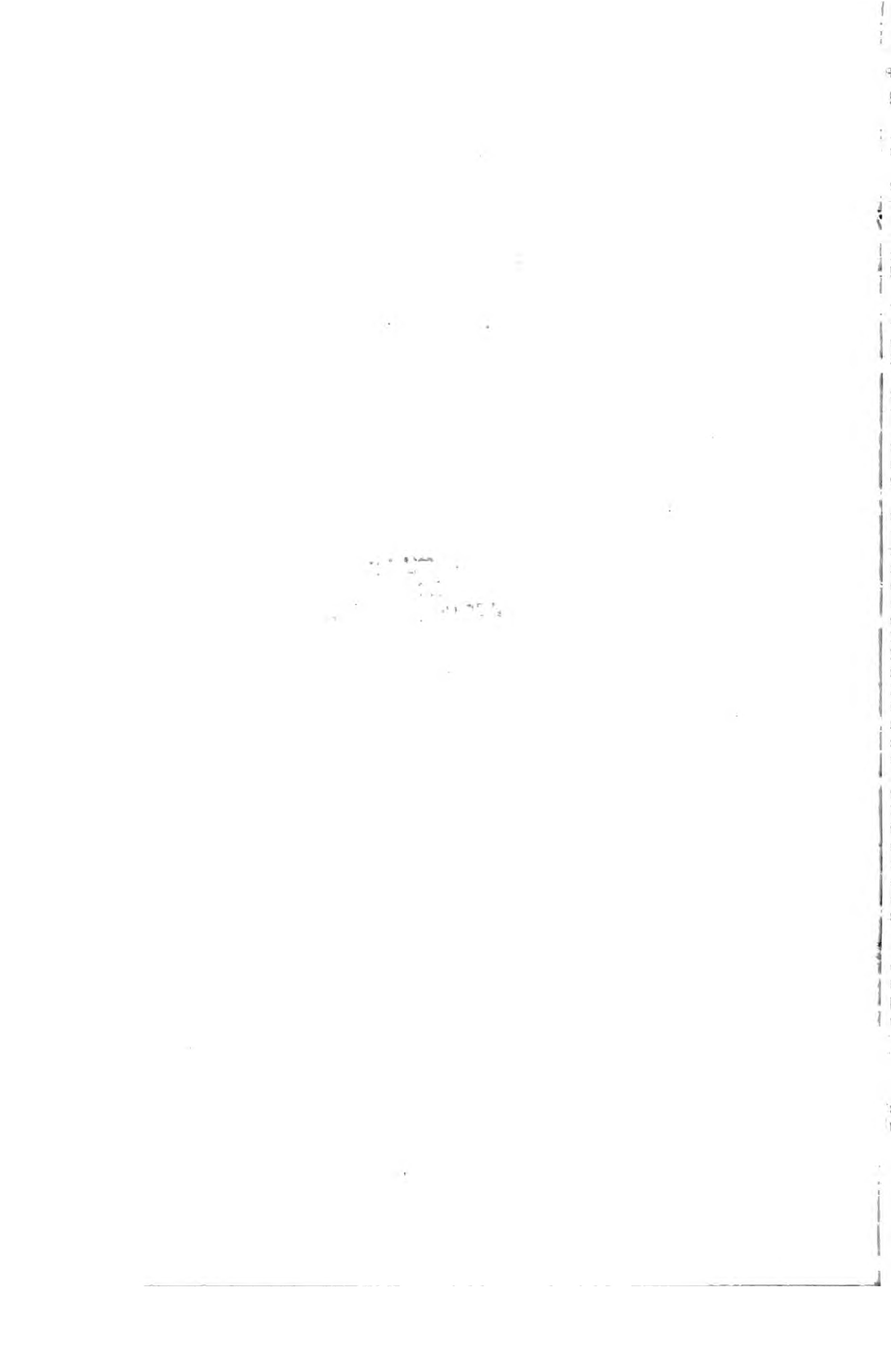
„Lat di man Tid. Ick hew dat nich so hild, as de Köster up de Kindelbier," wandte sich zum Nachbar und fing an: „Jau, Pingel, das ging nich fein zu in Afrika. Da lagen wir drei Tag un drei Nächt —"

Aber der Kossät schnitt Denkelspäne, machte eine Flabbskeke (boshaft verzogener Mund) und sagte durch die Zähne: „Ach wat, din Schnack kitzelt mi nich. Hest du Schwin, de dat Füer hewwen? Un Hammels platzen di ok nich."

„Na denn nich, ick war mi nich wechsmieten. Ne, dat dät August Gottschalk nich. Sin Lebtag nich."



Das Striegler-Quartett
Gemälde von Robert Hahn



Ein dumpfes Grollen rollte von der See her ins Dorf. Die Fensterscheiben klirrten leise. Wieder. Noch einmal. Karl Asmus spitzte die kleinen Ohren wie ein Eichhorn. Der Krüger fuhr mit rotem Kopf aus der Tonne und hielt die Kelle mit Seife ans Ohr. Kossät Pingel drückte den Daumen auf das rechte Nasenloch und schielte zur Decke. Der Afrikander wußte Bescheid und lachte dröhnend.

„Rrrumps, nu geht de Bässe los. Dat sünd us Orlogschipps. De scheiten up See. Noch is dat Speel und Manövers. Awerst dat kümmt wol eis anners. Buten in Afrika seggens dat alltohop. De Engländer, Gott schall em verdammen, de günnt us nich Luft und nich Licht, so en hinterlistigen Aas. Awerst dat kümmt noch anners. De ward sick noch verfieren. He schall us man in Freden laten."

Rrrumps. Wieder ein Schuß.

Karl Asmus zitterte vor Erregung. Als er seine Seife hatte, lief er, was das Zeug hielt, die Dorfstraße hinab. Am Kreuzweg bei der Friedenseiche stand Robert Wockenfuß, winkte und schrie: „Kadel, swin, swin; wi möten hen."

Karl Asmus warf der Mutter Seife und Bücher in das Küchenfenster, zog Schuhe und Strümpfe aus, und rannte mit seinem Freund über den Mühlenberg dem Strande zu. Die Zunge hing ihnen aus dem Hals, der Dünensand stiebte um ihre Beine, und der scharfe Strandhafer stach in die Waden wie Nadeln. Sie purzelten hin und sprangen auf, bis sie oben auf den Kämmen waren. Auf der dunklen Höhe schwamm das graue Geschwader, von den schrägen Sonnenstrahlen beschienen, und Schuß auf Schuß dröhnte durch die Luft. Keuchend standen sie am Strande. Die Wellen kühlten die brennenden Füße, der Seewind trocknete ihre schweißigen Stirnen, ihre Augen waren draußen auf der hohen See, ihre Ohren warteten von einem Dröhnen zum andern, das Herz schlug ihnen bis an den Hals, und es sprach keiner ein Wort.

Rechts an den Dünen lagen die Fischerhäuser wie Vogelbauer. Zwischen verkrüppelten Weiden schaukelten die ausgespannten braunen Netze im Winde, die bunten Kutter lagen still auf dem Trocknen, und in dem einen saß Hans Kamps, der Lachsfischer, hatte ein Fernrohr unter den langen Augenbrauen und spähte aufs Meer.

„Ach, Kamps, latens us ok eis dadörch kieken."

Der Fischer ließ das Fernrohr sinken, wie man einen Mast umlegt, schielte seitwärts nach den beiden Jungen, wischte mit der Zunge die Lippen aus und sagte gutmütig: „Na, denn kümmt man bi mi Hier, sett juch dal. Na, ji Schlingels, denn krupt man hier in."

Rrrumps ... Rrrumps ... Rrrumps ... Rrrumps.

„Dunnerkiel; dat wär en Breitsied," erklärte Hans Kamps, rückte ein Endchen bis zu, daß die Jungen rechts und links von ihm Platz hatten, und ließ bald den einen, bald den andern durch das alte Lotsenfernrohr sehen.

Da schwammen die grauen Schiffe dicht vor ihnen, als könnte man sie mit der Hand greifen, hoben und senkten sich mit dem Atem des Meeres wie Federn, die Möwen taumelten um die Masten, die Wimpel flatterten, die Wellen spritzten, am Bug glänzte golden der Name, aus den Kanonen schossen Feuerstrahlen, dann kam der Dampf und erst lange nachher das Rumpsen und Murren und Grollen übers Meer.

Hans Kamps faßte die beiden mit seinen breiten, roten haarigen Händen um die Schultern und kramte seine taktischen Kenntnisse aus der Matrosenzeit aus. Das war freilich lange her, daß er auf S. M. S. Brandenburg gedient hatte, aber es war ihm, als wäre es gestern gewesen.

„Auf See, da is das nich anners wie an Land. Doa hinge, links, dat sünd die kleinen Kreuzer, das is als wie Kavallerie, de möten sich an den Feind mit sachten ranfühlen; en Ingke bet to, dat sünd die Panzerkreuzer, dat is de Infanterie, de möt bei kleinem dat Gefecht upnähmen, un wat da so flitzt, as Waterflöh, sünd de Torpedoboots, un gerad vör, dei so rumpsen un donnern, dat sünd de Groten, de hewwen dat Wurd un stoppen dem Feind dat Mul, dat sünd de Linienschipps; tauirst dat Flaggschipp, do sitt de Admiral up, de hett dat allens in sin Hand un hölt all de Schipps as an ne Schnur. Dat heit Pommern, so stun dat in dat Weekenblad, de annern möten Dütschland, Preußen un Kaiser Barbarossa wesen. Kinner, Kinner, ji ward dat noch allens eis belewen. Lang nog hewwen wi uns afgnagt un afquält. Nu soll uns noch ein von die fremden Halunken schief ansehn. Dat duert nich mehr so lang, dunn schlan wi em up dat gotteslästerlich Mul, dat em de Odem wechbliwwt. To min Tid," und jetzt sprach er mehr zu sich selbst wie zu den Jungen, „to min Tid, wat hewwen wi insteken möten, in China un Amerika un wo wi henkämen. Dat wär, as kämen wi ut dat Armenhus. Un up Helgoland, da satt us de Engländer up de Näs un däht, as wär all Water in de Nordsee sin Speel."

Rrrumps ... Rrrumps.

„Kinner, Kinner, ji ward dat noch belewen. Dat Blatt wendt sick noch anners."

Er faltete die Hände und sah weit, weit in die Ferne. Die Schifferfräse wehte im Seewind wie eine Mähne und ihm war, als führe er wieder auf der Brandenburg und stand doch nur auf einem alten Kahn. Die Flagge knatterte im Winde, es war auf der Höhe von Marokko, ein Engländer kam vorbei, die Kanonen donnerten Salut, und der Steuermann schrie in das Brüllen, daß alle es hörten: „Gott verdamm ihn!"

Immer schwächer wurde das Feuer; das Geschwader stand schon ganz klein hoch am Horizont; nun schwanden die Schornsteine, nur die schwarzen Rauchstreifen zogen vor der niedergehenden Sonne.

„So," sagte Hans Kamps und nahm Karl Asmus das Fernrohr aus den Händen, „borgt is nich schenkt. Nu is utdöscht. Allwek Ding hädd ein Ing, blot de Wust, de hädd twei. Lopt man, dei steht all uppen Disch."

Die Jungen sprangen aus dem Boot, und jeder bekam von dem Fischer einen wohlgemeinten zärtlichen Schlag auf den Hintersteven. Robert Wockenfuß schlug auf dem weißen, festen Strand ein paarmal Rad und ging auf den Händen zum Dank, dann liefen sie in die Dünen hinein; denn wenn auch jetzt, wo es auf den Sommer ging, Lux nicht mehr so fett fiedelte und keine Wurst auf dem Tische stand, sondern nur Grütze mit Zucker und Zimmt, war das doch für sie kein minder schönes Essen.

Aber sie dachten jetzt nicht daran. Ihre Gedanken waren noch draußen auf dem Wasser. Und als sie eine Weile ganz still nebeneinander gegangen waren, sagte Robert Wockenfuß: „Kadel, ick gah to See. Un wenn min Vadder nich will, denn loop ick wech."

Vor dem Dorf spielten die Kinder, wie die Hasen im Feld, bevor es Abend wird. Der Müller besorgte seine Mühle für die Nacht, ließ die Gänge leer laufen, hielt das Werk an und nahm die Splintsegel aus den Flügeln, daß sie dürr und gespenstisch in die Luft starrten. Wilhelm Pantel, der Pfarrknecht, hatte den letzten Roggen zum Mahlen nach oben gefahren, stand neben dem abgesträngten Gespann, hatte die Hände in den Hosentaschen und sah dem Müller bei seiner Hantierung zu. Timm Sökeland, der Müllerbursche, ein Holsteiner, der vor ein paar Monaten zugewandert war, ächzte und stöhnte, als er nach des Tages Last und Hitze noch die schweren Doppelsäcke in die Mühle schaffen mußte, aber da dachte er an den nahen Feierabend und daß auf einem stillen Fleck jemand auf ihn wartete, und wie sein Herz hüpften seine Beine die Treppe hinauf, und die Arbeit kam zu einem guten Ende.

Unten am Hang stand das Marleneken auf einem Erdhaufen mitten unter den Jungen und Mädchen und zählte ab, halb singend, halb sprechend:

> „Kam ein Mann von Elfenbein,
> Riß den Müller von dem Stein,
> Dnn Ritter vom Roß,
> Den König vom Schloß,
> Den Bauer vom Pflug,
> Kriegt nimmer genug."

Karl Asmus und Robert Wockenfuß kamen noch gerade zur rechten Zeit aus den Dünen, und es ward ein Rennen und Jauchzen, daß rings in den Gärten die Hühner, die schon zum Stall wackelten und auffliegen wollten, noch einmal umkehrten, laut in den sinkenden Abend gackerten und schreiend auseinanderstoben, wenn eins der jagenden Kinder an ihnen dichter vorüberflog. Alle wollten sie das Marleneken haben, denn sie war die flinkeste und hatte die rötesten Wangen und die dicksten Zöpfe, an denen die roten Wollfädchen beim Laufen so lustig flatterten, und ihre Augen waren so blank und so blau, wie der Himmel im Wasser. Aber sie hielt sich jeden vom Leibe, Claus Drafehn biß sie in die Hand, als er sie festhalten wollte, und Hein Gadegast stieß sie vor die Brust, daß er lang hinschlug, gerade an einer Stelle, wo etwas lag, das übel roch, und er beschämt beiseite schlich, sich mit Gras und Kraut notdürftig zu bereinigen. Doch einer kriegte sie: Karl Asmus guckte sie nur an, da stand sie ganz still und schlug die blauen Augen nieder.

Indem schlug die Abendglocke an, und die Kinder liefen, eins hierin, das andere dahin, ein jegliches an seiner Eltern Tisch.

Asmus, der Weber, saß auf der Türschwelle, auf der Nase die große Hornbrille, weil er weitsichtig war, und las das neue Wochenblatt. Durch den Staub der Straße kamen die Güsselken getrippelt, die jetzt auf die gemeinsame Weide gingen, waren schon recht ansehnlich geworden, wußten, was sie darstellten, und wackelten genau so selbstbewußt dahin wie die Alten, obwohl sie gar keinen Grund zur Überhebung hatten, denn sie waren ebenso dumm wie ihre Eltern. Frau Asmus ging ihnen durch das Tor mit ausgebreiteter Schürze liebevoll entgegen, grüßte sie mit zärtlichen Worten und lud sie sänftlich ein, in den Stall zu kommen, weil es ein schweres Ding war, sie zur Ruhe zu bringen, und sie sich wie die kleinen Kinder erst jeden Abend lange nötigen und treiben ließen.

„Püsch, püsch, püsch ... wule, wule, wule,

wule. I du klein, du büst jü woll man half- klog, hier geiht de Weg. Wat, du wüst di noch in den Dreck leggen? Wule, wule, wule, wule; püsch, püsch, püsch. Wat börst du noch de Flüchten? Lat dat man up den späten Awend bliewen. Dat Äten geht vört Danzen." Und so redete und lockte sie und trieb mit ausgebreiteter Schürze, bis sie sie alle im Stall hatte und das große Schloß vorlegte.

Indem aber hatte Peter, der Kater, die Gelegenheit benutzt, war in der Stube auf den Tisch gesprungen, hatte ein paarmal nach rechts und links gesehen und dann seelenruhig die Haut von der Abendgrütze ratzekahl weggeschleckt, sich auf den Heuboden verkrochen und schnurrte voll Behagen in sich hinein, als hätte er das beste Gewissen von der Welt.

So kam Karl Asmus um die dicke Grütze mit Zucker und Zimt und mußte sich an einer Schnitte mit Pflaumenkreude genügen lassen. Aber sie schmeckte ihm wie der schönste Stuten, denn er war rechtschaffen hungrig, hatte soviel an dem Tage gesehen und zu guter Letzt noch das Marleneken gefangen.

Und all seine Gedanken und alles, was der Tag ihm gebracht hatte, nahm er mit hinüber in seinen Traum und erlebte alles noch einmal, wie durch ein in hundert Farben spielendes Glas.

Aber nicht alle schliefen im Dorf. Die kranke Westphalen, die Armenhäuslerin, die das Asthma hatte, ächzte und stöhnte bis in die tiefe Nacht, und im Kruge saßen ein paar Säufer und spielten mit August Gottschalk, dem Afrikander, Alsch und Basta um einen Halben. Aber der Afrikander gewann, denn er kannte die Kniffe.

Im Pfarrgarten, in der Buchenlaube, dicht am Kirchhof, saß Pastor Neumann und rechnete mit dem Tag ab, auch mit seinem Leben; oben in den Zweigen schlug die Nachtigall, und wie er daran dachte, daß sie ihre toten Kinder zu Grabe sänge, legte er die Hand über die Augen, und da keiner es sah, ließ er die Tränen rinnen, denn das war seines Lebens größter Schmerz, daß er seinen Namen keinem Erben lassen konnte.

Nicht weit von ihm, im dichten Gebüsch, wisperte und kicherte es; das war Timm Gökeland mit Alwine, der Pfarrköchin, hatte sein süßes Spiel mit ihr, strakte ihr die heißen Wangen und drückte ihr die Hand und sang:

„Der Windmüller mahlt, wenn der Wind gut geht,
Und die Mädchen, die liebt er früh und spät,"

daß sie ihm die Hand auf den Mund legte: „Timm, hull din Schnut. Herrgott, wenn ein dat hürt."

⁂

Die Tage gingen, einer immer heller und heißer und herrlicher als der andere. In den Backöfen dörrte das Malz für das Erntebier; auf den Böden trocknete der Hopfen und füllte das Haus mit seinem Duft. Das Meer brachte Morgen für Morgen seine Frucht reichlich, und die Fischer riefen ihre Ware aus durch die Dörfer am Strand entlang und wurden jeden Schwanz los, denn das Fleisch war knapp in dieser Jahreszeit. Die jungen Äpfel saßen in Büschen an den Zweigen, grün wie Walnüsse; die Kirschen leuchteten rot und gelb aus ihrem dunklen Laub, darunter Spatzen und Kernbeißer sich versteckten und durch keine Vogelscheuche, durch kein glitzerndes Federspiel sich schrecken ließen. Linden und Holunder blühten, und über den Kirchhof, durch die Gärten und an den Wegen entlang fuhr bald ein süßer, bald ein herber Geruch, je nachdem der Sommerwind sprang und wehte. Es war eine Jahreszeit, die machte das Herz dankbar und froh, und keiner predigte lauter von Gottes Güte und großer Herrlichkeit denn sie.

Darum saß auch Pastor Neumann mit Karl Asmus schon längst nicht mehr in der engen Studierstube, sondern draußen im Garten unter Bäumen und Blüten und nahm alle Bilder und Gleichnisse und Beweise und was er sonst brauchte, um Herz und Gemüt zu füllen und den Kopf zu lichten, aus all dem reichen Leben ringsumher, hatte einen goldenen Schlüssel in seiner Hand und schloß dem Knaben die Schatzkammern zu allen Wundern und Geheimnissen auf, bald hier, bald da, wie es sich bot und machte. Und dem Knaben ward es klar, wie weit und tief und heilig die Gotteswelt wäre und daß da eine Stimme wäre in Tier und Strauch und Baum, in Sonne, Mond und Stern, in Wasser und Stein, die nach dem Menschen rief.

Durch die Büsche der Bienenlaube schlüpfte ein Zaunkönig. In den Strahlen, die durch das Blattwerk fielen, stand zitternd eine Sonnenfliege. Karl Asmus schlug das Herz bis an den Hals, und es lag ihm schwer auf, wohin er einmal gerufen werden würde und gestellt, wenn es so weit wäre. Es war so still, daß man die Kruschken fallen hörte, die sich in den Zweigen lösten, und die Immen summen, die nahebei ihren Stand hatten, in schwarzen, dicken Trauben vor den Fluglöchern hingen und hin und wieder fliegend ohne Rast einem Trieb gehorchten, der in ihnen war von Anbeginn der Welt. Und wie so die Andacht und Nachdenklichkeit um Lehrer und Schüler stand, fuhr dumpf und dröhnend Trommelschlag

daher, die Dorfstraße entlang kam eine Zigeunerbande gezogen, ließ ihren Bären tanzen, und vor dem schwankenden, grünen Wagen her liefen ihre schmutzigen, schwarzhaarigen Kinder auf den Händen. Damit kamen die Zigeuner in des Pastors Unterricht, und er sagte: „Siehst du, Karl, wie weit der Mensch auch herum kommt in der Welt und hinaus, und würde er gerufen bis an das Ende der Welt, eine Heimat muß er haben, wohin er sein Herz schicken kann, in die es zurückkehrt in den stillen Stunden der Erinnerung, sonst ist er ohne Halt und schweift dahin, wie die Zigeuner und Vaganten und stirbt einmal in Verzweiflung und Nacht. Da, guck dir die Bienen an. Meilenweit fliegen sie hinaus in das Land und finden sich immer wieder zurück zum engen Haus. Wie weit du auch einmal fliegst, Karl, die Heimat ruft dich, wie weit deine Gedanken auch einmal gehen, wenn du groß bist, die Heimat der Seele ist eng und heimlich und klein, die ist in Gottes Herz, und ohne einzutragen darfst du nicht heim.

Und die Flüglein spreizt es nur aus, das winzige Tier, und schwebt und schwirrt über Berg und Tal, schneller als die Schwalbe, braucht nicht Karte und Wegweiser und findet sich doch zurecht überall. Das tut kein Mensch den Bienen gleich, daß er Flügel nehmen könnte und fliegen ans äußerste Meer. Und wo einer es wollte, da hat er seinen Fürwitz mit dem Tode gebüßt. Da ist Ikarus gewesen, und Dädalus sein Vater, die banden sich Fittiche an die Schultern, deren Federn mit Wachs befestigt waren. Als sie aufstiegen und der Sonne nahekamen, zerschmolz das Wachs, aber sie fielen und ertranken im Meer. Und in unseren Tagen, da kommen wieder welche, maßen sich an, was dem Menschen versagt ist, wollen das Fliegen lernen und versuchen Gott."

Indem zerriß ein Brausen und Surren des Pfarrers Rede, und ein Bienenschwarm stieg kreisend und schwenkend in den nahen Apfelbaum.

„So," sagte Pastor Neumann, „da sind uns die Immen in den Unterricht geflogen. Jetzt muß Wilhelm Pantel vors Brett. Lauf, Karl!"

Im Dorf waren inzwischen die Zigeuner ausgeschwärmt, aus ihrem grünen Wagen, der aussah wie ein Bienenhaus, so ein neumodisches für zwei Völker. Während vor dem Kruge der Bär tanzte und das Kasperle in seinem Rahmen sprang und seine Späße machte, mit Tod und Teufel sich schlug und Junge und Alte lockte, daß die Häuser leer wurden und die Taschen der Bande voll, lagen sie vor den Türen, schwarz wie die Bienen vor dem Flugloch, zogen einzeln auf die Höfe, ob etwas da wäre, was mitgehen wollte, kniffen die schmutzstarrenden, auf den Rücken gebünzelten Kinder ins Bein, daß sie jämmerlich schrien, „vor Hunger, lieber Herr, vor Hunger", verkauften Ziegelmehl als Wunderpulver für Kühe, die nicht Milch gaben, Hagebuttenkörner gegen die Trommelsucht, und der Krügerfrau, die mit verbundenem Gesicht umherschlürfte und der vor lauter Schmerz der Tag leid war, ein Alräunchen gegen das Reißen, um den Hals zu tragen bei Tag und bei Nacht, aber nicht bei neuem Mond.

Nur einer verdiente sein Geld ehrlich, das war Petermann, der Harfner, stand vor den Türen und ließ die Saiten singen. Das weiße Haar fiel ihm über die Schultern, der lange Bart lag über dem Harfenkopf. Die alten Finger griffen und zitterten, und das Auge war weit, weit fort, ganz hinten in der Welt. Die Melodien, die er spielte, kannte keiner. Karl Asmus und das Marleneken liefen mit ihm von Haus zu Haus. Das Mädchen meinte: „Dat klingt as de Klocken im Turm un bruust as de Orgel up Wiehnachten." Der Junge aber sagte: „Nee, dat bruust as de Wind un singt as de Flüchts von de Möhl un as de Wellen an den Strand" — und es war ihm, als stiege und flöge er. So leicht war ihm.

Am Abend, als die Bande auf und davon war, lagen die Häuser friedlich und still und in tiefem Schlaf. Auch Martin Halfpapp, der Nachtwächter, schlief in dem kleinen Verschlag neben der Kirche auf der Totenbahre vor aller Störung sicher. Nur der Pastor war noch wach und im Weberhäuschen Karl Asmus.

Der Vater schnarchte, daß die Bettstatt zitterte, schnappte hin und wieder ab, und dann ging sein Atem leise, daß Karl Asmus das sanfte und ruhige Schnurcheln der Mutter hören konnte. Das Blut klopfte in seinen Schläfen. Er dachte daran, was der Pfarrer heute vom Fliegen gesagt hatte, drehte alles um und um, sah die Sterne am Himmel durch die Scheiben seitwärts flimmern, und ihm wuchs das Verlangen: wer fliegen könnte unter dem Himmel hin, unter den Sternen und unter der Sonne, über der Erde stehen wie ein Vogel und sehen vom Meer bis zu den Bergen. ‚Herr Gott,' dachte er, ‚ein Zeichen, daß einer fliegen kann, daß ein Mensch fliegen kann durch die Luft wie ein Vogel.'

Ein flackernder Schein ging die Wand entlang; flammte und zuckte über das Himmelbett, darin die Eltern schliefen, wie ein

Blitz. Das Herz stand ihm still. Das war das Zeichen! Er sprang aus dem Bett ans Fenster. Glühende Funken wirbelten wie ein Bienenschwarm durch die Luft. Die Kuh im Stall brüllte vor Angst, und er schrie die Eltern wach: „Vadder, Mudder, de Möhl brinnt!"

⌘ ⌘ ⌘

Der Zigeuner, der das Feuer an die Mühle gelegt hatte, weil Timm Sökeland ihn betrappelt hatte, als er einen Sack Korn stehlen wollte, und nicht säuberlich mit ihm gefahren war, saß schon lange hinter den schwedischen Gardinen im vierten Stock nahe den Wolken, flocht in seiner Zelle Rohrstühle tagaus, tagein, zog den Schmachtriemen an, ließ den Kopf hängen, wiewohl er ein durchschauter Schelm war. Und wenn kein Aufseher durch das Guckloch sah, so nach dem Mittag, wenn sie satt waren und sich nicht gern bewegten, stand er am Fenster und ließ die dunklen Augen durch den Spalt der Luftklappe ins Freie gehen, ob da hinten am Walde wohl einer käme, der ihm die Trallgen zersägte und einen Strick brächte, der bis unten reichte ... aber es kam keiner, keinen Tag, und er mußte sitzen bleiben, flechten tagaus, tagein, und dazu singen, aber leise, daß vor der Zellentür es niemand höre:

„Dudel, du-dudel, wat hestu in' Sack?
Robbenstiert, Kattenstiert, Ennken Tobak.
In't Tuchthuus möt ick sitten, in't Adeboorsnest.
Dröög Brot möt ick eeten, dat is jo min Best.
Kolt Water möt ick drinken, dat is jo min Wien,
Dor schall ick vergnögt un lustig bi sien."

Indessen stand die Mühle längst wieder auf ihrem alten Fleck auf dem Berge, drehte sich stolz wie ein Pfau und mit viel Gekreisch bald nach Süden, bald nach Norden, so recht wetterwendisch, wie es sich für sie ziemte, spreizte die funkelnagelneuen Flügel und jagte einer den andern und holten sich nimmer ein. Der Wind fuhr mit Pfeifen und Lachen hinterher, und es war ein eitel lustiges Spiel. Das Korn hatte geschüttet wie seit langem nicht, das Werk bekam zu schlucken, soviel es mochte.

So kam der Palmsonntag heran und die Einsegnung. Die Krügerfrau saß in ihrem Stuhl in der Kirche, das Taschentuch auf dem dicken Porst und ein Sträußchen getrockneter Riechblättchen darin, und lobte Gott, daß sie wieder gesund war.

Die Frauen glupten verstohlen nach ihr hin. Ihre Wangen waren prall wie eine Schweinsblase, die zum Trocknen im Winde hängt, und glühten wie die Pfingstrosen auf ihres Vaters Grab, und feine Äderchen verästelten sich darin, dunkelrot und lila und himmelblau. Das machte der süße Schnaps, den sie des Abends vor dem Schlafengehen heimlich in der Kombüse hinter die weißen Zähne kippte, ehe sie die Schenkstube verwahrte und verschloß. Sie aber sagte, das wäre ein Erbteil von ihrem Vater, der wäre auch so deftig gewesen. Nun saß sie, zog die Töne wie eine Gummischnur und quetschte sie aus dem dicken Hals mit solcher Inbrunst, als eine junge Mutter ihr Kind wiegt; dem Krüger neben ihr ging aber die Luft kurz und mühsam unter dem festgeknöpften schwarzen Rock, der ihm längst zu eng geworden war und in Falten und Rillen um seine Behäbigkeit lag wie ein Schnürleib. Dazu bohrten die spitzen Vatermörder sich ihm schmerzhaft in das überquellende Fett, und so konnte er mit dem Odem nicht haushalten und blieb immer ein paar Takte zurück. Die Frau stieß ihn wohl mit dem Ellenbogen in die Seite, aber er merkte es nicht, denn seine Gedanken waren weit fort und zimmerten an dem Lebensglück seines Jungen. Wenn Pastor Neumann ihm auch keinen Unterricht gegeben hatte, sollte doch etwas aus ihm werden, daß die Leute die Mäuler aufrissen. Da zuckelte er wieder hintennach, und Schneider Feuereiß lachte sich eins, obwohl er gar keinen Grund hatte, sich über andere lustig zu machen, denn er kletterte mit seiner dünnen Stimme auf der Tonleiter umher wie ein betrunkener Dachdecker, der es wagt, auf den Turm zu steigen. Es war aber auch kein leichtes Lied, das heute angesagt worden war, führte in Höhen und Tiefen, daß bald die Frauen und bald die Männer hängen blieben, zumal bei dem verzwickten Kehrreim: „Triumph, Viktoria," und Küster Drafehn, der mit Lunge und Kehlkopf die Orgel ersetzen mußte, hatte einen schweren Stand, ob auch der Afrikander mit seiner Donnerstimme ihm zu Hilfe kam, daß die Fenster in ihren dürftigen Bleiverglasungen zitterten. Dann kam es doch, daß eine Stimme den ganzen Kunstgesang umwarf, daß es in der ganzen Kirche auf einmal still ward und der Küster allein blieb und kurz entschlossen in die verstummte Gemeinde rief: „Ji Frugeslüd dahinne weest eis still, ji singet den Triumph nich recht. Ick war juck vörtriumphieren," und das „Triumph, Triumph, Viktoria" hinausposaunte, als sollten draußen die Toten aus den Gräbern kommen. Die Frauen waren alle rot geworden, sah eine die andere an und dünkte sich jede frei von aller Schuld. Und der Afrikander fiel dem Küster wieder hilfreich in die Melodie, die Frauen setzten schüchtern und verzagt ein, Feuereiß kletterte wieder die Tonleiter auf und nieder, die Küstersfrau zog den Mund und ließ die

weiße Straußenfeder auf ihrem Kirchenhut wippen, den ihr jeder im Dorf verdachte als ein Schaustück der Hoffart.

Über dem allen thronte auf dem Altar die holzgeschnitzte Dreieinigkeit so mild und voll Nachsicht, Gott-Vater lächelte über seine Menschenkinder und Gott-Sohn nahm alles gnädig an, was hier jeder viel oder wenig brachte und war nicht so streng wie die Küstersfrau, die hart und kalt über ihre spitze Nase sah. Die Taube aber, der Heilige Geist, der zwischen den beiden, Vater und Sohn, mit ausgebreiteten Flügeln schwebte, wiegte sich sanft auf den Gebeten, die aus den Herzen stiegen.

Ganz hinten im Schatten unter dem Chor saß Weber Asmus, hielt den dicken ‚Porst', das Gesangbuch, ausgestreckt in der dürren, langfingrigen Hand, daß Karoline, seine Frau, gut einsehen könnte, und neigte sich von Zeit zu Zeit über das Buchbrett, wenn er den schlechten Druck nicht recht lesen konnte oder das Wasser in seinen Augen die Schrift schwimmen machte.

Seine Stimme war zittrig und dünn, und neben ihm die Frau verschluckte manchen Ton und hatte doch sonst alles hell und klar herausgesungen; denn es war beiden recht wehmütig ums Herz, daß sie ihr einziges Kind so bald hinauslassen sollten in die Welt wie in einen Nebel; der schlug hinter ihm zu und war hinfort auf lange Zeit nichts mehr zu hören und zu sehen. Sie hatten ihn das längste gehabt, und nun er ging, kam das stumpfe und einsame Alter, wurde alles Lachen und frische Leben ringsum stumm, wie des Abends, wenn die Sonne weg ist, und immer schneller rollte das Garn, bis das Stück rein zu Ende gewebt war, der Kamm leise ausschwang, im Turm die Glocke anhub, tief und dumpf, und Martin Halfpapp, der Kulengräber, die Schollen aushob und dazu das Vaterunser betete. Dann hing ein Kranz mehr in der Reihe an der Kirchenwand, und seine Seidenbänder vergilbten und zermürbten gleich all den andern. Da schließt eine Tür sich zu; da tut eine Tür sich auf. Eine Quelle springt ins Licht, und eine andere versiegt. Zwei Wege gehen auseinander, einer gen Morgen und einer gen Abend. Ruft den einen das Leben, ruft den andern der Tod, und es ist kein größerer Schmerz, als wenn Eltern sich von ihren Kindern scheiden müssen.

Mitten in der Zeile seufzte Weber Asmus tief auf, und in dem ganzen Gotteshaus war kein Gebet so heiß und stark, denn dieser Seufzer unter dem dämmrigen Chor.

Oft, wenn Weber Asmus an seinem Stuhl gesessen hatte, wenn es auf Feierabend ging, die Kühe mit Brüllen heimkehrten, die niedrige Sonne durch das Fenster über die spielenden Fäden geglitten kam und das Schifflein die letzten Male durch den Aufzug glitt, hatte er wohl gewünscht, daß sein Junge einmal auf der Weberbank sitzen sollte wie er und das kunstvolle und besinnliche Handwerk treiben, das so gut und heilsam für den Menschen war, das Ordnung lehrte nach innen und außen und die Seele zufrieden machte und still. Wie das Schifflein glitt, her und hin, hin und her, schaffte sein Werk Tag für Tag, lag des Abends dann still und ruhte in seinem Bettchen neben dem Stuhl, und fing im hellen Morgenlicht wieder an — so kam alles zu seinem Ende und Ziel, nur Geduld, und die Seele, die hin- und herflog zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Himmel und Erde, kam auch einmal in ihren stillen Hafen. Es war ihm wohl ein gutes und gesegnetes Handwerk geworden. Aber die Zeit ward anders, das Handwerk lag auf den Tod, und am Webstuhl saß einer auf einem verlorenen Posten. Pastor Neumann hatte wohl recht. Man mußte mit der Zeit gehen. Da half alles Stemmen nichts. Die Technik, hatte er gesagt, regiert jetzt die Welt. Wer nicht unter die Räder kommen wollte, der müßte der Maschine dienen. Auch der Bauer auf seinem Feld. Das war ein Segen und ein Fluch. Das knechtete, und das machte frei. Der Weber hatte nicht recht verstanden, was der Pfarrer damit meinte. Aber er war es einverstanden, daß sein Karl Schlosser werden sollte und danach Maschinenbauer. Lust hatte er, und Pastor Neumann meinte, auch das Zeug. In Gottes Namen denn.

... „Triumph, Triumph, Viktoria ..." Es ging jetzt wie geölt. Küster Drafehn pustete hinter seinem Pult am Altar gleich Hans Krolls Blasebalg, wenn bei Glatteis den Bauernmähren die scharfen Stollen untergeschlagen wurden, und August Gottschalk, der Afrikander, stand ihm redlich bei; die Scheiben zitterten in den Bleiverglasungen, die vergilbten Schleifen der Totenkränze an den Wänden wehten leise hin und her, und dem verirrten Zitronenvogel unter der Balkendecke wurde angst und bange, wie er von den Tonwellen auf und nieder getragen wurde, flatterte irrend an den Fenstern entlang und stieß sich den goldenen Staub von den zarten Flügeln. Das war das Leben, und manch einer erfuhr dergleichen unter den Jungen und unter den Mädchen, die heute schüchtern und die Augen unter sich am Altar saßen und morgen die Wanderschuhe anzogen, hinauszuwandern, auch wenn sie daheim blieben in Dorf und Flur.

Da saß Karl Asmus zwischen Klaus Drafehn und Robert Wockenfuß, hatte die Nase im Buch, die Augen so groß als eine Glaskirsche und in dem Knopfloch der schwarzen Jacke das Myrtensträußchen, wie sie alle trugen. Wenn er aufsah, fiel sein Blick auf die große Tafel mit dem Namen der Männer, der alten und jungen, aus dem Kirchspiel, die 1870 in Frankreich gefallen waren, bei Wörth, bei Gravelotte und Sedan, bei Orleans und vor Paris: Den Heldentod für König und Vaterland starben,..., und die Stunde wurde ihm so groß und hell, als würde er gerüstet und gegürtet für eine Schlacht und sollte hinaus, die Arme zu regen und den Mut, als sollte er tapfer sein wie ein Held und sein Blut hingeben für eine heilige Sache.

⌘ ⌘ ⌘

Wo der Fluß sich zu weiten begann, um mit mächtiger Brust sich ins Meer zu werfen, lag die Stadt. Vor zwanzig, dreißig Jahren noch war hier nur ein kümmerliches Handeln und Treiben gewesen. In den mageren Kaufmannsstuben kauten die Buchhalter an den Federn, stocherten mit dem Bleistift in den Ohren, zogen die dürren Posten zusammen und brachten den langen Tag um mit Seufzen und Gähnen. Die Welt in ihren Büchern reichte nicht weiter als bis Stettin und Königsberg und Lübeck, wenn ein Schiff aus Stockholm kam und das bunte, fremde Wimpel über dem Pier flatterte und die harten schwedischen Kommandos über Deck tapsten, war alles in Aufruhr und Bewegung, stand am Wasser und riß das Maul auf.

Die Lastträger saßen den lieben langen Tag am Hafen in der Sonne, schoben den Priem bald nach rechts und bald nach links, spuckten den braunen Speichel über die kleinen Fischkutter fort in die trägen Wellen und blinzelten nach See, ob nicht ein Schiff käme. Und wenn das Glück gut war und in der Ferne Dampf aufging, schrien sie wohl: „Schipp ahoi," stellten sich breitbeinig hin und spuckten in die Hände, aber meist war es eine Nußschale, die nichts brachte, was der Rede wert war und wobei sich ein Stück Geld verdienen ließ, und oft legte es überhaupt nicht an. Da half alles nichts. Der Pastor in der Kirche mochte Sonntag für Sonntag in der Kirche beten: „Gott segne unseren Strand," da kam nichts nach, als ein paar Züge Flundern und Kabeljau und im Frühjahr die Lachse. Und der Seesand flog und stäubte, lag in den Straßen, auf allen Tischen, in allen Läden und auf allen Büchern.

Aber dann war ein frischer Wind gekommen; da war es anders geworden. Ganz langsam. Jahr für Jahr. Blut und Leben, Arbeit und Geld. Jetzt schrien die Sirenen im Hafen bei Tag und bei Nacht, wenn die elektrischen Bogenlampen wie Sonnen über den dunklen Fluten standen und ihre glitzernden Garben zwischen den Schiffen und den Sternen hin und her laufen ließen und die Essen der Werften ihre Lohen in die Höhe und Finsternis warfen. Dampfer an Dampfer drängte sich am Kai, die Masten standen wie ein Wald, die Luft war bunt von den Flaggen aller Länder, die Ketten rasselten und dröhnten, gewaltige Kräne griffen über die öligen Wellen, griffen und hoben und schwenkten Kisten und Tonnen von Schiff zu Land, von Land zu Schiff vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Exhaustoren saugten den Bauch der Schiffe leer, und das Korn lag zu Bergen in der blinkenden Sonne wie lauter Gold. Scharfen Geruch von Teer und Schweiß trug die Seeluft weit ins Land, es durfte keiner mehr am Wasser sitzen oder hinter den dicken Büchern und träumen. Das war nun vorbei. Die Arme regten sich, die Federn flogen, und die ganze Welt von Indien bis Amerika stand auf den Folioseiten dicht beieinander. Manch einer, der seine Nase darüber beugte, war draußen gewesen und wußte Bescheid, manch einen packte auch die Sehnsucht, daß er alles stehen und liegen ließ und sich heimlich davonmachte, all die Herrlichkeiten der Gotteserde zu sehen, von denen er nur lesen oder auf dem Lager etwas riechen konnte.

Aber da war viel Neid in die Welt gekommen und Haß, der Brot- und Futterneid, der niedrigste, den es gibt, und über See stand es schwarz und ein Grollen und Murren wie das Gewitter. Der englische König glupte und schielte und würgte die Wut in sich hinein, klügelte und rechnete und plante, nahm seine Tasche und ging auf Reisen, ob er dem Vetter über dem Kanal das Geschäft verderben und die Kehle zuschnüren könnte. Er hatte es so eilig wie alle Bösewichter, und wußte auch, daß er nicht mehr viel Zeit hatte im Leben, denn der Tod saß ihm am Halse.

Doch der deutsche Michel war nicht der von ehedem. Er hörte, was der Seewind pfiff, verstand und nützte die Zeit und wollte den Tag nicht wieder verschlafen, wie schon so oft. Und war auch nach außen hin noch viel Hader und Zwist im Land, Mißverstehen und Verkennen, im Herzen war das ganze Volk einig, und im Norden wie im Süden war keiner, der auch nur einen Deut rauben lassen wollte von dem, was das

Vaterland nach langer Zeit und in schwerem Ringen erworben hatte.

Es ging mit dem deutschen Lande vorwärts mit Volldampf. In den Seemannsstuben am Hafen ließen die blauen Jungen die harten Taler springen, schlugen auf den Tisch und schrien: „Nee, wi laten us de Bodder vom Brot nich nähmen. Wi nähmen dat up mit jedwerein.“ Und dabei grinsten sie zu den Tischen hin, wo die Fremden saßen, die Engländer und die Franzosen und sonstwer, der die Deutschen nicht riechen konnte. Es mochte kommen, was da wollte. Draußen auf der Reede schwammen die grauen Kolosse im Wasser, still wie Krokodile, und unter den runden Türmen lagen die Kanonen auf der Wacht.

⌘ ⌘ ⌘

Der Reisekasten für Karl Asmus stand fertig da und knisterte noch leise in den Fugen. Tischler Düskow hatte ihn gemacht aus schwerem Eichenholz, mit einem Schloß wie an der Kirchentür, hatte keine Mühe gescheut und keine Kosten und nicht nach seinem Verdienste gefragt, hatte ihn gebeizt und gewachst, mit Bändern und Haspen kunstvoll ausgeziert, mit blanken Nägeln auch ein K und ein A in das harte Holz getrieben. Die helle Frühlingssonne fiel in die Werkstatt, spiegelte sich auf dem gewölbten Deckel, und die flimmernden Strahlen standen an den scharfen Rändern der blinkenden Beschläge wie elektrische Funken. Der Tischler strich bald hier, bald da noch einmal mit dem braunen Handballen polierend über die Fläche, und als kein Fehl und Fleckchen mehr daran war, rief er das Marleneken, daß sie den Kasten auf die Karre lüde und zu den Webersleuten brächte. Aber ihre flinken Füßchen wollten nicht vorwärts; der Kasten blinkte, daß ihr das Wasser in die Augen kam, und ob die Last nicht schwerer war, als eine Fuhre Gras für die Ziege, war es ihr doch, als karrte sie Eisen oder Blei.

Karl Asmus rührte den Reis, dieweil die Mutter bei den Kühen war, als das Marleneken, die Truhe in den Armen, sich durch die Tür zwängte, aber ehe er ihr beispringen konnte, hatte sie den Kasten schon mitten auf die Diele gestellt, stand und sah ihn groß an und tat so munter wie beim Spiel. „Na, Kadel, nu kann das in die Welt gehn.“ Er legte die Kelle aus der Hand und sagte leise: „Ja, Marlen, nu geht das los. Das muß ja sein. Dafür bin ich ein Jung.“

„Hast du kein Angst?“

„Angst? Nee, wovör schall ick woll Angst hewwen? Freten ward mi ja kein da buten. Nee, Marlen, Angst nich. Aber daß hier nu alles aus is. Daß ein alles, was ein lieb hat —“

Sie fuhr mit dem Finger unter der Nase fort. Die Tränen schossen zusammen; sie würgte sie herunter.

„Ach wat, Kadel, dat löppt di nich wech.“

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Adjüs, Kadel; bliew gesund in de grote Stadt.“

Damit war sie aus der Tür.

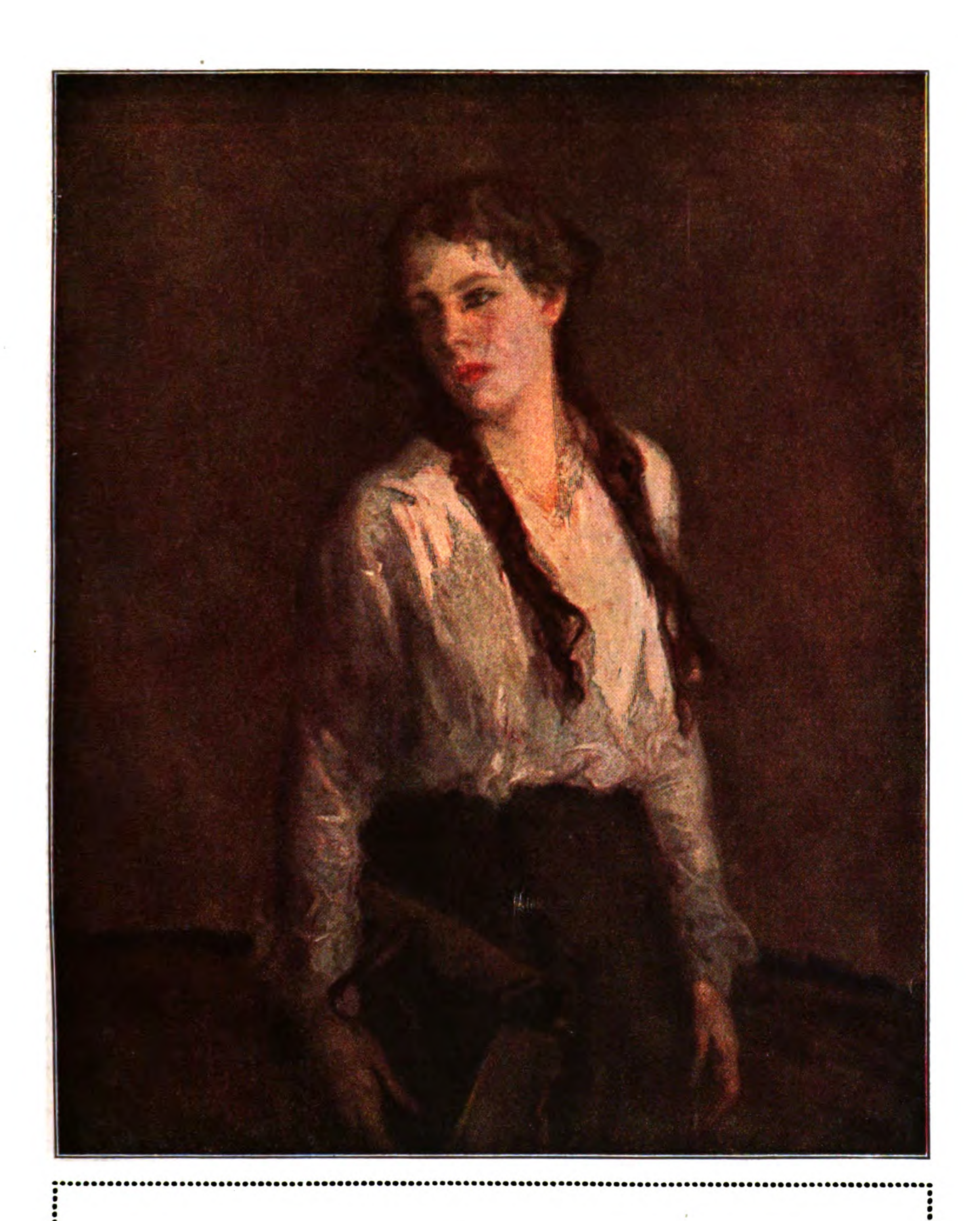
Karl Asmus stand und sah den blanken Kasten an. Er dachte: ‚Der sieht aus wie ein Sarg.‘ Und als er den Schlüssel drehte, meinte er, es müßte ein Toter drin liegen.

Aber unten auf dem Boden lag ein Päckchen in weißem Papier. Darin hatte das Marleneken ein Andenken gewickelt, ein Lesezeichen für die Bibel, und darauf stand: „Gott schütze dich!“ Das hatte sie zwischendurch beim Grasschneiden heimlich in Papierkanevas gestickt, hatte sich auch den Finger dabei blutig gestochen, und unten in der Ecke rechts war ein Fleck, rund wie eine Träne und rot wie Rost, und war in die blauen Vergißmeinnicht gelaufen, die um den Rand standen und um die Schrift. Karl drehte es hin und her, und las, was darauf geschrieben war, und hörte wieder die Marlen fragen: „Hast du kein Angst?“ Und es ging ihm durchs Herz, daß die Welt doch wohl ein gefährliches und tückisches Wasser wäre, darin schon manch einer sein Leben gelassen hätte, und eins wohl Angst haben könnte, wenn nicht einer wäre über Wolken und Wasser.

Vorsichtig, als wäre es von Glas, trug er das Zeichen auf der flachen Hand in die Kammer, legte es in seine Einsegnungsbibel zu dem gepreßten Myrtenzweig und ging dann auch wieder zum Herd, den Reis zu rühren. Doch dem war nicht mehr zu helfen. So ward das letzte Mittagsmahl ein brenzlig Essen, kratzte im Hals und ging schwer ein, obgleich Zucker und Zimmet reichlich darüber lag. Aber es hätte süß sein können wie Honig, es wäre doch nicht anders gewesen.

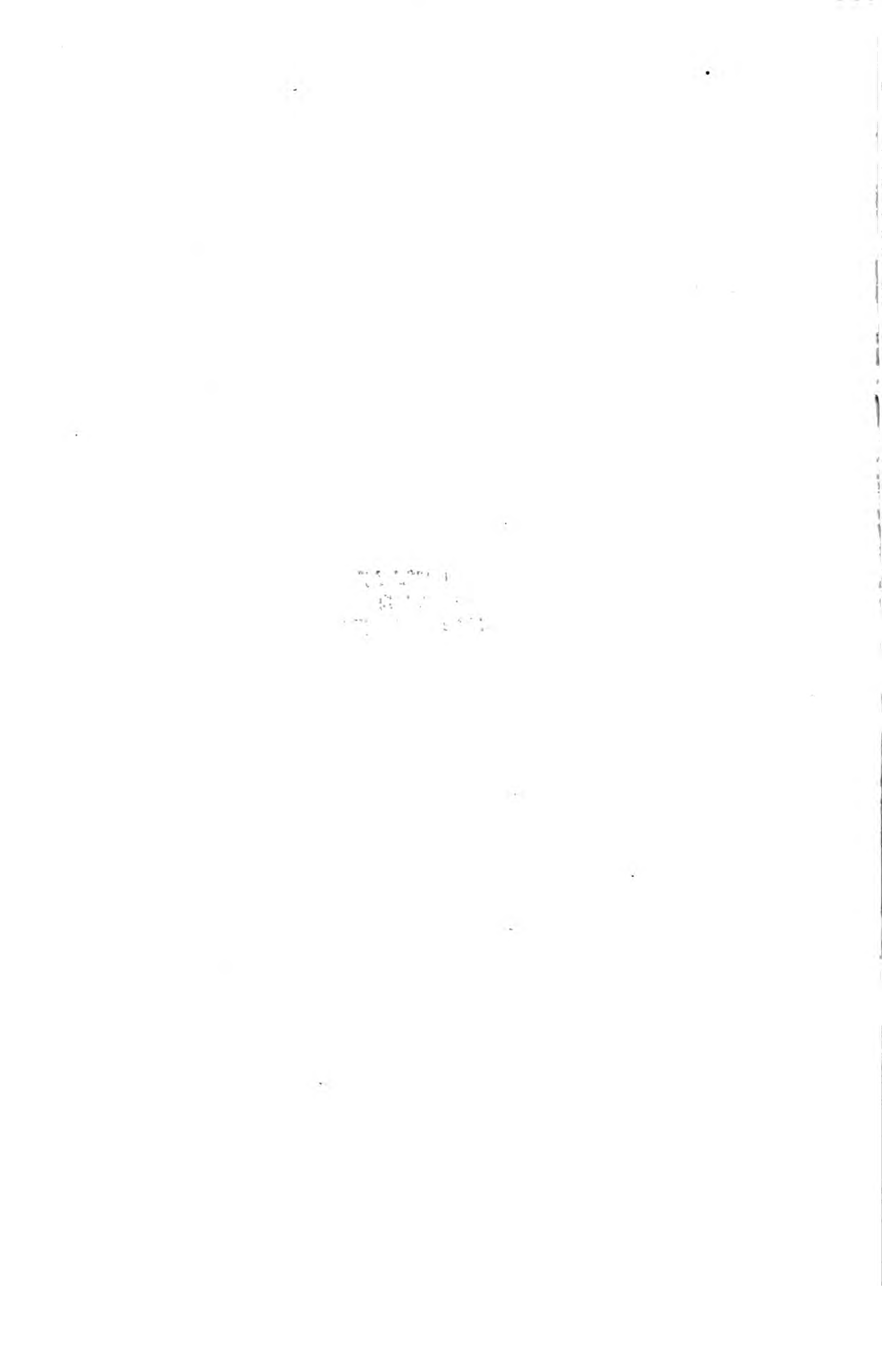
Am nächsten Morgen in der Frühe nahm Karl Asmus Abschied von Vater und Mutter, von Peter, dem Kater, und dem Nußbaum vor der Tür, den Kücken und Güsselken, die eben ausgekommen waren und noch unter dem Herd saßen, und von allem, was sonst im Hause und auf dem Hofe war, auch von dem Schiffchen oben auf dem Giebel. Es war ein bitteres und salziges Geschäft, sich von seiner Kindheit zu scheiden. — — —

Indessen holte Wilhelm Pantel die Pfarrgäule aus dem Stall, schlug dem Rappen, der spielerisch nach seiner Nase schnappte, auf das vorwitzige und gottlose Maul, und spannte sie in heftigem und mürrischem Selbst-



Dora

Gemälde von Prof. Carl von Marr
(Von König Ludwig III. von Bayern erworben aus der Ausstellung
im Münchener Glaspalast, Sommer 1917)



gespräch vor das gelbe Korbwägelchen; denn er hatte seinen Acker pflügen und sein letztes Korn dreschen wollen und mußte statt dessen den Pastor und Karl Asmus in die Stadt fahren.

„Dat is mi nu verbruddelt.“ Er drängte den Rappen an den Wagen „Trügg! Ick schall mi wohl irst vör di up de Knei liggen? Trügg!“

Der Rappe stapfte zur Seite und trat ihm auf die große Zehe. Fernand schüttelte den Fuß wie eine Katze, die ins Nasse getreten ist, und gab dem Rappen eins mit dem Strang über den Rücken.

„Döskopp! Wat kümmt di an? Büst du mall? Ick war di den Hund vör de Bein binnen.“ Er legte das Gebiß ein. „Mul up! Wat? Dat paßt di woll nich? Di sünd woll de Tähn to backt? Töw, ick war di dat wisen.“

Er schob das Geschirr über den Kopf und zog die Ohren vor. „Dat he hüt, akrat hüt in de Stadt möt. Wat brukt he den Bingel hentoföhren? Kunn he nich lopen? Ne, dit's to arg un to dull.“ Er gab dem Fuchs einen Schlag auf die Hinterhand. „Nu kümmst du vörd Bredd. Bet to! Wat hestu up de Sielen to pedden? Bün ick din Aap? Nee, Fründken.“

Er band die Zügel über Kreuz.

„Da is mi de Aam upfallen. Um son Bingel möt ick all stahn un liggen laten. Wenn ick irst min Eigen heww — Voß, was keen Alf. Lat dat Gnagen sin.“

So schirrte er mit viel Bram und Braß die Gäule an, zog den dunkelblauen Warprock über und stieg auf den Bock.

Da stand die Frau in der Tür, hatte die Arme in die Seiten gestemmt und rief über den Hof, daß die Tauben am Brunnen aufflogen: „Na, adjüs Pantel. Un bring ock jau un jau den Kalmück mit. De is mi hochnot.“ Sie raffte den verschlissenen rosenroten Überrock. „Hier is all Loch bi Loch.“

Pantel winkte ärgerlich mit der Hand.

„Ach wat, du hest allsüs den Düwel to braden.“

Sie nickte ihm wütend zu, und ihr Kopf wurde rot wie Feuer.

„Un du süst ut, as wenn du den einen freten hest un den annern nachhalen wist. Na, vörirst bruk ick di ja nich to seihn.“

Indem erhob sich in der Wohnung ein langgezogenes Klagegeschrei, und das Jüngste, das Emilchen, hub an zu brüllen wie ein Gerberhund. Da knuppte Wilhelm Pantel mit der geteerten Peitschenschnur um die spitzen Ohren und fuhr vor.

Und wie er, das Brüllen hinter sich lassend, durch das Tor rumpelte, den rostroten Turmhahn in der Morgensonne glühen sah und den Küster Drasehn die Frühglocke anläuten hörte, stieg aus seinem verdrossenen Gemüt wie die Sonne aus dem Nebel der tröstliche Gedanke, daß es doch besser wäre, in den schönen Tag hineinzufahren, als mit Hüh und Hott hinter dem Pfluge zu gehen und den Flegel über den Kopf zu schwingen, daß er in der Aalhaut knarrte, und daß es bei August Damerow am Hafen eine Lungwurst gäbe, die nicht zu verachten war. Und dabei fuhr er sich mit der breiten Zunge um den Mund, daß sie um ein Haar an der Nase hängen geblieben wäre. Als nun gar der Prediger ihm beim Einsteigen ein halbes Dutzend Zigarren, wenn auch nicht von den besten, in die Rocktasche schob, kam das gute Wetter völlig zum Durchbruch. Er zog die stoppelhaarige Lippe unter der breiten Nase gleich einem Eichhorn hoch, daß die Schneidezähne in der Sonne blinkten wie Kilometersteine, und sprach bei sich selbst: ‚Na, ick war ehr den Kalmück man köpen. Denn as in de Schrift steiht: Wer sein Weib pflegt, pflegt sich selbst.‘

Vor dem Weberhause hatte sich der Himmel seines Gemüts bei kleinem wieder bezogen, als der blanke Reisekasten auf den Bock kam und ihm die behagliche Sitzgelegenheit beengte, daß er sich kaum rücken und rühren konnte und mit Gesäß und Zigarren in arge Gefahr kam. Aber wie Karl Asmus bald dem Vater, bald der Mutter am Halse hing und laut weinte und die beiden Alten sich die Augen wischten, ward ihm weich und rührselig zumute, und er mußte an seinen Jüngsten, sein Emilchen, den Schreihals denken, wie es sein würde, wenn der einmal in die Fremde ging. Er schnurchelte durch die Nase und überlegte, ob er ihm ein Pferdchen oder einen Kikerikihahn mitbringen sollte, außer dem Rosinenstuten.

Das Korbwägelchen hatte schon manches Mal ein schweres Herz gefahren, wenn Pastor Neumann Last und Sorge und Jammer aus seiner Gemeinde mit sich genommen hatte, aber so schwer wie heute war noch nie ein Herz darin gewesen. Doch die Pfarrgäule merkten davon nichts; sie warfen die Köpfe und schlugen mit den Schwänzen und wären wohl auf und davon gegangen, wenn Pantel sie nicht kurzgehalten hätte; denn sie hatten ein paar Tage gestanden, rochen den frischen Morgen, die Salzluft und die Weite, und ließen die Blähungen von sich wie Kleingewehrfeuer.

⌘ ⌘ ⌘

Was mag besser sein zum Abschiednehmen von der Heimat, der Morgen oder der Abend?

Am Abend kommt bald die alles bedeckende Nacht, und die Heimat versinkt wohl bald in Nebel und Dunkel, aber ihre Lichter suchen und greifen nach dem wandernden Kinde weit hinein in das kalte und drohende und finstere Land, das Herz zittert und bebt und will nicht hinaus. Am Morgen mag es wohl besser sein, da ist alles klar und hell und bestimmt, und wenn die Sonne so hell auf Äckern und Wiesen liegt, die Lerchen singen und die Störche die Flügel klaftern und ins Blaue fahren, drängte die Neugier und der Wagemut den frischen Sinn in die Weite. Pastor Neumann dachte daran, wie er selbst einmal war aus dem Vaterhause gegangen; das war auch so ein goldener Morgen im Frühling gewesen wie heute, er war auch auf so einem leichten Wägelchen mit seinem Vater zusammen in die Frühe gefahren, und als sie aus dem Dorfe gekommen waren, hatte der Vater die Hand über das grüne Land gereckt und gesagt: „Martin, das ganze Land steht dir offen, soweit dein Auge reicht und viel, viel weiter noch, wo du auch bist, überall liegt Gottes Sonne und Liebe. Aber die Heimat hier unten ist nur Sinnbild und Gleichnis. Wir haben hier keine bleibende Statt." Da war er guten Mutes geworden, hatte die Tränen verschluckt und in die Welt gelacht. Aber am Abend, als er allein am fremden Ort war, hatte er in das Kissen geweint, bis der Schlaf alles Leid von ihm genommen und ihn im Traume ins Vaterhaus getragen hatte. — Ob Morgen, ob Abend, der Schmerz kam schon. Und so sah er Karl Asmus von der Seite an, mitleidig und gütig, und wußte, was die erste Nacht in der Fremde ihm bringen würde. Jetzt gingen seine Augen tapfer und hell an den Häusern entlang und tranken sich noch einmal an dem süßen Glück der Heimat satt, zum letztenmal für lange Zeit.

Der Rauch kräuselte sich dünn und zart über den Schornsteinen, stand einen Augenblick still, als wollte er nicht los, und wirbelte dann auf einmal in die blaue Höhe und war dahin.

Da war manches Haus im Dorf, da ging viel aus dem Schornstein. Die Küsterfrau kam die Straße entlang, trug einen Blechkuchen unter dem Arm zum Backofen und ward vor Scham dunkelrot, daß Pastor Neumann sie auf solchem Wege sah. Der Morgenwind hob das Papier, darunter lag es gelb wie Butterblumen, mit Mandeln und Rosinen dick belegt, und sie ging stracks dahin, die spitze Nase schier geradeaus, blickte nicht rechts noch links und merkte nicht, wie der schwergewirkte Teig von dem Abschiedskuchen, den sie für ihren Klaus backen wollte, in den Staub kleckerte. Denn ihr Klaus sollte auch in den nächsten Tagen in die Stadt, auf die Präparandei, daß er Lehrer würde wie sein Vater, aber nicht auf einem elenden Dorf.

Die Hühner gackerten, die Hähne krähten und liefen herzu, kratzten den Teig auseinander, hackten mit den Schnäbeln hinein und wälzten ihn in dem Schmutze. Doch nicht alle Hähne krähten an diesem Morgen, die am Abend noch mit viel Geschrei aufgeflogen waren. Die Krügersche, die Wockenfußen, hatte ihren besten Hahn am Kragen und schlachtete ihn auf dem Hof, und das rote Blut tropfte in den Staub. Denn ihr Robert war der dritte im Dorf, für den ein Abschied gerichtet wurde und der aus der Heimat ging, auch in die Stadt am Meer, zum Herrn Konsul Schneidereit, in die Drogenhandlung, als Lehrling.

Drei zogen aus dem Dorf auf die große Weide draußen, das Leben blies und trieb sie zusammen dahin. Und Martin Halfpapp tutete auf seiner Schalmei daher, die Kühe, Schafe und Ziegen, Kälber und Färsen fanden sich zusammen, einzeln und zu zweien und dreien, Wasser jacherte die Dorfstraße auf und ab, apportierte einen Stein oder einen Knüppel und biß zwischendurch einem widerspenstigem Tiere in die Hesse. Die Graue und die Rotbunte aus dem Weberhaus waren auch darunter, wiegten den Kopf und schleppten die Füße, aber den Karl auf dem Wagen kannten sie nicht, und als er sie rief, glotzten sie ihn verdrießlich an.

Hinten durch die Wiesen stapfte August Gottschalk, der Afrikaner, hatte seine lange Angelrute auf der Schulter und pfiff sich eins, und manches Fischlein, das noch unten im Bach munter sprang und spielte, lag um Mittag dürr und mit aufgesperrtem Rachen in der Sonne auf dem Gras.

Schneider Feuereiß stand am Brunnen, hatte das grobe Hemd aus eigengemachter Leinwand über die haarige Brust gestreift und wusch sich bedächtig und gründlich. Seine drei Jüngsten saßen nicht weit davon an der Hecke, ungewaschen und ungekämmt. Der eine quälte eine Schnecke, die ihre Hörner nicht herausstrecken wollte, die beiden andern klopften Pfeifchen und sangen:

„Da satt eis en Kreih am Weg,
Dei wull gern Bibel lese.
Bibel lese kunn se nich,
Küm de Voß un drew ehr wech,
Drew ehr in die Königskammer.
Piff, paff, aff."

In der Schmiede flackerte das Feuer. Der Meister trat mit dem Fuß den Blasebalg

und schlug mit dem Hammer auf den Amboß, daß das Eisen spritzte wie Feuerwerk. Und das lustige Klingen lief hinter dem Wagen her und mußte am Ende doch dahinten bleiben. In tiefem Sand ging es die Höhe hinauf. Der Braune lag schwer in der Siele und schnarchte, denn der Fuchs ließ ihn allein ziehen, ob Fernand ihn auch mit der Peitsche kitzelte. Aber er hatte ein dickes Fell.

Da glänzte zur Linken das Meer; blau und grün, und die Dünen standen in der Frühsonne so gelb wie Klaus Drafehns Abschiedskuchen. Die weißen Schaumkämme liefen in langer Zeile über das dunkle Wasser, weit draußen stand hoch und blendend die Brandung. Ein Boot lag schief am Winde. Es führte ein Gaffelsegel und darum war es Hans Kamps, der da draußen steuerte und Flundern fing.

Zur Rechten lag das Dorf ausgebreitet im hellen Licht wie ein Bild in einem Buch. Die Windmühle winkte mit ihren langen Armen den Abschied herüber, über dem Nußbaum vor dem Weberhäuschen fuhr das Schiff am Giebel über die grünen Blätter wie Hans Kamps über die Wellen. Vom Kirchturm aus dem Schalloch wehte ein rotes Röckchen, ein weißes Tuch, Karl Asmus riß das grüne Hütchen von den blonden Haaren und schwenkte es und winkte, als wäre es die lustigste Sache von der Welt, aber das Herz wollte ihm dabei zerspringen.

„So," sagte Pastor Neumann, „jetzt mußt du vorwärts sehen. Du mußt standhaft und tapfer sein. Das Herz nimmt die Heimat mit, und inmitten der Fremde ist es doch zu Hause. Hüte dich vor dem Heimweh, Karl, vor dem falschen Heimweh, das einen rückwärts zieht und Hand und Gedanken lähmt. Das rechte Heimweh, das treibt und reißt einen fort, daß einer etwas Tüchtiges wird und seiner Heimat Ehre macht."

Aber das Wort war Karl Asmus kalt und fremd, und er dachte: ‚Wenn einer alt ist, hat er gut reden.'

⁂ ⁂ ⁂

Ein Mensch muß durch viele Hände, ehe er fertig ist, was man hier unten so fertig heißt. Denn der Mensch ist immer ein Werdender, zeitlebens und nach dem Tode, bis in die dunkle Ewigkeit. Das Höchste kann er nie erreichen: es ist noch keiner geworden wie Gott. Aber viele sind geworden wie ein Teufel.

Was einer wird, da wirkt vieles ineinander, Offenbares und Verborgenes, das kann keiner entwirren. Da ist das, was einer mitbringt aus Vorzeiten im Blut und an Fähigkeiten; da ist Umwelt und Beispiel, Strich und Himmel. Vor allem aber: die Hände, in die er kommt. „Wer nicht in die rechten Hände kommt," sagte Pastor Neumann zu Asmus dem Weber unter dem Nußbaum, als er aus der Stadt zurückkam, „wer nicht in die rechten Hände kommt, der ist verpfuscht für sein ganzes Leben. Es müßte denn ein Wunder geschehen."

Und die rechten Hände finden sich nicht immer, sie finden sich nicht oft. Der eine braucht dies, der andere jenes; so sind auf der ganzen Welt nicht zwei, die gleicherweise behandelt werden können. Und es würden noch viel mehr Schaden leiden und vor die Hunde gehen, wenn der Mensch allein von dieser Erde wäre und keinen anderen Ursprung hätte als den Mutterleib. So aber ist einer da, der steuert allen Dingen.

Pastor Neumann hatte Recht: Karl Asmus war in die rechten Hände gekommen. Albert Bolduan, der Schlosser, hatte in den Jahren seiner Meisterschaft manch Bürschlein in den Fingern gehabt und jeden gemodelt, gebogen und gezogen, gehämmert und gefeilt, wie es ihm nottat, hatte ihm die Tür aufgetan zur Tüchtigkeit, zu Auskommen und Ansehen, und alle waren geraten, wohl und gut geraten, bis auf einen, aber von dem nachher.

Der goldene Schlüssel, der an kunstvoll verschnörkeltem Arm über der Tür auf die Gasse hing und, je nachdem, im Winde schaukelte, in der Sonne blinkte und im Regen erst recht, war nicht allein ein Zeichen seines Handwerks, sondern auch ein Sinnbild in mancherlei Hinsicht. Das sagte: Handwerk ist ein goldner Schlüssel. ‚Kannst du was', schließt er die Türen auf, Haustüren und Kirchentüren und Ratstüren. ‚Kannst du was', öffnet er Schatzkammern, bringt Glück und Wohlstand. Drei Schlüssel mußte jeder rechte Meister haben, den Lebensschlüssel, einen Schlüssel zum Herzen und einen Schlüssel zum Himmelreich. Und Meister Bolduan hatte sie alle drei. Die Schlosserkunst, meinte er, sei eine rechte Gotteskunst, und ein Schlosser sei Gottes Handlanger, der stünde dem Herrgott im Himmel bei, daß das 7. Gebot zu seinem Recht käme, nur war es dabei ein wenig schmerzlich, daß einer von der Schlechtigkeit der Menschen lebte. Denn wenn Ehrlichkeit jedermanns Sache wäre, wären Schloß und Riegel nicht vonnöten, hätten alle Schlosser der Welt ihr Handwerk an den Nagel hängen können und an den Amboß gehen und Nägel und Hufeisen machen, wenn sie schon mit Feuer und Eisen zu tun haben wollten. So aber war immer ein bitterer Kampf gegen die List und Findigkeit der Diebe,

und ein rechter Schlosser mußte sinnen Tag und Nacht und studieren und probieren, wie er ihrer Schliche Herr wurde und ihre Kniffe zu schanden machte. Nein, es war wahrlich nicht leicht, so gewissermaßen ein Schloß vor das 7. Gebot zu legen. Und es kam auch vor, daß der Teufel selbst in die Werkstatt kam und an der Drehbank stand, die Feile regierte und die Gedanken und aus dem Schlüssel Dietrich und Diebswerkszeug machte, wie bei Martin Hagedorn, dem einzigen, der in Meister Bolduans Händen nicht geraten war.

Als es so weit war, daß er sein Gesellenstück machen und danach in die Welt sollte, sich den Wind um die Nase wehen zu lassen, ging er eines Nachts hin und brach bei Konsul Friedrich August Lobedanz am Neumarkt den Geldschrank auf. Das war ein schweres Stück und kostete Schweiß, und er mußte arbeiten bis an den Morgen. Aber es lohnte sich nicht, denn der Konsul war ein vorsichtiger und gewitzigter Mann, der in seiner Kasse nicht mehr hielt, als unbedingt vonnöten war. Und weit kam Martin Hagedarn mit den paar Kröten auch nicht. Eine halbe Stunde Weges im Lande, im Klützkowschen Kruge, da er sich von dem nächtlichen Geschäfte stärkte und den Morgenimbiß nahm, kriegte ihn der Landjäger Leonhard beim Schlafittchen, nahm ihm den Raub ab, legte ihm die Handschellen an, brachte ihn mit Schimpf zurück und führte ihn durch die Stadt kreuz und quer, daß jedermann sähe, was für einen feinen Vogel er schon am frühen Morgen auf dem Strich gefangen hätte.

Meister Bolduan stand vor seiner Tür, sah straßauf, straßab, schnappte Luft, weitete die breite Brust und strich den langen braunen Bart und witterte in das Wetter, wie das seine Gewohnheit war, ehe er sich an die Arbeit machte. Der goldene Schlüssel über ihm wehte im kühlen Morgenwind und blinkte der Sonne zu, die in der Wollenwebergasse mild und gemächlich spazieren ging, des schönen Frühlingstages beizeiten zu genießen. Und da er den Landjäger mit dem Burschen daherkommen sah, reckte er den Hals, wen er wohl diesmal am Wickel hätte, und der Landjäger rief schon von weitem, daß es durch die stille Gasse schallte und die Leute neugierig aus den Fenstern fuhren: „Gestohlen hat der Hund. Eingebrochen ist er. Beim Konsul Lobedanzen hat er den Geldschrank ausgeräumt," und kehrte Martin Hagedorn, der sein Gesicht abwandte und störrisch zur Seite blickte, dem Meister zu. Da lief es dunkel über Albert Bolduans breites Gesicht, er spuckte aus und warf die Haustür ins Schloß, rief in die Küche, wo seine Frau Marie am Herde hantierte: „Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht. Martin hat gestohlen. Leonhard hat ihn am Kragen." Er stampfte in die Werkstatt, knöpfte den langen Bart unter die Lederschürze, krempelte die Hemdsärmel auf bis unter die Achseln, nahm den schwersten Hammer und schlug auf das Eisen, als sollte der Amboß zerspringen. Das war der erste, der ihm mißraten war und Schande über ihn brachte. Aber er brauchte sich nichts vorzuwerfen. Er hatte es an nichts fehlen lassen. Er hatte es mit dem Jungen versucht in Gutem und in Bösem. Aus Dreck konnte keiner einen Schlüssel machen. — Himmelkreuzmillionendonnerwetter noch einmal! Der Hammer fiel auf das Eisen, daß es splitterte und durch das Fenster fuhr und die Scheiben auf die Steine prasselten, mitten in das Tünen der Frauen hinein, die auf dem Hof standen und mit Jungfrau Wiese und der Meisterin beredeten, was geschehen wäre; ihre Männer lehnten in den Fenstern, hörten zu, und warfen auch ein Wort dazwischen, jeder nach seinem Beruf. Johann Windelband, der Schuster, Glaser Strippentow, und oben auf dem Ausgang, der vorgebauten Galerie, die in der Höhe des ersten Stockwerks um die Außenwand der Häuser lief, die den Hof einschlossen, Traugott Bitterling, der Schreiber, der mehr Kinder hatte, als er ernähren konnte und sich Tag und Nacht die Finger krumm schrieb und der gern als Lehrling an Meister Bolduans Tisch gesessen hätte, der wiegte sein Jüngstes auf dem Arm, schüttelte den Kopf. Und dazwischen gackerten die Hühner, schackte Strippentows zahme Elster im Apfelbaum, zwitscherten die Schwalben, und auf Jungfrau Wieses Schultern kreischte der graue Papagei, denn er wollte sich auch bemerkbar machen: „Was sagst du nu?"

Jetzt saß Martin Hagedorn schon im zweiten Jahr hinter den eisernen Tralljen, im Kittchen hoch über der Stadt, sah weiter als aus seinem Mansardenfenster in der Schlosserei, sah hinten auf dem Meer die Schiffe kommen und aus dem Hafen fahren, und wenn es dunkel wurde den Leuchtturm blinken, daß kein Seefahrer in Gefahr käme und Schiffbruch litte, und hätte darüber nachdenken können, aber er tat es nicht. Denn in ihm war unfruchtbares Land, das nahm nichts auf, das gab nichts her. Über sein Bett hatte ihm der Meister ein Bild gehängt, vom verlorenen Sohn, wie er die Säue hütet und von den Trebern zehrt; von seinem Fenster hatte er die Bäume blühen sehen und Frucht bringen, und im

Winter lagen die Spätzlein tot und erfroren in der Dachrinne, denn das Leben war hart und Hunger und Not waren ein schlimmes Ding. Aber er hatte nichts gelernt und nichts begriffen, und sein Herz war nicht aufgesprungen. Freilich — wenn er jetzt in die Stadt herniederblickte, in die Gassen und auf die Plätze, da die Menschen frei und fröhlich ihr Wesen hatten, und sah in der Ferne auch die Schlosserei, den Hof, an dem so viele Menschen beieinander wohnten und ihr Leben zimmerten, den Garten und den Fluß, und die Weiden hingen auf das Wasser und tranken, dann biß es ihn in die Augen, wenn er des guten Essens und Trinkens gedachte und an sein weiches Bett, und nun mußte er das trockene Brot würgen, auf der harten Pritsche liegen und hätte sich vor lauter Bosheit zerreißen mögen. So drehte und feilte er neue Pläne, wie er es klüger anfangen wollte und reich werden ohne Schweiß, wenn der Pförtner ihm eines Tages die Türe aufschloß und er gehen konnte, wohin er wollte. Aber bis dahin war noch gute Zeit.

Zwar hatte ihm der Zigeuner, der Brandstifter, der in die Zelle nebenan zur Linken getan war, versprochen, ihm nach seiner Entlassung zu einer Feile und zur Freiheit zu verhelfen. Aber was so ein Zigeuner redete, war Wind. Woche um Woche wartete er vergebens, und mit den Zähnen konnte er die Trallgen nicht durchbeißen. Und der Aufseher, der Bescheid wußte und den Kassiber abgefangen hatte, höhnte: „In diesem Bauerchen mußt du deine Zeit aushalten, mein Vögelchen, davon hilft dir kein Gott und kein Zigeuner. Und was wir hier haben, Spatzen und Nachtigallen, Raben und Nachtschwalben und Wiedehöpfe, da kann nichts 'raus, und wenn es sich den Kopf einstößt."

Man soll nichts wegwerfen und nichts verachten. Was der eine nicht mag, hebt ein anderer auf. Wo einer von seiner Arbeit geht, kommt einer und greift zu seinem Handwerkszeug.

Freilich, lange Zeit war Martin Hagedorns Platz in Meister Bolduans Werkstatt leer geblieben, denn der Meister hatte es nicht verwinden können, daß einer in seiner Hand zum Galgenstrick geworden war. Es gab viel Meister in der Stadt, und er wollte sich mit einem Lehrling nicht mehr bemängeln. Aber dann war Pastor Neumann eines Tages gekommen und hatte ihm ins Gewissen geredet, daß es nicht christlich und nicht menschlich wäre, um einer schlechten Erfahrung willen einem andern zu versagen, worauf der sein Leben bauen könnte. Und wenn es auch viele Meister gäbe hier und anderswo, so wisse er doch keinen, bei dem einer besser aufgehoben wäre, denn bei ihm.

Und nun stand Karl Asmus in Meister Bolduans Werkstatt am Schraubstock und mühte sich um den Feilstrich, daß er gerade würde und gleichmäßig, an der Kante scharf und ohne Grat. Denn der Strich war die Grundlage für die ganze Schlosserei; aus dem Strich wuchs die Fläche und aus der Fläche der Körper. Aus dem Strich wurden die Rundungen und Schweifungen, die kunstvoll geschwungenen Verzierungen und Arabesken, denn wo Kunst war, mußte auch Schönheit und Gefälligkeit sein. Und nach der Feile kam die Drehbank, wie in der Schule nach der Schiefertafel das Schreibheft, nach dem Buchstabieren das geläufige Lesen und nach dem Zählen das Dividieren und Multiplizieren und die kniffligen Aufgaben. Es war ein weiter Weg bis zum Kunstwerk, dem Schloß, das aller Diebeslist spottete.

Und mit dem Höchsten fing Meister Bolduan seine Unterweisung an, holte das blanke Schloß aus dem Schrank neben der Drehbank, ließ es im Licht blinken und blitzen, drehte den Schüssel und ließ es gehen, vier Riegel nach vorn und zwei Riegel nach oben und unten, ließ die Widerhaken auseinanderspreizen, und es war kein Knacken und kein Quietschen und kein Schnappen zu hören, es war, wie wenn ein Augenlid auf und nieder schlägt. Und der Meister sagte: „Siehst du, Karl, das macht heute unter Hunderten kaum einer. Die Maschine hat die Kunst tot gemacht und die Leute faul. Es gibt wenig Meister und viel Pfuscher, und die Zeit ist vorbei, da die Kunst nach Brot ging; heut geht sie nach Geld, will verdienen ohne Schweiß, und Redlichkeit ist selten geworden. Was einer werden will, muß er ganz werden. Besser eines von Grund auf, als von vielem etwas; wer eins von Grund auf kann, der kann alles. Bei der Sache muß einer sein; das ganze Herz und der ganze Kopf muß der Arbeit gehören. Man darf die Gedanken nicht spazieren gehen lassen. Arbeit ist Arbeit, und Feierabend ist Feierabend. Einen Riegel feilen und keinen vor das Herz legen, das bringt Verdruß."

Und so redete er wie Pastor Neumann, und die Schlosserwerkstatt war wie die Bienenlaube im Pfarrgarten, nur war statt der frischen Luft ein schwerer Dunst von Öl und Eisen da, es summten keine Bienen, kein Blütenduft zog daher und kein Vogel sang. Es kamen die Gedanken, und kein Riegel war da, die Feile

wurde schwer in der Hand und rutschte aus, der Strich war verdorben. Und Meister Bolduan ließ wieder das Schloß gehen, zwei Riegel nach vorn und zwei nach oben und unten, und die Widerhaken sperrten sich und waren blank wie Messer. Schlosser sein, das war anders als bloß Schrauben drehen, wie sie bei C. F. Isecke, dem Eisenhändler, auf der Lastadie im Kasten lagen zu Hunderten, große und kleine, flache und runde, und dicht dabei die Angelhaken, die sich die Matrosen für die lange Weile an Land kauften und an die Schnüre banden. So saßen sie am Bollwerk, ließen die Beine mit den weiten, schlenkrigen Hosen und den breiten Schuhen niederbaumeln, spuckten den Priem, wenn er ausgelutscht war, ins Wasser und fingen Schollen. Kam eine ans Licht, hatten sie ihren Spaß mit ihr, klopften sie mit den rissigen Fingern, rechts und links, einmal auf die weiße Backe und einmal auf die rotgefleckte schwarze. „So, min lütt Quermul, nu hestu lang nog in dat kole Water rüm rajohlt, nu kiek di eis in de Welt üm, wo dat söt is und wo hell und warm de Sünn hier bowen blünkert und schient. Hestu din Lebtag all sowat seihn?“ Und die armen Dinger sperrten das Maul auf, japsten und verdrehten die Augen, und die Matrosen lachten dröhnend auf. „Kiek eis, kiek, wat trekkt hei förn Flunsch. Dat rükt di hier bowen woll fermost noch Teer, nich? Dat geföllt di? Nu segg blots noch Spickaal.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Mensch verträgt mehr als eine Flunder. Er stirbt nicht, wenn man ihn aus seinem Element nimmt. Eine Weile japst er wohl, und die Luft wird ihm knapp und die Brust eng, doch dann gewöhnt er sich. Er mag wohl ein Amphibium sein. Für zwei Welten ist er geschaffen und für mehr.

⌘ ⌘ ⌘

Vier Meilen lagen nur zwischen Karl Asmus und der Heimat, aber wenn einer Heimweh hat, sind vier Meilen wie hundert und tausend. Er war wie ein Baum in einem neuen Erdreich, der noch keine Wurzeln geschlagen hat und die Blätter hängen und gilben läßt, wie ein Fohlen im fremden Stall, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Den Tag über ging es wohl an. Da saß der Schmerz im Schraubstock. Aber nach Feierabend, wenn er die Werkstatt gekehrt und für den Meister bei Sebastian Freudensprung, dem Krämer, auf den andern Tag eingeholt hatte, Grütze und Rosinen, Mehl und Salz oder was sonst vonnöten war, und danach in seinem Mansardenkämmerchen hockte ohne Licht, der Feuersgefahr wegen, lag es um sein Herz wie ein eiserner Ring, nahm ihm die Luft und schnitt ihm ins Fleisch, daß er traurig ward, als sollte er sterben. An den Sonnabenden daheim hatte er zwischen Vater und Mutter auf der Bank unter dem großen Kastanienbaum gesessen, Peter, der Kater, lag auf seinem Schoß und ließ sich das fette Fell noch glatter streichen und schnurrte, der Vater erzählte von seiner Jugend, und die Mutter von ihrem Viehzeug, als wäre es menschliches Fleisch und Blut; die wohlriechenden Erbsen machten die Luft süß wie Reseda und Rosen zugleich; der Pfarrer kam, guckte über den Zaun und hielt Herkules am Halsband fest, daß er den Kater nicht scheuche, oder Nachbarn fanden sich ein und beredeten die Dinge, die draußen in der weiten Welt vor sich gingen. Und die Nacht kam sanft und sacht, wie eine Feder fällt, und der Schlaf kam, noch ehe einer in das hohe Bett kletterte. Und an das Marlenelen dachte er, als sie ihn am letzten Tage gefragt hatte: „Hast du kein Angst?“ Nein, Angst hatte er nicht, und tapfer wollte er wohl sein, mutig aushalten und zu Ende bringen, was er sich vorgenommen hatte, aber das Heimweh, das war schlimmer als Angst. Dann legte er das Kinn auf die gefalteten Hände und sah aus dem Fenster über den Strom und das Altmännerhaus drüben und über die Häuser, darüber ein Rauschen kam von dem Leben der vielen Menschen. Die Augen machte er groß, als könnte er weit da drüben das Dorf liegen und auf dem Weberhäuschen das Schifflein ins Abendrot fahren sehen, aber da war nichts als ein kühler Abend — Himmel und ein blasser Stern. Er hatte keinen, bei dem er den schweren Kopf hätte anlegen und Trost holen können und Liebe, die ihm so not war, wie einem jungen Vögelchen, das gerade aus dem Nest ist und Wärme braucht in der kalten Welt und eine Hand, in der es sich bergen kann.

Die Meisterin war eine strenge und raxlustige Frau, knochig und stark, hatte nie ein Kind gehabt und hantierte in ihrem Hauswesen von früh bis spät, kochte, scheuerte, wusch und redete nicht viel, kroch ins Bett, wenn es dunkel ward, und schnarchte wie ein Mann. Der Meister ging des Abends zu Bier nach alter Gewohnheit sechs Häuser weit in den Lachs, wo der große goldene Fisch über der Tür mit dem Schwanz schlug und das Maul aufriß wie ein Volksredner, wenn es ums Ganze geht, und wo die Nachbarn im Hinterstübchen am eichenen Tisch auf ihn warteten, der Maler Seidelbast, Martin Hühnerstreit, der Nadler, und Se-

bastian Freudensprung, der Kaufmann; der Meister spielte Alsch und Basta um einen Halben und kam dabei in jeder Hinsicht auf seine Kosten, denn er war hell wie ein Luchs und las den Partnern die Trümpfe von der Nase ab; daneben fand er die Gemütlichkeit, die ihm daheim abging und die seinem behäbigen Wesen so not war wie dem Kürbis das Wasser. Des Sonnabends fand sich auch Traugott Bitterling, der Schreiber, an den Tisch, aber nicht zu Spiel und Verlust, sondern er kiebitzte und gab seinen Senf zu fremden Trümpfen und mit Augenplinken seinem Hauswirt, dem Schlosser, zarte Winke, bis er ihn mit einem Glas Bayrisch traktierte. Dann wischte er sich den Mund und wünschte eine gute Nacht, denn er hatte keine, mußte Kinder wiegen mit der Linken und die Rechte auf und nieder gehen lassen über das Kanzleipapier, mit Schnörkeln und Devotionsstrichen, mußte mit einem schwülstigen Stil sein mageres Brot verdienen. Wenn längst jedes Fenster auf der Hofseite dunkel war, nur noch bei Jungfrau Wiese das Nachtlämpchen einen kleinen, zittrigen Strahl durch den herzförmigen Ausschnitt des Fensterladens in den alten Nußbaum warf, war bei Traugott Bitterling Licht bis tief in die Nacht hinein, und der grüne Lampenschirm stand in dem halbhellen Fensterrahmen wie ein Bukett. Ja, Traugott Bitterling war auch so eine arme Seele, die ein Heimweh im Herzen trug, auf bessere Tage hoffte und vom Vergangenen zehrte, Jahr und Jahr, und sich das Herz dürr und trocken geschrieben hatte. Aber kein Regen kam, der das verdorrte Feld grünen machte.

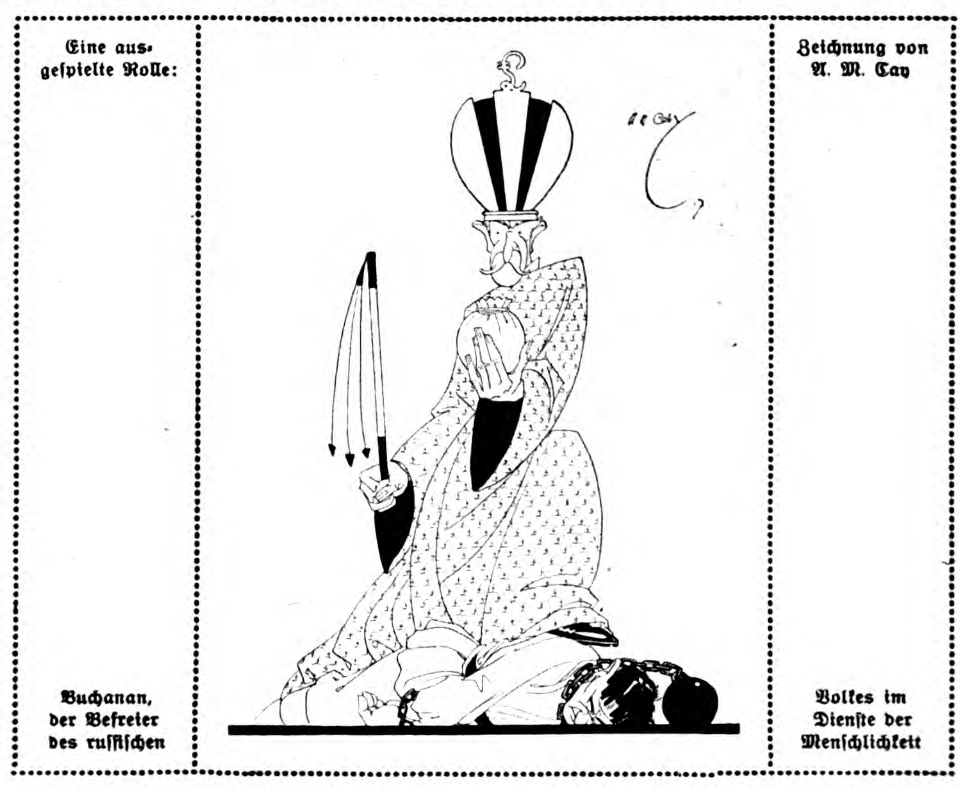
Es ist freilich schlecht bestellt um eine Seele, die das Heimweh hat und vor Sehnsucht welk wird und den Kopf hängen läßt. Aber wenn einer noch jung ist, noch nicht Fesseln und Lasten der Ehe trägt und das Herz auf dem rechten Fleck und offene Augen hat, der tastet sich sacht und sicher in den neuen Boden hinein, streckt die Wurzeln nach den kühlen Adern, die im Erdreich rinnen, und die Blätter nach dem Tau, der vom Himmel fällt. Die Kraft der Jugend hat manches Geheimnis in sich. Und als Karl Asmus aus der Ferne mit seinen Gedanken zurückkam und in die Nähe blickte ringsum, fand er, daß ihm auch hier in der Fremde ein Stück Heimat geschenkt war. Über dem Fenster unter dem Dachfirst hatten Schwalben sich ein Nest gebaut, schossen spät abends noch zwitschernd nach den schwärmenden Mücken hin und wider, und wenn sie zur Ruhe gekommen waren, äugten sie neugierig aus dem Flugloch auf das Menschenkind unter ihnen. Hinter der Verschalung zur Linken wohnte ein Paar Rotkehlchen, und in der Dachrinne unten schilpten die Spatzen. Das waren Freunde aus seines Vaters Haus, und er konnte mit ihnen reden von dem und jenem, denn er verstand ihre Sprache. Unten am Wasser standen die Weiden und tranken wie am Bach daheim, und der Holunder war auch da, der beim Weberhäuschen auf dem Hof neben dem Holzstoß stand; der atmete streng und süß, und die weißen Dolden leuchteten aus der Dämmerung wie Tauben am Gewitterhimmel. Und ein Stück weiter unter dem Birnbaum stand eine Bank, die war immer leer und rief, daß einer käme und sich setzte, aber es kam keiner.

Und eines Abends dachte Karl Asmus, darauf läßt es sich so gut sitzen wie unter einem Kastanienbaum, vielleicht auch besser, ging und stieß die Tür seines Kämmerchens auf, kletterte die Außenstiege hinab auf den Umgang wieder eine Leiter hinunter auf den Hof, dann in den Gemüsegarten am Nußbaum vorbei durch ein Staketenpförtchen, grün mit weißen Spitzen; nun stand er am Wasser, hörte die Wellen gurgeln und von drüben ein spätes Waschholz klatschen, schnitt einen Weidenzweig, klopfte und strich ihn und machte sich eine Querpfeife mit sieben Löchern, setzte sich auf die Bank, blies in die stille Abendluft ein Lied nach dem andern, und das Waschholz schlug den Takt. Ob es auch nur ein dürftiges Instrument war, das er an den Lippen hatte, war es doch genug, daß seine zage Seele damit sprechen und singen konnte. Und er mochte Gott danken, daß es ihm möglich war. Denn wenn einer nicht sagen kann, was in ihm lebt, so oder so, auf irgendeine Weise, dann muß er verderben. So wurde frei und wandelte sich in Töne, was in seinem Herzen war. Dabei kam er auch zu dem Lied von Straßburg, der schweren, süßen Weise vom Heimweh, bei dem das Herz zittert vor Bangigkeit und das weit hinausgeht über alle Dinge dieser Welt. Das Mädchen, das drüben am Ufer wusch, hörte auf und hielt die nasse Wäsche in den gefalteten Händen, und es wurde ihr so schwer um die Brust, daß sie kaum atmen konnte; die Tränen liefen ihr über die Wangen, sie wußte nicht woher. Traugott Bitterling, der das Fenster offen hatte, ließ die Feder im Tintenfaß stecken, stützte den Kopf in die Hände und sah in das gelbe Petroleumlicht, bis die Frau, die Kinderstrümpfe stopfte, ihn besorgt und müde fragte: „Traugott, fehlt dir was?" Da nahm er die Feder wieder in die Hand und zirkelte den Schnörkel kunstvoll und ruhig zu Ende. Und Karl Asmus blies und war gar nicht mehr

auf dieser Welt. Er hörte nicht, wie Jungfrau Wiese durch den Garten geschlüpft kam, bis sie vor ihm stand, mit einem Sonnenschirm, obwohl es Abend war, aber der Papagei auf ihrer Schulter war ein empfindliches Tier und mußte geborgen sein vor Zug und Kühle, die vom Wasser kam und mit den Spitzen ihres Wiener Schaltuches spielte. Karl Asmus erschrak und ließ die Flöte sinken, aber dann sah er, daß es Jungfrau Wiese war, die dastand und ihn fragte: „Du hast wohl Heimweh?" Da stürzten dem Jungen die Tränen aus den Augen, daß er nicht Antwort geben konnte, und Jungfrau Wiese streichelte ihm die Wangen: „Wer Heimweh hat, ist keiner von den Schlechtesten."

An diesem Abend fand Karl Asmus ein Stück Heimat auch bei den Menschen, und das erste Herz, das in der Fremde sich ihm auftat, war das Herz eines alten, vertrockneten Jüngferleins, das ein Spott und ein Spektakel war, wie es hochgeschürzt bei Regen und Sonnenschein mit seinem Papagei einherging, immer den Schirm über dem schmalen, vornübergeneigten Kopf auf dem spillrigen Hals, das grauschimmernde Haar gescheitelt und gewellt bis über die Ohren, darin lange goldene, mit schwarzem Schmelzwerk ausgezierte Gehänge blinkerten; die roten Strümpfe brannten wie Mohn über den Lastingschuhen, und die dürren, kantigen Waden waren wie Stengel. Die Kinder ringsum standen am Rinnstein still, knicksten und schwenkten die Mützen: „Guten Tag, Jungfrau Wiese," schnitten Gesichter hinter ihr her und kicherten, und keiner verwies es ihnen, denn sie hatten den Spott über sie von ihren Eltern. Aber Jungfrau Wiese nahm die Welt wie einen Traum, hatte die Tür hinter sich zugetan und lebte in einer eigenen Welt, in der keiner über sie lachte und mit ihr seinen Spott hatte; ihr Herz freilich verschrumpelte immer mehr von Jahr zu Jahr. Und nun geschah es bei Karl Asmus' Flötenspiel in der Sommernacht, daß ihr knöchernes Herz ein schüchternes, grünes Schößlein trieb, wie wenn wieder junge Tage kommen wollten, aber es war nicht mehr die süße Mädchenliebe, die sich dem Leben in die Arme werfen will, sondern die Liebe, die das Alter beglückt und noch einmal an diese Welt knüpft und Rettung ist aus der Kälte der Tage, die ein Leben in die Arme nimmt nach Mutterart, um es zu pflegen und zu schützen, wie Tiere sich eines Jungen annehmen, das ihnen nicht gehört, nur weil es ihrer bedarf. (Fortsetzung folgt)

Eine ausgespielte Rolle:



Zeichnung von A. M. Cay

Buchanan, der Befreier des russischen Volkes im Dienste der Menschlichkeit



Schiffszieher an der Wolga. Gemälde von Prof. Robert Sterl



Im Hafen von Astrachan. Ölstudie von Prof. Robert Sterl

Robert Sterl. Von Prof. Dr. Paul Schumann

Sterl ist ein echt sächsischer Name, mindestens in dieser Form; anderwärts lautet er Stirl oder noch vornehmer Stürl, in Mitteldeutschland wird aus i vor r ein ä, aus Birne: Bärne, aus Würmer: Wärmer, aus Stürl und Stirl: Sterl. Ein Stirl ist ein spitzer Gegenstand in Form eines Stockes oder einer Stange, z. B. eine Buttersterle, die zum Buttern dient, oder ein Ofenstirl zum Schüren des Feuers. Sucht man den sinnbildlichen Gehalt dieses Wortes als Name eines Mannes, so kommt man auf jedem der üblichen Wege dazu, daß er den schöpferischen Willen bezeichnet, der sich betätigt durch sinnvolle Bewegung an sich untätigen Stoffes. Ganz vorzüglich paßt dieser Name auf unsern Dresdner Maler Robert Sterl, der eine kraftvolle Persönlichkeit voll Selbständigkeit und Eigenart ist. Durch sein ganzes Leben, das stets aufwärts ging, geht der Zug starken, eigenen Willens, der sich nicht der Manier eines Meisters, eines lebenden oder toten, unterordnete, sondern sich aus Eigenem zur Meisterschaft emporarbeitete. Julius Leisching betonte kürzlich, daß die österreichische Kunst neuerdings ihre besten Kräfte nicht aus Wien oder andern Großstädten, sondern aus ländlichen Volkskreisen gewinne. Auch anderwärts kann man das selbe beobachten. Robert Sterl gehört zu diesen Kräften, die aus dem Lande gekommen sind, und er ist ein Sachse, der fast ununterbrochen in Sachsen, in Sachsens Hauptstadt Dresden gelebt hat und hier zum hochangesehenen Meister geworden ist. Ein seltener Fall, denn in der Künstlerschaft gilt die Freizügigkeit, und mustert man die Listen der Künstlerschaft in den verschiedenen deutschen Kunststädten, so erkennt man überall eine bunte Mischung

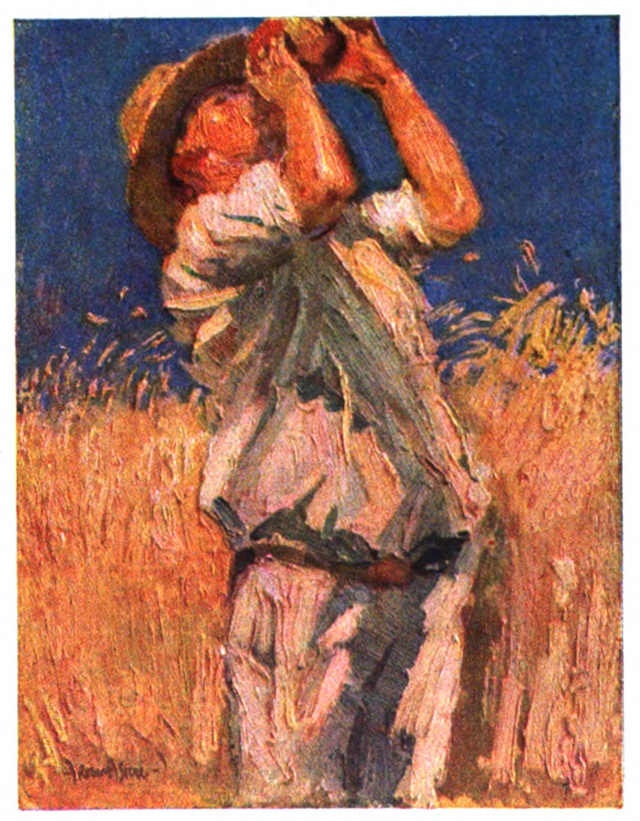


Selbstbildnis des Künstlers. Zeichnung

aus allen Gauen Deutschlands, zu der die wanderlustigen Sachsen ihr gut Teil beisteuern. Robert Sterl aber hat seine Bodenständigkeit gewahrt, nicht etwa in der Wahl ausschließlich sächsischer Vorwürfe zu seinen Gemälden, wohl aber für seine Person; und seine Tüchtigkeit im Verein mit der Gunst des Geschicks hat ihn dazu geführt, daß er heute im Alter von fünfzig Jahren als Leiter einer Meisterwerkstatt der Dresdener Kunstakademie eine angesehene Stellung einnimmt und mit Gußmann, Bantzer, Bracht, Lührig, Groß, Diez, Wrba an der Spitze der Dresdener Künstlerschaft steht. Auch auswärts wächst sein Ruhm mit jeder größeren Ausstellung.

Robert Sterl wurde am 23. Juni 1867 in Großdobritz bei Leuben unweit Dresden als Sohn eines Steinmetzen geboren, der schlicht und recht seine Sandsteine bearbeitete und seine Familie notdürftig erhielt, leider aber schon starb, als der Sohn kaum sieben Jahre alt war. Die Mutter zog nach Dresden. Frühzeitig zeigte sich bei dem Knaben die ausgesprochene Neigung zum Zeichnen und Malen; die Mutter legte ihm keine Schwierigkeiten in den Weg, so trat Robert Sterl mit vierzehn Jahren in die Dresdener Kunstakademie ein, und in regelmäßigem Gange kam er in die Meisterwerkstatt von Ferdinand Pauwels, jenem geborenen Belgier, der über Weimar nach Dresden gekommen war und hier die Überlieferungen der damals so hochgeschätzten belgischen Historienmalerei der Gallait, de Biëfve, Wappers usw. hütete. Freilich war der Stern dieser Geschichtsmalerei damals schon im Niedergang und strahlte nur noch aus in einer friedlichen, nicht aufregenden Malerei von Anekdoten und Sittenbildern in allerlei meist geschichtlichen oder auch zeitgenössischen Trachten, der sogenannten Genremalerei.

Auch Robert Sterl malte zunächst solche Bilder, aber zu geschichtlichen Trachten verstand er sich keineswegs, nur zu Bildern aus der Gegenwart, Darstellungen von Szenen aus dem Leben, die er selbst gesehen hatte, z. B. einer Vesper in der Dresdener Kreuzkirche, einer Gemäldeversteigerung, einem Betenden in der katholischen Hofkirche und ähnlichem. Erkennt man in ihnen noch die Anweisungen des Meisters figürlicher Anordnung, so zeigt sich doch schon scharfe Beobachtung im einzelnen Studium des wirklichen Lebens. Schon nach einem Jahre kam es zum Bruche zwischen Meister und Schüler, der indes weniger aus künstlerischen Meinungsverschiedenheiten als aus auseinandergehenden Ansichten über Versprechen und Halten hervorgegangen war. Sterl stand nun auf eigenen Füßen und mußte sich wie schon vorher durch Illustrieren und ähnliche Brotarbeiten über Wasser halten. Die Not des Lebens kennen zu lernen fand er dabei reichlich Gelegenheit, aber seine Geschicklichkeit half ihm weiter: es war ihm beispielsweise ein leichtes, ungenügend ausgeführte Bilder zu Bilderbüchern in Farben zu setzen und sie malerisch zu beleben.



Erntearbeiter. Ölstudie

Diese Arbeiten ermöglichten ihm sogar eine Reise nach Paris, wo er sich vom Januar bis zum September 1893 aufhielt, um sich in der neusten Malerei umzusehen. Man kann aber nicht sagen, daß er dort ganz neue Anregungen empfangen habe und von Paris als ein anderer heimgekehrt sei. Einen starken Eindruck machte nur François Millet auf ihn. Dessen Bauernbilder, die ohne alle Verschönerung die ländliche Arbeit in ihrer Mühsal und in ihrer sachlichen Kraft veranschaulichen, bestärkten Sterl nur in seiner Freude an der Wiedergabe ebensolcher Vorgänge aus der Welt



Spitzenklöpplerinnen. Gemälde

der Arbeit, und zwar der Arbeit mit der Faust und der Manneskraft in freier Natur, die ihn schon vorher stark angezogen hatten. Denn bereits 1889 war er zum ersten Male in die Sandsteinbrüche von Postelwitz an der Elbe gegangen, um dort zu schauen, zu zeichnen und zu malen. Sicherlich haben hierbei die Eindrücke aus seiner frühesten Kindheit vom Werkplatze des Vaters mitgewirkt. Aus diesen Studien in den Postelwitzer Steinbrüchen entstand als erste Frucht ums Jahr 1894 eine Folge von Illustrationen für die Zeitschrift ‚Universum‘: Aus Sachsens Sandsteinbrüchen.

Auch Sterls Gemälde aus diesen Jahren, z. B. Studie aus einer Ziegelei, Marktszene (1891), Dorfapotheke, Nach der Schule, Dorfjunge, Brot abschneidend, Junges Mädchen, Studienkopf (1892), Mädchen im Garten (1893) fanden Beachtung bei der Kritik wie bei den Kunstfreunden und auch bei den Künstlern. In Dresden gärte es damals unter der jungen Künstlerschaft. Die Dresdener Kunst ging infolge der Überalterung der führenden Akademiker in den 1880er Jahren immer mehr abwärts und erlitt auswärts schwere Niederlagen. Es kam zur Spaltung: die jüngeren Künstler, unter ihnen Karl Bantzer, Wilhelm Ritter, Paul Baum, Wilhelm Claudius, später auch Georg Lührig und Georg Müller-Breslau und andere traten zu einer Sezession zusammen und brachten frisches Leben in das stillstehende und versumpfende Dresdener Kunstleben; die impressionistische Kunst, die Eindrucksmalerei mit ihrem Naturstudium im freien Lichte begann ihren Siegeszug auch in Dresden. Die Führenden unter diesen jungen Künstlern suchten auch Sterl in ihre Kreise zu ziehen. Der aber war und blieb ein Mann für sich und ging nicht mit der übrigen jungen Künstlergemeinde nach Goppeln und dem lieblichen Gebergrunde bei Dresden, wo diese im Vorfrühling ihr Lager aufschlug und in eifrigem Naturstudium neue Bahnen suchte.

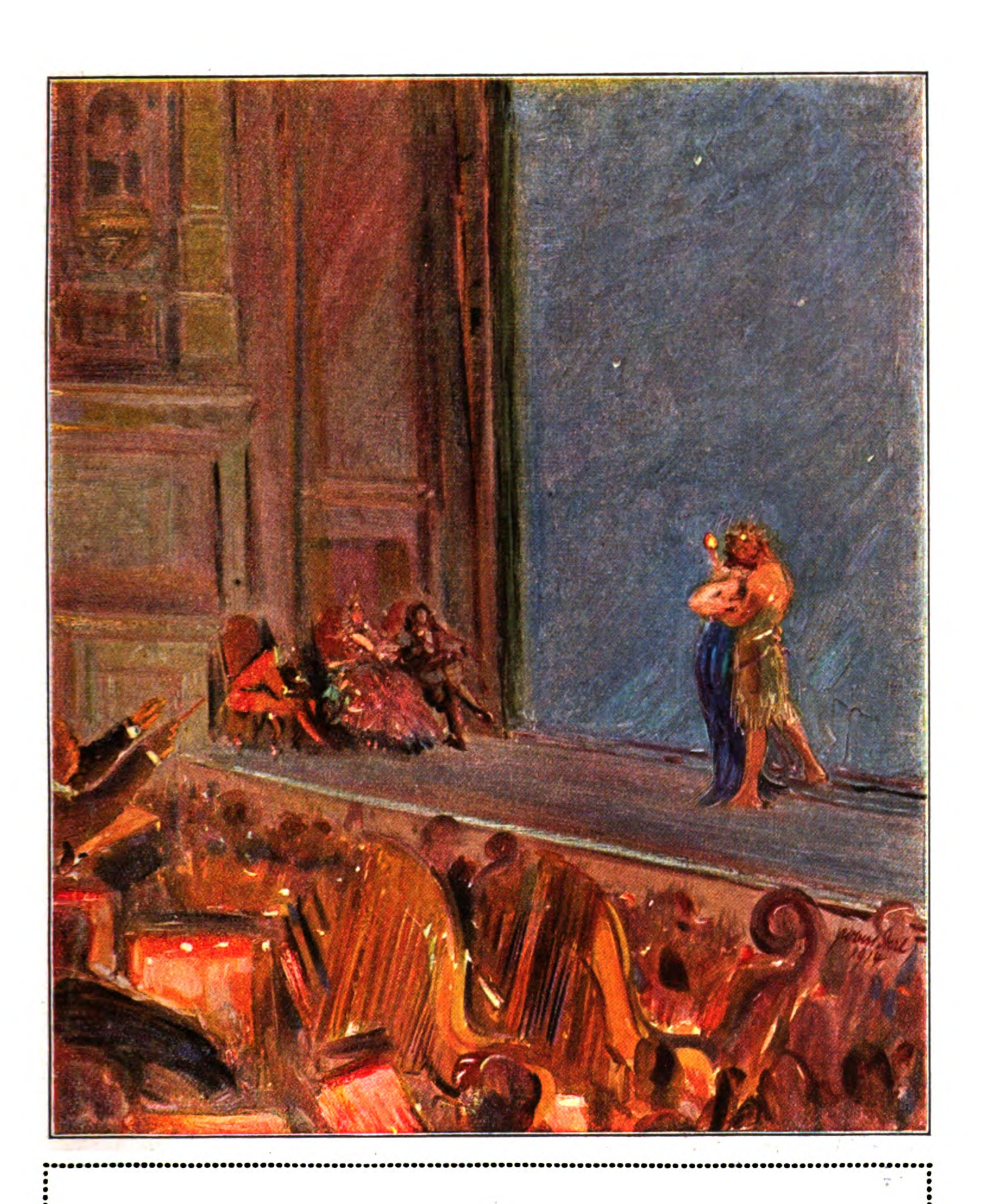
Der Freilichtmalerei huldigte selbstverständlich auch Sterl, aber er ging nach wie vor seine eigenen Wege. In der Ziegelei zu Mockritz, in den Gärten und Wiesen bei Zschertnitz und Leubnitz-Ostra suchte er die Vorwürfe zu seinen Studien und Bildern, und in die Werkstätten der Handwerker wanderte er, um ihnen bei der Arbeit zuzusehen, wie er es einst als Kind im frühesten Alter bei seinem Vater getan hatte. Einmal reiste

er auch mit Karl Bantzer in dessen hessische Heimat, wo sich damals in dem trachtenreichen Dorfe Willingshausen an der Schwalm ein geselliges Malerleben bei gemeinsamer Arbeit entwickelte.

Aber nur einmal ging er in diese Malerniederlassung. Wie er immer ein Mann für sich war, wählte er sich im Jahre darauf das Dorf Holzburg in der Schwalm zum Orte seiner Studien, wo keine andern Maler saßen, und hier blieb er auch den ganzen Winter hindurch bis ins Frühjahr hinein bei den Bauern. Da entstanden Bilder von Innenräumen mit ihren Insassen, Schafe im Schnee, Hohlweg, Schäfer am Feuer, Schäfer am Bache, Märzing und weitere Frühlingslandschaften. Inzwischen hatte er auch den Vogelsberg zwischen Fulda und Gelnhausen kennen gelernt. Die herrliche Landschaft mit ihren weiten Buchenwäldern zog ihn mächtig an, und viel besser als die hessischen Bauern in ihren Trachten gefielen seinem schlichter gerichteten Sinn die einfachen Bauern am Vogelsberg in ihren unauffälligen Kleidern, auch ihre Hausarbeit, die Töpferei mit Brennen im eigenen Ofen, entsprach seinen Neigungen, und so ging Sterl alljährlich dahin, bis er sich schließlich selbst in Wittgenborn ein kleines Haus mit Malerwerkstatt baute. Hier verlebte er jährlich sechs bis sieben Monate mit seiner Frau eine Reihe glücklicher Jahre, und in dieser Zeit entstanden viele Bilder aus dem Landleben, von ländlicher Arbeit (z. B. Aus der Töpferwerkstatt) und Landschaften, die des Künstlers hohe Freude an diesem köstlichen deutschen Lande widerspiegeln. Aber auch zu Hause in seiner eigentlichen Heimat arbeitete und studierte Sterl unablässig weiter — und wieder ganz besonders bei den Steinbrechern im sächsischen Elbsandsteingebirge. Dabei beschäftigten ihn ausschließlich die malerischen Aufgaben, denen die aufstrebende neue Kunst damals nachging, vor allem die Wiedergabe der Farben unter der Einwirkung von Luft und Licht und der Bewegung in unmittelbarer Lebendigkeit. Eine schöne Frucht dieser Studien war das große Gemälde ‚Heimkehrende Arbeiter‘, das in Postelwitz entstand. Und dann kamen die Bilder der Arbeit selbst, nachdem es Sterl in heißem Bemühen nach vielen Studien gelungen war, in überzeugender Weise den Sandstein im hellen Sonnenschein zu malen und Bewegungen der Arbeiter mit raschem Pinsel oder Stift festzuhalten. Damals sahen wir zum ersten Male mit Staunen diese Bilder der Arbeit, wie die Steinbrecher im prallen Sonnenschein in das Gestein hauen, wie sie bohren und stoßen, wie sie wuchten und heben und schieben, wie sie alle ihre Kräfte anstrengen, um des Gesteins Herr zu werden, die Massen in Bewegung zu setzen und dem menschlichen Gebrauch dienstbar zu machen. Eine echte Wirklichkeitskunst, Daseinsbilder voll Kraft, Gesundheit und Natürlichkeit, die überhaupt den Grundzug und das Wesen der Sterlschen Kunst bilden. Erfindungen der Phantasie liegen ihm ganz fern, immer ist er durch die Erscheinungen der wirklichen Welt, des Daseins und des Lebens zum Schaffen angeregt worden, wie sich Gegenstände und Menschen in Licht und Luft darstellen, in Leben und Bewegung. Ganz besonders aber zieht ihn die körperliche Arbeit an, bei der der Arbeiter noch wirklich eine Persönlichkeit ist, nicht bloß der Beobachter einer Maschine, ein Rädchen in einem selbsttätigen Getriebe elektrischer Kräfte. Von Meunier unterscheidet sich Sterl dabei grundsätz-

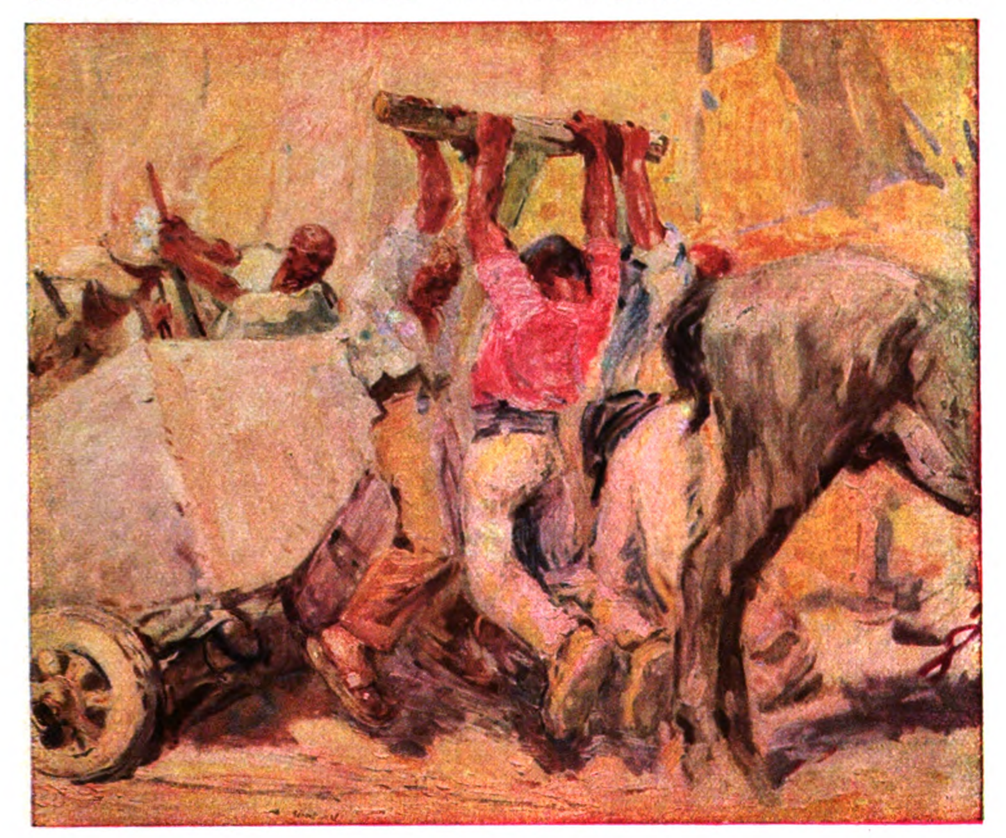


Bildnis. Gemälde



Szenenbild aus ‚Ariadne auf Naxos'

Gemälde von Prof. Robert Sterl

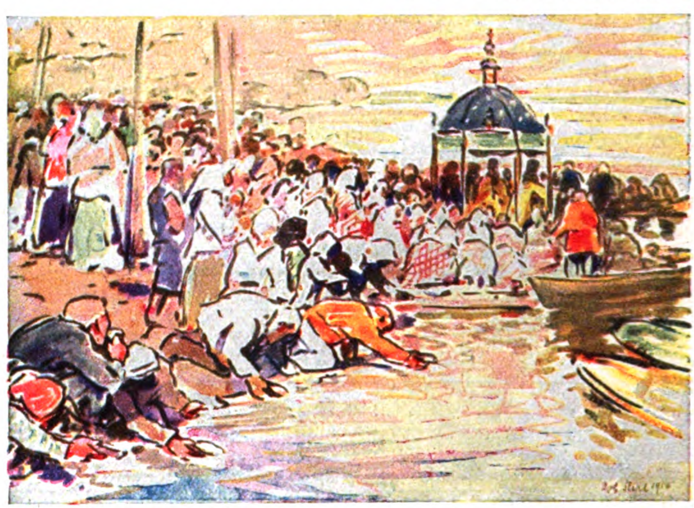


Steinbruch. Gemälde

lich, indem er nie seine Arbeiter zu Helden, zu Trägern einer monumental gesteigerten Anschauung emporhebt, sondern sie immer in voller Natürlichkeit schildert, in Wahrheit und Echtheit. Auch diese Kunst hat hohen Wert, denn sie lenkt unsere Blicke auf einen Lebenskreis, der nicht minder anziehend und ehrenwert und dabei notwendiger ist als mancher andere, den die Kunst sonst bevorzugt, und Sterl zeigt uns ihn doch nicht in barer Nüchternheit, sondern wie ihn ein Künstler sieht; so lehrt er auch uns, diese Wirklichkeit mit Künstleraugen sehen, uns zu erfreuen an Bewegung und Leben, an Licht und Farbe. Ein Neuland sächsischer Heimatkunst war mit diesen bedeutsamen Bildern aus den Steinbrüchen der sächsischen Schweiz durch Sterl erobert. Erfreulicherweise ist es aber nicht Mode geworden. Denn die allgemeine Mode bedeutet immer den baldigen Tod einer Kunstrichtung.

Sterls Ansehen in der Dresdener Künstlerschaft stieg ununterbrochen. An der Kunstakademie war ein Umschwung eingetreten. Mit Gotthard Kühls Berufung hatte er begonnen, die moderne Kunst zog mit ihm in die heiligen Hallen der staatlichen Kunstschule ein, und Kühl, der bald eine herrschende Stellung in der Akademie und im Dresdener Kunstleben zu erringen wußte, war selbstverständlich bestrebt, der neuen Richtung frisches Blut und Leben zuzuführen. Er wurde auf Sterls gesunde, frische Kraft aufmerksam und zeigte seine Neigung zu dessen Malerei, indem er mit ihm gemeinsam bei Emil Richter in Dresden ausstellte. Dann aber veranlaßte er 1904 Sterls Berufung an die Kunstakademie als einer der Leiter des Malsaals. Ein sehr glücklicher Griff: denn Sterl war und ist ja in erster Linie Maler, das will sagen ein Künstler der Farbe, der Augen, der die Natur mit voller Vorurteilslosigkeit beobachtet und in sich aufnimmt und jeglichen Gegenstand als Erscheinung in ihren Farbenwerten, sei es in vollen Farben oder mit dem Stift auf hell und dunkel vereinfacht wiedergibt, wie er sie sieht. Ob er dabei mehr auf Vollendung ausgeht — dies Wort natürlich im modernen Sinne verstanden, nicht im Sinne des Scharfsehers, der sich keine einzige winzige Einzelheit entgehen läßt, sondern im Sinne des Gesamteindrucks — oder ob er sich mit der flüchtigen Skizze begnügt, ob er zart mit seinem weichen Pinsel malt oder mit kräftigen, derben Strichen seine Eindrücke festhält — siehe die Abbildung des trinkenden Erntearbeiters a. S. 130 — ob er sich auf eine ein-

heitliche Farbenharmonie in wenigen Tönen beschränkt oder ob er seine Farbenkunst in rauschenden Akkorden einherschreiten läßt, immer ist seine Malerei voll Leben und Natürlichkeit, ohne jede gewollte Pose und Manier. Eine solche Kunst aber ist auch ganz besonders als Lehre wertvoll und nützlich. Einem Schüler, der bei Sterl die Natur sehen, beobachten und malen gelernt hat, stehen alle Wege offen zur Eindrucks- oder auch zur Ausdrucksmalerei, zur Entfaltung seiner Neigungen und seiner Persönlichkeit dem Stoffe wie der Ausgestaltung nach. Sterl gibt ihm das Werkzeug mit, das er selber in so meisterhafter Weise beherrscht, das Malen nach der Natur und dem Leben, die Fähigkeit, beides in aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aufzunehmen und wiederzugeben und damit sich einen innern Schatz von Anschauungen zu schaffen, mit denen er dann als Herrscher frei schalten kann, ohne in Manier und Schablone oder gar in bloße Nachahmung zu verfallen. Der gefeierte Expressionist Franz Marc zeugt davon: seine frühen Tierstudien bekunden eine staunenswerte Schärfe der Beobachtung, eine Naturtreue ohnegleichen, und erst auf diesem sichern Grunde baute er seine so ganz persönlich stilisierte Kunst, den gebändigten Fluß seiner Linien, seine ganz naturabgewandten Farbenphantasien auf.



Wasserweihe. Aquarell

Wenn wir hier stark betonen, daß Sterl so fest fußt auf dem Boden der Natur, so könnte es scheinen, als wäre er nicht nur ein Realist, d. h. einer, der sich in der Wahl seiner Stoffe an das Reale, das Gegenständliche, die Wirklichkeit hält, sondern auch ein Naturalist, d. h. einer, der diese Wirklichkeit in aller Treue bis in alle Einzelheiten abschreibt und nachbildet. Dem ist nicht so. So wertvoll der Naturalismus, d. h. der enge Anschluß an die Natur, für die Kunst ist, vor allem zu Zeiten, in denen die Kunst, in irgendwelche Manier verfallen, keine weitere gesunde Entwicklung findet, also auf einen fruchtbaren Nährboden zurückversetzt werden, zur Natur zurückkehren muß, so kann der Naturalismus, die getreue Abschrift der Natur, doch nie dauernd Endzweck der Kunst sein. Jeder echte Künstler sieht die Natur schließlich mit eigenen Augen, in eigener Auffassung. Daß es auch Sterl tut, lehrt ein Blick auf die Reihe von Bildern, die wir in Farben hier wiedergeben. Jedes seiner Bilder ist auch eine malerische Leistung; im farblichen Zusammenklang, in der starken Zusammendrängung des Eindrucks, in der Lichtführung offenbart sich seine Eigenart, die nirgends ins Fremdartige, Sonderbare



Bote in Kasan. Ölstudie

vorstößt, das Bekannte aber in neuem Malererleben uns vorführt.

Daß Sterl ein Künstler von feinstem Geschmack ist, bezeugen vor allem seine Bildnisse. Nicht durch eigene Neigung ist er auch zum Bildnismaler geworden, sondern durch die Aufträge, die sich ihm aufdrängten. Das Bildnis ist im gewissen Sinne der Prüfstein für jeden Maler. Die ganz moderne Kunst hat diese Probe bisher schlecht bestanden: und zwar weil die jüngsten Maler die Person reinweg zum Feld ihrer erfahrungslosen Versuche, ihrer noch nicht geklärten Kunstlehren und ihres auf Neues ausgehenden Dranges machen. Es fehlt ihnen noch der Geschmack. Geschmack und Genialität, Geschmack und echte Künstlerschaft schließen einander keineswegs aus — man braucht nur an Velasquez oder van Dyck zu denken. Robert Sterl hat diesen echt künstlerischen, nicht nur modischen Geschmack. Seine Bildnisse sind schlagend ähnlich, sie erfassen die Persönlichkeit in ihrem Wesen, in ihren festhaftenden Zügen, auf ihr inneres Sein gestellt und in ihrem bezeichnenden Auftreten. Niemals sieht man bei ihm bloße Pose, eine auf irgendwelche Wirkung berechnete Haltung, eine Bedeutsamkeit, die dem Dargestellten gar nicht eignet, kurzum Unnatur. Natürlichkeit, Selbstverständlichkeit ist auch hier das Streben Sterls, dessen ganzem Wesen Unaufrichtigkeit, Gespreiztheit, vorgetäuschte Würde oder Eleganz völlig zuwider ist. Sind ihm so Wesenswahrheit in Gesicht und Haltung das erste und wichtigste Erfordernis eines guten Bildnisses, so eint sich damit immer eine farbige Geschlossenheit, die diesem Wesen entspricht. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit nicht auf Unwesentliches, nicht z. B. auf die täuschende Wiedergabe von Samt und Seide, Spitzen, Perlen oder Edelsteinen, aber er vernachlässigt diese äußerlichen Zutaten auch nicht bis zur Unkenntlichkeit aller Formen und stofflichen Eigenschaften, sofern sie zur Kennzeichnung der Persönlichkeit beitragen, er weiß sie vielmehr zum einheitlichen Gesamteindruck zusammenzufassen und dem Hauptzweck, der Erfassung der ganzen Persönlichkeit, dienstbar zu machen. Das Bildnis der Königin Carola von Sachsen, die er in schlichter Vornehmheit voll Milde und Güte dargestellt hat, die Bildnisse des alten Grafen Vitzthum, des Grafen Lynar auf Lübbenau, des Kommerzienrats Wiede in Zwickau, des Herrn L. Uhle in Dresden sind bezeichnende Beispiele dieser



Osternacht in Moskau. Aquarell

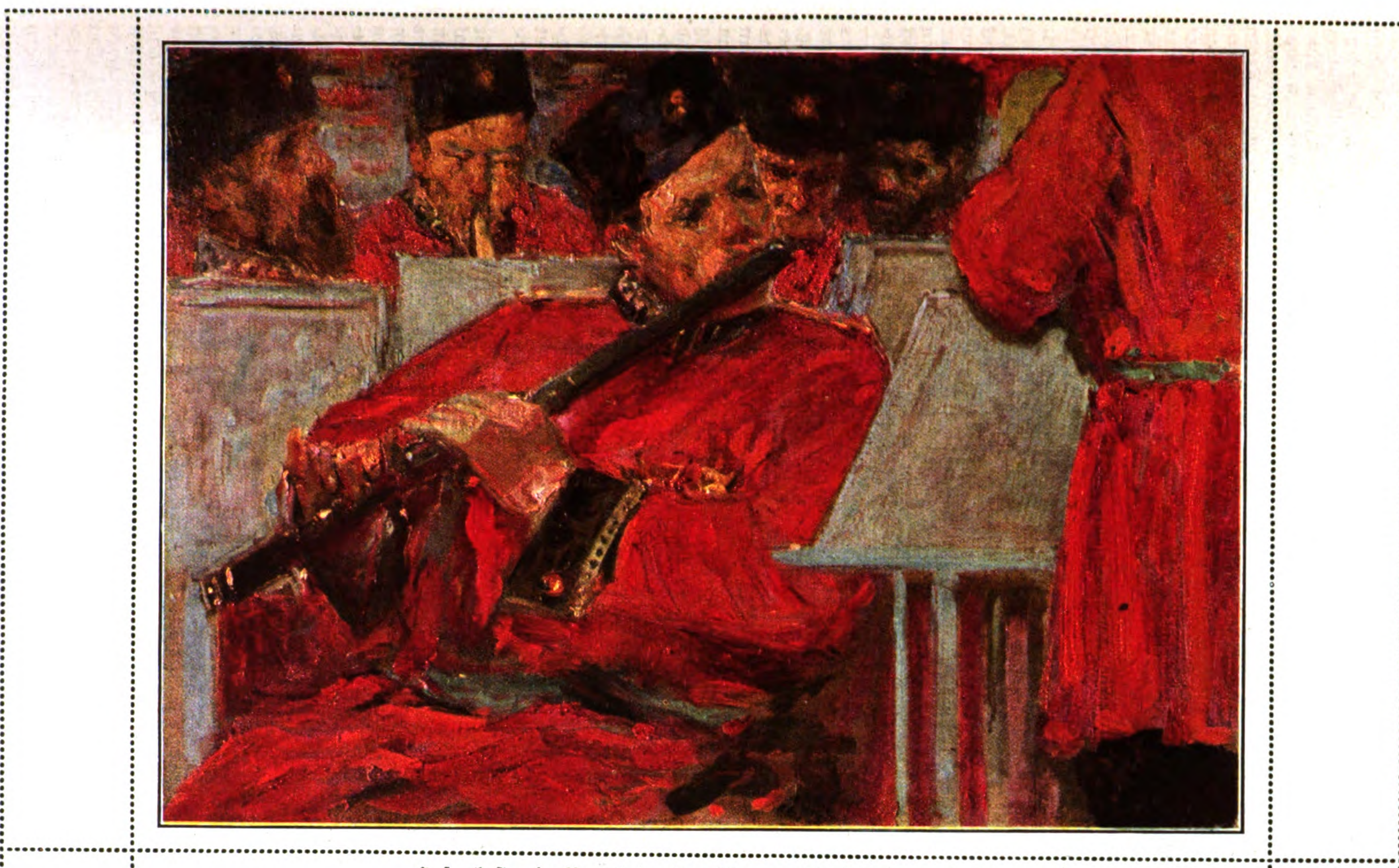
geschmackvollen und echt künstlerischen Bildniskunst Sterls. Das weibliche Bildnis, das wir a. S. 132 wiedergeben, zeigt diese Kunst auf nicht geringer Höhe: die straffe Haltung, die willensstarke Hebung und Wendung des Kopfes, der von dunklem Haar so wirksam umrahmt wird, der lebendige Blick, der festgeschlossene Mund, alles dieses Wesentliche ist in geschlossener Wesenskennzeichnung wirksam und lebensvoll hervorgehoben; das anschließende grünliche Gewand und die goldene Kette betonen wohl die vornehme Eleganz der Dame, drängen sich aber nicht im mindesten vor, und die ganze Erscheinung steht in farbiger Harmonie auf dem rötlichblauen Hintergrunde.

Wiederholt hat Sterl auch die berühmten Kapellmeister Schuch und Nikisch gemalt, sowohl als Einzelpersonen wie als Dirigenten inmitten ihrer Kapelle. Nicht aus Zufall, im Gegenteil, schon aus seinen Gemälden erkennt man leicht die innere Verwandtschaft seiner Kunst mit der Musik. Sterl ist in der Tat eine stark musikalische Natur, und wenn er auch selbst außer seiner Farbenkunst kein Instrument spielt, so lebt er doch mit ganzer Seele in der Musik. Nicht leicht wird er eins der vornehmen Sinfonie- und Kammermusikkonzerte oder eine der großen Opern versäumen, die zu den Glanzpunkten des hochentwickelten Dresdener Musiklebens gehören. Die neuere szenische Ausstattung der Opern und Schauspiele an der Königlichen Hofbühne zu Dresden steht auf einer solchen Höhe, daß nicht bloß das Ohr, sondern auch das Auge in künstlerischen Genüssen schwelgen kann. Hamlet und Jedermann, Parsifal und Ariadne auf Naxos zeugen hierfür in mannigfaltiger Weise. Den malerischen Eindrücken, die so von der Dresdener Bühne ausgehen, verdanken wir z. B. Sterls in echt musikalischer Stimmung aufgefaßtes Bild aus Ariadne auf Naxos. Es gibt die Schlußszene wieder, wie Ariadne und Theseus sich finden, während zur Linken der Gastgeber und seine beiden philisterhaften Gäste beim Zuhören allmählich einschlafen. Diese Handlung mit ihrem Gegensatz der beiden Gruppen hat den Künstler natürlich weniger gepackt als das malerische Bild, das verhältnismäßig ruhigste in dieser wunderbaren Opernhandlung, mit der großen, blauen, ruhigen Fläche und ihren malerisch belebenden Farbflecken. Den Vordergrund beherrscht das im rötlichen Lichte verschwimmende Gewimmel der Instrumente und der Köpfe der eifrig spielenden Musiker. Ganz zur Linken sieht man Schuchs bewegte Gestalt mit bezeichnender lebendiger Dirigiergebärde.

Noch eine Reihe anderer wundervoller Gemälde entstammen Sterls musikalischen Neigungen, z. B. die Darstellung des Dresdener Petriquartetts — jetzt in der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden — und die beiden Kapellmeisterbilder: der Dresdener Schuch am Dirigentenpulte und der Leipziger Nikisch, gleichfalls als Dirigent dargestellt. Über diesen letzten beiden — die Freunde dieser Hefte kennen sie, gleich dem ‚Petriquartett‘, aus früheren Veröffentlichungen — liegt der ganze stimmungsvolle Zauber, der ein malerisch empfindendes Auge im verdunkelten Hause packt, wenn die Klänge der Musik durch den Raum dahinrauschen und das Auge sich an dem gleitenden Spiel der Lichter und Schatten erfreut, das über Menschen und Instrumente dahinhuscht. Bei dem Bilde des Leipziger Gewandhauskonzerts, dem stärksten dieser Art als malerische Leistung, kommt hinzu, daß Nikisch im vollen Licht aus der Fülle der im Duster verschwimmenden Köpfe wirksam herausgehoben ist, und zwar in stark verinnerlichter Erfassung der Persönlichkeit des Dirigenten, der mit voller Anspannung seinen Tonkörper beherrscht und begeistert.

Zu diesen Bildern, die Sterl der Musik verdankt, gehört auch das Hoforchester in Peterhof, eine reizvolle Frucht einer seiner russischen Reisen. Es zeigt sein Können in mannigfaltiger Hinsicht. Wie geschickt ist der Ausschnitt eines kleinen Teils des Tonkörpers in den engen Rahmen gebracht — der Ausschnitt genügt vollständig, um uns das Gesamtbild zu vergegenwärtigen, unsere Phantasie ergänzt es willig. Wie eifrig, ohne jeden Hinblick auf einen etwaigen Beschauer sind die Bläser bei ihrem Spiel, das die Augen aufs Notenblatt, die Lippen an das Instrument bannt, wie lässig bequem und dabei wie selbstverständlich zweckmäßig ist die Haltung des Flötisten, wie echt und überzeugend steht der Kapellmeister da, obwohl wir von ihm nur die Hälfte des Körpers und nicht einmal den Kopf sehen, und wie wirksam sind die roten Massen der Uniformröcke durch das matte Blau der Notenpulte und die schwarzen Mützen ins Gleichgewicht gebracht — ein Meisterwerk der Kunst, gegensätzliche Farben im Zusammenklange zu bändigen.

Überhaupt sind die russischen Reisen für Sterl überaus fruchtbar gewesen. Fünfmal war er in Rußland. Oskar Bie hat in einem reizvollen Aufsatz, Wolga betitelt, eine dieser ganz eigenartigen Reisen mit ihren wunderbaren malerischen und musikalischen Eindrücken und Erlebnissen lebendig geschildert. Wir entnehmen ihm einige aufklärende Sätze. „Die Gelegenheit war folgende: Sergei Kussewitzki, ein hervorragender Dirigent eines Moskauer Orchesters, unternimmt alle zwei Jahre mit seinen Leuten eine Tour auf der Wolga, um in den größten Städten an ihrem Ufer, vom malerischen Jaroslaw bis zum halbasiatischen Astrachan Konzerte zu geben, und er hatte die Liebenswürdigkeit, mich zur Begleitung einzuladen. Ich war auf der Wolga nicht wie der gewöhnliche Reisende zu einer kurzen Besichtigung der Städte nach den Zeitmaßen des Schiffskursbuches, sondern ich war ausgiebig auf diesem mächtigen Wasser in einer erlesenen Gesellschaft, in der eigentümlichen

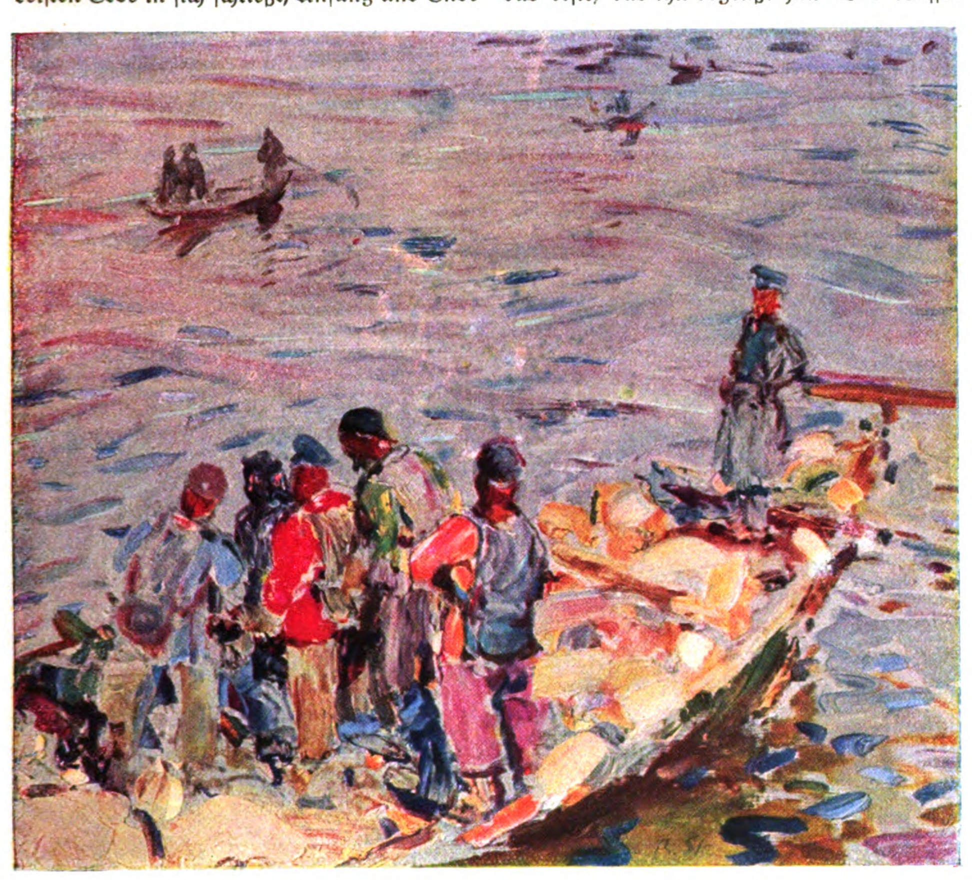


Hoforchester in Peterhof. Gemälde von Prof. Robert Sterl

Verbindung mit einem beruflichen Orchester, mit einem Orchester mitten in weltenfernen, musikfremden Gegenden, und unser privater Dampfer kannte nur das Kursbuch seiner Konzerte, bisweilen einen, bisweilen zwei Abende oder noch einen dritten auf dem Rückwege, und durfte sonst frei dem Willen seiner Gäste leben, Häfen anlaufen, Nachtruhe halten, Siesta aufsuchen, Merkwürdigkeiten besehen, wie wir wollten, ein schwimmendes Hotel von europäischem Komfort mitten in wilder Ethnologie, vier bis fünf Wochen lang ... An einem hellen Morgen stieg mir das Bild auf: der Fluß! Der große, ewige Fluß, der alle Musik dieser unbereisten Erde in sich schließt, Anfang und Ende aller dieser polyphonen themenreichen Beziehungen ... Jetzt soll er seine Sinfonie beginnen. Es ist Frühjahr, und unser Schiff das erste, das ihn begrüßt hat. Das Wasser



Lasttragende Perser. Aquarell



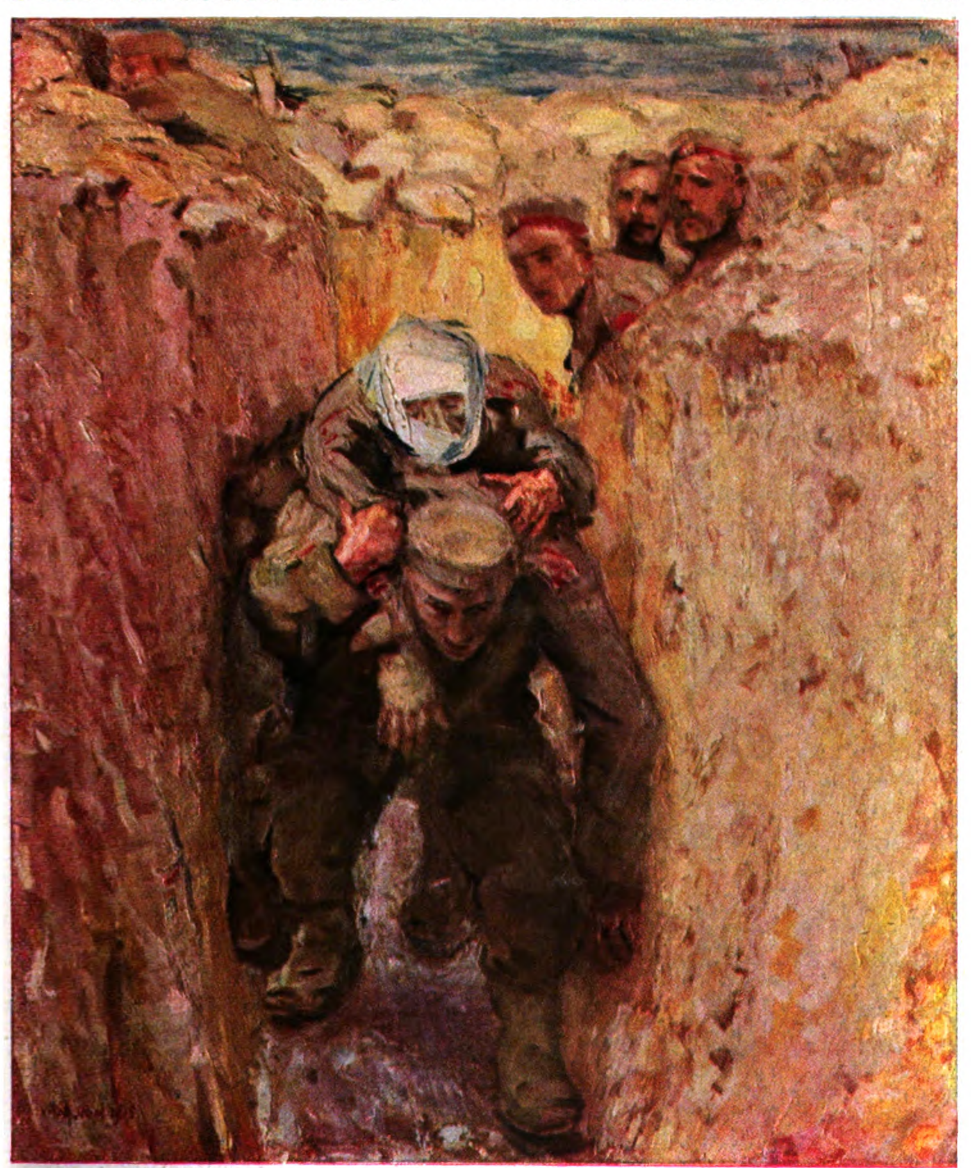
Auf der Wolga. Gemälde

türmt sich vor Begierde des Schmelzens, es weitet sich ins Unendliche. Es bedeckt Stadtteile und Landschaften. Der Platz der Messe von Nischni-Nowgorod liegt jetzt noch unter der Wolga, ein Stück des Tatarendorfes von Kasan ist von der Stadt abgetrennt, und an Kasan selbst kommt der Dampfer drei Kilometer näher als im Sommer. Die Sommerwolga wird Inseln, Wälder, Wiesen, Dörfer freilassen, die die Frühlingswolga deckt, die Landeplätze wandeln sich, die Erde wird grau und stark und erobert sich Gebiete vom Wasser. Wir sind auf der Fahrt Zeugen dieses Ergrünens und Erstarkens. Das Schiff, das sich durch Eis gebohrt hatte, endete in der tropischen Sonne von Astrachan, um den Sommer zurückzuerleben. Wasser, Wasser, unendliches Wasser im Triumphe seines Frühlings gleitet vor dem Auge, bald einstromig, bald deltaartig verzweigt, ein Fluß von weiblichster Energie, der nur zweimal, bei Kasan und bei Zaritsin, plötzlichen Richtungsantrieb bekommt, sonst sich gehen läßt, sich anlehnt, sich verteilt, sich nützlich macht und doch mit dem einzigen, wie heimlichen Willen, alles was ihm begegnet, sich zu unterwerfen, in Wasser zu setzen ..."

„Drei Maler waren bei uns ... ein Ungar ... ein Jungrusse ... und Robert Sterl. Sterl pflegte seine Spezialität: die Hafenarbeiter und machte zu ihrer Verherrlichung schon das drittemal diese Reise mit. Ein Meister seines Faches, den ich liebgewann um des ernsten und unermüdlichen Eifers willen, mit dem er seine Augen und seine Hand in den Dienst der Kunst stellte ... Sterl saß in aller Herrgottsfrühe für sich allein auf Deck und skizzierte die Träger und das Volk, Fischereien und Prozessionen, um es dann in seiner als Atelier eingerichteten Kabine zu Ende zu führen. Schließlich hing es am Promenadendeck zum Trocknen. Mit ihm stand ich gern und sprach über die Eindrücke. Wie die rücksichtslosen Farben auf den Pferdebügeln strahlten, auf den Kinderwagen, auf den Dächern, auf den Kuppeln, golden, silbergrün, blau, frei gegen den Himmel. Wie die Linien sich aus der europäischen Vertikale ins Horizontale wan-



Lastträger. Gemälde



Kameraden. Gemälde

delten, alles breit, niedrig, asiatisch, ein Netz wagerecht gewebter Maschen, in das sich abgesetzt die Farben eintrugen, bisweilen scharf und bestimmt, bisweilen von leichtem Dunst harmonisiert, um jede Tageszeit anders und jeden Tag neu, diese letzte Auseinandersetzung des ausgesprochen Erdhaften mit dem ausgesprochen Wasserhaften. Die anhaltende Gewöhnung ließ uns Reize in den Dingen entdecken, die dem üblichen Reisenden verlorengehen. Sie lehrte uns das Persönliche, in langen Äußerungen Charakter gewordene dieser Natur und noch mehr dieser Menschen. Zuerst erscheinen sie dem Blick als massive bunte Materie, als Ethnologie, als Rußland, als Armut und Körperschwere. Dann schwindet diese Neugierde; wir sehen nicht mehr den Elenden, den Russen, den Typ des Trachtenmuseums, wir fassen dieses Hafengetriebe und Prozessionsgeschiebe in der wassergeschwängerten, in der staubfarbenen Luft von einem eigenen Stil aus, der alle malerischen Möglichkeiten einer Übersetzung in den Geist uns an die Hand gibt. Jetzt wird das Tragen zu einer monumentalen Geste, das Schiffsleben zu einem differenzierenden Milieu, die Tracht zu einem Blitzen ungebrochener Farben, die

Luft zu einer Instrumentation in wesentliche Klänge, Kirchenkuppeln, langgestreckte Häusermassen, Wolganatur und Segelatem, Priestergewänder, Sarafane, Kaftane, Chalats, Bohlen und Fässer und Säcke, alles eint sich zu einer Musik, in der der einzelne Gegenstand ins Sensitive rückt, die Akzente und Takte den Willen des malenden Regisseurs darstellen und die Bewegung zur Melodie der Arbeit, dieser großen Arbeit der Hände, Füße, Rücken, zur Kontur der treibenden Energie sich erhebt. So fand ich es in Sterls Bildern. Wundervoll abgestuft nach der Struktur jeder einzelnen Aufgabe. Es schien mir, daß er die malerische Anschauung der Wolgaphänomene präziser traf als mancher Russe. Vielleicht mußte dazu ein Fremder kommen; denn die Russen sehen malerisch aus ihrem Lande weit heraus."

Die acht Bilder, die wir aus der Fülle von Sterls russischer Beute wiedergeben, bestätigen nur, was Bie hier so anregend von den malerischen Erlebnissen des Musikers und des Malers erzählt. Da ist der Hafen von Astrachan mit dem himmelanragenden Wald von Türmen und Masten und der wimmelnden Fülle von Fischkähnen. Da liegt ein Stückchen Kasan vor uns mit den niedrigen Häusern, die sich längs des Ufers breit hinerstrecken, auf dem Flusse die dichtgefüllten Arbeiterboote wie in Hamburg, nur alles hier in bunte Kleider gehüllt, während in Hamburg alles grau aussieht. Da ist wieder die Wolga in ihrer endlosen, unübersehbaren Weite, im Vordergrunde ein Fährboot mit Arbeitern „behängt mit Fetzen von bunten Kleidern". Da sind im Gegensatz hierzu die ganz in grau gekleideten, hochgewachsenen, schlanken Perser, die vom Dampfer die schweren Fässer ans Ufer tragen, in weiter Ferne am jenseitigen Ufer die Umrisse von Astrachan. Dann ein einzelner Lastträger in rot und blau, tiefgebeugt von einem gewaltigen Ballen, in schwerfälligem Rhythmus langsam vorwärtsschreitend, der mächtige Umriß hebt sich wirksam vom blauen Himmel ab. Noch großartiger kommt uns dieser Rhythmus der schweren körperlichen Arbeit bei den vorwärts tiefgebeugten, fest sich einstemmenden Schiffsziehern an der Wolga zum Bewußtsein, wo der Maler unsern Augen nichts gönnt als das ziehende Wasser, das graue Gras des Ufers und die schleppende bunte Reihe der angespannten menschlichen Zugtiere: Arbeit und Rhythmus.

Da ist weiter das wunderbare Bild der Osternacht in Moskau: wie plötzlich um Mitternacht das Dunkel strahlender Helle weicht, überall Raketen und Leuchtkugeln emporschießen und die Lichter rings um die Galerien der Türme entflammen, der vieltürmige Kreml wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht hinter der dunklen Mauer aufleuchtet und sich vom tiefblauen Himmel abhebt, das ganze lebendige Feuerspiel gespiegelt von den Wellen des leise dahinfließenden Stroms. Da ist endlich das wie im Fluge aufgefangene und in wenigen Strichen hingesetzte Bild der Wasserweihe, eine Szene, die Oskar Bie mit dem vollen Erstaunen des Westeuropäers also schildert: „Jetzt ist eine plötzliche Aufregung am Wasser. Gelbe Priester kommen mit Ikonostaten und Tabernakeln, treten in einen schnell gezimmerten Pavillon und sprechen ihre Gebete über den Fluß. Sie weihen das Wasser und kaum ist es geschehen, stürzen Volk, Träger, Klosterbettler, was nur gläubig ist, an das Ufer, waschen sich Kopf, Brust, Arme, schöpfen ein Kännchen Wasser, trinken es, tragen es nach Hause. Unsereiner steht starr daneben. Wir sehen den unbeschreiblichen Schmutz und Abfall unserer Kultur im Fluß schwimmen und in die Kehlen dieser Menschen ohne Ekel und Furcht gleiten. Das Wasser ist geweiht. Es kann nichts schaden. Die Priester ziehen befriedigt durch die Stadt zurück. Und wir grüßen sie alle."

Da hat man drei merkwürdige Gegensätze dicht beisammen: den bedenkenlos wundergläubigen Naturmenschen, den bakteriengläubigen Kulturmenschen und den wirklichkeitsgläubigen Künstler, der sich des bunten temperamentvollen Bildes freut und einen Augenschmaus für seine Mitmenschen daraus macht, dabei die russische Volksseele in einem Ausblick erschließend. — —

Es wäre undenkbar, daß einen Künstler wie Sterl nicht auch der Weltkrieg als Menschen und Maler bis ins Innerste gepackt hätte. Er war einer der ersten, der mit Erlaubnis der Heeresleitung an die Westfront ging und dort in monatelangem Schaffen seine Eindrücke in packenden Bildern festhielt. Wenn man den Krieg von 1870 71 erlebt hat und sich vergegenwärtigt, auf welche Weise damals die Kunst von ihm befruchtet wurde, was für Bilder die Maler von damals nach dem Kriege schufen, so wird man sich bei einem Vergleich mit den Schöpfungen der Künstler im gegenwärtigen Kriege des ganzen Ernstes und der Größe der Zeit bewußt, die wir jetzt durchleben. Allerdings stehen wir jetzt noch mitten drin im Kampfe, und wohl werden erst nach dem Kriege die stärksten Wirkungen des furchtbar großen Geschehens auch in der Kunst sich äußern, wenn wir erst den nötigen Abstand von den jetzt sich drängenden Ereignissen haben werden — aber ernst und groß wird sicherlich auch diese künftige Kunst unter dem Einflusse des Weltkrieges sein. Dieser Ernst beherrscht ganz und gar Robert Sterls Kriegsbilder, zunächst nur einzelne Vorgänge aus dem Erleben an der Front. Kameraden nennt er das eine Bild: ein Blick in den Schützengraben, ein feldgrauer Soldat trägt den schwerverwundeten Kameraden, dessen ganzer Kopf in weiße Tücher gepackt ist, im Graben entlang. Schwer lastet der Körper des Hilflosen auf dem Rücken des Kameraden, der tiefgebeugt vorwärtsschreitet, mit



Begräbnis im Felde. Gemälde von Prof. Robert Sterl

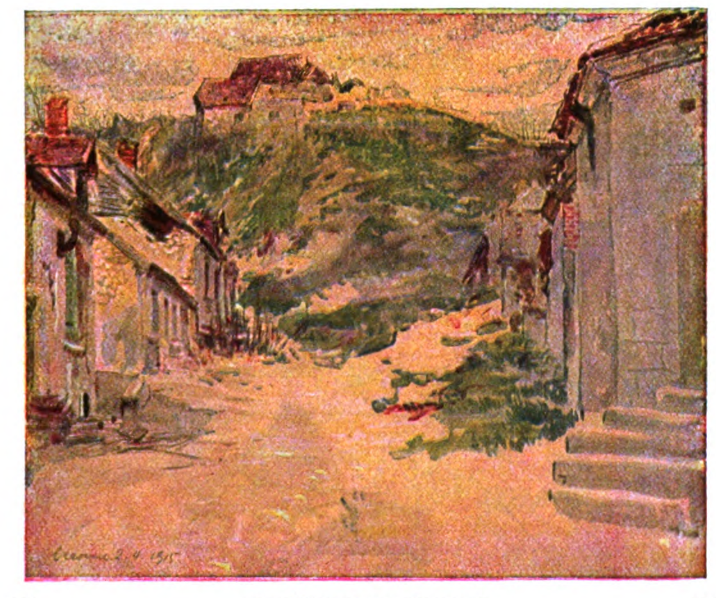
der Rechten des Verwundeten Arm festhaltend, mit der Linken sich an der Grabenwand hintastend. Drei Kameraden schauen ihnen nach, ein vierter liegt auf der Ausschau nach dem Feinde. Über der ergreifenden Wahrheit des in aller Schlichtheit geschilderten Vorgangs übersieht man fast die Meisterschaft des malerischen Werkes.

Dieses künstlerische Feingefühl, das keinerlei Haschen nach Wirkung in die ergreifende Handlung trägt, beherrscht auch die Grablegung: behutsam und still legen drei Feldgraue den gefallenen Kameraden in seiner weißen Umhüllung in das rasch aufgeschaufelte Grab; mit einem stillen Gebet werden sie ihm dann das schlichte Holzkreuz hinstellen, das schon bereit liegt ... Ernst und düster liegt die trübe Herbststimmung über dem Lande, aus dem schon so viele Kreuze emporragen. Kriegerlos — still und ergriffen stehen wir vor dem Bilde, das so eindringlich den Ernst des Krieges in sich trägt. Welch echte Künstlerschaft spricht daraus, daß der Künstler sich selbst so gänzlich ausgeschaltet hat und so hinter sein Werk zurücktritt, das uns im Innersten ergreift. Nur aus dieser Unaufdringlichkeit spricht der innere Anteil des Künstlers selbst an den ernsten Vorgängen, die er uns so meisterhaft und dabei so schlicht mit seinen Mitteln berichtet.

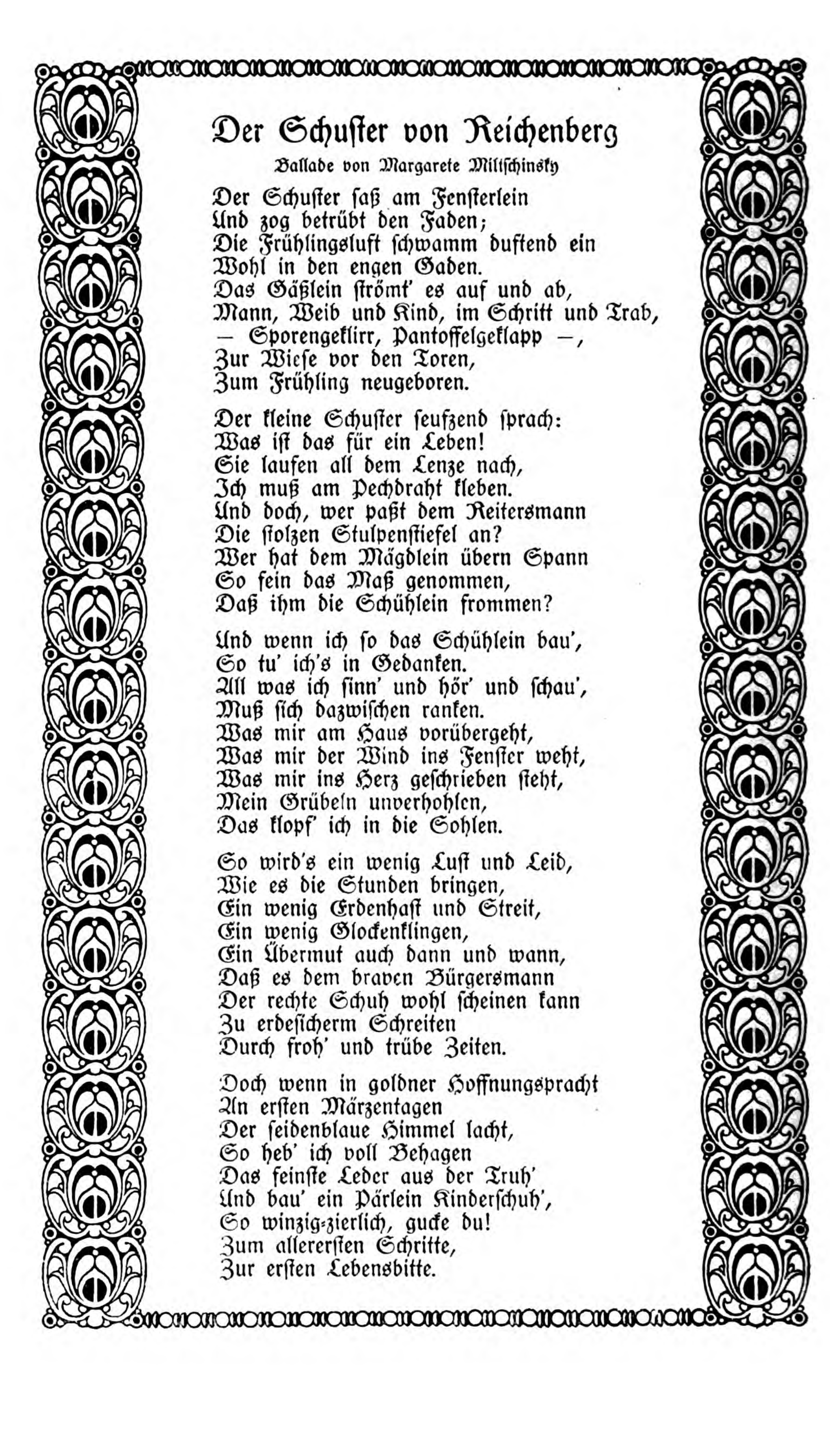
Fast heiter wirkt daneben das Bild der Straße in Craonne mit dem abschließenden Hügel, dem die sächsischen Soldaten den aus der Heimat geläufigen Namen des Winterbergs verliehen haben. Der Frühling sprießt aus der wiedererwachenden Erde; aber aus der gänzlichen Verlassenheit des Ortes, wo nichts von frohem, arbeitsfreudigem Leben zeugt, spricht auch hier der Ernst des Krieges.

Sterl hat neuerdings auch den österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz in den Alpen besucht und reiche Malerbeute heimgebracht. Davon ist aber noch nichts an die Öffentlichkeit gekommen, und so ist es nicht an der Zeit, schon davon zu sprechen, wie dieser neue Schauplatz, die Welt der Alpen mit ihren kriegerischen Insassen und Erlebnissen, auf ihn gewirkt hat. Starke Eindrücke hat er auch dort empfangen, und zahlreiche neue Werke sind entstanden oder im Entstehen, Zeugen des unermüdlichen Schaffens, der schier unerschöpflich scheinenden frischen Kraft Sterls, der immer neue Eindrücke in sich aufnimmt und mit noch jugendlicher Lebendigkeit verarbeitet.

Robert Sterl steht heute auf der Höhe seines Lebens, seiner Kraft, seines Schaffens. Ein Mann der Gegenwart, der Wirklichkeit, des Lebens. Mühelos schafft er aus meisterlichem Können heraus. Farbe, Licht, Leben sind die Ziele seiner Arbeit; vielseitig ist sein Stoffgebiet, nichts ist ihm fremd als Unnatur und Leblosigkeit; Bewegung, Kraft, Arbeit im Bilde festzuhalten, reizt und treibt ihn vor allem zum Schaffen. Die scharfe Erfassung der Einzelheiten liegt ihm fern, aber die Gesamtheit eines Eindrucks mit sprühender Lebendigkeit wie im Fluge festhalten und eben dieses Leben auch im durchgeführten Bilde bewahren, das kann er wie kein anderer. Keinerlei feststehende Gewohnheitsmalerei leitet ihn bei seinem Schaffen, immer ist er frisch, neu, lebendig, kernhaft, gesund und männlich. Daß er so bleiben möge, ist unser Wunsch, daß er es wird, ist unsere Überzeugung.



Am Winterberg. Aquarell



Der Schuster von Reichenberg

Ballade von Margarete Milischinsky

Der Schuster saß am Fensterlein
Und zog betrübt den Faden;
Die Frühlingsluft schwamm duftend ein
Wohl in den engen Gaden.
Das Gäßlein strömt' es auf und ab,
Mann, Weib und Kind, im Schritt und Trab,
– Sporengeklirr, Pantoffelgeklapp –,
Zur Wiese vor den Toren,
Zum Frühling neugeboren.

Der kleine Schuster seufzend sprach:
Was ist das für ein Leben!
Sie laufen all dem Lenze nach,
Ich muß am Pechdraht kleben.
Und doch, wer paßt dem Reitersmann
Die stolzen Stulpenstiefel an?
Wer hat dem Mägdlein übern Spann
So fein das Maß genommen,
Daß ihm die Schühlein frommen?

Und wenn ich so das Schühlein bau',
So tu' ich's in Gedanken.
All was ich sinn' und hör' und schau',
Muß sich dazwischen ranken.
Was mir am Haus vorübergeht,
Was mir der Wind ins Fenster weht,
Was mir ins Herz geschrieben steht,
Mein Grübeln unverhohlen,
Das klopf' ich in die Sohlen.

So wird's ein wenig Lust und Leid,
Wie es die Stunden bringen,
Ein wenig Erdenhaft und Streit,
Ein wenig Glockenklingen,
Ein Übermut auch dann und wann,
Daß es dem braven Bürgersmann
Der rechte Schuh wohl scheinen kann
Zu erdesicherm Schreiten
Durch froh' und trübe Zeiten.

Doch wenn in goldner Hoffnungspracht
An ersten Märzentagen
Der seidenblaue Himmel lacht,
So heb' ich voll Behagen
Das feinste Leder aus der Truh'
Und bau' ein Pärlein Kinderschuh',
So winzig-zierlich, gucke du!
Zum allerersten Schritte,
Zur ersten Lebensbitte.

Und zieht's mit Sang und Schall vorbei,
Gleich fährt mir's in die Hände,
Daß ich im Tackt nach der Schalmei
Den Mädchenschuh beende,
Mit Spang' und Ring, so blank und flink,
Als ob das Ding, das drinnen ging,
Am liebsten an zu tanzen fing —
Sie wird sich schon befleißen,
Ihn schnell im Tanz zerreißen.

Doch einmal war's, da grau verhängt
So Erd' als Himmel lagen,
Mir war so eng die Brust bedrängt,
Und fernher scholl ein Klagen —
So schwankt' es schattenschwarz heran,
Ein Sarg mit dunkelm Roßgespann
Und hinten weinend Weib und Mann,
Die roten Fackeln glühten,
Die Funken knisternd sprühten.

Das graue Nebeltuch verschlang
Den Zug samt dem Chorale,
Ich aber saß zu Tode bang,
Rührt' Pfrieme nicht noch Ahle.
Das Weib schalt um den Arbeitstag —
Da schafft' ich weiter trüb und zag,
Doch klang mir jeder Hammerschlag,
Wie wenn ins Grab die Schollen
Mit dumpfem Poltern rollen.

Als fertig lag das Unglückspaar,
Verbarg ich's im Gestelle,
Doch da ich fern vom Hause war,
Verkauft' es der Geselle
Und sagte, als ich wiederkam
Und fragt' und schalt in Zorn und Gram:
Es war ein Fremder, der sie nahm,
Ging eilig durch die Gassen,
Hat wohl die Stadt verlassen. —

Am Fenster sitz' ich Tag um Tag
Und späh' nach allen Ecken,
Wer meine Schuh' wohl tragen mag,
Und kann's doch nicht entdecken.
So leb' ich ohne Freud' und Ruh',
Als trüg' ich selbst die Unheilsschuh',
Und denken muß ich immerzu:
Wo mag der Wandrer gehen?
Was ist mit ihm geschehen? . . .



Deutschlands Friedenspolitik vor dem Weltkriege

Von Prof. Dr. Max Lenz

Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneuten Angriff Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

So lauteten die ewig denkwürdigen Worte, mit denen am Abschluß dreier siegreicher Kriege König Wilhelm der Hohenzoller durch den Mund seines ersten Ministers, des Grafen von Bismarck, am 18. Januar 1871 in dem französischen Königsschlosse zu Versailles der deutschen Nation die neuen Bahnen ihres Lebens wies. Es war der Taufspruch des neuen Reiches, die Urkunde gleichsam, die in den Grundstein unseres nationalen Staates gelegt worden ist, das Programm der deutschen Politik und das Kennwort, in dem unser Volk, sein Kaiser und seine Fürsten heute wie damals sich eins wissen. Wie schwer auch die inneren Kämpfe gewesen sind, die das neue Reich seitdem erschüttert haben — und wir wissen, sie reichten bis auf den Grund der Nation — in dem Bekenntnis zum Frieden sind die deutschen Parteien diese dreiundvierzig Jahre hindurch einig gewesen, so einig wie in der Stunde des 4. August 1914, als ihre Führer im Königsschlosse zu Berlin dem Enkel Kaiser Wilhelms, des Reichsgründers, die Hand zum Treugelöbnis reichten, zum Zeichen, daß es in diesem Kriege keine Parteien mehr, nur deutsche Volksgenossen, Brüder auf Leben und Sterben geben würde.

Nur ein Teil von dem, was unsere Väter ersehnt und wovon sie geträumt hatten, ist im Jahre 1870 erreicht worden. Wir mußten, um unser Reich gründen zu können, Millionen unserer Brüder, ein volles Drittel unserer Volkskraft, draußen lassen. Und wenn wir im Westen und Norden die deutschen Grenzmarken wiedergewonnen haben, so sind den eignen Volksgenossen gegenüber im Südosten der Inn und im Südwesten der Rhein die Grenzen geblieben; mitten durch die Stämme der Bayern und der Alemannen, einst beide die Eckpfeiler deutscher Größe, gehen heute die Trennungslinien. Wir haben uns dennoch beschieden. Wir haben es mit angesehen, daß Hunderttausende, gezwungen oder verführt, in fremdem Volkstum untergingen — also daß wir in den Jahren unseres jungen Reiches mehr des deutschen Blutes verloren haben als in den Zeiten unserer Zerrissenheit und Ohnmacht. Trotzdem hat uns niemals der Gedanke beherrscht, die unerlösten Brüder in unsere politische Gemeinschaft hinüberzuziehen, der für die Italiener und alle slawischen Stämme den Grundgedanken des politischen Wollens bildet. Wir haben nichts weiter gefordert und erwartet, als unsere Macht im Schutz des Friedens entwickeln zu können.

Während wir aber so unserer Arbeit lebten, einzig darauf bedacht, die Güter des Friedens zu wahren und zu mehren, wandelte sich rings um uns her die Welt, drang Rußlands gewaltige Kraft über das Kaspische Meer in die turanischen Steppen bis an die Tore Indiens vor und über die Mandschurei hinweg bis an die Gestade des Gelben Meeres, raubte und riß England alles an sich, was es auf dem weiten Erdenrund an Beute für seine Begehrlichkeit fand, baute Frankreich seine afrikanischen Besitzungen zu einem mächtigen Kolonialreich aus, das, vor seinen Toren beginnend, bis weit über die Mitte des dunklen Kontinentes sich erstreckte. Wir aber blieben, unserer Einheit zum Trotz, an unsere Bastionen gefesselt. Wir litten es schweigend, daß die Italiener, denen unsere Heere, unsere Siege erst zu ihrem nationalen Staat verholfen hatten, sich jenen Riesen zugesellten und, durch sie gedeckt, ja unter dem Schutze ihres Bündnisses mit uns selbst, den Türken, unsern Freunden, Tripolis raubten und mitten in der griechischen Inselwelt sich festsetzten; daß Belgien, das Geschöpf der großen Mächte, das nur ihrer Eifersucht aufeinander das Leben verdankte, ein Zwittergebilde ohne die Kraft und selbst ohne das Recht, auf eigene

Faust Politik zu treiben, sich dennoch am Kongo ein Kolonialgebiet schuf, größer, einheitlicher und zukunftsreicher als alle unsere Kolonien zusammengenommen. Es schien fast (denn schon wurden, unter Japans und Amerikas Teilnahme, China und die Südsee in die allgemeine Bewegung hineingerissen), als hätten wir unsere Einheit, unser neues Reich nur dazu geschaffen, um noch einmal eine Aufteilung der Erde unter unsere Rivalen zu erleben. Gewiß, wir kamen noch rechtzeitig, um uns ein paar Stücke von der noch freien Erde zu sichern. Aber was wollten, verglichen mit dem Raube und der Raubgier der andern, die wenigen Kolonien bedeuten, welche der Wagemut unserer Kaufleute oder die Abenteuerlust junger Patrioten uns da oder dort verschafften: ohne Zusammenhang miteinander und ohne Verbindung mit der Heimat, im Machtbereich der fremden Mächte gelegen, auf Gnade und Ungnade ihnen ausgeliefert, sobald sie unsere Feinde wurden! Auch unsere Kolonien waren auf Frieden gegründet: er bot uns die einzige Möglichkeit, sie zu behalten.

In den neunziger Jahren, nach dem Rücktritt Bismarcks, kam bei uns wohl die Meinung auf, daß wir seitdem in einen neuen, umfassenderen Abschnitt unserer Politik hineingesteuert wären, daß wir das beengte festländische Dasein mit dem offenen Fahrwasser der **Weltpolitik** vertauscht hätten, wie das Schlagwort lautete, das, ich weiß nicht von wem erfunden, plötzlich da war und bald die öffentliche Meinung wie die Kreise unserer Regierenden beherrschte: wir wähnten, mit jenen Weltmächten bereits in den gleichen Bahnen zu ziehen. Eine Vorstellung, die uns heute, nach allem, was wir bis zur Schwelle des Krieges hin erlebt haben, seltsam genug anmuten muß. Das Umgekehrte ließe sich wohl mit größerem Rechte behaupten. Gerade, daß wir mit jenen anderen nicht Schritt halten konnten, daß uns die **Bewegungsfreiheit** von Jahr zu Jahr mehr genommen, unsere Absperrung von den Quellen der Macht beständig vermehrt, der Einfluß auf den Gang der großen Politik stetig verringert ward, ist das Charakteristische für die beiden Jahrzehnte, die dem Kriege vorangegangen sind. Solange Bismarck am Ruder des Staates stand, ist die Stimme Deutschlands im Rate der Völker wahrlich nicht ungehört geblieben. Unter seinem Vorsitz trat nach dem Frieden von St. Stefano in Berlin der Kongreß zusammen, der bis auf weiteres die Fragen schlichtete, welche Rußlands Sieg über die Türken im Orient aufs neue aufgewirbelt hatte. Er war es, der, als erster unter den europäischen Staatsmännern, dem Khediven von Ägypten den Weg vertrat. Er vereitelte 1884 durch die Kongo-Konferenz Englands Plan, die Mündung jenes gewaltigen Stromes in seine Gewalt zu bringen und damit für alle Zukunft die beherrschende Stellung im Innern des schwarzen Kontinents an sich zu reißen. **Ihm** verdanken wir den weitaus größten Teil unserer Kolonien, ebenso in der Südsee, wie an der West- und Ostküste Afrikas. Und das alles lediglich auf dem Wege von Verhandlungen und Korrespondenzen, durch eine geschickte Führung des diplomatischen Spiels, ohne auch nur **ein** Regiment mobil zu machen, **ein** Schiff hinauszuschicken: keine stolzen und drohenden Gesten sind dazu nötig gewesen, sondern nur etwa eine Erklärung des Kanzlers im Reichstage oder die Sendung seines Sohnes Herbert nach London; zuweilen genügte bereits ein Zeitungsartikel oder, wie in Ägypten, die Sendung eines Feldjägers, um den deutschen Forderungen Beachtung und Erfüllung zu sichern. Denn hinter allem sahen die Rivalen die **Macht** und einen unerschütterlichen Willen: die Hand zu Verhandlungen zu bieten, um ins Leere zu greifen, ist niemals Bismarcks Art gewesen.

Erst nach seinem Abgang ist alles anders geworden. Zunächst begannen wir selbst an unsern Kolonien fast das Interesse zu verlieren; und als wir es wiedergewannen und der Wert der neuen Besitzungen von Jahr zu Jahr mehr hervortrat, wuchsen die Schwierigkeiten, sie zu behaupten und auszunutzen oder neue zu erwerben. Außer Kiautschou und ein paar Inselgruppen in der Südsee haben wir seitdem nur noch Grenzregulierungen oder kleine Erweiterungen unserer afrikanischen Besitzungen im Austausch unserer oder der Anrechte anderer gewonnen. In den großen Fragen, denjenigen, in denen die Weltbewegung sich vollzog, wurden wir mehr und mehr ausgeschaltet, oder wir hielten uns von Anfang an zurück, so in Kreta und Persien, in Ägypten und in Tripolis, auf dem Balkan und bei den dornigen Verhandlungen über Marokko, bis wir am Ende, hart am Rande des Krieges vorüber, für eine kläglich kleine Entschädigung in dem Sumpfgelände des Kongo zum völligen Verzicht auf allen legitimen Einfluß über eines der reichsten Länder der Erde gebracht wurden.

An Gelegenheiten, einzugreifen, Anteil an den Erwerbungen der andern zu nehmen, hat es uns nicht gefehlt, uns so wenig wie Italien und Frankreich. Denn jener Wettlauf der Mächte um die Unterjochung der Welt vollzog sich unter brennender Eifersucht und auf Grund von Gegensätzen, die in die Tiefe der Jahrhunderte zurückreichten. Mehr als einmal sind sie nahe daran gewesen, die Waffen gegeneinander zu ergreifen; wir brauchten nur unser Schwert mit in die Wagschale zu werfen, so war es sicher, daß sie dorthin sank, wohin wir uns stellten — und ein guter Anteil an der Beute hätte uns nicht entgehen können. Wir aber wiesen alles von uns — um am Ende, als Lohn für unsere Friedfertigkeit und Sanftmut, die Feindschaft der ganzen Welt und die Last eines Krieges auf uns zu laden, wie ihn die Erde noch niemals sah.

Wie ist es dahin gekommen?

Es mag paradox klingen und ist doch volle Wahrheit: aus der Hochspannung zwischen den Mächten selbst, welche sich über die Welt hin ausbreiteten, ist der Weltkrieg entstanden. Weil wir Frieden hielten, haben sie uns mit Krieg überzogen. Weil wir nicht mittun wollten, haben sie sich vertragen und sich dazu verbunden, uns mit vereinten Kräften niederzuschlagen.

Zwar war für die Franzosen das Hauptmotiv, das sie in den Krieg trieb, der nie ganz gestillte und immer neu auflebende Haß der Besiegten. Aber Jahre hindurch ist doch auch er zurückgetreten; wiederholt kam es zwischen uns und ihnen zu einer Entspannung, und jederzeit waren wir bemüht, auf der Grundlage des Frankfurter Friedens unser Verhältnis zu ihnen zu erleichtern. Zur Hilfe kam uns dabei der alte Gegensatz Frankreichs zu England, sowie der neu auftauchende zu Italien, das die kaum gewonnene Großmachtstellung im Mittelmeer sofort zu dem natürlichen Rivalen der alten Freunde machte. Auch hätten die Franzosen von sich allein aus niemals vermocht, eine Verschiebung der Machtverhältnisse zu erwirken; nicht einmal ihr russisches Bündnis wäre imstande gewesen, das deutsche System, das, auf Österreich und Italien gestützt, Mitteleuropa von der Nordsee bis zur Donau und Sizilien zusammenfaßte, zu erschüttern. Erst Englands Eintritt in die Reihe unserer Gegner hat das Verhängnis unabwendbar gemacht; erst als die beiden Riesen unter unsern Feinden sich die Hand reichten, ist die Welt in Flammen gesetzt worden.

Bemerken wir aber, daß diese beiden zunächst als Freunde an uns herangetreten sind, daß sie ihre Geschäfte mit uns machen wollten: Rußland schon im Jahre 1876, als es uns anbot, mit ihm gegen Österreich zu gehen, in dem Augenblick, da es sich zum Kampf gegen die Türkei erhob; England zwanzig Jahre später, um die Zeit, als es soeben den französischen Nachbar im Sudan auf das tiefste demütigte, während sein Gegensatz gegen Rußland noch völlig ungeschlichtet, es selbst aber durch den Burenkrieg gefesselt war; drei Jahre und länger haben die englischen Diplomaten um uns geworben, bevor sie sich entschlossen, das Steuer herumzuwerfen.

Noch immer hört man, daß es der Handelsneid gewesen sei, der England zum Kriege gegen uns gereizt habe; den wirtschaftlichen Konkurrenten habe es unschädlich machen wollen. Als ob es nicht Mittel genug an der Hand gehabt hätte, um uns wirtschaftlich ins Hintertreffen zu bringen, ohne sogleich, wie die englischen Zeitungen und sogar englische Staatsmänner damals und später wohl drohten, unsere wenigen Kriegsschiffe zu versenken! Es hätte uns ja nur von den Märkten abzusperren brauchen, über die es auf beiden Hemisphären verfügte; wie denn in der Tat der damals leitende englische Minister sich mit solchen Plänen getragen und sie ins Werk zu setzen versucht hat, eben in den Jahren, wo er uns auf jene Wege zu verführen sich anschickte. Auch folgten dem Zeitabschnitt, in dem Englands Wirtschaft vor dem steigenden Andrang der deutschen Wirtschaftskraft ernstlich besorgt zu werden angefangen hatte, bald Jahre, in denen sie selbst zu glänzender Entwicklung gelangte und sich auf die alten Grundsätze des Freihandels, unter der die großbritannische Wirtschaft sich die Erde unterworfen hatte, wieder aufs neue besann — gerade in den Jahren, wo die Einkreisung des Deutschen Reiches sich vollzog. Niemals hat wirtschaftliche Konkurrenz an sich und für sich vermocht, die Mächte und Machtgruppen gegeneinander in Krieg zu bringen; es ist nicht wahr, daß sie die grundlegende Kraft in der geschichtlichen Entwicklung bildet: viel tiefer und verzweigter sind die Antriebe, welche die politische Welt in Bewegung setzen; mit dem Werden und Wachsen, den Daseinsbedingungen, dem Genius der Staaten selbst sind sie verwachsen. Weit stärkere Gründe müssen es also gewesen sein, denen England folgte, als es sich entschloß, seine Politik in Bahnen zu leiten, die mit seinen seit einem Jahrhundert festgehaltenen Überlieferungen im krassesten Widerspruch standen. Ein Deutschland, das, wie das alte Preußen, nur auf dem Kontinente mächtig bleiben wollte und England in seinen weltumspannenden Zielen nicht gestört hätte, würde dieses am Ende ruhig zwischen sich und seinen Feinden haben lassen können. Ein Volk, das es nicht zu fürchten hatte, brauchte es nicht mit der Vernichtung zu bedrohen. Es entsprach vielmehr der englischen Politik, solche Mächte mit väterlichen Armen zu umschließen, sie in das eigene Kielwasser aufzunehmen, unter den Schutz englischer Schiffsgeschütze selbst zu zu stellen — freilich mit dem Vorbehalt, ein Ausweichen aus der Fahrlinie ihnen nicht zu gestatten und, wo es geschah, sie sei es zu vernichten oder gewaltsam hinter sich herzuziehen: der Weltkrieg hat dafür neue Beispiele in Fülle gebracht.

Eben dies waren nun aber die Jahre, in denen jene beiden Giganten unter den Mächten der Welt stärker und unaufhaltsamer als je um sich griffen. Rußland, das soeben seine sibirische Bahn vollendet hatte, griff jetzt durch ganz Asien hin: während es schon an der Ostküste Stellung faßte, drängte es gleichzeitig gegen die indischen Bergländer vor; schon 1895 standen russische und englische Truppen sich auf dem Hochlande des Pamir, von dem der Abstieg in das Stromland des Indus leicht war, gegenüber. Fast gewaltiger noch waren die Pläne, mit denen England sich trug: von Indien her drängte es nach Beludschistan vor, von Ägypten aus unterwarf es den Sudan; die Niederwerfung der Buren machte es zum Herrn von Südafrika; von Kairo bis zum Kap und von

ebendort bis nach Indien spannte es seine Blicke; Herrin bereits im Mittelmeer, sah es die Zeit herannahen, wo auch der Indische Ozean eine englische See sein würde. Welch eine Aussicht bot sich ihm also dar, wenn es ihm gelang, Deutschlands gewaltige Kraft für den Anschluß an seine Politik zu gewinnen!

Eben diese Hoffnung aber gewährte ihm Deutschland nicht. Wir waren so friedfertig wie je, aber unter Englands Schatten zu kämpfen lehnten wir ab. Unsere Selbständigkeit wollten wir behaupten. Unsere Ziele waren noch dieselben, zu denen der Gründer unseres Reiches sich in Versailles bekannt hatte. Wir forderten nur Luft und Licht für uns selbst, in der Zuversicht, daß wir dann die Stellung in der Welt, die wir haben wollten und haben mußten, erringen würden. Offene Tore, freie Märkte und nichts anderes wollten wir haben. Schon aber war die halbe Welt verteilt, und die Stunde in der Tat nicht mehr fern, wo alles, was sich von der muhamedanischen Welt noch frei erhalten hatte, in die Hand jener vorstürmenden Mächte geraten mußte. England hatte sich bisher nicht eigentlich feindselig gegen den Islam verhalten; mehr als einmal war es, zumal Rußland gegenüber, als Schutzmacht für die Anhänger des Propheten aufgetreten; war es doch längst, bereits von Indien her, eine muhamedanische Macht geworden, eine größere als jede andere der Welt, und gerade die Eroberung Ägyptens, der jetzt die des Sudans angereiht wurde, und alle die neuen Besitzungen in Afrika und den indisch-persischen Grenzlanden verstärkten diesen Charakter seiner Politik. Glückte es den Briten vollends, nun auch noch das Stammland der muhamedanischen Religion, deren heiligste Stätten, Mekka und Medina, in ihre Gewalt zu bringen, so mußte einem von ihnen gesetzten Kalifen die Nachfolge des Propheten weit eher gebühren als dem Sultan in Konstantinopel, dessen Ohnmacht dem, was diese Würde von ihrem Träger forderte, so wenig entsprach. Auch Rußland hatte in diesen Jahrzehnten ununterbrochener Ausbreitung Millionen neuer muhamedanischer Untertanen erhalten, welche mit dem Sultanat in Konstantinopel niemals in politischer Verbindung gestanden hatten. Aber der Gegensatz zwischen ihm und der Türkei war immer der stärkste gewesen; denn das Kreuz auf der Hagia Sofia aufzurichten, die Meerengen zu gewinnen, entsprach den ältesten Überlieferungen der russischen Politik und dem Machtbedürfnis des Zarenstaates selbst. Wie groß also auch immer die Reibungsflächen zwischen England und Rußland sein mochten, dem Sultan gegenüber fanden sie sich doch bereits bis zu einem gewissen Grade zusammen. Nun aber stellte sich zwischen ihnen beiden eine Macht auf, für die jener Gegensatz zwischen einem Kalifat von Konstantinopel und von Mekka nicht bestand, der vielmehr die Einheit der ganzen muhamedanischen Welt am Herzen liegen mußte. Wie klar unsere Politik dies Verhältnis empfand, beweist der Ausspruch unseres Kaisers bei seinem Besuch des heiligen Landes (1898) in Damaskus, wo er sich als den treuen Freund der dreihundert Millionen Muhamedaner bekannte, welche die Erde bewohnten. Wollten wir aber solche Stellung behaupten und das Los der Ausschaltung vermeiden, das uns bei weiterem Fortschreiten Rußlands und Englands für den gesamten Umfang der östlichen Hemisphäre bereitet wäre, so mußten wir eine Waffe haben, mit der Fragen entschieden werden konnten, welche nicht bloß auf das Festland Europas beschränkt waren, eine Waffe, mit der wir England auf seinem eigensten Element, auf dem Meere, begegnen konnten. Dies war der Sinn des Kaiserwortes vom Jahre 1899: „Bitter not ist uns eine starke Flotte." Nicht um unsere paar Kolonien zu beschützen, um unsere Flagge gelegentlich in fremden Häfen zu zeigen und rebellische Kanaken oder verschuldete Kleinstaaten Südamerikas zur Raison zu bringen, haben wir unsere Kampfschiffe gebaut (dazu hätten ein Dutzend Korvetten und Kanonenboote genügt), sondern um uns die Freiheit der Bewegung zu erhalten, uns vor der Abschnürung, die uns drohte, zu retten, um die Stellung unter den Mächten der Welt zu behaupten, die uns der Schöpfer des Reiches erworben hatte, und von der wir wieder herabgedrängt werden sollten. Wir wollten jenen ebenbürtig bleiben, das Gleichgewicht in der Welt, das jene Großen zu zerstören drohten, wollten wir herstellen oder sichern. Geradeso hat ein Jahr nach seinem Worte von der Flotte unser Kaiser den Sinn der deutschen Politik gedeutet. „Ich bin nicht der Meinung," so sprach er am 3. Juli 1900 in Bremen, „daß unser deutsches Volk vor dreißig Jahren unter der Führung seiner Fürsten gesiegt und geblutet hat, um sich bei großen auswärtigen Entscheidungen beiseite schieben zu lassen. Geschähe das, so wäre es ein für allemal mit der Weltmachtstellung des deutschen Volkes vorbei, und ich bin nicht gewillt, es dahin kommen zu lassen." Wir hätten das Erbe, das uns Bismarck und sein Kaiser erworben, verloren, wir wären im Vergleich zu den anderen Mächten der Welt wieder geworden, was wir gewesen waren, ein Kleinstaat, wenn wir uns nicht für den Kampf gerüstet hätten.

Denn die Macht allein ist es, welche in den Händeln dieser Welt entscheidet. Nur, wer das Schwert zu führen weiß, wird auf Erden vorwärtskommen, sein Recht behaupten können; jeder Fortschritt der Wirtschaft wie der Kultur hängt von dem Maße der Unabhängigkeit ab, das ein Staat in der Welt behauptet. Niemals haben wir es abgeleugnet, daß auch wir gleich den andern Macht besitzen und Macht erwerben wollen; war doch der in der Nation in der Zeit ihrer Erniedrigung gesammelte und gesteigerte Wille zur Macht der mächtigste Antrieb in unseren Kämpfen

um die Gewinnung der nationalen Einheit gewesen. „Allzeit Mehrer des Reiches zu sein“, so lautete das Gelöbnis unseres alten Kaisers im Schlosse zu Versailles. Aber der Sinn unserer Macht war von jeher ein besonderer, das Ziel, das wir unserer Politik stecken, liegt an einem anderen Ort, als dort, wo die Gegner es suchen. Das ist es, was unseren politischen Ehrgeiz von dem unserer Rivalen unterscheidet; mit den tiefsten Willenstrieben, den höchsten Idealen unserer Nation, mit einer vierhundertjährigen Geschichte in ihren tragischen Verflechtungen und ihren erhabensten Erinnerungen, mit unserm ganzen Sein und Wollen hängt es zusammen. Der deutsche Staatsgedanke, mit einem Wort, ist ein anderer als der unserer Gegner, und darum ist auch die Richtung, in der wir unsere Macht in der Welt ausbreiten wollen, eine andere. Jene wollen die Welt unterjochen, wir aber bieten den Völkern, die unsere Freunde sein wollen, Freiheit und Frieden und Treue um Treue. Aus diesem Geiste stammt das Bekenntnis unseres alten Kaisers Wilhelm I., das wir an die Spitze unserer Betrachtung stellten, und in dem seine eigene wundervolle Größe gipfelte; ihm sind unsere Fürsten wie unsere Staatsmänner und unser ganzes Volk ohne Unterschied in den dreiundvierzig Jahren des Friedens, den wir nur durch unsere Macht aufrechterhalten konnten, treugeblieben; ihm allein dient unser Heer, das mit unserm Volke selbst eins ist; ihm auch die Flotte, die unsere Flagge über alle Meere trug und bereits unsern Feinden furchtbar ward; alle Verträge, alle Bündnisse, die wir schlossen, hatten dieses Ziel. An ihm hielten wir fest, als wir unsern Freunden in der Not beistanden. Dieser Geist leitete uns in den Tagen, die uns vor die furchtbarste Gefahr stellten, in die je ein Volk geraten ist; aus ihm schöpfen unsere Armeen die unversiegliche Geduld, den unwiderstehlichen Heldenmut, den sie im Kampfe gegen vielfache Übermacht bewährten, und aus diesem Geist schöpfen ihren Trost die Daheimgebliebenen, die um ihre gefallenen Helden weinen; mit ihm setzen wir uns auch den Schwachmütigen entgegen, und er wird uns anspornen, nicht nachzulassen, bis wir den vollen Sieg in festen Händen halten und die Feinde ringsum bekennen müssen, daß wir das Recht haben, unsere Macht nach unserer Weise zu sichern und auszubauen. Wir wissen wohl, daß wir noch nicht am Ende sind, und daß noch ein gutes Stück der Arbeit vor uns liegt, aber wir halten fest an der Losung, die ein Hindenburg uns gab: „Schwer ist die Zeit, aber sicher der Sieg.“

Ecce homo

Kahl steht ein Kreuz
Als letzte Wehr
Nach wilder Schlacht
Im Nebelmeer.
Stumm klagt die Inschrift:
ECCE HOMO

Des Heilands Bildnis,
Marmorn, hehr,
In Trümmer flog's;
Das Kreuz ist leer.
Stumm klagt die Inschrift:
ECCE HOMO

Doch hin vors Kreuz
Sank einer schwer —
Wer gleicht dem Dulder
So wie der?
Stumm klagt die Inschrift:
ECCE HOMO

Die Arme weit
Warf er umher,
Wie ausgespannt
Am Balken quer.
Stumm klagt die Inschrift:
ECCE HOMO

In Qualen duldend,
Ach, wie sehr;
Verschied ein Held.
Wer ist es, wer?
Stumm klagt die Inschrift:
ECCE HOMO

Sann er auf Ruhm?
Auf Wiederkehr?
Der Schmerzensmann
Verrät's nicht mehr.
Stumm klagt die Inschrift:
ECCE HOMO

Bernhard Schäfer (im Felde)

Der verheimlichte Maskenball

Novelle von Carl Bulcke

Mama saß mit Tante Ferdinande im Antikensaal, die Uhr war zehn Minuten vor sieben, und gleich mußte Papa erscheinen. Mama saß in olivgrünem Samtkleide, grau von Haar und perlengeschmückt, in Betrachtung ihrer Schuhspitze versunken, denn ihre Seele nahm keineswegs Anteil an den Dingen, von denen Tante Ferdinande unermüdlich erzählte. Diese, mit aufgerissenen Augen und in unbeherrschten Ausdrücken vorgetragenen Schilderungen von Rübenernte und Leutenot, von bedauerlichem gesellschaftlichem Zwiespalt des Provinzadels, von gräflichen Ansichten und freiherrlichen Meinungen waren Mama schlechterdings verhaßt. Doch sie wußte, es war vergebliche Mühe, dem Gespräch andere Wendungen zu geben, und sie wußte auch, es genügte vollkommen, daß sie mit halbem Ohr zuhörte. Also wartete sie mit Sanftmut, bis Papa kommen würde.

Aber auf einmal wurde Mama himmelangst.

Die Geschichte war nämlich so: Von heute an gerechnet genau in acht Tagen, am kommenden Sonnabend, sollte hier im Hause ein Maskenball stattfinden. Diesen Maskenball hatte Papa Tolka versprochen, weil Tolka vor kurzem das Abiturium bestanden hatte. Zu diesem Maskenball aber waren wohlerwogenerweise Tante Ferdinande und ihr Mann nicht eingeladen, und Mama hatte aus irgendwelchen Gründen versäumt, hiervon Papa in Kenntnis zu setzen. Es konnte nun also geschehen, es würde geschehen und es mußte geschehen, daß in ein paar Minuten Papa in das Zimmer treten und sofort und ahnungslos von dem Maskenball zu sprechen anfangen würde. Tolka war im Augenblick unerreichbar, denn sie war oben und kleidete sich um. Und Papa lelbst vor seinem Eintreten zu verständigen, war ebenfalls unmöglich, denn Papa benutzte, des Autos wegen, am Abend regelmäßig den Nebeneingang des Hauses und ging von dort aus, ohne daß sein Kommen hier unten gehört werden konnte, gleich in sein Ankleidezimmer, das auf dem anderen Flügel des Hauses lag. Blieb also die einzige Hoffnung, daß Tolka verständig genug sein würde, Papa rechtzeitig abzufangen und zu unterrichten.

Also: Mama saß auf Kohlen. Erfahren durfte Tante Ferdinande von dem Maskenball nichts, denn Tante Ferdinande hätte es todübelgenommen, daß sie übergangen wäre. Die Freundschaft war ohnehin nicht sehr groß.

Es klingelte, und gleich darauf traten der Professor Pfannenberg und Doktor Krämer ins Zimmer, zwei Musikfreunde, die jeden Sonnabend zum Abendessen kamen. Denn jeden Sonnabend abend wurde im Hause mit Geige, Cello und Klavier eine kleine Kammermusik gemacht. Mamas Seele liebte die Musik.

Die Angst von Mama war tatsächlich unbegründet. Denn Tolka („ich heiße Tolka, aber ich würde mich lieber auf Walzer reimen") hatte rechtzeitig an alles gedacht. Sie hatte sich mit Umziehen beeilt, hatte, als die Kleinen den Korridor entlang gestürmt waren, gemerkt, daß Papa eingetroffen war, hatte Papa gleich im Arbeitszimmer aufgesucht und ihm erzählt, daß Tante Ferdinande vor einer Stunde aus Kalthof eingetroffen sei, daß sie zum Essen bleiben wolle und daß Papa um Himmels willen nichts vom Maskenball sagen dürfe, denn Tante Ferdinande und Onkel Archibald seien nicht eingeladen. Was Papa denn auch, nachdem sie es zweimal gesagt hatte, denn kurz nach Kontorschluß war mit Papa schwer zu verhandeln, richtig verstanden hatte.

Es war wie an jedem Abend: die Kleinen standen frisch angezogen und bunte Schleifen im Haar in heller Ausgelassenheit und schwatzten: Tante Ferdinande wäre mit einem Fuchsgespann gekommen und hätte einen neuen Kutscher. Tante Ferdinande hätte Gravensteiner Äpfel mitgebracht und Schokolade ... so viel. Und Tante Ferdinande hätte wieder so furchtbar komische Ansichten gesagt und Cornelie wäre beinahe herausgeplatzt. Papa hörte gutmütig und geistesabwesend zu, hob unschlüssig von seinem Schreibtisch Schriftstücke auf, um sie, ohne hinzusehen, gleich wieder fortzulegen, zog an seiner Frackweste, sah starr auf die Bronzefigur neben seinem Schreibtisch und legte tastend die linke Hand auf das Hörrohr des Telephons. Und während er wie an jedem Abend zu zögern schien, ob das Telephongespräch auf morgen verschoben werden könnte, spielte die rechte Hand zunächst in dem grauen spitzen Barte seines klugen Gesichts und griff dann nach einem langen Bleistift, um auf einen Abreißblock mit Riesenschrift abgekürzte Worte, Buchstaben und Zahlen aufzuschreiben. Das waren nämlich die abendlichen Notizen für die Arbeit von neun bis elf; sobald es elf schlug, erschien regelmäßig Papa noch einmal unten in Mamas Zimmer, um noch eine Weile zu plaudern, einen Schluck verdünnten Moselweines zu trinken und die etwaigen Gäste zum Nachhausegehen zu ermuntern.

Und während Papa diese Aufzeichnungen machte — es war leicht zu merken, dies und das hatte ihn noch gequält, dies und das war nun notiert und konnte nachher erledigt werden — wurde sein Geist freier und

heller, stellte er mit versteckter Lustigkeit an die Kleinen allerhand schulmeisterliche Fragen: Weshalb denn heute Cornelie von Fräulein Zander so scharf getadelt wäre („aber nein, Papa, aber nein, Papa"), weshalb Beate wieder Tintenfinger habe („aber nein, Papa, aber nein, Papa"), und weshalb Ebba sich heute mit Cornelie gezankt habe („aber nein, Papa, aber nein, Papa").

Tolka, die Neunzehnjährige, stand in weißem Seidenkleide, eine Goldkette um den Hals, fröhlich und blond daneben, ruhig den Augenblick abwartend, daß Papa sich ihr zuwenden würde. Denn es war eine täglich geübte, lustige Art von Papa, sich zuerst immer mit den Kleinen abzugeben, als ob Tolka gar nicht auf der Welt wäre, und dann jedesmal auch an sie überraschende Fragen zu stellen, vor denen man sich in acht zu nehmen hatte.

Papa legte den Schreibstift hin, sah zur Decke, schloß noch für einen Augenblick die Augen und wandte den Kopf halblinks in der Richtung, in der hinter ihm Tolka stand.

„Darf man fragen, wieviel blaue Leutnants heute Besuch gemacht haben?"

„Zwei, Papa. Sie waren untröstlich, nur Mama und mich anzutreffen."

„Kann ich mir denken. Darf man fragen, womit man sich heute beschäftigt hat?"

„Mit Blusenplätten und Nachdenken, Papa."

„Kuß."

Der kleine Papa legte den Kopf halbrechts und reichte die Wange. Dann umschloß er mit dem linken Arm Tolka und mit dem rechten die Kleinen.

„Also vorwärts, Kinder, die Uhr ist sieben ..."

„Vergiß bloß nicht, Papa, daß Tante Ferdinande ..."

„Ich weiß, der Maskenball." Er blieb stehen: „Sag' mal, ist der Maskenball eigentlich schon in acht oder vierzehn Tagen?"

„Aber, Papa, heute in acht Tagen ..."

„Dann habe ich also doch recht gehabt. Es war nämlich so: Ich traf am Vormittag am Freihafen den jungen Doktor Dahlström, und dieser schreckliche Mensch bildete sich ein, der Maskenball sei heute. Er behauptete das steif und fest, heute abend. Er und ein paar von seinen Freunden bildeten sich ein, sie seien auf heute abend eingeladen. Zuerst wurde ich selber ganz konfus und wußte selber nicht recht, ob heute oder in acht Tagen. Doch dann konnte ich das aufklären."

„Ich weiß, Papa. Doktor Dahlström hat zur Sicherheit nochmal telephonisch angefragt. Ich war selbst am Telephon. Er will auch die beiden anderen Herren in Kenntnis setzen."

„Nun aber fix, Kinder."

ꕥ ꕥ ꕥ

Papa hatte eben Mama und die Gäste begrüßt, als der Diener die Flügeltüren zum Speisesaal öffnete.

Und nun saß man bei Tisch. Untenan die Kleinen, zwischen den Kleinen und den Gästen Fräulein Zander und der Hauslehrer, obenan Papa und Tante Ferdinande. Zu Ehren von Tante Ferdinande brannten außer dem Kristallkronleuchter die elektrischen Seitenlampen. An den großen, mit hellem Leder bespannten Wänden hingen der Stolz des Hauses, die acht dunklen Bilder holländischer Meister, die Mama mit in die Ehe gebracht hatte. Denn Mama stammte aus Holland.

Und nun begann das Essen. Begann mit Kaviar und Austern gleichzeitig, und der ältere der beiden Diener schenkte Sherry ein.

Tante Ferdinande hielt leicht ihre Hand über das Glas. Die Tante war rothaarig und sommersprossig, lang und flach.

„Ich hatte mich heute, lieber Eduard, mit Absicht nicht anmelden lassen, um Alice abzuhalten, meinetwegen Umstände zu machen. Ich ließ um fünf anspannen, Archibald ist nach Pinneberg zum Kreistag, er will den Landrat auf die Landstreicherplage aufmerksam machen ... sie ist nahezu italienisch, diese Landstreicherplage ... ich hatte ein so großes Bedürfnis, mal wieder mit Alice zu plaudern und euch zu Tolkas Examen zu gratulieren ... was ich hiermit tue, lieber Eduard. Ich dachte mir so: ein warmer Gang und nachher ein Plauderstündchen am Kamin ... doch man kann zu dir kommen, wenn man will: man kommt zu einem Fest. Man kommt zu Austern und Kaviar, man trifft euch in Gala, man kommt in glänzende, lichtdurchflutete Säle:" — Tante Ferdinandes wimpernlose Augen schweiften mit einem kurzsichtigen Girlandenblick durch den Speisesaal — „man sieht Alice feierlich wie eine Fürstin ... Archibald und ich waren kürzlich im Kloster, da hättest du dagegen diese Aufmachung sehen sollen, beinah skandalös ... man sieht Tolka preziös wie eine Prinzessin, wobei ich mir freilich die Bemerkung nicht versagen kann, daß die Prinzessinnen, die ich gesehen habe, alles andere als preziös waren ... sie müssen es vor meiner Zeit gewesen sein oder auch da nicht ... und man sieht dich, lieber Eduard, man sieht dich mit dem Anstand eines spanischen Granden ... wie mir scheint, etwas grauer geworden ..."

Ach ja. Papa vermied es, Tante Ferdinande anzusehn. „Es muß auch Leute geben, liebe Ferdinande, die sich graue Haare wachsen lassen ..."

„Jedenfalls, lieber Eduard, man sieht sich und fragt ..."

„Man sieht sich und fragt, ... was fragt man, Tolka?"

„Wer mitgenießt, Papa."

Papa lachte mit kurzem Blick und sagte: „Lichtdurchflutete Säle, meintest du, liebe Ferdinande, um nur eins herauszugreifen. Da das Zimmer hübsch groß ist, brauche ich Licht, denn ich kann unmöglich im Dunkeln essen. Da ich zu Mittag mehr schlecht als recht im Ratskeller frühstücke, will ich we-

nigstens abends zu Hause gut bedient sein. Da neun Zehntel meines Lebens unfestlich hingehen, ist mir das übriggebliebene festliche Zehntel spärlich genug. Archibald und du haben auf Kalthof die ganze Woche über Sonntagsfrieden; ihr seid in der beneidenswerten Lage, jede Stunde am Tag zum Fest zu machen. Das ist der Unterschied, hochgeborene Gräfin."

„Eduard ... o, wie du spottest ... o, wie du spotten kannst ... Eduard, wir ... und jede Stunde ein Fest ..."

Mama lächelte schonend. Ihre Seele liebte eine solche Art von Unterhaltung nicht. Sie sprach geflissentlich leise mit Professor Pfannenberg. Doch Tolka beobachtete Papa und Tante Ferdinande mit innigem Behagen, und da Papa dies merkte, geschah es offenbar nur dieser Freude Tolkas zuliebe, daß er ein Dasein auf Kalthof als paradiesischen Zustand zu schildern begann, Tante Ferdinandes bürgerliche Herkunft ganz zu vergessen schien und mit ganz leichten Sticheleien Ritterschaft und Ahnenkultus, Standesherrschaft und Hofgang, königliche Gnade und neunzackige Krone als die erfreulichsten Güter des Lebens pries. Er konnte das ganz hübsch sagen und er konnte ganz hübsch geschickt im ungewissen lassen, was zwischen Ironie und Schmeichelei seine ehrliche Meinung war. Bis er denn auch wirklich die Wirkung erzielte, die er beabsichtigte: Denn wenn Tante Ferdinande so wie jetzt, scharf zugesetzt mit Schmeichelei und Ironie, wehrlos gemacht worden war, pflegte sie seit Jugendtagen in ein kicherndes Lachen zu verfallen, in einen unbeherrschten Zustand, in dem sie mit erhobenem Kopfe kurze Kehlkopftöne, ähnlich einem Röcheln, von sich gab.

Tolka nannte das: der sterbende Syphon.

Es war erreicht — Tante Ferdinande röchelte.

Doch nun griff Mama ein. Der ältere der beiden Diener stand außerdem gerade mit versteintem Gesicht hinter Tante Ferdinande und versuchte vergeblich, ihr die Bratenschüssel hinzureichen. Man mußte Tante Ferdinande zu Hilfe kommen.

Nun war es allerdings nicht ganz leicht, Fragen zu stellen, die einen ruhigen Gang des Gesprächs gewährleisteten. Denn Tante Ferdinande war reichlich anders geartet als andere Leute; sie neigte immer zu schreckhaften Übertreibungen; ihre Ansichten über landläufige Dinge litten an verzerrten Vorstellungen, und ihr ohnehin von geringen Verstandesgaben belastetes Gemüt war immer bereit, harmlose Fragen mißzuverstehen. Eine bebende Angst vor Einbrechern und Feuersbrunst, vor Gewitter und Kinderkriegen, vor Cholera und dem Zahnarzt paarte sich mit einer leichtverletzbaren Hoffart, einer kindlichen Gutgläubigkeit und einer stark ins Lügenhafte ausgebildeten Einbildungskraft. Also fragte Mama, ob Tante Ferdinande im Januar auf Kalthof unter dem Frost zu leiden gehabt hätte. In der Stadt sei es arg kalt gewesen.

Tante Ferdinande beugte sich weit über den Tisch vor: „Zu leiden, Alice? Es war zum Wahnsinnigwerden, Alice. Bei dem Nordost alle Zimmer voll Rauch, und mein Schlafzimmer, denk' dir das an, konnte überhaupt nicht geheizt werden. Ich saß im Pelz am Frühstückstisch und klapperte, meine Waschkanne war des Morgens mit einer Eiskruste bedeckt ... wir haben über acht ... acht Tage am Kamin speisen müssen. Es war nicht auszudenken, Alice."

„Es wäre zu einer Zentralheizung unbedingt zu raten," sagte Mama sanft. „Ihr müßt das ernsthaft in Erwägung ziehen."

„Das geht nicht," sagte Papa düster. „Ich fürchte, liebe Alice, dazu darfst du Ferdinande nicht zureden."

„Es geht auch wirklich nicht," sagte Tante Ferdinande unsicher. „Wir haben uns schon vor Jahren einen Kostenanschlag machen lassen. Denkbar wäre es, wurde gesagt, und Archibald war auch beinahe dafür. Doch wir würden drei Wochen lang ich weiß nicht wieviel hundert Leute im Schlosse haben ... wildfremde Leute, schreckliche Menschen, die von jedem Zimmerschlüssel einen Abdruck nehmen könnten, die alle Zugänge bequem auskundschaften, alle Aufbewahrungsorte ermitteln könnten ... Ich wäre ja meines Lebens nicht einen Tag mehr froh, wenn ich dächte ... man liest doch in den Zeitungen, was alles Schreckliches passiert ..."

„Ja," sagte Tolka, „wenn man das alles bedenkt ..."

Papa schüttelte den Kopf. „Es geht auch aus historischen Gründen nicht, liebe Alice. Ich weiß nicht, ob Sie unterrichtet sind, Herr Professor. Auf der Besitzung meiner Cousine spukt es nämlich. Es ist leider eine von dem ganz hohen Adel untrennbare Tatsache, daß die verstorbenen Angehörigen des Hauses ... Verzeihung, des Geschlechtes das Recht haben, zu spuken. Sie üben damit eine Art Aufsichtsrat aus, eine Kontrolle in konservativer Richtung. Um dieser feudalen Gewohnheit nachzugehen, sind nicht nur dunkle Korridore und große Schränke, sondern ganz besonders alte Öfen und Kamine unerläßlich. Ich weiß, daß mein verehrter Vetter Archibald, als er endlich ein Badezimmer anlegte, sich monatelang dem nächtlichen Unwillen eines Angehörigen seines Geschlechts ausgesetzt sah, und das gleiche geschah, als mein Vetter Archibald später einen Wintergarten baute. Ob das nun die Abneigung gegen rituelle Waschungen einerseits oder anderseits die Verwechslung des Begriffs Wintergarten mit einem beliebten Berliner Spezialitätentheater war, kann dahingestellt bleiben. Es spukt, und von Zentralheizung ist entschieden abzuraten."

Tante Ferdinande zeigte ein äußerst erschrockenes Gesicht; ein Gesicht, das auch in alltäglichen Stunden der niobidenhafte

Ausdruck verängstigter Spannung nicht verließ; dies Gesicht hatte nach frühgeübter Torheit infolge der durch Heirat erlangten Zugehörigkeit zum Hochadel einen Verklärungsprozeß durchgemacht und war nun von eitel Standesbewußtsein erhellt.

Tante Ferdinande hob die Nase. „Über diese Dinge wollen wir nicht scherzen, lieber Eduard. Es gibt Dinge, die du nicht verstehst, weil du sie nicht kennst.“

„Nein,“ sagte Papa, „darin muß ich dir recht geben. So oft ich auf Kalthof war, hat es nicht gespukt. Ich gestehe, ich war jedesmal etwas enttäuscht. Denn ich hatte mich des öfteren auf die Lauer gelegt. Einmal, meinte Archibald, hätte es auch gespukt, während ich da war. Doch ich bin noch heute überzeugt, daß der Jagdhund den Schirmständer umgerissen hatte.“

Mama lächelte unbeirrt sanft.

Tante Ferdinande sah schief zur Seite: „Wenn jemand das erlebt hätte, was ich dutzende Male habe erleben müssen, handgreifliche Erscheinungen: ... ich wende den Kopf und plötzlich ist ein Gesicht da, das in Nebel zerrinnt ...“

„Bitte, bitte, Ferdinande, sogar handgreiflich,“ bedauerte Papa.

„Bis auf diese Stunde, lieber Eduard, gebe ich mir Mühe, sobald ich außerhalb von Kalthof bin, mich zu emanzipieren. Mich selber in der Meinung zu stärken, daß ich durch Trugbilder geäfft wurde ... Ich tue das freilich stets in der Besorgnis, für die Ungläubigkeit Strafe erleiden zu müssen ...“

Mama wurde das Gespräch langweilig. „Vergessen Sie nicht, Herr Doktor Krämer,“ sagte Mama, „daß wir nachher die Es-dur-Sonate heraussuchen. Ich spielte gestern den ersten Satz, er ist göttlich.“

Und nun wurde von Mozart gesprochen.

Der ältere der beiden Diener schenkte Rotwein ein, der jüngere reichte eine Schüssel mit Hühnern. Ein Mädchen mit weißem Häubchen stand mit Schüsseln neben ihm.

Die Uhr nebenan schlug acht. Tante Ferdinande schwieg. Bei den Kleinen geschah ein kurzes, kleines Gelächter, das sich auf einen Blick von Fräulein Zander in ein gehorsames Kichern verwandelte. Der junge Hauslehrer beugte sich vor und sagte zu Tolka: „Gnädiges Fräulein hätten heute am Mühlweg die Kinder Schlittschuh laufen sehen müssen. Sogar viele Erwachsene beteiligten sich. Ein prächtige Bahn. Wirklich lohnenswert, das zu betrachten.“

Und Tolka antwortete, ohne den Hauslehrer anzusehen: „Wenn Sie meinen ... dann könnten wir vielleicht morgen ...“

Doch sie unterbrach sich. Sie sah auf Papa, der den Kopf erhoben hatte und aufmerksam nach dem Nebenzimmer hinlauschte. Sie sah, daß auch plötzlich Mama und Professor Pfannenberg verwundert aufsahen. Nebenan auf der Diele wurde ein lautes Klirren vernehmbar, ein klirrendes, klapperndes Stampfen. Dann war es wieder still.

Papa sah zu Tolka hinüber.

„Was war das eigentlich?“

Tolka entsann sich, daß sie auf der Diele das Licht zu löschen vergessen hatte.

„Ja, was war das eigentlich?“ fragte auch Mama und sah den älteren der beiden Diener an. Der gab durch eine Bewegung des Gesichts zu verstehen, daß er es auch nicht wisse.

Tante Ferdinande erzählte jetzt, während die anderen schwiegen: „Und dann hatten wir Ende Herbst im Park einen großen Fischzug ... Archibald hatte den Graben abstauen lassen, wir hatten ja zwei Jahre lang die Karpfen in Ruhe gelassen ... und, was willst du glauben, wir hatten sieben Zentner Karpfen ...“

Da rasselte es wieder. Und diesmal im Antikensaal. Ein lautes, schleifendes, klapperndes Rasseln, als ob jemand lauter Metallstücke aneinanderschlüge.

„Ja, was ist das eigentlich ... was ist das ...“ rief Papa ... rief ... und im selben Augenblick wurde die Tür fast lautlos geöffnet und in der Tür gegen das Dunkel des Zimmers grell abgehoben stand kerzengerade und groß wie ein Baum in blankgeputztem Panzer und geschlossenen Visier ein geharnischter Ritter, der mit Kopf und Händen ruckweise unbeherrschte Bewegungen machte, mit der Hand an den Helm griff, da der Helm augenscheinlich wackelte, der drei Schritte vorwärts ging und dann laut und rasselnd, mit weitausholenden Schritten, von oben bis unten klappernd und rasselnd an den Tisch tobte ...

Die Kleinen kreischten auf, sahen auf Tolka, die die Hände lachend vor das Gesicht schlug ...

Das Dienstmädchen kreischte auf und rannte heraus ...

Die beiden Diener wichen aus und standen schlotternd an der Wand ...

Papa ... ja, Papa sah auf Tolka, dann auf Mama, wollte aufstehn, schob den Stuhl zurück ... begann aus hellem Halse zu lachen ...

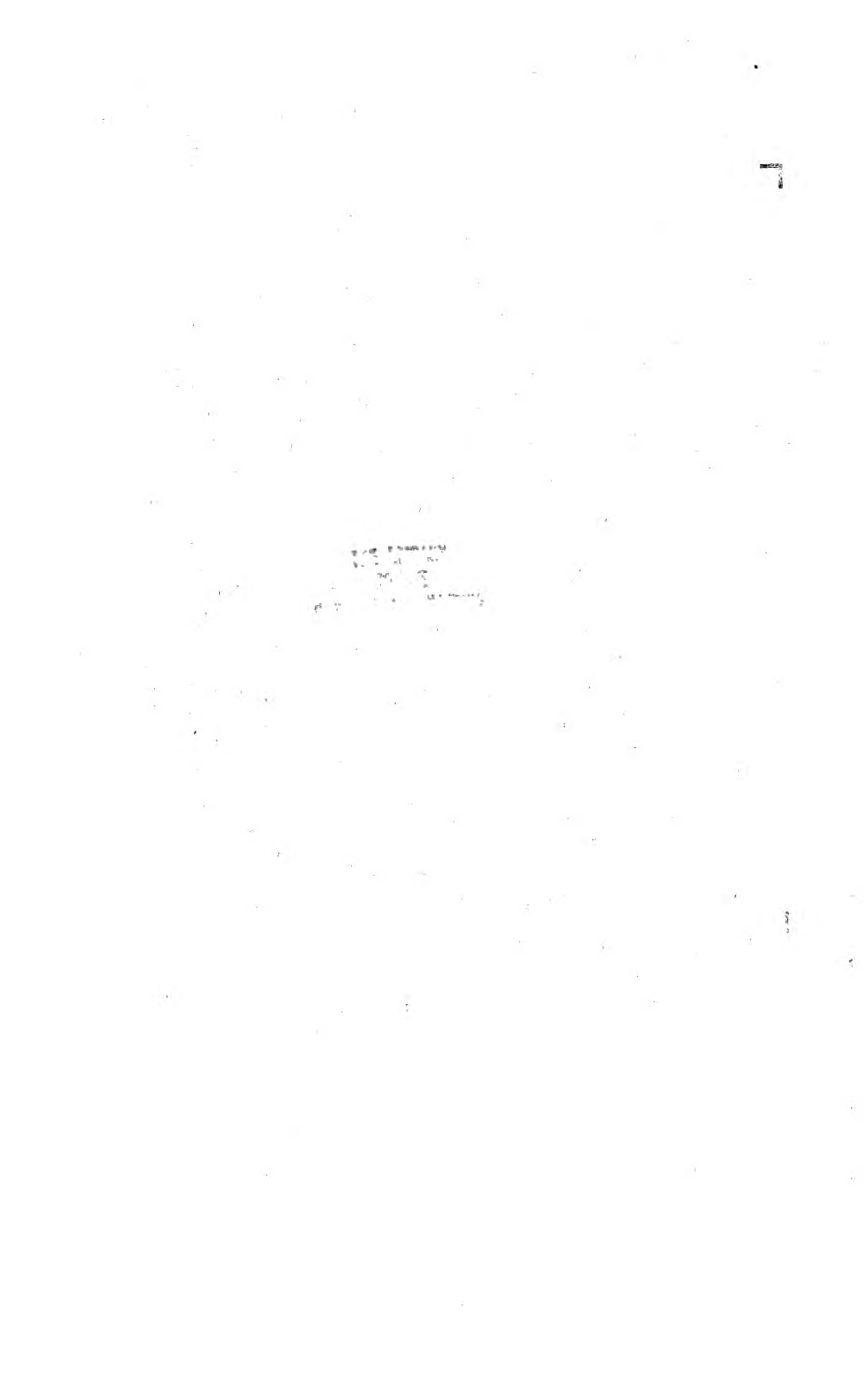
Der Gepanzerte stieß gegen eine Anrichte, wandte den Kopf, stürmte vorwärts, schien offenbar die Tür suchen, geriet anstatt an die Tür an den Speiseaufzug, machte kehrt, tobte an die andere Seite des Zimmers zurück, stieß jetzt wieder an den Tisch, näherte sich Tolka, tobte wieder zwei Schritt weiter, näherte sich Tante Ferdinande, die sich röchelnd mit ausgestreckten Armen schrecklich groß erhoben hatte, stellte sich vor Tante Ferdinande in Positur, klirrte und sagte: „Höh“, klirrte weiter, stieß an die Tür — diesmal an die richtige —, öffnete die Tür, drehte sich noch einmal um, schrie noch einmal „Höh“ und verschwand.

Verschwand. Mit Rasseln und Klappern und Klirren. Verschwand. Man hörte draußen krachend die Tür ins Schloß fallen.

Hallo, Aufruhr, Gelächter. Tante Ferdinande saß zerbrochen, zusammengesunken,



Der schwarze Ritter
Gemälde von Prof. Hans Looschen



mit herabhängenden Armen auf ihrem Stuhl. Der ‚sterbende Syphon' röchelte unheimlich.

„Hast du ... hast du ... das auch gesehn, Eduard?"

„Ja, ja, Ferdinande. Ich habe gesehen und gehört. Er hat deutlich zu dir ‚Höh' gesagt."

„Hast du ihn auch gesehn, Alice?"

Mama war offengestanden auch erschrokken gewesen.

„Liebste Ferdinande... es ist ja zu dumm ... so hör' mich doch an ... so nimm dich mal einen Augenblick zusammen und ..."

„Er hat mich angesehn," jammerte Tante Ferdinande. „Er hat mich sofort herausgekannt ... Er schien so furchtbar böse ... vielleicht wollte er mich erwürgen ... er kam mich zu strafen ..."

„Groß war er, und er hatte eine hübsche Figur, Ferdinande ..." lobte Papa. „Bist du gewiß, daß es ein Ahne war? ... Hast du ihn erkannt, Ferdinande?"

„Aber er hatte doch das Visier herunter, das mußtest du doch sehn, Eduard ..."

Sie röchelte, sie schüttelte sich, sie ließ keinen zu Wort kommen, sie zitterte noch, als sie mit dem spitzen Zeigefinger auf den Tisch stieß.

„So, Eduard, du hast mich oft genug gekränkt mit deinem Spott ... Nun hast du es leibhaftig gesehn ... in deiner eigenen Wohnung ... Kinder ... Das war 'ne Geschichte ... Kinder ..."

Nein, nein, aufzuklären war da nichts. Wie eine Schlange züngelte Tante Ferdinande hoch, als zum wiederholten Male Mama ihr klarmachen wollte, daß das alles mit rechten Dingen zugegangen sei.

„Nichts ... nichts will ich hören ... nichts ... nichts ..."

Das Personal kam wieder, von Tolka herbeigeholt, die Diener reichten Eis, Papa schenkte Tante Ferdinande ein Glas Rotwein ein, versuchte sie zu beruhigen ...

„Nichts ... nichts, lieber Eduard, ich bin ja ganz ruhig ... siehst du denn das nicht ... wo mir solche Dinge doch schon reichlich drei dutzendmal passiert sind ... Nun hab' ich endlich einen Triumph! Schade, daß Archibald nicht mit hier war. Nun muß er endlich doch auch völlig belehrt sein ... Kinder, das war eine Geschichte ..."

„Komisch, Ferdinande," sagte Papa. „Aber Pech hast du doch. Wenn wir die Geschichte nicht alle miterlebt hätten ... unglaubwürdig bleibt sie doch, wie alle deine Geschichten."

„Nun, lieber Eduard," rief Tante Ferdinande höhnisch und kampfbereit, „zweifelst du jetzt gefälligst etwa auch noch?"

„Ich kann mir nicht helfen, unglaubwürdig bleibt die Geschichte doch. Ob du sie weitererzählen willst, liebe Ferdinande, muß dir überlassen bleiben. Ich möchte dir beinah davon abraten. Ich jedenfalls trage Bedenken, sie morgen an der Börse zu erzählen."

Und damit wurde die Tafel aufgehoben.

⌘ ⌘ ⌘

Tante Ferdinande erzählte die Geschichte aber doch weiter. Zuerst an ihren Mann, der zwei Tage später an Papa einen groben Brief schrieb, und dann an ihren ganzen Provinzadel. Und die Geschichte wurde sehr berühmt und hat in der Provinz stark zur Belebung der Gespensterfurcht beigetragen.

Aus dem Maskenball acht Tage später wurde übrigens nichts. Denn Tolka, die sich lieber auf Walzer reimte, kriegte gleich darauf die Masern, und das Fest mußte abgesagt werden. Und da es bereits Anfang März war, wurde der Maskenball auch nicht auf später verschoben, vielmehr durfte Tolka mit Fräulein Zander auf drei Wochen Pontresina besuchen, und das war auch eine Belohnung.

Wilde Schwäne

Es schneit und weht und treibt den Wirbeltanz
Ins Aspenholz und wirft den Torfbruch zu;
Die Lachen froren ein zu blauem Glanz
Und krachen unter meinem Jägerschuh.

Da ein Signal — woher, aus weißem All?
Die Wiesen niedrig überstreichend ziehn
Fünf Schwäne durch den Flockenfall.
Sie sehen mich und schwenken ab und fliehn.

Die schweren, müden Schwingen kämpfen sich
Durch Wind und Wetter hin zur nahen See,
Auf ihrer Flucht noch wahrhaft königlich
Und weiß wie um sie her der weiße Schnee.

E. Albrecht-Doussin



Abb. 1. Beispiel einer Wetterlage, deren weitere Entwicklung für mindestens drei Tage verantwortlich und richtig vorausgesagt werden konnte

Die Meteorologie im Weltkriege

Von Leutnant d. L. Clößner

Gerade zu Beginn des Weltkriegs war die wissenschaftliche Meteorologie im Begriff, in einzelnen Teilgebieten der Allgemeinheit bekannter zu werden. Die Zahl der regelmäßigen Abnehmer der täglich erscheinenden Wetterkarten und Vorhersagen war im Anwachsen, in Tageszeitungen und Zeitschriften mehrten sich die Abhandlungen und Mitteilungen über Witterungs- und Klima-Erscheinungen, und die durch Erlaß des Königl. Preußischen Ministeriums für Unterrichtsangelegenheiten im Januar 1912 verfügte Berücksichtigung meteorologischer Lehrstoffe in allen preußischen Schulen begann ihre ersten Früchte zu zeitigen. Diese Entwicklung riß mit der Mobilmachung jäh ab. Dafür ergaben sich aber nun für die wissenschaftliche Meteorologie Anwendungsgelegenheiten in so bedeutendem Umfange, daß hierdurch eine sprunghaft gesteigerte Verallgemeinerung und Verwertung meteorologischer Kenntnisse eingetreten ist. Die Kriegshandlungen erforderten die alsbaldige Nutzbarmachung meteorologischer Beobachtungs- und Arbeitsmethoden und gesicherter Erkenntnisse für Heer und Truppe. Die in Instituten und Studierzimmern mit Fleiß und Scharfsinn in schwierigen Fragen errungenen Forschungsergebnisse wurden zum Grundstock für die Tätigkeit der Wetterdienstformationen des Heeres, deren Aufgabe es ist, die Meteorologie der Verteidigung des Vaterlandes unmittelbar nutzbar zu machen.

Von den verschiedenen dem Heereswetterdienst gestellten Aufgaben ist die Aufstellung zuverlässiger Wettervorhersagen die wichtigste. Die Durchführung größerer wie kleinerer militärischer Operationen wird in vielen Fällen von den Witterungsverhältnissen entscheidend beeinflußt. Die Führer der zum Angriff vorgetriebenen Ententearmeen haben zwar wiederholt die Schuld für das Mißlingen ihrer Unternehmungen der Ungunst der Witterung zugeschoben, um die wahren

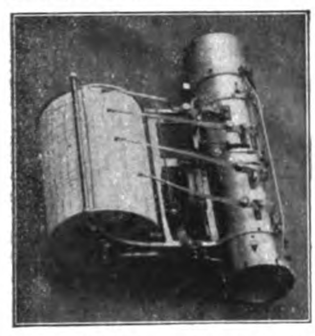


Abb. 2. Meteorograph der Firma Bunge-Berlin. Tintenregistrierung

Gründe ihrer Niederlagen zu verschleiern. Man muß aber im allgemeinen die Kritik englischer Zeitungen, die der Armeeführung wegen des Fehlens zuverlässiger meteorologischer Dienststellen an ihrem flandrischen Frontabschnitt bittere Vorwürfe gemacht hat, als durchaus berechtigt anerkennen. Von welcher Bedeutung einige heitere, trockene Tage für die Weiterführung einer glücklich eingeleiteten Offensive sein können, das hat sich erst jetzt wieder bei dem siegreichen Einmarsch in Italien gezeigt.

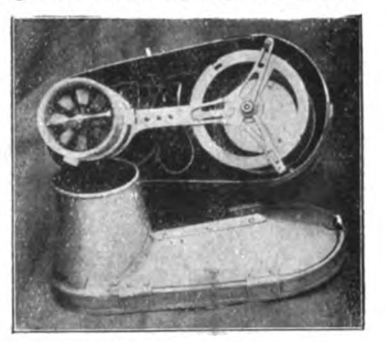
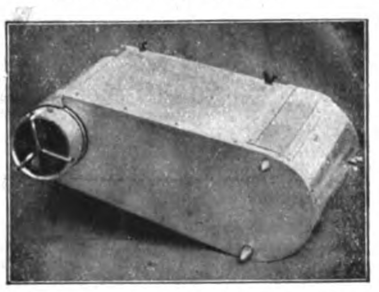


Abb. 3. Meteorograph der Firma Bosch-Straßburg. Rußregistrierung

An die Vorhersagen der beratenden militärischen Wetterdienststellen werden strenge Anforderungen gestellt. Sie müssen in klarer und bestimmter Ausdrucksweise gehalten sein. Redewendungen wie „stellenweise, vorübergehend, vereinzelt, teils" haben fast keinen Wert und sind im Heereswetterdienst verpönt. Sie müssen anderseits unbedingt sicher sein; die Folgen, die ein Fehlschluß hier nach sich ziehen kann, sind nicht zu übersehen. Außerdem sollen die Vorhersagen für



Dasselbe Gerät wie auf Abb. 3 mit Schutzblech

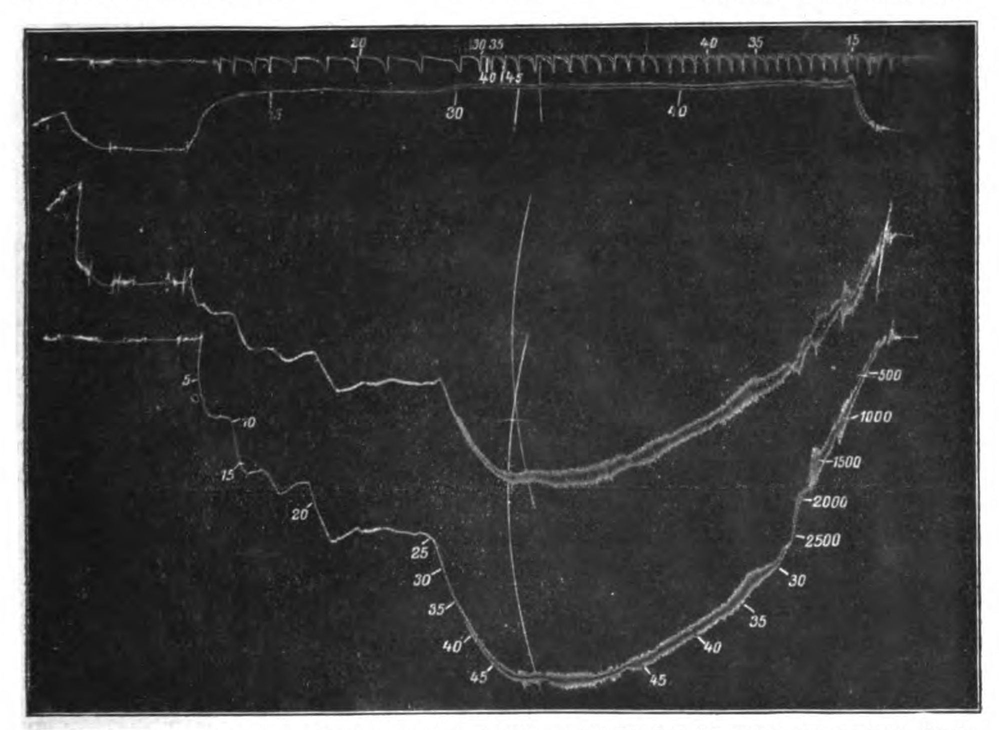


Abb. 5. Registrierstreifen eines Meteorographen. Aufstieg mit 5 Drachen, Länge des ausgelassenen Drahtes 7300 m, erreichte Höhe 4730 m, tiefste Temperatur — 27,8°, stärkster Wind 18 m/sec., niedrigste Feuchtigkeit 20%. Aufstiegstag: 2. April 1917. Dauer: 8 ¼ — 11 ¼ Vormittags

größere Unternehmungen auch noch möglichst langfristig gegeben werden. Das sind Forderungen, von denen die eine die Erfüllung der anderen bei dem heutigen Stande der meteorologischen Wissenschaft beeinträchtigt. Da die Sicherheit und Bestimmtheit stets gewahrt bleiben müssen, ist der Meteorologe meistens gezwungen, die Geltungsdauer der Vorhersagen auf kürzere Fristen zu bemessen. Die oft selbst in angesehenen Tageszeitungen abgedruckten Prophezeiungen unverantwortlicher Witterungsverständiger auf Wochen und Monate hinaus sind wertlose, von Selbstvermessenheit zeugende Vermutungen, die der erfahrene, wissenschaftlich arbeitende Meteorologe nicht ernst nimmt. Nur in Ausnahmefällen ist er in der Lage, die Witterungsgestaltung auf mehrere Tage hinaus bestimmt und sicher vorauszuerkennen. Die Karte vom 19. Februar 1916 2 Uhr nachmittags (s. Seite 154) stellt eine solche Wetterlage dar, deren weitere Entwicklung für mindestens drei Tage verantwortlich und richtig vorausgesagt wurde. Aber auch bestimmte und sichere Vorhersagen auf kürzere Zeit, auf vierundzwanzig, zwölf oder sechs Stunden setzen ein hohes Maß von Einsicht, Erfahrung und Fleiß voraus, zumal sich die Vorhersagen nicht nur auf die Verhältnisse am Boden, sondern auch auf die Zustände der oberen Luftschichten

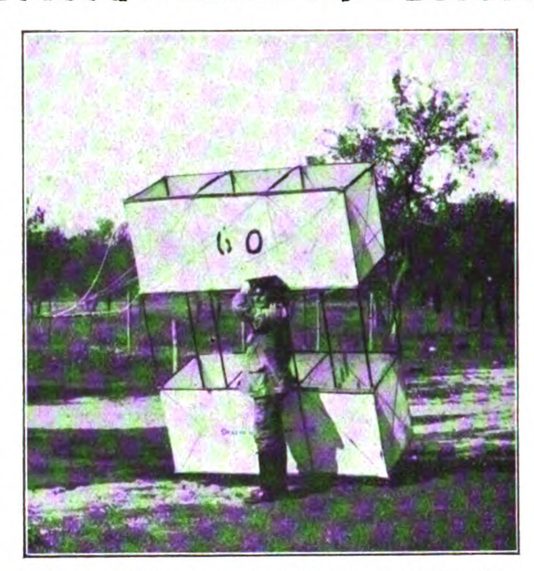


Abb. 6. Hilfsdrache vor dem Aufsteigen. Auf ein Zeichen des Aufstiegsleiters wird der Hilfsdrache losgelassen und „segelt" unter gleichzeitigem „Einholen" (mit der Winde) an

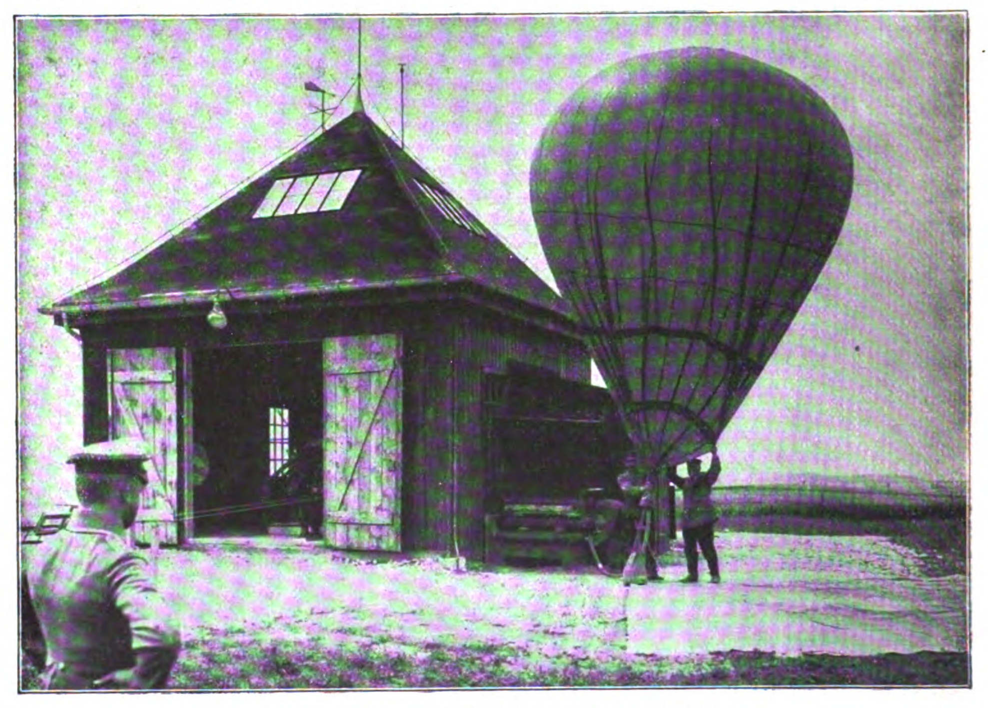


Abb. 7. Füllen des Fesselballons am Windenhaus

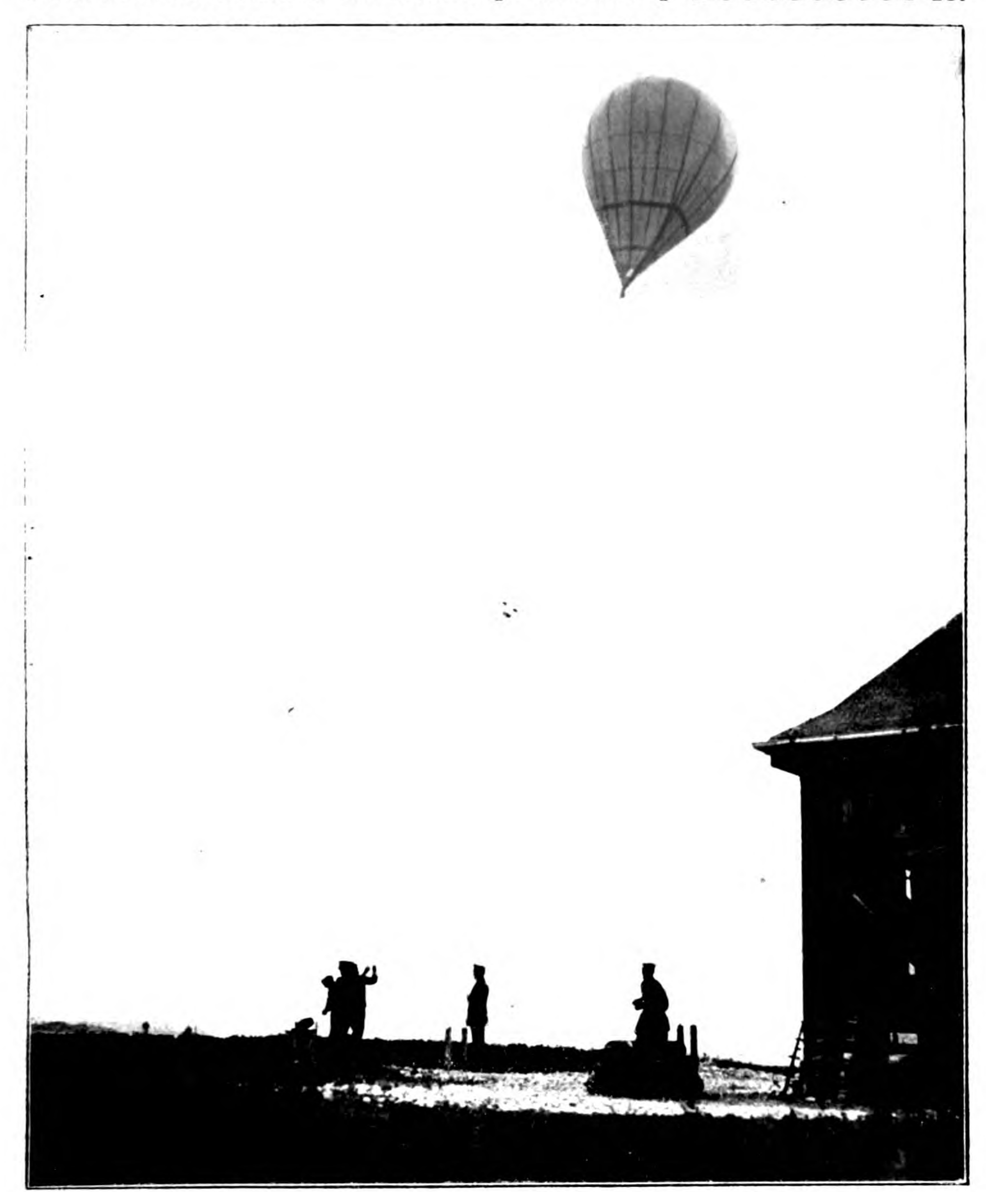


Abb. 8. Beendigung eines Aufstiegs. Abknüpfen des Meßgerätes und des Ballons vom Fesseldraht

erstrecken müssen. — Es ist nicht zu leugnen, daß im Anfange des Krieges die sorgfältige Geheimhaltung der Wetternachrichten seitens der Entente die ohnehin bestehenden Schwierigkeiten erhöhte. Durch sorgfältiges Sammeln von Erfahrungen und zielbewußtes Weiterentwickeln bewährter und neueingeführter Methoden ist es aber dem deutschen Heereswetterdienst gelungen, sich von Nachrichten aus England und Frankreich gänzlich unabhängig zu machen. Die Engländer haben in den großen Angriffen auf ihre Hauptstadt handgreifliche Beweise dafür, daß die deutschen Heeresmeteorologen, ohne Beobachtungen von London zu haben, wohl in der Lage sind, rechtzeitig vorauszuerkennen, welche Wind- und Bewölkungsverhältnisse über den britischen Inseln zu erwarten sind.

Im wesentlichen wurde diese Unabhängigkeitsmachung von Nachrichten aus den feindlichen Ländern im Westen erreicht durch die Errichtung einer großen Zahl von Heeresdrachenwarten, deren Beobachtungen für die Wettervorhersage von ganz besonderer Be-



Abb. 9. Beginn einer Höhenwindmessung



Abb. 10. Pilotballon im Aufsteigen

deutung sind. Sie gleichen den zivilen aerologischen Observatorien in Lindenberg, Friedrichshafen und Königstein im Taunus, die schon im Frieden bestanden. Als Beobachtungsgerät dient der Meteorograph (s. Seite 155), der eine Vereinigung von Barograph, Thermograph, Hygrograph und Anemometer darstellt. Jedes einzelne dieser Meßgeräte schreibt auf



Abb. 11. Verfolgung des Pilotballons mit dem Ausschneidgerät (Theodoliten)

berußtes Papier oder mit Tinte auf einer Trommel die angezeigten Werte als Kurve auf (s. Seite 155). Diese Kurven vermitteln die Kenntnis des Luftdrucks, der Temperatur, der Feuchtigkeit und des Windes bis in große Höhen hinauf. Für den praktischen Gebrauch werden die Kurven in Zahlenwerte umgesetzt (ausgewertet.). Zum Hochtragen des Be-

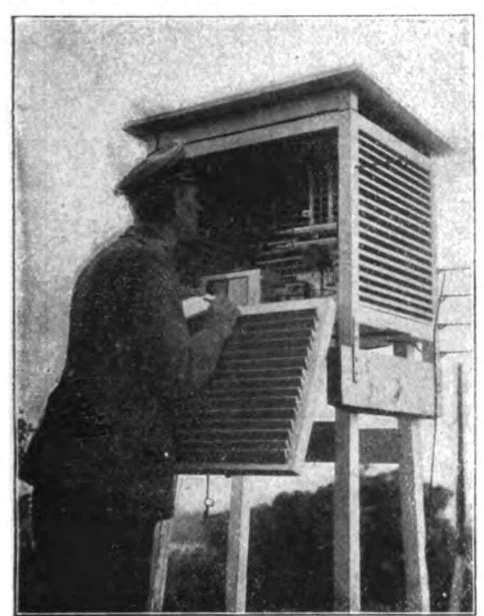




Abb. 12 u. 13. Terminbeobachtung an der Hütte — Auflegen eines Streifens auf die Trommel des Windschreibers



Abb. 14. Turm für meteorologische Beobachtungen im Felde

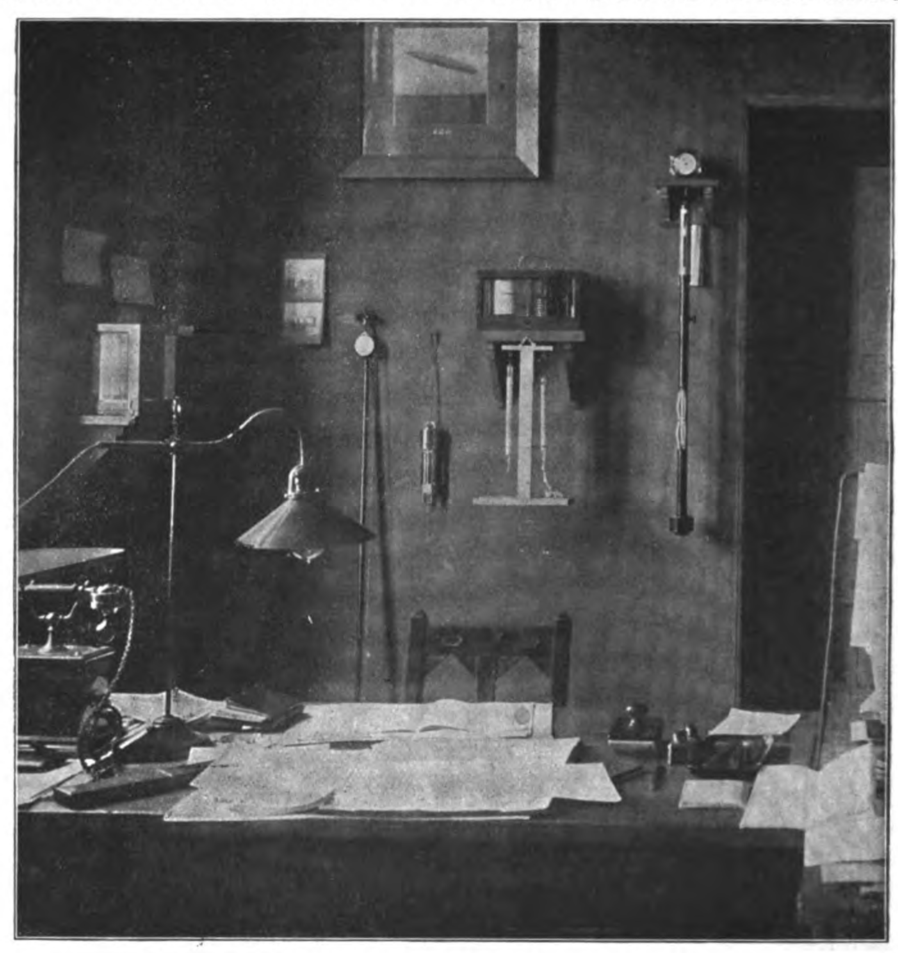


Abb. 15. Arbeitsraum mit meteorologischem Beobachtungsgerät

obachtungsgerätes in die oberen Luftschichten dienen bei starkbewegter Luft Drachen, bei geringen Windstärken mit Wasserstoff gefüllte Ballone (s. Seite 156/157). Deren Fesselung erfolgt durch dünnen Stahldraht, Klaviersaitendraht, der auf die Trommel einer Winde aufgewickelt ist; die Winde wird von einem Motor angetrieben. Wenn große Höhen (6000—7000 Meter) erreicht werden sollen, müssen hinter dem vorderen Drachen bzw. Ballon, dem das Beobachtungsgerät mitgegeben wird, zum Tragen des Drahtes noch mehrere Hilfsdrachen bzw. ein zweiter oder dritter Ballon angesetzt werden. Oft stehen „Gespanne" von mehr als fünf Drachen mit 10—15 Kilometer Draht draußen. Die erfolgreiche Handhabung der Fesselaufstiegsmethode und die sachgemäße Auswertung der Kurven des Beobachtungsgerätes erfordern eine reichliche Erfahrung und vollkommene Vertrautheit mit den aerologischen Verhältnissen und den in Betracht kommenden physikalischen Gesetzmäßigkeiten. In letzter Zeit ist man dazu übergegangen, das jetzt bestehende aerologische Netz durch regelmäßig erfolgende meteorologische Flüge noch engmaschiger zu gestalten. Es sei hier nur erwähnt, daß sich die Bedeutung der aerologischen Beobachtungen mit deren Verwertung bei der Wettervorhersage nicht erschöpft; für viele militärische Zwecke sind die Messungen der einzelnen Elemente in der Höhe an sich wichtig.

Von allen meteorologischen Vorgängen in den oberen Schichten kommt der Änderung der Höhenwinde die größte Bedeutung zu. Einem erfahrenen Meteorologen nützt heute die umfassende Kenntnis der Strömungen in der Höhe für die Aufstellung einer Vorhersage mehr als die Bodenbeobachtungen einiger Auslandstationen. Aber auch aus unmittelbaren militärischen Gründen sind dauernd Feststellungen über die oberen Strömungen erforderlich. Die Höhenwindmes-

sungen sind die einzigen aerologischen Beobachtungen, die auch von den sonst nur mit Bodenbeobachtungen beauftragten Armee- und Feldwetterwarten angestellt werden (s. Seite 159).

Eine solche Windmessung dauert je nach der erreichten Höhe oft über eine Stunde; manche Ballone müssen bis über 15 Kilometer hinaufgeschickt werden. Nach Beendigung der Messung liegt auch meist gleich deren Ergebnis vor; das ist aber nur möglich, wenn sich dem Beobachter schon zu Beginn der Messung ein Rechner zugesellt. Die gleichzeitigen Höhenwindmessungen des zur Verfügung stehenden weitausgedehnten Netzes werden für die Vorhersagezwecke meist zunächst zu Strömungskarten verarbeitet, an Hand deren man ein anschauliches Bild gewinnt über die sich vollziehenden Änderungen in der Massenverteilung der Atmosphäre.



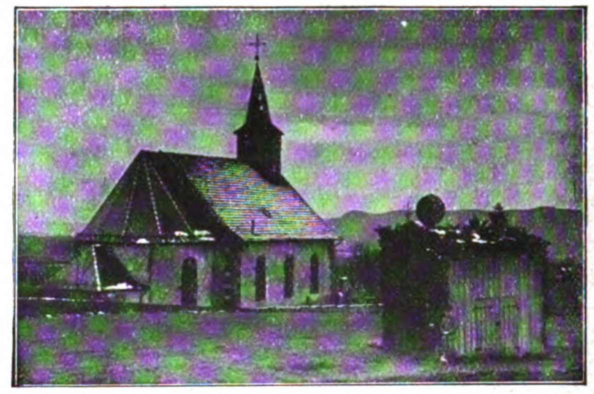
Abb. 16. Beobachtung am Gewitteranzeiger

Die Bodenbeobachtungen der Feldwetterwarten erfolgen täglich zu denselben Zeiten und erstrecken sich auf alle meteorologischen Elemente. Auf S. 159 sieht man den Beobachter, der vor mehreren Jahren auf dem Pic von Teneriffa in ähnlicher Weise tätig war, bei der Ablesung an der geöffneten Hütte. Das Innere zeigt die Meßgeräte, die durch die unterbrochenen Wände gegen Sonne geschützt, dem Luftzug aber genügend ausgesetzt sind. Links vorne steht der Thermograph; er schreibt für den täglichen Gang der Temperatur eine Kurve. Die relative Feuchtigkeit registriert der im Hintergrunde stehende Hygrograph. Die quer-



Abb. 17. Der Führer einer Flak-(Flugabwehrkanonen-)Batterie empfängt eine meteorologische Meldung

liegenden Thermometer zeigen die täglich tiefste bzw. höchste Temperatur an, die senkrecht stehenden dienen der Ermittelung der Luftfeuchtigkeit. Die rechts an der Hütte angebrachten Leitungsdrähte führen zu Fernthermometern.


Abb. 18. Windmeßhalle einer Heeres-Wetterwarte in einem Gebirgsdorf im Westen. Die Höhen im Hintergrunde sind in feindlichem Besitz

Auf die Beobachtung des Bodenwindes verwendet die Warte dauernd größte Sorgfalt, denn er ist es ja, der giftige Gase vom Gegner herüberbringen kann. Auf S. 159 sehen wir, wie auf die Trommel des großen Windschreibers ein neuer Streifen aufgezogen wird. Hier werden die Augenblickswerte der Windrichtung mit Geschwindigkeit aufgeschrieben. Die Mittelwerte der Windstärke liefert die elektrische Registrierung eines Schalenkreuz-Anemometers. Auf der mittleren Stange des Beobachtungsturmes a. S. 159 ist das Schalenkreuz gerade noch als Pünktchen zu erkennen. Die Wetterwarte ist natürlich auch im Besitz eines Quecksilberbarometers. Es gestattet die Ablesung des Luftdruckes bis zur Genauigkeit von Bruchteilen eines Zehntelmillimeters. Diese genauen Druckbeobachtungen sind erforderlich für das Zeichnen der Karten für die Luftdruckverteilung in Meereshöhe. Die Kurve des Luftdruckes schreibt der Barograph. Links neben diesem sieht man im Bilde a. S. 160 ein aspiriertes Psychrometer, das zur Bestimmung der Luftfeuchtigkeit dient. Auf S. 161 sehen wir einen alten Spitzbergen-Forscher

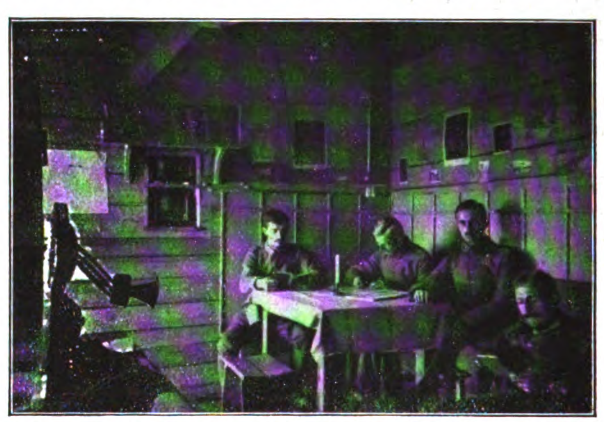

Abb. 19. Wohn- und Arbeitsräume der Wetterwarte auf Abb. 21


Abb. 20. Wetterwarte nahe der Front auf dem östlichen Kriegsschauplatze

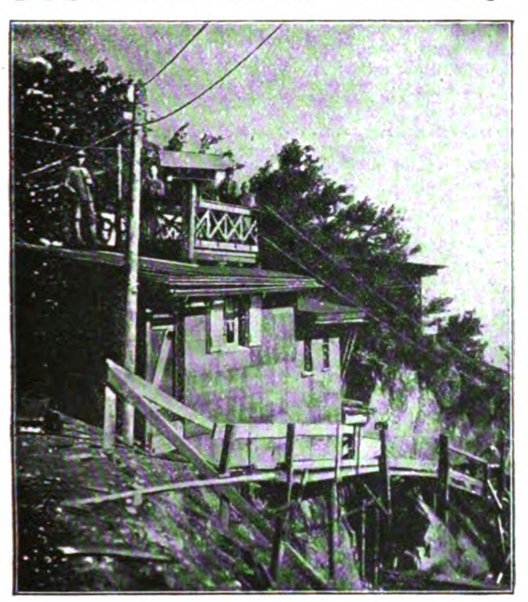


Abb. 21. Bergwetterwarte im Westen

als Horcher am Gewitteranzeiger, der für elektrische Fernentladungen empfindlich ist. Viele Warten befassen sich auch mit der Beobachtung der gefallenen Niederschlagsmenge. Um alle Beobachtungen kennen zu lernen, die von Feldwetterwarten ausgeführt werden, wären einige Besuche erforderlich. Da gäbe es noch so manches zu sehen, was hier nicht aufgezählt und abgebildet werden kann. Jede Beobachtung gelangt erst dadurch zu ihrer Bedeutung, daß sie mit anderen zusammen bearbeitet und dann in Form einer militärischen Meldung oder in Gestalt eines Gutachtens zur Verwendung gelangt.

Die Wetterdienstsoldaten sind aus der Luftschiffertruppe hervorgegangen, mehr oder weniger gelehrt, und werden von ihren Kameraden, scherzhafterweise natürlich, ‚Laubfrösche‘ genannt. Je nach dem vom kommandierenden General der Luftstreitkräfte befohlenen Einsatz ihrer Warte sind ihre Unterkunftsräume bald von größerem, bald von geringerem Glanz, aber zweckmäßig sind sie alle. Manche Warte hatte das Glück, im besetzten Gebiet in einem neuzeitlich eingerichteten Observatorium unterzukommen, wo für Beobachtung und wissenschaftliche Arbeit die denkbar günstigsten Vorbedingungen vorhanden sind. Andere haben ihre Wohnung auf den Trümmern alter Kulturstätten aufgeschlagen, wieder andere hausen angesichts der feindlichen Batterien im Gebirgsdorf (S. 162), in einer selbstgezimmerten Hütte hoch oben auf dem Berge, oder in Erdlöchern und Unterständen nahe der vorderen Linie (S. 162 u. 163). Sie wissen den Vorzug zu schätzen, der darin besteht, daß sie während des Krieges auf einem ihrer Vorbildung als Berufsmeteorologe, Physiker, Lehrer, Ingenieur, Techniker, Mechaniker entsprechenden Gebiete tätig sein können und werden der Meteorologie nach dem Kriege treue Freunde bleiben. Der Heereswetterdienst wird seinerseits das, was er der wissenschaftlich zivilen Meteorologie an wissenschaftlichen Voraussetzungen und Vorarbeiten verdankt, vielfältig zurückerstatten in der Summe seiner meteorologischen Kriegserfahrungen und in Gestalt einer reichen Sammlung meteorologischer Beobachtungen, die in solchem Umfange noch niemals vorgelegen hat. Es ist zu hoffen, daß hierdurch Fortschritte eingeleitet werden, die auch auf dem Gebiete der Vorhersage sich dem Ziele nähern, dem gegenüber sich bisher nur einige Phantasten den Anschein zu geben versuchen, als ob sie es schon erreicht hätten.



Abb. 22. Beobachtungsstelle im vorderen Graben



Wie ich anfing

Erinnerungsschnitzel von Fedor von Zobeltitz

Übergangsjahre

Als ich zur Reserve übergetreten war, machte ich es wie weiland Julius von Voß: ich zählte erst mal an den Knöpfen ab, was ich nun werden sollte: Landwirt, Schriftsteller, Maler, Schauspieler, Kaufmann oder türkischer Feldmarschall (denn die bulgarische Lockung kam erst etwas später). Als Landwirt hätte ich den väterlichen Besitz übernehmen können, aber so hübsch er auch war, so ließ sich doch keine Seide auf ihm spinnen. Constantin von Grimm hatte mir geraten, mein zeichnerisches Talent ausbilden zu lassen; Georg Hiltl wollte schauspielerische Begabung in mir erkannt haben; ein Hamburger Geschäftsfreund meines Vater wollte mich in seinem Hause in der Havanna unterbringen; ein Graf Pfeil, der viel in der Welt herumgekommen war, meinte, ich täte am besten, die kriegerische Konjunktur auszunützen und in türkische Dienste zu treten, konnte mir auch gute Empfehlungen mit auf den Weg geben. Nun pflegte ich Rat mit meinem Bruder, und der schlug mir vor, bei der Schriftstellerei zu bleiben, da ich doch schon einmal damit angefangen hätte, riet auch mich journalistisch vorzubilden, um gelegentlich eine Korrespondentenstelle im Auslande übernehmen zu können. Und um das Handwerk zunächst einmal ein wenig näher kennen zu lernen, empfahl er mich einem Bekannten, einem früheren Premierleutnant P., der in Kötzschenbroda bei Dresden ein militärisch-literarisches Institut begründet hatte und einen redaktionellen Mitarbeiter suchte.

Ich machte mich also auf den Weg in das liebliche Elbtal und wurde von Herrn P. auch freundlich aufgenommen, wohnte in seiner Villa und versuchte mich mit redlichem Eifer in die Geschäfte einzuarbeiten. Aber das hatte doch seinen Haken. Es ging nicht so, wie ich dachte, und wenn ich dachte, ging es überhaupt nicht. Die mir gestellten Aufgaben waren nicht immer nach meinem Geschmack. Ich sollte beispielsweise in Kötzschenbroda Berichte vom türkisch-russischen Kriegsschauplatz schreiben, die dann hektographiert und an eine Anzahl kleiner Zeitungen verschickt wurden. Aber an der Elbe die Verhältnisse auf dem Schipkapasse anschaulich zu beschreiben, war immerhin eine etwas gewagte Sache. Die ganze Geschichte paßte mir nicht sehr lange, und so empfahl ich mich denn eines Tages meinem freundlichen Hauswirt und siedelte mit meinem einzigen Koffer nach dem nahen Dresden über, wo ich schon gelegentlich einen Redakteur der „Nachrichten" kennen gelernt hatte, der mich an seinem Blatte anbringen wollte.

Daraus wurde nichts, weil der betreffende Redakteur aus irgendeinem Grunde eines Tages an die Luft gesetzt worden war. Dafür fand ich andere Verbindungen und machte in den drei Monaten meines Dresdner Aufenthalts auch manche nette Bekanntschaft. Durch einen weitläufigen Verwandten bei Hofe wurde ich dem Generaldirektor des Hoftheaters, dem Grafen Platen, empfohlen, der mir einen Freiplatz gewährte, so daß ich meine ersten Theaterberichte für ein Berliner Blatt schreiben konnte, das allerdings so ziemlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschien und immer erst nach zehnmaliger Mahnung ein mageres Honorar zu zahlen pflegte. Nichtsdestoweniger ging ich mit hoher Begeisterungsfreudigkeit an meine Briefe, zumal Oper und Schauspiel in Dresden unter den Damen Malten, Schuch, Löffler, Ulrich und den Herren Bulss, Gudehus, Scheidemantel, Dettmer, Bauer u. a. auf bedeutender künstlerischer Höhe stand. Auch Porth gehörte damals noch der Hofbühne an, dessen anmutige Tochter später den Prinzen Georg zu Bentheim-Steinfurt heiratete. Das Residenz-Theater wurde derzeitig von Hugo Müller geleitet, mit dem mein Vater oft genug am Dresselschen Stammtisch in Berlin zusammen gewesen war. Müller lud mich auch in Dresden einmal zu einem vergnügten kleinen Frühstück im Englischen Garten ein, wo er mich gehörig unter Sekt setzte und mir dann seine Not klagte. Die Gläubiger schnürten ihm die Kehle zu. Er führte seine Bühne mit feinem Verständnis, nur wenn er selbst gelegentlich auftrat, klappte es selten, weil er nie seine Rolle konnte, auch nicht in den eigenen Stücken. Ich war einmal Zeuge, wie er mitten in einer Szene dem Souffleur ein leeres Tintenfaß zuschleuderte; das Publikum glaubte, diese Geste ausbrechender Heftigkeit gehöre zur Rolle — sie galt aber lediglich dem Aushelfer, der das Stichwort falsch gebracht hatte. Hugo Müller war damals nicht mehr der elegante Mann von früher, dem es auch Spaß machte, von seinen Absonderlichkeiten reden zu machen: wenn er beispielsweise den Spargel in weißen Glacéhandschuhen verspeiste, um sich nicht die

Fingerspitzen mit der Butter zu besetten. Er war still geworden und litt zeitweilig an melancholischen Anwandlungen. Ein Jahr später mußte er sich einem Kompagnon anschließen, dann übernahm Ferdinand Dessoir das Residenz-Theater, aber erst der Komiker Karl führte es wieder zu neuer Blüte.

Ich wohnte in Dresden in Wetzels Hotel, einem kleinen Gasthaus der Neustadt, in dem häufig die Offiziere der sächsischen Provinzgarnisonen abstiegen, wenn sie die Residenz besuchten, und fand da viele alte Freunde von der Kriegsschule wieder. Da lernte ich eines Tages auch einen jungen Herrn kennen, der eben aus Saxon kam und mit dem mich eine jahrelange Freundschaft verband, bis sie im Laufe der Zeit von selbst sich lockerte: Paul von Szczepański, den Lesern dieser Hefte als ehemaliger Mitherausgeber kein Fremder. Ähnlichkeit des Schicksals führte uns näher zusammen. Szczepański hatte den Abschied genommen und suchte gleich mir nach neuen Zukunftsmöglichkeiten, und da er gleich mir schriftstellerische Neigungen hatte, so einigten wir uns zunächst zu einem Bändchen lockerer Gedichte und Epigramme, das freilich nie im Druck erschien. Wie richtig er aber seine Begabung erkannt hatte, bewiesen seine späteren Romane, vor allem „Die Falzgräfin“ und die prachtvollen „Spartanerjünglinge“.

Eine andere interessante Bekanntschaft aus jenen Tagen war für mich Julius Grosse, der als Sekretär der Schillerstiftung in Dresden seinen Wohnsitz hatte und bei dem mich ein heute verschollener Schriftsteller, Ludwig Habicht, einführte. Grosse war mit seinem langen, schlicht zu beiden Seiten des schmalen Gesichts herabfallenden Haare eine sehr markante Erscheinung. Seine poetischen Dichtungen „Gundel vom Königssee“, „Das Mädchen von Capri“ u. a. hatten seinen Ruhm begründet; nur auf der Bühne vermochte er nicht recht festen Fuß zu fassen. Ich wohnte auf seine Einladung hin der Erstaufführung seines Dramas „Tiberius“ im Hoftheater bei, entrüstete indessen durch meine Beifallskundgebungen diejenigen, denen die Römertragödie weniger behagte als mir. Grosse speiste gewöhnlich im Rennerschen Bierlokal, wo ich häufig zu essen pflegte, und stellte mich dort eines Abends einem alten Herrn vor, den ich längst unter der Erde glaubte: Gustav Kühne, einem der letzten des „Jungen Deutschland“, der aber eben noch ein paar Schlußbände seiner berühmten Klosternovellen unter dem Titel „Wittenberg und Rom“ herausgegeben hatte. Er wohnte in einer Villa bei Dresden und schien mir ein etwas knurriger, kurz angebundener Herr zu sein. Noch eines anderen Schriftstellers gedenke ich gern, den ich schon in Kötzschenbroda, wo er wohnte, kennen gelernt hatte: Eugen Hermann von Dedenroths. Er war beim Kaiser Franz-Grenadier-Regiment Offizier gewesen, hatte sich bereits damals literarisch beschäftigt und war infolgedessen mit seinen Vorgesetzten mehrfach in Widerstand geraten, so daß er — nachdem er noch Sechsundsechzig eine Garde-Landwehr-Kompagnie geführt hatte — schließlich als Hauptmann den Abschied nahm. Was mir Herr von Dedenroth aus den Anfängen seiner schriftstellerischen Laufbahn erzählte, war höchst interessant. Er war zu Beginn der sechziger Jahre mit einem Berliner Verleger namens Werner Grosse bekannt geworden, der eine Fabrik für Kolportageromane besaß, lang ausgesponnener und grob zugeschnittener Geschichten für das Volk, die heftweise vertrieben wurden. Diesem Manne hatte er sich nun auf einige Zeit mit Leib und Seele verschrieben und ihm eine ganze Anzahl sogenannter „historisch-romantischer Erzählungen“ zu je hundert Heften geliefert, Romane, die sich meist schon durch ihren Titel charakterisierten, wie „Kleopatra, die schöne Zauberin vom Nil“ oder „Die Bluttaufe der deutschen Einheit“ oder „Pole, Jude und Franzose und der Karneval von Achtundvierzig“. Für diese Mordsgeschichten hatte Dedenroth sich aber ein gefälliges Pseudonym gewählt; da nannte er sich Ernst Pitawall. Sie brachten ihm viel Geld ein, und er riet mir wohlmeinend, es doch auch einmal mit solchen Volksromanen zu versuchen, die man im Handumdrehen herunterschmieren könne. Die Hauptsache sei sich ständig steigernde Spannung und aufregende Kapitelschlüsse. Er sagte, wenn er ein Kapitel mit einer höchst geheimnisvollen Wendung beendet hätte, so sei er häufig selbst neugierig gewesen, wie es nun weiter gehen würde; aber das hätte sich im Wirbel anderer Geschehnisse doch immer leicht gefunden. Zeitweilig schrieb er täglich einen vollen Druckbogen. Wertvoller als der gute Rat dieses sehr liebenswürdigen Menschen war mir der Weg, den er mir zu dem Verleger Schönlein in Stuttgart eröffnete.

Schließlich fühlte ich mich in Dresden nicht mehr am Platze. Wenn ich Geld hatte, bummelte ich mit den alten Kameraden, wenn ich keins hatte, erklärte ich mein irdisches Dasein für eine Überflüssigkeit. Und da dieses Gefühl der Überflüssigkeit wachsend wurde, so siedelte ich nach Berlin über, um mir dort eine Redaktionsstellung zu suchen. Mein Bruder, der inzwischen von den Gardefüsilieren zu den Eisenbahnern gekommen war, wohnte um diese Zeit in einem großen Gartenhause in der Lichterfelder Straße am Fuße des Kreuzbergs. Dort quartierte auch ich mich ein, später folgte Szczepański. Unten lag eine Restauration für den Mittelstand, deren Wirt, der dicke Herr Piper, auch das Haus regierte, das ein für heutige Verhältnisse sehr großer Garten mit altem Baumbestand umgab. Die erwünschte Redaktionsstellung fand sich nicht so rasch, obwohl sich ein neugewonnener Freund, Herr von Leixner, lebhaft für mich bemühte; einmal war es beinah so weit, daß ich bei einer eben gegründeten Zeitung, der „Union“, hätte

eintreten können, die von dem Regierungsrat Beuthner geleitet wurde — das zerschlug sich aber wieder. Dafür erhielt ich durch Vermittlung des Feldmarschalls von Manteuffel Anwartschaft auf eine Stellung als Polizeileutnant, woraus zu meinem Glück ebenfalls nichts wurde. So stürzten wir uns denn kopfüber in das Tintenfaß und verzapften mit nimmer müdem Eifer Feuilletons, Skizzen, schön belehrende Aufsätze allerart, auch mannigfache Erzählungen. Szczepański schrieb damals seine erste größere Novelle, die „Gloire de Dijon" hieß und zwei Jahre später im „Kleinen Journal" zum Abdruck kam. Auch ich fand meine Verbindungen; es fing langsam an, es ging schon — etwas mühselig zwar und auf allerhand Dornenwegen, immerhin begannen doch auch bereits ein paar Röschen zu blühen.

Eine Zeitschrift, die mir gleich und bereitwillig ihre Spalten öffnete, war das „Neue Blatt", das Paul Lindau begründet hatte und nun Franz Hirsch in Leipzig redigierte, gemeinsam mit dem „Salon", für den ich gleichfalls tätig war. Hirsch war von großem Entgegenkommen, und ich bin ihm dafür auch immer dankbar gewesen. Nur hatte sein Verleger die Angewohnheit, nicht eher Honorar zu zahlen, ehe man nicht ein Nachnahmemandat erließ oder mit Klage drohte. Das war seine Angewohnheit, und an der hielt er eisern fest. Ähnlich machte es Herr Siegmey, der eigentlich Siegbert Meyer hieß und eine Monatsschrift „Tutti Frutti" herausgab. Das war ein kurioser Herr, der früher in der Konfektion beschäftig war und sich dann mit Leidenschaft der Literatur in die Arme geworfen hatte, die indeß nicht viel von ihm wissen wollte. Er ist, glaube ich, sehr unglücklich im Irrenhause verstorben. Auch journalistisch begann ich mich zu beschäftigen. Schlesische, Kölnische und Posener Zeitung und die Berliner Bürger-Zeitung, deren Feuilleton Leixner redigierte, brachten häufig Artikel von mir, ebenso die Staatsbürger-Zeitung Dedo Müllers. Mit dem „Berliner Tageblatt" kam ich durch die „Lokal-Premièren" in Verbindung, die der Redakteur Perl erfunden hatte: kleine hauptstädtische Plaudereien über alles mögliche, die an der Spitze des lokalen Teils abgedruckt wurden. Um die Politik kümmerte ich mich damals noch nicht, Wirtschaftskrieg und Sozialistengesetz waren mir ziemlich gleichgültige Dinge. Der alte Perl vom Tageblatt, der immer höflich sein seidenes Käppchen abnahm, wenn man in sein Zimmer trat, bat mich häufig zu sich, um mit mir eine neue Plauderei zu bereden und zahlte mir auch das damals höchste Honorar, nämlich fünfundzwanzig Pfennige die Zeile. Wenn man sich die Anweisung darüber ausstellen lassen wollte, wurde der Redaktionssekretär Herr Reinhold Schlingmann regelmäßig wütend und behauptete, er sei immer nur am Ersten in Honorarangelegenheiten zu sprechen: er habe noch andere Pflichten, er sei sowieso überarbeitet, er sei reif für den Schlagfluß. Wenn er sich indessen ausgewütet hatte, wurde er ganz gemütlich, und kam ich zufällig in abendlicher Stunde, so benutzte er die Gelegenheit, mit seiner Arbeit abzuschließen und ging mit mir zu Siechen, ein Glas Bier zu trinken und über die Tagesfron zu schimpfen.

Nach dem Nobiling-Attentat machte mir ein Buchhändler, mit dem ich gelegentlich zu tun hatte, den Vorschlag, eine Broschüre über die politischen Attentate des letzten Jahrhunderts zu schreiben. Daran sei ungeheuer viel zu verdienen. Ich setzte mich denn auch gleich mit einem guten Freund hin, und wir kriegten es unter eifriger Mitbenutzung des Konversationslexikons wirklich fertig, die bewußte Broschüre binnen drei Tagen mit Glanz und Glorie abzufassen. Sie wurde schleunigst gedruckt, mit einem knallroten Umschlag versehen (der aber unsere Namen nicht nannte) und im Schaufenster des Buchhändlers in ganzen Reihen aufgestellt. Und nun warteten wir auf den Goldstrom. Warteten und warteten, bis uns nach einem halben Jahre die kränkende Mitteilung zukam, daß es am zweckmäßigsten sein würde, die ganze Auflage einstampfen zu lassen, da nur zwölf Exemplare verkauft worden seien. So rächte sich die Gier nach Erwerb.

Flotter lohnte sich die Tagesarbeit eines Reporters, der mit uns im gleichen Hause wohnte. Es war das ein Freiherr von dem Bottlenberg, genannt von Schirp: erst Offizier, dann Student, nun Journalist, ein fabelhaft flinker Mensch, dessen Spezialität die sogenannten Polizeinachrichten waren. Er hatte irgendwelche Verbindungen auf dem Polizeipräsidium, wo er sich täglich einfand, um das Allerneueste zu hören und die gegebenen Spuren zu verfolgen. Er sauste beständig in der Stadt umher und fahndete nach Unglücksfällen, Verbrechen und Bränden, über die er in wilder Hetzjagd ein Dutzend Zeilen zu Papiere brachte, die auf einer autographischen Presse vervielfältigt und dann auf die Redaktionen getragen wurden. Später begründete er eine Zeitung — wenn ich mich recht entsinne hieß sie „Berliner Figaro" —, die indes bald wieder selig entschlummerte, rief ein Bureau ins Leben, das „alles machte", wie auf dem Firmenschild zu lesen war, kaufte eine Bar und ein Sommer-Variété in der Hasenheide und wurde bei allen seinen bunten Unternehmungen schließlich ein wohlhabender Mann.

Im Piperschen Biergarten verkehrte zeitweilig auch ein Schriftsteller, den ein tragisches Schicksal in der Dalldorfer Irrenanstalt enden ließ: Albert Lindner. Ich sagte schon, daß dieser Biergarten ein ungewöhnlich schöner und schattiger war, und wenn an den Sommerabenden das Volk in Scharen auf den Kreuzberg und nach Tivoli strömte, so lockten die alten Bäume mit ihrer weitausladenden Wipfelpracht viele

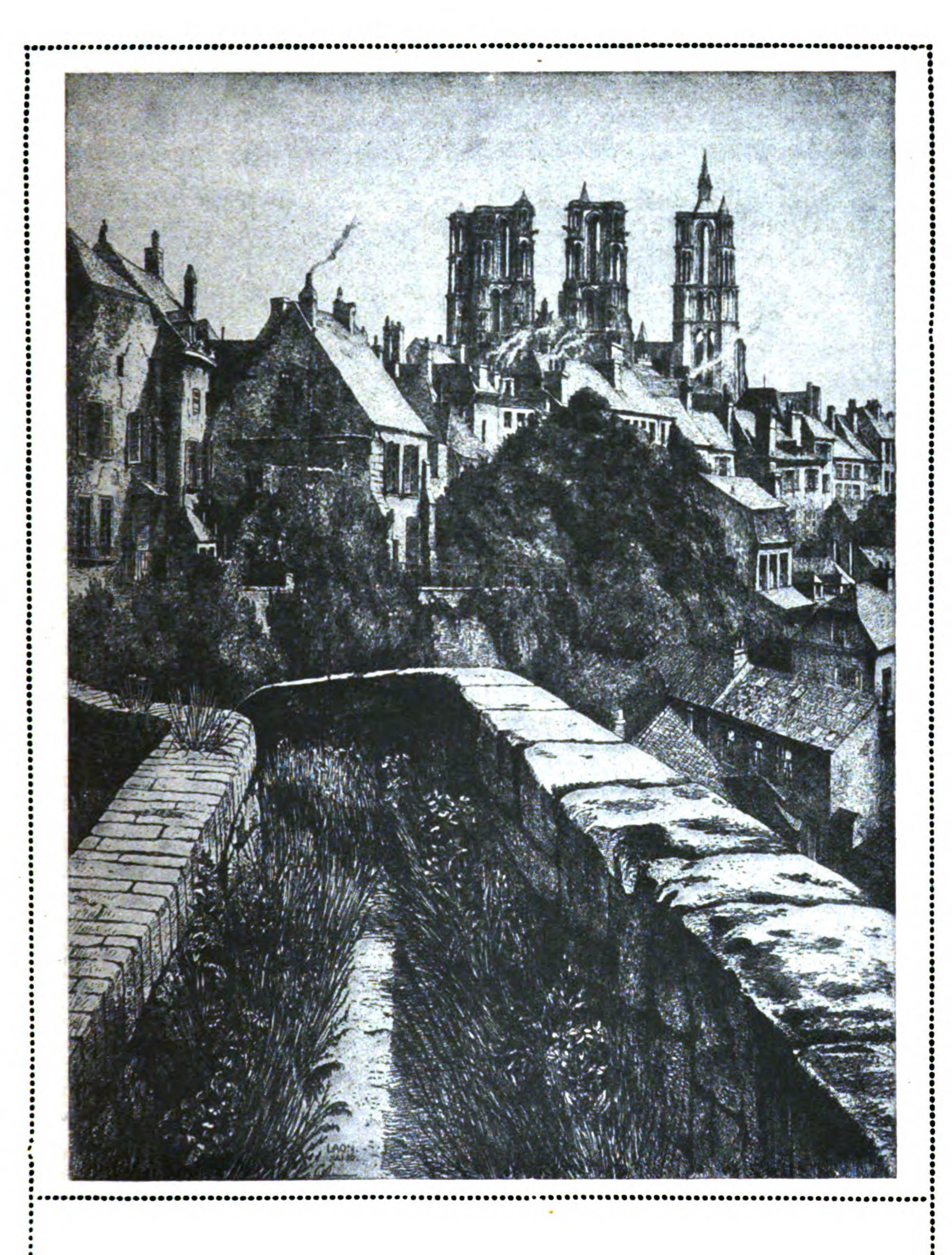
herbei, die sich den weiteren Weg ersparten und hier haltmachten. Häufig sah man bekannte Schauspieler, so den alten Helmerding, der in der Nähe wohnte, dann Herrn von Hoxar und eine Anzahl Mitglieder des Belle-Alliance-Theaters, zu dem damals noch Guido Thielscher und Philipp, der heutige Opernsänger, in ihren Anfängen gehörten. Lindner saß gewöhnlich allein in einer Ecke der Veranda bei einem Glase Weißbier und freute sich immer, wenn ich ihm ein Stündchen Gesellschaft leistete. Er war ein einfacher, bescheidener, liebenswerter Mann, aber vergrämt und verbittert. Sein preisgekröntes Drama „Brutus und Collostinus" und der Erfolg seiner „Bluthochzeit" hatten ihn mit frohen Hoffnungen erfüllt, so daß er den Lehrerberuf an den Nagel hing, um sich ganz der Poesie zu widmen. Im Laufe eines Jahres schrieb er zwei neue Dramen, „Marino Falieri" und „Don Juan d'Austria", die aber keine Anerkennung fanden. Der Reichstagspräsident Simson hatte ihm eine Stellung als Bibliothekar des Reichstags verschafft, der Lindner indes nicht gewachsen war und in der er sich unglücklich fühlte. Dem alten Schulmeister war seltsamerweise alles Bureaukratische verhaßt. Als ich ihn kennen lernte, war er bereits seines Amtes enthoben worden, schrieb auch nicht mehr für die Bühne. Sein letzter dramatischer Versuch war ein harmloser Einakter gewesen, mit dem er von einem Theater zum anderen hausieren ging, ohne ihn unterbringen zu können. Als schließlich auch Hülsen ihn ablehnte, veröffentlichte Lindner die Inhaltsangabe des Stücks im Berliner Fremdenblatt und appellierte an das Urteil des Publikums, was ihm natürlich ebensowenig nützte. Dann schrieb er Novellen, die nicht über das Mittelmaß hinausragten, war nach Begründung des Kleinen Journals eine Zeitlang für dieses feuilletonistisch tätig, zankte sich aber mit der Redaktion und arbeitete nun für ein im Südwesten Berlins erscheinendes Bezirksblättchen, das ihm für die Zeile zehn Pfennige zahlte. In der letzten Zeit vor seinem Zusammenbruch galt sein grimmigster Haß Oskar Blumenthal, den er im Kleinen Journal bitter angriff. Übrigens klagte er nie, und wenn er von seinem Elend sprach, tat er es mit einem Lächeln der Weltverachtung. In dem Augenblick, da der Herzog von Meiningen mit helfender Hand in sein Unglück eingreifen wollte, versagte ihm die Kraft. Er hatte das Unglück ertragen, aber die Aussicht auf ein neues Glück schmetterte ihn zu Boden.

Erinnerungen aus der „Lichterfelder Straße Eins" hat mein Bruder Hanns in seiner so betitelten Berliner Zigeunergeschichte verwoben, und mir selbst schwebten jene Tage vielfach vor Augen, als ich meinen heute vergessenen Roman „Die Armutsprobe" schrieb. Es war ein etwas ungeregeltes, aber doch recht unterhaltsames Leben, das wir in der Budike des Herrn Piper führten. Berlin war in den Jahren vor Achtzig immer noch in der Entwicklung zur Großstadt; es hatte auch die erste Million seiner Einwohnerzahl noch nicht erreicht. Die Kanalisationsarbeiten waren kaum in Angriff genommen worden, in vielen Straßen gab es noch die berüchtigten Rinnsteine, die bei jedem Platzregen eine Überschwemmung hervorriefen. Gebaut wurde allerdings gewaltig, denn die Zeit der großen Wohnungsnot war noch lange nicht vorüber, aber in dem stillen Winkel am Kreuzberg merkte man nicht viel davon. Der Kreuzberg selbst war der alte Sandhügel von ehemals; der verschönernde Viktoriapark wurde erst ein Jahrzehnt später in Angriff genommen. Die Lichterfelder Straße hatte ein vorsündflutliches Pflaster, in der Belle-Alliancestraße drängten sich noch einstöckige alte Häuser zwischen die modernen Mietpaläste. Aber wenn Parade auf dem Tempelhofer Felde stattfand, so wimmelte es hier von Menschen. Unweit des Palazzo Piper lag der sogenannte Kaiserstein. Bis hierher pflegte der alte Kaiser Wilhelm gewöhnlich in einem Wagen zu fahren, dann erst stieg er zu Pferde. An elektrische Beförderung war natürlich noch nicht zu denken, immerhin hatte der Pferdebahnverkehr eine erkleckliche Ausdehnung genommen. Der Omnibus sah seiner äußeren Gestalt nach genau so aus wie heute, nur kostete der Innenplatz zwanzig, der auf dem Verdeck zehn Pfennige, ohne Rücksicht auf die gefahrene Strecke. Teilstrecken zu billigeren Preisen wurden erst später eingeführt. Droschken erster Klasse gab es nur wenige, und die übrigen waren zum Teil böse Klapperkasten; dafür zahlte man auch nur sechzig Pfennige für die „Tour". Die Rohrpost war (mit fünfzehn Stationen) eben eröffnet worden, über die Einrichtung von Fernsprechstellen las man bereits verschiedenes in den Zeitungen, aber man glaubte noch nicht so recht an diese wunderliche Sache. Lebhaft ging es in den Theatern zu. Am häufigsten war ich in dem nur einige Schritte von meiner Wohnung entfernten Belle Alliance-Theater, das recht gute Kräfte besaß und in dessen Sommergarten bayrische Sänger „bei festlicher Illumination" zu jodeln pflegten. Unten in der Lindenstraße lag das Stadttheater, von Direktor Rosenthal umsichtig, aber erfolglos geleitet, und am Johannistisch das alte Callenbachsche Variété, in dem es ein paar Jahre später Direktor Kruse mit der Spieloper und der Operette versuchte. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater hatten die Meininger ihre ersten Erfolge erzielt; unter der Direktion des „Kladderadatsch"-Hoffmann war es nun die Blütezeit der Pariser und Wiener Operette mit Kräften wie der Stübel, Krén, Meinhardt, Schmidt, mit Swoboda, Max Schulz, Broda, Guthery, Neumann. Aus dem Orpheum in der Alten Jakobsstraße war das Réuniontheater ge-

worden, das dann der Schauspieler Henne nach seinem Namen taufte und das vor kurzem der Komiker Adolph Ernst übernommen hatte, um hier seine lustigen Lokalpossen mit den nie fehlenden Mädchenparaden zu geben. Zu Kroll ging man eigentlich nur zur Zeit der Weihnachtsausstellungen und der Sommeroper. Engel hatte seine Bühne erst kürzlich an Rudolf Bial, den bisherigen Kapellmeister des Wallnertheaters, verpachtet, aber Bial hatte wenig Glück, obschon er mit den Gastspielen der Patti und der Gerster ganz Berlin auf die Beine brachte. Von den kleinen Bühnen war das American-Theater in der Dresdner Straße besonders beliebt. Unter der Direktion Heinsdorf und Reiff genoß es eine Zeitlang sogar eine gewisse Berühmtheit, wenn Reiff seine burleske Szene „Hirsch in der Tanzstunde" zum Besten gab; dann hielt eine lange Reihe von Equipagen vor dem schmucklosen kleinen Bau, und in den Logen drängte sich ein Publikum von hier ungewohnter Eleganz. Das ganze Theaterchen war eigentlich nur eine Bude, die Bühne winzig, das Orchester ein „kreuzsaitiges", d. h. ein Pianino, auf dem Kapellmeister Thiele den Singsang begleitete. Das sogenannte Parkett bestand aus einigen Dutzend Tischen, an denen man sein Glas Bier trinken und so das Materielle mit dem Ästhetischen glücklich vereinen konnte. Das Publikum bildete eine seltsame Mischung von kleinen Leuten aus der Nachbarschaft, Studenten und Offizieren in Zivil, die gern die Gelegenheit zu einem fröhlichen Radau benützten. So entsinne ich mich, daß eine kleine „Bande joyeuse" von übermütigen Kameraden es einmal fertig bekam, meinen harmlosen großen Bruder mit polizeilicher Allgewalt aus dem Lokal entfernen zu lassen; nachdem er selbst mit lachendem Widerstreben an die frische Luft befördert worden war, folgten wir übrigen ihm im Gänsemarsch unter Absingung des weltberühmten Liedes aus „Hirsch in der Tanzstunde": „Eins, zwei, drei, an der Magd vorbei, an der Magd, an der Frau, an der Bank vorbei, auf den Platz zwei, drei! . . ."

Mit einer hübschen Soubrette des Theaterchens hatte ich damals eine kleine Liebschaft angeknüpft, die mich jahrelang vor anderen Dummheiten schützte und der ich noch heute ein freundliches Gedenken bewahre. Da war ich denn nun natürlich viel in dem närrischen Musenstall, in dem der sogenannte Urkomische Bendix und die Gebrüder Richter, ein paar Tanzkomiker, die eigentlich Vater und Sohn waren, die Hauptstützen der Vorführungen bildeten. Bendix dichtete sich seine ulkigen Berliner Soloszenen selbst, die in mancher Beziehung an die Eckensteher Nante-Literatur der vierziger Jahre erinnerten; auch die Gebrüder Richter waren erfinderische Leute und riefen allabendlich mit ihrer parodistischen „Feuerwehr in Posemuckel" ungeheure Lachstürme wach. Zwischen die Einzelvorträge waren kleine einaktige Possen und Operetten eingeschoben, für die man Hausdichter hatte, die Herren Linderer und Franz. Linderer war ein kleiner, schüchterner jüdischer Herr, Franz ein verbummeltes Genie, immer schwankend zwischen ausgelassener Lustigkeit und schwarzer Melancholie. Er war der eigentliche „Dramaturg" des American-Theaters, ein Original von reinstem Wasser, der sich seine Papierwäsche selbst zuschnitt und in seiner großen Gutherzigkeit den letzten Groschen mit andern teilte. Sein Haupterwerb bestand darin, daß er bekannten Bühnenschriftstellern Stoffe, Szenen und ganze Stücke lieferte; besonders mit Eduard Jacobson, dem Verfasser zahlloser Possen, stand er in reger Verbindung. Er hatte auch sonst eine recht gewandte Feder; ein bissiger Artikel, den er anonym über Oskar Blumenthals dramatisches Erstlingswerk „Wir Abgeordneten" in der ‚Germania' veröffentlichte, erregte berechtigtes Aufsehen. Das American-Theater war derzeit ein so eigenartiges Lokal, daß es von mancherlei Berühmtheiten aufgesucht wurde. So sah ich Emil Brachvogel dort einmal kurz vor seinem Tode, den Grafen Wilhelm von Bismarck, den Hofmarschall Grafen Perponcher mit dem Oberjägermeister von Meyrinck, den Seiltänzer Blondin, der schon den Sechzig nahe war, aber noch immer seine Promenaden auf Stelzen auf dem gespannten Drahtseil unternahm — eines Abends auch Rossi, der in Berlin gastierte und sich so köstlich amüsierte, daß er nach der Vorstellung noch mit der ganzen Schauspielergesellschaft ein paar Stunden in der kleinen Kneipe rechts vom Theatereingang zusammenblieb, Sekt auffahren ließ, unaufhörlich deutsch-französisch radebrechte und schließlich über ein paar Stühle sprang, um die körperliche Gewandtheit seiner fünfzig Jahre sinnfällig zu zeigen. Später traf ich ihn im Hause der liebenswürdigen Frau v. L. wieder, in dem viele Schauspieler verkehrten, u. a. Siegwart Friedmann und Barnay, und wo er wie ein Fürst gefeiert wurde, was ihm gar nicht recht behagte.

Inzwischen hatte ich auch neue schriftstellerische Verbindungen gefunden, in Berlin vor allem mit der Nationalzeitung, bei der mich Frenzel und der damalige Besitzer Salomon begünstigten, und mit dem Kleinen Journal, das der Allerweltsmann Strousberg ins Leben gerufen hatte, um sich nach dem Zusammenbruch seiner Existenz einen neuen Aufschwung zu geben. Das Blatt, das später mannigfache Wandlungen durchmachte, war ursprünglich nach dem Muster des Pariser „Petit Journal" begründet worden und hatte eine Reihe tüchtiger Mitarbeiter, zu denen u. a. auch Lindau, Franzos, Lindner, Lorm, Bulthaupt, die Hohenhausen, Hopfen und Emma Vely gehörten. Paul Lindau hatte einmal (anonym) ein sehr unterhaltendes Feuilleton „Morgenstündchen einer Primadonna" für das Blatt geschrieben, in dem er eine Anzahl Bettelbriefe meist



Die Kathedrale zu Laon
Radierung von Prof. Conrad Sutter

höchst komischer Art wiedergab, die an die Adelina Patti gerichtet waren; ein paar Verfasser dieser Bettelbriefe wollten daraufhin, obwohl ihre Namen gar nicht genannt worden, klagbar werden, und Strousberg mußte sich erst mit ihnen ins Einvernehmen setzen, um einem Skandalprozeß vorzubeugen. Der große Mann von einst hatte viel von seiner geistigen und geschäftlichen Elastizität verloren, war aber immer noch eine recht interessante Erscheinung und, wenn er in Stimmung war, ein glänzender Plauderer. Zuweilen hatte er auch noch abgeschwächte Anwandlungen seiner früheren Großmannssucht. Karl Emil Franzos erzählte mir gelegentlich, er sei einmal, von Wien kommend, bei ihm gewesen, um eine Anzahl Feuilletons mit ihm zu verabreden. Man setzte den Preis für ein Feuilleton auf hundert Mark fest, und als Franzos zögernd fragte, ob er auch auf regelmäßige Abrechnung zählen dürfe, sah Strousberg ihn erstaunt an, klingelte dann, ließ den Kassierer kommen und rief ihm zu: „Zahlen Sie Herrn Franzos fünfzehnhundert Mark Vorschuß für zu liefernde Ware!" — Der Hauptleiter der Politik war ein gewisser Stern, der lange in Paris als Korrespondent gelebt und in Brüssel den ‚Nord' gegründet hatte, aber nun schon ein bißchen konfus geworden war; er wurde dann von einem grimmen alten Leitartikler, Dr. Zehlicke, ersetzt, der die lauwarme Politik des Juste milieu allmählich in ein konservatives Fahrwasser überleitete. Das Feuilleton hatte Adolf Gerstmann, die tägliche Beilage ‚Kleines Damen-Journal' ein aus Amerika gekommener, höchst gewandter Journalist namens Ehrenberg, der sich aber Dr. Carlotta nannte und mit seinen immer neuen Plänen ausgezeichnet zu Strousberg paßte.

Eine eigene kleine Redaktion führte ich nebenbei. Mein Bruder war mit einem Herrn von Glasenapp befreundet, einem ehemaligen Leutnant der Ziethenhusaren, der dann einen Verlag für militärwissenschaftliche Literatur, die ‚Militaria' begründet hatte, in dem die ‚Neuen militärischen Blätter' und die ‚Unteroffizier-Zeitung' erschienen. Für diese hatte ich schon von meiner Garnison aus mancherlei Kleinigkeiten geschrieben, und als Glasenapp mir nun die Redaktion anbot, nahm ich sie an trotz des winzigen Gehalts, das er mir zahlen konnte. Glasenapp war ein prachtvoller Mensch, steckte auch voller Energie. Er hatte eine volkstümliche Geschichte des Krieges Siebzig-Einundsiebzig verfaßt: das Manuskript verbrannte ihm, und ohne zu zögern, setzte er sich hin und schrieb die ganze Arbeit noch einmal. Aber er kam nie aus den Geldschwulitäten heraus. Wollte man Honorar bei ihm abholen, so geschah es wohl, daß er sagte: „Sehn wir mal nach, was in der Kasse ist!" Und dann sah er nach und teilte den Bestand brüderlich. Die Redaktion der ‚Unteroffizier-Zeitung', die ich zwei Jahre führte, war eine kuriose Arbeit. Die Hälfte des Blattes wurde aus anderen Zeitschriften herausgeschnitten, die zweite Hälfte stammte zum großen Teil aus Unteroffizierskreisen, und diese Beiträge mußten natürlich immer erst zurechtgestutzt und druckfähig gemacht werden. Es war aber doch auch wieder sehr spaßhaft, mit dieser Welt und ihrer seltsam einseitigen Gedankenrichtung in Verbindung zu stehen. Man lernte dabei allerhand Neues kennen; das Interessanteste war freilich gewöhnlich das, was nicht gedruckt werden konnte. So erhielt ich einmal den Artikel eines angeblichen Gefreiten: „Wie ich mir einen Leutnant denke," der so voller witziger und boshafter Bemerkungen steckte, daß ihn schon ein überlegener Geist geschrieben haben mußte.

Glücklich entwickelte sich mein Verhältnis zum Schönleinschen Verlag in Stuttgart, der eine ganze Anzahl volkstümlicher Blätter herausgab: das ‚Buch für Alle', die ‚Chronik der Zeit', die ‚Bibliothek des Wissens und der Unterhaltung' und noch andere, die verschiedenen Provinzzeitungen als Unterhaltungsbeilagen beigegeben wurden. Die Redaktion hatte als Grundsatz: spannende Handlung unter Vermeidung sittlicher und sozialer Probleme. Am beliebtesten waren kleine historische Novellen und Kriminalgeschichten, die ich auch zu Haufen lieferte und die immer gut und sofort nach Annahme honoriert wurden. Es war geschäftlich ein ausgezeichneter Verkehr mit den Schönleinschen Redaktionen, aber man mußte sich freilich den gebotenen Vorschriften fügen, und es kam denn auch vor, daß ich dann und wann eine Arbeit unter der Motivierung: „Zu hoch für unsere Blätter" zurückerhielt. Ein anderer würde vielleicht über diesen „literarischen Frondienst" bitter geklagt und die Musen angerufen haben. Daran dachte ich gar nicht. Ich lebte am Schreibtische sehr vergnügt unter Iwan dem Schrecklichen und Ludwig XIV., kämpfte im Dreißigjährigen Kriege und im Aufstand der Niederlande, verkehrte mit Hochstaplern und Falschmünzern und hatte in meinen Pflichtstunden das angenehme Gefühl, auf die gesamte Literatur fröhlich pfeifen zu können. Geschadet hat mir diese „Vergeudung der Arbeitskraft" (wie mir Adolf Glaser gelegentlich mahnend sagte) nicht im geringsten, im Gegenteil, in der Technik, in der Beherrschung des Stoffes und der Einteilung der Materie habe ich dabei mancherlei gelernt. Karl Frenzel erzählte mir einmal von den Erstlingen seiner eigenen Schriftstellerei; in den fünfziger Jahren galten ihm die englischen Sensationsromane noch als mustergültiges Vorbild, und nach diesem Vorbild hatte auch er eine ellenlange Geschichte verfaßt, die „Kette und Einschlag" hieß, die er aber verleugnete, als Robert Prutz ihm gesagt hatte, daß er noch nie so etwas Verrücktes gelesen habe. Frenzel lächelte damals über diese Jugendsünden wie ich heute über die meinen.

Eine hübsche Erinnerung aus jener Zeit

ist mir der erste Schriftstellertag, den man in Weimar feierte. Es strömte da alles zusammen, was Literatur hieß: Hopfen, Lindau, Stettenheim, August Becker, Gerhard Rohlfs, Grosse, Gerhard von Amyntor (der eben bekannter geworden war), Rittershaus, Blüthgen, Eckstein, Lubliner (derzeit noch Hugo Bürger genannt), Dahn, Fitger, der alte Kletke, L'Arronge, Rudolf Loewenstein, Möllhausen, Franz Nissel, Pasqué, Schweichel, Stinde, Wachenhusen und manche andere. Aber auch die noch Unberühmten fanden sich schnell zusammen: Ernst von Wolzogen, Schulte vom Brühl, Johannes Proelß, Hanstein, meine Wenigkeit und noch ein paar Jüngere bildeten einen Tisch für sich. Vorsitzender war ein alter Herr, der mittelmäßige Romane schrieb, doch ein kreuzbraver Mann war: Friedrich Friedrich, genannt der Doppelfritze. Köstlich war beim Festmahl ein Trinkspruch auf die Damen, den der dicke Rittershaus hielt, und ebenso frisch und sinnig ein zweiter auf das Thüringer Land, den Fedor von Koeppen bei dem Frühstück ausbrachte, das uns der Großherzog auf der Wartburg gab und bei dem der Generalintendant Baron Loën und der Kammerherr Graf Wedel den hohen Gastgeber vertraten.

Fedor von Koeppen, der in seinen vaterländischen Gedichten den Spuren Fontanes folgte, lebte um diese Zeit noch in Leipzig, siedelte aber bald nach Berlin über, wo ich ihn zuerst bei dem fünfzigjährigen Jubiläumsfest des Tunnels über der Spree wiedersah. Dieser altberühmte literarische Verein existierte also wirklich noch, und bei dem Jubiläum (das sich übrigens nicht genau nach dem Gründungsdatum richtete) fanden sich mit erstaunten Gesichtern zahlreiche ehemalige Mitglieder zusammen, die den Tunnel für längst sanft entschlummert hielten. Koeppen war Vorsitzender, das „angebetete Haupt", und führte das Zepter mit der vergoldeten Eule; Kassierer war ein schwärmerisch veranlagter Photograph, ein verdrehtes Huhn, dessen fürchterliche Gedichte nur von seinen intimsten Freunden bewundert wurden, der aber von brennendem poetischem Ehrgeiz beseelt war und es verstand, nach und nach den letzten Rest der alten Tunnelherrlichkeit an sich zu reißen. Ebenso war der Schriftführer Wilhelm Grothe eine merkwürdige Persönlichkeit, ein früherer Schauspieler, dann Buchhändler, endlich Schriftsteller, der eine Masse abenteuerlicher Romane geschrieben hatte, aber nie auf den grünen Zweig kam und jedesmal vom heulenden Elend gepackt wurde, wenn er ein Gläschen zuviel trank: Alles in allem ein absonderliches Menschenkind. Zu den Besuchern jenes Tunnelfestes gehörten auch Heinrich Seidel, Fontane, Heyse (der zufällig in Berlin war), Loewenstein, der eins seiner reizenden Kinderlieder vortrug, der Oberkapellmeister Wilhelm Taubert, der Justizminister Friedberg, Geheimrat Kette, der Militärschriftsteller Max Jähns und Herr Wollheim da Fonseca, alles alte Mitglieder, manche von Begründung des Vereins durch Saphir an. Den Chevalier Anton Wollheim da Fonseca sehe ich noch vor mir: einen kleinen, dicken jüdischen Herrn im Frack mit weißer Weste und mit bunten Ordensbändern beladen, eine fabelhaft komische Figur und ein höchst witziger Mensch, der bei der Beurteilung der vorgetragenen „Späne" auch seiner Bosheit keine Zügel anlegte. Er hatte ein abenteuerliches Leben als Journalist, Theaterdirektor und diplomatisches Reptil hinter sich, beherrschte dreißig Sprachen, hatte sich in aller Welt herumgetrieben und in Portugal auch die Chevalierwürde mit der Namensbelehnung da Fonseca geholt und lebte nun in Berlin, an seinen farbigen Erinnerungen arbeitend. Der literarische Erfolg des Abends war jedenfalls so, daß mir Heinrich Seidel, damals ein stattlicher Dreißiger, sagte, es wäre doch besser gewesen, wenn der Tunnel das Stiftungsfest nicht mehr erlebt hätte. Für mich war die Bekanntschaft mit Fontane am interessantesten, den ich später öfters in seiner traulichen Mansardenwohnung im Johanniterhause der Potsdamer Straße besuchen durfte und von dem ich auch noch einige Briefe aufbewahre, die dartun, mit welcher Herzensgüte er den jungen Anfänger zu fördern versuchte. Die Tunnelgesellschaft besuchte ich noch zwei- oder dreimal, gemeinsam mit Hans Herrig. Sie tagte in der Wohnung ihres Kassierers, des Photographen, führte aber nur noch ein Scheindasein. Schließlich wurde mir die Sache langweilig, und da blieb ich dann fort.

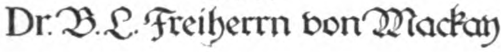
Der Kranz

Ich habe um meine schmerzende Stirn
Einen Kranz von Rosen getragen,
Auf daß deine Augen nicht fragend irr'n
Um Wunden, die einst du geschlagen.

Ich reichte dir meine Hände zum Tanz
Und habe dein Lachen geduldet,
Aufjauchzte das Lied — da fiel der Kranz —
Da sahst du, was du verschuldet . . .

Ruth von Ostau

Mare balticum



von

Dr. B. L. Freiherrn von Mackay



Die Einnahme von Riga war ein wuchtiger Schlag, der Deutschland die Herrschaft über das baltische Land, aber keineswegs über die Ostsee sicherte: so wenig, wie etwa Rußland schon Herr des Ostflügels des Mittelmeers gewesen wäre, wenn seine Heere den überspannten zarischen Machtträumen gemäß in Konstantinopel einzumarschieren vermocht hätten. Erst mit der Eroberung Ösels und sämtlicher dem Rigaischen Busen vorgelagerten Inseln eröffnete sich uns der Blick ins freie ‚Schwabenmeer‘, wie einst das große nördliche Staubecken des Atlantischen Ozeans genannt wurde. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier, wie der Krieg gleich einem Hephata-Wort wirkt, das die Schleier der Blindheit für nächstliegende und doch überaus wichtige Weltmacht-Schicksalsfragen von den Augen nimmt. Wer hat sich früher die Mühe genommen, über das Wesen des Ostseeproblems, seine geschichtlichen Wurzeln und seine Bedeutung in den Kämpfen und politischen Krisen zwischen den europäischen Staaten nachzudenken? Gemeinhin lullte sich der deutsche Michel in dem selbstzufriedenen Bewußtsein ein, daß seine Flagge im Handel auf der Ostsee die erste Stelle behauptete, daß wohl im finnischen Hinterhalt Rußland als militärisch bedrohlicher, aber zur See trotz allen Rüstungen ungefährlicher Feind lauerte, daß im übrigen jedoch an dieser Front das Einkreisungssystem der Entente unwirksam sei, weil die Dreizackgewalt Albions sich nicht hierher, vor die Tore Mitteleuropas, erstrecke. Tatsächlich waren derlei Urteile im Grunde nichts als ein neuer Beweis für die vielberedeten Schwächen unseres politischen Denkvermögens, insbesondere dafür, daß wir das Wesen der englischen Staatskunst nach unserer eigenen Art beurteilen und ihr keine Ziele zutrauen, die uns auf den ersten Blick phantastisch erscheinen. Für den selbstüberzeugten Engländer gibt es keine Utopie des politisch Erreichbaren, soweit die Erde reicht. Er versucht alles. Jedes Ziel erscheint ihm greifbar, namentlich soweit es im Bereich der Ozeane liegt, auf denen er nach höherer Vorsehung Herr ist; erreicht er es nicht voll nach weitausschauendem Plan, so weiß er doch erfahrungsgemäß, daß mindestens im Wege von Ausgleichsgeschäften sich Gewinne für den britischen Handel und zur Erweiterung und Vervollkommnung des über alle Meere sich ausbreitenden Systems von Flottenstützpunkten herausschlagen lassen. Dementsprechend ist die ganze Geschichte des Ostsee-Machtgebiets und des Streits der Ufervölker um den Vorrang auf seinen Gewässern gleichsam ein fortlaufendes Filmband, das in wechselnden Bildern die Künste und Kniffe, die teils auf geschickte Bündnispolitik, teils auf Flottengewalt sich stützende Taktik Londons zur Begründung und Entwicklung seiner Herrschaft über Wogen und schwimmende Waren auf allen Meeresteilen veranschaulicht. Es erscheint gewiß heute zeitgemäß, den Teil der Geschichte Europas, dessen Laufwelle die Ostsee war, von diesem Gesichtspunkt aus näher zu betrachten.

Pytheas von Massilia (Marseille) nannte die Bewohner der Ostsee Guttonen, was wahrscheinlich soviel wie Goten heißen soll, und wollte dort die große Insel Basilia entdeckt haben, die, wie Plinius behauptet, nichts anderes gewesen sei als die Nordseeinsel Abalus. Trotzdem leitet man von jenem Basilia oder Baltia den Namen Baltisches Meer ab: verschwommen wie die ganze politische Vergangenheit des Nordens ist so das erste Aufdämmern von Sonnenlicht durch die Wolken über die Ostsee. Meinte der griechische Seefahrer etwa die Insel Wollin, das sagenhafte Vineta, wo die Wikinger die Jomsburg errichtet und sich weit und breit gefürchtet machten? Jedenfalls brandet plötzlich von dort, von der ultima Thule, eine Springflut auf, deren Wellengang die ganze Alte Welt in Aufruhr versetzt. Die ersten Wikingerfahrten des 8. bis 10. Jahrhunderts waren nichts als Seeräuberzüge; als die ‚Ostmannen‘ England als Beute einzuheimsen gedachten, mußten sie der überlegenen Feldherrenkraft Alfreds des Großen sich beugen, sich taufen lassen und seine Oberhoheit anerkennen. Jetzt aber werden die Normannen Staatengründer. Nachdem der fanatische Etelred II. in der Briccius-Bartholomäusnacht alle auf seinem Reichsboden seßhaften Dänen hatte ermorden lassen, um sich von der Tributbürde des Dänengeldes zu befreien, beginnt unter König Svend Gabelbart die dänische Eroberung Englands, die der große Knut vollendet. Auf französischem Boden setzen sich normännische Seefahrer nach dem Tod des Grafen Odo, der Paris vor ihren Angriffen geschützt hatte, in der römischen Gallia Lugdunensis secunda, und zwar im Gebiet von Rouen fest, und erhalten es von Karl dem Einfältigen als Kronlehen, das sich allmählich bis zur Bretagne ausdehnt. Welche Rolle sie schließlich als Waräger unter ihren Füh-

rern Rurik, Sineus, Truwor als Begründer des Nowgorodschen Reichs gespielt haben, von dem aus sie dem Lauf des Dnjepr folgend bis zur Ukraina und dem Schwarzen Meer und schließlich sogar nach Konstantinopel gelangten, wo schon 935 eine Waräger-Leibwache zur Stütze des schwankenden byzantinischen Thrones eingesetzt wurde, ist allbekannt.

Mit dem 12. Jahrhundert hat sich, dank der Uneinigkeit der skandinavischen Mächte, die in der Kalmarischen Union nur eine papierne Aussöhnung fand, das Szenenbild vollkommen geändert, und es erscheint als Herr der Ostsee eine kaufmännische Genossenschaft, die deutsche Hansa. Die Haupthandelskontore der Hansa im 12. Jahrhundert waren Brügge und Wisby: das eine für die handelswirtschaftliche Beherrschung der Nordsee, das andere für den gleichen Zweck in der Ostsee. Die Macht der großen Hafenstadt auf Gotland ging dann im 13. Jahrhundert auf Lübeck über, als sie von dem Dänenkönig Waldemar Atterdag erobert und furchtbar ausgeplündert, ihr Handel durch willkürliche Zwangsmaßregeln unterbunden wurde. Jetzt verbanden sich die Kontore in der Konföderation von Köln zum Zweck, die Sperre, die man in Kopenhagen zwischen ihrem Nord- und Ostseekreis aufzurichten gedachte, durchzustoßen; 1369 wurde der hundertjährige Krieg zwischen Lübeck und Kopenhagen durch dessen Eroberung entschieden; Albrecht von Mecklenburg, der Schwestersohn des Magnus Erikssohn, erlangte mit Hilfe der Hansa den schwedischen Thron, diese erhielt dafür das ‚Große Privilegium' von 1368, und nun stieg die Macht des Bundes zum Zenit. Das mare balticum und alle seine Küstengebiete standen in der Sonne glänzenden handels- und verkehrswirtschaftlichen Aufschwunges: ein kräftig fließender Wechselstrom des Güteraustausches zog von den Gebieten der Oder und Weichsel zu den Ostseegestaden und von dort aus in vielfacher Verzweigung östlich bis Nowgorod, dem russischen Hauptkontor der Hansa, westlich zur Nordsee, zu den flandrischen Küsten und bis zum Stahlhof an der Themse. Diese Flut aber trug zugleich das Volk der Prussi oder Pruzzen, das heißt der klugen, wissenden Preußen zur nationalen Machtentfaltung und handelspolitischen Bedeutung empor. Ihre Kaufleute brachten aus Polen, Ungarn und Moskowien Güter allerart herbei, die dann auf den Wogen der Ostsee westwärts, meist nach England schwammen; es erscheint ebenso bemerkenswert, daß diese Waren, Getreide, Hölzer, Erzeugnisse der Weberei und Spinnerei, schon damals dieselben waren, die noch heute im britisch-russischen Handel die erste Rolle spielen, wie es charakteristisch ist, daß schon zu jener Zeit die Engländer versuchten, sich durch Kapitulationen mit den Hochmeistern des Deutschen Ordens besondere Vorrechte für ihre Kaufleute in den preußischen Häfen zu sichern, also eine Art ‚Einflußsphärenpolitik' zu betreiben. Ständige Reibereien waren die Folge solcher Ansprüche, die aber doch niemals eine bedrohliche Schärfe aus dem einfachen Grunde annahmen, weil England bei seinen Flottenbauten auf den über Preußen gehenden Holzhandel durchaus angewiesen war. Unterdessen sank aber der Stern der Hansa immer tiefer aus doppeltem Grund. Sie hatte noch kein geeintes, sondern nur ein in sich zerrissenes, haderndes Deutschland hinter sich, das unfähig zu kraftvollem Schutz ihrer Flagge in den Kämpfen gegen neidische Mächte war, das vielmehr gerade durch seine Uneinigkeit selbst an den Wurzeln der Macht des Bundes, des ersten Schrittmachers deutscher Seegeltung, fraß. Denn die Binnenstädte, die vom Hansebetrieb keinen unmittelbaren Vorteil hatten, machten sich unter erstarkender Fürstengewalt von ihm los; die selbstsüchtige Politik Lübecks unter seinem berühmten Bürgermeister Wullenweber bewirkte den Zusammenschluß des burgundisch gewordenen Hollands mit Dänemark zur Abschüttelung des Stapelzwangs, und der Seekrieg, der ob der Streitsache entbrannte, endete mit dem Kopenhagener Frieden (1441), der scheinbar noch einmal das Machtgebot der Hanse aufrechterhielt, in Wirklichkeit aber schon den Verlust des Nordsee-Einflußgebiets besiegelte. Der andere Grund des Verfalls der Hanse lag in ihrer Politik selbst, deren Geist oft und mit Recht in Vergleich zur Taktik gestellt worden ist, auf deren Grundlage England sein Weltreich aufbaute. Wie Großbritannien in seiner Gründerperiode, arbeitete die Hanse vorab nach der Norm der mittelbaren Machtgewinnung. Sie verzichtete auf Landeshoheitsrechte, dachte nicht daran, Landheere zur Verteidigung der Vorrechte und Einflußgebiete, die sie überall sich zu sichern wußte, zu unterhalten, schützte diese aber sehr wirksam durch ihre überlegene Flotte und durch das System, alle für ihren ‚nassen Imperialismus' strategisch ausschlaggebenden Stützpunkte fremder Länder möglichst fest in den Griff zu bekommen.

Noch zwar hielt der Bund den Ostseekreis fest in der Faust: mit der Entthronung König Christians II. hatte Lübeck im Verein mit Danzig seinen Zweck, die Auflösung der ihrer Macht gefährlichen skandinavischen Union erreicht. Dafür aber entstanden zwei andere, gefährliche Gegner: England im Westen, Rußland im Osten. Das Auftreten Gustav Adolphs als Beschützer der protestantischen Lehre in Deutschland hatte zunächst, nach den siegreichen Kämpfen des großen nordischen Heerführers gegen Polen und Rußland, den erhofften Erfolg, daß Schweden durch den im Westfälischen Frieden ihm zuerkannten Ländergewinn, der die Herzogtümer Bremen, Verden, Vorpommern, halb Hinterpommern und Wismar umfaßte, zu der das ganze Ostseegebiet beherrschenden skandinavischen Vormacht wurde. Karl X. befestigte dieses Ansehen durch seine kühnen

Unternehmungen gegen Polen und Alexej Michailowitsch noch mehr; aber das große Erbe, das er hinterließ, wurde — schmählich! — von den Vormündern seines Sohnes vertan. So war die Bahn freigemacht für Rußlands Vorstoß gegen Vordereuropa hin.

Schon im 14. Jahrhundert hatte man in Moskau, angelockt durch den Fischreichtum des Nördlichen Eismeers, ein Auge auf Norwegen geworfen; Grenzstreitigkeiten mit dem damals ohnmächtigen, von Dänemark regierten Königreich führten zu einem Vertrag, der die Linie des Lyngenfjords unweit Trömsö als Grenze festsetzte. 1553 wurde dann von englischen merchant adventurers die Durchfahrt zum Eismeer gefunden und dazu benutzt, von Archangel nach Moskau eine Handelsstraße zu eröffnen und so den britischen Einfluß in Rußland zu stärken. Hundert Jahre später bewilligte das Londoner Rumpfparlament die Navigationsakte, um das Monopol der Holländer im überseeischen Frachtverkehr zu brechen und die Nordsee zu einem britischen Teich zu machen. Aber nicht genug damit! Cromwell, der geistige Vater des britischen Imperialismus in der typischen Form der Verbindung von puritanisch-muckerischem Glaubenseifer und genialem Geschäftssinn, er, der als erster auf Gibraltar als begehrenswerten Besitz hinwies, gründete zugleich seinen Protestantenbund zum offenkundigen Zweck, England im ganzen Handelsbereich der nordgermanischen Völker die Führerschaft zu sichern, und ließ, um der Durchführung dieses Planes willen, ein großes Geschwader in der Ostsee einlaufen; nur der Vorrang, den die dringlichere Eroberung Jamaikas und die Brandschatzung der Widersacher des Lord-Protektors im Mittelmeer für England beanspruchte, bewirkte, daß der Entwurf nicht durchschlagkräftig zu Ende geführt wurde. Immerhin hatten sich die Briten eine Reihe ‚Residenzen' in den wichtigsten Hafenstädten der Ostsee wie Riga, Danzig, Lübeck geschaffen und, wie es in einem alten Rigaischen Bericht heißt, „den größesten Teil des Trafique mit Kramgut und des ausländischen Negoce" an sich gerissen, als Peter der Große die Regierung antrat und, gemäß seinem weitschweifenden Programm über die Erhebung des Moskowiterstaats auf die Stufe eines Weltreichs ersten Rangs durch die Eroberung der Türkei, Polens, selbst Persiens, vor allem an der Ostsee Rußland die Tür zum warmen Meer freizumachen strebte. Um dieses Ziels willen führte er den zwanzigjährigen nordischen Krieg, der Rußland in die Reihe der Seemächte rückte; damit aber und mit jenen gegen Konstantinopel und den Persischen Golf gerichteten Plänen schlug er auch schon das ganze Register der Gegensätze zu England an, die heute durch die Ententeverbrüderung künstlich zugedeckt, sicherlich jedoch nicht abgeschliffen sind. Der ritterlich-draufgängerische Karl XII., der große Held dieses Kriegsdramas, stürzte sich nicht mutwillig, wie es die englische Geschichtsklitterung will, auf Seeland und von da auf Kopenhagen, sondern in der durch die politische Lage notwendig geforderten Taktik, der Verschwörung zuvorzukommen, die gegen ihn durch Peter, August II. von Sachsen und Friedrich IV. von Dänemark angestiftet war und hinter der wieder England als stiller Geschäftsgenosse stand. London kam es zunächst darauf an, Dänemark zu demütigen, dessen überseeischer Handel mit dem Emporblühen Kopenhagens sich kraftvoll entfaltete, und das unter Führung Friedrichs III. nicht nur die übersundischen Lande, sondern auch ganz Schleswig zu gewinnen und damit Herr aller Zufahrten zur Ostsee zu werden drohte. Darauf ging das Spiel weiter. Admiral Norris wurde der Befehl zur Besetzung Kronborgs bei Helsingör gegeben mit der unverhohlenen Absicht, die bei Malmö vor Anker gegangene russische Flotte zu vernichten und sich dauernd am Oeresund festzusetzen; erst im letzten Augenblick ließ man in St. James von dem Plan ab aus Furcht davor, daß der Zar zur Rache kurzen Galgenprozeß mit allen in seinem Reich oder in den eroberten skandinavischen Gebieten greifbaren Briten machen werde.

Darauf verlangte London als Preis für seine Friedrich IV. geleistete, aber im Grunde wirkungslose Hilfe von Dänemark die Abtretung Norwegens an Schweden, um den geschwächten Freund ganz in den Griff zu bekommen; zugleich wurden ständige britische Beobachtungsgeschwader in der Ostsee unterhalten, die teils willkürlich unter schwedischer oder norwegischer Flagge segelnde Schiffe mit Embargo belegten, teils Geleitzwang ausübten und so eine Art britischer Polizei auf den Gefilden der Ostsee einführten. Während des Siebenjährigen Kriegs wurde diese Praxis technisch vervollkommnet. Eben durch die eigentümliche Mischung von Geleit-, Embargo- und Kaperrecht, wie sie England liebte, wurden die Zustände der Ostsee-Schiffahrt immer unsicherer, wobei der britische Weizen herrlich blühte, bis sich 1794 die drei skandinavischen Reiche zu einem Bund für wechselseitige Verteidigung der Neutralität verbanden. Jetzt erst zeigte der Brite unverhüllt sein wahres Gesicht. Er forderte von Dänemark willkürlich und herausfordernd die Einstellung alles Handels mit Frankreich; darob kam es zum offenen Streit, der schließlich sich dahin zuspitzte, daß vom Union Jack alle dänischen und schwedischen Schiffe, deren er habhaft werden konnte, mit Arrest belegt wurden, und daß er schließlich mit großem Geschader vor der Reede von Kopenhagen erschien, um die ‚pfandweise' Auslieferung der dänischen Flotte zu erzwingen, worauf die berühmte Beschießung der offenen Stadt mitten im Frieden vor sich ging, bei der sich Nelson mit zweifelhaftem Ruhm bedeckte. Sechs Jahre später erfolgte der ebenso schmachvoll diplomatisch vorbereitete wie militärisch gewissen-

los durchgeführte und jeden Völkerrechts spottende zweite Überfall auf Kopenhagen mit der Wirkung, daß Friedrich VI. sein Los in die Urne Napoleons warf, damit vom Regen in die Traufe kam und, nachdem England die vom Korsen geschmiedete Waffe der Festlandssperre zunichte gemacht hatte, zum Kieler Frieden sich bequemen, Helgoland an Großbritannien, Norwegen mit Ausnahme von Island an Schweden abtreten mußte. Die Einigkeit der nordischen Mächte blieb auch diesmal wie zuzeiten der Kalmarer Union ein blutloser Schemen. Im Zeichen kurzsichtiger Kirchturmpolitik sank Skandinavien in den Halbschlummer, aus dem es noch heute nicht recht zu erwachen vermag, und nun wandte sich Großbritannien, das, je mehr es in Mittelasien seine Weltmacht auszubreiten begann, ein desto schrofferer Gegner Rußlands wurde, mit ganzer Macht gegen Petersburg. 1854, also im selben Jahr, da mit dem Beginn des Krimkriegs die Verbündeten an den taurischen Gestaden landeten, fuhr eine nach damaligen Begriffen gewaltige Armada der Verbündeten von vierzig Schiffen und über zweitausend Geschützen in die Ostsee ein, eroberte Bomarsund und ging erst bei Helsingfors und dann bei Reval vor Anker, um die russischen Häfen zu blockieren. Ihr Vorhaben, sich Kronstadts zu bemächtigen, scheiterte freilich ebenso wie der Plan der Eroberung Sveaborgs mangels genügender Truppenmacht; die Angreifer mußten sich mit der wirkungslosen Verwüstung festländischen Küstengebiets zufriedengeben, und dem zwitterhaften Kriegsergebnis entsprach der in Paris geschlossene Friedensvertrag, in dem England nur soviel erreichte, daß Rußland verboten wurde, vor den Toren Stockholms auf dem ‚Malta der Ostsee' ein Zwinguri zur Beherrschung des Ostseehandels aufzurichten.

Die geschichtliche Entwicklung der baltischen Machtfrage ist so geradezu ein klassisches Beispiel für die Wahrheit jenes bekannten Bildes Washington Irvings von der Spinne England, die das Fädennetz ihrer Seetyrannei über die ganze Welt gesponnen und, raublüstern auf ihrer Insel lauernd, allenthalben ihre Beute zusammengerafft habe. Das Wesen der modernen Londoner Ostseepolitik ist das Spiegelbild dieser altüberlieferten Methoden. Nachdem sich England mit Rußland im mittelasiatischen Vertrag verständigt hatte, sollten die Mittelmächte in einem weltumspannenden Ring erdrosselt werden: im Bereich des Indischen Meers waren der Persische Golf, die Straßen von Aden und Suez die Einkreisungsbollwerke, im Mittelmeer Zypern, Malta, Gibraltar, Tanger, sowie das am Tau der britischen Ententebündelei festgemachte Frankreich und Italien, in der Nordsee das in aller Heimlichkeit gleichfalls angekettete Belgien; an der Ostsee aber sollten Rußland und die schwedisch-skandinavischen Staaten die dienstbaren Geister des Machtehrgeizes Weltbritanniens werden.

Die kürzeste Verbindung zwischen Petersburg und England geht über Finnland, die Alandinseln, das schwedische Seengebiet nach Gotenburg und von da zum Tynemouth nach Jarrow, South Shields, Newcastle oder zum Humber, nach Grimsby und Hull. Schweden dachte schon vor dem Krieg an die Schaffung eines Dampffährendienstes von Stockholm nach Baltischport und Reval einerseits, von Gotenburg nach der Tynemündung andererseits; diese Entwürfe sollten nunmehr nach Londoner Plänen mittelst der ‚nordischen Weltlinie' in großzügigem Stil durchgeführt werden. Ein gewaltiges Trajekt mit der Leistungsfähigkeit mittlerer Seedampfer sollte zunächst Grimsby oder Newcastle mit Gotenburg verbinden, von dort der Verkehr über Land auf der Vestergötlandbahn nach Stockholm und auf einer neu zu bauenden Linie nach Kappelskär (südlich Björkö) und weiter, wiederum durch Fährendienst nach Åbo geleitet werden, von wo aus die Reise auf den finnischen Bahnen nach Petersburg fortzusetzen gewesen wäre. Man rechnete auf eine Gesamtfahrzeit von annähernd fünfzig Stunden, gedachte damit die Verbindung durch das ‚Hunnenland' über Vlissingen-Berlin, die immer noch um drei Stunden kürzer ist, aus dem Feld zu schlagen, und rechnete dabei geschickt mit dem Umstand, daß Schweden darauf bedacht sein mußte, die ungemeinen Vorteile des Durchgangsverkehrs einzuheimsen. An diese Entwürfe schlossen sich logisch die bekannten britischen ‚Pachtgeschäfte' im baltischen Küstenland an. Ösel wurde in der Kriegszeit ein Ostsee-Kreta Englands. Auf der Halbinsel Sworbe waren britische Ingenieure seit Jahr und Tag mit den Vorbereitungen für Anlage starker Befestigungen, natürlich zum ‚Schutz Rußlands', beschäftigt. Die nordwestlich einschneidende Bucht von Tagelacht war nach Londoner Berichten leicht zu einem geräumigen Kriegshafen auszubauen. Dagö, Worms, Moon, das ganze Inselreich, das sich Estland westlich vorgelagert, zusamt allen Sunden und Durchfahrten waren von den Briten genau vermessen. Auf Papenholm wurde eine russische Station für Wasserflieger eingerichtet, über deren Zinnen der Union Jack wehte; die periodisch vom Generalstab gemeldeten Angriffe unserer Luftstreitkräfte auf die militärischen Anlagen der Inseln galten so im Grunde nicht Rußland, sondern England so gut wie die Flüge über den Kanal. Die Stockholmer Konferenz wurde von englischen Agenten benutzt, um mit den estnischen Abgesandten über Landkäufe in großem Stil zu verhandeln. Hiernach gingen an der livländischen Küste in britischen Besitz über die weitläufigen Herrschaften Wredenhagen, Kurmal, Etz, ferner an der estländischen Küste die Inseln Rogö und Odensholm; beide decken die Reede von Baltischport, das tatsächlich, wie es

schon Peter der Große erkannte, beste Eignung für einen Kriegshafen ersten Ranges besitzt. Wie weit die Meldungen zutreffen, daß sich die Engländer auf den der finnländischen Küste vorgelagerten Inseln Björkö und Hogland heimisch gemacht haben, läßt sich nicht genau feststellen; daß sie aber auch hier planmäßig und betriebsam ihre Ziele genau so verfolgen wie im Süden des Finnischen Busens, geht mit aller Deutlichkeit aus ihrer Tätigkeit in Nikolaistadt hervor. Die Hauptstadt des Läns Wasa, einstmals gleichen Namens wie dieses, 1852 niedergebrannt, zu Ehren Niklaus' I. mit dem neuen Namen umgetauft, ist mit Petersburg durch eine über Tammersfors führende Bahn verbunden und ein Hauptumschlagplatz für Walderzeugnisse und Baumwolle mit gutem Hafen und einer Navigationsschule. Unter britischer Leitung werden nicht nur Bahn und Hafen weiter ausgebaut, sondern sind auch auf der die Einfahrt umflügelnden Wasainselgruppe ganz nach dem Muster von Ösel Befestigungen und Stützpunkte von Wasserflugzeuggeschwadern angelegt worden. Kurz, England hat dort ein zweites Aland geschaffen, ein Bollwerk, das genau so wie jenes als Zwingburg vor Stockholms Toren die schwedische Seefeste Hernösand an der Mündung des Angermanelf bedrohte.

Zu den vielen schiefen Auffassungen über die Verkreuzung der großmächtlichen Gegensätze in der Ostsee gehört vorab die Meinung, Rußland betreibe die widerrechtlichen Befestigungsarbeiten auf Bomarsund hauptsächlich nur um des mittelbaren Zweckes willen, ein Druckmittel zur Freilegung des Wegs nach dem Nordkap hin in der Hand zu haben. Demgegenüber steht die Tatsache fest, daß Ausfalltore an der Murmanküste oder dem Varangerfjord dem zarischen Reich ebensowenig jemals volle Verwirklichung des sehnsüchtig umworbenen Ideals freier Ausfahrt nach dem Meer hin im Norden bieten könnte, wie im Süden und Osten der Persische Golf und das Gelbe Meer, die sämtlich nur die Bedeutung von Gütersammel- und Umschlagplätzen für die Peripherie des zarischen Staatsriesen besitzen würden, Ersatz für die Dardanellen böten. Zudem: hätte selbst Rußland irgendwo in den Lappmarken den freien Atlantischen Ozean erreicht, so wäre sein Marsch in dieser Richtung auf letzter Stufe angelangt; weitere Ausdehnungsmöglichkeiten böten sich nicht. England steht zum Sprung nach Island bereit, um ihm eine von den Orkneyinseln über Shetland und Faröer zum Taxafjord hinziehende Kette entgegenzusetzen, die seine Gebieterschaft über das Grenzgebiet vom Atlantischen Ozean und Eismeer sichert. Weiter war es, seitdem Rußland erst die schwarze Erde der Ukraine erobert und dann mit Hilfe der mineralischen Bodenschätze der nördlichen Ufergebiete des Schwarzen Meeres immer mehr den Schwerpunkt der industriellen Entwicklung dorthin verlegt hatte, zur Mode geworden, von dem Übergewicht der wirtschaftlichen Interessen zu sprechen, die Petersburg nach dem Bosporus und dem Mittelmeer wiesen. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse so, daß der Außenhandel Nordrußlands ausgesprochen den Charakter von Kolonialhandel hat; er versorgt den europäischen Westen vorzüglich mit Waren, wie Getreide, Holz, Fellen, Häuten, Flachs, Butter, Eiern, Ölkuchen, und nimmt dafür industrielle Rohstoffe, Halb- und Fertigfabrikate, wie Eisen, Stahl, Maschinen, Kautschuk, Chemikalien, auf. Er überflügelte, nachdem an der Neige des vergangenen Jahrhunderts die südrussischen Häfen die Oberhand gewonnen hatten, diese seit 1900 neuerdings, und England war es, das, während es den Hauptanteil an der Getreideausfuhr der Randländer des Schwarzen Meeres in Anspruch nahm, auch im Norden die Rolle des ersten Handelsherrn spielte; beispielsweise entfielen 1911 von der Gesamteinfuhr Rigas auf England 130, auf Deutschland nur 102, von der Gesamtausfuhr des Platzes auf jenes 145, auf dieses nur 77 Millionen Mark. Es handelt sich so für London beim Blick nach dem Baltikum nicht nur darum, die Einkesselung Deutschlands von den Landfronten her zugleich auch an den Seefronten lückenlos zu machen, sondern England gedachte auch das Moskowiterreich mitsamt seinem reichen sibirischen Hinterland, das heute Pfund und Dollar bundesgenossenschaftlich zu durchdringen und einzudecken suchen, zu einem europäischen Indien, zu einem gewaltigen, ihm dienstbaren Rohstoffversorgungsland zu machen. In der englischen Fachpresse ist dieses Programm mit dem Zartgefühl, das John Bull überall offenbart, wo es um den Handelsprofit geht, ganz offen entwickelt worden; der wenigen Entschleierungen in Rücksicht auf die Ententebrüderschaft entkleidet, besagt es folgendes: Nachdem das zarische Reich umsonst seine Menschenmassen im Ansturm gegen die Mittelmächte hat verbluten lassen, kommt es auf die wirtschaftspolitische Deckung des verfahrenen Bundesgeschäfts an. Selbst wenn Deutschland in Kurland sitzen bliebe, könne England doch kraft überwiegender Machtstellung im Finnischen und Bottnischen Meerbusen unschwer den ganzen russischen Ostseehandel von den deutschen Häfen ablenken, so daß diese ihrer wichtigsten Nährquellen beraubt würden.

Der schmähliche Zusammenbruch all dieser Hoffnungen ist jetzt endgültig besiegelt; alles, was England zur Abwendung der Gefahr der Befestigung deutscher Übermacht im Ostflügel der Ostsee unternommen hat, ist lediglich pour le roi de Prusse geschehen. Welche Enttäuschung! Die ganze Ostsee-Machtfrage schiebt sich auf ein neues Geleise, das freilich, bei Licht besehen, nur die Fortsetzung der zu mittelalterlicher Zeit in Bau genommenen, aber durch endlosen Hader der Uferstaaten immer wieder unterwühlten Fahrbahn ist. Seit dem Verfall

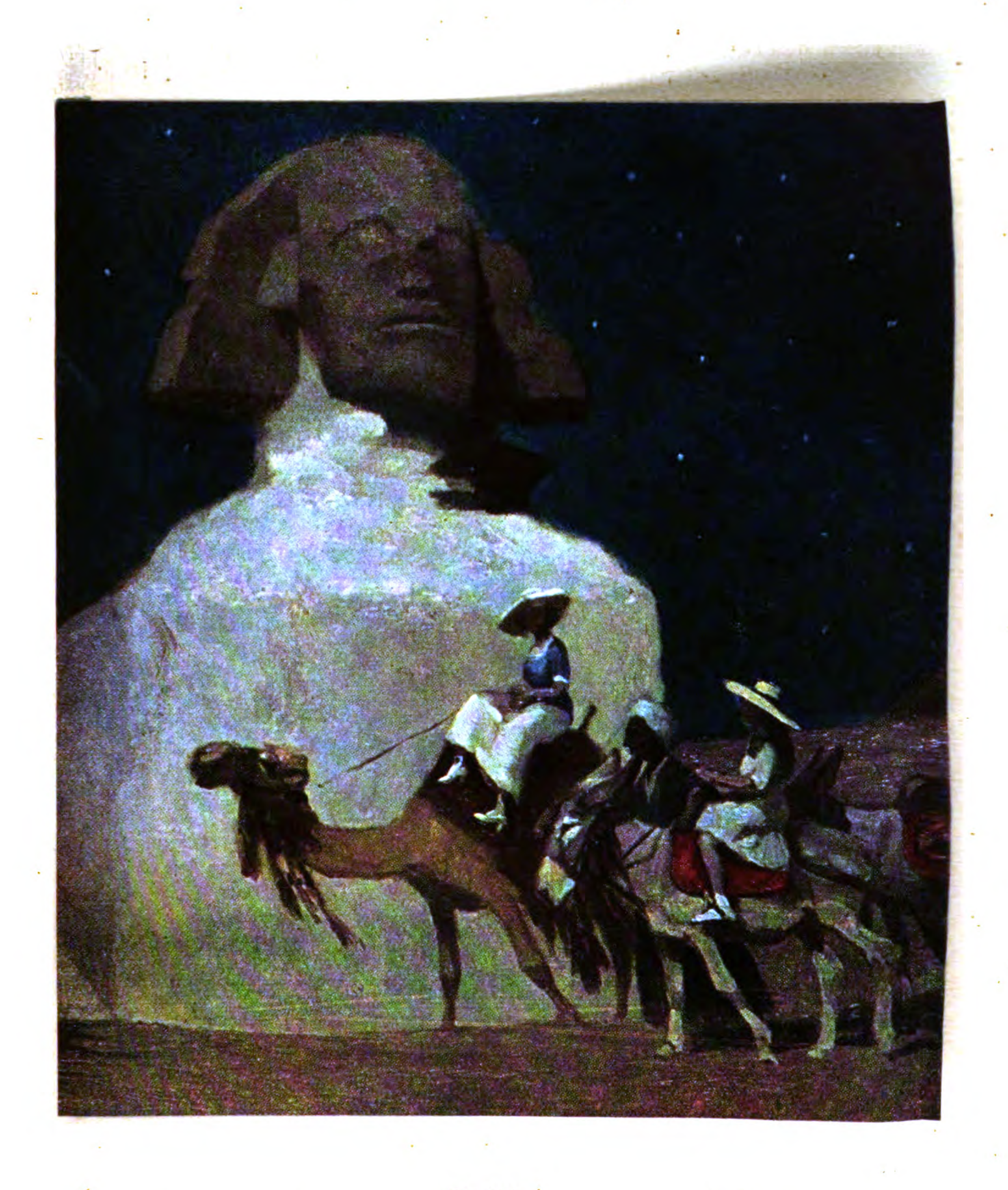
des Hansebundes war die Politik aller Ostsee-Herrenvölker in hundertfältig wechselnder Form daraufhin gerichtet, einen Riegel gegen den doppelten Druck des Zarismus und der Machtanmaßungen Englands vorzuschieben; niemals sind offenbar bessere Vorbedingungen für die endgültige Lösung des Problems, an dem sich ein Albrecht von Mecklenburg, ein Gustav Adolf, Karl X. und XII. umsonst gemüht haben, gegeben gewesen als heute. Finnland befindet sich in ganz ähnlicher Lage wie Schweden; politisch wie wirtschaftlich ist die Voraussetzung der Selbständigkeit, die es gewinnen möchte, Befreiung von doppeltem Druck der britisch-russischen Zange! Was Polen anbelangt, so ist die Legende seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit von Rußland längst zerstört. Dennoch ist soviel richtig: erscheinen die Mittelmächte als Nährquellen für den Strom seines gewerblichen Aufschwungs, so sind das Baltikum und die Ukraina die Hinterländer und die natürlichen Ausmündungsgebiete dieser Flutung für die Aufnahme seiner Erzeugnisse, für deren Bewegung nach den überseeischen Absatzgebieten und zugleich für die Zufuhr der wichtigsten Rohstoffgebiete. Die Gegensätze zwischen dem einstigen Jagiellonenreich, dem Ruthenentum und, wenn auch in geringerem Maße, den Litauern, Esten, Letten sind gewiß alt; über ihre Tiefe aber sollte das Ideal des Ausbaus der mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft in solcher Form ragen, daß deren vorgeschobene Grenzen möglichst dicht an das alte moskowitische Stammland heranreichten und nördlich über Riga und den Bottnischen Busen eine Brücke nach Finnland, südlich über das Schwarze Meer die Verbindung mit dem Balkan und dem kleinasiatischen Flügel des Vierverbands herstellten. Rußland aber?

Die Machtstrebigkeiten Großbritanniens und des einstmals zarischen Reichs kreuzen sich unversöhnlich so gut an den Sunden wie an den Dardanellen. Wie ein Überfall Konstantinopels für Petersburg keinen irgendwie durchschlagenden Erfolge verbürgte, wie es sein Ziel des freien Wegs zum Mittelmeer nur auf dem doppelten Landweg entweder über die untere Donau oder über Armenien erreichen könnte, so wäre eine Beschießung und Bedrängung Stockholms von Aland aus schließlich nur ein Schlag ins Wasser: die Flügel der Doppeltür, die zur Herrschaft über die Ostsee führt, sind Kieler Bucht und Kattegat. Wäre den überschwenglichen Machtträumen der Petersburger Hetzer nicht genau so wie im Schwarzen Meer und am Bosporus, in der Ostsee rechtzeitig ein Riegel vorgeschoben worden, dann hätte sicherlich über kurz oder lang der allrussische Größenwahn mit gleichen Gründen und Anmaßungen, gemäß denen er Konstantinopel für sich in Anspruch nahm, die Schlüssel von Kopenhagen verlangt, freilich lediglich, um am Skagerrak mit England ebenso scharf wie im Bereich der Ägäis zusammenzustoßen und in der Ostsee jede vernünftige, den natürlichen Rechten der Anrainer widersprechende Gleichgewichtsordnung zu zerstören. Schlössen sich aber die skandinavischen Staaten mit Deutschland zu einer Wirtschaftsgemeinschaft zusammen, dann stände Rußland im Norden vor genau derselben Lage wie im Süden: vor einem Block, gelagert um das Baltikum und gebildet aus dem ‚nördlichen Vierbund‘ der Mittelmächte, des neugeschaffenen Königreichs Polen und ‚Vordereuropas‘. Schweden ebensowenig wie irgendein anderer Staat brauchte in solcher Flanken- und Rückendeckung eine Alanddrohung oder sonstige moskowitische Gefahr ernstlich zu fürchten, ebenso wie Rußland selbst auch hier voll und frei Mitgenießer der Früchte einer glücklichen Zukunft sein würde, welche die Blütezeit der Hanse in den überlegenen Formen moderner Technik, Wirtschaft und Kultur wiedererstehen ließe ...

Uralte Sagen rühmen Skandinavien als das Hirn Europas, als Hauptorgan seines Nervensystems, als Sitz seiner Geistigkeit und seiner tiefsten seelischen Empfindungen und Ahnungen. Von dorther soll der Heilbringer und Friedensfürst der Menschheit erscheinen, wie es die Edda kündet:

Es kommt ein Reicher zum Kreise der Rater,
Ein Starker von oben beendet den Streit.
Mit schlichten Schlüssen entscheidet er alles;
Bleiben soll ewig, was er gebot.

Alle solche Verheißungen klingen heute nur noch wie vertragener Schall aus weiter Ferne an unser Ohr. Trotz allen nordischen Ministerberatungen haben sich die skandinavischen Mächte heute so wenig wie ehemals über eine klare politische Linie zu einigen vermocht, und ob noch eine solche Brücke der Eintracht herzustellen sein wird, erscheint angesichts der bekannten Britenliebedienerei Norwegens zum mindestens zweifelhaft. Um so gewisser sind wir, daß das eroberte baltische Land nicht wieder aus deutschen Händen gerissen wird, die ihm einst seine Kultur gebracht und sie jetzt mit Waffengewalt zurückerobert haben. Riga jedenfalls wird fortan das Atmungsorgan des unter deutschen Schutz gestellten Ostseehandels und ein Hauptbollwerk der Freiheit der Meere sein, die im Baltikum unter schwarz-weiß-roter Flagge ein unantastbares Glücksgut aller an seinen Gestaden sitzenden Nationen sein soll. Und der freie Arm in der ganzen Ostsee wird wiederum in notwendiger Verkettung von glücklichen Erfolgen und segensreichen Wirkungen Deutschlands Macht in der Nordsee befestigen und ihm die zuverlässige Bürgschaft solcher Sicherheit an allen Meeresküsten, von den baltischen bis zu den flandrischen werden, daß es allen britischen Anfeindungen mit dem Bewußtsein des Starken das stolze Trutzwort des großen Oraniers entgegensetzen kann: Saevis tranquillus in undis!



Sphinx
Gemälde von Eugen Oßwald

Der Schuß auf dem Bardanjol

Eine Erzählung aus Albanien von Borwin Garlitz

Fortsetzung

Lieber Mr. Briesen!

Ich bitte Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, heute um halb fünf Uhr eine Tasse Tee bei mir zu trinken.

Auf Wiedersehen! Ihre
Gwendolin Herbert.

Gerade hatte die junge Frau den Brief beendet, als im Garten ein Herr mit dem weißen albanischen Fes erschien, der einen Arm in der Binde trug. Sogleich erkannte sie den durch Briesen vor den Montenegrinern geretteten Albaner wieder. Der Diener brachte auch die Karte Fuad Fani Bies, der Mr. Herbert zu sprechen wünschte.

„Führen Sie den Herrn hier herein."

Fuad betrat das Zimmer, den Fes auf den Kopfe, verbeugte sich tief und wiederholte, daß er Mr. Herbert zu sprechen wünsche. „Mein Mann kommt gleich zurück, und da habe ich Sie zu mir herein gebeten, weil ich mich erkundigen wollte, wie es Ihnen geht. Ich befand mich auf dem Schiffe, als Sie verwundet wurden, und interessierte mich sehr für Ihre Rettung. Bitte, nehmen Sie Platz und machen Sie es sich bequem."

Fuad bedankte sich und nahm die kleidsame, weiße Kopfbedeckung ab, die der Muhamedaner nur auf ausdrückliche Aufforderung ablegt. Seit er in der Heimat war, hatte er die albanischen Sitten wieder angenommen.

„Ich danke Ihnen, Mrs. Herbert, daß Sie sich für mein Schicksal interessieren. Ich weiß, die Engländer haben ein großes Herz für mein unglückliches Land."

„Ich bin Irin. Wir haben stets Mitgefühl für alle Unglücklichen und Bedrängten, und Ihr Land liebe ich schon seit den ersten Tagen, in denen ich es betrat. Hier findet man noch Männer von Mut und Ursprünglichkeit, hier sind die Frauen tugendhaft, arbeitsam und bescheiden, und zu allem hinzu kommt diese schöne wunderbare Natur mit all ihrer Herbheit und Unberührtheit."

Das Lob der Heimat aus so schönem Frauenmunde schien den heißblütigen Albaner in Begeisterung zu versetzen.

„O meine gnädigste Herrin, da müßten Sie erst einmal das Innere Albaniens sehen," sagte er lebhaft. „Dort allein noch in Europa finden Sie unverfälschte Natur an Land und Bewohnern. Gewiß, die Leute sind arm und ohne Kultur, aber dafür sind sie freie Adlersöhne, die niemand über sich anerkennen und als einziges Gesetz die alten heiligen Überlieferungen befolgen. Kein Fremder, der unsere Gewohnheiten achtet, hat hier das geringste zu fürchten, und wer gar eine Empfehlung von einem albanischen Freunde bekommt, der wird überall auf das gastlichste und zuvorkommenste aufgenommen. Und unsere Frauen sollten Sie sehen, dort im Inneren: stolz sind sie, und ohne Schleier gehen sie aufrechten Ganges einher. Wenn aber ein Fremder ihnen begegnet, dann wenden sie den Kopf ab, und kein Blick der Neugierde streift den Unbekannten. So sehr liegt gute Sitte ihnen im Blute. Unberührt sind sie, wie die großen Urwälder, die niemals eine Axt verletzt hat. In der felsstarrenden, wildzackigen Prokletia, im Hochgebirgskessel des Vermosch, da gibt es noch die Wälder der Urzeit mit tausendjährigen Eichen und Tannen von hundert Meter Höhe. Dicht dabei ragt der Stülsen empor, den noch kein Mitteleuropäer erstieg, das Wahrzeichen des ganzen nordöstlichen Albaniens. Aber die Perle Albaniens ist der herrliche Ochridasee, größer, schöner und blauer noch als der Gardasee. Wenn hierher einst die Eisenbahn führen wird, mit der man von der Adria in einem halben Tage den See erreichen könnte, dann werden sich die Reisenden drängen, diese wunderbare Welt kennen zu lernen. Aber der Hauch der Ursprünglichkeit und Reinheit wird verloren gehen."

Gwendolin sah die dunklen, schwermütigen Augen des Albaners mit feuchtem Glanze auf sich ruhen und hielt es für besser abzulenken. „Haben Sie eigentlich Ihren Lebensretter, den deutschen Offizier, schon wieder gesehen?"

„Gewiß habe ich ihn sofort hier aufgesucht, meinen Freund, meinen Bruder, der sein Leben für mich dahin geben wollte und dem dafür das meinige auf ewig gehört. Was kein anderer getan hat, er tat es für mich, den unbekannten Fremdling, ohne Dank zu erwarten oder zu verlangen."

Das überschwengliche Lob reizte Gwendolin zum Widerspruch.

„Gewiß, er hat Ihnen mit persönlicher Gefahr das Leben gerettet. Aber schließlich hätte das doch auch jeder andere Mann getan, der jung und gesund und ein guter Schwimmer war."

„Warum tat es denn kein anderer oder machte auch nur den Versuch? Vielleicht überlegten sie noch, ob es sich auch lohne, wegen eines Unbekannten ein kaltes Bad zu nehmen. Mein Bruder aber überlegte nicht, er trotzte

dem Wasser und den Schüssen der Tschernagorzen."

Wiederum fühlte Gwendolin bei diesem Lobe — sie wußte selbst nicht recht, warum — eine unwillkürliche Gereiztheit gegen diesen Deutschen in sich aufsteigen.

„Vielleicht aber waren es, was ihn vor allem dazu bewog, Ihnen, dem Unbekannten, beizustehen, die vielen Zuschauer, die er auf dem Schiffe hatte. Auch mir hat der deutsche Offizier übrigens kürzlich einen kleinen Dienst geleistet, um den ich ihn in keiner Weise bat. Es scheint fast, als ob er sich bestrebt, von seiner Person sprechen zu machen."

„Ich sehe in ihm nicht nur meinen Lebensretter, sondern auch einen Mann von Anstand und Mut. An meinem Bruder darf ich keinen Makel hängen lassen und darum will ich Ihnen erzählen, was eigentlich verschwiegen bleiben müßte."

Fuad richtet sich schärfer auf und begann: „Briesen hat kürzlich eine Patrouille kommandiert, von der einer meiner Landsleute erschossen wurde. Ich hörte, daß die Blutrache der Anverwandten sich gegen den deutschen Offizier richten solle. Da es auch für mich unmöglich ist, die Blutrache zu verhindern, so versuchte ich wenigstens, einen Freikauf durch Geld zu ermöglichen, weil doch der Deutsche selber nicht als Täter in Frage kommen konnte, sondern nur irgendein unbekannter Mann seiner Patrouille. Die Anverwandten waren bereit, in Unterhandlungen einzutreten, aber Briesen lehnte glatt ab. Ich schilderte ihm die Gefahren der Blutrache, denen so leicht niemand entrinnen kann, ich flehte ihn an, einem sicheren Unglück durch Geld aus dem Wege zu gehen, er lehnte wiederum ab. Er habe auf Befehl seiner Vorgesetzten gehandelt und stände auch mit seinem Leben dafür ein. Von einem Loskauf wollte er nichts wissen. Dieser Mann, mein Bruder, das versichere ich Sie, hat echten Mannesmut."

„Und was geschieht nun?" fragte Gwendolin. „Wie werden Sie Ihren Bruder, wie Sie Herrn Briesen nennen, schützen können?"

„Eine augenblickliche Gefahr besteht nicht. Die Verwandten sind sich noch nicht ganz einig, ob der Albaner auch wirklich von einer deutschen Kugel gefallen ist. Sobald ich aber Gewißheit habe, daß eine wirkliche Gefahr ihn bedroht, dann werde ich noch einmal mein Äußerstes versuchen und mich unter Umständen an den deutschen Kommandeur wenden." Er hielt inne, denn der Diener trat ein und meldete, Mr. Herbert sei zurückgekehrt. Fuad erhob sich, setzte seinen Fes auf und machte die ehrfurchtsvolle, tiefe Verbeugung des Orientalen.

Gwendolin reichte ihm die Hand, die er nach albanischer Sitte küßte, und bat ihn, sie bald einmal zum Tee zu besuchen. Mit dankbarem Blick, aber schweigend verließ Fuad das Zimmer und stand gleich darauf dem Konsul gegenüber.

„Es ist mir eine besondere Ehre einen so einflußreichen und bekannten Patrioten zu begrüßen," sagte Herbert. „Womit kann ich Ihnen oder Ihrem Lande einen Gefallen erweisen? Bitte, legen Sie ab, nehmen Sie Platz und zünden Sie sich eine Zigarette an."

Die Herren setzten sich, und Fuad begann: „Sie gestatten mir, daß ich als halber Amerikaner sofort mit meinem Anliegen beginne. Ich möchte Sie bitten, die Aufmerksamkeit Ihrer Regierung auf die Vorgänge an der serbischen Grenze zu lenken. Sie wissen wohl, daß die serbische Regierung tausenden meiner Landsleute den Wiedereintritt in das jetzt serbische Gebiet verweigert. Wer es versucht, Frau und Kinder wieder zu sehen oder sein zurückgelassenes Besitztum zu bergen, wird von den Serben ohne Gnade erschossen. Das muß früher oder später zu blutigen Vorgängen führen, bei denen natürlich meine unglücklichen Landsleute den kürzeren ziehen werden. Österreich kann uns nicht helfen, weil Rußland die Serben unterstützt, ebenso wie Frankreich, während Italien und Deutschland uninteressiert sind. Es bleibt uns also nur übrig, an die Großmut Englands zu appellieren. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Eile not tut."

„Ich werde unverzüglich meine Regierung benachrichtigen und bin überzeugt, daß man Vorstellungen in Belgrad erheben wird. Trotzdem kann ich Ihnen nicht die Schwierigkeit verhehlen, die darin besteht, daß Albanien immer noch keine selbständige Regierung hat, mit der man verhandeln könnte. Warum einigen Sie sich nicht über einen Fürsten, den Sie haben möchten? Wenn von mehreren einflußreichen Seiten Albaniens der Wunsch nach einer bestimmten Persönlichkeit laut würde, dann werden die Großmächte nicht lange widersprechen. Wie denken Sie über die Kandidatur eines ägyptischen Prinzen? Er ist Muhamedaner wie die meisten Albaner, wohlhabend, was hier sehr nötig ist, und würde sicher die Unterstützung Englands finden."

Fuad schüttelte leise wiegend den Kopf: „Gerade daß er Muhamedaner ist, läßt mich seine Kandidatur nicht wünschen. Wir Muhamedaner haben lange genug unter der Haremswirtschaft unserer Fürsten gelitten. Jetzt wollen wir ein moderner Staat werden und einen europäischen Fürsten haben, der uns auch nach außen zu Ansehen verhilft."

Vor diesem wohl kaum erwarteten Widerstande lenkte Herbert ein.

„Jedenfalls können Sie sicher sein, daß England alles für Albanien tun wird, was möglich ist. Wir werden uns ja niemals das Recht nehmen lassen, ein Hort der schwachen und bedrängten Völker zu sein. Was für blühende Länder haben wir aus Indien und Ägypten gemacht, von denen unsere Feinde behaupten, daß sie unter unserem Joche schmachteten. Kultur, Reichtum und Glück haben wir überall verbreitet und niemals die Sitten oder die Religion der Länder angetastet, deren Verwaltung wir

vorübergehend übernommen haben, bis sie eines Tages stark genug sein werden, sich selbst zu regieren."

Fuad fühlte, wohin Herbert zielte, hatte aber doch kein Verlangen nach der segenbringenden englischen Herrschaft, der ein Hafen wie das unvergleichliche Valona sicherlich ein erstrebenswerter Bissen sein mußte. Er empfahl sich daher und sprach seinen Dank für die versprochene Hilfe aus.

Im Garten traf er mit Baron Traubenberg zusammen, den er sofort wieder erkannte, während jener seinen erbitterten Gegner noch niemals gesehen hatte.

‚Jetzt möchte ich eine halbe Stunde lang dem Gespräche dieser beiden tüchtigen diplomatischen Geschäftsmänner zuhören können,' dachte Fuad verbittert. ‚Wer weiß, was da wieder für Unheil ausgeheckt werden wird.'

⌘ ⌘ ⌘

Am Nachmittage kurz nach vier Uhr betrat Gwendolin ihren Salon, um noch einen Blick auf alle Vorbereitungen zu werfen. Es war ihr Empfangstag, an dem sie immer zwischen fünf und sieben Uhr zu Hause war.

Der Teetisch war in Ordnung, der Samowar siedete leicht. In vielen Vasen von allen Größen und Formen prangte eine verschwenderische Fülle der wunderbarsten Rosen.

Gwendolin trug ein mattgelbes Batistkleid, das wunderbar zu ihrem dunklen Haar und Augen stand. Im Gürtel hatte sie einen großen Strauß Maréchal Niel-Rosen.

Herbert kam wie zufällig herein.

„Wie, du bist schon angezogen? Und schön hast du dich gemacht für deinen Lebensretter! Übrigens der junge Mann befindet sich in einer keineswegs beneidenswerten Lage. Ich hörte heut: ein Mann seiner Patrouille hat kürzlich einen Albaner erschossen, und es ist nicht unmöglich, daß sich die nicht auszurottende Blutrache jetzt gegen ihn, als den Anführer der Unternehmung, richten wird."

„Meinst du wirklich, daß er sich in Gefahr befindet? Dann müßte man ihn doch warnen, damit er sich vorsieht."

„Ich glaube, da würde auch die größte Vorsicht nichts helfen. Für ihn gibt es nur ein Mittel: so bald wie möglich seine Versetzung beantragen und nach Deutschland zurückkehren. Warum läßt sich übrigens Ferucci nicht mehr bei uns sehen? Hat er es dem Deutschen übelgenommen, daß er dich und ihn selbst aus den Händen der Wegelagerer befreite? Es scheint beinahe so, und das wäre mir nicht sehr angenehm. Du weißt schon aus welchem Grunde."

„Ferucci hat mich seit unserem Abenteuer gemieden. Daß er vor dem deutschen Offizier eine recht klägliche Rolle gespielt hat, leugne ich nicht, und daß er ihn darum hassen wird, ist bei seinem Temperament sehr wahrscheinlich."

„Du solltest aber doch versuchen, ihn wieder zu versöhnen. Vermeide vor allem, daß er etwa hier mit dem Deutschen zusammentrifft. Aber ich fürchte, dieser Herr Briesen wird sowieso nicht mehr lange hier sein."

„Willst du somit sagen, daß wirklich für sein Leben Gefahr besteht?"

Herbert konnte nur mit einem Achselzucken antworten, denn der Gegenstand der Unterhaltung betrat gerade das Zimmer. Gwendolin hatte ihn absichtlich eine halbe Stunde vor dem Beginn ihres Empfanges eingeladen, um ihm ohne die Gegenwart anderer danken zu können.

Briesen kam mit Helm und Säbel in der Hand, war es doch sein erster Besuch. Nachdem er Gwendolin die Hand geküßt hatte, begrüßte ihn Herbert mit gewinnender Herzlichkeit als den Erretter seiner Frau aus einer höchst unangenehmen Lage, wofür er ihm stets dankbar sein würde. Dann entschuldigte er sich mit einer dienstlichen Angelegenheit.

Briesen setzte sich zu Gwendolin, die ihm Tee reichte, und war bald mit ihr in der bekannten oberflächlichen Unterhaltung, die nun einmal die Sitte bei einer neuen Bekanntschaft fordert.

Aber er litt darunter. Diese Frau, die seine Gedanken so stark beschäftigt hatte all die letzten Tage, der er erst kürzlich einen kleinen Ritterdienst leisten konnte, schien mehr von ihm zu erwarten, als das alltägliche Gespräch der guten Gesellschaft. Bisweilen, während sie vom Wetter und vom Tennis, von den Wohnungsverhältnissen in Skutari und von dem geplanten Ausflug auf den Bardanjol sprachen, dünkte es ihm, als streifte ihn ein seltsamer Blick aus den dunklen Augen. Dann huschte wieder ein Lächeln um ihre Lippen. Fast als spottete sie seiner Ungewandtheit, vielleicht auch der Fehler seiner englischen Aussprache.

Bis sie plötzlich, dies nüchterne, nichtssagende Gespräch unterbrechend, wie unter einem jähen Entschluß, sagte: „Heute morgen sprach ich Ihren Freund Fuad. Er erzählte mir von der Erschießung des Albaners und schien besorgt um Sie."

„Fuad hat auch mich gewarnt. Aber was soll ich dagegen tun? Will es das Schicksal, daß ich falle, so ist es auch hier im Dienste meines Vaterlandes geschehen."

„Sie dürfen nicht so gleichgültig gegen die Gefahr sein," sprach sie lebhaft weiter. „Vorhin noch hörte ich auch von anderer Seite, daß Ihr Leben bedroht ist. Sie müssen etwas dagegen tun."

„Ich nehme mich bereits in acht. Glauben Sie nicht, daß das Leben keinen Wert für mich hat. Im Gegenteil, seit einiger Zeit ist das Dasein für mich besonders begehrenswert."

Da sagte sie kurz und fast heftig: „Sie müssen abreisen von hier, und zwar sofort. Es gibt kein anderes Mittel für Ihre Rettung."

„Wollen Sie mich los sein?" klagte Briesen, fühlte jedoch im gleichen Augenblick das wenig Taktvolle der Frage und setzte hin-

zu: „Ich danke Ihnen von Herzen für die Anteilnahme, die Sie an meinem Schicksal haben. Aber Fuad selber hat mir gesagt, daß wer der Blutrache verfiel, nirgends in der ganzen Welt mehr sicher ist. Für derartig bedrohlich indessen halte ich meine Lage immer noch nicht, und Fuad hat mir auch versprochen, mich zu warnen, falls unmittelbare Gefahr bevorstünde."

Gwendolin konnte nur noch erwidern: „Ich bitte Sie, versprechen Sie mir wenigstens, alles zu tun, was in Ihren Kräften steht, um dieser entsetzlichen Gefahr zu entgehen." Dann mußte sie sich neuankommenden Gästen zuwenden.

Es waren Baron Cotta und seine kleine, bewegliche Frau, die sofort daran erinnerte, daß morgen die von ihr arrangierte Partie auf den Bardanjol stattfände. Dann zog sie Briesen in ein längeres Gespräch, während Gwendolin von Baron Traubenberg mit großer Lebhaftigkeit begrüßt wurde.

Immer neue Besucher kamen, und bald war in dem ziemlich großen Zimmer kaum ein Platz frei. Die Unterhaltung wurde ausschließlich auf englisch oder französisch geführt. Es gab genug Klatsch mit teils amüsanten, teils boshaften Bemerkungen. Traubenberg erzählte von seinem kürzlichen Besuch in Rom. Dort hatte man den Botschafter einer Großmacht gelegentlich einer Gesellschaft im zärtlichen tête-à-tête mit einer sehr hübschen Amerikanerin angetroffen. Seit dieser Zeit hieß er nicht mehr L'ambassadeur, sondern L'embrassadeur.

Als die Hausfrauenpflichten Gwendolin endlich etwas mehr Ruhe vergönnten, gelang es Baron Traubenberg, sich einige Zeit ungestört mit ihr zu unterhalten.

„Liebe Freundin," begann er leise, „Sie wissen, welch aufrichtiges Interesse ich stets an Ihrem Geschick und Wohlergehen genommen habe. Um so schmerzlicher war ich berührt, als ich vor einiger Zeit hörte, daß Ihre finanzielle Lage in letzter Zeit ohne irgendein Verschulden Ihrerseits sich verschlechtert hat."

„Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme," gab sie ein wenig abwehrend zurück. „Da uns aber doch niemand helfen kann, so denke ich, wir sprechen von erquicklicheren Dingen."

„Halten Sie mich wirklich für so taktlos, daß ich von einer derartig delikaten Angelegenheit angefangen hätte, wenn ich nicht zugleich die Möglichkeit sähe, Ihnen zu helfen? Werden Sie nicht ungeduldig. Ich habe nur eine Bitte: wenn Ihnen mein gutgemeinter Vorschlag nicht annehmenswert erscheint, dann tun wir beide so, als hätte ich nie derartiges zu Ihnen gesprochen."

Fragend, aber nun doch höchst neugierig, sah Gwendolin den gewandten Russen an. Er fuhr fort: „Glauben Sie mir, wie es unzählige Male vorkommt, daß sich eine Dame unserer Kreise in Geldverlegenheiten befindet, die den Verlust ihrer gesellschaftlichen Stellung unvermeidlich erscheinen lassen. Es bietet sich aber häufig ein Ausweg: der der Politik. Sie wissen, wie hoch politische Nachrichten, die manchmal wirklich geringfügig sind, von den betreffenden Staaten gewertet werden. Mein Minister des Äußeren gibt jährlich ungeheure Summen aus für diesen Zweck. Und von wem glauben Sie, daß die Mehrzahl dieser Nachrichten stammen? Von Damen der Gesellschaft, entweder aus der Diplomatie selber oder aus Kreisen, die in naher Berührung mit diesen stehen."

Traubenberg hatte sich weiter vorgebeugt. Er flüsterte nur: „Dabei halten wir den Grundsatz aufrecht, niemals etwas zu verlangen, was gegen die Interessen des eigenen Landes der Betreffenden ginge. Aber alle Nachrichten, die wir von den Absichten anderer Staaten erhalten können, und seien sie manchmal noch so unscheinbar, bezahlen wir in höchst nobler Weise. Daß dabei die strengste Diskretion in unserem eigenen Interesse liegt, können Sie sich denken. Ich versichere Sie, es gibt genug hochgestellte Damen, Frauen von Gesandten und Ministern, die sich auf diese Weise ein Jahreseinkommen von hunderttausend Francs verdienen. Wie denken Sie nun über meinen Vorschlag, den ich Ihnen als wirklich treuer Freund mache? Daß Ihr Mann nichts davon erfahren darf, ist wohl selbstverständlich."

Gwendolin wußte nicht recht, ob sie über das Anerbieten lachen oder sich ärgern sollte. Sie hatte indessen schon zu lange in diplomatischen Kreisen gelebt, um besonders erstaunt zu sein. Auch fiel ihr ein, daß ihr Mann ja kürzlich mit einer ganz ähnlichen Angelegenheit an sie herangetreten war. Also machte England es auch nicht anders.

Aber der Gedanke, Agentendienste zu leisten, war ihr doch völlig unfaßbar. Trotzdem hielt sie es für angezeigt, den Russen nicht vor den Kopf zu stoßen. „Lieber Baron," meinte sie, „ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten und glaube bestimmt, daß Sie es nur in meinem eigenen Interesse getan haben. Trotzdem muß ich Ihnen eine ablehnende Antwort geben. Ich fühle mich einer derartig aufregenden Sache nicht gewachsen. Außerdem ist unsere Lage durchaus nicht so verzweifelt, daß ich zu einem solchen Nebenverdienst greifen müßte."

Der Russe beugte sich über die ihm dargebotene Hand und erwiderte: „Was nicht heute ist, kommt vielleicht morgen. Ich bitte nur, daß Sie sich meiner erinnern, wenn Sie mich nötig haben. Ein Telegramm nach Cettinje wird mich sofort zu Ihnen eilen lassen."

❧ ❧ ❧

Der folgende Tag war einer jener wunderbaren Herbsttage, voller Sonne und Duft, dabei ohne Staub und Hitze, wie nur das gesegnete Klima des Balkans hervorzubringen pflegt.

Vor den Toren von Skutari befindet sich ein uralter Feigenbaum, in dessen ausgehöhltem Stamme ein Albaner seine Kaffee-

küche eingerichtet hat. Es gibt hier wundervollen türkischen Kaffee, die Tasse zu einviertel Piaster, also etwa vier Pfennig. Rings um den Baum stehen Bänke für die Gäste, die gern und zahlreich den Alten besuchen. Hierher hatten Cottas die Teilnehmer an dem geplanten Ritt bestellt.

Als Gwendolin mit ihrem Reitknecht eintraf, war bereits der größte Teil der Gesellschaft versammelt. An Damen waren außer der Baronin Cotta noch die Frau eines österreichischen Hauptmanns und die Töchter des griechischen Konsuls erschienen. Von Herren nahmen Platen und Briesen, sowie einige österreichische und englische Offiziere teil. Alles saß um den Feigenbaum herum und trank Kaffee, während die Pferde von Ordonnanzen gehalten wurden.

Die Baronin Cotta begrüßte Gwendolin aufs lebhafteste und frug, warum sie denn den Capitano Ferucci nicht mitgebracht hätte. Unwillkürlich errötete die Irin trotz ihrer gesellschaftlichen Gewandtheit, sagte aber, sich schnell fassend, daß sie Ferucci bereits seit einigen Tagen nicht gesehen hätte.

„Vielleicht liegt ihm noch das Abenteuer in den Gliedern, das Sie kürzlich mit den Wegelagerern gehabt haben," meinte die Baronin. „Sie können wirklich von Glück sagen, daß die Sache so gut abgelaufen ist, dank des Hinzukommens von Herrn Briesen."

Wieder errötete Gwendolin und dieses Mal aus Ärger über den indiskreten Deutschen. Es schien wahrhaftig, als hätte er sich als ihren Retter aufgespielt, während er doch wissen mußte, daß ihr daran liegen mußte, den unangenehmen Vorfall möglichst wenig bekanntwerden zu lassen. Überall wurde sie auf den Zwischenfall angesprochen, und allzuoft in Verbindung mit dem Namen Feruccis. Auf das lebhafteste bereute sie, den Italiener je gesellschaftlich bevorzugt zu haben.

Briesens Chancen waren merklich gesunken. Gwendolin empfing ihn bei der Begrüßung so kühl, daß er zunächst förmlich bedrückt wurde. Dann aber stieg ein so gesunder Zorn über diese launische Weltdame in ihm auf, daß er sich entschloß, ihr zunächst gänzlich fernzubleiben.

Unterdessen hatte sich die Gesellschaft zu Pferde gesetzt, und zu zwei und zwei wurde angeritten. Voran Gwendolin mit Cotta, der die Führung übernahm und das Tempo angab.

Die kleine Baronin hatte sich Briesen zum Begleiter erwählt und wußte es einzurichten, daß sie so ziemlich die letzten waren, um desto ungestörter mit ihm flirten zu können. Zunächst wurde die Drinassa durchquert, deren kleine Wasserrinne selbst in der Mitte den Pferden kaum die Knie netzte.

„Sie sollten die Drinassa aber einmal im Frühjahr sehen," sagte die Baronin, „dann ist ihr ganzes Flußbett, dessen Ausdehnung Sie jetzt nur an dem Geröll erkennen können, ein wilder, reißender Strom von über fünfhundert Meter Breite, so daß wir von dem jenseitigen Teile des Landes völlig abgeschnitten sind, denn Brücken gibt es hier noch nicht."

Bald bog die Kavalkade in einen schmalen Heckenweg ein, den man nur einzeln hintereinander durchreiten konnte. Man erreichte ein Dorf, das in den grünen Büschen und Bäumen erst im letzten Augenblicke sichtbar wurde. Fast alle Häuser waren zerstört und nicht ein einziges Dach mehr vorhanden. In der Mitte auf einem etwas größeren Platze blieb man halten. Gwendolin war mit Cotta abgestiegen und sprach mit einer entsetzlich elend aussehenden Frau, die zwei kleine Mädchen bei sich hatte. Die Kinder besaßen als einziges Kleidungsstück ein um die Hüften geschlagenes, zerlumptes Tuch und darüber ein Stückchen Schaffell. Die kleinen Dinger, blond und blauäugig, waren trotz ihres Schmutzes sehr niedlich.

Gwendolin nahm die kleinste auf den Arm, streichelte sie und gab ihr ein paar Süßigkeiten zu essen, während sie der Mutter ein größeres Silberstück reichte. Die arme Frau hatte wohl noch nie soviel Geld beisammen gesehen, denn sie drehte das Geldstück hin und her und wußte nicht recht, was sie damit anfangen sollte. Erst als ihr Cotta auf albanisch sagte, wieviel Piaster es wert sei, wußte sie sich vor Erstaunen und Freude kaum zu fassen.

Die Ankunft der wohltätigen Fremden hatte sich wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitet, und bald stand ein Haufen bettelnden Volks um die Reiter herum, so daß jeder sein Kleingeld anbringen konnte.

Die Baronin war nicht sehr entzückt von diesem Aufenthalt und machte einige Bemerkungen über Gwendolins zur Schau getragene Wohltätigkeit. „Jetzt küßt sie sogar das dreckige Balg noch," sagte sie, „sie wird sich und uns noch Läuse verschaffen."

Der Konsul erzählte, während sie weiter ritten, daß das ganze Dorf im vorigen Winter von den Montenegrinern zerstört worden wäre. „Die indolenten Bewohner haben selbstverständlich noch nicht das geringste getan, ihre Hütten wieder herzurichten. So ist es leider überall. Ich will den Albanern wirklich nicht jede gute Eigenschaft absprechen, aber faul, faul sind sie in erschreckender Weise."

Briesen hatte sein Pferdchen etwas zurückgehalten. Er dachte an Fuad und warf ein: „Ist es wirklich immer Faulheit? Ich könnte mir denken, daß sie den Glauben an die eigene Zukunft verloren haben. Was nützt ihnen ihre Arbeit, wenn jeden Tag neue Kämpfe über sie hereinbrechen können?"

„Auch das mag mitsprechen." Cotta zog die Achseln hoch. „Ehe Albanien nicht einen Fürsten hat, einen kraftvollen Herrscher, eher wird keine Ruhe über das unglückliche Land kommen. Aber wann wird, bei der Eifersucht der Großmächte, ein solcher Fürst seinen Einzug halten können?!"

Es wurde ein längerer Trab eingelegt,

bis eine der beiden griechischen Damen laut um Schritt bat, weil ihr der Atem zugleich mit der Fähigkeit, weiter englisch zu traben, ausging. Man war auch bereits am Fuße des Vardanjol angelangt, der mit seinem grauen, kaum bewachsenen Felsgeröll trotzig in die tief blaue Luft ragte.

Der Aufstieg begann.

„Der Weg, auf dem wir reiten," sagte Cotta, „ist erst voriges Jahr, während der Belagerung von den Türken angelegt, jetzt aber durch die Wildwässer des Frühjahrs schon großen Teiles wieder zerstört. Hier schaffte man die schweren Geschütze, jedes mit dreißig Ochsen davor, unter unglaublichen Mühen bis oben auf den Berg, eine erstaunliche Leistung." Der Weg wurde immer steiler und schwieriger. Stellenweise waren ganze Strecken abgerutscht, so daß die Pferde sich mühsam auf dem abschüssigen Geröll ihren Weg suchen mußten. Links ging es steil bergauf, und nach rechts fiel es ebenso jäh herab bis zu einem tief eingeschnittenen, laut tosenden Gebirgsbache.

Cotta merkte, daß Gwendolin nicht ganz schwindelfrei war.

„Sehen Sie immer gerade aus oder machen Sie die Augen zu. Die Pferde sind ganz sicher. Nur wenn der Reiter selber vor Schwindel nach einer Seite sich neigt, könnte auch sein Pferd das Gleichgewicht verlieren."

Bald wurde der Weg wieder besser und Gwendolin erholte sich. „Baron Cotta," sagte sie, um den Gedanken los zu werden, der sie dauernd beschäftigt hatte, „sagen Sie mir, wann hat Mr. Briesen Ihnen von unserem Zusammentreffen mit den Wegelagerern bei der Zitadelle erzählt?" Sie wollte Gewißheit haben, ob er sich wirklich als ihr Retter aufgespielt hätte.

„Briesen hat uns kein Wort davon gesagt," gab der Konsul erstaunt zurück. „Im Gegenteil! Als meine Frau ihn heute darauf anredete, behauptete er zuerst, daß die ganze Sache nicht stimme. Erst als sie ihm sagte, daß Capitano Ferucci erzählt habe, wie er bei dem ‚Kampfe' mit den Räubern hinzugekommen wäre, mußte er es zugeben."

Gwendolin wollte dem Konsul den wahren Tatbestand auseinandersetzen, überlegte aber, daß sie dadurch nur noch mehr in unnötige Redereien hineinkommen würde. Es wurde schon genug über sie und Ferucci geklatscht. Früher wäre es ihr gleichgültig gewesen, jetzt aber war ihr der Gedanke überaus peinlich.

Der Weg näherte sich dem Gipfel. Beinahe alle Vegetation hatte aufgehört, und im ganzen Umkreise herrschte eine fast beängstigende Stille. Weit und breit war kein Tier, kein Mensch zu sehen. Dazu wurde es allmählich recht fühlbar kalt.

Jetzt traf man auf die ersten völlig erhaltenen Schützengräben. Sogar die gefüllten Sandsäcke, mit denen die Brustwehren aufgefüllt worden waren, lagen noch unversehrt.

Hier wurde haltgemacht, die Ordonnanzen übernahmen die Pferde, und man begann zu Fuß die nähere Besichtigung der Verschanzungen. Der Konsul machte den Erklärer. Hier hatte immer etwa ein Bataillon gelegen, das aber alle fünf Tage abgelöst werden mußte wegen der besonders im Winter fast unerträglichen Kälte. Ohne Schutzdach und ohne Feuer hatten die wackeren türkischen Truppen den immer aufs neue wiederholten wütenden Angriffen der Montenegriner widerstanden. Denn, wenn es diesen gelungen wäre, ihre Geschütze auf dem Vardanjol aufzustellen, hätte Skutari nicht mehr gehalten werden können.

Ein paar Schritte weiter erreichte man die Höhe.

Gwendolin fühlte, daß sie etwas gutzumachen hatte. So wandte sie sich an Briesen, der sich bisher absichtlich ferngehalten. Da er auch jetzt ein wenig zuvorkommendes Gesicht machte, merkte sie, daß ihr abweisendes Wesen ihn getroffen hatte. Und offen und jeder Verstellung abgeneigt sagte sie: „Lieber Herr Briesen, ich habe Ihnen ein Unrecht abzubitten, das ich Ihnen in Gedanken zufügte."

Da schmolz vor der angebeteten Frau jede Verstimmung, und mit plötzlich überströmendem Gefühl sagte er: „Sie können tun mit mir, was Sie wollen. Was von Ihnen kommt, ist immer das Schönste und Beste, das es für mich überhaupt gibt."

Sehr geschickt waren diese Worte nicht, das fühlte er selber. Daran war wieder das unglückselige Englisch schuld, das er nicht hinreichend beherrschte, um stets die richtigen Worte finden zu können. Aber wie er es sagte und als er sie dabei anblickte, wirkte es doch wie eine heiße Liebeserklärung.

Und wieder wurde Gwendolin rot ...

„Sehen Sie nur," sprach sie schnell, mit dem Versuch abzulenken, „sehen Sie nur dies einzig schöne Bild zu unseren Füßen. Da liegt unser Skutari wie ein Traum aus dem Morgenlande mit seinen dunkelgrünen Gärten, seinen weißen Häusern und dem Dutzend schlanken Minaretts. Und dahinter der bläulich verschwimmende, mächtige See, eingerahmt von den düsteren Bergen Montenegros. Wissen Sie, daß ich die Absicht habe, in nächster Zeit einen Ausflug ins Innere zu machen? Die Prinzessin Bolane hat mich eingeladen, sie auf ihrem Konak in der Kastratia zu besuchen. Ich brenne darauf, dieses seltsame Land näher kennen zu lernen."

„Und ich werde allein hier zurückbleiben ..."

Er hatte ihre Hand ergriffen.

Langsam entzog sie ihm die Hand wieder, sah ihn aus ihren dunklen Augen an und sagte: „Gute Freunde wollen wir sein und bleiben. Nichts weiter will ich hören. Auch wenn Sie mich auf dem Rückwege begleiten, dürfen Sie nur von harmlosen Dingen sprechen."

Etwas mißmutig hatte die kleine Baronin Cotta den beiden zugeschaut. Sie rief: „Meine Herrschaften, vergessen Sie über sich selber

nicht völlig uns andere. Wir wollen aufbrechen, sonst überrascht uns die Dunkelheit."

So saß man auf, und wieder ging es den gleichen steilen Weg hinab. Briesen hatte es eingerichtet, dieses Mal mit der schönen Irin ganz hinten zu reiten, selbst die Ordonnanzen hatte er veranlaßt, vor ihnen zu bleiben.

Schweigend ritten sie eine Zeitlang dahin.

An einer Felsklippe saßen zwei schwarze Vögel, doppelt so groß wie Krähen und mit mächtigem Schnabel. Fast unheimlich und urweltlich sahen sie aus. „Kolkraben sind es," sagte Briesen, „die heiligen Vögel Wotans, die bei uns in Mitteleuropa fast ausgestorben sind. Außer in zoologischen Gärten habe ich noch keinen gesehen."

Jetzt erhoben sich die beiden schwarzen Gesellen schwerfällig und schraubten sich in langsamen Windungen in die Höhe. Ihr tiefes Rab-Rab war der einzige Laut in der sonst gänzlich verlassenen Gegend.

„Waren Sie in Bayreuth?" fragte Gwendolin plötzlich. „Erinnern Sie sich, wie Wotans Raben auffliegen, kurz bevor Siegfried fällt?"

Doch gleich darauf überfiel sie ein heißer Schrecken. „Bitte, lassen Sie uns schnell den anderen folgen. Ich möchte nicht mehr so allein hier hinten reiten. Ich habe Angst."

Briesen blieb halten, denn sein Pferd hatte sich einen Stein in den Huf getreten und ging nur noch auf drei Beinen. Er rief einer Ordonnanz zu, zurückzukommen, und bat Gwendolin, unterdessen allein weiterzureiten. Einen Augenblick zögerte sie, als aber ihr Begleiter absaß und nach seinem Pferde sah, ritt sie langsam weiter.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß. Briesen hörte das Pfeifen des Geschosses und den Kugelschlag ganz in der Nähe. Erschrocken sah er sich nach Gwendolin um, deren Pferd einen Satz nach vorn getan hatte. Da rief die Ordonnanz: „Das Pferd ist geschossen," und als Briesen hinblickte, legte sich sein Schimmel auf die Seite, schlug noch einmal mit einem Hinterbein aus und war tot.

Unwillkürlich durchfuhr Briesen der Gedanke: ‚Du wirst beschossen!' Im nächsten Augenblick warf er sich in Deckung hinter einen Felsen. Die Reitgesellschaft war etwa fünfzig Schritte weiter vorn haltengeblieben. Sofort schrie Briesen: „Weiter reiten mit den Damen!" und dann: „Bitte, Platen, kommen Sie mit einer Ordonnanz hierher."

Einen Augenblick war wilde Aufregung; dann brachte der Konsul mit der Macht seiner Stimme wieder alles in Gang, und auch Gwendolin, die sich zuerst zu Briesen zurückbegeben wollte, wurde von zwei englischen Leutnants in die Mitte genommen und veranlaßt weiter zu reiten.

Als Platen mit einem der österreichischen Offiziere und zwei Ordonnanzen zurückkam, rief ihm Briesen, noch immer liegend, zu: „Der Schuß galt offenbar mir. Sie wissen wegen der Blutrache. Für die anderen ist also keine Gefahr. Der Schuß kam hier links von der Höhe, ich schätze aus dreihundert Meter Entfernung. Ich kann aber keinen Menschen dort sehen."

Platen suchte die Felspartien mit seinem Zeißglas ab, fand aber keine Spur des Attentäters oder auch nur eine verdächtige Bewegung.

Man verabredete: Briesen sollte eines der Ordonnanzpferde besteigen und immer rechts von einer Ordonnanz reiten, diese als Deckung benutzend, denn auf einen Schuldlosen würde nicht geschossen werden. Das tote Pferd wurde abgesattelt, das Zaumzeug und den Sattel nahm eine Ordonnanz zu sich aufs Pferd, während die dritte zu Fuß nebenher ging.

Nach fünf Minuten setzte man sich wie verabredet zu Pferde und nach einer halben Stunde erreichte man den Fuß des Bardanjol, wo man mit der noch ganz aufgeregten Gesellschaft wieder zusammentraf.

Alles redete auf Briesen ein, jeder hatte andere Vermutungen, und die österreichische Hauptmannsfrau wollte mit Bestimmtheit einen Albaner hinter einem Felsen gesehen haben. Es war aber auf der Seite, von der kein Schuß gefallen war.

Gwendolin allein sagte kein Wort und sah Briesen nur mit großen Augen an.

An der Rue Internationale trennte man sich, und Gwendolin bat Briesen, sie nach Hause zu bringen. Es war schon ziemlich dunkel geworden.

Kaum hatte man sich verabschiedet, als Gwendolin losbrach: „Ich weiß es bestimmt, Sie sind verloren, wenn Sie sich nicht umgehend von der Blutrache freikaufen. Ihr Freund Fuad hat es mir selber gesagt. Sie dürfen keinen falschen Stolz haben, und wenn Sie sich zehnmal im Recht fühlen. Dafür sind Sie doch zu gut, und dafür halte ich Sie auch für zu verständig, daß Sie sich nicht der Gefahr aussetzen, auf derartige unwürdige Weise umzukommen."

Leise antwortete Briesen: „Ich kann nicht."

„Ich bitte Sie aus dem tiefsten Grunde meines Herzens, denken Sie an Ihre Mutter. Denken Sie an alles, was Ihnen lieb ist, denken Sie auch ein wenig an mich und retten Sie sich."

„Ich würde Ihretwegen in den Tod gehen, weshalb sollte ich nicht erst recht Ihretwegen leben? Und doch kann ich nicht tun, was Sie von mir erwarten. Ich schäme mich, es Ihnen zu sagen und doch, Ihnen kann ich es noch am ersten gestehen: ich bin so arm, daß ich auf keine Weise die dreitausend Kronen Lösegeld, die nach Fuads Ansicht nötig sind, aufbringen kann."

„Aber das ist doch unmöglich. Wenn Ihre Frau Mutter es nicht kann oder wenn Sie keine reichen Verwandten haben, dann werden Kameraden Ihnen das Geld geben oder Ihr Staat gibt es, sobald Sie auseinandersetzen, daß es nötig ist."

„Meine Kameraden sind ebenso arm wie ich selber. Von ihnen könnte ich nichts bekommen, obgleich ich keinen Augenblick zweifle, daß sie ihr letztes mit mir teilen würden. Und unseren Staat — nein, nein! Sie kennen die gewissenhafte preußische Sparsamkeit nicht. Ich muß mein Schicksal auf mich nehmen, und ich versichere Sie, ich werde es meinen Feinden nicht leicht machen."

„Aber das ist doch wider alle Vernunft," rief Gwendolin gequält. „Es ist doch wahnsinnig, wegen lumpiger hundertundvierzig Pfund einen Menschen in den sicheren Tod zu treiben. Aber ich — ich — werde es nicht dulden, ich werde mit Fuad sprechen, ich werde zu Ihrem Kommandeur gehen, ich werde an Ihren Gesandten in Cettinje schreiben; es muß doch einen Menschen geben, der Ihnen helfen kann."

„Einem armen preußischen Leutnant hilft kein Mensch, der muß sich selber helfen. Und dies ist ganz gut so. Aber Ihnen, meine liebe, liebe Frau Gwendolin" — zum ersten Male wagte er es den Namen ganz leise auszusprechen — „Ihnen danke ich aus tiefster Seele."

Sie waren vor Gwendolins Hause angekommen. Sie war nicht mehr im stande, ein Wort zu sprechen. Leise weinte sie vor sich hin.

Vorsichtig hob er sie vom Pferde und brachte sie bis an die Türe. Ein letzter Blick, unter Tränen lächelnd, traf ihn und sie sagte leise: „Ich muß Sie morgen sprechen." Dann war sie verschwunden.

⌘ ⌘ ⌘

Major Wächter kam aus der Kaserne zurück, wo er das Essen der Mannschaften geprobt hatte. Es gab Schweinefleisch mit Sauerkraut, eine Delikatesse für Skutari, wo der Hammel und das Huhn fast ausschließlich das Küchenprogramm beherrschen. Da hatten sich denn die Deutschen in ihrer Kaserne eine kleine Schweinezucht angelegt und machten Leber- und Blutwürste wie in der Heimat. Freilich war die Trichinenschau eine in Skutari nicht geübte Sache; auch einen Veterinär besaß das Detachement nicht, so daß Major Wächter den Stabsarzt bitten mußte, sich dieser für ihn neuartigen Aufgabe zu unterziehen.

Als Wächter seine Wohnung betrat, meldete ihm der Bursche, daß Oberstleutnant Bopp, der Kommandeur des österreichischen Detachements, ihn zu sprechen wünsche.

Freundschaftlich begrüßten sich die Herren, die hier stets Hand in Hand arbeiteten. Bopp hatte seinem deutschen Kameraden das Du angeboten, und dieser nannte ihn also nach österreichischer Sitte Herr Oberstleutnant und Du.

„Na, Wächter, wie geht es dir? Hast du Ärger gehabt mit deinen Leuten? Du siehst so pensif aus. Oder haben die Franzosen dich wieder einmal nicht anständig gegrüßt?"

„Nein, Herr Oberstleutnant, dieses Mal ist es eine ganz eigenartige Sache. Du wirst wohl schon gehört haben, daß gestern auf meinen Oberleutnant, den Briesen, geschossen worden ist. Nun hat er einen Freund hier unter den Albanern, bei dem er heute morgen war, um die Sache mit ihm zu besprechen. Der — Fuaed heißt er — ist zu meiner großen Überraschung der Ansicht, daß der Schuß unter keinen Umständen von einem Albaner abgegeben sein könne, weil nach uralter albanischer Tradition niemals in Gegenwart einer Frau eine Gewalttätigkeit verübt wird.

„Nun ist es ja natürlich möglich, daß der gestrige Schuß von irgendeinem entsprungenen Verbrecher abgegeben ist, wie sie schließlich jede Großstadt hervorbringt, wozu man doch auch Skutari rechnen kann. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß die Familie des kürzlich erschossenen Albaners, der zu den Skrelis gehörte, die Meinung hat, sie müsse die Blutschuld an uns Deutschen rächen. Wenn es sich gestern nur um den Überfall eines beliebigen Verbrechers handelte, warum wurde denn gerade Briesens Pferd getroffen? Ich bin leider überzeugt, daß es ein Akt dieser wahnwitzigen Blutrache ist, und muß gestehen, ich fühle mich ziemlich ratlos."

„Ja, mein lieber Freund, da muß man nachdenken," sagte Bopp. „Ich bin ja so beiläufig auch mit den Sitten dieser Albaner bekannt, und ich habe immer noch gefunden, daß sich hier fast alles mit Geld arrangieren läßt. Alsdann zahlt man halt sein Geld, und die Sache ist erledigt. Wenn du willst, will ich gerne den Cotta veranlassen, mit den Skrelis zu verhandeln."

„Ich danke dir sehr, Herr Oberstleutnant, für deinen freundlichen Rat, muß dir aber sagen, daß Briesen nicht die Absicht hat, einige Tausend Kronen für eine Sache herzugeben, die er im dienstlichen Auftrage unternehmen mußte."

„Da schau her, der Herr Oberleutnant Briesen! Ja, das ist ein schneidiger Herr, der läßt sich lieber totschießen, bevor er ein Geld ausgibt. Sehr forsch und sehr unklug. Aber wenn er halt nicht will, dann mußt du ihm mit Staatsmitteln aushelfen."

„Mein lieber Herr Oberstleutnant, das ist es ja gerade, was mir Kopfzerbrechen macht. Stell' dir, bitte, vor, was die Leute im Kriegsministerium für Augen machen werden, wenn ich plötzlich dreitausend Mark für Erledigung von albanischer Blutrache anforderte. Ich würde sofort auf meinen Geisteszustand untersucht und durch einen Nachfolger ersetzt werden, der sich nicht solche Märchen aufbinden läßt."

„Also, da kann man nichts machen," meinte Bopp, „dann müssen wir die Sache diplomatisch angreifen. Wer weiß denn mit Sicherheit zu sagen, daß ihr Deutsche den Skreli erschossen habt? Niemand. Ich bin sogar der Ansicht, daß es die Engländer waren. Gib mir hundert Kronen für den

Kawassen unseres Konsulats, und der Mann geht noch heute abend in allen Kaffees herum und erzählt, daß die Engländer den Streli erschossen haben und nur euch Deutschen der Tat verdächtigen, weil ihr doch jetzt den Prinzen Wied als Fürsten hierher schicken wollt. Mindestens wird das die Angehörigen wieder zweifelhaft machen, oder was noch viel besser wäre, wir schieben die ganze fatale Geschichte überhaupt den Engländern in die Schuhe, die uns hier unter dem Deckmantel der Humanität doch stets nur Schwierigkeiten bereiten."

Aber auch diese ‚diplomatische' Erledigung leuchtete Wächter nicht recht ein. Es kam ihm zu niedrig vor, den Engländern, die sich bisher stets kameradschaftlich benahmen, einen solchen Streich zu spielen.

Er dankte also seinem österreichischen Freunde für die gute Absicht, die er sich noch überlegen müsse, und bat: „Aber nun sage mir, Herr Oberstleutnant, womit ich dir dienen kann?"

„Ja, Wächterle," meinte Bopp, „das ist eine delikate Angelegenheit, und ich weiß nicht, wie du mit deinen altpreußischen Grundsätzen darüber denken wirst. Also, alsdann den Tatbestand. Du weißt, daß sich am hiesigen Orte ein sogenanntes Café chantant befindet, das von den Soldaten und auch den Offizieren fast aller Detachements besucht wird. Die Damen, es sind augenblicklich etwa ein Dutzend, sind ja nicht gerade schön, dafür aber auch nicht sehr tugendhaft.

„Nun bin ich der Meinung, man kann hier, wo die Soldaten so gar keinen Verkehr haben, den Besuch dieses gewiß stark anrüchigen Lokals nicht verbieten, ohne große Unzufriedenheit hervorzurufen. Außerdem würden unsere Leute doch hingehen, und wir wären zu fortwährenden Strafen gezwungen. Schon mehrfach ist es dort zu Prügeleien gekommen, vor drei Tagen aber hat ein Italiener einen meiner Leute in den Bauch gestochen. Allerdings haben meine braven Dalmatiner dafür die Italiener so verarbeitet, daß fünf von ihnen im Krankenwagen fortgeschafft werden mußten.

„Mit unserem italienischen Kollegen, dem Spontini, habe ich die Sache schon in Ordnung gebracht. Wir sind es ja aus Triest her gewohnt, die Katzelmacher als unsere größten Feinde zu betrachten, mit denen man nun einmal euch Deutschen zuliebe verbündet sein muß. Aber solche Fälle dürfen nicht zu häufig vorkommen, sonst leidet die Disziplin darunter.

„Ich habe daher einen Gedanken gehabt, wie man den Besuch vorhin erwähnten Cafés regeln könnte. Spontini ist dieses Mal ausnahmsweise mit mir einverstanden, und wenn auch du noch deine Zustimmung gibst, dann haben wir in der Kommission die Majorität, und die Engländer, die sicher wieder mit moralischen Bedenken kommen werden, sind überstimmt. Also, schau her, Wächter, was ich mir ausgedenkt hab'."

„Ich will das Café militärisch organisieren. Zunächst wird es allen Zivilpersonen verboten. Und sodann wird der Besuch tageweise für die einzelnen Nationen frei gegeben. Zum Beispiel: am Montag Deutschland, am Dienstag Österreich-Ungarn, am Mittwoch Frankreich, am Donnerstag Italien und am Freitag England. Den Samstag hatte ich als Ruhetag für die Damen angesetzt, und der Sonntag sollte den Herren Offizieren vorbehalten bleiben. Was meinst du zu meinem Vorschlag, einfach schenial, was?"

Wächter meinte: „Ich werde deinen Antrag gerne unterstützen, denn ich halte ihn tatsächlich für praktisch. Daß meine Offiziere selbstverständlich nicht das Lokal besuchen werden, das tut ja nichts zur Sache."

„Also abgemacht," sagte Bopp, „und dann Servus, lieber Freund, ich habe noch zu tun."

„Auf Wiedersehen, Herr Oberstleutnant, und vielen Dank für deine gute Absicht vorhin."

Kurz nach dem Fortgange Bopps ließ sich schon wieder ein Besucher melden. Auf seiner Visitenkarte stand: Ismael Ribaritsch, Korrespondent der Freien Presse.

„Führen Sie den Herrn herein!"

Ein kleiner gewandter Mann im albanischen Fes betrat das Zimmer und begrüßte Wächter im fließenden Deutsch. „Verzeihen Sie, Herr Major, wenn ich Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehme, aber eine für Deutschland höchst wichtige Angelegenheit veranlaßt mich, Sie aufzusuchen."

„Wollen Sie Platz nehmen. Darf ich Ihnen zu rauchen anbieten, Herr Ribaritsch?"

Wächter reichte die Zigarette seinem Besucher einzeln mit drei Fingern der rechten Hand hin, wie es die Sitte des Orients erfordert.

„Ich bin so frei, Herr Major." Das war die Antwort des Abendlandes, die allerdings nicht frei, sondern recht servil klang.

„Herr Major. Kennen Sie das hier erscheinende Blatt, den Taraboschi? Ich vermute nein, denn Sie können ja nicht albanisch. Es würde auch kein Vergnügen für Sie sein, dieses ordinäre Blatt zu lesen, das täglich gemeine Angriffe gegen Österreich und Deutschland enthält."

„Wird die Zeitung nicht mit italienischem Gelde unterstützt?"

„Sie sagen ‚unterstützt'. Das Blatt wird überhaupt nur von italienischer Seite gehalten. Wir Albaner weisen jede Gemeinschaft mit diesem Unternehmen zurück."

„Aber die Zeitung wird, soviel ich sehe, häufig auf der Straße gekauft und scheint mir dadurch doch einigen Einfluß zu besitzen. Außerdem sollen die Redakteure Albaner sein."

„Leider haben sich einige gewissenlose Existenzen gefunden, die den Italienern

Handlangerdienste leisten, doch werden sie von der Mehrzahl meiner Landsleute verachtet. Wenn Sie aber gestatten, Herr Major, dann übersetze ich Ihnen den heute morgen erschienenen Leitartikel, der die frechsten Angriffe gegen Deutschland enthält."

„Ich bitte Sie darum."

Ribaritsch begann: „Die Überschrift ist: Muß Albanien sich alles gefallen lassen? Dann heißt es weiter: Wie unsere Leser wissen, haben die Verhandlungen der Großmächte wegen eines für unser Vaterland zu erwählenden Fürsten bisher noch kein Resultat gezeitigt. Hierzu erfahren wir aus eingeweihter Quelle folgendes: Auf Vorschlag des Königs Karol von Rumänien sollen Österreich und Deutschland bereit sein, eine Kandidatur des Prinzen von Wied, eines Neffen des Königs, zu unterstützen. Man hofft auch die Zustimmung Rußlands und Italiens zu erlangen, so daß damit der Prinz die größten Chancen auf unseren Thron hätte.

Natürlich haben wir sofort eingehende Erkundigungen nach dem fraglichen Prinzen angestellt und folgendes in Erfahrung gebracht. Der Prinz von Wied gehört zu einem der vielen kleinen gänzlich unbedeutenden Fürstengeschlechter, von denen es in Deutschland wimmelt. Er ist etwa 40 Jahre alt, augenblicklich Major im preußischen Generalstabe und besitzt so gut wie kein Vermögen. Nun ist es bekannt, daß jeder wirkliche Prinz in Deutschland mit 20 Jahren schon Major und mit 40 selbstverständlich General ist. Entweder ist der Prinz von Wied also gar kein richtiger Prinz, oder er hat irgend etwas begangen, weshalb ihn der deutsche Kaiser nicht seinem Range gemäß befördert hat.

Zweitens hat er kein Vermögen, er müßte also die Kosten seiner Hofhaltung aus den Einkünften unseres armen Landes bestreiten. Da aber für unabsehbare Zeit Albanien pekuniärer Unterstützung von außen her dringend bedarf, so bliebe nichts anderes übrig, als eine verhängnisvolle Schuldenwirtschaft anzufangen. Und einen solchen Fürsten will man uns aufdrängen! Müssen wir uns denn alles gefallen lassen, sind wir bereits eine Kolonie Österreichs oder ein deutscher Vasallenstaat?

Wir für unser Teil protestieren aufs energischste und hoffen, daß alle wohlgesinnten Patrioten darin mit uns einig sind. Wir verlangen von unserem zukünftigen Mbret, daß er nicht zu uns kommt, um das unglückliche Land noch weiter auszusaugen, sondern um geordnete Verhältnisse, Wohlstand und Sicherheit zu bringen. Und dazu gehört in erster Linie Reichtum. Diese Bedingungen finden wir voll erfüllt bei einem Prinzen, dessen Wohnsitz hier im Orient sich befindet und der außerdem die Religion der überwiegenden Mehrzahl unserer Volksgenossen hat. Für einen mittellosen deutschen Prinzen aber bedanken wir uns."

Ribaritsch hatte geendet, sah Wächter an und fragte: „Was gedenken Sie, Herr Major, darauf zu tun?"

Wächter überlegte einen Augenblick. Dann erwiderte er: „Ich will Ihnen mit einem türkischen Sprichwort antworten: ‚Die Hunde bellen, aber die Karawane zieht weiter.'"

„Und Sie werden nichts gegen den Taraboschi unternehmen, sich nicht einmal erkundigen, aus welcher Quelle dieser verleumderische Artikel stammt?"

„Ich habe nicht die Absicht. Kann ich sonst noch mit etwas dienen?" Damit erhob sich Wächter, und da der Albaner sah, daß die Unterredung beendet sein sollte, empfahl er sich unter Beteuerungen der Anhänglichkeit an Deutschland.

Wächter schickte seinen Burschen zu Platen und ließ ihn bitten, mit den albanischen Geheimakten zu ihm zu kommen.

Als dieser bald darauf erschien, stellten sie fest, daß Ismael Ribaritsch eine keineswegs wohl beleumundete Vergangenheit besaß und verdächtig war, im englischen Solde zu stehen.

Wächter lachte vor sich hin: „Dem Jüngling habe ich gleich seine gut gespielte Entrüstung nicht geglaubt. Wahrscheinlich hoffte er in Erfahrung zu bringen, wie weit die Angelegenheit des Prinzen Wied schon vorgeschritten ist." — Da dieser Fall erledigt schien, sagte Platen: „Herr Major, vorhin hat mich Mrs. Herbert dringend gebeten, sie sofort aufzusuchen. Ich fand sie in ziemlicher Erregung vor. Sie war gestern in der Nähe, als Briesens Pferd erschossen wurde, und ist überzeugt, daß er binnen kurzem einem neuen Attentat zum Opfer fällt, wenn es nicht gelingt, ihn von der Blutrache freizukaufen. Mit echt englischer Unerfahrenheit bildet sie sich ein, daß wir Kameraden oder auch der deutsche Staat die Lösesumme für Briesen zahlen müßten, da er selber anscheinend nicht dazu imstande sei. Ich versuchte ihr auseinander zu setzen, daß es sich hier wahrscheinlich gar nicht um einen albanischen Anschlag gehandelt habe, da in Anwesenheit von Damen stets die Bessa*) gehalten wird. Aber sie war nicht zu überzeugen. Sie wurde immer erregter, warf mir Unkameradschaftlichkeit und Mitleidlosigkeit vor und meinte schließlich, daß jeder Mensch in solchem Falle die Verpflichtung habe, dem andern zu helfen. Es tat mir leid, daß ich ihr keine Antwort geben konnte."

„Die Sache geht mir auch immer im Kopfe herum," antwortete Wächter. „Jedenfalls wollen wir Briesen in nächster Zeit zu keinem Kommando außerhalb der Stadt verwenden, und sollten sich die Anzeichen verstärken, daß tatsächliche Gefahr für ihn vorliegt, dann werde ich ihn unter irgendeinem Vorwande nach Deutschland zurückschicken. —"

An demselben Tag erhielt Baron Traubenberg folgendes Telegramm:

*) Bessa bedeutet auf albanisch: der Friede.

Baron Traubenberg, Cettinje!
Ich bedarf sofort 3000 Kronen und erwarte Ihre weiteren Instruktionen. Antwort erbitte poste restante. G.

Er antwortete:

Banque Ottomane hat Anweisung erhalten, Ihnen Gewünschtes bei persönlichem Erscheinen auszuzahlen. Bin in einigen Tagen in Skutari. T.

⌘ ⌘ ⌘

Aus schweren Träumen war Gwendolin am Morgen nach dem ereignisvollen Ausfluge erwacht. Erst spät war sie eingeschlafen und litt dann fortwährend unter beängstigenden Vorstellungen, die ihren Halbschlummer zur Qual machten. Gegen Morgen aber schlief sie fest, und als die Jungfer sie wecken kam, hatte sie noch ein glückseliges Lächeln auf den Zügen. Was sie zuletzt geträumt hatte, wußte sie nicht mehr genau, nur sehr süß war es gewesen.

Doch kaum besann sie sich zur Wirklichkeit, als aufs neue ein jäher Schreck über sie kam. Die Jungfer brachte einen Strauß wundervoller roter Rosen ans Bett. Sie brauchte nicht zu fragen. Die Rosen konnten nur von ihm sein, dem der Tod auf den Fersen lauerte. Auf einer dabei liegenden Karte frug er an, wann er kommen dürfte.

Im Bett schrieb sie die Antwort, und dann blieb sie noch eine Zeitlang liegen und dachte alles wieder durch, worüber sie sich schon gestern klar geworden war.

Briesen liebte sie, darüber konnte sie nicht im Zweifel sein. Er war nicht der erste Mann, der sie begehrend ihr nahe trat. Wenn man in keiner sehr glücklichen Ehe lebt, dann findet sich bei jeder schönen Frau eine Anzahl Bewerber an. Ob Briesen auch zu denen gehörte, die jede Gelegenheit ausnutzten und höchstens ein bedauerndes Achselzucken fanden, wenn sie einmal keinen Erfolg hatten?

Doch so sah er nicht aus. Er war sicher kein Mann, der schon viel von Frauen geliebt war. Zu einem Verführer fehlte ihm jede Routine. Wie ungeschickt und fast unbeholfen waren seine heißen Worte gewesen. Und gerade darum wirkten sie wie von einem unwiderstehlichen Drange geboren.

Gwendolin gestand sich ein, daß es ihr ein wundersames Gefühl gewesen war, dieses scharf geschnittene, wenig liebenswürdig ausschauende Gesicht in heißer Glut brennen zu sehen. Aber sie empfand die Unmöglichkeit, mit diesem Manne harmlos zu flirten. Hier mußte man rechtzeitig Einhalt gebieten, sonst kam es zu einer Katastrophe.

Plötzlich fiel ihr ein: ‚Ich liege hier und denke an eitle Liebesgeschichten, während draußen das Schicksal seinen Weg geht. Er selber kann oder will sich nicht helfen, seine Kameraden stehen ihm nicht bei. Also muß ich für ihn handeln.‘ Und entschlossen führte sie durch, was sie sich gestern abend in später Stunde vorgenommen hatte.

Bei Platen machte sie einen Versuch, von dem sie sich schon vorher nicht viel versprach. Dann hatte sie zu Fuad geschickt, der umgehend ihrem Rufe folgte.

Der Albaner sah blaß und übernächtig aus. Man merkte ihm die Arbeitslast an, die er für sein Vaterland vollbrachte. Als er Gwendolin wieder sah, stieg eine fahle Röte in seine fast fanatischen Gesichtszüge.

„Womit kann ich der schönen Frau dienen, die ein Herz hat für unser armes Vaterland?“ fragte er mit ein wenig bebender Stimme.

„Lieber Fuad Bei, ich weiß, Sie sind ein Freund von Mr. Briesen. Wie können Sie es zulassen, daß Ihr Bruder, wie Sie ihn selber nannten, von Ihren Landsleuten getötet wird?“

Wild fuhr der Albaner in die Höhe bei dieser Beschuldigung. „Wer meinem Bruder nur ein Haar krümmt, der ist des sicheren Todes gewiß. Ich habe die Skrelis wissen lassen, daß ich keinen Mann ihres Stammes verschonen werde, wenn sie es wagen, ihn anzurühren.“

„Und glauben Sie dadurch Ihren Freund sicher zu bewahren? Ich habe mir sagen lassen, daß auch die Aussicht auf die grausamste Strafe keinen Albaner abschreckt, die Blutrache zu vollbringen.“

„Noch schwebt mein Bruder nicht in unmittelbarer Gefahr.“

„Und gestern wäre er beinahe getötet worden,“ rief Gwendolin heftig.

„Wer gestern auf ihn geschossen hat, das werde ich bald wissen. Ein Albaner war es nicht.“

„Ich hoffe, daß Sie recht haben. Aber wie lange schon waren Sie Ihrem Lande fern. Wer weiß, ob sich nicht unterdessen manches geändert hat, das Sie noch nicht völlig übersehen können.“

Fuad zuckte die Achseln, und Gwendolin fuhr fort: „Auch ich bin Ihrem Freunde zu Dank verpflichtet. Und ich darf nicht die Schuld auf mein Gewissen laden, nicht alles versucht zu haben, was zu seiner Rettung beitragen könnte. Er selber will sich nicht von der Blutschuld freikaufen, so werde ich es denn für ihn tun, und ich bitte Sie, das dazu Nötige zu veranlassen.“

Tiefes Erstaunen malte sich auf Fuads Zügen. Endlich sagte er: „Glauben Sie, daß ich diesen Weg nicht schon erwogen hätte, wenn ich ihn für so einfach hielte. Will mein Bruder sich mit den Skrelis einigen, dann muß er in feierlicher Zermonie mit ihnen zusammen kommen, um eigenhändig das Sühnegeld zu übergeben. Ich kenne sein Herz, das von tiefster Kühnheit, aber auch von unermeßlichem Stolze erfüllt ist. Und nur, um ihn nicht tödlich zu beleidigen und mir seine Liebe nicht für immer zu verscherzen, habe ich nicht einmal in Gedanken gewagt, ihm das Geld anzubieten, das ich für ihn dahingeben würde bis auf den letzten Rest meines Vermögens.“

Aber Gwendolin war nicht so leicht mutlos zu machen. Wenn seine Liebe zu ihr wirklich

so groß war, wie sie es nach allem glauben mußte, dann würde er von ihr das Geld annehmen. Was er dem Freunde vielleicht verweigerte, der Geliebten mußte er es gewähren.

„Ich werde versuchen, einen Weg zu finden, daß unser Freund mir keine Absage gibt. Wie ich das machen werde, lassen Sie meine Sorge sein. Um eines nur bitte ich Sie, gehen Sie sofort zu den Skrelis, eröffnen Sie ihnen, daß Mr. Briesen zu Verhandlungen mit ihnen bereit sei."

Instinktiv erfaßte der Albaner, wie Gwendolin auf Briesen einwirken würde, und mit einem Schlage war ihm alles klar. Sein Freund liebte die Frau und wurde wieder geliebt.

„Ich werde alles tun, was Sie von mir verlangen, und seit ich weiß, was Sie soeben mich fühlen ließen, können Sie ebenso über mein Leben verfügen, wie mein Bruder."

Gwendolin streckte ihm die Hand entgegen. „Ich danke Ihnen, Fuad Bei, und sollte es einmal nötig sein, daß ich Ihre Hilfe gebrauche, dann werde ich Sie sofort zu mir bitten. Daß auch Ihr Freund ebenso wie jeder andere von unserer Unterredung nichts erfahren darf, ist wohl selbstverständlich."

„Ich gehe jetzt zu den Skrelis. Das Lösegeld soll dreitausend Kronen betragen, wie mir schon bekannt war."

Jetzt gab es für Gwendolin kein Zurück mehr. Was sie für sich selber niemals getan hätte, was ihr noch gestern ein unmöglicher Gedanke erschien, heute fand sie es selbstverständlich.

Und erst als das Telegramm an Baron Traubenberg abgegangen war, erschrak sie bei dem Gedanken, sich diesem skrupellosen Manne in die Hände gegeben zu haben. —

Nachmittags kam Briesen. Er fand keine nervöse, erschütterte Frau, wie er es vermutet hatte, sondern ruhig und fast heiter begrüßte ihn Gwendolin, als wenn gestern nichts von Bedeutung vorgefallen wäre. ‚Ihr scheint das Spiel mit dem Herzen ebensowenig Eindruck zu machen wie das mit dem Tode,' dachte Briesen mit leichter Bitterkeit. Dann fragte er: „Wie haben Sie geschlafen nach dem gestrigen anstrengenden Ritt?"

„Ich danke, gut. Und besonders muß ich Ihnen für das schöne Aufwachen danken, dessen Ursache Ihr wundervoller Rosenstrauß war. Ist es Ihnen recht, wenn wir einen kleinen Weg durch die Stadt machen? Ich möchte etwas unter Menschen sein."

Langsam schlenderten sie der Rue Internationale entgegen.

„Sehen Sie diese vielen aufgeregten Menschen," sagte Gwendolin, „es muß sich etwas Ernstes ereignet haben."

Überall liefen Albaner umher und riefen sich irgendwelche Nachrichten zu, die anscheinend sehr wichtig und sehr erfreulich waren. Aus der Ferne ertönten brausendes Rufen und dazwischen wildes Geschrei. „Lassen Sie uns näher heran gehen," meinte Gwendolin eifrig, „ich muß wissen, was vorgeht."

Vor dem albanischen Klub war die Straße völlig gesperrt. Auf dem Balkon des oberen Stockwerkes stand ein junger Albaner und hielt die blutrote Fahne mit dem schwarzen Adler in der Hand. Er schien den Versammelten Nachrichten vorzulesen. Wenn er eine Pause machte, dann schrie die ganze Gesellschaft, und er schwenkte die Fahne hin und her. Zuletzt stimmte alles die albanische Nationalhymne an, wobei die allgemeine Begeisterung den Gipfel erreichte.

Hauptmann Hagen traf mit Gwendolin und Briesen zusammen. „Wissen Sie, was hier vorgeht?" rief sie auch ihm zu.

„Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, soll das albanische Geheimkomitee die Nachricht bekommen haben, daß an der serbischen Grenze ein Aufruhr der Albaner ausgebrochen ist. Sie wollen sogar schon im Besitz der Städte Dibra und Prisren sein."

„Aber das wäre ja unglaublich," meinte Gwendolin. „Die schlechtbewaffneten Albaner sollen die sieggewohnten Serben so einfach über den Haufen gerannt haben? Das kann ich kaum fassen."

„Es wird auch wohl nicht wahr sein," sagte Hagen. „Dies aufgeregte Volk macht aus jeder Mücke einen Elefanten, und was schließlich von dem großen albanischen Siege übrigbleibt, das ist ein Überfall auf einen einzelnen serbischen Posten. Wie wollen außerdem die Albaner Nachrichten von der Grenze haben, die fünf volle Tagesritte von hier entfernt ist, während wir es durch den Telegraphen oder die österreichische Radiostation sofort erfahren hätten, falls wirklich irgend etwas von Bedeutung vorgefallen wäre?"

„Wahrscheinlich wird es sich so verhalten," meinte Briesen. „Aber ich möchte doch vorschlagen, daß wir den kleinen Weg zur Radiostation machen. In einer Stunde etwa pflegt der Abendbericht da zu sein. Vielleicht weiß man dort schon etwas."

Gwendolin war sofort bereit, und Hagen verabschiedete sich. Er liebte es nicht, mit Damen auch nur einen Augenblick länger beisammen zu sein, als unbedingt nötig war.

Die beiden bogen von der Hauptstraße ab und kamen zu dem großen katholischen Dome. Er zeigte starke Spuren der Beschießung, und das Innere war völlig zerstört.

„Hier kann ich Ihnen Auskunft geben," sagte Briesen, „warum die Montenegriner gerade den Dom sich zur Zielscheibe genommen haben. Die hiesigen Katholiken behaupten, daß es lediglich die Wut der Orthodoxen gewesen wäre, die die Katholiken mehr haßten als die Muhamedaner. Ich glaube aber, der Grund lag darin, daß die Montenegriner von ihren sehr entfernten Beobachtungsposten nichts weiter von der Stadt sehen konnten, als den Dom. Und naturgemäß haben sie sich dann nach diesem Zielpunkt eingeschossen, wobei er selbstverständlich die meisten Treffer abbekam. Aber

sehen Sie, da haben wir schon die Radiostation, man hört gerade kein Geräusch des Motors, also wird anscheinend ein Telegramm aufgenommen."

Der österreichische Posten salutierte und ließ den deutschen Offizier anstandslos passieren. Im Innern wurden sie von dem Offizier begrüßt, der die Aufsicht hatte. Er war ihnen bekannt und teilte mit, daß gerade ein sehr interessanter Funkspruch über wichtige Vorgänge an der serbisch-albanischen Grenze eingelaufen wäre.

Gleich darauf brachte ein Angestellter das Telegramm, und der Österreicher las vor. „Südslawische Korrespondenz meldet aus Belgrad: Heute früh wurden die gesamten serbischen Postierungen an der albanischen Grenze von stark überlegenen Banden angegriffen. Der Angriff erfolgte völlig überraschend, so daß ein Teil der Vorposten überwältigt wurde, während die anderen auf Befehl zurückgingen. Die Städte Dibra und Prisren sind von den Serben freiwillig geräumt, vor den Toren von Djakova wird noch gekämpft. Verstärkungen sind im Anmarsch, um die aufständischen Albaner für den heimtückischen Überfall zu bestrafen."

„Also haben die Albaner doch recht gehabt," rief Gwendolin. „Aber wie war es möglich, daß sie schon genaue Nachrichten hier hatten, ehe der Telegraph es uns meldete? Es gibt immer neue unerklärliche Vorgänge in diesem merkwürdigen Lande."

Langsam gingen sie nach der Stadt zurück und besprachen die interessanten und für Albanien so wichtigen Ereignisse. Vor einer Moschee, die von einem alten Fiedhof umgeben war, machten sie halt.

Ein italienischer Seeoffizier kam ihnen entgegen, es war Ferucci. Als er die beiden erblickte, kehrte er schroff um, ohne zu grüßen.

Gwendolin sagte leise: „Haben Sie den wütenden Blick bemerkt? Er wird uns nie verzeihen, daß wir ihn neulich in seiner ganzen erbärmlichen Feigheit erkannt haben. Ich habe geradezu Angst vor ihm. Kommen Sie, wir wollen einen Blick in den Friedhof werfen."

Gleich am Eingange stand die Moschee mit ihren beiden schlanken Minaretts. Die Sonne war am Untergehen, und in diesem Augenblick erschien auf einer der hochragenden Turmsäulen der Muezzin, um zum Abendgebet zu rufen. In gutturalen Tönen drang der Lobgesang zu Allahs Ehre durch die abendlich stillen Straßen und fand sein Echo von all den anderen benachbarten Minaretts. Nach den vier Himmelsrichtungen wandte sich der Muezzin, damit keiner der Gläubigen sein Gebet und die abendlichen Waschungen vergäße. Wer in der Nähe war, begab sich in die Moschee, andere breiteten in einer stillen Ecke oder in einem Hausflur den Gebetsteppich aus, nahmen die südöstliche Richtung gen Mekka und verrichteten kniend mit tiefen Verbeugungen die Anrufung Allahs, des Allmächtigen.

Jetzt näherten sich mehrere Männer dem Brunnen vor der Moschee, streiften die Fußbekleidungen ab und wuschen sich an dem sprudelnden Wasser Hände, Gesicht und Füße. In der Moschee saßen auch einzelne Frauen, hinter einer dicht vergitterten Empore.

Gwendolin und Briesen hatten sich dem Friedhof zugewendet und wanderten langsam zwischen den hohen weißen Steinen entlang, die in malerischer Unordnung umherstanden. Briesen wunderte es, daß die Grabstätten nicht besser gepflegt waren und daß Blumen und Buschwerk in wilder Üppigkeit zwischen den Gräbern wucherten.

„Wenn der Tote bestattet ist, kümmern sich die Orientalen nicht weiter um den Ort, wo ihre Angehörigen liegen," erklärte Gwendolin. „Die Friedhöfe dienen als öffentliche Parks, die Kinder spielen hier, und am Freitag, dem muhamedanischen Sonntag, sitzen die Frauen auf den Gräbern, aber nicht um zu trauern, sondern um ungestört zu schwatzen und ihre mitgebrachten Eßvorräte zu verzehren. Stets sind Mann und Frau nebeneinander begraben. Der Grabstein des Mannes trägt oben den in Stein gehauenen Fes, derjenige der Frau eine Rose, die so viele Knospen zeigt, als sie Kinder gehabt hat Gewiß eine anmutige Sitte. — Und hier sehen Sie das Grab von Riza Pascha, dem tapferen türkischen Verteidiger von Skutari, der von dem schurkischen Essad Pascha ermordet sein soll. Leider bedroht den feigen Mörder nicht die Blutrache, denn Riza war kein Albaner."

Bei diesen Worten kam es ihr wieder zum Bewußtsein, daß ihr ja noch das Schwerste bevorstand. Was heute morgen noch ein leichtes zu sein schien, kam ihr plötzlich unsäglich schwer vor.

Beide hatten es bisher fast ängstlich vermieden, von dem gestrigen Vorfalle zu sprechen. Nun aber unterbrach Gwendolin das lastende Schweigen, das nur von einem einzigen schwingenden Akkorde der singenden Zitaden erfüllt war, und bat ihren Begleiter, sich neben sie zu setzen.

Ein flehentliches Gebet schickte sie zu ihrem Herrgott empor und begann: „Ich habe eine Bitte an Sie, eine sehr große Bitte, die ich niemals an einen Menschen richten würde, von dem ich annehmen könnte, daß er mich mißverstände. Wir kennen uns erst kurze Zeit, und doch ist es mir, als wären wir schon alte Freunde, so viel haben wir gemeinsam erlebt."

Überrascht horchte Briesen auf. Hier sprach ein Mensch zu ihm in tiefster Seelennot; die Frau, die er anbetete als das Verehrungwürdigste, das er kannte, bedurfte seiner Hilfe. „Und gälte es mein Leben und meine Seligkeit: „Sie können voll über mich verfügen, das schwöre ich Ihnen"

„Ich nehme Sie beim Wort. Und das Anliegen, das ich habe, betrifft tatsächlich Ihr Leben." Noch einmal zögerte sie, bebend vor Angst, wie er ihr Anerbieten auffassen

würde. Dann fuhr sie, all ihre Kraft zusammenraffend, fort: „Sie wissen so gut wie ich selber, daß Ihr Leben an einem Faden hängt. In jedem Augenblicke kann die tödliche Kugel Sie treffen. Sie selber und Ihre Kameraden können nicht helfen, während ich es vermag, und mir dürfen Sie eine Bitte nicht abschlagen. Sie müssen sich von der Blutschuld freikaufen und zwar sofort. Da Sie das Geld nicht zur Verfügung haben, so flehe ich Sie an, nehmen Sie es von mir als Darlehen, das Sie zurückgeben, sobald Sie können. Denken Sie daran, was Sie mir soeben geschworen haben." Sie schwieg und sah ihn in angstvoller Erwartung an. Briesen war einen Augenblick wie erstarrt. Dann fiel er vor Gwendolin auf die Knie und ergriff ihre Hände, die er bebend vor tiefster Erregung küßte.

Leise streichelte sie ihm über sein blondes Haar. „Mein lieber, lieber Freund, dafür, daß Sie mein Anerbieten annehmen, dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen."

Da erhob er sich langsam und sah ihr schmerzlich bewegt in die Augen. „Sie liebe Sie, einzige Frau! Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, aber nicht das. Stolz bin ich und unsagbar glücklich über das Opfer, das Sie mir bringen wollen. Aber wollte ich es annehmen, dann würde ich jede Achtung vor mir selber verlieren und auch in Ihren Augen wäre ich nicht mehr der gleiche."

„Oh, dieser törichte Stolz, der euch Männer erfüllt! Ist es denn eine so ungeheuere Sache, von einer Frau etwas anzunehmen, was Ihr selber jeden Augenblick für irgendeine beliebige Person tun würdet, die sich in Not befindet? Sagen Sie mir einen vernünftigen Grund, weshalb Sie mir die Bitte abschlagen?"

„Weil ich Sie liebe," sprach er einfach.

Da flammte sie auf. „Und wenn Sie mich wirklich lieben, dann gerade müßten Sie mir dieses Opfer bringen. Was Sie einer anderen Frau mit Recht abschlagen würden, mir, die Sie zu lieben vorgeben, dürfen Sie es nicht verweigern."

„Es gibt nur eine Möglichkeit," sagte Briesen mit fester Entschlossenheit. „Gestehen Sie mir, daß Sie meine Liebe erwidern und werden Sie die Meine, dann, aber auch nur dann kann ich Ihr Anerbieten annehmen."

Gwendolin schlug die Hände vor ihr Gesicht und fing an, unaufhaltsam vor sich hinzuschluchzen, bis sie endlich mit leiser, tränenerstickter Stimme begann: „Mein Mann und ich sind uns schon seit Jahren völlig entfremdet, und wenn es noch nicht zu einer Trennung kam, so lag das daran, daß mir jeder Skandal aufs tiefste zuwider ist. Auch hielten mich gemeinsame Interessen und Lebensgewohnheiten an seiner Seite fest, trotzdem er und ich als Irin politisch vielfach anders denken. Ich weiß allerdings auch, daß er schon lange eigene Wege geht, aber an der nötigen Rücksicht hat er es noch niemals fehlen lassen. Dann kam dieses Jahr ein Unglück über uns. Mein Vater verlor den größten Teil seines Vermögens, und ich stehe jetzt so gut wie mittellos da. Ich bin also gezwungen, bei meinem Manne zu bleiben, selbst wenn ich einen anderen liebte und mir nichts Schöneres denken könnte, als ihm für immer zu folgen. Ich weiß, daß Sie nichts besitzen, als Ihr Offiziersgehalt, das für Sie selber kaum ausreicht. Wie ließe sich da eine Möglichkeit denken, daß Sie sich eine Frau aufbürden, die ebenfalls arm ist?"

Tieferschüttert hatte Briesen dies Geständnis angehört, das ihn beseligte, weil er sich wieder geliebt fühlte, und ihm zugleich jede Hoffnung nahm.

„Meine arme Freundin, Sie besitzen selber kein Geld, wie Sie mir eben anvertrauten, und von dem wenigen, das Sie sich vielleicht gerettet haben, wollten Sie mir noch abgeben. Jetzt sehen Sie doch ganz gewiß ein, daß ich niemals Ihr edelmütiges Anerbieten annehmen kann. Um eines aber bitte ich Sie, lassen Sie mich weiter Ihr treuer Freund sein, gestatten Sie mir so oft als möglich in Ihrer Nähe zu verweilen. Und die Hoffnung müssen Sie mir lassen, daß eines Tages doch noch ein günstiges Geschick uns zusammenführen wird."

Gwendolin sah ein, daß sie verspielt hatte. Enttäuscht durch Briesens starren Willen und doch glückselig zu gleicher Zeit, war sie mehr entschlossen, als je, seine Rettung in die Hand zu nehmen. Und sogleich kam eine große, stille Ruhe über sie.

„Was sind Sie für ein schrecklich korrekter Mann, Sie schwerfälliger Deutscher. Lieber lassen Sie sich von einem halbwilden Albaner totschlagen, als daß Sie von mir eine kleine Gefälligkeit annehmen ... Ihre Freundin aber bleibe ich ..."

„Ich bin schon glücklich," sagte Briesen, „wenn ich in Ihrer Nähe sein kann, wenn ich Ihre Stimme vernehme, Ihnen manchmal in die Augen sehen und die geliebten Hände küssen darf."

Und während sie durch den verwilderten, blütedunftenden Friedhof langsam und zögernd, als wäre jeder Schritt und jede Sekunde kostbar, zurückgingen, duldete sie es, daß er vorsichtig und zärtlich mit seiner rechten Hand ihre linke immer wieder streichelte und liebkoste.

❀ ❀ ❀

Schon früh am anderen Tage erhob sich Gwendolin. Ihr war zumute wie einem Kinde am Weihnachtsmorgen. So freudig, so erwartungsfroh hatte sie sich seit Jahren nicht gefühlt. Ihr, der kinderlosen Frau, die ihren Mann nicht mehr lieben konnte, war das Leben oft schal und zwecklos erschienen. Und, um nicht nachdenken zu müssen, um sich nicht immer wieder daran zu erinnern, daß sie eigentlich ein unnützer Mensch war, stürzte sie sich in die Zerstreuungen der Gesellschaft. Befriedigung fand sie hier nicht — dazu war sie nicht oberfläch-

lich und nicht leichtsinnig genug —, aber wenigstens vorübergehend Vergessenheit.

Jetzt war alles mit einem Schlage anders. Es gab einen Menschen, der sie liebte und der ihrer bedurfte. Es galt nicht nur sein Leben zu retten. Sie wollte auch seine treue Zuneigung erwidern, ihm eine gute Freundin sein und dabei doch eine Frau ohne Makel bleiben.

So bekam ihr Leben wieder Sinn und Inhalt. Und mit dem erwachenden Frohsinn ihrer Natur fühlte sie eine ungeahnte Tatkraft in sich, die sie befähigen mußte, alle Widerstände zu beseitigen.

Sie ging entschlossen zu Major Wächter und ließ sich melden.

Sehr überrascht erhob sich Wächter, als sie eintrat. Er küßte seiner schönen Besucherin ehrfurchtsvoll die Hand und sagte: „Welches außerordentliche Ereignis verschafft mir die Ehre eines derartigen Besuches? Aber, bitte Mrs. Herbert, nehmen Sie zuvor Platz."

Gwendolin setzte sich ohne eine Spur von Verlegenheit. Sie wußte, um was sie kämpfte. „Allerdings ist es etwas Außerordentliches, was mich zu Ihnen führt, Herr Wächter, und ich wage es auch nur, weil ich Sie als einen Mann von Herz und von Takt kennen gelernt habe."

Wächter verbeugte sich schweigend. Gwendolin fuhr fort: „Bitte erlassen Sie mir alle Umschweife. Ich weiß, daß Sie als Soldat die sachliche Kürze würdigen. Es handelt sich um folgendes: Herr Leutnant Briesen hat mir vor einiger Zeit einen Dienst geleistet, den ich ihm auf keine Weise vergelten konnte. Jetzt aber bietet sich für mich eine Gelegenheit, wenigstens einen Teil des Dankes abzustatten. Von seinem Freunde, Fuad Bei, weiß ich, daß Blutrache ihm droht, und daß er sich aus wohl begreiflichem Stolz weigert, die Angelegenheit durch Geld zu erledigen. Ich hätte schon Fuad gebeten, den Albanern das nötige Geld auszuzahlen, wenn ich nicht wüßte, daß nach den Landessitten hierzu eine feierliche Zusammenkunft beider Teile gehört. Es ist somit unmöglich, die unselige Sache ohne Herrn Briesens Wissen aus der Welt zu räumen. Von mir würde er selbstverständlich niemals Geld, auch nur leihweise annehmen, ebensowenig wahrscheinlich von irgend jemand anderen. Der einzige, dem er ein solches Angebot nicht abschlagen könnte, das sind Sie . . .

„Und nun betrachten Sie mich, bitte, einmal nicht als Dame und nicht als Angehörige einer fremden Nation, sondern nur als einen Menschen, der einem anderen, dem er zu tiefstem Danke verpflichtet ist, aus einer großen Lebensgefahr retten will. Dann müssen Sie meine Bitte erfüllen und das Geld von mir annehmen, um es in Ihrem eigenen Namen an Briesen zu geben."

Sie schwieg und sah erwartungsvoll auf Wächter, der mit keinem Zuge seines ernsten Gesichtes verriet, was in ihm vorging.

„Was Sie mir sagen, Mrs. Herbert, ist mir so unerwartet, daß ich nicht imstande bin, Ihnen sofort eine Antwort zu geben. Sie haben sich wahrscheinlich schon darüber gewundert, daß ich selber nicht Briesen das Lösegeld zur Verfügung stellte. Aber Offenheit gegen Offenheit: ich bin nicht dazu imstande. Ich stamme aus einer armen Soldatenfamilie und verfüge außer meinem Gehalt über keine Einkünfte. — Was nun Ihren großmütigen Vorschlag betrifft, so müssen Sie mir Zeit zur Überlegung lassen. Aber sobald wie möglich sollen Sie Bescheid bekommen, und ich bitte Sie zu glauben, daß, wie meine Antwort auch ausfallen möge, ich nur eine Richtschnur kenne, nach der ich handeln werde: mein eigenes Gewissen und meine Ehre als Mann und deutscher Offizier. Alle persönlichen Rücksichten, die mir die Annahme Ihres Anerbietens erwünscht oder auch höchst peinlich erscheinen lassen könnten, werde ich beiseite lassen."

Sie merkte, daß vorläufig nichts weiter zu erreichen war, und erhob sich. Wächter geleitete sie bis an die Treppe, und sie ging ruhig und ohne Erregung fort.

Der Major zündete sich eine große und sehr schwere Havanna an und dachte nach.

Hier war endlich die so sehnlichst von ihm gesuchte Möglichkeit, seinem prächtigen Offizier aus der drohenden Gefahr zu helfen. Durfte er aber annehmen? Er stellte sich die Möglichkeit vor, daß die Angelegenheit später einmal vor ein Ehrengericht käme. Was für Gesichter würden seine Kameraden machen, die über seine Ehre aburteilen sollten, wenn sie hörten, daß er Geld angenommen hatte von einer Dame, die außerdem noch die Frau des als besonders deutschfeindlich bekannten englischen Konsuls war. Ein Schauder fuhr ihm über den Rücken. Mit seiner Karriere war es sicher vorbei.

Dazu kam, daß es ihm selber höchst peinlich war, dieses Geschenk anzunehmen. Und ein solches war es doch schließlich, selbst wenn er und Briesen sich alle Mühe geben würden, die Schuld allmählich abzutragen. Daß Mrs. Herbert die Sache bitter ernst nahm und sicher die besten Absichten hatte, fühlte er. Wer kennt sich aber in den Launen einer Frau aus? Heute war es ihr — ohne Zweifel — eine Herzensangelegenheit, und morgen vielleicht erzählte sie einer Freundin ihr Geheimnis, das dann keines mehr war.

Und nun die letzte Probe. Konnte er es vor sich selber und seinem Gewissen verantworten? Hier schwankte er nicht lange. Die innere Stimme verlangte gebieterisch die Unterstützung des Kameraden, wenn ihm auch die äußeren Umstände noch so sehr gegen sein Gefühl gingen.

Aber nur als äußerstes Mittel wollte er die Hilfe der Engländerin annehmen, erst wenn alle anderen Möglichkeiten erschöpft waren. Und vor allem durfte kein Mensch, am wenigsten Briesen selber, etwas davon erfahren. Wächter stand auf, seine Havanna

war fast zu Ende, sein Entschluß stand fest. Ein telephonischer Anruf bewirkte, daß sein Adjutant gleich darauf bei ihm erschien.

„Herr Major haben befohlen?"

„Lieber Platen, ich beabsichtige diese unerquickliche Geschichte Briesens mit den Skrelis endgültig aus der Welt zu schaffen. Bitte begeben Sie sich zu Fuad Bei und teilen Sie ihm mit, daß wir geneigt wären, den Skrelis für die Erledigung der Blutrache eintausend Kronen zu zahlen. Sollten diese damit nicht einverstanden sein, dann bekommen sie gar nichts, und ich werde Briesen so bald wie möglich nach Deutschland zurückschicken. Ich denke, diesem praktischen Argument werden die etwas reichlich auf ihren Vorteil bedachten Herren Albaner sich wohl nicht verschließen.

„Vertraulich teile ich Ihnen mit, daß ich die Absicht habe, Briesen das Geld teils aus dem Dispositionsfond, teils persönlich vorzustrecken. Und nun versuchen Sie, Fuad bald zu finden, und bitten Sie ihn um einen schnellen Bescheid. Ich lege Wert darauf, die Sache möglichst rasch erledigt zu sehen. So, das war alles. Ich danke Ihnen."

Einige Stunden später trat Fuad bei Gwendolin ein, die ihn sofort mit der Frage überfiel: „Haben Sie schon mit den Skrelis gesprochen?"

Der Albaner war bereits genügend Europäer, oder vielmehr Amerikaner geworden, um dieses unvermittelte Zurückkommen auf den Gegenstand ihrer gestrigen Unterhaltung nicht aus seinem orientalischen Empfinden heraus für taktlos zu halten. Er meinte lächelnd: „Mit den Skrelis wäre ich einig, aber eine andere Schwierigkeit ist gekommen, die mich veranlaßt, Ihnen darüber zu berichten."

„Bitte erzählen Sie schnell, was passiert ist!" rief Gwendolin erregt. „Aber legen Sie ab." Gemessen setzte sich Fuad ihr gegenüber. Die dem Orientalen angeborenen, stets etwas feierlichen Bewegungen hatte selbst der jahrzehntelange Aufenthalt in dem hastenden Dollarika nicht zu beseitigen vermocht. Langsam legte er seinen weißen Fes auf einen neben ihm stehenden Stuhl und begann erst nach einer kleinen Pause, so daß das heiße irische Blut der schönen Frau ihre Erwartung kaum mehr bezwingen konnte:

„Major Wächter hat mir soeben durch Herrn von Platen mitteilen lassen, daß er den Skrelis als letztes Angebot tausend Kronen Lösegeld bietet. Wollen sie das nicht annehmen, so sollen die Unterhandlungen abgebrochen werden. Ich denke mir, daß man meinen Bruder Briesen dann nach Deutschland zurücksenden wird."

„Und was haben Sie Platen gesagt?"

„Ich habe mir gedacht, daß es besser wäre, dem Kommandeur erst zu antworten, wenn ich mit Ihnen gesprochen hätte."

„Oh wie Recht haben Sie daran getan!"

„Ich weiß, daß mein Bruder Ihnen teuer ist," versetzte der Albaner einfach, erreichte aber doch die unbeabsichtigte Wirkung, daß das heiße Blut ihr in die Wangen schoß. „Herrn von Platen habe ich zunächst darauf aufmerksam gemacht, daß die Abreise Briesens nach Deutschland ihn nie vor der Blutrache schützen würde . . ."

„Was soll aber nun geschehen," klagte Gwendolin, „wenn diese halsstarrigen Deutschen jeder Vernunft unzugänglich sind? Halten Sie es denn für möglich, daß die Skrelis sich mit tausend Kronen begnügen?"

„Tausend Kronen bedeuten meinen Landsleuten eine große Summe. Das Lösegeld wird aber nicht nur nach dem Werte des Getöteten, sondern auch nach dem Ansehen des Mörders oder Anstifters bemessen. Die Stammesältesten haben es auf dreitausend Kronen festgesetzt, wovon sich nichts mehr herunterhandeln läßt. Um so weniger, als ich gestern bereits auf Ihren Wunsch hin den Skrelis erklärte, daß sie das volle Lösegeld erhalten sollten. Sie sagten mir doch, daß Sie sicher wären, alles arrangieren zu können."

Gwendolin geriet in peinlichste Verlegenheit. Unmöglich konnte sie sagen, daß Briesen ihr Anerbieten glatt abgelehnt hätte, und daß auch Wächter ihren Vorschlag zu verwerfen schien. — Und dafür hatte sie sich einem Manne wie Traubenberg in die Hand gegeben! Wenn nun ihr ganzes Opfer vergebens war, und obendrein der Geliebte seinem unvermeidlichen Schicksal verfiel . . .

Plötzlich kam ihr eine Erleuchtung, so daß sie aus ihren Sinnen emporfuhr und Fuad ansah, der anscheinend in Gedanken versunken zum Fenster hinausblickte.

„Lieber Fuad, wenn Sie mich unterstützen wollen, dann habe ich hoffentlich einen Ausweg gefunden!"

Auf einen fragenden Blick des Albaners fuhr sie fast triumphierend fort: „Sie müssen Major Wächter sagen, die Skrelis wären mit tausend Kronen zufrieden, und ich gebe Ihnen die übrigen zweitausend. Selbstverständlich darf . . . darf Herr von Briesen nichts davon ahnen. Glauben Sie, daß es gehen wird?"

Einen Augenblick dachte Fuad nach, dann sagte er: „Es scheint mir wirklich der beste Ausweg zu sein. Nur um eines muß ich Sie bitten, lassen Sie mich die fehlenden zweitausend Kronen geben. Bedenken Sie, es handelt sich um meinen Bruder."

Aber das wollte sie nicht zulassen. Am liebsten hätte sie ihm erwidert: ‚Bei mir handelt sich um viel Höheres als um einen Bruder. Es geht um den einzigen Menschen, wegen dessen es sich mir noch zu leben lohnt, für den ich Ehre und Stellung, Wohlstand und Ansehen, ja mich selber in Leben und Sterben geben würde.'

Und sie verlangte so energisch ihr Recht, Briesen zu helfen, daß Fuad nachgeben mußte. „Heute noch hoffe ich alles so zu erledigen, wie wir es wünschen," sagte er. „Dann kann unser Freund wieder beruhigt schlafen und" — mit leisem Lächeln fügte er es hinzu — „wir beide auch." (Fortsetzung folgt)



Lotte Lehmann an der K. K. Hofoper in Wien als „Manon"

(Zu dem nachfolgenden „Wiener Theaterbrief" — Aufnahme aus dem Atelier Setzer in Wien)



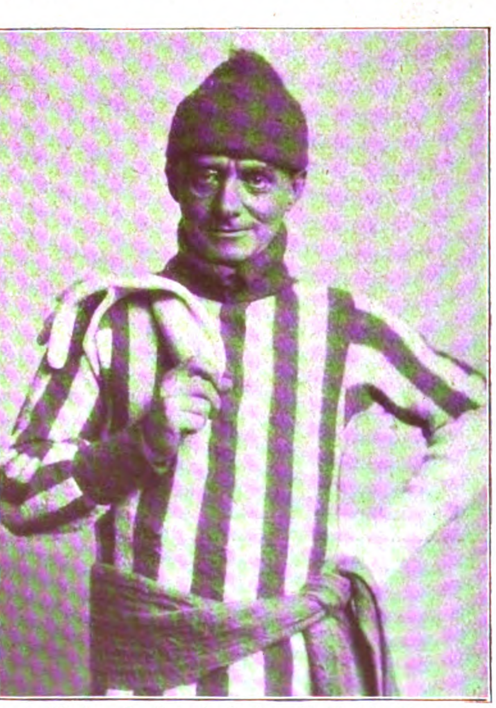
Theaterbrief aus Wien. Von Ludwig Hirschfeld

Mit zehn Bildern nach Aufnahmen von Setzer, d'Ora, Cobé und Gutmann in Wien

„Ausverkauft!" ... „Sämtliche Logen und Sitze vergriffen!" ... „Für Samstag und Sonntag alles ausverkauft!" ...

Grüne und rote Streifen verkünden es triumphierend auf allen Plakatsäulen, bei allen Theaterkassen. Diese Streifen sind quer über die Theaterzettel geklebt, daß man kaum lesen kann, was für ein Stück eigentlich gespielt wird, wer es verfaßt hat, wer darin mitwirkt. Offenbar ist das heutzutage ganz nebensächlich. Viel wichtiger als der Inhalt und der Wert der neuen Stücke ist die Tatsache, daß man keine Karten bekommt. Ausverkauft, alles ausverkauft ... Die bunten Querstreifen sind sozusagen das Motto und Leitmotiv dieses vierten Wiener Kriegswinters. Deutlicher als alle ästhetischen Betrachtungen und alle Kritiken erzählen sie wuchtig, daß es auf dem Theatermarkt jetzt genau so bestellt ist wie auf anderen Märkten: große Geldflüssigkeit, kaufkräftige Abnehmer, stürmische Nachfrage, Preis Nebensache, jede Ware findet ihren Käufer ... Um Gottes willen, das sind ja lauter Ausdrücke aus dem Börsenbericht und aus dem Finanz- und Handelsteil. Es tut mir aufrichtig leid, damit einen Wiener Theaterbericht beginnen zu müssen, aber ich kann nichts dafür, es ist wirklich so. Das neue Geld, die neuen Millionäre, die neuen Wiener: sie bestimmen jetzt auch das Theatergetriebe. Man drängt sich in die Hofoper, in die Konzerte, denn ernste Musik ist elegant. Je erhöhter die Preise, desto eifriger drängt man sich. Um einen Sitz bei einer Neuaufführung im Burgtheater kämpft man mit allen Mitteln, Listen und Verbindungen, weil man dann zwei, drei Stunden lang ganz bestimmt zur guten Gesellschaft zählt. Aber auch gewöhnliche Abende, namentlich den Samstag und Sonntag, will man jetzt nur im Theater verbringen. Sehr begreiflich, wohin denn sonst? Soll man sich in das schlechtbeleuchtete und -beheizte traute Heim setzen und Trübsal blasen, in ein Kaffeehaus ohne Kaffee oder in ein Gasthaus ohne Bier? Auch die immer schwieriger werdende Ernährung ist offenbar mit eine der Ursachen, warum die dramatische Kunst gar so gut gedeiht. Ausverkauft, alles ausverkauft: Bei Tag die Lebensmittel und abends die Theaterkarten ...

Jetzt muß ich mir aber einen ordentlichen Ruck geben, um aus dieser vulgären Alltäglichkeit herauszufinden in die abgeklärte Tonart des zurückblickenden Theaterkritikers, der einen Halbjahresbericht erstatten soll. Beinahe hätte ich jetzt wieder geschrieben: Halbjahresbilanz. Ja, wenn ich hier mit Zahlen und Summen arbeiten dürfte, da wäre dieser Theaterbrief eine leichte Arbeit: eine einfache Aufstellung der Bruttoeinnahmen und Reinerträgnisse der Wiener Theaterleiter, Vertoner, Verfasser, der tanzenden und singenden Lieblinge. Aber eine künstlerische, eine ästhetische und literarische Aufstellung, das ist sehr schwierig. Die Rechnung wird nicht gut ausgehen, aber man kann es ja immerhin versuchen. Es kommen immer wieder Zahlen dazwischen, sogar bei den Hoftheatern. Sie haben im Weltkrieg wirklich eine großartige wirtschaftliche Entwicklung durchgemacht: von der volkstümlichen Ermäßigung der Eintrittspreise im Winter 1914 bis zur



Harry Walden in Ludwig Fuldas Lustspiel „Die verlorene Tochter" K. K. Hofburgtheater in Wien (Phot. d'Ora)

jüngsten gründlichen Erhöhung, die es einem bescheidenen Mittelstandsmenschen, der so ungeschickt war, den Anschluß an die große Zeit der Konjunktur und Kriegsgewinne zu versäumen, einfach unmöglich macht, sich einen Abend im Burgtheater zu leisten. Bei solchen unpopulären Preisen ist es wohl schwer, ein volkstümliches österreichisches Programm durchzuführen, wie es der neue Burgtheaterdirektor Hofrat von Millenkovich plant. Er will Raimund, Nestroy und die zeitgenössischen Österreicher spielen, er will in diesem Hause der norddeutschen Dialekte den österreichischen Dialekt zu Ehren bringen und hat deshalb einige Volksschauspieler gewonnen, voran unseren besten und größten: Alexander Girardi. Wie sich Girardis uröstereichischer Art in den feierlichen Goldrahmen des Burgtheaters einfügen wird, ob das Naturell stärker sein wird oder der Rahmen, das ist heuer das eigentliche Burgtheaterereignis, dem man erwartungsvoll entgegensieht. Bis jetzt hat der neue Direktor nur die von seinem Vorgänger Thimig erworbenen Neuheiten herausgebracht: Fuldas „Verlorene Tochter", den reichsdeutschen Lustspielerfolg des vorigen Jahres, der durch seine Harmlosigkeit die Kritik verstimmt hat, aber die Zuschauer andauernd unterhält. Es ist sozusagen ein in bürgerlichen Kreisen spielendes Komtessenstück, ein Genre, auf das man sich im Burgtheater noch immer unübertrefflich versteht. Auf diesen guten, alten Burgtheaterton ist heute auch Harry Walden schon abgestimmt, der einen unverschämten Schwerenöter und Rechtsanwalt ganz reizend und in unwiderstehlichen Wintersportkostümen spielt — also, das muß man doch gesehen haben.

Dann gab es noch einen neuen Schönherr: das Schauspiel „Frau Suitner". Es ist insofern ein echter Schönherr, als es alle bekannten Züge und Eigentümlichkeiten des Dichters, seine starken und seine schwachen Seiten in ziemlicher Vollständigkeit zeigt. Auch diesmal hat er nach einem ganz einfachen Stoffe gegriffen: die Tragödie der alternden, kinderlosen Frau, die einer jüngeren Platz macht. Frau Suitner, eine Landkrämerin, hat sich durch mühsame Arbeit einen bescheidenen Wohlstand erwirtschaftet und erkennt jetzt, da sie ihn zusammen mit ihrem jüngeren, gutmütigen, energielosen Mann genießen will, wie nichtig und sinnlos aller Besitz ist und wie leer das Haus ohne Kinder. Als sie merkt, daß an diesem Schmerz, mit dem sie tapfer und rauh kämpft, auch ihr Mann leidet, nimmt sie nach biblischem Beispiel eine junge Magd ins Haus. Es kommt alles, wie Frau Suitner es befürchtet und zugleich gewollt hat. Das Mädchen, ein charaktervolles, gutherziges Geschöpf, hält sich wohl tadellos, und auch der Mann ist zum Verführer viel zu unbeholfen, aber Frau Suitner muß schließlich doch erkennen, daß ihre Stunde



Thea Rosenquist als Sonja im „Zarewitsch" von Gabryela Zapolska
Deutsches Volkstheater in Wien. (Phot. Cobé)

geschlagen hat. Sie beginnt nach Bauernsitte an ihrem Totenhemd zu nähen, überläßt dem Mädchen die Führung der Wirtschaft und des Ladens, um sich in grausamer Selbstquälerei zu beweisen, daß sie hier überflüssig geworden ist. Dann geht sie still in den Mühlbach und kehrt erst als Tote in das Haus zurück, in dem Herr Suitner weiterwirtschaften und mit seiner jungen Frau wahrscheinlich viele Kinder kriegen wird. In den Dramen Schönherrs ist die Handlung nie beträchtlich, aber diesmal fehlen auch die einzelnen starken Handlungen. Die fünf Akte sind lauter Exposition, die sich immer wiederholt, so daß schließlich Monotonie entstehen muß. Der wuchtige Theatraliker Schönherr ist diesmal auch allen starken dramatischen Wirkungen aus dem Wege gegangen. Das tragische Schicksal der Frau Suitner rollt sich still ab wie eine dialogisierte Erzählung, deren verwickelte Psychologie zu den einfachen bäurischen Menschen ebensowenig passen will wie der ibsenhafte Symbolismus, mit dem das Motiv der Kinderlosigkeit fortwährend unterstrichen wird: die Obstkultur, die Schweinezucht, das Eierlegen, alles gerät beim kinderreichen Nachbarn viel besser als bei der kinderlosen Frau Suitner. So bleibt außer manchen schönen dichterischen Einzelheiten als tieferer Eindruck nur die wirklich prachtvoll gezeichnete und von Frau Bleibtreu ebenso prachtvoll dargestellte Gestalt der Frau Suitner, die in ihrer verbissenen Herbheit und stummen Tragik eine echte Schönherrfigur ist.

Leopoldine Konstantin in Franz Herczegs Komödie „Blaufuchs“
Theater in der Josefstadt. (Phot. d'Ora)

Die Hofoper ist womöglich noch besser besucht, kann es sich also ruhig erlauben, gar nichts Neues zu bringen und gelegentlich an Tenoristennot zu kranken. Dafür ist Frau Selma Kurz mit erhöhten Bezügen wieder gewonnen worden. Gott sei Dank, daß dieser, natürlich sehr kostbare Stein uns allen vom Herzen gefallen ist. Es waren schreckliche, sorgenvolle Tage, die wir bis dahin verbracht haben, und tröstlich war nur der Gedanke, daß wir für den schlimmsten Fall auch einen Selma Kurz-Ersatz besitzen. Kein Surrogat, sondern gleichwertige Kunst, nämlich die des jungen Fräulein Lotte Lehmann, die sich mit jeder neuen Partie, zuletzt mit ihrer entzückenden Manon, tiefer in die Herzen der begeisterten Opernfreunde hineinsingt ... Die einzige Neuheit war bisher das in Deutschland schon gespielte Musikdrama „Ferdinand und Luise“ des Wieners Julius Zaiczek-Blankenau, eine etwas gewaltsame, aber theatralisch wirksame Veroperung von Schillers „Kabale und Liebe“.

In der Volksoper ist an die Stelle Rainer Simons der Budapester Raoul Mader getreten. Als erfahrener Theatermann leitet er dieses Opernhaus des Mittelstandes nach den Grundsätzen seines Vorgängers und bringt hauptsächlich klassische und bewährte Werke. Die erste Neuheit hielt nicht das, was der anspruchsvoll schlichte Titel versprach: „Der Tell“, ein deutsches Drama von Max Morold, Vertonung von Josef Reiter. Also eine neue Telldichtung oder vielmehr eine ganz alte, weil sie auf die Chroniken und altschweizer Volksschauspiele zurückgreift. Kein unbedingt nötiges Unternehmen, da der Schillersche Tell den Ansprüchen noch immer genügt. Worin besteht die Neuerung? Darin, daß Tell hier zur Episode wird und die großen kraftvollen Augenblicke, Apfelschuß, Rütli und Ermordung des Vog-



Alex. Girardi als Schmierendirektor in „Durchlaucht gastiert“ (Phot. Gutmann)

sondern der übliche Opernstoff, der durch die Vertonung Josef Reiters, eines braven Österreichers, der sich nicht recht durchsetzen kann, auch nicht an Kraft gewonnen hat. Man hört Wagnerantlänge, schöne Chöre, aber keinen großen Einfall, spürt Fleiß und ehrliche Absicht, aber kein dramatisches Temperament, keine sinnliche Wärme. Zu bemerken wäre noch, daß der Textdichter Max Morold mit dem neuen Burgtheaterdirektor Hofrat von Millenkovich identisch ist, der jetzt vermutlich keine Lust und auch keine Zeit mehr haben wird, die übrigen bewährten klassischen Dramen zu Opernbüchern umzuarbeiten ...

Und wie geht's denn dem Direktor Wallner im Deutschen Volkstheater? Ich danke der Nachfrage, recht gut. Seine erste Saison hat er mit Kundgebungen, Affären und Prozessen verbracht, jetzt begnügt er sich mit vollen Häusern. Er hat



Alex. Girardi als Dichter Ferdinand Sauter in „Das Ende vom Lied“ (Phot. Gutmann)

tes, zur Nebenhandlung. Die Haupthandlung ist hier merkwürdigerweise erotisch und besteht darin, daß der Vogt, Graf Seedorf, der schönen Elsbeth, dem Weibe Tells, nachstellt, daß ihr Widerstand ihn zur Bösartigkeit reizt und daß sie sich ihm beinahe, um ihr Kind zu retten, hingeben würde, wenn nicht rechtzeitig zum letzten Aktschluß Tells Pfeil geflogen käme. Also durchaus kein deutsches Drama,



Hansi Niese (Rosl) und Alex. Girardi (Valentin) in Raimunds „Verschwender“. Stadttheater in Wien. (Phot. Setzer)

eine Anzahl guter Darsteller nach Wien gebracht und außerdem, wenn ich nicht irre, die vierundvierzig besten neuen Stücke erworben, zu denen aber die bisher herausgebrachten Neuheiten offenbar nicht gehören, denn diese waren ziemlich schwach. Frau Gabryela Zapolska, die neue polnische Birch-Pfeiffer und glückliche Besitzerin der „Warschauer Zitadelle“, hat einem „Zarewitsch“

das Leben geschenkt, aber der Knabe ist nicht kräftig geraten. Er hat die für einen Thronfolger durchaus unzulässige Eigenschaft, die Frauen nicht zu mögen. Was tut man in einem solchen Fall? Man nehme eine junge Tänzerin und verkleide sie als Tscherkessenjüngling, worauf der dramatische Kuchen nach Vorschrift aufgeht: Freundschaft, Sympathie, scheinbare Liebe, aus der Ernst wird, Tod des alten Zaren, Thronbesteigung des jungen, und zurückbleibt eine weinend resignierende enttäuschte Kellnerin Kätie ... ach so, das ist ja der Schluß von „Alt-Heidelberg". Es ist auch so eine rührselig kitschige Angelegenheit, eines jener Stücke, bei denen die Kritik schimpft und das Publikum Karten kauft ... Was es bei der Komöde „Panik der Herzen" von Alfred Fekete nicht getan hat. Dieser junge Mann mit dem ungarischen Namen ist ein Wiener, der in Berlin lebt. Er gibt sich in dem Stück sehr bedeutend, tief und literarisch, im Grunde ist es aber doch nur die alte Ehebiegungsgeschichte ohne besondere Wendung, ohne besonderen Witz. Das Berliner Künstlerpaar Karl Forest und Traute Carlsen debütierte an dem Abend sehr erfolgreich. Hierauf der „Thomas-Kantor", eine deutsche Komödie von Armin Friedmann, einige sauber und sorgfältig dramatisierte Kapitel aus der Biographie Johann Sebastian Bachs, und zwar jene, in denen er sich als reiferer Witwer noch einmal verheiraten will und statt der Wirtschafterin Sybilla Lemmerhirt die junge Anna Magdalena Wülcken wählt, die er eigentlich für einen seiner heranwachsenden Söhne bestimmt hat.



Lona Schmidt in Rudolf Holzers Märchenspiel „Das Ende vom Lied"
Stadttheater in Wien. (Phot. Setzer)

Über die letzte Volkstheaterneuheit möchte ich am liebsten gar nichts sagen. Es ist für jeden Verehrer Arthur Schnitzlers, und das sind wir in Wien eigentlich alle, sehr peinlich, über eine neue Arbeit dieses Dichters in jedem Sinne abfällig sprechen zu müssen. Aber seine neue Komödie „Fink und Fliederbusch" enthält wirklich gar nichts von dem künstlerischen Wert, den im besten Sinne wienerischen Zügen, um derentwillen wir Schnitzler lieben und schätzen. Sie will eine Journalistensatire sein. Wenn sie es nur wäre! Aber auch die leidenschaftlichen Journalistenhasser, und an denen fehlt es in Wien wirklich nicht, kommen dabei nicht auf ihre Kosten. Die Satire ist nämlich weder echt noch witzig. Dazu fehlt es ihr vor allem an Sachkenntnis, denn die Schilderung des Redaktionsgetriebes in einer großen Tageszeitung ist von einer erstaunlich naiven Ahnungslosigkeit. Oder war es Schnitzler um den lustigen Einfall zu tun? Wenn er nur lustig wäre! In jener Redak-

tion, die durch die Bank aus Einfaltspinseln und Charakterschwächlingen besteht, ist ein junger Mensch namens Fliederbusch, der rasch vorwärts kommen will und deshalb über denselben Gegenstand im liberalen Blatt scharf demokratische Artikel schreibt und in einem konservativ-klerikalen Salonblättchen unter dem Namen Fink das Gegenteil. Er greift sich selbst gehässig an, wird genötigt, sich selbst zu fordern, auf dem Duellplatz gesteht er den Schwindel vergnügt ein, die Chefredakteure reißen sich um ihn, die Laufbahn der Charakterlosigkeit steht ihm offen. Dieses schwankmäßige Doppelspiel entwickelt sich aber nicht fesch und übermütig, sondern schwerfällig mit einer ganz hilflosen Technik, die sich in den wichtigsten Momenten mit redseligen Einzelgesprächen weiterhilft. An manchem gehaltvollen Wort erkennt man ab und zu: die Komödie ist ja doch von Arthur Schnitzler. Aber in seine gesammelten Werke wird dieses sonderbar schief und verworren geratene unerfreuliche Stück kaum aufgenommen werden ...

Was gibt's denn heuer in Ungarn? O, alles mögliche Gute: Fett, Speck, Schweinefleisch, Eier, Butter, Mehl, aber die Grenze ist unerbittlich gesperrt, und nur dramatische Genüsse dürfen nach Österreich ausgeführt werden. Die ungarische Erzeugung ist jedoch heuer nicht so gut geraten wie sonst, und so haben wir bisher von dort nur einen einzigen Erfolg bezogen: Franz Herczegs Komödie „Blaufuchs", seit drei Monaten das Zugstück des Theaters in der Josefstadt und ja auch in Berlin schon bekannt. Herczeg, der mit seinen früheren Arbeiten nie weit über seine Heimat hinaus gelangt ist, hat sich hier in der mondänen Art Molnars versucht und auch ein bißchen an Henri Becques „Pariserin" angelehnt. Der Reiz des Stückes liegt in seiner witzigen Psychologie, seinem geistig beweglichen anmutigen Dialog; den ungewöhnlichen großen Erfolg der Wiener Aufführung verdankt es aber ausschließlich der persönlichen Anziehungskraft Leopoldine Konstantins, für die diese Rolle das richtige Instrument ist, auf dem sie ihr ganzes blendendes Können vorspielen kann. Auf der anderen Jarno-Bühne, dem Stadttheater, gastiert Girardi bis zu seinem Eintritt ins Burgtheater in älteren und neuen Rollen. Außer seinem Schuster Weigl und dem unerreichten Valentin, den er jetzt, von Hansi Niese als Rosl sekundiert, auch den Berlinern vorgespielt hat, schuf der Künstler eine neue Figur: den im Wiener Vormärz genialisch verkommenen Lyriker Ferdinand Sauter, dessen Literatur- und Liebesschicksale den etwas unklaren Inhalt von Rudolf Holzers Märchenspiel „Das Ende vom Lied" bilden. Eine neue sehr lustige Girardirolle ist sein Schmierendirektor in dem flotten Theaterstück „Durchlaucht gastiert" von Paul Frank und Julius Wilhelm. In solchen übermütigen Aufgaben lebt sich Girardis urwüchsige Komik am besten aus, und hoffentlich wird ihm und uns auch im Burgtheater das Lachen nicht vergehen.

Der neuesten Dramatik begegnet man



Mizzi Günther in Kalmans Operette „Die Faschingsfee"
Johann Strauß-Theater in Wien. (Phot. Setzer)

nur in entlegeneren Theatergassen. Die Neue Wiener Bühne brachte zwischen zwei schlechten Jargonschwänken Georg Kaisers „Bürger von Calais", in den Kammerspielen war noch ein Schauspiel Alfred Feketes „Die Verhüllte" zu sehen, eine nicht sehr glückliche Abwandlung des Themas der „Schiffbrüchigen" und außerdem eine gründlich daneben geratene erotische Komödie „Fröschchen", wieder von Gabryela Zapolska. Die Volksbühne versuchte mit bescheidenen Mitteln eine Aufführung von „Vasantasena", machte darauf mit dem Erstlingswerk eines jungen Schweizers, Siegfried Gideon, dem mehr durchgeistigten, als dramatischen Schauspiel „Arbeit" bekannt, hatte aber doch erst gefüllte Kassen, als Pallenberg kam und mit ihm die wohlbekannte „Familie Schimek". Seitdem geht dieses literarische Theater auf einmal glänzend und kann nach langer Zeit die Tafel „Ausverkauft" hervorholen. — Das alles war nur eine Einleitung, ein Umweg zum siegreichen Refrain des Wiener Theaterlebens und der heißt nach wie vor: Operette. In einer Zeit, deren Theatersinn fast ausschließlich auf gedankenlose Zerstreuung und harmlose Ablenkung eingestellt ist, hat sie natürlich die größten Kriegsgewinne zu verzeichnen. Die „Rose von Stambul" blüht seit einem Jahr, das „Dreimäderlhaus" sieht, wie wohl auch in Berlin, im dritten Jahr Mutterfreuden in Form einer Fortsetzung entgegen. Kein Wunder, daß die Leute vom goldenen Operettenhandwerk unentwegt nach derselben Schablone weiterarbeiten, weil nur das gefällt, was bereits einige hundert Male gefallen hat. Nach diesem Geschäftsprinzip ist die neue Kalman-Operette des Johann Strauß-Theaters „Die Faschingsfee" verfertigt: Münchener Fasching, verlobte Fürstin, junger Maler, reine Liebe, Enttäuschung, Duell, gebrochene Herzen, Tränen, Weltschmerz — mit einem Wort: sie kriegen sich. Zu dieser unfreiwilligen Parodie des Genres hat Kalman mit den erprobten Mitteln der „Czardasfürstin" und unter Verwendung einer älteren Musik eine Anzahl gut berechneter, aber erfindungsschwacher Nummern geschrieben, die nach zweihundertmaliger Anstrengung wahrscheinlich doch melodiös sein und ins Ohr gehen werden. Derselben Geschichte in Grün begegnet man im Carltheater bei Nedbals neuer Operette „Die schöne Saskia", nur daß die Sache in Holland und in der Schweiz spielt, zwischen einem Maler und seinem Modell, das sich als seine Witwe ausgibt: reine Liebe, Enttäuschung, gebrochene Herzen, Tränen und so weiter — siehe oben. Es ist immer dasselbe. Die Zeit mag klein oder groß, idyllisch oder wild bewegt sein, die Wiener Operette verharrt bei ihrer Art, sie verharrt und erstarrt und wird sich dadurch trotz aller großen Erfolge doch selbst zugrunde richten . . .

Rosy Wergynz in Nedbals Operette „Die schöne Saskia"
Carl-Theater in Wien. (Phot. d'Ora)

Aber, aber, wozu diese ästhetische Entrüstung? Das hat doch gar keinen Zweck. Gerade jetzt, während ich diese Entrüstung in meine Schreibmaschine hineinklopfe, steht drüben an der Plakatwand ein Zettelankleber und klebt gemütlich grüne und rote Querstreifen an: „Ausverkauft!" . . . „Alle Logen und Sitze vergriffen!" . . . „Für Samstag und Sonntag alles ausverkauft!" . . . Dagegen kommt keine Kritik auf. Schade um jedes Wort.




Der Tiger. Von W. Fred



Sechsundsiebzigjährig hat George Clemenceau das Ziel erreicht, das seiner Natur nach von ihm am heftigsten begehrt werden mußte: Er ist nicht bloß Ministerpräsident der Republik Frankreich, was er schon vordem einmal gewesen war, sondern, wenn auch nicht dem Namen nach Diktator, so doch mit diktatorischen Befugnissen ausgestattet, in einem Augenblick zur Herrschaft berufen, wo das zersplitterte Land einen mächtigen, ja fast tyrannischen Willen begehrt oder doch unbewußt wünscht. Wie lange der „Tiger" — so nennt man George Clemenceau schon seit mehr als zehn Jahren der wütenden Pranke wegen, mit der er gegen alle seine Gegner — und wer ist nicht sein Gegner gewesen, der irgendwelche Bedeutung oder irgendwelchen Einfluß hat? — losgeht, wie lange also der Tiger neben dem von ihm wütend bekämpften Poincaré die Geschicke Frankreichs leiten wird (ich schreibe diese Zeilen Mitte Dezember), das ist allerdings recht zweifelhaft. Man könnte fast glauben, daß im Augenblicke, wo dieser Versuch, einen Umriß seiner Persönlichkeit zu geben, in Druck erscheinen wird, er selbst schon wieder zum Oppositionsmann geworden ist, der er drei Viertel seines Lebens gewesen war. Und der er trotz allem seiner Natur nach ist.

George Clemenceau ist als Sohn eines Arztes 1841 in der Vendée geboren worden. Er kam, wie alle jungen Franzosen, die Söhne halbwegs begüterter Eltern sind, mit achtzehn oder neunzehn Jahren in das Studentenviertel von Paris, hat dort, wiederum der französischen Tradition folgend, den väterlichen Beruf aufgenommen, Medizin studiert, sein Doktordiplom erworben und als Armenarzt — bei uns würde dies Kassenarzt heißen — seine Praxis auf dem Berge Montmartre begonnen. Aber schon während er in der Klinik und im Anatomiesaal arbeitete, zog es ihn zum Journalismus. Er wurde ständiger Mitarbeiter eines der vielen Kampfblätter, die das Jahrzehnt zwischen 1860 und 1870 charakterisieren, und ein Journalist ist er sein Leben lang geblieben: ein leidenschaftlicher Kritiker der Tagesereignisse, eigenwillig, meist in seinem Blatt der eigene, der einzige Herr, und fern den durch gesellschaftliche Bande verknüpften Kreisen der Boulevardpresse. Wenn andere Politiker, die in Frankreichs innerer oder äußerer Geschichte Bedeutung gewonnen haben, ihre Herkunft vom Anwaltsberuf nie verleugnen können — und das ist der im französischen Parlamentarismus häufigste Fall —, so ist George Clemenceau ein Beispiel für den Politiker, der nach Richtung, Ziel und Form seines Wirkens immer die Verwandtschaft mit der Tagespresse bezeugt. Die persönlichen Gaben Clemenceaus waren schon sehr früh zu erkennen gewesen. Er schrieb und sprach gleich eindrucksvoll. Trotzdem ist er spät zu den äußeren Zeichen politischer Macht gelangt: er mußte, was besonders in Frankreich, dem Lande der jungen Minister, auffallend ist, sechsundsechzig Jahre werden, bevor er das erstemal einen Ministersessel einnehmen durfte und kurz darauf auch das erstemal Ministerpräsident war. Das hatte natürlich seine guten Gründe. Wenn ein hochbegabter Mensch unbeliebt ist, weil er mit unbeugsamer Härte dem Ziel, das ihm seine Natur vorschreibt, nachgeht, wird ihn das stets in gewissem Maße in seiner Karriere hindern. Seit er, kaum dreißig Jahre alt, aus Amerika, wohin er eine Studienreise unternommen hatte — und woher er seine Frau, von der er dann geschieden wurde, mitbrachte —, zurückkam, ist er immer von mindestens drei Vierteln seiner Berufskollegen, sowohl denen der Presse wie der Politik, gefürchtet, ja gehaßt worden; und er selbst hat den meisten bedeutenden oder gar einflußreichen Menschen, mit denen er in Beziehung trat, vielleicht mit ganz geringen Unterbrechungen, heftige Gefühle der Abneigung entgegengebracht. Er hat auch aus seinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht und sich besonders in späteren Jahren in der Rolle des fast berufsmäßigen Ministerstürzers gefallen. Bei dem Jüngling und jungen Mann war solche Haltung sicherlich Ausfluß sehr starker politischer Empfindungen, einer gewissen, wenn auch meist negativen Hingerissenheit, eines Enthusiasmus, der sich jedoch paradoxerweise immer mehr im Zerstören als im Aufbauen ausprägte. In späteren Jahren hatte man ja allerdings den Eindruck, daß George Clemenceau lieber auf der linken als auf der rechten Bank sitzt, weil das seinen ihm selbst wohl bewußten Gaben besser entspricht, daß er stets den, der zur Macht gelangt, bekämpft, aber nicht etwa, um selbst zu Amt und Würde zu kommen, sondern weil seine geistige und seelische Verfassung ihm solchen Kampf, solchen Widerspruch gegen die vox populi auferlegt. Und nun in den allerletzten Jahren, denen er den Namen ‚der Tiger' verdankt und in denen er in seinem Blatt, das bekanntlich zuerst ‚L'homme libre' (der freie Mensch), dann als die Herrschaft der Zensur begann, ‚L'homme enchaîné' (der Mensch in Ketten) hieß, jede Skandalaffäre aufgriff, um einen einflußreichen Mann unmöglich zu machen, durfte man mit Recht den Eindruck haben, daß George Clemenceau die Macht eines simplen Ministers oder auch Ministerpräsidenten unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht mehr anstrebte, sondern erst dann seinen Platz auf der Bank

der grundsätzlich Nein-Sagenden verlassen wollte, wenn ihm eine ganz außerordentliche Machtbefugnis eingeräumt würde; anders gesagt, wenn er als der Retter des Vaterlandes erscheinen konnte, berufen gerade von jenen, die er bis zur Stunde wütend angegriffen hatte. Und diesen Triumph eines Lebens hat George Clemenceau ja wenigstens für den Augenblick erreicht. Der Präsident der Republik, gegen den Clemenceau Jahre hindurch in den wildesten Ausbrüchen des Zorns gehetzt hatte, derselbe Poincaré, dem Clemenceau nicht allein als ein politischer, sachlicher Gegner, sondern geradezu als persönlicher Todesfeind gegenüberstand, war gezwungen, eines Nachmittags Herrn Clemenceau zu sich zu berufen und ihm unbeschränkte Vollmachten zu geben. George Clemenceau hat den Reiz dieses Moments sicherlich mit allen Fähigkeiten seiner gewiß nicht einfachen Natur als Krönung eines kampfreichen Lebens, in dem es Höhen, aber auch tiefe Stürze gab, genossen. Er hat dann auch in wenigen Stunden sein Kabinett gefunden, in dem eigentlich nur er weitreichende Stimme hat, und mit seiner ersten Regierungshandlung, seiner ersten programmatischen Rede in der Kammer zeigte er auch, daß er mit derselben Intensität, mit der er die Regierung und die Zensur im besonderen bis zur Stunde befehdet hatte, nun widerspruchslosen Gehorsam fordern und jeden Angriff gegen seine Autorität mit allen Mitteln abwehren würde. Die hier angedeutete Wandlung kann allerdings den kaum überraschen, der die politische Vergangenheit Clemenceaus kennt. Denn schon einmal, gerade ein Jahrzehnt vorher, hatte Clemenceau, als er zur Regierung kam, mit der gleichen Unbekümmertheit das meiste von dem vergessen, was er tags zuvor gefordert hatte: Freiheit, Demokratie und was sonst zum radikalen Programm gehörte. Man darf aber nicht meinen, daß dies Beweise für einen haltlosen oder gar verlogenen Charakter sind; ja, bei aller Gegnerschaft Clemenceau gegenüber, zu der die Deutschen gewiß Grund haben, wäre es ungerecht, ihn auf Grund solcher Wandlungen einen Streber zu nennen, der tut, was seinem persönlichen Ziele im Augenblick am vorteilhaftesten ist. So geradlinig war und ist eben Wesen und Erscheinung dieses Mannes nicht, in dem ein starker Wille Betätigung verlangt.

Wer das Bildnis Clemenceaus ansieht, das Manet, der große französische Impressionist, gemalt hat, wird sogleich ahnen, daß er eine verästelte, aber auch ungemein starke Natur vor sich hat. Die Riesenstirne, der ein wenig spitze, kahle Schädel mit den starken Knochen, die leichtgelbliche Haut, der buschige, weiße Schnurrbart und nicht zuletzt die nervigen und nervösen Hände sind Merkmale einer männlichen Erscheinung, die weder durchaus typisch französisch ist, noch überhaupt dem menschlichen Mittelmaß angehört. Hier ist aus geistigen und seelischen Gaben gemischt ein Mann geworden, der, natürlich auch durch die Erlebnisse eines langen und bunten Daseins geformt, ebensoviel Skeptizismus, ja Zynismus allem menschlichen Tun anderer gegenüber empfindet und äußert, wie er ein unbeschränktes Vertrauen zum eigenen Geist, zum eigenen Handeln hat. Und diese Intensität ist er auch imstande, auf andere zu übertragen. Hier liegt vielleicht das Geheimnis der Wirkung Clemenceaus selbst seinen Feinden gegenüber, die Erklärung dafür, daß er jetzt eine überwältigende Mehrheit, sowohl in der Kammer, wie im Volke für sich hat. Die Lebenskraft, die sich im Äußeren Clemenceaus ausprägt wie in jedem Wort, das er schreibt oder spricht, wirkt mit einer förmlichen Suggestivkraft. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß die Wahl Clemenceaus zum Ministerpräsidenten eine Verzweiflungstat Poincarés war, ja mehr als das, der Ausdruck einer verzweifelten Situation des gesamten französischen Volkes. Wenn in anderen Ländern in solchen Verhältnissen ein Koalitionsministerium gebildet wird, weil man meint, durch eine Vereinigung gegnerisch gesinnter Männer das Vaterland zu retten, weil sie dennoch in einem einig sind, daß nämlich ihr Land gerettet werden müsse, so ist hier, charakteristisch genug für die französische Denkweise, der gegensätzliche Vorgang zu beobachten. Der Feind aller großen Politiker wird zur Regierung berufen, mit größeren Vollmachten ausgestattet als je ein Ministerpräsident vor ihm, vielleicht weil man hofft, daß gerade sein Ungestüm, seine Wildheit ihn befähigen werden, die verwirrte Situation zu lösen, anders gesagt, den gordischen Knoten zu zerhauen. Nur das französische Volk und die es vertreten, können so leicht vergessen, was früher war, um einen Mann mit der Vergangenheit Clemenceaus zum Retter des Vaterlandes zu berufen. Man hatte ja nicht wenig zu vergessen bei Clemenceau; die einen dies, die anderen jenes; fast alle persönliche Angriffe. Während des Panamahandels war auch auf ihn ein recht derber Schmutzflecken gefallen, ob mit Recht oder Unrecht ist nicht zu entscheiden, aber selbst wenn man an die persönliche Ehre und Unbestechlichkeit Clemenceaus glaubt, was wohl mit Recht unparteiische Beurteiler seines Wesens tun, so bleibt doch, von allem Persönlichen abgesehen, übrig, daß er in sehr wesentlichen Augenblicken der Vergangenheit Frankreichs versagt hat.

Die widerspruchsvolle und doch so starke Wirkungen erzielende Persönlichkeit Clemenceaus verlangt, daß man ein wenig nach den Tatsachen seines Lebens fragt. Es ist schon gesagt worden, daß er von Beruf Arzt ist, daß er aber nur kurze Jahre seine Tätigkeit als praktischer Arzt ausgeübt hat. Nur einmal hat die Öffentlichkeit Gelegenheit gehabt, ihn als solchen kennen zu lernen und die ist nur erwähnenswert, weil sie Clemenceau im Licht der zeitgenössischen Beurteilung

zeigt. Während einer Kammersitzung ist sein Kollege Guyot ohnmächtig geworden, und Clemenceau eilt ihm zu Hilfe. Er untersucht ihn und verkündet: „Nichts Ernstes, in vierundzwanzig Stunden ist er wieder gesund.“ Am nächsten Tag war Guyot tot, und die Pariser ließen sich den Witz nicht entgehen, Clemenceaus ärztliche Diagnosen seien ebenso falsch wie seine politischen. Er selbst mag dazu gelächelt haben, denn, wenn früher von dem ungeheueren Vertrauen gesprochen wurde, das er zu sich selbst hat, so darf anderseits auch nicht verschwiegen werden, daß er von jenem echt französischen Geist, den man gern Esprit nennt, stets genug hatte, um seine Persönlichkeit und ihre Stellung in der Welt mit einiger Ironie anzusehen. Ein einziges Beispiel dafür: Als er nach seiner letzten Diktatur gestürzt wurde, verließ er das Palais des Ministerpräsidenten ohne Gepäck, aber mit einem Witz. Er war nämlich bei seiner Ernennung gar nicht in die Amtswohnung übersiedelt und durfte deshalb ruhig sagen: „Hatte ich nicht recht? Ich bin mit einem Regenschirm ins Ministerium gekommen, verlasse es mit einem Spazierstock, Übersiedelungskosten habe ich also nicht.“ Das ist eine Anekdote, die zufällig sogar tatsächlich wahr ist, aber wie die meisten Anekdoten hat sie überdies innere Wahrheit, die mehr ist als die äußere. Sie zeigt den Clemenceau, der sich in seinen Kämpfen scheinbar immer von persönlichen Motiven leiten läßt, doch auch als einen Mann, der sich nicht so ernst nimmt, daß er im Augenblick des Sturzes lächerlich wird.

⌘ ⌘ ⌘

Der Student, junge Arzt hatte fleißig für Zeitungen geschrieben, in Versammlungen gesprochen. Als die Republik proklamiert wird, wählt man ihn zum Bürgermeister des Stadtteils Montmartre und Mitglied der Nationalversammlung. Er ist dann während der Commune Vermittler zwischen den widerstreitenden durch den Bürgerkrieg aufgewühlten Parteien und bekommt in der Kammer das Mandat, das Belleville, der nicht allzu gut beleumundete Stadtteil in Paris, zu vergeben hat. Den gleichen Kreis hatte Gambetta vertreten, und Clemenceau wurde, solange er Oppositionsmann war, der heftigste Gegner Gambettas; trotzdem werden manche finden, daß er in seinem Wesen und auch im Ablauf seines Wirkens manche Ähnlichkeit mit Gambetta hat. Dann allerdings, als er Minister geworden war und in Nizza das Denkmal Gambettas enthüllt wurde, hielt er ihm eine schöne Festrede ... und es mag sein, daß dem damals auch schon nicht mehr jungen Clemenceau selbst manche Ähnlichkeit zwischen seinem Leben und dem des Mannes, den er nun feierte, durch den Kopf gegangen ist.

Schon Zola hatte erkannt, wieviel starke Fähigkeiten in Clemenceau ruhen, nur aufgerufen werden müssen, um dem Lande zu nützen, und hatte es beklagt, daß er überlange auf den rechten Wirkungskreis warten müsse. Der Name Clemenceaus wird erst an jenem Tage auch über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt, als er, damals noch ein radikaler Zeitungsschreiber, mit einem Worte den allmächtigen Ferry stürzt. Ein Zwischenruf Clemenceaus schleuderte den Ministerpräsidenten Jules Ferry aus der Bahn; Clemenceau rief ihm in der Kammer zu: „Allez vous-en!“ und Ferry hatte zu gehen. Von dem Tage an gilt Clemenceau mit Recht als der größte Politiker der Couloirs im Palais Bourbon, als der Mann, vor dem jede Regierung zu zittern hat, dessen Spezialität es war, Krisen vorzubereiten und dann den entscheidenden Augenblick richtig zu finden, um den Minister zu stürzen. Clemenceau hat inzwischen eine Reihe von Blättern gegründet, ‚Justice‘, ‚Bloc‘, ‚Aurore‘. Diese Blätter bildeten fast zehn Jahre lang sein Forum. In der Kammer selbst war er unmöglich geworden. Er galt, weil dem Prinzen von Wales, dem späteren König Eduard, eng befreundet, als Verräter seines Vaterlandes, und man johlte ihm spöttisch englische Spottrufe zu, wenn er sprechen wollte. Damals ist das ganze Land Frankreich gegen England, und Clemenceau ist unten durch, weil er für England ist; jetzt ist Frankreich durch die Freundschaft mit England in den Weltkrieg hineingerissen worden, und Clemenceau hat in der Opposition die unheilvolle Saat reifen sehen, die von jenem König Eduard im Verein mit seinen französischen Freunden ausgestreut worden war. Clemenceau war aber damals nicht nur als ein von England Bestochener ausgezischt worden, er hat auch in der ‚Aurore‘ den Dreyfuskampf auf der Seite der Aufrechten mitgemacht und als einer der wirkungsvollsten Bekämpfer des Militarismus eine große Gemeinde um sich versammelt. Das ist derselbe Clemenceau, der später die dreijährige Dienstzeit für alle Franzosen als Minister durchsetzte und heute zum Diktator gekürt wird, weil er schärfer als irgendein anderer den Militarismus predigt und das Heil Frankreichs nur in einem Sieg der Waffen sieht.

Die Freundschaft Clemenceaus mit König Eduard von England ist wohl mit einer der Gründe, die seine ablehnende Stellung gegen Deutschland bewirkten. Denn im Gegensatz zu einer großen Zahl seiner Kollegen im politischen und journalistischen Beruf Frankreichs und Englands kann man von Clemenceau nicht sagen, daß er ein Feind deutscher Art aus blindem Chauvinismus ist. Clemenceau weiß recht viel von fremdem Wesen, hat eine große weit über Fachliches hinausgehende Bildung, und wenn er an deutsche Dichter oder Philosophen erinnert oder sie zitiert, so ist das gewiß nicht nur eine literarische Allüre. Er hat ja auch selbst mit einem eigenen Werke den Weg zum deutschen Publikum gesucht, oder wenigstens diese Resonanz nicht ungern gesehen: ein sehr reizvolles Theater-

stück Clemenceaus „Der Schleier des Glücks" ist in Deutschland und Österreich gespielt worden. „Der Schleier des Glücks" ist nach Inhalt und Sprache, im Gegensatz zu der sonst bei Clemenceau stark zutage tretenden Erdenschwere, ja sogar Brutalität, ein dramatisches Gedicht philosophischer Art mit seelischen Problemen und Weltanschauungsfragen spielend, und eine merkwürdige persönliche Art, die Dinge des Lebens zu sehen, offenbarend. Auf dieses Werk näher einzugehen, ist hier wohl nicht angebracht, da es sich ja darum handelt, Clemenceaus Gesamterscheinung sich vom Hintergrunde seiner Zeit und seines Milieus abheben zu lassen, besonders aber die Gründe seiner Wirkung — im Guten und Bösen, im Positiven wie Negativen — über mindestens zwei Generationen anzudeuten. Immerhin muß darauf hingewiesen werden, daß er noch eine Reihe anderer literarischer Arbeiten geschaffen hat: ‚La Mêlée sociale', ‚Le grand Plan', ‚Les plus forts' usw.; denn dies gibt einen Begriff seiner Lebensfülle und Arbeitskraft — besonders wenn man sich vergegenwärtigt, daß er all dies schrieb neben einer intensiven politischen Tätigkeit und dem Pressedienst, der ihn nicht allein Gründer und Herausgeber von Tageszeitungen sein ließ, sondern der ihm auch Tag um Tag einen Leitartikel abverlangte — etwa durch vierzig Jahre.

Clemenceau ist aber auch eine *rezeptive* Natur. So wie er in einer Zeit, in der das Reisen, besonders nach anderen Weltteilen, noch gar nichts Gewöhnliches war, nach Amerika ging, die Lebensverhältnisse dort zu studieren, so ist er auch mehrmals in unseren Ländern gewesen; mehr als das, persönliche Familienbeziehungen mehrfacher Art verknüpfen ihn mit Österreichern und Ungarn. Trotz alledem konnte schon der, der Clemenceau in den Jahren *vor* Algeciras und Marokko sprach, merken, daß er Deutschland durchaus nicht liebte; anders besser gesagt, er ist einer jener Beurteiler deutschen Wesens, die unbedingt und aufrichtig an ein zwiespältiges Deutschland glauben, an ein Deutschland, das durch Goethe, Beethoven und alles Gute charakterisiert wird, und ein anderes, das imperialistisch ist, von Feldwebeln regiert wird und die große Gefahr für alle anderen europäischen Länder darstellt. Schon 1871 war Clemenceau gegen den Präliminarfrieden mit Deutschland gewesen und wenn er auch weit entfernt war, von der Unbedingtheit und Zähigkeit, mit der andere Politiker, wie zum Beispiel Barrès, gegen Deutschland schrieben und sprachen, so ist doch die Revancheidee in ihm lebendig gewesen. Manchmal sah es vielleicht so aus, als könne er an einen Ausgleich denken. Im wesentlichen aber gehörte er zu jenen, die den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nicht nur für unvermeidlich hielten, sondern sogar vorbereiteten.

Als Clemenceau 1906 das erstemal Minister und einige Zeit darauf Ministerpräsident wurde, fragten ihn seine bisherigen Kollegen von der Presse: ob er denn glaube sich halten zu können. Sie dachten nicht mit Unrecht daran, wie viele Feinde er sich geschaffen habe, und wohl auch, daß er bisher seine Stärke als Politiker mehr in der salle des pas perdus, dem berühmten *Vorraum* zur Deputiertenkammer, bewiesen habe, also im Intrigenspiele und im Kampf *gegen* eine Sache, als in der positiven Regierungsarbeit. Mit einem oft zitierten Wort erwiderte Clemenceau, indem er eine damals an allen Straßenecken von Paris plakatierte Reklame einer Automobilfirma auf sich anwendete: „Ich bin wie der pneu michelin." Das Plakat dieses Gummireifens nämlich trug die Unterschrift: „Je bois l'obstacle" (ich trinke, ich sauge jeden Widerstand). Clemenceau wollte damit sagen: je mehr Hemmungen meiner Natur entgegengestellt werden, je mehr Kämpfe ich zu bestehen habe, desto eher habe ich Gelegenheit, meine Kraft zu entfalten und geheime Fähigkeiten, die in mir ruhen, zu erwecken; er wies so mit bemerkenswerter Einsicht in seine eigene Persönlichkeit auch auf den Reiz hin, der für ihn eben im Kampf an sich liegt. Daß er sich gleichzeitig oder in den Jahren später zeitweise gern eine Regierungsstütze nennt, das will nicht allzuviel sagen. Es ist schon erzählt worden, daß er als Ministerpräsident seine demokratischen Ansichten bald genug fahren ließ; der Winzeraufstand, der gerade damals ausbrach, zeigte ihn gleichzeitig sowohl als einen schlauen Diplomaten, der den Führer der Gegenpartei, indem er ihn der Lächerlichkeit preisgab, unmöglich machte, wie auch als unerbittlichen Tyrannen, der sich durchaus nicht scheute, gegen das Volk, für dessen Freiheit er so oft große Worte gefunden hatte, Geschütze auffahren zu lassen. In dieser Periode seines Lebens zeigt sich am stärksten, wo in Clemenceaus Veranlagung der wesentliche Mangel steckt. Er ist Politiker, ist Journalist von großen Gaben, aber kein Sozialpolitiker, und zwar fehlt ihm die soziale Erkenntnis wie das soziale Gefühl in gleich hohem Maße — trotz manches Versuchs in dieser Richtung. In starkem Gegensatz zu englischen Staatsmännern, wie z. B. Lloyd George, die teils aus eigener Veranlagung, teils von der Zeit belehrt, oder auch, was besonders für Lloyd George zutrifft, nach deutschen Vorbildern den sozialen Kampf in seinen friedlichen und in seinen kriegerischen Formen als das wichtigste Problem ihrer Zeit zu betrachten anfingen, hat George Clemenceau, allerdings *vor* seiner Regierungszeit, wenn er es als Mittel gegen einen gehaßten Gegner brauchen konnte, auch *diesen* Kreis von Fragen nicht unbeachtet gelassen; er hat aber nicht begriffen, daß hier der Brennpunkt alles wesentlichen Wirkens für einen modernen Staatsmann ruht. Dies ist die Grenze, die seiner Begabung gesetzt ist, und an dieser Grenze ist er als Ministerpräsident im Jahre 1906

gescheitert, an dieser Grenze scheitert schließlich und endlich auch seine persönliche Entwicklung. Drei Jahre währte die Zeit, die Clemenceau das erstemal auf der Regierungsbank sitzen durfte. Er wurde gestürzt, als er es sich nicht versagen konnte, das letzte Wort zu behalten, als das Wort mit ihm durchging und er in öffentlicher Kammersitzung Delcassé vorwarf, daß der Krieg mit Deutschland während der Marokkokrise nicht geführt wurde, weil man sich in Frankreich zu schwach gefühlt hatte. Clemenceau mochte recht haben, aber er hatte vergessen, daß kein Volk sich das in öffentlicher Sitzung sagen läßt, besonders wenn ein solches Wort über die Landesgrenze hinausschallt. So mußte er die augenblickliche Schlagfertigkeit mit dem Verlust der unmittelbaren politischen Wirksamkeit für eine Reihe von Jahren büßen. Allerdings darf man nicht vergessen, daß er durch seine Zeitung — die stets die gleiche blieb, wenn sie auch den Namen wechselte — immer noch Macht genug ausübte. Clemenceau, der nun schon der alte Clemenceau wurde, allmählich sogar der greise Clemenceau, kehrte zu seiner politischen Jugendliebe zurück, zum Radikalismus, zum Schimpfen und Toben gegen jeden Mann, der Bedeutung oder Einfluß zeigte. Gleichviel, ob es Heimatsgenossen waren oder Bundesgenossen oder Feinde, er hat, seit der Weltkrieg begann, besonders eben o Wilson oder Kerenski maßlos geschmäht wie die Männer, die in Frankreich gerade am Ruder waren oder Aussicht hatten, ans Ruder zu kommen.

Einheitlichkeit und Harmonie des Wesens, Konsequenz des Tuns sind nun einmal nicht die Eigenschaften des „Tigers". Derselbe Mann, der als Ministerpräsident auf die Bergarbeiter, die ihr soziales Recht verlangten, schießen ließ, trotzdem er auf ein demokratisch-sozialpolitisches Programm früher eingeschworen war, tobte gegen Poincaré, weil ihm der autokratischer, freiheitsfeindlicher Tendenzen — wohl mit Recht — schuldig schien. Die Rache, die er ihm bei der Wahl in Versailles geschworen hatte, hat er in der vielfältigsten Form in seinem ‚freien' und ‚gefesselten Mann' geübt und keine Skandalaffäre war ihm schlecht genug, um gegen den Präsidenten der Republik zu hetzen. In diesen Kämpfen gegen Caillaux und Malvy z. B., aber auch gegen viele andere, ist er oft bis weit über die Grenzen des Lächerlichen hinausgegangen, aber sein Einfluß ist, was eben der Lebenskraft, die in ihm wohnt, zuzuschreiben ist, während der Kriegsjahre trotzdem größer geworden. Als Mitglied des Senats und Vorsitzender des Heeresausschusses fand er ein dankbares Feld für seine stete Lust an Krisen, er stürzt den Generalissimus Joffre, wie er ehedem Ferry gestürzt hat und ohne Zweifel auch Poincaré gestürzt hätte, wenn dieser nicht im letzten Augenblick lieber das Opfer der Eitelkeit gebracht und den Todfeind zum Machthaber eingesetzt hätte.

Es ist kein Zweifel, daß, um solche Wirkung ausüben zu können, man einen weiten Kreis von Anhängern haben muß, und zwar besonders unter der anonymen Menge, den Zeitungslesern, der großen Masse des Volkes. Diese Resonanz besitzt Clemenceau im höchsten Grade, und er nützt sie aus, ob er nun das Mittel der Zeitung oder des gesprochenen Wortes braucht. Journalisten seiner Art sind ja in Frankreich weniger selten wie bei uns. Es ist eine ausgesprochen persönliche Wirkung, die da von einem Menschen auf einen großen Teil der Bevölkerung ausgeht, und sie ist bei Clemenceau vielleicht deshalb gut zu begreifen, weil bei all seiner Hemmungslosigkeit seine Anhänger doch stets oder fast stets das Gefühl haben, daß er das, was er sagt, aus eigener innerer Überzeugung heraus ausspricht, wenn es auch nur für den Augenblick selbst sein Meinen ist. Die Kluft, die Clemenceau von den anderen französischen Politikern scheidet, die entweder Advokaten von Beruf sind oder doch Advokatenseelen haben, zum allergrößten Teil mit einem radikal sozialistischen Programm persönliche, recht materialistische Interessen verbinden, ist sehr groß; und bei dem Vergleich zwischen dem wilden Tiger, der sich auf seine Opfer stürzt und die Minister nur so zerpflückt, dabei aber für seine eigene Person anspruchslos ist, ein unermüdlicher Fechter, ein reizvolles Bild allen jenen, die an Lebenskraft Freude haben, und den anderen, die von frühester Jugend an nach Stellen und Stellungen suchen, eine Hand die andere waschen lassen, einen Kettenhandel treiben zwischen Regierungsmandaten, Unterstaatssekretariaten, Präfekturen und auch deutlicher ausgeprägten Besitz in der Form von Anteilen an Aktienunternehmungen oder Zeitungen — — dieser Vergleich fällt eben doch zugunsten Clemenceaus aus und erklärt die Wirkung, die er auf seine Leser, und über den Leserkreis seiner Blätter hinaus auf das französische Volk, übt. Und auch wir, denen er feindlich gegenübersteht, dürfen ihn nicht in die Reihe der Streber oder gar der Gewinnsüchtigen stellen. Er ist ein Augenblicksmensch, darf selbst dann, wenn er von der einen Überzeugung zu der anderen überzugehen scheint oder wirklich übergeht, nicht moralisch gewertet, sondern nur als eine wirklich amoralische Natur angesehen werden, als ein Mann, der in der Realpolitik des Tages stets nur nach dem wirksamsten Mittel fragt und es unbedenklich wählt, wenn es auch Kartätschen, oder in anderen auch nicht sympathischen Fällen Enthüllungen aus dem Privatleben eines Gegners sind, der aber immer eine Entschuldigung für sich hat, daß er nämlich für sich nur das eine will, was jede starke Persönlichkeit mit Recht verlangen darf: die Möglichkeit, sich auszuwirken. Die hat der ‚Tiger' nun — wer weiß, wie lange?

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Jakob Schaffner, Der Dechant von Gottesbüren (Berlin, S. Fischer) — **Rudolf Hans Bartsch**, Lukas Rabesam (Leipzig, L. Staackmann) — **Ernst Zahn**, Nacht (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Georg Hermann**, Einen Sommer lang (Berlin, Ullstein & Co.) — **Richard Voß**, Das Haus der Grimani (Stuttgart, J. Engelhorns Nachfl.)

Wohlauf, laßt uns einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! Aber der Herr fuhr zornig hernieder und verwirrte ihre Sprache.

So heißt es 1. Mos. 11 von den deutschen Romanschriftstellern um 1917—18. Und solch ein babylonischer Turm (dessen Höhe nicht ganz der Höhe unserer „idealen Forderung" entspricht) ist gefährlich; will man einen einzelnen Baustein herausziehen, um ihn zu betrachten, so ist zu befürchten, daß der ganze Turm über einen herfällt und „Rezensenten" erschlägt, so ein hartes Wort Goethes erfüllend, der selber Rezensent war ... Wie hilft man sich? Man fängt an, von obenher abzutragen, derweilen ruht die große Masse sicher auf sich selber ... Und schon glänzen zwei bekannte Namen oben an der Zinnenkrone, als winkten sie, nur zuzugreifen, es lohne sich gewiß: es sind **Jakob Schaffner** und **Rudolf Hans Bartsch**.

Beide kommen von der besten Schule her, die es für deutsche Erzählungskunst gibt, von Gottfried Keller. Das hat oberflächliche Zinkenisten — vielleicht gute Leute, aber schlechte Musikanten — dazu verführt, in die Welt zu tuten, die Schüler seien dem Meister ebenbürtig. Und da solche gedankenlose Gleichstellungen, infolge jener Etikettiersucht, an der die Kritik in Deutschland geradezu krankt, Wasser auf die Mühle der Verlegerreklame leiten, bleibt nun kein neues Buch, zumal Schaffners, vor dem Umschlagplakat, das den „Erben Gottfried Kellers" anpreist, sicher. Und doch ist, abgesehen von der Täuschung über Größenmaße, gerade sein neues Buch **Der Dechant von Gottesbüren**, wie übrigens schon frühere Werke, der lebendige Beweis für eine erheblich größere Innenverwandtschaft Schaffners mit Wilhelm Raabe, als mit Keller. Schaffners beste Gestalten sind immer Hungerpastoren, deren Sehnsucht weit über Werkeltag und Umwelt hinauswächst. Auch dieser Dechant von Gottesbüren ist, so gemeint, eine zwiespältige und ungelöste Natur. Sein katholischer Glaube genügt ihm nicht, eine starke Neigung zu künstlerischer Betätigung auf der einen, das Verlangen nach traulicher Menschenwärme auf der anderen Seite führen diesen schwachen Charakter in die Irre und lassen ihn beinahe in weltbürgerlichem Wohlgefallen sich verlieren. Es ist die besondere Kunst Schaffners, diesen Dechanten hinter den Begebnissen zu zeigen, wie er meist nur seinen Schatten, den Schatten eines ernsten, fragenden, ringenden Menschen, über die übrigen Gestalten wirft: über seinen Neffen Heinz, den tatfrischen Feldsoldaten, über die stille Heldin Linde, eine der ergreifendsten Mädchengestalten der neuen Literatur, und ihren menschlich-weiblichem Gegensatz, die abgebrühte Großstädterin Klingse. Auf diese ränkevolle Vernunftgläubige, die von einer englischen Mutter jenseits des Kanals geboren, in Berlin als Deutsche sich „gebildet" hat, gießt Schaffner die ganze Schale seines Dichterzorns. Heinz schwankt zwischen den beiden Polen der Weiblichkeit lange hin und her; daß er schließlich der Klingse ins Garn geht, hat der Dichter nicht recht glaubhaft gemacht, aber der Leser achtet kaum auf solche geheimen Einwände, denn die Tragödie der Linde ist mit einer Größe und rührenden Schlichtheit gestaltet, daß man völlig im Bann der Dichtung steht. Weiß uns doch dieser wunderliche und wunderliebe Poet sogar am Sterbekissen eines armen Hundes beinahe zu Tränen zu rühren, — wie denn schon im ‚Boten Gottes' die Todesszene des Hundes Stummel ein Meisterstück war. Frisch und rein ist Schaffners Hippokrene. Die groben Mittel rein äußerlicher Spannung, die heute üblich sind, verschmäht er so offenkundig, daß er aufregende Kampfszenen aus dem Kriege an den Anfang stellt und dann zu stillen häuslichen und seelischen Kämpfen abbiegt, ohne uns doch zu ermüden. Er vermeidet auch den herkömmlichen Abschluß. Daß seine Menschen, vor allem der Dechant selber, zur Besinnung über sich selbst, zur Einkehr und Läuterung gezogen werden, dünkt ihn das Wesentliche. Stille Siegerin bleibt die Tote. An ihrer Bettstatt überkommt den Dechanten einmal die Sehnsucht nach ihrer herzhaften Natur, nach ihrer einfachen Lebensfrömmigkeit. Aber er erkennt, „daß auch dies nur ein Symbol ist, daß die Wahrheit viel tiefer und schwieriger liegt".

Schaffner, der letzthinschon in Gefahr war, sich in eine gewisse übersinnliche Manier zu verirren, steht mit seinem Dechanten wieder unter klarerer Tagessonne. In seiner stillen, fast träumerischen Art, im festen Glauben an die ewige Selbsterneuerung im Weltgetriebe, führt uns dieser tiefgütige Poet seine



Pferdegruppe
Bronzebildwerk von Otto Pilz

besonderen Wege. Etwas krausköpfig und wunderlich, eigensinnig und buntscheckig, aber auch schalkhaft und schelmisch — ein goldechter Humorist. Er hat ein volles Recht, sich über die Klingse zu ärgern, wenn sie „aus einem ganz auf verstandesmäßiger Nervenspannung aufgebauten allerneuesten Roman vorliest, dessen Figuren schon an sich wie Ausbrütungen eines fiebernden Hirns wirkten, und dessen Vorgänge unheimlich und wühlend aus kranken Gründen aufbrachen, um ebensolchen zuzutaumeln, während ein schmerzlich überwacher Geist glossierend über dem Ganzen schwebte, wie eine unfaßliche Lästerung des Lebens und Gottes". Freilich so sieht vielfach der von Urteilslosen und von eiskalten Spekulanten angepriesene „neue Roman" aus.

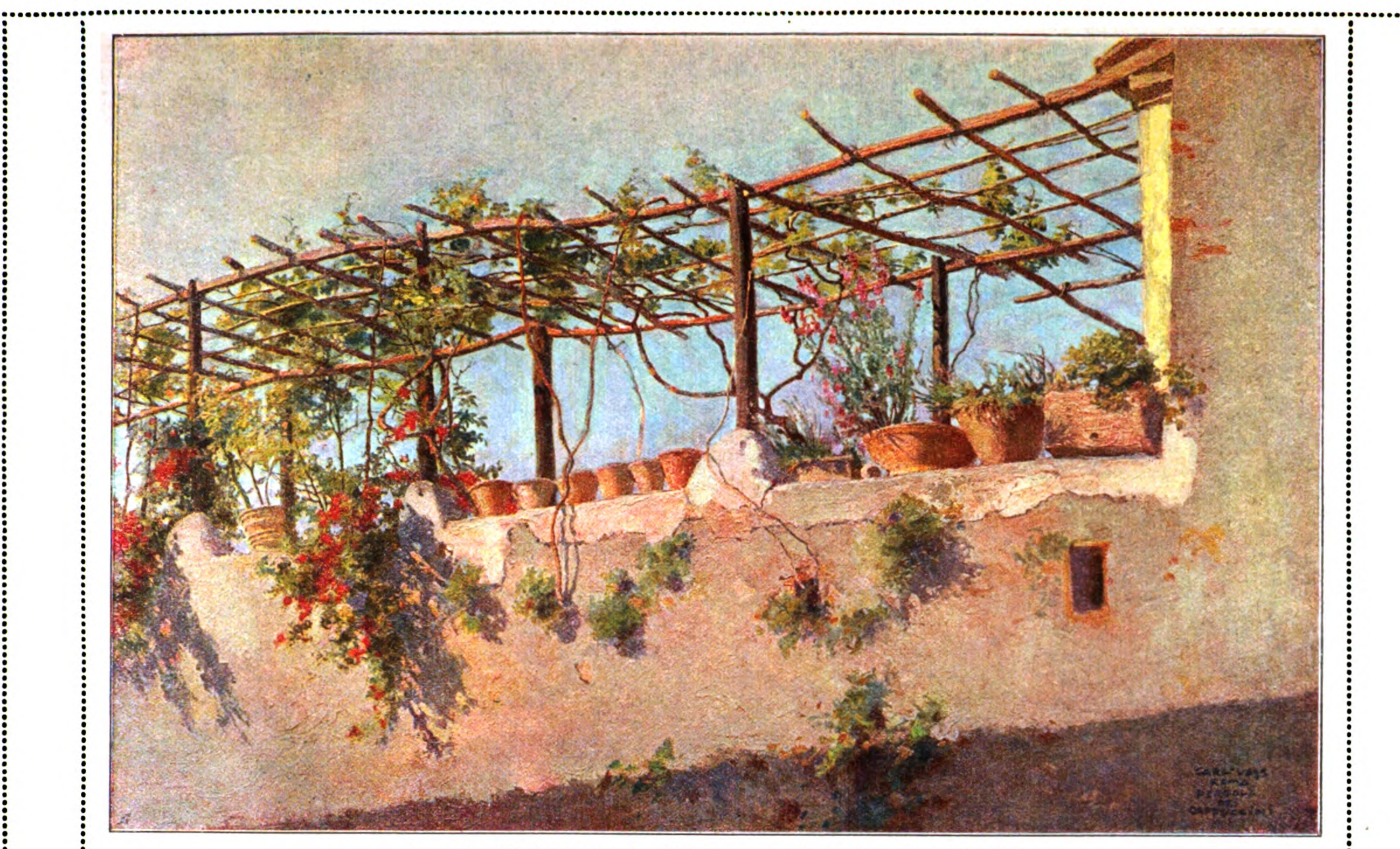
Halten wir uns lieber an Dichter, die mit ihrem Herzblut schreiben, denen Liebe zu Mensch und Tier, Brüderlichkeit zu Baum und Strauch ein natürliches Gefühl ist. Wie weiß uns gleich zu Beginn seines Romans Lukas Rabesam der Österreicher Rudolf Hans Bartsch mit einer jubelnden Vorfrühlingsstimmung zu ergreifen, die alle Kreatur liebend umfängt. Man meint Klänge aus Ewald Strässers ‚Vorfrühling' zu hören, wo über dem Brausen der kühlen Lüfte in Knospenzweigen plötzlich das frischgewaschene Silberblau des Märzhimmels auflacht. „Vom Mandelbaum," heißt es da, „wehten die Blütenblätter wie lauter Liebesbriefchen silbern in den blauen Himmel hinaus." Man freut sich nach diesem Auftakt in der Spannung auf ein jugendfrisches Werk, wie die ‚Zwölf aus der Steiermark'. Und wirklich hat Bartsch hier eine Fortsetzung jenes dichterischen Morgentraums versucht; wieder sind nicht weniger als ein Dutzend schwärmerischer Weltbürger, liebe Taugenichtse und Eigenbrötler, auf der Suche nach Glück und Gott. Zutage liegt die Anknüpfung der Fäden: wir sehen Othmar Kantilener wieder, den vielfach begnadeten und heimlichen Medizinmann, wie er, ein Vierziger jetzt, vom Grabe der Frau von Karminell kommt, dieses damals wunderschönen Frauenrätsels, das nun gelöst im Erbbegräbnis liegt. Beinahe wäre Othmar, als er träumend und ganz in Gedanken versunken vom Grabe zurückkehrt, von einem dahersausenden Kraftwagen überfahren worden, in dem ein junges, elegantes Herrchen sitzt — sein natürlicher Sohn, der zum Grabe seiner Mutter fährt, der Frau von Karminell... Ein Sinnbild? Die Jugend überfährt das Alter? Man denkt an den alten Foldal in John Gabriel Borkmann — ach, um es gleich herauszusagen: man denkt an so vieles in diesem Roman, was man anderswo gelesen hat... Es ist unbeschadet aller Vorzüge, die auch dies Werk auszeichnen, doch eine bei Bartsch diesmal befremdende Erscheinung, daß er fast alles aus zweiter Hand gibt. Freilich hat er bei sich selber die meisten Anleihen gemacht. Aber seine Wiederkehr zu jenem Frühwerk mutet an, wie wenn jemand den Einfall hätte, eine Studentenliebe nach zehnjähriger Zwischenzeit plötzlich neu einzufädeln... Kämen nicht dieses Erzösterreichers allerliebste Anmut und überströmende Gefühlsseligkeit so oft herzerquickend und versöhnlich dazwischen, man würde das Buch ablehnen und Bartsch daran erinnern, daß er weniger Denker als Musikant ist. Denn die Weisheit, die dieser Gottsucher-Roman predigt und die seinen eigentlichen Inhalt ausmacht, ist nicht nur uralt, sie ist auch schon überzeugender begründet worden. Jenes altindische „Das bist du", die Brüderlichkeit zu Busch und Baum, Wolke und Vogel bildet den Kernpunkt der Lehre Lukas Rabesams. Sehr schön; aber, um bei der Wahrheit zu bleiben, dieses Evangelium ist zu allbekannt und hier zu oberflächlich behandelt, auch zu weichlich-weibisch verstanden, um plötzlich als ungeahnte Götterweisheit empfunden zu werden. Wohl läßt es sich denken, daß diese Naturreligion, die jedem Empfänglichen im Blute liegt, eine neue große Gemeinde fände, aber dann müßte ein Künder von ganz anderer Geistes- und Seelengewalt kommen, als dieser dürftige Rabesam und der hinter ihm stehende Rudolf Hans Bartsch. Zwar sucht er seine Lehre zu erhöhen und zu stärken, indem er aus allerhand nahrhaften Fleischtöpfen nascht; man findet Brocken vom Meister Eckart, vom heiligen Franziskus, von Angelus Silesius, auch Tolstoi, Nietzsche und nicht zum wenigsten Jesus tauchen wiederholt in der Erinnerung auf, aber gerade wenn Lukas Rabesam zum Bergprediger wird, und so zum Vergleich mit dem Wanderer aus Nazareth verführt, erkennen wir seine Blößen. Und seine ganze Lehre mutet schließlich wie ein pazifistischer Abklatsch alles dessen an, was von den Evangelisten bis zum heutigen Tag über Frieden und Gottseligkeit gesagt worden ist.

Das scheint jetzt billige Weisheit, wo wir alle von den Höllenschrecken dieses Dauerkrieges entsetzt sind. Trotzdem würden wir das Buch lieben, wenn nicht durch seine scheinbare Wärme ein kalter Hauch des Hasses und der kleinlichen Parteilichkeit zöge. Aber es ist im Grunde ein Fehdebuch gegen alles Norddeutsche. Wir wollen es Rudolf Hans Bartsch nicht verdenken, daß seine Lieblingsstädte Rom, Salzburg, Paris und Graz sind (wer liebte sie nicht?), und wenn er von einem Staatenbund träumt, der Österreich, Bayern und Schwaben umfaßt, so wollen wir ihn auch darin nicht stören und nur ein leises Lächeln über diese weitblickende Wirklichkeitspolitik unterdrücken. Auch wenn er für alle Völker, Stämme und Rassen liebevolles Verständnis zeigt, nur bei den Norddeutschen ein ihm typisch erscheinendes „in Reih und Glied" bespöttelt, mit seiner Sympathie aber sogleich wieder beginnt, sobald er weiter nordwärts kommt, zu den Dänen — sind wir ihm nicht gram. Jeder Dichter hat das Recht, seine Liebe

und seinen Haß offen zu bekennen, und ich wenigstens behalte mir demgegenüber das Recht vor, ihn auch dann noch als Dichter zu schätzen, wenn er meinem Volksstamm gegenüber unhöflich oder ungerecht wird. Selbst im schlimmsten Fall ist uns da noch ein befreiender Blick nach oben und ein leises: o sancta simplicitas heimliche Abwehr genug. Aber gegen offenkundige Geschichtsfälschung wird man sich schließlich doch wohl noch wehren dürfen. Von solchen Fälschungen nur ein paar: „Österreich hatte beinah allein die dreifache Übermacht des Reiches der zermalmenden Ziffern (Rußland) aufzuhalten.“ Oder wenn Bartsch es so darstellt, als ob in den Gebirgskämpfen die Österreicher die eigentlichen Kämpfer, hingegen die „Hurrarufer“ und „ostelbischen Strammsteher“ (so!) lediglich die schikanösen Nörgler in Uniformvorschriften gewesen wären (S. 284 f.). Es wäre leicht, gegen diese Ungeheuerlichkeiten in drei Zeilen eine Gegenrechnung aufzumachen, die einigermaßen erdrückend wäre, es brauchte nur nach den Schicksalen von Serbien, Rumänien, Rußland und Italien in diesem Kriege gefragt zu werden — aber es hieße doch bedenklich tief hinabsteigen, in dieser großen Zeit, wenn wir um Heldentaten feilschen wollten. Lassen wir Bartsch seinen Glauben: „Wir Österreicher sind berufen, die deutsche Seele zu erlösen“ (S. 235). Wir wünschen nur, daß wir von dieser Erlösung bald etwas spüren möchten, vorläufig sieht Bartsch selber noch nicht sonderlich erlöst aus. Merkt er denn gar nicht, wie er seinem ganzen Buch das Fundament weggräbt mit diesem blinden Haß? Wie? Du Lukas Rabesam-Bartsch predigst uns die allverstehende Brüderlichkeit zu Pflanze und Tier und du bist nicht einmal innerlich groß und frei genug, deinen menschlichen Bruderstamm zu verstehen, weil er es seit Jahrtausenden nicht so leicht hatte, wie ihr Südländer, sondern im Kampf mit harten Wintern und magerem Boden ernster, herber, methodischer, im Kampf mit raubgierigen Nachbarn soldatischer wurde? Erlöse dich selber erst, du Armer, ehe du uns den Weg zur Erlösung weisen willst, laß uns deine eigene Liebe sehen, ehe du uns ein Evangelium der Liebe predigst. Das sind ernste Fragen, man löst sie nicht mit Schwärmerei ins Blaue und mit Flötenspiel. Die vier Jahre, die wir als treue Bundesgenossen aushalten mußten, waren bitterlich schwer, aber sie waren auch groß und erhebend. Wer im vierten dieser Jahre von Höhenluft schwafelt und dabei selber in den menschlichen Niederungen hohler Prahlereien, neidischer Kleinlichkeiten und Nebenbuhlergefühle sitzt, der macht keine sonderlich beneidenswerte Figur vor Mit- und Nachwelt.

Aber es versöhnt, daß dieses im Innersten ja doch schließlich tiefmelodische Poetenwesen in seinem Vertrauen wie in seinem Abscheu noch ganz jugendlich — trotz seiner fünfundvierzig Jahre — schwärmt. Ohne Wirklichkeitssinn, ohne erkennbares Ziel wie ohne Technik überschwingt das Werk in weichlicher Glückssehnsucht. Bartsch ist ganz und gar kein „Realpolitiker“, er verkennt die Völker, von denen er spricht, völlig, sofern sie keine Nachbarn seiner engeren Heimat sind. So rühmt er an den Engländern ihr „Verständnis fremden Wesens“, an den Franzosen ihre Ritterlichkeit gegen den Feind, und als die Grazer Bataillone unter dem Jubel der Bevölkerung blumengeschmückt in den Krieg ausmarschierten, läßt er gerade eine Schwedin eine spöttische Bemerkung dazu machen. Er kennt also des Engländers hochmütige Verachtung und Abweisung fremden Wesens nicht, nicht die durchaus unritterliche Art, in der, wenigstens in diesem Kriege, die Franzosen sich ihren Feinden gegenüber gezeigt haben, er weiß nicht, daß gerade ein Schwede der letzte ist, der ausziehenden Kriegern nachspottet. So haben wir die beruhigende Gewißheit, daß des Grazers völkerpsychologisches Urteil auch über seine norddeutschen Bundesgenossen arg an der Wirklichkeit vorbeischießt, wir belächeln seine Ausfälle als Musikantenstreiche, behalten ihn als Dichter gern und schätzen auch in diesem Buch seine noch immer frühlinghafte Jugend ebenso wie sein nächtlich strömendes Gefühl, das im Mondglanz aufleuchtet, und endlich seine weitausgespannte Sehnsucht, die wie ein Regenbogen über allem Geschehen steht, so hochgemut und so buntfarbig.

Von dem im Märzwind flatternden Mantel des fahrenden Schülers wendet sich der Blick auf einen sauber gebürsteten schwarzen Gehrock. Zu Menschen von gediegener Kultur, ererbter und gepflegter, führt uns Ernst Zahn in seiner Erzählung Nacht. Aber die Wohlerzogenheit, die nicht nur in dem dargestellten Menschenkreis, die auch in Zahns Stil und epischer Form so angenehm berührt, hindert ihn nicht, zur Tiefe hinabzusteigen, wo das unbegreifliche Schicksalswalten der ewigen Mütter wohnt. Seine ‚Nacht‘ ist kein mondbeglänztes Zauberreich, es ist die furchtbare Nacht des Blinden. Arme Spes, die das Glück an der Seite des Jugendgespielen Christlieb sucht. Zuerst zwar findet sie es, als aber ihre Augen erblindet sind, da verlieren sie auch dieses Glückes Spur; der geliebte Mann wird langsam, aber unabwendlich zu der jüngeren Schwester hingezogen, einem hellen Kind mit frohen Augen, das auch, vollkommen kindlich noch, seiner Neigung entgegenkommt. Es ist das Zarteste an diesem zarten Buch: die Schilderung dieser heimlichen Dämmerzustände und Wandlungen der Seelen, das Wehrlose dieser im Grunde guten und aufrechten Menschen gegen ein unerbittliches Schicksal. Der seelische Tastsinn der Blinden ist so fein, daß sie die Wahrheit schon fühlt, bevor die beiden anderen sie noch erkannt haben und ehe sie selber sie begreifen kann. Wie diese stillen Helden des Alltags dann



Pergola dei Cappuccini. Ölstudie von Prof. Carl Leopold Voß

langsam und ihre Wunden verbergend wieder zu dem gangbaren Weg des Rechts zurückgelangen, erreicht in der Darstellung jene Höhe verinnerlichter Erzählungskunst nicht ganz, ist aber immer noch so schlicht-ergreifend und echt, daß man diesen Roman unbedenklich zu den seelenvollsten des volkstümlichen Schweizers zählen kann. Als ich das Buch ausgelesen hatte, kam mir eine Erinnerung an meinen letzten Aufenthalt in Göschenen. Zwei Jahre vor dem Kriege war's. Im großen Wartesaal des Bahnhofs ging Ernst Zahn einer würdigen fremden Dame entgegen, nahm ihr das Handtäschchen ab und geleitete sie freundlich plaudernd zum Ausgang. Unvergeßlich ist mir diese Dienstleistung, weil in ihr eine nicht zu beschreibende innere Vornehmheit lag. Auch seine Bücher sind gute Wegweiser für Frauen. Er führt sicher, denn er kennt die Wege, die er geht, er erfreut durch guten Anstand, er weiß unterwegs zu unterhalten und manch einer nimmt er sicherlich dabei noch eine kleine Last ab.

Von dieser schlichten Natürlichkeit wäre Georg Hermann etwas zu wünschen. Er wird es nicht glauben wollen, er wird es entschieden bestreiten, daß auch er „Gemüat" hat, aber ich sage es ihm gerade auf den Kopf zu. Er sucht sein Herz zu verstecken hinter Witzeleien und einem überlegenen Satyrlächeln oder hinter etwas protzig vorgetragenen Kunstkenntnissen, aber sein bester Tag wird doch der sein, wo er einmal ganz still und bescheiden seiner unverstellten Empfindung folgt. Auch in seinem neuesten Roman Einen Sommer lang vermeidet er es durchaus, uns über seine ästhetischen Studien im unklaren zu lassen. Aber gerade als ein solcher Kenner müßte er wissen, daß der Stil und Klang, der seinen Biedermeier-Erzählungen recht gut stand, sich nicht ohne weiteres auf das Jahr 1899 übertragen läßt. Die Kleinmalerei und Strichelkunst, der müde resignierte Ton seiner ‚Jettchen-Gebert'-Romane steht unserer Zeit nicht an, selbst nicht im Eichenschatten des Wildparks, wo der Roman spielt. Der Roman? Ist es denn einer? Der Verfasser verneint es. Er beginnt: „Diese Geschichte, die keine Geschichte ist" ... und er hat recht damit. Daß Annchen und Hannchen Lindenberg verlobt sind, die eine mit einem angehenden Rechtsbeflissenen, die andere mit einem angehenden Schriftsteller, gehört zur Vorgeschichte. Daß sie sich, um die Öffentlichkeit zu vermeiden, einen Sommer lang im Wildpark bei Potsdam aufhalten, würde die eigentliche Geschichte ausmachen, wenn während dieses Sommers wirklich etwas geschähe. Aber obgleich der junge Schriftsteller immer ein in der Nähe befindliches Unglück wittert, obgleich ein wirklicher Selbstmord beiläufig vorkommt und die Liebesepisode des Baumeisters zu einer kleinen stillen Tragödie oder genauer gesehen: Tragikomödie auswächst, so berührt das uns und die eigentlichen Hauptgestalten doch kaum, sie leben ahnungslos in ihrem Sommerversteck dahin, und am Schluß des Buchs sind wir eigentlich nicht weiter als am Anfang. Aber diese gutbürgerlichen Berliner sind treffend gezeichnet, und, trotz dem gesuchten Sarkasmus, doch mit heimlicher Liebe. Mitunter fällt einem bei Hermanns Träumereien das Wort des Zarathustra ein: „Doch wer sich vor meinem Dunkel nicht scheut, der findet auch Rosenhänge unter meinen Zypressen." Das Buch ist nichts für den Durchschnittsleser. Man muß sich durch viel gesuchte Geistreichelei und gezierten Spott den Weg bahnen, um zu diesen Rosenhängen zu gelangen. Es ist schade, daß Georg Hermann das rechte Bindemittel seiner teilweise sehr bedeutenden künstlerischen Besonderheiten fehlt: wirklicher Humor. Was er bietet, ist Humorersatz... Wenn dieser gute Beobachter, der wirkliches Gefühl hat, nur nicht immer noch glauben wollte, er müsse es hinter herbeigequältem Spott verstecken.

Sucht Hermann in „süßem, seligem Verstecken einen Sommer lang" (Liliencron) die Not unserer Zeit zu vergessen, so sucht der weniger zusammengesetzte, nebenbei achtundsechzigjährige Richard Voß ihr auf den Grund zu gehen. In seinem Roman Das Haus der Grimani ist er bestrebt, den Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen klarzulegen, ihre Unvereinbarkeit nachzuweisen. Zu diesem Behuf nimmt er als Gegensätze Oberbayern und Monaco, schildert, wie ein deutsches Edelfräulein in der vornehmen Brüsseler Pension durch die Freundschaft mit einer Französin und später durch die Liebe zu ihrem leichtfertigen Gatten in die Gefahr der Verwelschung gerät, aus der sie durch ihren Vetter Hanns Wolfram, den bayerischen Jungherrn, errettet wird. Die Skizzierung der französischen Riviera ist das Beste an dem Buch, auch der bestrickende Glanz des vornehmen Pariſertums mit seinem inneren Wurmstich ist sicher gezeichnet, in allem übrigen bleibt die Erzählung herkömmlicher Durchschnitt, oft wird die Hand des Zeichners fahrig; im allgemeinen aber liest sich der Roman gut für jemand, der nichts weiter als ein paar Stunden leidlicher Unterhaltung sucht.



Illustrierte Rundschau

Die Versteigerung der Sammlung von Kaufmann — Zwei Bücher vom Kunstsammeln — Bevorstehendes auf dem Kunstmarkt — Verkaufsergebnisse der großen Kunstausstellungen im Sommer 1917 — Prof. Carl von Marr zu seinem 60. Geburtstag — Münchener Kriegsmedaillen — Zu unsern Bildern

Die Sammlung von Kaufmann und ihre Versteigerung in Berlin am 4. bis 6. Dezember. Von Geheimrat Dr. Wilhelm von Bode

Die Versteigerung der Sammlung des vor etwa acht Jahren verstorbenen Professors Richard von Kaufmann war ein Ereignis nicht nur im Kunsthandel, sondern selbst im Berliner Leben, auch in dieser aufgeregten Kriegszeit — vielleicht sogar infolge derselben. Der starke dreibändige Katalog in seiner wissenschaftlichen und doch knappen Behandlung mit den guten Lichtdrucken fast aller Gegenstände (etwa 600 Nummern), die Dauer und der Andrang zur Ausstellung wie der Verlauf und Erfolg der Versteigerung waren gleich sensationell.

Lippo Memmi, Madonna
Erworben um 700 Mark, bezahlt mit 68200 Mark

Die Sammlung war in Berlin freilich wohlbekannt; der Besitzer, der durch nahezu fünfundzwanzig Jahre daran gesammelt hatte, hat sie jederzeit gern gezeigt und für zahlreiche Ausstellungen außerhalb Berlins bereitwilligst eine Auswahl daraus zur Verfügung gestellt. Trotzdem war die Ausstellung im alten Sezessionsgebäude, in dem sieben Oberlichträume mit der Sammlung gefüllt waren, eine Überraschung selbst für manche, die sie aus dem Kaufmannschen Hause kannten, in dem sie zu sehr gedrängt und manche Stücke zum Teil als Dekorationen verwendet waren. In dieser geräumigen, guten Ausstellung zeigte sich die Sammlung in ihrer ganzen Bedeutung als eine Vereinigung von echten und zum Teil ausgezeichneten Werken der besten und mancher sehr interessanten Meister vor allem der altniederländischen, wie der deutschen und zum Teil auch der italienischen Schule des 14. bis zum 16. Jahrhundert. Und mit den Gemälden hatte Richard von Kaufmann in ähnlicher Zahl Werke der Plastik wie der Kleinkunst und des Kunstgewerbes der gleichen Zeit und Schule sowie eine Anzahl guter Möbel und Dekorationsstücke vereinigt, die im großen und ganzen den Gemälden an Wert zwar nicht gleichkamen, aber doch eine Reihe hervorragender und seltener Stücke enthiel-



Carlo Crivelli, Legendenszene
Erworben um 200 Mark, verkauft um 42350 Mark



Linkes Stück der Predella mit der Drusiana-Legende von Lauro Padovano
Auf der Versteigerung der Sammlung Kaufmann mit den beiden anderen Stücken der Predella an den Kronprinzen Rupprecht von Bayern gelangt um 165000 Mark



Gregorio Schiavone, Madonna
Erworben um 700 Mark, auf der Versteigerung bezahlt mit 46000 Mk.

ten und sich mit den Bildern zu einem einzigen Ganzen verbanden, wie es aus dieser Zeit in deutschem Privatbesitz, wie es selbst in England oder Frankreich in dieser Mannigfaltigkeit und solchem Reichtum nicht zum zweitenmal vorhanden war.

Daß die Versteigerung einer solchen Sammlung selbst vor dem Kriege einen sehr hohen Preis erzielt haben würde, war zweifellos; auch war die Mindestschätzung von mehr als drei Millionen Mark, zu der die Firma Cassirer & Helbing der Familie den Verkauf garantiert haben soll, nicht übertrieben mit Rücksicht auf die während des Krieges außerordentlich gesteigerten Preise und die immer zunehmende Knappheit der „Ware“. Aber der Erlös der Versteigerung — fast zwölf Millionen Mark, wozu für die Käufer noch 10 Prozent Aufschlag hinzukam —, die höchste Summe, die bisher auf irgendeiner Kunstversteigerung erreicht worden ist, überstieg doch die kühnsten Hoffnungen oder — Befürchtungen um das Doppelte, ja fast um das Dreifache. Das Ergebnis ist für die Beteiligten gewiß hocherfreulich, für unsere Kunstverhältnisse aber sehr betrübend, ja zum Teil sogar tief beschämend! Die allgemeine Steigerung der Preise gegenüber der Zeit, in der die Sammlung zusammengebracht worden ist, ist ja begreiflich und berechtigt; das Verständnis für die ernste primitive Kunst ist seither sehr gewachsen und hat sich allmählich in weite Kreise verbreitet, und damit ist auch die Bewertung der Werke dieser Kunst sehr gestiegen. Dennoch ist es phantastisch, daß durch die Versteigerung mehr als das Zwanzigfache von dem, wofür die Sachen erworben sind, erzielt worden ist. Nicht etwa falsche Reklame durch den Katalog, der vielmehr ganz kritisch und zurückhaltend abgefaßt war, auch nicht künstliche Treiberei oder sonstige üble Angewohnheiten mancher Auktionen waren schuld daran, vielmehr war die Leitung der Versteigerung eine vorzügliche, durchaus angemessene: die Schuld trugen allein das kaufende Publikum, der Mangel an Geschmack, die Unkenntnis des künstlerischen wie des Marktwertes und vor allem das aufdringliche Protzentum, das sich vielfach dabei geltend machte. Ganz charakteristisch für das Kunstverständnis der Käufer war die Gleichgültigkeit, mit der sie mit dem Gelde um sich warfen, wie der Umstand, daß gerade die Zahl der gewöhnlichen und selbst die wenigen schlechten Stücke unsinnig hoch bezahlt



Roger van der Weyden, Bildnis
Größe: 32 × 26 cm. Von Geheimrat v. Kaufmann um 1250 Mark eingetauscht, bezahlt mit 374000 Mark



Aless. Moretto, Bildnis des M. A. Savelli
Bezahlt mit 220000 Mark



Altarflügel von Gerard David. In Genua erworben um etwa 110 Mark, auf der Versteigerung bezahlt mit 115500 Mark



Peter Bruegel, Das Schlaraffenland
Auf der Versteigerung bezahlt mit 341000 Mark

worden sind. Selbst eine Fälschung, die im Katalog und sogar vom Versteigerer ausdrücklich als solche bezeichnet wurde, erreichte noch einige Tausend Mark. Zahlreiche Gegenstände, die einige Hundert oder höchstens einige Tausend Mark wert waren, wurden auf Zehn- oder selbst auf mehrere Zehntausend Mark getrieben.



Dirk Jacobsz, Bildnis eines Mannes. Bezahlt mit 111100 Mark

Auch die besten Bilder wurden fast ausnahmlos um das Doppelte oder Mehrfache ihres Wertes überzahlt. Ich nenne nur das kleine Porträt eines alten Mannes, das mit Aufgeld um 374000 Mark von einem Händler erstanden wurde, während es der Besitzer um 1250 Mark von einem hiesigen Sammler eintauschte, der sehr wohl wußte, daß es sich um einen echten Roger handelte, aber das Bild ausschied, weil die Erhaltung schlecht war und eine starke Restauration verlangte. Freilich waren die Preise damals — vor fast dreißig Jahren — für primitive Bilder im allgemeinen sehr gering. So habe ich die zwei Flügelbilder von G. David für Herrn v. Kaufmann seinerzeit in Genua zusammen um etwa 110 Mark erworben (verkauft mit 115500 Mark), die Madonna von Lucas von Leyden etwa um 90 Mark (verkauft zu 154000 Mark), die Madonna von L. Memmi zu 700 Mark (verkauft zu 68200 Mark), den reizenden sogenannten Crivilli zu 200 Mark (verkauft zu 42350 Mark), den sogenannten Froment zu 1240 Mark (verkauft zu 429000 Mark), den B. Strigel zu 380 Mark (verkauft zu 71500 Mark), den G. Schiavone zu 700 Mark (verkauft zu 46000 Mark) usf. Diesen Riesengewinnen steht kaum bei einem einzigen Gegenstande ein Verlust, nicht einmal an Zinsen, gegenüber.

An der Beute aus der Versteigerung hat das Ausland nicht unwesentlich teilgenommen. Holland hat durch die Sammler Onnes und Frau Krönner nahezu für eine Million (dank unserer schlechten Valuta immer für die Hälfte) einige der besten frühniederländischen Bilder erworben,



Geburt Christi vom Meister der Virgo inter Virgines. Vom Stadelschen Museum in Frankfurt a. M. erworben um 100100 Mark



Nicolas Froment, Auferweckung Lazari. Von Geheimrat v. Kaufmann erworben um 1240 Mark, als das höchstbezahlte Bild verkauft mit 429000 Mark



Hans von Kulmbach, Bildnis
Dem Kaiser Friedrich-Museum in Berlin zugefallen

ebenso Norwegen durch den sehr verständnisvollen Sammler Langaard, der seine Sammlungen der Stadt Christiania vermachen wird, vor allem aber Österreich, wo die Käufer fast ausschließlich Kriegsgewinnler sind, die sich erst als Sammler legitimieren müssen. Nahezu ein Fünftel (den Preisen nach, nicht nach dem künstlerischen Wert!) ist in Deutschland geblieben. Die große Menge dieser Stücke ist nicht an Sammler oder Museen gegangen, sondern nur zu viel an Leute, die auch eine Erinnerung an die Versteigerung haben und ihren Namen unter den Steigerern genannt wissen wollten. Von unseren altbewährten und daher auch in der Bemessung der Preise vorsichtigen Sammlern haben sich fast nur die Herren Dr. von Pannwitz und Dr. Eduard von Simon, unter den neueren der sehr eifrige, auch höchste Preise nicht scheuende Otto Henkell in Wiesbaden, Chillingworth in Nürnberg und Busch in Mainz mit Erfolg an der Auktion beteiligt. Unsere Museen haben kräftig mitgesteigert und haben, dank der Unterstützung ihrer Gönner, auch eine kleine Zahl der wichtigsten Bilder erhalten, freilich gleichfalls zu allzu hohen Preisen. So das



Piero di Giovanni Tedesco, Engelsfigur von der 1586 zerstörten Florentiner Domfassade. Von Generalkonsul von Weinberg in Frankfurt a. M. ersteigert um 127 600 Mark

Städel-Museum in Frankfurt (neben der schönen bemalten Bronzeplatte) die trefflichen Bilder von Bosch und dem „Meister der Virgo inter Virgines“, die Pinakothek in München das Schlaraffenland vom alten Pieter Bruegel, das Germanische Museum in Nürnberg den sogen. Schüchlin (nicht sehr teuer), die Dresdener Galerie ein paar der Bilder von Lucas Cranach d. Ält. Das vielleicht allerbeste Bild, die größte Predella von A. Mantegnas Zeitgenossen in Padua, Lauro Padovano, wurde erfreulicherweise durch Prof. Otto Lanz für den Kronprinzen von Bayern gesichert, und zwar zu einem Preise, der keineswegs übertrieben genannt werden kann. Prof. Lanz steigerte für die Pinakothek auch den Bruegel und beteiligte sich lebhaft an den Bemühungen, die Mittel für den hohen Preis durch Beiträge von Museumsgönnern zu gewinnen, hat aber keineswegs — wie ihm zu seinem Schrecken nachgesagt worden ist — das Bild selbst der Pinakothek geschenkt. Die Berliner Museen wären leer ausgegangen, da sie auf ein paar der für sie wertvollsten Stücke



Lucas Cranach d. Ä., Bildnis
Von der Dresdener Galerie gekauft um 83 600 Mark



Leuchterengel in Holz aus Niederbayern, um 1530
Dem Kaiser Friedrich-Museum in Berlin zugefallen

weit überboten wurden, hätten wir uns nicht hier mit Beihilfe am Katalog und — nicht am wenigsten — an der Zusammenbringung der Sammlung vorher einige der für uns besonders wichtigen Bilder und Skulpturen als Geschenk der Familie von Kaufmann und der Auktionsfirma gesichert: die kleine Madonna auf der Rasenbank in der Art des Meisters von Flémalle, das Jünglingsporträt von H. von Kulmbach, die ganz frühe böhmische Kreuzigung, die beiden leuchterhaltenden Engel und einen mit trefflichen Gravierungen geschmückten Klappaltar aus Metall.

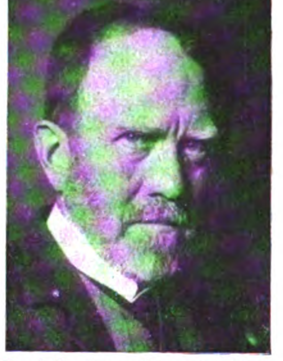
Die Wirkungen dieser Versteigerung werden sich alsbald geltend machen, und zwar keineswegs in erfreulicher Weise: die Preise werden wieder außerordentlich steigen, die Ware bei den Kunsthändlern wird kaum zugenommen haben, da sie bei den hohen Preisen nur wenige Stücke für sich erwerben konnten, die Abgabe guter Kunstwerke aus Privatbesitz und ihr Abzug nach dem Auslande wird dagegen noch zunehmen. Für die Besitzer werden sich aber infolge des Ärgers und der Mißgunst, welche die hohen Preise in weitesten Kreisen des Publikums hervorgerufen haben, noch weit empfindlichere Wirkungen herausstellen, die auch für die öffentlichen Kunstsammlungen die übelsten Folgen haben können. Die Pläne zur Besteuerung des Kunstbesitzes, des Kunsthandels, der Auktionen usf. werden von neuem vorgebracht werden, ein Antrag auf ein Ausfuhrverbot von Kunstwerken ward in den Zeitungen verkündet: da wird es einen harten Kampf kosten, damit die Kunstsammlungen und die Kunst bei uns nicht schwer geschädigt werden. Zurzeit müssen wir, wie wir den Kriegsgewinnlern die Gänse, Fett und andere Nahrungsmittel überlassen müssen, um uns mit Wruken, städtischer ‚Leberwurst' und Ersatzstoffen zu begnügen, auch mit Ersatzkunst zufrieden sein. Wir hoffen aber, daß mit dem Frieden allmählich wie ein Gänsebraten, so auch ein Kunstwerk dem einfachen Kunstfreund wieder erschwinglich werden wird.

Reliquiar aus dem 8. Jahrhundert
Bezahlt mit 106700 Mark



Signalpfeife der Danziger Schifferinnung, Silberarbeit aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. 36 cm lang
Auf der Versteigerung der Sammlung Kaufmann bezahlt mit 66000 Mark

Die großen Versteigerungen der letzten Zeit haben selbstverständlich das Interesse weitester Kreise geweckt. So ist es wohl angebracht, die Aufmerksamkeit auf zwei kleine Bände zu lenken, die vom Kunstsammeln erzählen. Der eine stammt aus der bewährten Feder unseres Mitarbeiters Adolph Donath, handelt über „Psychologie des Kunstsammelns" und liegt bereits in 2. Auflage vor (Berlin, Richard Carl Schmidt & Co.): ein sehr gescheites, auf gründlicher Beherrschung des ganzen Stoffes und viel persönlicher Erfahrung aufgebautes Buch, das die gesamte Entwicklung des Sammelwesens scharf und eindrucksvoll zusammenfaßt. Der zweite — „Das Kunstsammeln" von Lothar Brieger (München, Delphin-Verlag) — führt recht praktisch in das gleiche Gebiet ein; er betont weniger die geschichtliche Seite, bringt dafür aber anregende Einzelheiten über einzelne Sammelzweige, wie z. B. Metallarbeiten, Keramik, ostasiatische Kunst. — Übrigens ist die Zeit der großen Versteigerungen keineswegs abgeschlossen. Es kommt zunächst im Februar bei Cassirer & Helbing die berühmte Berliner Sammlung von W. Gumprecht an die Reihe, die u. a. außer Holzbildwerken und Porzellan einen etwas umstrittenen Hobbema, einen kleinen feinen Teniers



Prof. Carl von Marr, der Präsident der Münchner Künstlergenossenschaft, feiert seinen 60. Geburtstag am 18. Februar



Denkmünze von Jan Wysocki (Vorderseite)



Denkmünze von Jan Wysocki (Rückseite)

d. J., einen Mierevelt, einen Nicolas Maes bringen dürfte. Bedeutender wird die Gemäldesammlung des Kölner Frhrn. v. Oppenheim im März auf den Markt wirken, die schon 1914 versteigert werden sollte, aber bei Kriegsausbruch zurückgezogen wurde. Wir haben damals (Septemberheft 1914) ausführlich die kostbare Galerie gewürdigt, die vielleicht nicht die geldliche Schätzung der Sammlung Kaufmann erreichen, aber jedenfalls auch ein ‚Ereignis‘ wird. Rud. Lepke in Berlin hat die Versteigerung übernommen. — Daß übrigens auch die heutige Kunst nicht gerade schlechte Tage hat, lehren die Ergebnisse der großen Ausstellungen des Jahres 1917. So überflügelte der Münchener Glaspalast mit einem Erlös von 1 147 500 Mark alle früheren Erfolge; die Düsseldorfer Ausstellung ergab nahezu 600 000 Mark, in Berlin wurde von 313 Nummern etwa ein Drittel verkauft. — Unser treuer Gönner und Freund Prof. Carl v. Marr in München, Präsident der dortigen Künstlergenossenschaft und damit Leiter der Ausstellungen im Münchner Glaspalast, feiert am 18. Februar seinen 60. Geburtstag. Ein Deutsch-Amerikaner kam er 1878 zu uns und ist ein guter, echter Deutscher geworden, seiner Gesinnung und seinem Schaffen nach. Über Weimar und Berlin zog er nach München, wo er sich bald ganz seßhaft machte. Im Sommer 1889 begründete er mit seinem gewaltigen Gemälde ‚Die Flagellanten‘ Ruhm und ist bisher im steten Aufstieg geblieben, so

Denkmünze auf den Weltkrieg von Richard Klein



Die Ränkeschmiede

Vorderseite — Denkmünze von Karl Goetz — Rückseite

Schaumünzen auf den Weltkrieg. Illustrationsproben aus dem Werke „Die Münchner Medaillenkunst der Gegenwart. Von Dr. Max Bernhart (Verlag von R. Oldenburg in München)

verschiedenen Zielen und Aufgaben er, der Unermüdliche, zustrebte: in wundervollen dekorativen Werken, in vortrefflichen Bildnissen, in gedanken- und gestaltenreichen religiösen Bildern, in fesselnden Allegorien — unserer Besten einer! Möge ihm ein reichgesegneter Lebensabend, erfüllt wie bisher von straffer Arbeit, werden! — —

Denkmünze von Adolf Daumiller (Aus Max Bernhart, Münchner Medaillenkunst, Verlag R. Oldenburg in München)

Im kunstfrohen München hat auch die deutsche Denk- und Schaumünze einen neuen starken Aufschwung genommen, vornehmlich in der Richtung, die den charaktervollen Guß an die Stelle der Prägung setzen will; die Anstalt von Georg Hitl wirkte hier bahnbrechend mit. Wir bringen eine Anzahl neuer Kriegsmedaillen, die zum Besten gehören, was die Zeit hervorgebracht hat. Sie mögen gleichzeitig als Beispiele der schönen bildlichen Ausstattung gelten, die das auf S. 215 genannte Werk auszeichnet. Auf 64 Bildertafeln, die 419 Abbildungen vereinen, bietet es eine höchst schätzenswerte Übersicht, der ein sachkundiges Begleitwort vorangestellt ist. Möge das schöne Buch dem ‚Volkslied der Skulptur‘, wie man die Schaumünze wohl genannt hat, neue Freunde gewinnen. —



Denkmünze von Ludwig Gies
(Aus Bernhart, Münchner Medaillenkunst)

Dem künstlerischen Schmuck des vorliegenden Heftes gibt das Gesamtwerk Robert Sterls, des ausgezeichneten Dresdeners, wohl das stärkste Gepräge. Unsere Leser werden ihre Freude haben an den farbenprächtigen Bildern, die auch die scheinbar einfachsten Vorwürfe mit Lebendigkeit und Kraft erfüllen. — Unser Titelbild bringt das Bildnis der Frau Prinzessin Adalbert von Preußen, geborenen Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen. Prof. Walter Petersen, der Düsseldorfer Meister, fand eine dankbare und mit erlesenem Geschmack durchgeführte Aufgabe in der Wiedergabe der schönen Züge der anmutigen Fürstin, der Gattin unseres jugendlichen Seehelden. — Gleich einer Erinnerung an vergangene Jahre wirkt das Karnevalsbild von Prof. Hans Looschen in Berlin (nach S. 152 eingefügt). Eine Erinnerung, die man auch jetzt nicht missen möchte, sowenig, wie man den Rückblick auf fröhliche Jugendtage entbehren kann. — Ob wir freilich sobald wieder zur Sphinx pilgern werden, zu der Eugen Osswald eine drollige Karawane führt (zw. S. 176 u. 177), bleibe dahingestellt; Voraussetzung wäre, daß die vielgeliebten Vettern jenseits des Ärmelkanals artig klein beigeben — aber auch das wird kommen! — Und bei der Wanderung nach dem Lande, in dem die Zitronen blühen, sind wir ja schon ein gut Stück Wegs vorwärts gelangt. Das hübsche Pergolabild von Prof. Carl Leopold Voß, das wir hinter Seite 204 einschalteten, mag die Sehnsucht derer verstärken, die ihr schönes Geld im Lande Italien wieder los werden wollen: ich pilgere, wenn die Friedenstaube erschienen ist, nach der dalmatinischen Küste! — Robert Hahn erfaßte mit scharfem Blick das gefeierte Dresdener Striegler-Quartett, das so mancher Leser und manche Leserin bewundert haben werden (zw. S. 112 u. 113). — Ein zweiter Dresdener von hohen Gaben, der Bildhauer Otto Pilz, gab uns eine stolze Gruppe bäumender Rosse (nach S. 184). und endlich sei noch der kräftigen Radierung von Prof. Conrad Sutter in München (zw. S. 168 u. 169) gedacht. Der Künstler spiegelt hier ein Stück der Hindenburgfront ab: das alte Laon mit der Kathedrale. Seit er das schöne Blatt schuf, ist die Zerstörung über die ehrwürdige Stadt hereingebrochen. Aber nicht durch die vielgeschmähten Barbaren und Hunnen, sondern durch französische Granaten von Wilsons Gnaden! H. v. Sp.

 Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Märzheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate.



Gräfin Johanna Erdmuth von Bünau geb. von Schönfeld
Gemälde von Anton Graff

Velhagen & Klasings Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker
32. Jahrg. / März 1918 / 7. Heft

Anton Graff. Von Dr. Max Osborn

Es ist das Wesentliche künstlerischer Strömungen, daß sie nicht nur die zeitgenössischen Anschauungen über die Ziele und die Mittel der Kunst überhaupt und ihrer Einzelgebiete umgestalten, neu befruchten und mit vordem ungeahnter Kraft künftigen Lebens erfüllen, sondern zugleich der gegenwärtigen Generation für weite Strecken und Bezirke ihrer Vergangenheit, die bisher im Dunkel lagen, die Augen öffnen. Jede Epoche hat nicht nur ihre ‚moderne Kunst', sondern auch ihre ‚moderne Kunstgeschichte'. Die Stellung zu den Grundgedanken und den Meistern der früheren Zeit verschiebt sich, Gefeiertes und Umschwärmtes sinken im Wert, Vernachlässigtes und Vergangenes steigen zu neuer Schätzung empor, Verborgenes wird ans Licht des Tages gezogen. Keine Generation kommt allein mit der Kunst aus, die sie erzeugt, die durch ihre Jugend ganz von selbst den Charakter des Problematischen noch nicht abgestreift hat. Nach einem Naturgesetz sehnt sie sich zugleich nach Möglichkeiten zurückblickend zu genießen, Zusammenhänge zwischen dem Einst und dem Heute herzustellen, das eigene Streben durch Beziehungen zu Schöpfungen der Vorzeit fester im Boden zu verankern. Nicht nur neue Tendenzen tauchen auf, sondern, weit umfassender, ein neuer Reichtum, um sich rings auszubreiten. — Die deutsche Kunstgeschichte weiß davon ein Lied zu singen. Solange die Alleinherrschaft der akademischen Systeme währte, die von der amtlichen Kunstauffassung zu Be-



Selbstbildnis des Künstlers im 58. Lebensjahre
Ausschnitt aus dem Gemälde in der Dresdener Galerie

ginn des 19. Jahrhunderts abstammten, schien die gesamte Arbeit der bildenden Künste des 18. Jahrhunderts so gut wie gar nicht vorhanden zu sein. Was jenseits des Klassizismus lag, wurde fast völlig totgeschwiegen. Die alte Anschauung, daß sich mit Carstens eine Neugeburt der deutschen Kunst vollzogen habe, scheint unausrottbar. Einer der bekanntesten älteren Berliner Architekten erzählte mir einmal, wie Richard Lucae seinen Schülern, von ihnen stürmisch bedrängt, nach langem Sträuben einen Gang durchs Berliner Schloß bewilligte und am Portal, ehe die Besichtigung begann, die Wißbegierigen strengen Antlitzes mit der Mahnung begrüßte: ‚Aber das sage ich Ihnen, meine Herren, alles besehen und — sofort wieder vergessen!‘ Den klassizistisch erzogenen Architekten lief ein gelindes Gruseln über den Rücken bei dem Gedanken, er könne dazu beitragen, daß seine Jünger von den Bazillen der Schlüterschen Barockkunst angesteckt würden. Er schauderte davor zurück, angehende Baumeister vor die mächtigen Schöpfungen dieses Genies zu stellen und so möglicherweise mitschuldig daran zu werden, daß sie ‚verwilderten‘.

Was hier für das Gebiet der Architektur und der dekorativen Plastik galt, traf auch für die Malerei zu. Die akademische Überlieferung hatte auf das Zeichnerische und Kompositionelle, das der Klassizismus als bestimmendes Element neueingeführt hatte, so hohen Wert gelegt, daß man die außerordentlichen malerischen Qualitäten der voraufgegangenen Zeit übersah. Merkwürdig, wie lange sich diese Irrtümer hielten. Sie reichten bis ans Ende des 19. Jahrhunderts und schienen noch Geltung zu behalten, als die Kunstanschauungen, aus denen sie hervorgegangen waren, längst abgedankt hatten. Sie blieben einfach dank einer allgemeinen Bequemlichkeit am Leben, und erst als man nach 1900 die Fragen der neuzeitlichen Malerei geschichtlich zu betrachten begann, kam der Umschwung. Nun erkannte man, daß die malerischen Anschauungen der Gegenwart nicht vom Himmel herabgefallen waren, sondern das Schlußglied einer langen Entwicklungskette darstellten, daß seit dem 17. Jahrhundert, also seit der Überwindung der Hochrenaissancekunst durch eine wesentlich auf Farbe und Licht gestellte Malerei, eine einzige gerade Linie in klarer Fortführung bis auf unsere Tage reichte und der Klassizismus nur eine Unterbrechung dieser logischen Entfaltung bedeutete. So erschien plötzlich die schöpferische Tätigkeit des 18. Jahrhunderts in neuer Beleuchtung. Aber es dauerte ziemlich lange, bis man einigermaßen übersah, was hier alles an wirklichen Werten vorhanden ist. Kein Wunder; denn die Kunstgeschichte im heutigen Sinne ist ja eine Tochter eben jener Zeit, die das Vorurteil gegen die Rokokozeit gebar. Die Forschung hatte sich bisher so gut wie gar nicht mit diesem weiten Gebiete beschäftigt. Es fehlte völlig an Vorarbeiten, und sobald man die allgemeinen Vorstellungen, die



Friederike von Helldorf geb. Gräfin Hohenthal. Gemälde



Heinrich XIII., Fürst Reuß älterer Linie als Erbprinz. Gemälde

man aus gelegentlicher Beschäftigung mit Werken jener Zeit gewann, fester begründen wollte, tappte man im Dunkeln.

Erst jetzt lüftet sich der Schleier allmählich, nicht zu guter Letzt dank der großen Ausstellung, die in Darmstadt im Sommer des Jahres 1914 veranstaltet ward und für die der Ausbruch des Krieges einen so jähen Abbruch bedeutete. Hier empfing man zum erstenmal einen zusammenfassenden Überblick über die deutsche Malerei von etwa 1650 bis 1800. Die alte Auffassung, daß der Dreißigjährige Krieg, dessen verheerende Folgen wahrlich nicht unterschätzt werden dürfen, der gesamten künstlerischen Zeugungskraft Deutschlands mit einem Schlage den Garaus gemacht habe, galt allerdings schon lange nicht mehr als unbestreitbarer Leitsatz.

Eine Zeit, die in der Baukunst Werke hervorgebracht hat wie die Schlösser, Kirchen und Klöster, die nach dem Westfälischen Frieden emporwuchsen, konnte auch in der Malerei nicht ganz und gar versagt haben. Gewiß, der große Zeitabschnitt der deutschen Renaissancekunst war dahin, und ohne die grausigen Stürme des endlosen Religionskrieges hätte das 17. Jahrhundert dem 16. nicht die Wage halten können. Der ungeheuere Verlust an nationalem Vermögen, an Volkskraft und Kultur, das Hereinbrechen von Not und Teuerung, Selbstsucht und Roheit mußten sich auch im Niedergang der Künste spiegeln. Aber der unterschätzt doch die angeborene Macht des deutschen Geistes, der annimmt, es sei nun mit allem zu Ende gewesen. Schon das wachsende Bedürfnis nach dem höfischen Gepränge, das sich gerade um 1700 in den Residenzen der zahllosen deutschen Fürsten nach Pariser Muster bemerkbar machte, setzte engere Beziehungen zu Kunst und Künstlern voraus, als wir sie lange Zeit für möglich hielten. Man braucht nur auf Berlin zu blicken, das erst unter dem Großen Kurfürsten und seinem Sohne, dem ersten preußischen König, zu einer Residenzstadt von ansehnlichem Äußern heranwuchs — um zu erkennen, daß man bei der Beurteilung dieses Zeitraums mit der Formel vom Untergang alles Schönen nicht auskommt.

Das 18. Jahrhundert aber hat schon nach dem, was wir heute davon kennen, geradezu eine neue Blüte hervorgebracht. Die Nachwirkungen des Krieges waren auch jetzt noch nicht überwunden; noch über ein Jahrhundert sollte es dauern, bis sie völlig wieder eingeholt wurden. Die politischen Zustände in Deutschland waren auch jetzt nichts weniger als erquicklich, und an Kriegen fehlte es wahrlich nicht. Trotzdem war die Zeit von Kunst erfüllt.

Die Malerei hatte daran einen stattlichen Anteil. Und wie immer seit dem Beginn der Renaissance, zu deren wichtigsten Merkmalen das Wiedererwachen der menschlichen Persönlichkeit gehört, rückte auch jetzt das Porträt in die erste Linie. Max Liebermann hat einmal das hübsche Wort geprägt: ‚Das Bildnis ist der Parademarsch des Künstlers' — das stimmt von Giotto bis heute. Kein zuverlässigerer Gradmesser läßt sich finden, als die Art, wie der Künstler sich zu den Individualitäten seiner Zeitgenossen verhält. Die gepflegte Porträtkunst, die nun das endende 18. Jahrhundert erreichte, gibt uns allein einen Maßstab für die Höhe der malerischen Kultur der Zeit.



König Friedrich August I. von Sachsen
Gemälde im Palais am Taschenberg in Dresden

Eine Reihe von Einzelausstellungen haben in den letzten Jahren hierüber aufgeklärt. Vorab die beiden Unternehmungen in Sachsen; die Leipziger Porträtschau von 1912 und die Dresdener Gedächtnisausstellung von Anton Graff im Jahre 1913. Daß Sachsen dabei in den Vordergrund tritt, ist durchaus begründet. Denn der Hof der Wettiner war einer der bedeutsamsten Mittelpunkte fürstlicher Kunstpflege in ganz Deutschland.

Anton Graff war uns allerdings auch vorher kein Fremder mehr. Schon lange hatte das neuerwachte Interesse



Heinrich XIII, Fürst Reuß älterer Linie. Gemälde von Anton Graff.



Henriette Crayen geb. Leveaux
Gemälde im Museum zu Weimar

für die Zeit vor und um 1800 sich mit ihm beschäftigt. Aber nun erst erkennen wir mit voller Deutlichkeit, was er in Wahrheit bedeutete: ein großes Zusammenfassen der Kunstübung des Jahrhunderts, einen Brennspiegel malerischer Strömungen, in dem sich die Strahlen der voraufgegangenen, der zeitgenössischen und der künftigen Malerei treffen. Sein Lebenswerk zeigt uns, wie die Kunst seiner Zeit noch im Höfischen wurzelte, wie sie dann aber, energisch ausgreifend, die weiten Kreise des Bürgertums in ihren Bann zog. Es zeigt uns — und das eine hängt mit dem anderen aufs innigste zusammen —, daß die Liebenswürdigkeit und Anmut des Rokoko langsam in die Schlichtheit eines sachlichen Realismus überging. Keine Rede davon, daß Graff etwa solche Wandlungen bewußt vollzogen hätte. Er ist ein redlicher Sohn seiner Tage, ein Künstler noch im alten guten Werkstattsinn: ein treuer Diener seines Handwerks. Kein geistreicher Umstürzler, der den Geschmack seiner Zeit selbstherrlich heraufführt, sondern mehr der Vollstrecker eines allgemeinen Entwicklungsprozesses, von dem er sich tragen läßt. Man braucht Graff nicht nun gleich wieder maßlos zu überschätzen. Solche Überschwenglichkeiten haben meist nur einen neuen Rückschlag zur Folge. Was Graff seiner Zeit und der Nachwelt gab, ist stark und wertvoll genug, um eine ruhig abwägende Betrachtung aushalten zu können. Man hat nicht nötig, verzückte Loblieder anzustimmen; man kann vielmehr ruhig auch seine Schwächen eingestehen, um dann seine Vorzüge noch lebhafter zu empfinden.

Was seinem Lebenswerke für uns die besondere Bedeutung gibt, ist die großartige Reihe der Namen, die aus dem Katalog seiner Bilder klingen. Es war ihm beschieden, der Bildnismaler der glorreichsten Zeit deutschen Geisteslebens zu werden, und wir dürfen es als ein hohes Glück preisen, daß die Aufgabe, das Antlitz der führenden Männer vom Ausgang des 18. Jahrhunderts der Zukunft aufzubewahren, einen solchen Erfüller fand. Graff durfte Lessing und Schiller, Herder und Wieland, Gellert und Rabener, Nicolai und Ramler, Geßner und Bodmer, den alten Moses



Der Ästhetiker Johann Georg Sulzer
Gemälde in der Stadtbibliothek zu Winterthur

Mendelssohn und den jungen Körner malen. Die norddeutschen Fürsten, Politiker und Feldherren der Zeit saßen ihm. Und neben den Männern die anmutigen und geistvollen Frauen der von höchsten Bildungsinteressen getragenen Epoche. Wäre es ihm noch vergönnt gewesen, Goethe und Friedrich den Großen nach dem Leben zu malen, so würde die Galerie der Großen seines Zeitalters kaum eine Lücke aufweisen. Graff ward durch die Gnade des Schicksals für die Zeit des friderizianischen Preußen dasselbe, was später für die Heldenzeit des deutschen Kaiserreichs Franz Lenbach werden sollte — nur daß der ältere Meister in der Redlichkeit und Treue, mit der er sein Bildneramt versah, den jüngeren weit in den Schatten stellt.

Arbeit und wieder Arbeit ist Graffs Leben gewesen. Für seine Hauptzeit hat er selbst ein Verzeichnis angelegt, das jeden mit höchster Achtung erfüllt. Danach hat er von 1756 bis zu seiner Berufung nach Dresden im Jahre 1766 nicht weniger als 270 Bildnisse gemalt. Von 1766 bis zu seinem Tode 1813 sind es gar 943. Daneben steht die Kleinigkeit von 416 ‚Kopien', womit wohl in der Hauptsache die zahlreichen Wiederholungen der eigenen Werke gemeint sind; sodann 322 Zeichnungen mit Silberstift, zumeist Vorarbeiten für die Bildnisse, und über 300 Miniaturen. Einige Landschaften und Radierungen kommen endlich noch hinzu. Fast bis zu dem Tage, da er, ein Siebenundsiebzigjähriger, die Augen schloß, hat er Pinsel und Palette nicht aus der Hand gelegt. Selbst das Augenleiden, das ihn in späten Jahren immer quälender peinigte, konnte seine Tätigkeit nicht ernstlich gefährden. Er kannte keine andere Befriedigung als emsigste Pflichterfüllung, die ihn so sehr in ihren Bann zog, daß er für das äußere Behagen des Daseins fast unempfindlich wurde. Seine Lebenshaltung war ein Musterbild rührender Anspruchslosigkeit. Die Malerin Luise Seidler, die uns durch Goethe und die Dresdener Maler Caspar David Friedrich und Kersting wohlbekannt ist, hat uns sein Heim in Dresden geschildert: ‚Er bewohnte auf dem Altmarkte nur ein einziges großes Zimmer mit zwei Fenstern. Dies war seiner ganzen Länge nach durch eine spanische Wand geteilt; in der einen Hälfte war des Künstlers Atelier aufgeschlagen, hier hantierte er, hier empfing er den Besuch der Muse. In der anderen Abteilung hielt sich seine Familie auf; dieser Raum war Wohn-, Eß- und Schlafzimmer — alles in einem.' Auch das ein interessanter und bezeichnender Gegensatz zu Lenbach, der in einem fürstlichen Palazzo arbeitete. Deutlich erkennen wir daraus, wie Graff seinen Beruf noch als Handwerk im edelsten Sinne erfaßte, und wie sein ganzes Wesen auf Einfachheit und Sachlichkeit gestellt war, allem Nebenwerk abhold.



Der Berliner Theologe Johann Joachim Spalding. Gemälde

Dennoch muß man bei Graff oft genug an Franz Lenbach denken. Denn beide, durch ein Jahrhundert getrennt, stellen vielleicht die einzigen deutschen Beispiele für jene höchste Gattung des Bildnismalers dar, die seit Jahrhunderten in den Niederlanden, in England, in Frankreich zahlreiche Vertreter besaß: des Bildnismalers, der um sein Lebenswerk eine ganze Porträtkultur begründete und einem



Des Künstlers Gattin mit ihrem Töchterchen
Gemälde von Anton Graff
Im Besitz des Kunstvereins zu Winterthur

ganzen Kulturabschnitt in den Augen der Nachfahren ihren eigentlichen Ausdruck verleiht; der nicht nur mit überragender Begabung das Fach des Bildnisses als seine einzige Spezialität ausbildet, sondern eine durchaus persönliche Bildniskunst, die zugleich den Kunstgeist der ganzen Zeit zusammenfaßt, an deren besten Vertretern erprobt. Und noch einen weiteren Vergleichspunkt gibt es. So verschieden die Art der beiden Menschen und ihrer Kunst im Grunde gewesen — auf einem Felde haben sie sich doch getroffen: beide verfolgten in ihrer reifsten Zeit den Weg, das Wesen ihrer Menschen vor allem im Auge zu erfassen, ihren Blick als den Schlüssel zu den Geheimfächern ihrer Seele zu betrachten und zugleich als den Angelpunkt der malerischen Anordnung. Es gibt von Lenbachs Hand Studien und Skizzenblätter, die vor der eigentlichen Malarbeit entstanden und im Grunde nichts wiedergeben als das Auge des Modells, sicher erfaßt und hingesetzt, nur von wenigen flüchtigen Umrissen des übrigen Antlitzes umrahmt. Von Graff besitzen wir dergleichen nicht. Aber wir könnten uns sehr wohl denken, daß er sich in ähnlicher Weise vorbereitet hätte. Denn auch bei ihm sitzt hier das Schwergewicht des ganzen Bildplanes. Noch merkwürdiger erscheint der Vergleich, wenn wir beobachten, daß Graff völlig wie später Lenbach in diesen Schöpfungen seiner Meisterjahre, das ganze Bildviereck in ein Helldunkel badet und den Lichtstrahl, der in die Schattenlagen hereinleuchtet, unmittelbar auf das Auge und seine unmittelbare Umgebung lenkt. Lenbach richtete sich später bei solchen Helldunkelkompositionen unmittelbar nach den alten Meistern, die er so oft kopiert hatte, daß er sie schließlich fast schülerhaft nachahmte. Graff dagegen hat diese Art offenbar ganz aus Eignem entwickelt. Um so tiefer und eindringlicher ist die Wirkung, die er erreicht.

Die Anfänge unseres Meisters hielten sich durchaus in den Richtungen der Zeit. Der am 18. November 1736 in Winterthur geborene Maler empfing den ersten Unterricht in seiner schweizerischen Vaterstadt bei Ulrich Schellenberg, der ihm nicht mehr als die Grundlagen des Handwerks vermitteln konnte. Früh hat Graff dann die Heimat verlassen, zuerst in Augsburg sein Glück versucht, wo er sich mit dem bekannten Kupferstecher Bause zu gemeinsamer Arbeit verband, dann eine Zeitlang in München und Regensburg sich aufgehalten, bis er im Jahre 1766 als Hofmaler nach Dresden gezogen wurde. Diese Berufung war nicht nur von persönlicher, sondern zugleich von kunst- und kulturgeschichtlicher Bedeutung. Graff ward in Dresden für die Akademie gewonnen, die zwei Jahre vorher begründet war. Es war ein alter Plan des sächsischen Hofes gewesen, der damit erfüllt wurde. Kurfürst August III., zugleich König von Polen, würde seinen Lieblingsgedanken wohl schon früher in die Tat umgesetzt haben, hätten nicht die Stürme des Siebenjährigen Krieges die Dresdener Kunstpflege völlig ins Stocken gebracht. Nun starb er im Jahre des Friedensschlusses 1763, und erst sein Nachfolger konnte den Plan verwirklichen. August III. hatte als Grundsatz

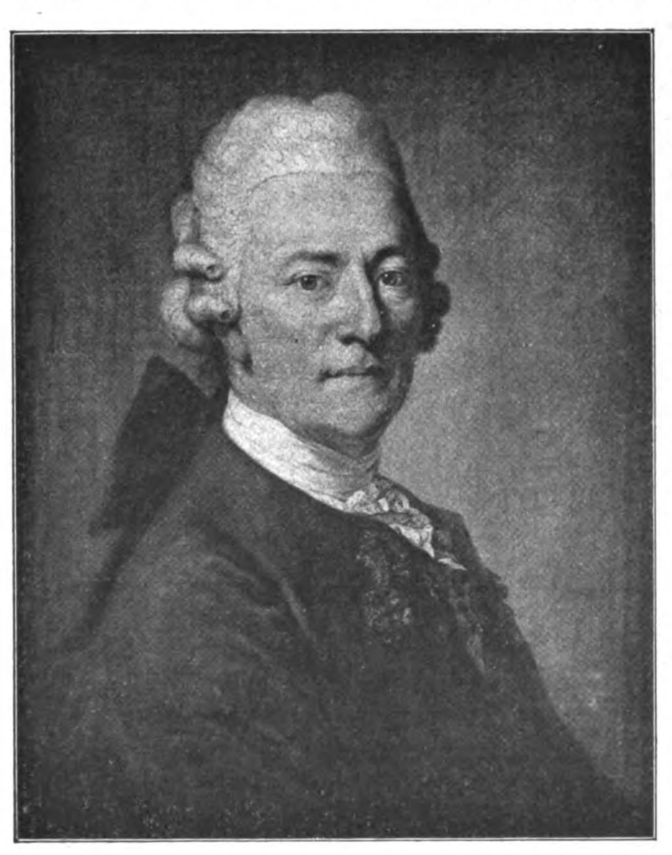


Der Maler Daniel Chodowiecki
Gemälde im Besitz der Königl. Akademie der Künste zu Berlin

ausgesprochen, die Dresdener Akademie solle eine deutsche werden. Jetzt aber wurden fünf Italiener und zwei Franzosen in die Professorenstellen berufen, so daß Graff an dem jungen Institut geradezu die Aufgabe zufiel, die nationale Kunst zu vertreten und zu pflegen. Denn der Schweizer, aus deutschem Stamm entsprossen und in seiner ganzen Art deutsch gesinnt, darf ruhig zu den Unseren gezählt werden.

In Dresden nun entfaltete er eine ungemein geschäftige Tätigkeit. Er muß ohne Übertreibung vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht gearbeitet haben. Reichtümer hat er gleichwohl nicht gesammelt. Denn wenn wir auch bei den Preisen seiner Bildnisse, für die er in den ersten Jahren fünfundzwanzig Taler, später kaum je über fünfzig Taler erhielt, den höheren Geldwert des 18. Jahrhunderts in Anrechnung bringen, so bleibt die Entlohnung immer noch spärlich genug — was selbst dieser bedürfnislose Mann gewiß schwer empfunden hat. Wir begreifen darum sehr wohl, daß er bei den amtlichen Aufträgen, die ihm zuteil wurden, mehr mit der Hand als mit dem Herzen bei der Arbeit war, und wirklich war alles das, was die große Dresdener Ausstellung zur Säkularfeier seines Todes an repräsentativen Bildern vereinigte, verhältnismäßig nur von geringem Werte. Namentlich setzte der Inhalt eines Saales in Verwunderung, der den höfischen Bildnissen von Graff eingeräumt war. In der Ausstattung war auf diesen Raum besonderer Nachdruck gelegt. Aber was an den Wänden hing, versetzte den Beschauer beinahe in Heiterkeit. Diese Bildnisse des Kurfürsten Friedrich August, seiner Gattin Marie Amalie Auguste, der Prinzessinnen Maria Anna und Caroline, des Kurfürsten und späteren Königs Anton und seiner Gattin, des Prinzen Clemens und des Prinzen Xaver, des Prinzen Karl und des Prinzen Maximilian, und wie die hohen Herrschaften alle hießen, sind nichts als übliche Schaustücke im Geschmack der Zeit, die kaum in einem Zuge eine höhere Begabung verraten. Lächelnd fühlte man nach hundert und hundertfünfzig Jahren die mißmutige Ergebenheit, mit der der Künstler an diese ihm offenbar herzlich gleichgültigen Aufgaben herantrat. Daß die Kurfürsten und Könige selbst, bei denen man lebhafteres Interesse des Malers voraussetzen konnte, nicht besser gelangen als ihre Familien und ihr Hofstaat, mag seltsam berühren. Aber es scheint, daß Graff auch hier nur eben schlecht und recht ein Amt ausübte und sich nicht mit seinem inneren Wesen gefesselt fühlte. Eine einzige Ausnahme war festzustellen: das Bildnis der Kurfürstin Maria Antonia, geborenen Prinzessin von Bayern, das mit den zarten Pudertönen des Inkarnats, mit dem durchsichtigen schwarzen Tülltuch und den koketten blauen Schleifen unterm Kinn, am Arm, an der Brust ein feines Stück Rokokomalerei bildete. Vielleicht oder sicher hatte an diesem besseren Gelingen die Persönlichkeit der Kurfürstin ihren wohlgemessenen Anteil. Bei den anderen Fürstenbildern hatte man das Gefühl, daß zwischen dem Modell und dem Künstler ein ungeheuerer leerer Raum klaffte — hier, so schien es, war eine Brücke geschlagen.

Besser fand sich Graff mit den Mitgliedern des Adels ab. Auch hierbei findet sich genugsam Offizielles, Unpersönliches



Philipp Erasmus Reich, der Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig Gemälde im Besitz der Universitätsbibliothek zu Leipzig



Graf Johann Hilmer Adolph von Schönfeld
Kursächsischer Gesandter am Kaiserlichen Hofe in Wien
Gemälde von Anton Graff

Aber die feine Kultur der sächsischen Aristokratie sorgte offenbar dafür, daß sich zwischen ihren Mitgliedern und dem großen Künstler, dem sie sich gegenübersahen, engere Beziehungen herausbildeten. Zwar für die Intimität der Seelenmalerei Graffs kommen auch diese Arbeiten erst in zweiter Linie in Betracht; aber eines fand er dabei, was sein Auge reizen und seinen Malersinn entzücken mußte: die kostbaren Kostüme der vornehmen Herrschaften mit den blassen Farbenharmonien der Zeit, den erlesenen Stoffen und dem amüsanten, zu allerlei Schnörkeln verwendbaren Nebenwerk, den Rüschen, Spitzen, Stickereien, Borten, Perücken, Orden und Schmuckstücken. Eine elegante, gepflegte, mit großer Sorgsamkeit gemalte Porträtgesellschaft marschiert hier auf. Etwa Graf Schönfeld, sächsischer Gesandter am Wiener Hofe, im roten Staatsrock. Oder der prächtige Johann George Chevalier de Saxe, kurfürstlicher Feldmarschall und Gouverneur von Dresden, Stiftshauptmann von Helldorf, ein wohlbeleibter Herr im grauen Rock. Sachsen-Weimarischer Staatsminister von Fritsch, Goethe-schen Angedenkens, in dunkelblauem Kostüm. Konsistorialpräsident Freiherr von Gaertner, Heinrich XIII. Fürst von Reuß ä. L., der sächsische Konferenzminister Graf von Einsiedel und der Kammerherr von Carlowitz auf Podelwitz, mit frischer Lebendigkeit der Haltung höchst plastisch hingemalt. Noch schöner freilich sind auch hier die Bildnisse der Frauen. Bezaubernd vor allem das der Freifrau Johanna Sophia von Fritsch in schwarzer Mantille, mit rotgefüttertem Seidenkragen. Oder das der drei Fräulein von Vieth und Goisenau: die eine mit roter Mantille; die mittlere in einem rosabraun und weiß gestreiften Seidenkostüm; die dritte mit den entzückenden blauen Schleifchen. Oder die geschminkte Koketterie der Gräfin Erdmuthe Friederike von Bünau. Oder die reizende Gräfin Schönburg in grünblauem Kleid mit dem duftigen Rüschenarrangement im pikanten Ausschnitt.



Gräfin Bestuscheff geb. von Carlowitz. Gemälde

Aber schließlich sind das alles doch nur vorzügliche Leistungen eines Rokokomalers, der ganz im Stil der von Frankreich her übertragenen Zeitmode arbeitete und sich der großen Gesamtheit seiner Kollegen einigermaßen konventionell einordnete. Auch die Feinheit und Zartheit der Farbenstimmungen, die Anmut und Geschicklichkeit in Haltung und Bewegung, die liebenswürdige Sicherheit der Auffassung, die man so stark empfindet, daß man auf die Ähnlichkeit der Bildnisse schwören möchte, gehören dem allgemeinen Zeitgut an, das Graff gewiß mit ungewöhnlicher Begabung nutzte, doch ohne etwa hier einen Führerposten beanspruchen zu dürfen. Was ihn erst zu dem Meister machte, den wir verehren, und dessen Geltung niemals schwinden wird, das ist der Katalog seiner Bildnisse der großen Zeitgenossen, die er hinterlassen. Hier erst war er ganz Anteilnahme und Leidenschaft. Hier erst der Seelenkünder, der die äußere Erscheinung seiner Menschen als sichtbaren Ausdruck ihres innersten Wesens gab. Vor diesen Bildnissen der Dichter, Philosophen, Gelehrten, Künstler empfinden

wir den gewaltigen Zug der Zeit, ihr Streben auf tiefes Erfassen der Wahrheit in der Natur und im Menschentum, in der Wissenschaft wie in der künstlerischen Verklärung des Wirklichen, im staatlichen wie im individuellen Leben. Meist sind es nur die Köpfe, die Graff uns zeigt, und aller Geist, der hinter diesen Stirnen arbeitet, scheint sich in den Zügen des Antlitzes, im Blick des Auges, in der Konzentration der Beleuchtung, in die das Gesicht getaucht ist, in der Harmonie der Farben zu offenbaren. Oft aber treten auch die Hände dazu, um in sprechend lebendiger Bewegung vom Temperament der Persönlichkeiten Ausdruck zu geben, oder gar die ganze Gestalt wird sichtbar, wie etwa bei dem meisterhaften Porträt des Dresdener Landschaftsmalers und Kupferstechers Adrian Zingg, der, aus St. Gallen stammend, ein Schweizer Landsmann Graffs und fast gleichzeitig mit ihm nach Dresden berufen worden war. Die Hauptstadt an der Elbe und das sächsische Land führten ihm auch den Satiriker Rabener, den kurfürstlichen Leibarzt Dr. Hähnel, den Dresdener Schriftsteller C. A. Förster, den Bürgermeister Hering von Bautzen und den Leipziger Bankier und Ratsbaumeister Eberhard Heinrich Löhr zu.



Frau Alex. Reg. Boehme geb. Hetzer, die Gattin des kursächsischen Hofhistoriographen Joh. Gottlob Boehme
Gemälde im Besitz der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden

Der Stadt Leipzig aber verdankte Graff einen Auftrag, wie ihn sobald kein deutscher Künstler je erhalten hat. Dort lebte als Teilhaber der berühmten Weidmannschen Buchhandlung, zu deren Verlag die besten Köpfe Deutschlands gehörten, Philipp Erasmus Reich, der den imposanten Plan faßte, eine Galerie berühmter und bedeutender Zeitgenossen zu schaffen. Mit den meisten hatten den Leipziger Mäzen persönliche Beziehungen verbunden. Den anderen brachte er aus der Ferne besondere Verehrung entgegen. Leider sind wir über die Art, wie Reich seinen Plan anfaßte und durchzuführen begann, nicht unterrichtet. Doch wissen wir, daß seine Galerie bei seinem Tode im Jahre 1787 immerhin schon vierunddreißig Bildnisse umfaßte, die seine Witwe 1809 beim vierhundertjährigen Jubiläum der Leipziger Universität dieser zum Geschenk machte. Zu der Galerie, die heute in der Universitätsbibliothek aufbewahrt wird, hat Graff vom Jahre 1769 an mit der stattlichen Zahl von sechsundzwanzig Bildnissen beigetragen; darunter befinden sich die Köpfe von Lessing und Mendelssohn, Christian Felix Weiße, Hagedorn und Gellert — eine seiner köstlichsten Schöpfungen —, von den Künstlern Lippert und Bause, den er in Leipzig wiederfand. Dazu noch das Porträt von Reich selbst, das gleichfalls eine Arbeit von besonderem Wert wurde.

Eine ganze Anzahl der Sechsundzwanzig aber wohnte in Berlin, und so kam Graff im Auftrage Reichs in die preußische Hauptstadt, wo er im Jahre 1771 zum ersten Male



Schiller im 28. Lebensjahre

Gemälde von Anton Graff

(Im Körner-Museum zu Dresden)



Der Idyllendichter Salomon Geßner
Silberstiftzeichnung

einkehrte, um oft wiederzukommen. Wir nannten schon Mendelssohn. Daneben aber entstanden hier für die Leipziger Galerie die herrlichen Bildnisse von Ramler, von Chodowiecki, mit dem ihn bald innige persönliche Freundschaft verband, von dem Theologen Johann Joachim Spalding, dessen ausgezeichnete Bildnisse einen Schmuck der Bildnisabteilung der Nationalgalerie bilden, und von dem Philosophen und Mathematiker Johann Georg Sulzer, dem berühmten Verfasser der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste", der zu Graff in engste verwandtschaftliche Beziehungen trat, da der Künstler sich mit seiner Tochter Auguste vermählte. Auch hier traf Graff auf einen Landsmann; denn Sulzer, der in Berlin als Professor am Joachimstalschen Gymnasium wirkte, stammte gleichfalls aus der Schweiz. Schließlich aber hat Graff auch die Heimat in späteren Jahren noch zweimal aufgesucht. In den Jahren 1781 und 1796 unternahm er Reisen nach der Schweiz, denen wiederum eine Reihe seiner vorzüglichsten Werke ihre Entstehung verdankte, darunter die Bildnisse der trefflichen Herren Elias Biedermann, Christoph Ziegler und Hans Ulrich Hegner, sämtlich Schultheißen von Winterthur, sowie der Kopf Bodmers in Zürich.

Natürlich beschränkte sich die Tätigkeit in Leipzig und Berlin nicht auf das Thema der Reichschen Galerie. Daneben entstanden in diesen Stätten zahlreiche andere Bildnisse, ebenso wie auf den sonstigen Fahrten durch Deutschland, die Graff unternahm. So malte er 1764 in Augsburg Lavater, den er dort durch Sulzer kennen lernte. So 1794 in Neusalz Christoph Kaufmann, den berühmten ‚Apostel der Geniezeit'. Herder wurde von Graff in Karlsbad porträtiert. In Weimar selbst ist der Künstler nie gewesen; seine Bildnisse Schillers und Wielands entstanden in Dresden. Der größte aber fehlt —: Goethe. Es ist wie ein Schabernack des Schicksals, daß es Graff nicht vergönnt war, die großartige Reihe seiner Porträts der Zeitgenossen mit dem ihres geistigen Hauptes zu krönen. In Berlin war es namentlich Chodowiecki, der dem Freunde Aufträge vermittelte und ihn auch in Beziehung zum Hofe brachte. Dabei wirft dann wieder Graffs Tätigkeit für die Königsfamilie ein grelles Schlaglicht auf die damaligen Berliner Verhältnisse. Friedrich der Große wollte von deutscher Malerei ebensowenig etwas wissen wie von deutscher Dichtung, und wenn er Goethe abgelehnt hatte, so konnte ihm auch Graff nichts sagen. Die Bilder



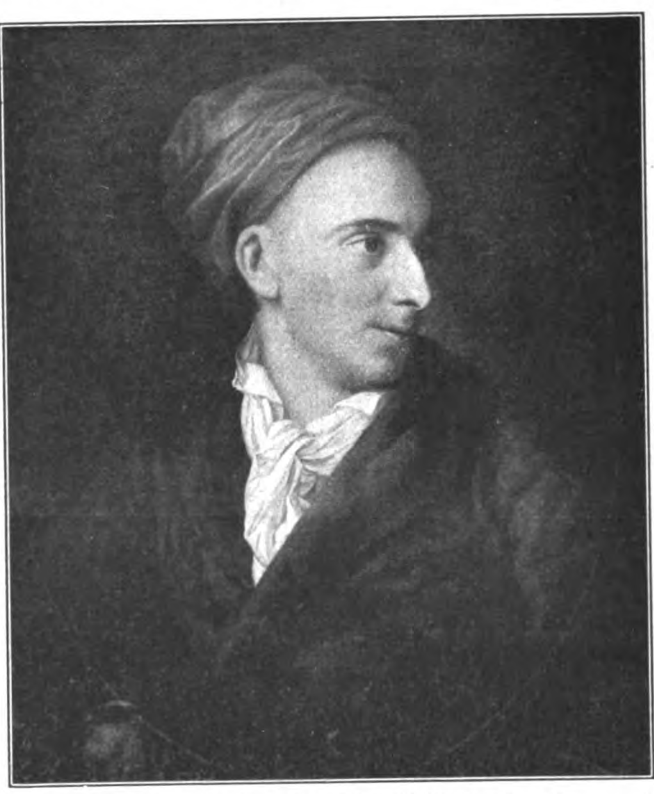
Bildnis eines unbekannten Malers. Gemälde

des Königs von Graffs Hand sind erst nach dem Tode Friedrichs frei nach anderen Originalen hergestellt. Man darf vermuten, daß hier ein Auftrag der verwitweten Königin zugrunde lag, die selbst in jener Zeit Graff saß. Einen Protektor aber fand der Dresdener Maler — und auch das ist bezeichnend für die Berliner Zustände — in dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrichs des Großen, der, wie allenthalben, so auch hier als Führer der gegen den König gerichteten Fronde auftrat. Die großen Porträts Graffs vom Prinzen Heinrich wurden die besten Stücke seiner repräsentativen Arbeiten.



Graffs Sohn Karl. Bleistiftzeichnung

Je näher aber die Menschen Graff standen, um so höher stieg seine Kunst der Darstellung. Kein Wunder, daß zum Besten, was er geschaffen hat, nun auch die Bildnisse seiner Gattin, seiner Kinder und — seine Selbstbildnisse gehören, so die wundervollen Gruppen, in denen er sich im Kreise der Seinigen oder mit der Gattin vor dem Porträt des Schwiegervaters Sulzer malte. Das tiefe Behagen eines glücklichen Lebens strahlt aus diesen Werken. Und rührend ist es zu verfolgen, wie er gleich den großen Bildnismalern anderer Völker, etwa gleich Rembrandt oder gleich Reynolds, das Geheimnis des eigenen Antlitzes zu erforschen trachtete, von der Zeit jugendlicher Frische bis zum Verfall des Alters, das wohl seine Erscheinung verändern, aber nicht die Kraft und Hoheit seiner Kunst mindern konnte. Das Selbstbildnis des Greises, das die Dresdener Galerie besitzt, erschüttert uns durch die unbestechliche Ehrlichkeit, mit der hier ein Mann an der Grenze seines Erdenwallens von sich Kunde gibt, und dann wieder im Handwerkseifer die eigene Tragik vergaß, die ihm nun, nicht anders wie alles, was er jahrzehntelang studiert und gemalt hatte, lediglich Objekt seiner Kunst war.



Der Kupferstecher Johann Friedrich Bause. Gemälde



Der Schauspieler Konrad Ekhof
Gemälde von Anton Graff

Deutsche Seele

Ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe

Von Johannes Höffner

Fortsetzung

Traugott Bitterling hatte längst die Lampe gelöscht und schlief einen unruhigen Schlaf; die Weckeruhr vor seinem Bett tickte durch das offene Fenster in den Hof und Garten hinaus, der Laufbrunnen, aus dem eine lebendige Quelle sprang und über den Rand fort in einem gemauerten Rinnsal zum Fluß rieselte, plätscherte sacht, aber Jungfrau Wiese fand noch nicht zu Bett, saß in Nachtjacke und Nachthaube auf ihrem Bettrand, sah in die Porzellanbilder ihres Nachtlämpchens und sann und kramte in ihren Gedanken umher wie ein Kind in seinen Spielsachen. Musik war in ihrem stillen Zimmerchen. Singen und Flöten. Süße, selige Musik. Und dann stand sie auf und kehrte mit ihren zittrigen Fingern die Fächer in den Schränken und in den Kommoden durch und durch, bis sie die Flöte gefunden hatte aus schwarzem Ebenholz mit einem silbernen Ring, auf dem zu lesen war: Unserm lieben Wiese in Dankbarkeit. Konsul Friedrich August Lobedanz, bei dem alle Künstler einen Stein im Brett hatten und dem solche Gönnerschaft mit dem Hause am Heumarkt überkommen war, hatte sie dem Stadtmusikus in besonderer Anerkennung verehrt. Denn Jungfrau Wieses Vater blies dies Instrument mit Inbrunst und Geschick, und keiner konnte wie er im Freischütz den Ruf des Käuzchens machen, daß allen ein Gruseln über die Haut ging, wenn es aus der Wolfsschlucht über das Parkett schrie. Aber jetzt war er tot, und seine Flöte war stumm. Und Karl Maria war auch tot und hin; für die sanfte, süße und unschuldige Musik hatte keiner mehr Sinn. Jetzt waren die Tuben und Posaunen obenauf; jetzt spielte man Wagner, die Musik, die einherfuhr wie Rosse und Wagen und Reiter.

Es war eine schlimme Nacht für Jungfrau Wiese, denn auch als sie schon schlief und die spitze Nase aus dem Deckbett in den matten Schein der Nachtlampe steckte, standen die wirren und krausen Erinnerungen an ihrem Bett und drängten sich in ihren Traum und irrten ihr Herz.

Am anderen Morgen saß Karl Asmus auf einem umgestülpten Zuber am Brunnen, schlug die blanken Zähne in das deftige Schwarzbrot und fütterte die Hühner nicht nach der Gerechtigkeit; auch der welsche Hahn, der mit scheelen Augen tückisch im Kreise strich, bekam mehr als er verdiente, da doch Neidhämmel und Gierschlünger immer leer abziehen müßten. Aber Karl Asmus war in diesem Fall wie der liebe Herrgott und ließ seine Sonne scheinen über Böse und Gute. Die Schreiberfrau sah ihm hinter den Gardinen zu, schüttelte den Kopf und schalt bei sich gleich der Elster im Nußbaum, wie man mit der teuren Gottesgabe so leichtfertig umgehen könnte. Sie nahm jedes Krümchen in acht, und es reichte doch nicht hin und her; sie blieben allermeist hungrig tagaus, tagein. So ein Kick-in-die-Welt wußte noch nicht wie Hunger tat. Aber er würde es wohl noch erfahren.

Als Karl Asmus mit dem Viehzeug sein Frühstück geteilt hatte, den zudringlichen Hennen die leeren Hände hinhielt, daß er nun nichts mehr habe, und dann aus dem Brunnen einen Trunk schlürfte, hätte er sich um ein Haar verschluckt, wie er über die hohle Hand Jungfrau Wiese daherkommen sah, eine grasgrüne Schleife vor der Brust und eine Brosche aus Goldblech darin, so groß wie ein Hühnerei; die roten Strümpfe leuchteten wie Mohn im Juli; der Papagei auf ihrer Schulter, der sich aus irgendwelchen dunklen Zusammenhängen heraus an die Zeit erinnerte, da er zur See gefahren war, schrie gellend wie eine Dampfpfeife: „Mann über Bord!" Dann aber, da er in ihrer Hand die Flöte blinken sah, zog er die Zunge zurück, die braun und dicklich war wie eine Zirbelnuß, legte den Kopf auf die Seite und flötete: „Blau blüht ein Blümelein, das heißt Vergißnichtmein."

Damit war Jungfrau Wiese bei Karl Asmus, drehte den gelbseidenen, verschlissenen Schirm in der Sonne über ihrem Kopf, daß er darum stand gleich einem Heiligenschein, und reichte ihm die Flöte hin: „Darauf läßt es sich besser spielen, mein Junge, als auf der anderen." Und da Karl Asmus, dem vor Verlegenheit die Röte über das Gesicht lief wie ein Flammenspiel, nicht wußte, was er sagen und ob er sie nehmen sollte, steckte sie ihm das Ding hinter den Latz der Lederschürze und ging davon. Der

Papagei rieb den Kopf an ihrer Wange und sagte mit süßer, weicher Stimme: „Liebes Kind, artiges Kind, gutes Kind," aber plötzlich wandte er sich mit gesträubten Halsfedern rückwärts gegen den kollernden Hahn und krächzte tief und zerbrochen gleich einem Trunkenbold: „Olles Walroß."

Karl Asmus kletterte indessen flink wie ein Eichhorn die Stiegen hinauf in seine Kammer, um noch schnell auf einen Stups die Flöte zu probieren, blies und vergaß die Welt, bis Meister Bolduans mächtiger Baß in den engelgleichen Diskant fuhr und das schöne Lied von dem grünen Vögelein mitten entzweiriß. Da warf er die Flöte in seinen Kasten und sprang, daß die Hacken flogen, und wäre um ein Haar dem Meister von oben in die Arme gesegelt, wenn der Umgang kein Geländer gehabt hätte. Die Drehbank, an der der Meister hantierte, spritzte die Späne gegen die Scheiben, die Feile kreischte dazwischen wie ein altes Weib, der der Kater das Mittag aus der Pfanne gestohlen hat, aber um Karl Asmus' Ohren tanzte ein süßer Singsang und war schuld, daß der Strich nicht ward, wie er sollte.

Am Abend, als die Nacht unter den Bäumen am Fluß lag, während in den Kronen sich noch die lichte Sommerdämmerung schaukelte, suchte er die Bank unter dem Birnbaum wieder heim, und der Platz war ihm, als kennte er ihn wer weiß wie lange. Er ließ seine junge Seele singen und sein Herz atmen und seine Gedanken wandern gleich dem Wasser zu einem Ziel, das er nicht kannte, wo aber eine unbeschreibliche Seligkeit wartete in einem Garten gleich dem Paradies an vier silbernen Strömen. Jungfrau Wiese hatte sich ganz still und heimlich einen Schemel weiterhin an das Ufer getragen, in ein Jasmingebüsch, und ihr Herz trank die vollen, kühlen Töne wie ein Kräutlein den Tau, sie war mit ihren Gedanken nicht mehr so scheu und schüchtern wie am Abend zuvor, tat mit kecker, wenn auch zittriger Hand das Pförtlein zum Garten der Vergangenheit auf, ob da unter dem Kraut und Gestrüpp wohl noch verborgene Blumen blühen mochten, und fand ihn voll Sonnenschein und Vogelsang. Mitten in der Wildnis stand blühend der Rosenstrauch, von dem Johann Kuchenreuter, der Steuermann, ihr zum Abschied die schönste Blüte gebrochen und an den Busen gesteckt hatte, bevor er mit dem „Kehre wieder" nach Batavia gesegelt war. Aber das Meer hatte ihn verschluckt, er war nicht wiedergekommen, ob sie gewartet hatte Jahr für Jahr; das Lämpchen, das ihre Seele ans Fenster gestellt hatte, war matt geworden, und die Flamme war zusammengesunken und ausgebrannt. Sie hörte das Meer brausen und den Sturm gehen und sah die Klippen ragen und das Schiff zerschellen; ein Mann trieb auf dem Schaum, eine Hand reckte sich hoch. Da schlug sie die Hände vor das dürre Gesicht und weinte bitterlich. Doch Johann Kuchenreuter war gar nicht tot. Er saß in Danzig mit Weib und Kind, hatte eine ansehnliche Reederei und freute sich seines Lebens und Ansehens. Jungfrau Wiese aber wollte davon nichts wissen und hören. Es gab viele Kuchenreuter in der Welt, und viele, die Johann hießen, und wenn er wiedergekommen wäre, wäre er zu ihr gekommen, denn er war ein ehrlicher Mensch. Und solch Glaube war für das zerbrechliche Jüngferlein das Fenster, darum ihr einsames Leben sich rankte, sonst wäre es wohl längst zertreten worden von der Unbarmherzigkeit der Welt.

Allmählich aber, je mehr die Kühlung auf die Erde fiel, wurde es in der Jungfrau ruhig und still, und ihre Gedanken saßen wie ermattete Vögel im Geäst, wenn der Habicht abgelassen hat, sie zu jagen. Der Papagei hatte den runden Kopf unter den Flügeln und blähte sich in regelmäßigem Atem; sie sah hinauf in den tiefen Himmel, der alles Sonnenlicht getrunken hatte und satt war: in den Häusern droben wurden die Lichter angezündet, große und kleine. Aber es waren dort oben auch Unterschiede, und es wohnten dort oben auch Reiche und Arme und nicht lauter Glückliche. Ihre Empfindungen wurden gewiegt von den sanften Melodien, und ihre Augen wanderten durch die Himmelstraßen, hier um eine Ecke, dort über einen Platz, machten mit einem Schritt hunderttausend Meilen und wurden doch nicht müde und spazierten durch das Weltall wie durch eine Stadt. Und Karl Asmus blies, als wenn ein Kind hüpft: Wer hat die schönsten Schäfchen. ‚Ach,' dachte Jungfrau Wiese, ‚wenn jetzt der Mond käme.' Denn der ist ein Freund aller einsamen Seelen und ein treuer Gefährte, wenn Menschen ferne sind. Aber er kam nicht und hatte Geschäfte auf der anderen Seite der Welt. Eine Klinke ging. Meister Bolduan kam aus dem Lachs, hatte die letzte Runde gewonnen und war guter Dinge, hörte das Spiel am Wasser, und wollte sehen, wer das wäre. Aber da stand Jungfrau Wiese an der Pforte und flüsterte: „Das ist Karl, der Lehrling. Das darf man nicht stören. Woran einer seine Freude hat, soll keiner zerschlagen." Meister Bolduan strich den langen Bart und ging leise fort. Es war immerhin besser, es blies einer auf der Flöte als auf einem Nachschlüssel. Und Jungfrau

Wiese war glücklich wie eine Mutter, die dem träumenden Kinde die Fliegen abwehrt.

Am andern Morgen, als sie die Läden zurückschlug und die Fenster auftat, als die feuchte Frühluft ihr den Duft vom Nußbaum ins Zimmerchen wehte, das Morgenrot über dem nebligen Wasser stand und keine Menschenseele sich regte, nur die Finken und Amseln und Grasmücken lebendig waren, hatte sie die Welt so lieb wie vor vielen Jahren und sprach bei sich selbst: ‚Ich muß ihm was Gutes tun,' ging hin und scheuerte das alte, verrostete Waffeleisen blank, schürte ein Feuer auf dem Herd, rührte einen Teig und buk, daß ihre schmalen Wangen brannten wie ihre roten Strümpfe. Sie schichtete die Waffeln Reihe bei Reihe, und die Schüssel wuchs und blühte wie eine gelbe Georgine. „So," sagte sie, „nun kann der Sonntag kommen," streute Zucker über das Gebäck und stellte es in den Glasschrank neben den Chinesen, der mit dem Kopf wackelte, aber nicht weil er alt war, sondern aus lauter Weisheit.

Der süße Kuchenduft zog über den Hof, und Glaser Strippentow, der vor der Tür seinen Kitt schlagen wollte und das Leinöl mit der Kreide mengte, warf die Nase ärgerlich hin und her, wie ein Dackel, der zweierlei Spuren wittert und nicht weiß, soll er zur Rechten oder soll er zur Linken. Er boßte sich, daß auf seinem Tisch nie etwas Gutes stände, denn sein Weib war eine Schlampe und verstand nichts, und wenn er ihr vorhielt, wie andere Männer gepflegt würden, zog sie ein schiefes Maul. „Als die Leute sind, so brät man ihnen. Wie der Verdienst, so die Gunst. Erst das Ei und dann die Gerste." Aber es ist nicht gut, wenn eine Frau den Mann knapp hält, dann wird er naschhaft und guckt in fremde Töpfe. Und wie der Glaser erst einmal den Kuchenduft weg hatte, warf er den schmierigen Klumpen auf den Block, schnüffelte die Hauswand entlang, bis er vor Jungfrau Wieses Küche stand und durch das offene Fenster rief: „Guten Morgen, Jungfrau Wiese, da habt Ihr aber in aller Herrgottfrühe einen Kuchen gebacken, der sich gewaschen hat, einen Kuchen, der nicht von Pappe ist, einen schönen Kuchen, einen süßen Kuchen, einen Butterkuchen, einen Kuchen, der sich sehen lassen kann. Wie sagte Esau, da er müde vom Felde kam? Laß mich kosten das rote Gericht." Jungfrau Wiese bot ihm ein Tellerchen über das Fenstersims, wenn auch nicht gern, und so war der Glaser der erste, der zu kosten bekam, was für ihn nicht gebacken war, stand und stopfte mit den kreidigen Fingern die mürben Waffeln in den schwarzen und verstoppelten Mund. „So," sagte er, „was gut schmeckt, das ist schnell verspült; schönen Dank, Jungfrau Wiese, das war mir eine rechte Herzstärkung. Er schurrte davon, da Jungfrau Wiese ihm nicht mehr gab, und war in seinem Herzen voll Neid, daß die alte Schachtel so ein behäbig Leben führte und so warm und weich saß wie ein Eichhorn in seinem Nest.

Freilich, davon biß keine Maus einen Faden ab. Jungfrau Wiese wohnte in einem Schmuckkästchen, und es glänzte alles, als wäre es eben aus der Werkstatt gekommen und war doch viele Jahre alt, hundert und mehr. Drei Stübchen hatte sie: eins für den Feiertag nach vorne heraus, darin saß sie hinter den Gardinen des Sonntags, wenn die geputzten Leute daherkamen und die Liebe Hand in Hand in das Land und an das Meer ging. Dann hatte sie ein lila Alpakkakleidchen an, um das die Volants in dunkler Tönung standen wie Veilchenkränze, ein Buch im Schloß und das Strickzeug in den dürren Händen, und sah alles zugleich, Schrift und Maschen und Spaziergänger. Dann kam auch wohl die Sonne, ließ die dünnbeinigen Mahagonimöbel leuchten wie roten Wein und holte den Ambraduft aus den pfaublauen Polstern und malte Jungfrau Wieses matte Wangen mit zartem Rosenhauch wie verblichenes Seidenband.

Und ein Zimmerchen hatte sie für den Alltag, das lag nach dem Hof zu im Schatten des breitgeästeten Nußbaumes, und um das Fenster rankte wilder Wein. Davor stand der Nähtisch mit Knäuelbecher, Garnwinde und Stein, der bunt geblümte, tiefsitzige Ohrenstuhl und der Ständer für den Papagei, denn er konnte nicht immer auf ihrer Schulter sitzen und mußte um mancher Umstände willen sich auch zu dem harten Holz bequemen, und tat dann, als säße er im Mastkorb und schrie, als ginge es gegen den Sturm: „Hoi ahoi, Schipp ahoi!" An der Längsseite tat das weitgeschweifte Sofa seine behäbigen Arme auf, wie eine Mutter, die viele Kinder hat und alle auf ihren Schoß nehmen will; zur Linken neben der Tür der Haubenschrank und gegenüber zur Rechten die Servante mit den geschliffenen Scheiben; an der vierten Wand die Kommode, darauf Kelchvasen mit Strohblumen, und darüber von Immergrün umwunden ein verblaßtes Bild Johann Kuchenreuters, der lebte, ob er gleich tot war.

Das dritte Zimmerchen war für die Nacht und den kargen Schlummer, sechs Schritt in die Länge und drei Schritt in die Quere, im Alkoven hinter grünem Vorhang das Bett, schmal und schwarz wie ein Sarg,

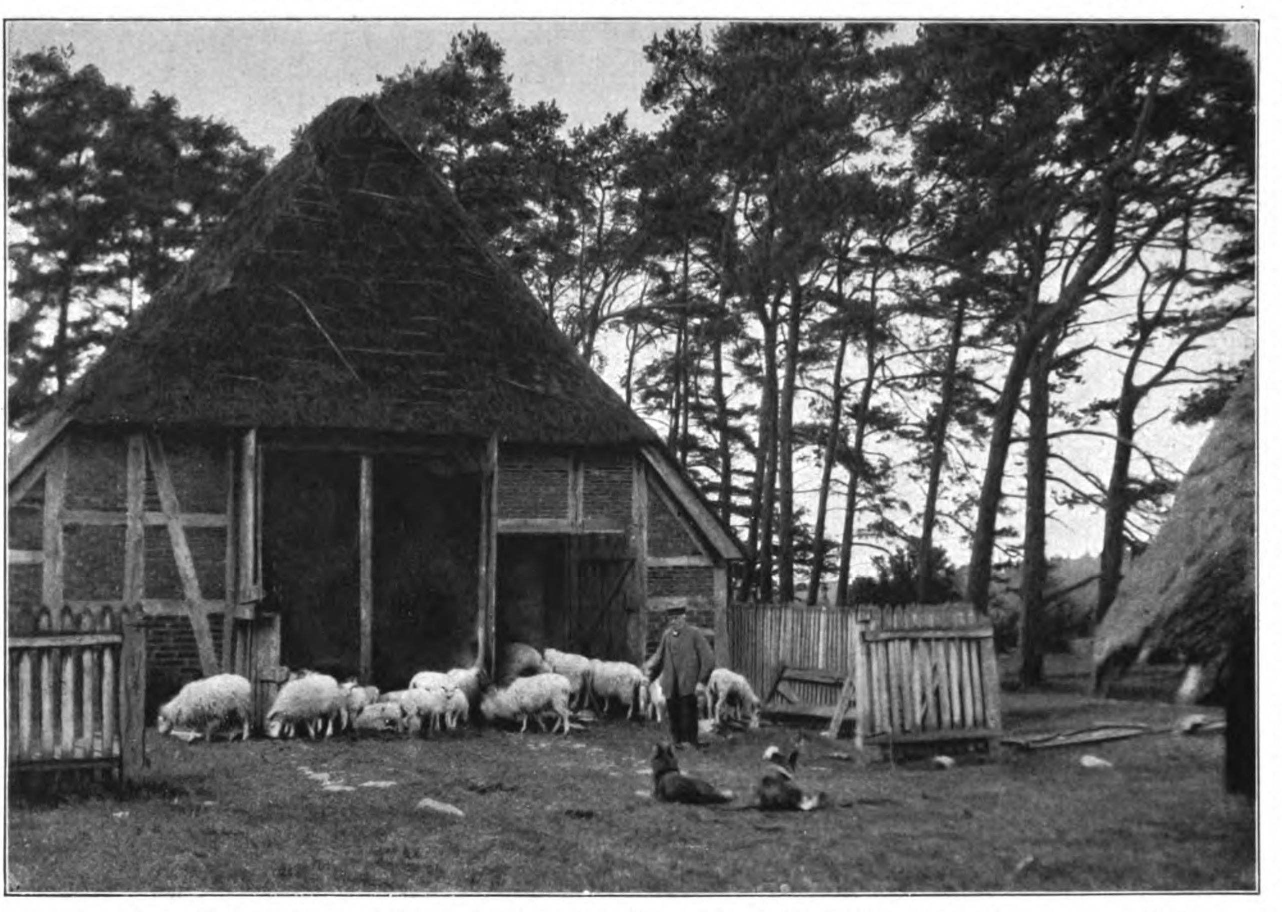
aber für Jungfrau Wieses dürftigen Leib reichlich und völlig, wie für einen Wanst und Vielfraß ein französisches Bett. Da konnte einer wohl tief und selig schlafen, er durfte nur nicht so ein flatterndes Herz und solch feines Gehör haben wie Jungfrau Wiese, die ihre Gedanken so viele Wege schickte und in die Stille horchte, was daraus spräche. Zwar auf dem Bettischchen, neben der Nachtlampe, die durch die Porzellanbilder so sanft schimmerte wie Vollmond im Mai, stand ein Fläschchen mit Baldrian, aber das war ein Mittel, auf das nicht mehr Verlaß war wie auf einen schlechten Zahler oder einen Schneider. Das war nun einmal nicht anders: zu alten Leuten kommt der Schlaf nicht gern, denn er möchte ihnen die Erdentage noch ein wenig längen.

Die Jugend freilich, was weiß die von langen Nächten? Sie wirft sich in den Schlaf wie in ein Wasser, und wenn der Morgen da ist, glaubt sie, sie hätte erst *einen* Atemzug getan und lebt doch jede Nacht ein ganzes Leben. In buntem Gaukelspiel bekommt sie Wunder und Schätze zugeworfen, die keine Zukunft je ihr bringt, damit ihr nicht bange wird vor der Kälte der Welt und nach jeder Bitterkeit und Enttäuschung die Hoffnung bleibt.

Zehn Meilen tief unter allem Bewußtsein lag Karl Asmus in seinem harten Bett, lang und gerade, als wäre er auf Holz gebunden, die kindlich weiße Brust frei und der Nacht sich entgegendehnend. Durch das offene Fenster kam die Kühle und legte sich ihm auf Sinn und Herz, daß sein Traum so rein ward und klar wie der Sternenhimmel, der draußen stand. Er träumte, Jungfrau Wiese wäre jung und schön, hätte ihn bei der Hand und führte ihn bergauf durch einen Wald zu einer Quelle, die sprang aus einem gläsernen Felsen, und ein Vogel, wie der Regenbogen so bunt, saß daran und trank. Das war Jungfrau Wieses Papagei, aber er kannte ihn nicht, kannte auch nicht die springende Quelle, und sie war doch unten auf dem Hof und plätscherte durch die Nacht Dann sprang ein Fisch heraus, hatte Flügel wie ein Vogel und flog in den Himmel hinter den Bäumen und wurde nicht kleiner, sondern immer größer, bis er die Sonne verdeckte und der blaue Schatten auf der Erde stand. Da fing der Wald an zu brennen, die Flammen tanzten von Zweig zu Zweig, aber es ward keiner verzehrt wie bei dem feurigen Dornbusch in der Heiligen Schrift. Das waren die flimmernden Sonnenkringel, die durch das Blattwerk des Birnbaumes fielen und an der Decke seines Kämmerleins spielten. Die Schwalben flogen an den Wänden entlang nach Morgenfutter und fingen die Mücken, die ihn in der Nacht gestochen hatten, und zwischen den Blumenstöcken, die er in Zigarrenkisten und Blechbüchsen vor das Fenster gepflanzt hatte, Nelken und Guckdurchdenzaun und wohlriechende Erbsen, wie das alles daheim im Garten gestanden hatte, wippten die Rotkehlchen. Es war Karl Asmus, als würde er gerufen, die Glocken von St. Marien läuteten den Sonntag ein, und im Altmännerhaus über dem Fluß ging ein Harmonium. Da fuhr er aus dem Bett, denn er sollte mit dem Meister zur Kirche. —

Am Sonntag nachmittag deckte Jungfrau Wiese den Kaffeetisch. Aber nicht im Feiertagsstübchen an der Straße. So ein Junge war schüchtern und konnte Malheur haben, und auf dem Tisch war noch kein Fleck und kein Schade. Sie zupfte an der Decke, sie rückte die Tassen, wischte einen Hauch von der blinkenden Kaffeemaschine, und es war ihr so feierlich zu mute, als käme Gott weiß wer zu Besuch, und damit hatte sie recht, denn mit Karl Asmus kam das junge, warme Leben in ihr einsames Stübchen. Und als er ihr gegenüber kerzengerade auf der Stuhlkante saß, sie mit seinen blauen Augen anblickte und die Hand mit der Tasse zaghaft vorstreckte, daß sie ihm gefüllt würde, und bescheiden und doch voll Verlangen von den Waffeln nahm, tat ihr altes Herz so schnelle Schläge, daß sie glaubte, es wollte zerspringen; sie mußte sich von dem breiten Sofa in den Arm nehmen lassen, und legte die Hand über die Augen, als wäre sie müde. Ja, das war ein rechter Feiertag, wenn sie auch im Alltagsstübchen saß.

Draußen in Hof und Garten war es still wie in einer Kirche. Sie waren alle fort, die hier ihre Nester gebaut hatten. Meister Bolduan hatte die Meisterin ausgeführt, an den Strand zum Konzert. Maler Seidelbast war in den Schützengarten gezogen und übte sich am Scheibenstand für das Königsschießen; Johann Windelband war im Walde und suchte Katzenpfötchen und Tausendgüldenkraut zum Tee, denn er litt an den Nieren und am Magen und war sein eigener Doktor. Glaser Strippentow hatte sich zu Verwandten aufs Land aufgemacht, ob aus dem bäuerlichen Wohlstand eine Seite Speck oder sonst etwas für ihn abfiele, denn Jungfrau Wieses Waffeln hatten es ihm angetan, und er hatte es satt, alle Tage Grütze zu essen. Auch Traugott Bitterling war einmal mit Kind und Kegel auf und davon und auf einen Anger am Fluß eingefallen, wo es nichts kostete und er den Tisch deckte mit dem, was er in der Tasche trug.



Aus deutschen Landen: Heimkehrende Schafherde in der Lüneburger Heide. Künstlerische Aufnahme von R. Oeters

Die Kaffemaschine war leer; die letzten Tropfen ließ Jungfrau Wiese auf ein Stückchen Zucker rinnen für den Papagei zur Nacht. Auf dem Kuchenteller zwischen den letzten Waffeln blinzelten die Rosen und Veilchen, aber Karl Asmus konnte nicht mehr, so sehr Jungfrau Wiese auch nötigte.

Da sagte sie: „So, mein Junge, nun hat der Leib genug, jetzt kommt etwas für den Geist; jetzt wollen wir lesen“. Sie langte aus der Bücherschwebe neben dem Sofa ein Buch so blau wie Kornblumen, mit einem Schnitt so blank wie die liebe Sonne in den Hundstagen für Karl Asmus, ein anderes großes, abgegriffenes, die Stunden der Andacht, für sich, setzte sich in den Ohrenstuhl am Fenster und schlug die Betrachtung vom glücklichen Leben auf. Der Papagei saß sehnsüchtig auf seinem Ständer still und drehte die Augen wie ein Sektierer, über den die Verzückung kommt, denn er hatte vor Büchern einen heillosen Respekt, weil die Matrosen, wenn sie ihre Räubergeschichten lasen, ihm den Schnabel zuzubinden pflegten, damit er ihn hielte und sie nicht durch sein Geschrei störte.

Karl Asmus aber war an der salzigen See, wiewohl er bei Jungfrau Wiese in der Stube saß, fuhr mit Enoch Arden hinaus aufs hohe Meer wie früher mit Hans Kamps' Fischkutter, und das Marleneken hieß hier Annie Lee; dann wartete er auf der einsamen Insel im Ozean, in glühender Sonne. Das Herz schlug ihm bis an den Hals und der Atem stand ihm still, wann Rettung käme.

Kein Segel kam von Tag zu Tag, nur täglich
Stieg auf die Sonn'; in Scharlachpfeile brachen
Ihr Licht die Palmen, Farrenkräuter, Schluchten,
Und glühend lag sie auf den Wassern ostwärts,
Und glühend lag sie über seinem Eiland,
Und glühend lag sie auf den Wassern westwärts,
Dann wölbten sich am Himmel große Sterne,
Und hohler brütete der Ozean; drauf wieder
Des Sonnenaufgangs Scharlach: nur kein Segel!

Indem ging die Glocke der Haustür, der Meister kam und rief nach ihm.

Jungfrau Wiese wickelte ihm Waffeln ein und steckte sie ihm in die Tasche.

„Nimm nur mit. Bei dir ist der Magen noch größer als das Herz. Das Buch auch. Wenn du es aus hast, kannst du ein anderes haben.“

Und dann ging sie und brachte ein Licht. „Damit du auch des Abends lesen magst. Licht darf man nicht jedem geben, denn nicht jeder kann die Flamme hüten. Aber du bist ein verständiger Junge. Du wirst behutsam sein.“

⁂

Es ist ein ewiges Wandern in der Welt, Begegnen und Scheiden. Einer kommt, der andere geht. Das ist zwar eine alte Sache und kommt in jeder Menschengeschichte vor, aber es kommt doch immer Neues dabei heraus. Das gibt das Muster im Leben, wie das Schiffchen auf dem Webstuhl.

Jungfrau Wiese hatte recht. Nicht jedem durfte man ein Licht geben. Robert Wockenfuß z. B. war so einer, der nicht verstand, damit umzugehen; er hätte dem Konsul Friedrich August Lobedanz am Heumarkt um ein Haar ein Feuerchen angezündet, das Brandmeister Bohnenfant mit allen Spritzen der Stadt sobald nicht hätte löschen mögen, fackelte bei den Benzinfässern mit einem Wachsstock umher und suchte den Groschen, der ihm tags zuvor unter die Dauben gerollt war. Und es wäre gegangen wie so oft, daß um eines elenden Groschens willen Tausende zum Teufel gefahren wären, wenn nicht Lindemann, der Flaschenspüler, zur rechten Zeit dazugekommen wäre und ihm die Flamme aus der Hand und ein paar hinter die Ohren geschlagen hätte. „Von Licht und Schießgewehr möten Kinnsköpp ehre spillrigen Finger laten.“ Er konnte froh sein, daß die Sache damit abgetan war und nicht an die große Glocke und vor den Konsul kam, denn der war ein harter Mann, der nicht viel Federlesens machte. Freilich war Herr Lobedanz auch nicht von Anfang an gerade und glatt in die Höhe gewachsen, sondern hatte viel leiden müssen, ehe er gewachsen war; aber nun war er ein großer Mann, hatte das väterliche Krämchen in der Wollenwebergasse schon vor Jahren an Sebastian Freudensprung verkauft, der nun auch bei kleinem mit Pfennigen und Sechsern ein Vermögen machen wollte. Aber soviel er auch scharrte, das Häuflein blieb doch immer wie ein Maulwurfshügel, weil keine Welle ihn hoch und weiter brachte, wie den kleinen Friedrich August Lobedanz, da der Seewind gefahren kam, als keiner es ahnte, und die Welt mit vollen Segeln den Strand ansteuerte und die Taue ans Land warf: wer sie fing, hatte das Glück beim Schopf, das heißt das Geld.

Jetzt war das Bürschchen mit den kurzen Hosen und O-Beinen Konsul, hatte Orden und Ehren; in seinem Laden drängten sich die Menschen wie Fliegen um den Honigtopf, durch das breite, eisenbeschlagene Tor zwischen den beiden kindshohen Kugeln aus Stein donnerten die Frachtwagen von früh bis spät, brachten Güter und führten Güter fort; in den Buchhaltereien beugten zwei Dutzend junger Leute die glattgescheitelten Köpfe über die Bücher, ließen die dürren Ziffern durch ihr Gehirn marschieren und waren es zufrieden, wenn sie nach Feierabend eine Handvoll Leben nehmen durften, denn die Stadt war üppig und lustig und an Ver-

gnügungen, groben und feinen, war kein Mangel. Am Hafen war Musik und Tanz bis an den Morgen. In seinem Geheimkontor, hinter den grüngepolsterten Türen saß Konsul Lobedanz, stützte das runde, ausrasierte Kinn in die kurzfingrige Greifhand und studierte Tag für Tag, wie er seine Figuren setzen könnte, um die englische, die französische oder auch die deutsche Konkurrenz zu schlagen, und stand nicht auf, er hätte denn den besten und sichersten Zug gefunden. Und ob er sich nur selten blicken ließ, wußte er doch um alles, was im Geschäft vorging, denn für ihn wachte sein Auge und sein Ohr, August Schüßler, der Prokurist, hatte zur Linken den Laden, zur Rechten die Kasse und vor sich die Buchhalterin, tat als ob er schrieb und schielte doch wie ein Luchs. Alles ging wie die Räder einer Maschine, und keiner wagte ein unnützes Wort oder eine Pause zur unrechten Zeit, denn das graue Auge hinter dem Fenster hielt sie allesamt in Zucht und Bann.

Freilich, über die Gedanken hatte er keine Macht, und wenn der Feierabend kam, das Tor zuschlug, die eisernen Rolläden niederrasselten, die Geldschränke ihr Maul zugetan hatten, die Pferde in den Ställen müde und zufrieden scharrten, war es mit August Schüßlers Macht vorbei bis auf den anderen Tag. Nur Robert Wockenfuß war ihm überantwortet auch über Nacht, hatte seine Kammer neben dem Prokuristenzimmer, über dem Torweg hinter eisernen Trallgen wie ein Gefangener, mußte Stiefel putzen und Kleider reinigen und Bier um die Ecke aus dem Lachs holen.

Zwang ist gut, aber nicht für jeden. Der eine biegt sich, der andere zerbricht, es kommt drauf an, aus was für Holz einer ist. Und vollends zum Beruf will einer nicht gezwungen sein, sondern gewonnen, denn was einer wird, das wird er von innen, aus dem Herzen, überall. Wenn Robert Wockenfuß es getroffen hätte wie Karl Asmus, wenn er nicht zwischen Ballen und Regale und Rechenmaschinen gekommen wäre, sondern zu Menschen von Fleisch und Blut, wäre er wohl mit der Zeit ein tüchtiger Kaufmann geworden, wäre zu Ansehen gekommen wie Konsul Lobedanz. Aber wie es jetzt mit ihm stand, mochte der Prokurist recht haben: „Was ein Dösbartel ist, bleibt ein Dösbartel; du bringst es dein Lebtag zu nichts.“ Und die Gehilfen stießen ihn umher und machten sich über ihn lustig, wenn er in seiner breiten ländlichen Sprache die Kunden nach ihren Wünschen fragte und seine Augen nach Baldrian oder Bullrichs Salz, Anis oder was sonst verlangt ward, über die Aufschriften an den Kästen und Töpfen gehen und ratlos an der Wand auf- und niederflattern ließ. Er war wie eine Ente auf dem Trocknen, wurde ruppig und struppig und hatte trübe Augen. Auf dem Wasser, im Sturm, hoch auf dem Mast, wenn das Wetter ging und die Wellen, da hätte er wohl auf dem Posten sein wollen und ein Tauwerk hantieren, wie Hans Kamps es ihn gelehrt hatte, aber hier lag es ihm in den Gliedern wie Blei. Sein Herz war auf dem Meer und hatte das Weltweh, und dagegen gibt es nichts. Das Heimweh schläft wohl ein, aber das Weltweh wächst wie die Flut. Draußen im Hafen lagen die Schiffe, schaukelten an ihren Ketten und warteten, daß sie hinaus könnten und über die Wellen stampfen und den Sturm zerschneiden. Vom Speicher aus sah man die Schiffe kommen und gehen. Und wenn niemand um die Wege war, ließ Robert Wockenfuß keinen Blick davon. Die Tränen stiegen ihm in die Augen und fielen je nachdem zwischen die Sennisblätter, auf den Indigo oder in das Öl und schwammen oben darauf und waren doch so schwer. Dann drückte er wohl die roten Fäuste vor die Augen und schrie in den Wind, der durch die Luken fuhr, als wüßte der um sein ganzes Herzeleid: „Ick hull dat nich mihr ut! Wiß und wahrhaftig, ick hull dat nich mihr ut, ick loop wech.“ Aber er fand nicht den Mut.

Eines Tages kam August Rottschalk, der Afrikander, in den Laden und kaufte Fischwitterung, und als er Robert hinter dem Ladentisch sah, schlug er die Hände ineinander: „Robert, Jung, wo fühlst du mi ut? Wo lett di dat? Wat is mit di? Du wärst doch so schmuck un so glatt as en Bullkater. Vertell eis!“

Aber Robert Wockenfuß schüttelte den Kopf und ließ die Arme hängen, als wären sie von Holz, und einer sagte hinter ihm: „Untersteh dich!“ Da wußte der Afrikander genug, daß es mit dem Jungen war wie mit einem verprügelten Hund, schlug auf den Tisch, daß eine Flasche mit flüchtiger Salbe umstürzte, und dröhnte durch den Laden: „Robert, weß kein Apenkroß. Hier is kein Leibeigenschaft und kein Sklaverei. De Tijd wär vörbi. Dat wir ja noch schöner. Dat sünd wi in Pommerland nich wönnt. Pingel, segg eis, woveel Föt heftu? Un woto schall ein sien Föt bruken? Wat? Frög eis dat Häsken upt Feld. De Welt is weit, un wo schient die leewe Sünn ümmer.“

Wer einem Vogel das Türchen im Käfig auftut, weiß nicht, ob es zum Guten oder zum Schlechten ist. Denn in der Freiheit lauern die Gefahren, Katzen und Marder

und was sonst nach warmem Leben trachtet, und an den Hecken liegen die Vogelsteller, und es fängt sich einer bald in einem andern Garn.

Am Abend, als der Prokurist ihn nach Bier schickte, holte Robert Wockenfuß sein Bündel unter dem Bett hervor, stellte unten vor dem Tor den Krug hinter die steinerne Kugel zur Rechten, lief an den Hafen, ob er einen fände, der ihn mitnähme in die Welt, und traf einen, der auf ihn lauerte. Das war Gerard Doelen, der Kapitän der Bark ‚Wilhelmintje', eines Schneiders Sohn aus Wintershagen bei Stolpmünde, der seinen wenig ansehnlichen und spöttlichen Namen Wilhelm Plötrich beizeiten an den Nagel gehängt hatte, den Bart trug wie die Schiffer in Amsterdam, und wer in seine wässerigen, grünen Fischaugen sah, glaubte, er wäre aus Zwolle. Er saß auf einer leeren Teekiste neben seinem Schiff, kaute auf dem Mundstück der kurzen Pfeife und blies den Rauch ins Abendrot, stützte die Ellbogen auf die Knie und knurrte vor sich hin, wie ein Hund, der bellen will. „Wo schall ick nu en Jung hernähmen? Hebben möten wi ein. Stehlen geiht nich. In Rotterdam, da giwwt dat woll wek, äwerst de ollen Holländer, dei sünd alltohop man fört Eten. De dammlich Stüermann. Wat möt hei den Jung de Trepp runner schmieten? He kun sick dat Gnick afbrecken. Äwerst en Bein is ook nog." Indem hob er die grünlichen Augen auf und sah Robert Wockenfuß mit seinem Bündel daherkommen und rief: „Stüermann, ick glöw, da kümmt ein." Der Steuermann kam über die Brücke, breitete die Arme aus, als wollte er ein Schwein fangen: „Na, Jung, di könnt wi bruken." Und ehe Robert Wockenfuß noch recht begriff, gab er ihm eine Drehung nach rechts: „So, nu grad ut, und denn de Näs lang. De Kombüs, de stinkt drei Meilen gegen den Wind; da krichst du vörirst wat vör de Schnut; dat Tüg ward di Franz Potter gewen; lett em de wisen. Un wenn noch wat to sprecken is, dat kümmt hernahsten."

Eine Ziehharmonika spielte ‚Im Krug zum grünen Kranze', und Robert saß in der stickigen Kombüse, aber essen konnte er nichts. Am andern Morgen jedoch, als sie bei gutem Wind ins Licht fuhren und an den Bänken vorbei waren, als Robert Wockenfuß in das Tauwerk enterte und die Segel setzte wie ein Alter und die Augen ihm so hell leuchteten wie die Sonne, die aus dem Meer kam, rieb Gerard Doelen sich die Hände, leckte über die dicken Lippen wie nach einer Pinte Goldwasser und sprach bei sich selbst: ‚Doelen, Doelen, ick glöw, dat wir kin schlichten Fang. Dei Jung hätt wat wech! So, un nu will ick gahn und mi den Bort afnehmen. Wenn ok kein Frugenminsch um de Weg is, de dat genierlich wär, so is dat doch wegen de Schicklichkeit.'

Als Robert Wockenfuß auf der Höhe von Jershöft war und dicke Erbsen mit Speck löffelte, fing in der Stadt die Arbeit an. Meister Bolduan ging wieder an das Grabgitter für den Pastor primarius von St. Marien. Der war nach und nach ins Wohlleben geraten und im Fett erstickt, wie das auch nicht anders gehen kann, wenn einer sich zum Frühstück ein Schock Eier in die Pfanne schlagen läßt. Der Meister hatte bei seinem Drehen und Feilen recht gottlose Gedanken und hätte statt der Zweige und Blätter am liebsten etliche Zierate aus dem Schlaraffenland darein gewebt, aber er legte seinem Schalk Zügel an, denn es ging ums Geld und die Reputation.

Der warme Sonnenschein lag auf dem Hof, die Hühner paddelten im Staub, der Hahn krähte, der Puter kollerte, bei Tobias Bitterling schrien die Kinder, Glaser Strippentow schlug seinen Kitt, und Jungfrau Wiese schüttelte von Zeit zu Zeit das Staubtuch aus dem Fenster. Karl Asmus hantierte die Feile schon geschickt und sicher und arbeitete im Groben vor, was der Meister mit Feinheit und Sorgfalt ausführte. Indem kam ein helles Singen von drüben her:

„La, la, la,
Der Sommer, der ist da."

Da hielt der Meister inne, stieß das Fenster auf und rief: „Das muß wahr sein, das Zeislein ist wieder im Land. Jetzt weiß einer, wie weit wir im Jahr sind. Grüß' Gott, Zeislein, wir haben auf dich gewartet."

Und von drüben kam ein Stimmchen, ein zierliches, unschuldiges Stimmchen. „Schönen Dank, Meister. Um ein Haar wär' ich nimmer gekommen. Die Mutter war krank. Weiß Gott, ich wär' gestorben, wenn ich nicht hergedurft hätte."

Und damit hub sie wieder zu singen an, Lustiges und Trauriges und Keckes umeinander, war bald näher, bald ferner, jetzt im Hof und dann im Garten und unten am Wasser, als flöge ein Vogel von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, ins Gras und zum Trinken, aber nicht gar zu weit vom Nest, und hörte nicht auf den ganzen Vormittag und machte die Arbeit leicht und kurz.

Nach Feierabend, als Karl Asmus zu Jungfrau Wiese ging, stand das Zeislein im lichten Kleid auf dem Umgang, hatte die dicken, braunen Flechten um den Kopf gewunden wie einen Kranz, die Hände gefaltet auf dem Holz, die Augen am Himmel bei den

rosenroten Wolken über den Bäumen, die Wangen ein wenig hohl und blaß, aber die Lippen so rot wie das Korallenkettlein um den schmalen Hals, und die Elster stelzte auf der Brüstung daher, kam und pickte an dem blanken Ring auf ihrem Finger.

Karl Asmus konnte seine Augen nicht losmachen von der hellen Gestalt. Es war ihm, sie schwebe auf Wolken, und die Engel müßten kommen und ihr über die Schulter sehen. Indem ließ sie den Blick fallen und lächelte, daß ihm das Blut in die Wangen schoß und er über den Hof lief, als brennte es hinter ihm. So fragte er Jungfrau Wiese gleich, was es mit dem Zeislein auf sich habe, woher es käme und wer es sei.

Jungfrau Wiese strich ihm über das sture, blonde Haar und hob ihm das Kinn.

„Das Zeislein ist die Enkelin vom Maler Seidelbast und wohnt in der großen Stadt. Das Zeislein ist ein loses Ding, und wenn sie groß ist, kann sie einen mit ihrem Singsang wohl in den Wald locken, daraus er nicht wieder heim findet."

Aber Karl Asmus verstand sie nicht und dachte, das wäre ganz in der Ordnung, das Zeislein und der Wald, die müßten beieinander sein, und es gäbe nichts, was schöner wäre als die grüne Finsternis unter den Bäumen und wenn einer darunter bleiben könnte sein Leben lang. Und wie er dann ging, Mehl, Rosinen und Zucker zu holen, denn Jungfrau Wiese wollte wieder backen, weil der Sonntag herbeikam, sah er in seinen Gedanken das Zeislein auf dem Ausgang stehen und süßer lächeln denn alle Rosinenkuchen.

Als es dunkel geworden war, wollte er mit seiner Flöte in den Garten am Wasser, aber da saß das Zeislein auf der Bank und zirpte ein Liedchen wie eine Grille, und ihr Kleid blinkte durchs Gebüsch wie der Nebel auf dem Fluß. Da schlich er sich davon, saß in seinem Kämmerlein am Fenster und blies die schönsten Lieder, die er konnte, daß das Rotkehlchen noch einmal aus seinem Nest kam, sich nahe bei setzte, das Köpfchen drehte und mit dem Schwänzchen wippte, als wollte es lernen. Das Zeislein unten im Garten spitzte die Ohren, hielt das Köpfchen schief und horchte in die gläserne Luft, woher das süße Spiel käme. Drüben beim Altmännerhaus war es nicht. Wie sollte es auch? Alte Männer haben kühle, welke Lippen und mögen nicht Flöte blasen, haben vom Leben genug und kennen nicht Sehnsucht mehr von Mensch zu Mensch, und ihre Seele mag in irdischen Gärten nicht mehr sitzen und träumen. Nur daß vielleicht einer einmal die Ziehharmonika der jungen Tage aus der Lade hervorsuchte, zitternd über die Tasten fingerte und ein müdes Lied über den Fluß schickte, so müde und matt wie der eigene flache Atem.

Blaßgolden schob sich der Sommermond über das Haus. Und indem des Zeisleins Seelchen den Tönen nachging, sah es Karl Asmus im Fenster sitzen und die Flöte blinken, faltete die Hände über den Knien, wandte kein Auge von dem Spieler in der Luft und ließ die Melodien ihr Herz wiegen und tragen wie eine Feder, die ein Hauch hierhin und dorthin weht, bald nach oben und bald nach unten.

Der Mond stieg, und der Giebel ward hell wie am Tage, und unter den Bäumen lag blaue Dämmerung. Das Zeislein war wie im Traum und wußte nicht wie ihm geschah; ob es wollte oder nicht, es mußte unter den Bäumen tanzen, wie oben die Flöte ging. Und Karl Asmus sah in den Mond, sein Gesicht war in dem Schein so weiß wie des Zeisleins Kleid, und ihm war, als hätte er einen Ring um die Brust, war weit und hoch über alle Welt, spielte, was seine Seele ihm eingab, und in ihm war etwas gebunden, das klagte und wollte erlöst sein. Und das Zeislein tanzte, langsamer oder schneller, traurig oder mit Freude, wie gerade die Weise war, bog den zierlichen Leib und schwenkte das Röckchen und hörte nicht auf, wie auch die Zeit floh. Bis Jungfrau Wiese aus dem Gebüsch trat und sie ins Leben rief, daß sie zusammenschrak und die Hand auf das klopfende Herz legte.

„Nun, Zeislein, ich dächte, es wär' Zeit zum Nest und zum Tanzen zu spät. Sind die Füßchen noch nicht müde genug? Freilich, wenn der Karl spielt, das geht einem ins Herz und in die Glieder; einer muß weinen, und der andere muß tanzen."

Das Zeislein strich die Haare aus der Stirn und holte tief Atem, sah Jungfrau Wiese immer noch erschrocken an und fand sich nicht zurecht.

Jungfrau Wiese klopfte ihr die heißen Wangen. „Geh heim, Zeislein; es wird kühl, und vom Wasser kommt der Nebel; geh heim, damit du nicht Schaden nimmst."

Das Zeislein, ob es noch gern zu der Flöte hätte tanzen mögen bis in die tiefe Nacht, lief davon; die Gartentür klappte und oben im Giebel das Fenster; eine Wolke zog über den Mond, und Jungfrau Wiese seufzte, daß hier das Schicksal spänne und Fäden zöge zwischen zwei Menschenkindern, so jung sie waren, und wenn einer sie zerschneiden wollte, es würde alles nichts helfen. Ein Menschenkind muß auf den Weg der Natur und durch alles hindurch, es bleibt

ihm nichts erspart, was von der Erde ist, und muß leiden, was ihm eingeboren ist, und dulden, was ihm geschickt wird, wie die Pflanze auf dem Feld, Regen und Sonnenschein, Hagel und Sturm, und alle Feinde, die von seinem Blut zehren.

⌘ ⌘ ⌘

Freilich vorerst blieb alles wie es war. Denn nicht immer stößt Liebe aus der Luft wie ein Falke, sondern treibt es mit den Menschen wie die Katze mit der Maus. Das war ein Verstecken und Belauern, ein Horchen und Ohrenspitzen und Wittern. In der Frühe, wenn die Sonne aufging, hub das Zeislein an mit seinem Gesang, hielt es mit den Gefiederten in den Zweigen, und ward erst still, wenn der Tag ging. Und des Abends saß Karl Asmus mit der Flöte im Fenster und das Zeislein unter den Bäumen auf der Bank. aber Lied und Flötenspiel waren nicht mehr so unbewußt wie vordem, sondern es war Sehnsucht und Verlangen darin, Verstecken und Suchen, wie der Vogel zur Frühlingszeit in die Dunkelheit ruft hoch aus der Luft, bis eines ihm Antwort gibt. Und es hörte keiner, was in den Tönen war, denn Jungfrau Wiese, und das Herz zitterte ihr um das eine wie das andre, am meisten aber doch um Karl Asmus, weil ihm das Herzeleid so nahe war. Wenn die Dämmerung kam, war ihm so weh in der Brust, viel weher, als an dem Tag, da er die Heimat hatte lassen müssen; seine Seele war so zag und fürchtete sich vor dem Garten und den dunklen Bäumen, und er wäre doch am liebsten die Stiege hinabgeklettert und hätte neben dem Zeislein sitzen mögen und spielen, weich und leise und süß wie ein Traum bis an den Morgen, und wäre nicht müde geworden. Aber wenn er an der Tür seines Kämmerchens stand und die zitternde Hand auf der Klinke hatte, erschrak er, als stände er vor einem verbotenen Gemach. Bis ein Abend kam, da sprang die Tür von selber auf.

Der volle Mond stand am Himmel zum zweitenmal, seitdem das Zeislein war geflogen gekommen. Karl Asmus saß im Fenster, und die Flöte in seiner Hand blinkte wie Silber und war doch schwarz wie Ebenholz. Er legte die Lippen daran, aber einen Ton brachte er nicht heraus, denn es war auf seiner Brust eine Hand, die drückte so schwer, daß ihm der Atem verging; er sah in der Tiefe des Zeisleins Kleid schweben wie einen Nebel, und Gesang kam von unten, so süß wie ein Blumenduft und so leise, daß keiner es hörte, denn er allein:

Im Rosengarten
Will ich dein warten,
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee.

Da ging er wie ein Nachtwandler zur Kammer hinaus, durch das knarrende Pförtlein in den dunklen Garten ohne Furcht, und das Zeislein stand in der silbrigen Dämmerung, hatte ein Kränzlein von Feldblumen auf, und das dunkle Haar flimmerte und sprühte. Sie nahm ihn bei der Hand wie einen Blinden und führte ihn zur Bank. „Nun warte ich hier den dreißigsten Tag und hätte dich nicht gerufen; aber morgen muß ich fort, und der Abschied ist gekommen. Den letzten Abend sollst du mir hier auf der Bank spielen. Du sollst spielen, und ich will tanzen.“

Und Karl Asmus tat, wie das Zeislein wollte, saß und spielte, und das Zeislein setzte die Füßchen und tanzte vor ihm dahin zu seinen Weisen wie am ersten Abend, bog den zierlichen Leib und warf die Armchen, bis das Kränzlein in den Sand fiel und zertreten ward. Sie lachte dazu. „Es stehen viele Blumen in der Welt zur Sommerzeit, da kann man brechen, soviel man mag.“

Er spielte und das Zeislein tanzte, und als es satt war, setzte es sich neben ihn, nahm ihm die Flöte fort und wollte blasen, aber es konnte nicht und brachte nichts heraus als ein hohles Sausen. Und da er die Flöte zu einer neuen Weise wieder an die Lippen brachte, zitterte er bis ins Herz, denn es war, als sei das Holz wie warmes Fleisch geworden und als berühre er ihren weichen Mund. Er blies und wußte nicht was, aber es war so süß, daß dem Zeislein die Tränen kamen. Sie rückte dicht an ihn heran und rührte sich nicht, und ihr warmer Atem strich an seiner Wange vorbei wie Südwind.

Da er innehielt, legte sie ihm die Hand auf den Arm. „Nun sollst du mir spielen, was ich will und gern habe. Spiele mir: Robin Adair.“ Aber er konnte es nicht. „Ich will es dir vorsingen.“ Und sie sang dicht an seinem Ohr:

Treu und herzinniglich
Robin Adair,
Tausendmal grüß' ich dich,
Robin Adair.
Hab' ich doch manche Nacht
Schlummerlos hingebracht,
Immer an dich gedacht,
Robin Adair.

Zwei-, dreimal sang sie es ihm vor, bis er es konnte; und die beiden jungen Seelen waren voller Seligkeit und gar nicht mehr auf der Welt; fuhren dahin wie auf einem Schifflein in den silbernen Himmel, rund um den Mond und die Wolken, waren wie Schmetterlinge und Libellen. Bis eine Stimme rief: „Zeislein, wo steckst du? Jetzt geht's zu Bett und die Tür wird verschlossen!“

Da legte sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn mit ihren heißen Lippen mitten auf den Mund, daß er nicht wußte, wie ihm geschah. Dann wirbelte sie herum und war fort, stand an der Gartenpforte still, warf eine Kußhand ins Dunkle und sang noch eine Weile aus dem Fenster in die Abendstille die Melodie, die er von ihr gelernt hatte. Und er gab Antwort auf der Flöte, bis es drüben still ward. Da stützte er den Kopf in die Hand, und die Tränen fielen auf den Boden zu dem zertretenen Kränzlein.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen — ach da war kein Zeislein mehr, das gesungen hätte über Garten und Hof, nur die Elster krächzte, und der Himmel war so grau wie eine Nebelkrähe. Beim Frühstück sah ihm die Meisterin ins Gesicht. „Jung, was bist du so blaß? Du bist doch nicht krank?" Aber der Meister fuhr dazwischen: „Ach was, die Arbeit wird ihm schon wieder rote Backen machen," stippte seine Semmel ein, schob Karl Asmus den Brotkorb hin: „Da nimm dich was, und stipp dich in, denn wird dich wieder besser sin," und zog aus der übergelaufenen Milch mit dem schwieligen Zeigefinger Striche und Kringel und dachte ärgerlich an das gestrige Spiel im Lachs, denn er hatte mehr verloren, als er sich gesetzt hatte. Ja es war so, nicht immer macht Spiel das Herz froh, ob einer nun Karten spielte oder Flöte.

Der Meister hatte recht. Bei der Arbeit wurden Karl Asmus die Wangen wieder rot wie sonst, denn es ging heiß her; es war kein leichtes Stück, das Gitter für den Pastor primarius zusammenzuschweißen und zu nieten, und selbst dem Meister wurde die Hand müde und taub. Am Abend aber war Karl Asmus wieder blaß wie am Morgen, und sein Herz war unruhig und flatterte wie ein Vogel im Käfig; das Weinen saß ihm in der Kehle, und in den Augen hatte er soviel Tränen, wie er für Jungfrau Wiese Wasser vom Brunnen trug. Die brauchte nicht zu fragen, ob ihm etwas fehle; die wußte, wie es mit ihm stand, rührte nicht daran und wußte, wie solchem jungen Schmerz fürs erste zu helfen wäre; sie holte ihm etwas Süßes aus dem Glasschrank, ließ ihn mit dem Papagei plappern und spielen und gab ihm, ehe er zu seiner Kammer stieg, ein kleines, grünes Bändchen in die Hand, darauf stand in goldenen Buchstaben: Goethes Gedichte. Die mochte er lesen; darin stand, was schwere Herzen leicht machte und was ein Mensch um Liebe leiden mochte. Vordem hätte er sie gewiß nimmer verstanden, aber nun hatte sein Herz sich aufgeschlossen wie eine Blume dem Tau. — — — — — — — —

Karl Asmus saß am Fenster wie am Abend zuvor und las bei dem weißen Mondenlicht in dem Büchlein, das Jungfrau Wiese ihm gegeben hatte, und es war ihm, als hörte er in der Ferne vom Himmel her eine Musik, wie er sie noch nie vernommen, als wäre in der Luft ein Singen und Schwingen von wunderbaren Tönen, und als käme er aus sengender Sommerglut in einen kühlen Buchenwald, darinnen die Quellen rieselten und die Vögel sangen und der Wind webte und das Moos duftete. Die Dämmerung lag unter den Bäumen träumte er, aber hinten wurde es hell; wo ein Weg ging, da kam ihm jemand entgegen, und er kannte ihn nicht und wußte nicht, wer er war, bis die Gestalt ihm ganz nahe war und das Marleneken vor ihm stand, ihn mit traurigen Augen ansah und fragte: „Wo kommst du her?" Das Herz schlug ihm so laut, als hätte er großes Unrecht getan und müßte ihr abbitten, was er an ihr verschuldet; er legte den Kopf in die hohle Hand und schlug das Buch zu; er hörte, wie jemand ihn rief, und lief die Dorfstraße entlang und den Berg hinauf zur Mühle, wo die Güsselken im Grase lagen und mit den schwarzen Schnäbelchen in den gelben Daunen wuselten, und wartete, daß das Marleneken käme, denn er hatte ja schon ihre Stimme gehört. Danach war er in einer großen Stadt, da standen die Häuser so hoch, daß man den Himmel kaum sah, und er stand vor einem Haus mit tausend Fenstern, die waren alle dunkel und schwarz wie die Nacht. Nur eins war hell, ganz oben unter dem Dach, und wenn man hinaufsehen wollte, mußte man den Kopf ganz weit nach hinten biegen: da stand das Zeislein im Licht, löste ihr Haar und ließ es über die Schulter fallen und lachte . . .

Karl Asmus seufzte, als käme er aus tiefem Wasser; im Garten stand die Bank, und die Bank war leer, das Zeislein war fort, und ob er es jemals würde wiedersehen, das wußte Gott. Vom Hafen her schrie mit dem Nachtwind eine Sirene über die Stadt. Ein Schiff fuhr hinaus in das weite Meer, an dessen Straßen standen keine Wegweiser, und es fand sich doch zurecht durch alle Klippen und Fährnisse, denn die Magnetnadel hielt es auf der richtigen Bahn. „Wenn einer nur einen Kompaß in der Brust hat, der kommt schon zurecht." Das war Pastor Neumanns Wort, wenn er des Abends auf seinem Spaziergang bei dem Weberhäuschen am Zaun stehenblieb und zwischen den roten Malven hindurch mit den Weberleuten redete und der Alte sein Herz auftat, was

wohl mit seinem Karl werden würde in der großen Welt.

⌘ ⌘ ⌘

Freilich, ein Vater ist immer in Angst und Sorge um den Sohn, mehr als eine Mutter, denn er kennt sein Blut und kennt die Gefahren und war ihnen selber nah, mußte sie leiden und weiß, daß viel Reue vonnöten ist, ehe einer ein Mann wird. Aber wenn ein Vogel erst aus dem Nest ist, was hilft da Pfeifen und Locken? Er fliegt, wohin es ihn treibt, und ist er aus dem Schutz und Gebüsch und dem hegenden Gedörn, darinnen er zur Welt kam, wer will wissen, was ihm begegnet? Es gibt zuviel Fährnis und Listen und Laurer unter dem Mond, Fährnis in der Luft und auf Erden, am Tag und in der Nacht noch mehr; es gibt Katzen und Falken und Marder; es gibt Wiesel und Frettchen, die so klein sind, daß einer sie in der Faust zerdrücken könnte mit einem Griff, aber wenn einer nicht acht hat, verbeißen sie sich in Gurgel und Ader, daß er verbluten muß, ehe Hilfe kommt. Und die Vogelsteller mit Garn und Ruten, das sind die schlimmsten, sitzen hinter dem Gebüsch verborgen und spähen und lassen den Lockvogel rufen und äffen Gimpel und Drosseln, Dumme und Kluge, und wenn das Netz zuschlägt, ist es um Glück geschehen und um Freiheit, und hilft alles Jammern nichts: denn ein Vogelsteller hat kein Herz.

Da war Robert Wockenfuß, um den die Mutter weinte und der Vater sich den Schlag an den Hals ärgerte, weil er mit seinem Stolz vor den Leuten zum Spott geworden war; er hatte den Jungen auf einen nahrhaften Zweig, in einen grünen Baum setzen wollen, aber nun war er auf und davon, und keiner wußte, wohin er geflogen war. Und im ganzen Dorf legte keiner für ihn ein gutes Wort ein als August Rottschalk, der Afrikander, und der wußte auch, warum. Klaus Drafehn, der Lehrersohn, schlug auch nicht zum Besten ein, so sehr die Mutter auch mit ihm prahlte und ihn herausstrich. Er war ein windiges Bürschchen, dem es nicht um das Lernen ging, sondern um die Stadt und das Vergnügen, schob sich die bunte Mütze ins Genick, zupfte das rote Tüchlein aus der Brusttasche, ließ den seidenen Schlips flattern und das Spazierstöckchen zwischen den Fingern tanzen und den billigen Siegelring blinken, lag in den Konditoreien und brachte das Geld durch, das die Mutter ihm zusteckte; oder er wippte strandauf, strandab wie eine Bachstelze, hatte ein Mädchen rechts und ein Mädchen links, traktierte sie mit gezierten Redensarten und lobte sich die städtische Art, die doch anders war als das Marleneken daheim.

Ja, es konnte keiner wissen, was er an seinen Kindern erlebte. Aber Pastor Neumann schüttelte den Kopf, wehrte mit der Hand und blieb dabei: „Um den Karl braucht keiner bange zu sein, der kommt von seinem Weg nicht ab."

Als das Zeislein fort war, war der Sommer vorbei. Die Abende wurden lang und dunkel und die Nächte kühl. Immer höher stieg der Nebel über den Fluß und stand bis an Karl Asmus' Kammerfenster wie ein Meer und wankte nicht; die Schwalben zogen fort, das Rotkehlchen flatterte um das leere Nest und rief nach den Jungen, aber die waren über alle Berge, saßen weit hinter der Stadt, wo die reifen Beeren an den Wegsträuchern hingen und taten sich gütlich, waren ihre eigenen Herren, brauchten sich nicht mehr von den Alten füttern zu lassen und waren des ewigen Einerleis ledig, ließen sich immer weiter locken von blauen und roten Leckerbissen bis an den Wald, darinnen die Dohnen schon bunt besteckt waren und die Schlingen warteten, daß eins das Köpfchen hineinstecke. Das Laub im Garten wurde rot und gelb wie der Abendhimmel, und ob auch kein Windhauch ging, so fiel es doch, bald hier ein Blatt und bald dort, als hätte eine unsichtbare Hand es sacht und lautlos abgeschnitten. Vom Nußbaum auf dem Hof sprangen die Nüsse aus den grünen Schalen zwischen das Hühnervolk, daß es gackernd auseinanderstob, und der Puthahn kollerte herbei, ob er sie schlucken könnte. Die Elster aber hackte mit ihrem harten Schnabel darauf los, brachte den Kern heraus und flog mit höhnischem Kichern davon, als wollte sie sagen: „Man muß ein Ding vom richtigen Ende anfassen. Man muß einer Sache zu Leibe gehen." Das ist eine Weisheit, die liegt auf der Straße. Aber es hebt sie nicht jeder auf. Am ersten noch, wer ein Schelm ist, aber auch der nicht immer.

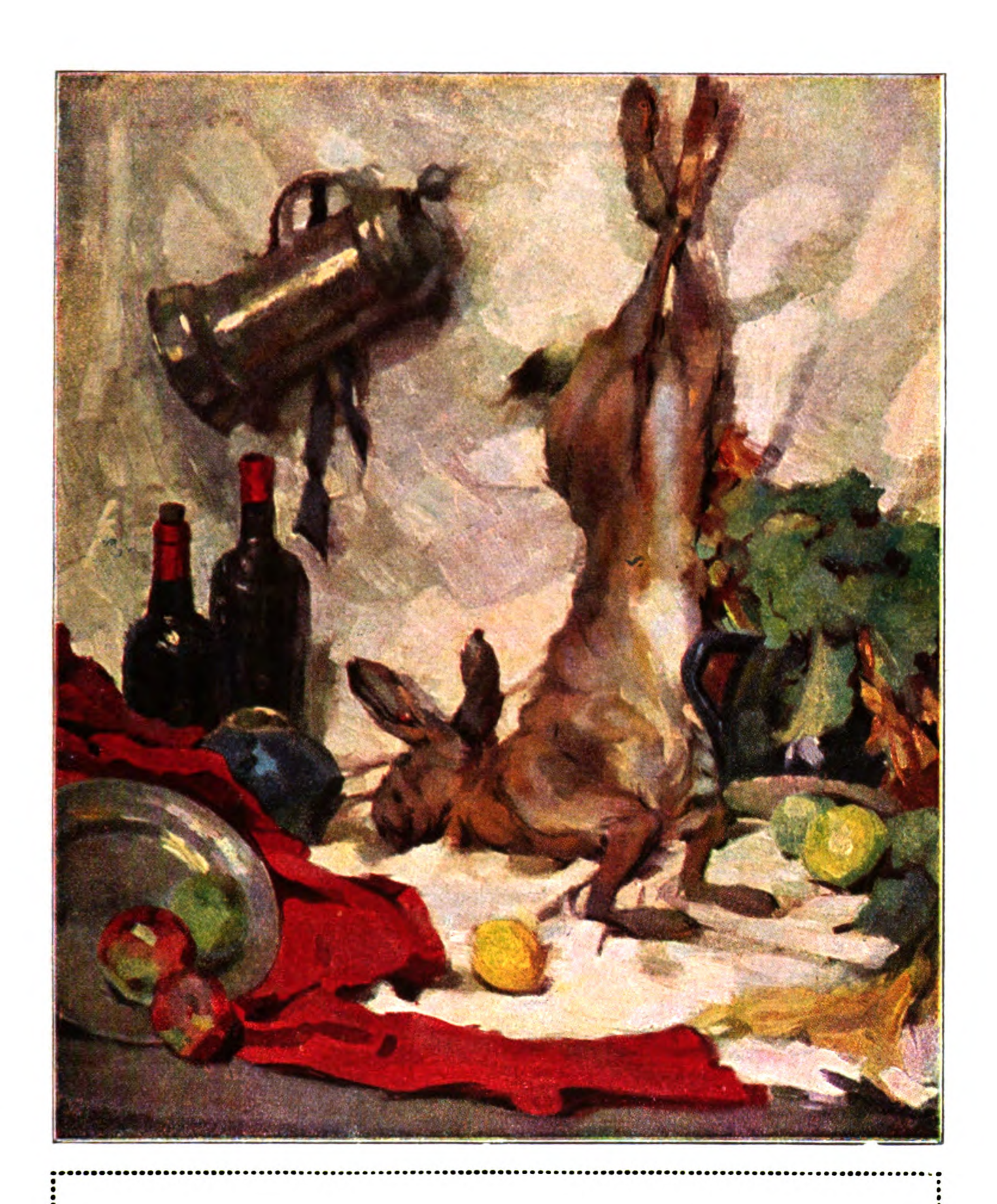
Martin Hagedorn auf dem Berg hinter den eisernen Traljen im Spinnhaus hatte es wieder einmal vom verkehrten Ende angefangen, hatte es satt bekommen, auf den Zigeuner zu warten und in den dunklen Herbstnächten mit einer Glasscherbe das Gitter aus dem Lager geschabt, Haarbreit um Haarbreit, das Bettlaken zerrissen und zum Strick gedreht und wäre mit allem glücklich zu Rande gekommen, wenn das Leinenzeug nicht mürbe gewesen und gerissen wäre, daß er jämmerlich in die Tiefe stürzte und mit zerbrochenen Gliedern liegen blieb. Nun war er im Lazarett und ein Krüppel

und mußte an Krücken gehn. Seine arbeitsscheue Seele freilich fand sich auch damit ab und meinte, daß es nicht das schlechteste wäre, wenn einer durch die Welt humpelte, denn solch Gebrechen machte mitleidige Leute in die Tasche greifen und sicherte einem eine einträgliche Rente bis an den Lebensabend; es brauchte keiner einen Finger zu rühren, nur ein Sprüchlein herzusagen und die Mütze hinzuhalten. Das war auch nicht zu verachten. Und wenn er selber keinen großen Schlag mehr tun konnte, es gab genug, die gern Halbpart machten und die goldenen Hühnchen holten, wenn er ihnen nur den Stall zeigte. Es gab genug unten in der Stadt, bei denen was zu holen war. Und bei Nacht, wenn der Nachbar rechts und der Nachbar links sich im unruhigen Schlaf hin- und herwarfen im Fieber und im bösen Gewissen, zählte er sie immer wieder in Gedanken her, denen einer von ihnen Reichtum abzapfen konnte. Der erste aber sollte Sebastian Freudensprung sein, denn bei dem wußte er Bescheid und wollte dem Spießgesellen schon den Weg weisen, daß er nicht fehlschlug. Und er saß draußen vor der Tür auf dem Stein, hatte die Krücken kreuzweis übereinander geschlagen und den Kopf in die Hand gestützt, als schliefe er, und spähte doch straßauf, straßab in dem flackernden Laternenschein, ob Gefahr käme. Bis dahin freilich mußte er noch manchen Stuhl flechten, aber mit der Zeit pflückt man Rosen. Freilich nicht in jedem Fall. Tobias Bitterling zum Beispiel saß nun schon Jahr und Tag und schrieb sich die Finger krumm, glaubte, in seinem Gärtlein müßte doch auch einmal eine Knospe aufbrechen und ein Röslein stehen mit süßem Duft, und es blieb doch alles beim alten, die Dornen waren wohl da, aber blühen wollten sie nicht.

Nun stand der Winter wieder vor der Tür, und woher sollte Tobias Bitterling nehmen, was not tat: warme Kleidung für die Kinder, Kohlen und Torf und Beleuchtung vom frühen Nachmittag bis in die späte Nacht. Er saß und rechnete bis die dürftigen Zahlen vor seinen rot geränderten Augen tanzten, aber es blieb dabei, es reichte nicht hin und her, selbst wenn er bei Sebastian Freudensprung anschreiben ließ, und das war auch nicht geschenkt, und der große Posten war nicht so leicht abgestoßen wie Tag für Tag ein kleiner. Wenn einer mit Schulden anfing, der kam um Kopf und Kragen. Wenn er etwas verkaufte? Es war nichts anderes da als das Sofa, und das machte den Kohl nicht fett. Es half nichts; man mußte dem Winter die Zähne ausbrechen so gut es ging.

Er nagelte Tuchleggen in die Türrahmen, verkittete die Scheiben, verklebte alle Ritzen der klapprigen Fensterfüllungen mit Papier und hängte die dicken Strohvorhänge ein, die von außen dem Wind und der Kälte wehren sollten und darin die Spatzen sich einkuschelten und bei dem armen Schreiber ein warmes Obdach fanden. Danach zog er mit seinem Arbeitstisch in die Küche, setzte das lange Winterrohr in den Kochofen und leitete es durch die Stube nebenan in den Schornstein der gegenüberliegenden Wand und nutzte so alle Wärme, daß nichts umkommen konnte. Und wenn es gar zu kalt war, steckte er die Kinder ins Bett, daß sie saßen wie die Spätzlein im Stroh. Als er so sein Nest hergerichtet und jedes Löchlein, durch das der Wind hätte blasen und schlüpfen können, verstopft und verschlossen hatte wie ein Eichhorn im Walde, holte er auf einem Handwägelchen, was er an Heizung brauchte, halb Torf, halb Kohlen, stand auf dem Hof und wischte den Schweiß von der Stirn, seufzte und dachte: ‚Nun mag der Winter kommen.‘ Er wollte es schon schaffen. Nur Krankheit durfte nicht kommen. Dann freilich wußte er nicht ein noch aus! Und wie Tobias Bitterling so zaghaft in die Zukunft sah und das Herz ihm schwer wurde vor dem, was ihn treffen könnte, war schon ein Herz mit ihm und seiner Not beschäftigt und sann, wie ihm zu helfen wäre. Da Jungfrau Wiese gefunden hatte, auf welche Weise sie dem Schreiber etwas zukommen lassen könnte, ohne daß es ihn kränkte, schlug sie das Fenster auf und rief über den Hof: „Herr Bitterling, einen Augenblick!“ ging, holte einen Stoß vergilbter Notenstücke und reichte sie ihm hin: „Sie sind ja ein so geschickter Mensch. Könnten Sie mir diese Noten abschreiben?“ Der Schreiber stand, und das Blut schoß ihm in die blassen Wangen in der Freude über die unverhoffte Arbeit, und Jungfrau Wiese kramte in ihrem Nähtisch, legte zehn Taler in seine Hand und nickte ihm zu: „Das macht viel Mühe und nimmt Ihnen andern Verdienst. Es ist billig, daß ich es im voraus bezahle.“ Tobias Bitterling glaubte, er wäre im Traum, und wußte kaum das rechte Wort zu finden, und wie er vor lauter Glück verlegen stotterte, brachte der Papagei auf Jungfrau Wieses Schulter alles ins reine und sprach sanft und zuredend: „Sage danke mein Kind, mein Püppchen, mein Schnuteken.“ Dann aber, als Tobias Bitterling schwankend davonging, schrie er aus vollem Hals: „Steuerbord, langsam voraus!“

Jungfrau Wiese hatte eine linde Hand und ein gutes Herz, und Tobias Bitterling war nicht der einzige, dem sie einen Not-



Stilleben. Gemälde von Rudolf Otto
(Im Besitz der Kgl. Hofkunsthandlung Emil Richter in Dresden)

groschen in die Hand drückte, wenn der Winter kam. Auf der Lastadie, in den Winkeln der Gassen war Armut und Elend genug, blasse Frauen mit rotgeweinten Augen, die auf den Mann warteten, und er kam nicht wieder, lag mit seinem Schiff unten im Meer oder verdarb in fremdem Land an Fieber und Seuche. Jungfrau Wiese bedachte sich nicht lang und fragte nicht viel und sah es einem an, ob er die Wahrheit sprach; sie gab, wie sie konnte, um Johann Küchenreuters willen, der auch draußen geblieben war im nassen Grab, und auf den sie gewartet und um den sie geweint so manches Jahr. Und ob auch jedesmal, wenn so ein armes verlassenes Weib im schwarzen Kopftuch an ihre Tür klopfte und ihr das Herz ausschüttete, der alte Schmerz aufs neue an ihr müdes Herz griff, ließ das fremde Leid sie schnell vergessen, worum der Tod sie betrogen hatte.

Da denkt einer immer, daß niemand mehr zu tragen hat, denn er selbst, und daß es keinen steileren Weg gibt, denn den seine Füße gehen müssen, und wenn er sich umschaut und acht gibt, wird er gewahr, daß der Beladenen mehr sind als der Leichten und Ledigen.

Der Glaser Strippentow ging umher, als wäre er irr. Das Haar hing ihm in die Stirn, und die Augen flackerten, konnten keinen ansehen und fuhren aus zur Rechten und zur Linken; er achtete auch auf keinen Gruß und Zuspruch, und wenn er den Kitt schlug, schrie er und fluchte, als hätte er sein Wesen mit einem Menschen; und er war doch sonst ein stiller und bescheidener Mann. Aber jedes Jahr, wenn die Blätter fielen, kam es über ihn und trieb ihn um und machte ihn wie ein Tier und jedes Jahr schlimmer. Die Frau ließ ihn laufen und hantieren und nahm es sich nicht mehr zu Herzen, wie in jungen Jahren; sie wartete ab, bis er wieder zu sich kam, und hätte eine linde Hand und ein weiches Herz haben müssen, wie Jungfrau Wiese, denn der Glaser war ein armer und bejammernswerter Mann, hatte eine schwere Schuld auf dem Herzen und wurde sie nimmermehr los.

Er war ein junger Bursch und auf der Wanderschaft im Stolpischen und hätte wohl singen mögen, daß ihm die Welt offen stand. Aber der Ranzen drückte ihn, und der Weg wurde ihm sauer, und sein Gemüt kroch am Boden wie eine Schnecke, denn der Sommer war dahin, die Wolken zogen, und der Wind blies über Heide und Moor, und er wußte nicht, wo er zur Nacht sein Haupt niederlegen sollte. Es war ihm wider den Strich gegangen. Der Meister hatte ihm unvermutet aufgesagt, und nun war es verspielt und vorbei, er mußte tippeln zur schlimmen Jahreszeit und hatte doch gehofft, er würde den Winter über warm sitzen können und geborgen. Im Frühling, wenn die Lerche schlug und der Kuckuck rief und einer sein Bett unter den grünen Bäumen machen konnte, am Quell sich waschen und in der Sonne sich trocknen, derweil das Hemd am Ast lüftete, und die Stiefel über den Stock hängen, ein Sträußchen an den Hut stecken und an der Straße sich letzen an dem, was eine milde Hand bot, das war wohl ein ander Ding, da war die Welt wohl ein Paradies, wohin sich einer auch wenden mochte. Aber so im dünnen Röcklein und mit leerem Magen, wo der Wind blies und die Nässe und Kälte aus der Erde stieg und mit knöchernen Händen ans Herz griff, da konnte einer Zeit und Welt verfluchen.

Die Sonne fiel, und die Wolkenstreifen am Horizont überliefen blau und rot, die Heide gab den düstern Schein wieder, und die Moorlöcher standen schwarz und gespensterhaft wie die Pforten der Hölle; die Nebel quollen empor wie Dampfrasten und flogen, und es war, als hielte einer ihn an seinem Ranzen fest, und der Wegweiser vor ihm reckte die Arme wie ein Galgen.

Da kam am Kreuzweg von ungefähr ein Geselle, schwang den Stock und rief ihn an: „Grüß' Gott, Bruder! Das heißt man eine gute Gelegenheit, wenn zwei Füchse einander über den Strich laufen. Da können wir mitsammen marschieren, denn die Gegend ist öde und das Wirtshaus weit, die Luft ist schwer, und Mutter Grün ist uns nicht mehr gewogen, aber zu zweien wollen wir uns schon Zeit und Weil' vertreiben. Holla, Bruder, wir wollen eins singen, dann läuft der Weg, und die Füße merken es nicht." Damit wirbelte er den Stock wie ein Tambourmajor, wenn die Knüppelmusik an die Reihe kommen soll, und sang in den Nebel:

Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,
Da kehren alle Fuhrleut an,
Frau Wirtin sitzt am Ofen,
Die Fuhrleut um den Tisch herum,
Die Gäste sind besoffen.

„Potz Donner, Bruder, warum hältst du nicht den Part?"

Der Glaser schüttelte den Kopf. „Zum Singen braucht es Lust und Geld und einen warmen Rock." Er klagte sein Leid und fluchte in den Abend über den Hundsfott von Meister, den Leuteschinder und Beutelschneider, der ihm den Stuhl vor die Tür gesetzt hatte ohne Grund und Recht.

Der Kamerad lachte unbändig und schlug mit der Faust vor seine Stirn. „Kerl, Kerl,

da sieht sich einer doch vor, solange es Zeit ist. Wenn es Brei regnet, hält doch einer den Löffel hin. Meinem Vater seinem Sohn kann so was nicht widerfahren." Er tippte mit dem Daumen gegen die Brust. „Bruder, merkst du was? Da sitzt es, daran hab' ich genug für viele Tage. Wie heißt es? Wer die Arbeit kennt, der reißt sich nicht danach."

Es war dunkel geworden, und keiner konnte den anderen kaum von Angesicht sehen.

Der Glaser fragte beklommen: „Woher kommst du zu soviel Geld?"

„Ja, Mensch, wie wir gebaut sind — wenn du willst, gefunden, aber es muß einer danach suchen, in Kasten und Schränken und wo sonst etwas liegt." Er kratzte die Kehle rein und fing wieder mit Singen an:

Frau Wirtin hat auch einen Mann,
Der spannt den Fuhrleut' selber an,
Er schenkt vom allerbesten
Ulrichsteiner Fruchtbranntwein
Und setzt ihn vor den Gästen.

„Weiß Gott, Bruder, wenn wir unter Dach und Fach sind, lassen wir was draufgehen und spülen den verdammten Moorrauch aus der Kehle. Das soll noch ein fideler Abend werden."

Aber der Glaser gab keine Antwort, denn wie der Nebel aus dem Moor, stieg aus seinem Herzen ein Gedanke und brodelte und wirbelte, nahm ihm Atem und Besinnung, und als ihm der Verstand wieder kam, lag der andere am nassen Boden, erwürgt und tot. Er wühlte ihm die Taschen um und um, aber er fand keinen roten Heller, denn der Geselle war ein Lügenmaul gewesen und ein Spottvogel wie Till Eulenspiegel, hatte dem Glaser das Maul wässerig machen wollen und nicht bedacht, daß zwischen zwei Menschen in der Heide bei Nacht und Nebel der Teufel gehen könnte.

Das war nun zwanzig Jahr her und länger, und der lustige Gesell war vermorscht und vermodert, und über seinem vergessenen Grab wuchs Gras. Aber über die Tat wollte keins wachsen, denn des Glasers Reue wühlte immer wieder auf, was die Zeit zudecken und bergen sich mühte. Das halbe Leben hätte er geben mögen, wenn er nur der Schuld los und ledig würde. Aber der Erschlagene stand vor ihm und wirbelte den Stock und schrie: „Das halbe Leben? Das ist nicht genug. Ich will das ganze. Unter dem nun und nimmermehr!" Jedes Jahr, wenn der Herbstwind durch die dürren Blätter ging wie durch Totengebeine, kam er wieder und forderte und drohte und ging dem Glaser nicht von der Seite; erst sah er ihm durchs Fenster bei seiner Arbeit zu, wie er mit dem Diamant das Glas ritzte und brach, dann kam er ins Haus, stand neben ihm, wenn er den Kitt schlug und hielt die Hand vor den Hammer, wenn er niederfuhr, saß mit ihm zu Tisch und fragte: „Schmeckt's, Bruder? Potz Blitz, eine Suppe will ausgelöffelt sein."

Des Nachts schlurrte er vor sein Bett, als hätte er Wasser in den Stiefeln, rieb sich die Hände und lachte. „Freilich, freilich, Kamerad, du hast es gut, liegst im Warmen und weich und nicht unter dem Rasen bei den Würmern. Wirst es auch noch zu spüren kriegen, wie das tut, wenn ein Fuder Erde auf dir liegt und das Wasser dir in den Rachen läuft, möchtest auf und kannst nicht Hand noch Fuß rühren und mußt fein stillliegen, bis es Reveille bläst. Aber ein feiner Tag wird das nicht sein, das kannst du mir glauben." Der Glaser zog das Deckbett über den Kopf, aber es half ihm alles nichts, denn es war wie Glas, und er sah durch und durch, ächzte und stöhnte, bis der fahle Morgen durch das Herz in den Fensterläden sah. Acht Tage ging das so, da stand des Nachts der Erschlagene vor ihm und winkte ihm. „Bruder komm, nun ist es Zeit. Nun mußt du wandern wie in jungen Tagen, brauchst nicht Strümpf noch Schuh, nicht Rock noch Ranzen, aber wenn du kein Licht hast, ist es schlimm bestellt." Der Glaser flog, und die Zähne schlugen ihm gegeneinander; sein Weib neben ihm schnarchte und träumte lustige Dinge von Jungfrau Wieses buntem Papagei, der saß in einem Spiegelsaal, hatte eine Nachtmütze auf und besah sich von vorne und hinten. Da stand er auf, tappte sich durch die Finsternis in den Keller und erhängte sich. Am Morgen schrie die Frau ihren Jammer auf den Hof, und allen, die im Hause wohnten, ging es kalt über den Rücken, als sie kamen, den Toten zu besehen, der so verzerrt und entstellt auf seinem Lager sich streckte, als hätte der Teufel ihn erwürgt.

An der Kirchhofsmauer, abseits hinter dem Gebüsch, bei Reisighaufen und vermodernden Totenkränzen, kulte man ihn ein; kein Segen wurde über ihm gesprochen, und keine geweihte Erde fiel auf seinen Sarg, daß der Gerechtigkeit genug getan wäre, und kein Ehrbarer Ärgernis zu nehmen brauchte, daß einer neben ihm läge, der sich selbst umgebracht hätte. Es bedachte keiner, wie groß die Verzweiflung sein muß und wie tief verstrickt das Herz, wenn einer das Pförtlein auftut aus eigener Macht, vor dem jeder sonst zittert und bebt.

⌘ ⌘ ⌘

Es war nicht von ungefähr, daß des Damastwebers Gedanken in dieser Zeit mehr bei dem Sohne waren denn je und eine Sorge ihn umflatterte wie eine Taube. Blut kann nicht von Blut, und ob Weiten es trennen, es rollt und klopft, und seine Wellen schickt es in die Ferne, daß Eignes Eignes finde. Und darum ahnt und weiß ein Vaterherz, wenn dem Kinde Gefahr nahe ist. Der Winter kam. Das Eis stand über dem Fuß. Die Möwen strichen weit ins Land. Der Nordost blies tagaus, tagein, und im Mansardenkämmerlein standen die Eisblumen am Fenster und tauten nicht mehr auf. Traugott Bitterling saß und fror, ob er auch noch so gut gesorgt hatte, und die Finger waren ihm klamm und die Knie so kalt, die Schreiberei ging ihm nicht von der Hand, und die Taler von Jungfrau Wiese waren dahin bis auf fünf, und der Winter war noch lang. Aber er tat, als hätte er reichlich und nicht zu leiden und hätte um alles in der Welt vor keiner Tür stehen mögen und bitten. Weihnachten freilich, das wurde wieder ein dunkles und trauriges Fest, ein Jahr später aber war es vielleicht anders, und es mußte sich einer an der Hoffnung dahintasten sein Leben lang. Und wenn er in der kalten Nacht mühsam die Feder über das Papier brachte und das Herz ihm gar zu schwer ward, stand er auf für eine Weile und schlich sacht und heimlich hinaus, wo Frau und Kinder schliefen, hörte ihren ruhigen Atem und sah beim Lichtschein, der aus der Küche kam, ihnen in das friedliche Angesicht, seufzte, daß er ihnen das Leben nicht besser machen konnte, und ging mit neuem Mut an seine Arbeit bis lange nach Mitternacht. Arbeit, das war nicht nur Brot, das war auch ein Mittel gegen allerhand Gedanken. Vor dem Schlafengehen aber tat er noch einmal das Fenster auf und sah zum Himmel. Tief sog er die kalte Winterluft in die schmale Brust, tat das klapprige Fenster zu, ließ die Strohmatte fallen und beschloß den Tag, lag in seinem dürftigen Bett wie auf eitel Daunen, und ob die Sorge neben ihm stand, schlief er doch so sanft und selig, als wären alle Reichtümer der Erde sein, bis am frühen Morgen die Not und Arbeit wieder rief, wenn drüben in der Schlosserei das Hämmern und Klingen anhob. Denn Meister Bolduan hatte alle Hände voll zu tun und war auf dem Posten, noch ehe es lichtete. Karl Asmus mußte tüchtig heran und schaffte bald soviel wie ein Geselle, hatte dem Meister jeden Handgriff abgesehen und hantierte mit Feile, Meißel und Bohrer, als spielte er, hatte all die unnützen Gedanken hinter sich, den Kopf frei und nichts mehr in der Brust, was ihm die Arbeit verleidet und die Hand gelähmt hätte. Das Zeislein stand an seinem Himmel wie ein ferner, matter Stern, und wenn seine Gedanken bei den Sommerabenden unter den Bäumen im Garten waren, schlug sein Herz doch nicht schneller, denn es hatte alles von sich getan, was es wirr machen konnte und unruhig.

In seinem Kämmerlein über dem Fluß war es so still wie draußen, wo der Schnee kalt und hart und ohne Erbarmen über allem Leben lag; da saß die Dohle im Baum den ganzen Tag und krächzte, aber ein Vogel sang nimmer mehr, und kein buntes Federchen blinkte in der Sonne. Zur schönen Zeit hatte er wohl seine Seele auf Reisen geschickt mit süßen Liedern und sich in die blauen Fernen gespielt, wo die Wolken gingen und die Sterne standen, im Morgen- und im Abendrot. Das war nun abgetan und dahin. Denn in der Flöte saß ein Zauber und Bann und wollte nicht weichen; das war immer noch, als stände darauf der weiche Hauch von Kuß und Lippen, und wenn er sie ansetzte, schlug es über ihm zusammen wie eine heiße Nacht, und in seinem Ohr war ein Läuten und Klingen, als gingen tausend Glocken. Da hatte er einen Haß auf das schwarze Holz bekommen, daraus Dunkel und Schwüle das Herz irrte und lockte; er hätte es am liebsten in der Werkstatt zu Asche verbrannt und in den Wind gestreut, wenn es nicht ein Geschenk gewesen wäre und an sich ein unschuldig Ding. Nun lag es tief im Kasten versteckt und mochte liegen Jahr und Tag; er blies dem toten Holz kein Leben mehr ein. So saß der Winter des Abends bei ihm, wenn er den Kopf über den Büchern hatte, und es war kein Laut in der Kammer zu hören, als daß hin und wieder die Flamme sprühte oder ein Blatt knisterte oder ein tiefer Atemzug aus der Brust sich losmachte. Freilich, das war kein Fliegen in Weiten und Fernen, das war ein Wandern auf der fe en Erde und abgemessenen Wegen, durch Städte und Länder; da mußte einer zwischen den Häusern und Menschen bleiben, lernte fremde Sitten, Handel und Wandel, machte Bekanntschaften und fand Freunde und erkannte, wie die Bosheit ausschaute und wie die Ehrlichkeit, wie die Lüge sich stellte und wie die Wahrheit, fand die Welt hingebreitet in Licht und Schatten, und wurde klug für die Zeit, wenn er selber einmal wandern müßte und hinaus in die Fremde. Freilich war es gut, so die Bücher zu sich reden zu lassen, aber das Buch allein tut es nicht, denn es lernt keiner, er käme denn ins Feuer und spürte am eigenen Leibe, was er tun und lassen muß. Darin hatte Jung-

frau Wiese recht, und Karl Asmus konnte sich zu Herzen nehmen, was sie so bei Gelegenheit ihm zu einem Buch mit auf den Weg gab, wenn er des Abends manchmal in ihrem warmen Stübchen saß und ihr vorlas. Im Ofen flackerte das Feuer, und Jungfrau Wiese lehnte im Ohrenstuhl, hatte die dürren Hände im Schoß gefaltet und sah in das Spiel der Flammen. Der Papagei auf ihrer Schulter blinzelte zwischen Traum und Wachen, und wenn die Zeit gekommen war und er meinte, daß man zur Ruhe gehen könnte, plusterte er sich dick auf, als ob er fröre, gähnte und sagte mit einer alten, dürren Stimme: „Süßes Kind, liebes Kind, wer bringt das Kind zu Bett?" Dann tat Jungfrau Wiese ihn in den Käfig, breitete ein Tuch über ihn, Karl Asmus ging und Jungfrau Wiese sah ihm wohl nach, wie er groß wurde und schlank und die Stirn sich hob und die Schultern sich reckten und er aus den Kinderschuhen wuchs, Tag für Tag ein wenig. —

⌘ ⌘ ⌘

Immer tiefer sanken die Nächte, und immer dunkler wurden die Tage, und der dunkelste war nahe, der doch der hellste ist und der seligste. Wenn Weihnachten kommt, machen sich in Ferne und Fremde viel tausend Gedanken auf, und die deutsche Seele wandert über Tal und Hügel, über Meer und Land, bis sie die Herberge findet, wo die Liebe auf sie wartet und ausschaut in die Finsternis und horcht, wo Schritte gehn. Kein Fremder kann begreifen, was große Seligkeit in diesem Fest verborgen und beschlossen liegt und warum die deutsche Sehnsucht in keiner Zeit größer ist denn in dieser. Und ob einer jung oder alt ist, Kindheit und Vaterhaus sind dem alten so nah als dem jungen, vielen mit lauter Wonne und Süßigkeit, manchen mit Leid und Tränen, wie Robert Wockenfuß, dem Durchbrenner. Der lag in seiner Hängematte, und die heiße Nacht stand über ihm, in den Segeln saß kaum ein Hauch; die „Wilhelmintje" schaukelte zwischen den Salomoninseln schon sieben Tage, und es war nicht abzusehen, wann ein Wind sich erheben würde, daß sie herauskäme aus der Glut und Hölle. Kein Schlaf wollte in seine brennenden Augen kommen und auf sein zerrissenes Herz, und die Tränen liefen auf das harte Seegraskissen, wie er an die Heimat dachte, an Vater und Mutter und alles, was er liebgehabt hatte und verlassen. Da meinte einer, seine Heimat wäre das Meer; aber das war nicht überall dasselbe, und Heimat war doch nur auf den Wellen, die an den Strand schlagen, an dem einer aufgewachsen ist, und die Meere der Fremde sind Heimat nimmermehr. Das Meer, das er liebte, das waren die Dünen am Dorf, die Stranddisteln und die verkrüppelten Föhren, das waren die Fischerhäuser, die aus dem gelben Sand sahen mit ihren schwarzen Kappen, das war Hans Kamps, wenn er die Segel setzte und die Netze legte. Aber nun kamen Sehnsucht und Reue zu spät, und ob es ihm das Herz abstieß, er konnte nicht umkehren und mußte durch. Die Sterne am Himmel funkelten wohl wie in Pommerland nimmer, aber sie hatten fremdes Licht, und keiner schien und stand über dem fernen Dorf an der Ostsee. Da lag jetzt der kühle Schnee, und ein klarer, stiller Friede stand ringsumher; alles Leben war in den Häusern und Ställen, wie die Bäume zur Winterzeit den Saft in die innersten Wurzeln ziehen; Mensch und Tier mischten ihren Odem unter einem Dach wie in der heiligen Nacht. Auf dem Herd flackerte das Feuer, und die Scheite prasselten bis an den späten Abend, denn es gab viel zu kochen und zu backen auf das hohe Fest, daß die Herzen froh würden und die Tische voll; Essen und Trinken durften nicht mangeln, wenn die Lichter am Baum brannten und die Glocken durch den Winter riefen. Viel süßer Duft war um die niedrigen Häuser her, vor den Türen und unter dem Strohdach, von Harz und Kuchen, und wenn die Dunkelheit einfiel, gingen die Menschen durch den weichen Schnee einher, lautlos wie die Engel und Geister, und die Kinder schauerten ob der Schatten vor den Fenstern zusammen, sahen Gesichter und heimliche Gestalten und legten die Hände ineinander, sahen in den Himmel und sangen. Jede Nacht wanderte Robert Wockenfußens Herz den weiten Weg und wurde matter von Tag zu Tag; die Sehnsucht verzehrte ihn, und als der heilige Abend kam, lag er bei dem Schornstein im Fieber. Gerard Doelen, der Kapitän, beugte sich über ihn und horchte auf den fliegenden Atem, sah ihm in die brennenden Augen, ob sie ihn kannten und kratzte sich hinter den Ohren. ‚Doelen, Doelen, wat ward Plötrich dartau seggen. Düwel, Düwel, dit het em ornlich am Schlafittchen. Jung, du warst mi doch nich wechbliwen? Un wo löppt mi in de Südsee upstuns wedder ein to?' Der Steuermann kam mit einer Buddel Jamaikarum und goß ihm einen tüchtigen Schluck zwischen die zerrissenen Lippen. „Sup, Jung, sup. Dat geiht üm Dod un Lewen. Äwerst so'n Schluck von disse Art, de bringt di woll wedder uppen Damm." Und der Junge schluckte und schluckte und fühlte es wie ein Feuer in den Adern brennen, viel heißer aber brannte ihm sein Herz vor Freude, daß

er daheim war, und er war in seinen Fieberträumen seliger als je in Wirklichkeit und Wachen, sang das Weihnachtslied laut in die fremde Nacht, und Doelen drückte und faltete die Hände und sagte: „Herrgott, Steuermann, dat hillige Fest. Um ein Haar hädd ick em vergäten!"

Robert Wockenfuß war der erste, der am heiligen Abend in das Dorf kam aus der weiten Ferne, ob ihn auch keiner sah. Danach kam Klaus Drasehn im Schlitten mit klingenden Schellen, saß in Fußsack und Pelzmütze keck und stolz wie ein Junker, die Peitsche knallte und die Hunde bellten, als käme wer weiß wer. Als es dunkel geworden war, stand Karl Asmus auf dem Berge vor dem Dorf still und voll Andacht mit glühenden Wangen und sah hinab auf die geliebte Heimat, wie sie still und geborgen und selig in sich selbst unter ihm lag und so süß redete, daß er wieder da wäre. Freilich, was sie sagte, konnte einer nicht in Worte fassen, das war nichts für den Kopf und den Verstand, das war nur für das Herz.

Unter ihm standen die Lichter der Heimat wie Kerzen im Schnee, hier eins und da eins, kleine und große. Und die Sterne im Tal leuchteten so ernst und still wie die der Höhe. Das war die heilige Nacht, die mit Engelsflügeln ob der Erde schwebte, und Karl Asmus ging ins Dorf hinunter wie in ein Gotteshaus.

Bei der Pfarre fiel ein breiter Lichtstreif weit über die Straße, und das mußte so sein, denn wenn das Pfarrhaus nicht am hellsten leuchtete, war es um eine Gemeinde schlecht bestellt. Pastor Neumann saß und studierte die heilige Geschichte, hatte das schwarze Käppchen nach hinten geschoben und über den Augen einen grünen Schirm, stieß die Wolken aus der langen Pfeife und sann über die Worte nach, die er schon so vielmals durchdacht und ausgelegt hatte und die doch immer wieder in neuen Farben leuchteten, wie gerade das Herz gestimmt war, leicht oder schwer. Damit kam einer nicht zu Ende sein Leben lang. Die Worte waren, als spräche sie ein Kind, und der Sinn war tiefer als der Himmel, der war wie eine Leiter, die zu den Sternen führte; man stieg und stieg von Jahr zu Jahr eine Sprosse und zwei und drei, aber es waren ihrer zu viel; da mußte zuletzt einer einen auf seine Flügel nehmen und tragen, sonst kam man nicht hinauf. Und der Pfarrer legte die Hand auf die Stirn und schloß die Augen und ließ sich lehren von einer Stimme, die nicht von dieser Erde war. Karl Asmus aber ging vorüber, so leise und sacht er nur konnte, als möchten sonst sein Schritt und der knirschende Schnee ihn in seinen Gedanken stören.

Tischler Düskow stand auf einem Stuhl und putzte den Baum, hängte bunte Papierketten in die Zweige, Äpfel und goldene Nüsse, die Frau hielt ein Licht und reichte ihm zu. Ein Schatten huschte hinter der Hecke ums Haus, ein Röckchen wippte und Pantöffelchen klapperten, und Karl Asmus beugte sich über den verschneiten Kreuzdorn und rief: „Marleneken, Marleneken!" Da kam der Schatten zurück, ein Gesichtchen spähte ums Haus, und dann sprang das Marleneken durch den tiefen Schnee, wie ein Kätzchen, das die Pfötchen schont und, reichte ihm die Hand über die Hecke fort: „Ach, Kadel, dat du eis wedder kümmst! So lang hätt di kein nich seihn." — „Jau, Marleneken, dat is nich anners, wenn ein lihrt, kann ein nich wechlopen." Ihre Augen waren so blank, und ein Fünkchen stand darin, das kam von einem hellen Stern am Himmel; Karl Asmus hätte sie am liebsten ans Herz genommen, aber die Dornen waren zwischen ihm und ihr und noch etwas anderes, das ihm den Augenblick störte und ihm in die Brust stach; er ließ die Hand los und mochte nicht bleiben. „Nacht ok, Marleneken, morgen war ick di von de Stadt vertellen." Beim Weberhäuschen klopfte er ans Fenster; von der Haustür wurde der Riegel weggeschoben. Da hing er der Mutter am Hals, und auf dem Flur stand der Vater mit der Laterne und sagte: „Na, Jung, da büst du ja; nu man fix binnen und lat di beseihn."

So kam Karl Asmus nach Hause, aber es ging ihm mit der Heimat wie mit dem Marleneken. Da war Weg und Steg verschneit, als er am andern Morgen mit ihr im hellen Licht auf der Dorfstraße stand und erzählte, wie es in der großen Stadt zuginge, was einer sah und hörte, dies und das und vielerlei, aber vom Garten am Fluß und vom Flötenspiel kein Wort. Er kam sich vor wie ein Lügner und war fremd und beklommen, denn hinter all seinen Worten und Gedanken stand das Zeislein, zart und weiß im Mondenschein, und machte ihm Herz und Zunge schwer.

Das Marleneken hatte die Hände unter der Schürze, ihre runden Wangen brannten in der scharfen Luft, waren so rot wie die Äpfel am Tannenbaum, und ihr warmer Atem stäubte in Reif zu Boden.

Der kalte Winter stand zwischen ihm und ihr. Seine Augen waren nicht wie früher; in seinen Worten waren nicht mehr Scherz und Zärtlichkeit, er stand vor ihr, als hätte sie ihn nie in ihrem Leben zuvor gesehen.

Und plötzlich schüttelte sie sich und sagte: „Ick möt binnen, mi frit.“ Karl Asmus ging die Dorfstraße entlang, als hätte er ein Unrecht getan, und es lag doch nur alles daran, daß es ein Wiedersehen war zur unrechten Zeit.

Wenn zwei sich wiedersehen, die sich lieb haben, muß es im Sommer sein, wenn Blumen im Lande stehen und Bäume rauschen, wenn die Federwolken über den tiefen Himmel ziehen wie Schwäne und die Lerchen aus dem Korn steigen auf den Rain zwischen den Feldern, daß sie dicht beieinander gehen müssen und die Hände sich streifen und fassen. Dann muß alle Fremdheit und Scheu von hinnen, und es kommt alles wieder, wie es vordem war. Und was ein Herz gesündigt hat in Gleichgültigkeit oder Vergessen, wird süße Reue, die Seelen tun sich auf wie im Sonnenlicht die Winden, die rechts und links durch Gras und Busch sich schlingen, so weiß und rein, als wäre nie ein Staub darauf gefallen. Aber im kalten Winter, in Frost und Schnee — das ist eine schlechte Zeit, die tut nicht gut. Da friert Wort und Herz, der scharfe Wind bläst alle Wärme fort, und es kann nichts schmelzen und dahinsinken, daß die alte Liebe grün und frisch hervorkäme.

❧ ❧ ❧

Jungfrau Wiese hatte die Weihnachtspyramide aus der Bodenkammer geholt, hatte sie mit bunten Lichtern besteckt und mit Papierblumen frisch umwunden, die Sonne mit den Englein, die im warmen Luftstrom sich im Reigen schwangen, von Maler Seidelbart neu vergolden lassen, daß sie leuchtete wie das leibhaftige Gestirn am Himmel selbst; in den Stockwerken war die heilige Geschichte aufgebaut von der Verkündigung bis zur Anbetung der Weisen aus dem Morgenland, und es lagen auch Nüsse und Äpfel, Pfefferkuchen und Naschwerk darauf, damit Karl Asmus in ihrem stillen Stübchen noch einmal das Fest feiern könnte, wenn er wiederkäme. Zur Rechten und zur Linken standen mannshoch die hölzernen Armleuchter mit Wachskerzen so dick wie in der Kirche, das sollte ein Glanz werden wie bei Konsul Lobedanz, der an die hundert Lichter auf die Zweige steckte. Der Rosinenstollen lag im Glasschrank und blinkte, als wäre Eis auf ihm gefroren, und das Marzipan war auch fertig und brauchte nur noch mit glühenden Nadeln gebräunt und gebrannt zu werden. Aber dazu kam Jungfrau Wiese nicht mehr. Denn als die Glokken von St. Katharinen das Fest einläuteten, legte sie sich und ward sterbenskrank. Der Papagei kam und kletterte am Bettpfosten hoch, tat, was ihn keiner gelehrt hatte und legte das dichte Gefieder an die kalte, welke Wange, als wollte er sie wärmen, strich mit dem groben Schnabel sanft über die schmalen Lippen und ließ den Kopf traurig hängen, weil keiner zu ihm sprach. Jungfrau Wiese hatte die matten Augen auf der Nachtlampe, sah wie das Licht so mild wie Mondenschein die porzellanenen Bilder malte, den Wald in Schnee und die Wiese mit Blumen, und war in ihrer Kindheit, da die gleichen Bilder in ihre Nächte geleuchtet hatten, wenn sie krank war; ... die Arzneiflasche stand daneben und im Glas mit Wasser der Löffel zum Einnehmen, die Uhr tickte wie das Herz in der Brust, der Wächter blies die Straße entlang, und von Zeit zu Zeit kam die Mutter und beugte sich über sie, zu hören, wie ihr Atem ginge; dann hielt sie die Augen geschlossen, als ob sie in tiefem Schlummer läge und ließ ihre Gedanken weiter auf bunten Wegen gehn. Nun war sie einsam und so müde, ihre Gedanken schleppten sich wie Schnecken, der Atem war so leicht und kurz wie der eines Vögelchens, und ihre gelbe runzlige Hand lag auf der Decke ausgestreckt, als sollte einer kommen und sie fassen, aber es war noch nicht Zeit und das Lebenslicht war noch nicht beim letzten Fünkchen; flackerte ein Weilchen und gewann noch einmal Kraft und blieb in der Reihe. Als Karl Asmus wiederkam, war das Schlimmste überstanden: Jungfrau Wiese ließ ihn vor ihr Bett kommen und lächelte sanft und entrückt, denn sie sah ihn im matten Licht des Lämpchens vor sich stehen, wie Johann Kuchenreuter, dem sie näher kam von Tag zu Tag. Sie legte ihm die leichte Hand in die seine, darin das warme, starke Leben zu spüren war, drückte sie, soweit ihre Schwachheit reichte, und sagte leise aus ihren Gedanken: „Ja, die Erinnerung, die Erinnerung muß eines festhalten, Karl; die glücklichen Zeiten liegen in der Vergangenheit und nicht in der Zukunft.“ Dann mußte er nebenan die Lichter anzünden und den Vorhang zum Alkoven fortziehen, und es ward auch in dem Krankenstübchen so hell, als schiene die Sonne. Die Pyramide drehte sich, und die Sterne blitzten, die wächsernen Engel schwebten dahin, und die Gestalten wanderten vorbei, bald diese, bald jene, Maria und Joseph und Elisabeth, die Hirten und Ochs und Eselein, als kämen sie allesamt, Mensch und Tier und die himmlischen Heerscharen, die Kranke zu besuchen und zu grüßen. Eine Spieluhr ging, und ihre Töne waren so sanft und fern, als fielen sie mit dichten Schneeflocken vom hohen Himmel nieder; die Glöcklein, die die Englein in Händen hielten, läuteten

so süß dazwischen, und der Papagei sagte in der Erinnerung an seine Fahrenszeit tief und nachdenklich wie ein alter Mann: „Vier Glasen." Dabei schlief Jungfrau Wiese sanft und selig ein und ging im Traum zwischen Sonne, Mond und Sternen, und Karl Asmus saß und sah in die Lichter, und es war kein Schmerz und keine Wehmut in seinem Herzen wie daheim, denn hier hatte Zeit und Welt keine Gewalt.

Der Winter wurde immer härter. Im Januar stand der Frost in der klaren Luft wie klirrendes Glas. Jungfrau Wiese kam sobald nicht wieder hoch, und manch Stündlein nach Feierabend war Karl Asmus um sie wie ein Sohn, rückte ihr die Kissen zurecht, reichte ihr Arznei und las ihr vor, und als sie aufstehen durfte, leitete er sie behutsam durch das Stübchen, bald zum Fensterplatz und bald zum Sofa, und sie streichelte ihm stumm die Hand und war dankbar wie ein Tier, dem ein Mensch Gutes tut, wenn es siech und wund ist. Im Frühjahr, als der Nußbaum wieder Sprossen trieb, die Finken im Garten schlugen, das Rotkehlchen hinter dem Verschlage vor Karl Asmus' Kammerfenster das alte Nest wieder instand setzte, war Jungfrau Wiese wieder einigermaßen bei Kräften und konnte ins Bad, nach dem Süden, wo die Sonne die dünnen Adern mit neuem Blut füllt, wie der Saft in die Bäume steigt. Eines Sonntagsmorgens, da die Glocken läuteten, hielt der Wagen vor der Tür. Jungfrau Wiese kletterte mit ihrem Papagei mühsam zwischen Schachteln und Koffern hinein, zog das Wiener Schaltuch fest um die Schultern und winkte den Nachbarn, die vor den Türen standen, noch einmal Abschied zu. Der Schreiber brachte ihr einen Strauß Narzissen, und Karl Asmus stand ganz hinten, denn er schämte sich, daß ihm die Tränen kamen. Die Kalesche rumpelte davon, der Papagei pfiff ein lustiges Lied, und die Nachbarn sahen ihr nach, wie damals dem Leichenwagen, in dem Glaser Strippentow abreiste; die Meisterin schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn ein int Bad möt, denn is dat schlicht mit em bestellt. Meinst du woll Bolduan, of dei wedder kümmt? Un wo bliwwt denn de Vögel? Den müchț ick woll var den Speigel hewwen."

Daß ein Mensch soweit reisen mußte, um gesund zu werden! Man hätte meinen sollen, daß die Heimat für jeden das beste Heilmittel wäre. Die im Altmännerhaus hatten kein anderes, saßen in der milden Sonne und streckten ihr die zitternden Hände und Füße entgegen, schlossen die Augen und atmeten den süßen Duft ein als Arznei und Herzstärkung. Freilich, die Ärzte mußten es wissen, denn sie sahen in die Menschen hinein nicht wie der Uhrmacher in die Uhr, nur daß alle wußten, daß ein Mensch anders und mehr wäre, und es war doch wohl nicht so, daß Sonne Sonne und Frühling Frühling war, und daß jedes Herz genesen mußte, wenn die Erde zu neuem Leben kam und Glück und Seligkeit brachte.

Im Nußbaum zwischen den lichten Blättern flimmerte die Sonne. Die Kaiserkronen ließen die schweren Feuerblumen hängen, die leuchteten wie Purpur und Blut, die Tulpen taten ihre Kelche auf, das Sonnenlicht zu fassen wie goldenen Wein, die Hummeln taumelten über die Hyazinthen, trunken von dem starken Duft, und die Tausendschönchen wanden dicke, bunte Kränze um die blühenden Beete, wie kein Gärtner sie hätte binden mögen; und vom Nußbaum fiel aus verborgenen Blüten goldener Staub wie Tau. Aber Jungfrau Wieses lustige Fenster zwinkerten nicht mehr in den Garten und spielten mit keinem Sonnenstrahl weder spät, noch früh, die grünen Läden lagen darüber wie Augenlider, und es war, als schliefen sie. Die Elster spazierte davor auf und ab, äugte und wartete, es sollten die Haspen klirren und ein Bröcklein herausfliegen, aber da tat sich nichts auf, ob sie auch gegen das Holz flog und mit den Flügeln schlug und schrie. Und Karl Asmus war ebenso bei den Fenstern, sah über der Arbeit von Zeit zu Zeit nach den grünen Läden und meinte, sie müßten zurückgeschlagen werden und es müßte eine Hand sich herausstrecken, aber er mußte sich dareinfinden, daß ein freundlicher Schein aus seinem Leben dahin wäre für eine Weile. Er stand an Schraubstock und Drehbank und arbeitete für drei, daß Meister Bolduan über das breite Gesicht lachte und ihm auf die Schulter klopfte. „Junge, dat geiht di ja mächtig von de Hand. Da fehlt zum Gesellen nicht mehr viel. Man ümmer tau, dann spreckt sei di los vör de Tijd. Denn steiht dir de Welt open. Denn so magst du dörch dat lewe Dütschland lopen, soweit de Hewen steiht. Ach Jung, du glöwst nich, wo schön dat is." Er schob die Hände hinter den Lederschurz und sah in den blauen Himmel und in den Sonnenschein, und seine hellen Augen blinkten wie Stahl. „Jung, Jung, wenn ein uppen Barg kümmt und süht dat Land liggen blag un rot un grün, un bowen an Hewen steiht die Sunn, hier an Dörp un da an Dörp, hier en Turm un da en Turm, un tüschen all dat Speel geiht en Water, blinkert und glitzert so bunt as en Regenbogen, und hinnen, wo de Hewen sick mit de

Fäut stemmt, liggt dat so witt as Schnei un so blag as Stahl, dat wär dat Alpenland, wo de Barg vel dusendmal höger sünd as St. Katharinen ehr Klockenstauhl. Wenn ein jung is, da kann ein veel seihn, äwerst wenn ein in de Joahr kümmt un en Wif hätt und wat vörstellen schall, denn is dat vörbi, denn is ein anbunnen, denn sitt ein mit in dat Buerken und möt singen, wenn he ok nich mag. Karl, nimm di dat woahr, so lang din Fäut jung sind un di öwer Barg un Tal drägen. Wenn ein in de Welt sik nich ümsieht, de ward nix rechts." Damit nahm er den Meißel wieder zur Hand und trieb ihn in das zähe Eisen und pfiff dazu das Lied von den Burschen, die über den Rhein zogen, und sein Herz war bei den Abenteuern und Freuden der Wanderschaft; in dem mächtigen Leib rumorte das Blut, und auf den bloßen Armen schwollen die Muskeln und schlugen Feuer aus dem Stahl. Das Ännchen in Rüdesheim, das möchte einer wohl noch einmal wiedersehen. Freilich, freilich, manches Jährlein lag dazwischen, da wurden die Lippen welk und blaß, und das Herz wurde kühl und mochte wohl nichts mehr hören von dem, was vergangen war. Und die Laube im Weingarten, ob sie noch stand? Aber der Strom, der floß wie immer, spiegelte Berge und Türme und Menschen, nur andere Liebe saß daran und herzte und küßte sich; es war immer das gleiche Spiel. Aber das Ännchen, so süß war wohl keine wieder über dem Wasser gewesen.

Am Abend im Lachs verbruddelte der Meister sich jedes Solo, denn das Ännchen wollte ihm nicht aus dem Sinn, und sein Herz war am Rhein. Derweil saß Karl Asmus am Brunnen und schälte Kartoffeln, war ebenso weit fort wie der Meister, hatte seine Gedanken in die weite Welt geschickt und malte sich das Land, wie es sein würde, wenn er hinaus durfte und Deutschland sehn. Und drüben auf der Galerie zwischen den Hemdchen und Windeln auf der Leine stand auch einer. Traugott Bitterling, der Schreiber, hatte die Feder für ein Weilchen ausgespritzt, ließ sich vom Abendwind die Augen kühlen, und seine Sehnsucht warf das Ränzel über die Schulter und spazierte ins Tal zum Abendrot, wo ein Wirtshaus stand und am langen Arm den grünen Kranz schwenkte und den Wanderer rief, daß Speis und Trank bestellt sei und das Bett gemacht, darin einer weich und wohlig ruhen könnte, bis die liebe Sonne ihn wach schien zum fröhlichen Wandern in Gras und Tau. Und beim Abschied stand der Wirt vor der Tür, zog die Kappe, wünschte glückliche Reise und ließ ihn ziehen wie einen großen Herrn. Aber das lag alles im Weiten und hinter den Bergen. Vorerst war es mit ihm noch bestellt wie mit der Fledermaus, die sich im engen Hof verflog, er mußte hübsch daheim und bei Feder und Tinte bleiben, daß Weib und Kind ihm nicht verhungerten. Doch einmal schlug die Stunde auch ihm, wenn die Kinder groß waren und die Sorgen dahin, dann wollte er noch einmal jung werden, die Brust lüften, die versessenen Glieder recken und sich die Welt besehn, wie sie schön war, des Groschens nicht achten und in der Fülle haben, was er in der Jugend sich gewünscht hatte; einmal, ach einmal kam wohl seine Zeit.

Karl Asmus schoß in die Höhe wie ein junger Baum, der zu den ersten Blüten umsetzt, trug die Stirn frei und hoch, und in den Straßen und am Strand sahen die Mädchen nach ihm, drehten sich in ihrem Sonntagsstaat, lachten ihn an und hatten doch kein Glück, denn seine Augen waren anderswo. Und wenn der Meister ihn schickte und er in die engen Gassen am Hafen mußte, ans Bollwerk oder auf die Lastadie, saßen die angemalten Weibsbilder in den Kneipen hinter den verräucherten Scheiben, zielten mit Blicken nach ihm, die waren wie Feuer und Gift, reckten den Hals und machten ihm Zeichen, denn so ein junges, unverdorbenes Blut konnte ihnen gefallen und war etwas anderes als die ausgekochten Schiffsleute, die mit ihnen umgingen wie mit Stückfaß und Tranktonne. Aber Karl Asmus hielt seine Straße, denn seine Seele war ohne Arg und unwissend, und kein heimliches Begehren spähte nach Gelegenheit; seine Gedanken waren in freier und reiner Luft wie die bunten Wimpel, die ob den Schiffen flatterten, und sein Herz war wie das klare Wasser, darin der Himmel sich spiegelte, ohne Trübung. Doch in der Ferne war ein Herz um ihn in Unruhe, je näher der Sommer kam, rechnete dies Herz nach, wie lange es noch wäre, bis das Zeislein wieder durch Hof und Gatten sänge, der heiße Abendwind durch die Wipfel ging. Und Jungfrau Wiese schrieb an Karl Asmus einen Brief von der Schönheit dieser Welt, von den Palmen am Meer und der Luft wie Balsam so lind, und daß die Gesundheit vom Himmel herniederfiele wie Tau, und die Erde wäre wie ein Paradies. Aber sie wäre doch am liebsten in ihrem Stübchen daheim, möchte in Hof und Garten sehen und das Brünnlein rauschen hören. Karl Asmus möchte ihr Antwort geben, wie es ginge und stünde, und wenn das Zeislein käme, sollte er es grüßen und acht geben, daß ihr kein Leid geschähe, denn sie könne jetzt ihre Augen nicht über ihm haben und sie wäre ein unbedachtes Kind.



Das Teehaus im Park von Corvey. Gemälde von Prof. Franz Hoffmann=Fallersleben

Karl Asmus las und las, und das Blut stand ihm bis unter die Stirn; er wußte nicht, was er aus diesen Worten machen sollte und wie dem Zeislein ein Leid geschehen könnte. Das Zeislein, das Zeislein! Er ängstete sich, daß er sie wiedersehen sollte, und hätte doch vor Freude weinen mögen. Jeden Morgen, wenn in der Werkstatt die Arbeit anhob, das Eisen kreischte und das Feuer rauschte, der Blasebalg mit tiefem Atem ging, horchte er, ob ihr Stimmchen auf dem Wege sei, den Sommer einzusingen, bis endlich in einer Frühe das Lied von drüben kam und Meister Bolduan das Fenster aufstieß und rief: „Grüß' Gott, Zeislein, da bist du ja wieder. Wir haben auf dich gewartet einen kalten Winter lang." Drüben auf dem Umgang stand das Zeislein im Sonnenschein, lockte und winkte ihm zu: „Meister Bolduan, das Jahr ist mir gewesen wie zehn. In der großen Stadt ist der Sommer wie Gras zwischen den Steinen, aber hier kann einer in die Bäume und in die Blumen sehn, daß einem das Herz vor Freude springen mag." Meister Bolduan hatte die Hand über den Augenbrauen und blinzelte und schmunzelte, tat das Fenster wieder zu und sagte: „Unser Zeislein hat sich herausgemausert, das muß wahr sein. Kaum, daß einer es wiedererkennt. Augen hat es, die blitzen wie die liebe Sonne, und ist auch nicht mehr gar so blaß und das Mieder ist prall wie ein Hefekuchen. Wetter noch einmal, was ist das ein Marjellchen geworden." Das Ännchen von Rüdesheim lachte in seine Gedanken, und das Herz tat ihm weh; er sah den Stahl im Feuer glühen und seufzte: „Ja, Karl, wenn einer jung wäre und ledig. Aber das ist verspielt, und man liegt beim alten Eisen."

Karl Asmus hörte nicht, trat das Rad, als sollte es zerspringen, und ließ die Spindel wirbeln, daß die Funken stoben, und draußen sang das Zeislein und verschlug ihm den Atem. Ihre Stimme war voller und tiefer als im vorigen Jahr, die Lieder waren schwermütig und dunkel und voller Sehnsucht, wie wenn der Vogel im Garten schlägt zur Vollmondzeit im Mai. Als es dunkel ward, die blassen Sterne am sommernächtigen Himmel standen, horchte Karl Asmus aus seinem Kämmerlein in den Garten hinunter, hielt den Atem an und regte sich nicht, wie die Pforte klirrte und das Zeislein mit leichtem Schritt daherkam, nach oben hinauf das Lied vom Rosengarten sang, wie vor einem Jahr — er aber regte sich nicht, fürchtete sich und gab nicht Antwort, wie sehr auch die Sehnsucht ihm das Herz zerschnitt. Am andern Abend, da das Zeislein wiederkam und ihr Lied in den Abend schickte, daß es ihn hole, warf er sich aufs Bett und drückte den Kopf in die Kissen, bis tausend Glocken in seinem Ohr ihr Singen überläuteten, hielt sich an den eisernen Stäben fest, als führe er auf einer Planke über das Meer, und die Wellen wollten ihn fortspülen, bis es unten ganz still geworden und die dunkle Traurigkeit aus der Tiefe stieg. Am dritten Abend sang das Zeislein nicht, kam auch nicht, so sehr er auch horchte. Da hielt er es nicht aus, holte die Flöte hervor, schlich nach unten, setzte sich auf die Bank und blies, was aus dem Herzen wollte, und als das Zeislein vor ihm stand, warf er die Flöte ins Gras und schloß sie in die Arme. „Zeislein, Zeislein, ich kann von dir nicht lassen, und wenn ich sterben müßte." Und das Zeislein lag schwer an seiner Brust, als wäre alles Leben von ihr gewichen, hing an seinem Hals wie ein eingeschlafenes Kind und war doch so leicht und zierlich wie in Hof und Garten eine Grasmücke, hielt ihm die schmalen Lippen hin, und schloß die Augen. Ihre Schultern zitterten, und von ihrem Haar ging ein Duft aus wie von den Lichtnelken des Abends auf dem Feld, wenn der Tau fällt und der Wachteltönig ruft, woher Antwort käme. In der Sommernacht ist alle Liebe wach, die im Frühling noch träumte von dem, was ihrer warte und haucht ihren heißen Atem in die warme Luft; die Nachtigall jubelt und weint, da ein Herz im andern stirbt. So ist erste Liebe: unschuldig und wahrhaftig und weltvergessen, andächtig und scheu und voll Anbetung und Ehrfurcht, und ein Engel steht vor der Tür und hütet und wehrt, denn ein Teufel liegt auf der Lauer und wartet, ob seine Zeit kommt, und kann nichts Reines leiden, er muß es vergiften. Und das Zeislein saß bei Karl Asmus auf der Bank, und beide sprachen kein Wort, hatten Hand in Hand gelegt, spürten das Blut, als käme es hinüber von dem einen zum andern, ließen sich von der Seligkeit der Liebe wiegen und tranken von ihrer Süßigkeit, hatten die jungen Leiber dicht aneinandergeschmiegt, aber die Gefahr hatte noch Platz zwischen ihnen und machte sie bange, als täten sie unrecht, und wenn ein Laub raschelte von einer Maus oder einem Maulwurf, schraken sie zusammen, es könnte einer sie finden.

Die Uhr von Sankt Katharinen schlug Viertelstunde um Viertelstunde. Da saß die Zeit im Turm, nagte mit ihrem einzigen Zahn an der welken, hängenden Lippe und stieß den harten Knöchel immer wieder gegen die Glocke, denn sie ist allen Liebenden und

aller Jugend gram, neidet ihnen das warme Blut und den Himmel, möchte alles alt und häßlich und runzlig machen, wie sie selbst ist, läßt die glücklichen Stunden in die Tiefe schießen wie Steine und die traurigen niedergehen wie eine Feder, die immer wieder vom Boden sich hebt und nicht Ruhe findet; sie mahnt und nörgelt bei Tag und Nacht, und es hilft keinem, ob er sich auch die Ohren zuhielte und mit Wachs verstopfte. Das Zeislein sprang auf und tat einen Seufzer so schwer, als müßte sie vom Leben Abschied nehmen, aber ehe sie ging, breitete sie die Arme weit auseinander, weit genug für Himmel und Sterne. „Einmal, noch einmal sollst du mich küssen. Nacht und Tag sind gar so lang.“ Und als Karl Asmus sie umfing, zärtlich und voll süßen Zagens, ließ sie die Lippen nicht von den seinen, drängte dicht an seine Brust, daß ihre Herzen sich schlagen hörten, und hauchte immer wieder: „Küsse mich, küsse mich, sonst muß ich vergehen —“

Das Zeislein war fort, ein Schatten am Fenster oben blieb Karl Asmus noch für ein Weilchen, dann war er ganz allein, ging an das Wasser, hörte auf die Wellen, die rauschten, und mußte weinen, wie damals, da das Zeislein Abschied nahm. Aber jetzt vor lauter Glück, daß sie sein eigen war, und der Strom wallte, und es war, als führte er alle Tränen, die Liebe und Glück und Leid auf Erden je geweint haben.

Am andern Morgen, da das Zeislein im Hofe und im Garten sang von Treue und Sehnsucht und Heimlichkeit, stand das Herz ihm still, daß das alles für ihn allein wäre und keiner es wüßte, und er gönnte niemandem die süßen Lieder und meinte, der Meister bestähle ihn, wenn er horchte und das Eisen kalt werden ließ. Aber das ist nun einmal so, wo ein Lied hinausgeht, ein Herz zu suchen, sind viele Ohren, vor die es kommt und viele Seelen, die es trifft.

Da saß Tobias Bitterling über seiner mühseligen Schreiberei, dem ward so froh und der Sommer noch einmal so lieb, da das junge Lied um ihn fliegen würde; seine Augen gingen über die schwarzen Buchstaben wie über Blumen und Wiesen, wenn der Mai gekommen ist. Und da war unter ihm der Schuster Windelband, der saß auf seinem Dreibein, sah die liebe Woche lang die Welt nicht anders als in seiner Wasserkugel klein wie ein Spielzeug, den Nußbaum, den Hof und den Garten, und das Zeislein stand darin gleich einem Püppchen aus Porzellan. Der Stiefel zwischen seinen Knien glitt zu Boden, seine Gedanken waren weit fort. Jedesmal wenn das Zeislein wiederkam, kamen ihm die alten Zeiten vor die Seele, da sein eigenes Kind so im Garten gestanden hatte; dann war es gegangen in die Welt und war wiedergekommen, hatte unter der Tür gestanden, behängt mit Flitter und Tand, den Federhut schief auf dem Kopf, die Wangen angemalt und Augen wie eine von der Lastadie. Das Blut war ihm in den Kopf geschossen, als rühre ihn der Schlag, er hatte den Knieriemen genommen und sie von der Schwelle gejagt, so sehr die Mutter auch geschrien hatte. Wo war sie jetzt? Kann einer sein Fleisch und Blut vergessen? Er seufzte und nahm den Stiefel wieder zur Hand und schlug mit dem Hammer auf die Sohle, daß kein Ton von draußen sein Ohr traf. Er wäre bei der Arbeit mit seinem Schmerz wohl fertig geworden, aber da sprach die Frau aus der Ecke, wo sie ein Huhn rupfte, ein unbesonnenes und törichtes Wort, und es half ihr nichts, daß sie es verwünschte, kaum daß es von ihren Lippen war: „Die singt sich auch noch einmal um ihre Seele. Solch ein Ding und solche Lieder!“ Indem sprang der Schuster auf, warf den Hammer hin, daß es dröhnte und die Tür ins Schloß und ging, wohin der Geist und sein Weib ihn trieben. Als er nach Hause kam um die Dämmerung, saß ihm der blaurote Rausch auf den Wangen, und die Frau leitete ihn wie ein Kind, packte ihn ins Bett, legte ihm ein kaltes Tuch auf den Kopf und schwieg ganz still; denn sie wußte, was ihm angekommen war, und daß ihr unbewachtes Wort ihn umgestoßen hatte, setzte sich hinter den Ofen und weinte Tränen auf ein kahles Land, das darob doch nicht wieder grün ward.

Heiße Tage kamen. Die Hühner paddelten in dem grauen Staub, lagen am Zaun unter den Büschen und blinzelten nach den Fliegen, die sie umsummten; die Elster saß auf dem Brunnenrand und kühlte sich von Zeit zu Zeit in dem rieselnden Wasser, wo es über die Mauer rann, schöpfte mit dem Schnabel und spritzte die Tropfen über das stahlblaue, glänzende Gefieder; der Nußbaum duftete über den Hof. Die Nächte waren still und schwül und schwer; keine Kühlung fiel von den Sternen. Der Atem der Erde war voll Glut und Verlangen und war doch vor wenig Wochen noch so leicht und froh gegangen wie der eines Kindes; alle beglückende Seligkeit war brennende Leidenschaft geworden.

Auf der Bank war ein Seufzen und Verlangen, und die beiden jungen Herzen behorchten und belauerten einander, und es sprach keines ein Wort, das Zeislein nicht und nicht Karl Asmus. Angst und Sehnsucht

und Beklemmung war um sie her, als wollte die Erde zu ihren Füßen sich auftun und sie in die Tiefe reißen. Das Zeislein trieb auf ihrer Liebe dahin wie auf einem Strom, lag in Karl Asmus' Armen, los von aller Welt und allem Besinnen, und in ihren weichen Küssen war kein Versagen mehr und keine Scheu. Eine Tür war da und ein Schlüssel im Schloß, es brauchte ihn einer nur anzurühren, und die Tür sprang auf, und man konnte nehmen, was das Herz wünschte. Aber eine Stimme sprach in der Ferne, ganz weit, nur wie ein Flüstern, und warnte Karl Asmus, er könnte alles verlieren. So saßen sie und tranken das Gift der heißen Nacht, den fremden, süßen, verzehrenden Trunk der Sehnsucht, bis das Zeislein aufschreckte aus Traum und Verlorenheit, sich den bittenden Armen entwand und davonlief.

Karl Asmus blieb eine Weile ganz still und mochte die Seligkeit, die um ihn war gleich einer Wolke, nicht verscheuchen, aber dann stand er auf, schwer und benommen, ging ans Wasser, sah die Wellen springen und rinnen, und ob die Finsternis darüber lag, war doch ein Flimmern darin und ein Leuchten von den Sonnenstrahlen, die sie des Tages gefangen hatten und in ihren kühlen Finger hielten, denn das Wasser tut wie das Leben, reißt alles Leuchtende in sich hinein und macht alle Gegenwart, mag sie noch so voll von heißer Liebe sein, zu kalter Vergangenheit und zu einem wirbelnden Spiel der Erinnerung.

Indessen stand das Zeislein in ihrem Stübchen, hatte die Kleider abgeworfen und ließ die Luft ihre Glieder streicheln, sah mit starren Augen in das Licht, wie die Flamme stieg und sank, brennen mußte und sich verzehren. Als Karl Asmus nach geraumer Zeit über den Hof kam, in seine Kammer zu gehen, sah er an des Zeisleins Fenster ihren Schatten stehen, wie das Licht die sanften Linien ihres Leibes auf den weißen Vorhang malte, und in seinem Herzen züngelten Gedanken auf, daß er hätte schreien mögen. Die Adern klopften ihm, und ihm war, als stürze Welt und Himmel ein, und die Sterne müßten auf die Erde fallen, bis des Zeisleins Schatten sich über die Flamme beugte, als wolle er sie küssen, und das Licht erlosch. Da stieg er schwer in seine Kammer, eine Traurigkeit lag auf seiner Brust, als wären ihm Vater und Mutter tot, und seine Seele war wie ein Papier im Windwirbel. Er warf sich neben seinem Bett auf die Knie, drückte die heiße Stirn in die heißen Hände und ließ seine Gefühle jagen, wie sie wollten. Aber nach einer Weile riß er sich hoch, machte Licht und las tief in die Nacht hinein die Geschichte vom Kaiser Oktavianus, daß in dem fremden Land und bei den fremden Menschen seine Seele wieder still und klar würde wie ein heller Wintertag.

Am andern Abend nahm Karl Asmus die Flöte vor wie zuerst, da er dem Zeislein spielte, und hörte nicht auf mit Blasen, so sehr das Zeislein auch bettelte. Denn sie wollte wieder an seiner Brust liegen und trunken werden von der süßen, heißen Liebe, seines Leibes Leben spüren und sein junges Blut und ihm hingegeben sein, als wäre sie von ihm ein Stück.

Die Töne gingen durch die Dämmerung unter dem Nachthimmel und den Baumkronen rein und erdgelöst dahin wie durch eine Kirche, und doch zitterte Karl Asmus das Herz in der Brust. Er war so sehnsuchtsvoll und ruhelos wie der Vogel im Lenz, wenn der Südwind ihn treibt, und das Zeislein neben ihm war wie der Schatten am Fenster, daß er die Augen nicht zu ihr wenden mochte, und meinte, er sähe ihre holden Glieder ohne Hülle. Er mußte seiner selbst wehren mit aller Kraft, ließ das schwarze Holz nicht von den Lippen und hätte doch lieber das Zeislein küssen mögen. Und allgemach gewannen die Lieder Macht, daß die Gedanken sich niederlegten, und die Seele konnte zwischen ihnen hindurchgehen, und es ängstete sie nichts. Karl Asmus ward froh, daß er Meister über sich selbst geworden war und das Zeislein ihm neu geschenkt und daß er sie zum Abend küssen konnte so innig und in Unschuld, als wäre es zum erstenmal. Aber das Zeislein ging traurig davon, arm und durstig und verzagt. Wenn Liebe so sein sollte, dabei verschmachtete das Herz und verdorrte das Blut. Wo Liebe war, da waren Flammen und schlugen von Herz zu Herz, und ob sie einen verzehrten, es war doch Seligkeit über Himmel und Erde. Wo Liebe war, da war eine Flut und riß alles Besinnen fort; ein Sturm fuhr dahin und trug einen über alle Menschen. Liebe wollte genommen sein und wollte sich geben mit Seele und Leib, wenn sie echt war und wahrhaftig. Und das Zeislein dachte an die Sage von Barbara Birkholtz; die hatte in alten Zeiten auch alles hingegeben um Liebe, hatte einen Gesellen lieb gehabt mehr als sich selbst und nach nichts gefragt, nicht nach Ehre und Schande und ihrer Seelen Seligkeit. Heimlich auf dem Anger hinter den Weiden am Fluß, Abend für Abend, wo der Richtplatz nahe war und die Leute die Geister der Gehenkten witterten und sich fernhielten. Keiner wehrte ihr, nicht Vater noch Mutter, denn

sie glaubten ihrer Rede, daß es der Herzog wäre auf der Burg, der ihrer begehre, und daß Glück und Reichtum auf sie warte und große Ehre. Eines Tages war sie mit dem Liebsten davon und kam nicht wieder. Da rief der Vater die Zunft zusammen: es könne nicht anders sein, der Herzog hielte sein Kind auf der Burg im tiefen Verlies, und die Leineweber zogen aus mit Eisen und Stangen, lauerten dem Herzog auf, als er von der Jagd kam, und hätten ihn erschlagen, wären die Schuster nicht herzugelaufen und hätten ihn errettet. Des zum Dank schenkte der Herzog ihnen einen Platz zu Spiel und Tanz und die Gerechtsame, alljährlich ein Fest zu feiern auf seine Kosten. Das war dreihundert Jahr her und länger; kein Herzog saß mehr auf der Burg, sondern ein Rentmeister des Königs und zog Steuern ein, aber die Geschichte war nicht vergessen, und wenn der Sommer über die Höhe ging und das Sonnenrad bergabwärts rollte, feierten die Schuster ihren Tag, und ob es auch um den Herzog war und um die Tapferkeit der Zunft, dachten doch alle, die jungen wie die alten, an Barbara Birkholtz und ihre Liebe, und mancher tat es ihr gleich an List und Heimlichkeit.

„So," sagte das Zeislein, als der Abend wieder in den Ästen hing und sie vor Karl Asmus im Garten stand, „heut mußt du die Flöte beiseite tun, heut müssen wir tanzen. Am Sonntag ist das Schusterfest, Meister Windelband hat mich eingeladen, und du sollst mich führen. Da wollen wir vor allen beieinander sein und brauchen uns nicht zu verstecken im Garten unter den Bäumen."

Karl Asmus schüttelte den Kopf und ließ die Flöte sinken. „Ich kann nicht tanzen."

„Darum sollst du es lernen. Das ist nicht schwerer als auf dem Holz blasen. Und schöner."

Sie raffte das Röckchen, zeigte, wie man die Füße setzte zu Walzer, Polka und Ländler, drehte sich und tanzte, nahm ihn bei der Hand, zählte den Takt und lachte, wenn er aus dem Schritt fiel. Sie ward nicht müde, bis er den ersten Tanz begriffen hatte und den zweiten und dritten, obschon in ihm ein Widerstreben war; eng und enger zog sie ihn an sich und fühlte nichts um sich her als seine Nähe und tanzte, daß sie ganz von Atem kam. Ihre Schultern gingen auf und nieder, und ihre Brust wollte das Mieder sprengen. Da ließ sie ihn los, hing an seinen Augen, wartete und dachte, daß Karl Asmus sie wieder in seine Arme schließen sollte. Aber ihm war die Kehle wie zugeschnürt, und er rührte sich nicht. Der aufgehende Mond schien ihm ins Gesicht, das war blaß wie der Kalk an der Wand, und ein tiefer Seufzer kam aus seinem Herzen: „Ach Zeislein, liebes Zeislein, es ist spät und die Nacht ist da."

„Ich wollte, es würde nimmer Tag und der Mond bliebe am Himmel stehen in Ewigkeit!" Damit wirbelte sie sich herum und tanzte den Weg hinab, wo der Fluß rauschte, trat auf die Spülbank über dem Wasser, sah dem blauen Licht zu, wie es in den Wellen blinkte und sprang wie lauter Fischchen, und wo es ruhig war, stand der Mond und winkte als aus einem tiefen Brunnen. Sie setzte sich, tat Schuhe und Strümpfe ab und ließ das kühle Wasser um die heißen Füße rinnen, aber Herz und Schläfen hörten zu brennen nicht auf.

Sie rief in den Garten: „Es ist lauter Silber im Fluß!" Und Karl Asmus kam, sah das Mondlicht schwimmen und in den Wellen spielen; die Flämmchen hüpften von Ufer zu Ufer, unter den Büschen fort und auf und ab, des Zeisleins Füße schimmerten und blitzten wie Schuppen, und in ihrem losen Haar leuchtete es von blinkenden Tropfen. Sie schöpfte aus dem Fluß mit ihren Händen; das Wasser rann zwischen den Fingern hindurch und sprühte Funken wie Stahl unter dem Hammer.

Alle Wirklichkeit schwand, und alles war angerührt von heimlicher Macht und verwandelt; eine Angst stieg in ihm auf, als stände er in eines Zaubers Bann. „Zeislein, Zeislein, in der Tiefe lebt mancherlei. Wenn ein Arm nach dir griffe und zöge dich hinab!" Da fuhr sie zurück, ein Schreck ging durch ihr Herz, und ein Zittern lief über ihre Haut. Jäh zog sie die Füße empor, sprang auf und bebte wie ein Espenlaub, nahm Schuh und Strümpfe und lief über den harten Weg, als wäre ihr einer auf den Fersen, der ihr nach dem Leben stände. Karl Asmus rief ihr nach: „Gute Nacht, Zeislein, gute Nacht!" Aber sie hörte nicht und antwortete nicht.

Eine Weile sah Karl Asmus noch zu des Zeisleins Fenster hinauf, aber es blieb dunkel, und Tobias Bitterlings Lampe schickte allein ihren Schein in den schwarzen Nußbaum, darin die Elster saß, den Kopf unter den Flügeln, hoch oben auf dem äußersten Zweig, daß sie munter würde vom ersten Sonnenstrahl und die Tauwürmer nicht Zeit hätten, sich vor ihrem Schnabel zu bergen und die gierigen Hühner ihr nicht zuvorkämen. Aber diesmal war sie betrogen. Denn bald nach Mitternacht wuchs der Himmel voll Wolken, der Mond verlor seinen Schein, der Donner rollte und Regen stürzte nieder, und sie mußte von ihrem Sitz, tau-

melte mit nassem Gefieder in eine schützende Höhlung und mußte sitzen bleiben, auch als es hell wurde, denn es goß in Strömen und wollte nicht aufhören. Da hüpfte sie schließlich schwerfällig von Zweig zu Zweig und auf den Umgang, setzte sich vor Tobias Bitterlings Küchenfenster und bettelte sich einen dürftigen Heringskopf.

⁂ ⁂ ⁂

Drei Tage regnete es und drei Nächte.

Das Zeislein saß auf dem Umgang jeden Tag, sah in den grauen Regen, hörte auf das Rieseln in der Rinne, ob es nachließe und die Wolken sich teilten, und ihr Herz kühlte sich nicht, dachte an Kuß und Liebe und an das Fest und hätte weinen mögen um die verlorene Zeit.

Aber als der Sonntag kam, stand der schönste Sommertag über der Welt; der Himmel leuchtete wie Seide, als wäre der liebe Gott den Schustern besonders gewogen und hätte der Schuhe nicht vergessen, die Crispinus den Armen gemacht hatte, wenn das Leder dazu auch gestohlen war und seine Barmherzigkeit ihm keinen Pfennig kostete.

Nach dem Mittag wuchs vor der Herberge nicht weit vom Goldenen Lachs der Festzug Glied um Glied, ward bunt und laut; die seidene Fahne wehte im frischen Seewind, die Pauken dröhnten, und die Hörner schmetterten über dem Lachen und Scherzen; Bruder Ärmel und Bruder Halb Sieben, die lustigen Gesellen, sprangen in vierfarbigem Wams vorauf, ließen die Pritsche klatschen und die Kappe klirren, aus den Fenstern kamen Groschen geflogen und Pfennige und mitunter ein Taler, und die Kinder drängten um sie her und sangen:

Unser Bruder Ärmel, der soll leben,
Seine Seele sei vergnügt,
Und sein Liebchen auch daneben,
Weil sie ihn so herzlich liebt.

Und die Paare, die hinter der Fahne kamen, zwei Straßen lang, sahen einander in die Augen, die alten ein wenig wehmütig, in der Erinnerung an die holden Tage, die nicht wiederkehrten und voll Schmerz, daß das Herz anfing kalt zu werden, und die jungen selig und übermütig, weil ihnen die Zukunft gehörte.

Das Zeislein aber ging dahin, im rosenroten Kleid, ein Kettlein von Bernstein um den Hals, und die Augen in der Ferne, hielt Karl Asmus so fest bei der Hand, als könnte sie ihn verlieren, und wünschte, das Fest wäre vorüber und sie könnte mit ihm allein sein unter den hohen, dunklen Bäumen.

Das Zeislein in Karl Asmus' Armen war beim Tanz so leicht wie ein Blatt, ihre Augen leuchteten wie der Himmel, ihre Füßchen wollten über den Rasen fliegen wie die Schmetterlinge; aber Karl Asmus kam mit ihr nicht in den gleichen Schritt, denn die vielen Augen ringsumher irrten ihn und er mußte mit dem Zeislein innehalten mitten im Tanz, sie an ihren Platz führen und andern lassen, die bald um sie waren wie die Bienen. Da stand er, sah ihr nach und war dem Weinen nah, wie sie ferner und ferner sich drehte, bald diesem, bald jenem an der Brust lag und nicht müde ward. Einmal schickte sie ihre Blicke nach ihm aus, aber danach nicht mehr. Als dann Klaus Drasehn, die bunte Mütze keck im Genick, den Arm um sie legte und sie sich mit ihm im Sommerwind wiegte, linksherum tanzte und rechtsherum, machte er sich heimlich fort, und der Tag war ihm verdorben und leid. ‚Den Abend,‘ dachte er, ‚den Abend gehört sie keinem andern mehr.‘

Aber am Abend unter den Bäumen saß er und verzehrte sich in Sehnsucht, sah den Himmel dunkler und dunkler werden, bis über das Wasser wieder ein Schein kam und der Mond sich still und mild über die Äste stellte. Aber nichts regte sich, keine Tür ging und kein Schritt nahte, nur ein Schnarchen kam aus einem offenen Fenster durch den Hof und Garten; das war der Meister, dem das Bier die Glieder schwer und den Schlaf tief machte. Mitternacht war längst vorbei, da knarrte das Pförtchen, und das Zeislein saß auf dem Schoß von Karl und schlang die Arme um seinen Nacken, strich ihm die Wangen und legte die heißen Lippen auf seinen Mund.

„Kein anderer soll den Arm um mich legen als du allein. Die ganze Nacht sollst du bei mir sein, bis an den lichten Morgen, wenn die Sonne kommt. Weißt du nun, wie gut ich dir bin?“ Sie legte ihren Mund ganz dicht an sein Ohr und flüsterte so heiß, daß er glaubte, das Herz müßte ihm verbrennen. Und dann war sie fort, und es war nichts an seiner Seite als der blasse Mondenschein. Er stand auf mit schwerem Blut und schweren Gliedern, schlich dahin wie ein Dieb, durch den Hof, über die Treppe, den Umgang entlang, an Tobias Bitterlings Wohnung vorüber, bis er an des Zeisleins Fenster war. Da stand sie drinnen im Mondenschein so weiß wie ein Geist, war nicht mehr ein dunkler Schatten auf dem Vorhang, war Fleisch und Blut; um ihre zarten Glieder floß das Mondenlicht wie Spinnweben, und ihre Arme waren ausgebreitet. Da kam eine furchtbare Angst, und er hörte eine Stimme, die dröhnte durch sein Herz: ‚Hüte das Zeislein, daß ihm kein Leids geschieht.‘ Das war nicht Jungfrau Wieses Stimme mehr, das war die

Stimme Gottes, die zwischen ihn und das Zeislein fuhr gleich Donner und Blitz, daß er nicht beginge, was er nimmermehr wieder gutmachen konnte und was ihn brennen mußte sein Leben lang. Die Hand schlug er vor die Augen, lief den langen Umgang zurück und hinauf in seine Kammer, unbekümmert um den Hall der Schritte auf dem hohlen Holz legte den Kopf an das Fensterkreuz und zittere am ganzen Leib. Das Zeislein aber lag auf ihrem Bett, hatte das brennende Gesicht in den Kissen und weinte, daß es ihr das Herz abstieß, weil nun ihre Liebe sterben wollte, und ihre Seele verging vor Scham und bebte vor dem Tage, der schon über den Fluß kam.

⌘ ⌘ ⌘

Es gibt Zusammenhänge zwischen dem Menschen und der Kreatur, und niemand kann sagen, wer sie knüpft.

Am Morgen, da das Zeislein blaß und matt und mit entleertem Herzen in den Garten ging, fand sie unter dem Nußbaum die Elster leblos und starr; sie hatte einen Brocken Gift aufgelesen irgendwo als einen Leckerbissen und ihr Leben lassen müssen um des Lebens willen. Das Zeislein hatte in der Nacht soviel Tränen geweint, jetzt hatte sie keine mehr; sie nahm das Tier an ihr Herz, streichelte das grüngoldene Gefieder, küßte die geschlossenen Augen und sang von des Vogels und ihrer Liebe Tod, so leise und traurig wie der Südwind in Zypressen:

Die Blümlein alle, die sie mir gab,
Die sollt ihr legen zu mir ins Grab —

Dann grub sie mit ihren Händen ein Bettchen unter dem blühenden Mohn, der wie das Leben leuchtete und in dem doch ewiger Schlaf wohnte, legte hinein, was noch gestern sich im Licht gefreut hatte, und all ihr Glück dazu.

Den andern Tag war kein Zeislein mehr zu sehen noch zu hören, nicht am Fenster und nicht im Garten, und beim Feierabendläuten sagte Meister Bolduan, indem er den letzten Schlag auf den Amboß tat und den Hammer in die Ecke warf: „Nun ist unser Sommervöglein wieder auf und davon und ein Jahr dahin. Die Jugend, ja die Jugend, die muß einer sich wahrnehmen, die ist vorüber, wie eine Schwalbe fliegt, und keiner bringt sie dir zurück.“ Indem blies er noch einmal das Feuer an und sah in die Flammen, tat ein Eisen hinein und sah wie es glühte, aber er legte es nicht auf den Amboß, sondern ließ es ein Spiel für seine Gedanken sein.

Karl Asmus kehrte die Späne von der Drehbank fort, war bei den Worten des Meisters rot geworden wie die Glut auf dem Herde, und der Schmerz saß ihm im Halse wie ein Messer, daß er sich um Liebe und Seligkeit gebracht hatte, aber er tat leichtherzig, und sagte: „Ach, Meister, ich bin noch so jung, mein Weg ist noch lang, und es mag noch genug blühen rechts und links, da braucht sich einer nur zu bücken und er windet sich den schönsten Strauß.“

Der Meister strich den langen Bart: „Wer weiß, Karl, wer weiß? Den Tag muß einer nutzen, den Tag und die Stunde. Über unsern Weg laufen viele Füße vor uns, und nach den Blumen greifen viele Hände, aber zuletzt muß einer zufrieden sein mit dem, was die andern ihm lassen.“

Er ließ die Flamme sinken und löschte die Kohlen. „So, und nun wollen wir sehen, was die Meisterin uns aufgetragen hat. Ich habe einen rechtschaffenen Hunger.“

Als es dunkel geworden war, mußte Karl Asmus in den Garten am Fluß. Das Herz ließ ihm keine Ruhe, er mußte atmen, wo das Zeislein seine heiße Liebe in die Luft gehaucht hatte und wo die Süßigkeit der Tage noch unter den Weiden hing.

Auf der Bank lag eine weiße Rose, welk schon und im Sterben. Damit nahm das Zeislein Abschied von ihm für immer; ein Stück von seiner Jugend war dahin und ein Stück von seinem Herzen. Alles Lebendige und alles Tote ist schwer, daran trägt ein Mensch wie an einem Stein. So lag die Rose in seiner Hand. Er trug sie in seine Kammer, setzte sie ins Glas, ob sie noch einmal erwachen würde, und stellte sie ans Fenster in den Mondenschein.

In der Nacht, da der schwere Schlummer auf ihm lag, hob die Rose sich ins Licht, und ein süßer, feiner Duft webte daher. Karl Asmus war im Traum bei dem Zeislein auf der Spülbank am Wasser, wie sie die Wellen um ihre bloßen Füße gleiten ließ, die glänzten wie Silber im Glas. Da griff ein Arm aus der Flut und das Zeislein schrie auf, warf die Arme hoch, sah ihn noch einmal an — und ihr Platz war leer. Finsternis fiel vom Himmel, die Wellen gurgelten; er rief nach dem Zeislein, aber keine Antwort kam, und die Angst lähmte ihm Hand und Fuß. Indem hörte er hinter sich eine Stimme: „Nimm deine Flöte und blase.“ Und er blies, so zart er konnte, da wurde es im Wasser hell und heller, der Schein ging durch die Nacht, als stiege aus den Wellen der Mond, ein Arm kam aus dem Wasser und schimmerndes Haar, und das Zeislein stieg empor, das Mondlicht um sich wie ein Schleier. Er tat die Arme weit auf und wollte rufen, da wachte er auf, sah sich wirr und erschrocken um, aber es war kein Zeislein da, nur die Rose am Fenster blühte in den Mond. (Forts. folgt)

Die preußische Politik auf dem Wiener Kongreß

Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Die Macht des französischen Soldatenkaisers war zusammengebrochen. „Da liegt also das mit dem Blute so vieler Millionen gekittete, durch die absurdeste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wagt man auszusprechen, daß Napoleon der Schurke und der Feind des menschlichen Geschlechts ist, und daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen sind, und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist." So malten sich die Dinge im harten, aber gerechten Auge des Freiherrn vom Stein, und man versteht es, daß zumal Preußen in seinem Geiste eine Neuordnung der europäischen Machtverhältnisse forderte. Preußen war die Seele des großen Völkerkampfes gewesen, seine Volksleidenschaft hatte ihm den entscheidenden geistigen Schwung gegeben, und es hatte die stärksten Opfer an Gut und Blut gebracht. Frohe nationale Hoffnungen beseelten die weitesten Kreise, und Graf Goltz, der Minister des Auswärtigen, versicherte den preußischen Diplomaten in einem Rundschreiben: „Wir können uns der gewissen Erwartung hingeben, unsere Wünsche für den Glanz und die Macht Preußens vollständig erfüllt zu sehen."

Das stand für die preußischen Patrioten fest: Der Staat, der das meiste für die Niederwerfung Napoleons geleistet hatte, konnte, inmitten des Kontinents noch unfertig und des Ausbaus bedürftig, eine besondere Berücksichtigung seiner Großmachtinteressen beanspruchen. Der Generalquartiermeister Müffling war nur der Dolmetsch der allgemeinen Stimmung, da er dem befreundeten Gneisenau erörterte: „Wenn wir nicht in demselben Verhältnis vergrößert werden wie Österreich und Rußland, wenn wir uns von dem österreichischen Systeme der Familienapanage täuschen und Mainz und Jülich entreißen lassen, so kann es die Nation, die soviel getan hat, nicht vergeben. Besser ein neuer Krieg als eine große Enttäuschung." Im Hauptquartier waren die Blicke vorwiegend nach Westen gerichtet; der Grenzschutz gegen das in steter Unruhe und Aufregung befindliche Frankreich nahm hier das Hauptinteresse in Anspruch. Zu dem militärischen Gesichtspunkt fügte die Regierung den der staatlichen Ausweitung im deutschen Umkreise, und noch in Paris hatte der Staatskanzler Fürst Hardenberg in einer Denkschrift über die Neugestaltung Europas (vom 29. April 1814) die preußischen Forderungen für den Friedensschluß dahin umschrieben, daß Preußen einerseits auf das ehemalige hohenzollerische Gebiet von Ansbach und Bayreuth Verzicht leisten, dagegen Posen bis zur Warthe, einschließlich Thorns, ganz Sachsen, Westfalen, Berg und die Rheinlande von Mainz bis Wesel, sowie eine „Isthmus"-Verbindung durch Südhannover erhalten sollte.

Indessen nur der Frieden mit dem besiegten Frankreich war in Paris abgeschlossen worden, und zwar auf der Grundlage des Standes von 1792. Die weitere Regelung der staatlichen Verhältnisse hatte man einem nach Wien zu berufenden europäischen Kongresse vorbehalten, auf dem die vier großmächtlichen Sieger die Liquidation des napoleonischen Nachlasses vornehmen wollten. Trotzdem vermochten England, Rußland und Österreich, die europäischen Großmächte im weiteren Sinne, schon in der französischen Hauptstadt wenigstens die Grundzüge ihres Gewinnanteils festzulegen. Preußen allein mußte die volle Ungewißheit seines zukünftigen Schicksals in Kauf nehmen, da die Neuordnung seiner Verhältnisse unlöslich mit den verschiedenartigen Fragen Mitteleuropas verknüpft war, deren Lösung der Wiener Versammlung überlassen sein sollte. Von Anbeginn hatte es den Nachteil seiner geographischen Lage zu tragen und war somit ganz dem Zusammenspiel der Mächte auf dem Kongreß ausgeliefert. Auch die Bündnisabmachungen gewährten ihm im einzelnen keinerlei Sicherung, denn sie beschränkten sich auf die Zusage der Wiederherstellung im Umfange, den es 1805 besessen hatte, und ließen es völlig offen, welche Gebiete dafür verwendet werden sollten. Nur der Kalischer Vertrag mit Rußland verbürgte Preußen den Besitz Alt-Preußens sowie derjenigen polnischen Landstriche, die eine Verbindung zwischen Westpreußen und Schlesien bildeten, und bestimmte die in Norddeutschland zu erwartenden Eroberungen, mit Ausnahme der Besitzungen des Hauses Hannover, zur Entschädigung und zur Herstellung eines abgerundeten und zusammenhängenden preußischen Staatsgebietes. Er gewährte somit zwar einen wertvollen Rückhalt an Rußland, band aber dessen Unterstützung, zumal hinsichtlich des Gewinnes Sachsens, an die Überlassung der Hauptmasse Polens, und es war in diesem Zusammenhange von großer Bedeutung, daß sich der Zar Alexander I. seit dem endgültigen Siege über Napoleon mit dem Plane trug, das alte Königreich Polen wiederherzustellen und, mit einer Verfassung ausgestattet, in Personalunion mit Rußland zu vereinigen. Ohne sich sonst über die Einzelheiten dieser Regelung aus-

zusprechen, bestand er hartnäckig auf der Einbeziehung Thorns, der für Preußens Grenzsicherung unentbehrlichen Weichselfestung, und schuf so eine Entfremdung zwischen den besonders eng verbündeten Staaten.

Mit diesen Fesseln begab sich Preußen auf den Kongreß. Da der vor Eröffnung der Verhandlungen unternommene Versuch, den Zaren von der Verfolgung des erweiterten polnischen Programms abzubringen und das geschlossene Zusammengehen wiederherzustellen, ergebnislos blieb, war die preußische Politik darauf gewiesen, nach beiden Seiten hin Fühlung zu nehmen; doch war es immerhin eine wertvolle Frucht jenes Schrittes, daß Alexander ausdrücklich zusagte, Preußen bei der Gewinnung ganz Sachsens behilflich zu sein. Aber es war für die preußischen Unterhändler von vornherein bedenklich, sich mit Österreich und England, die ihrerseits fest zusammenstanden, allzusehr einzulassen. In voller Übereinstimmung bekämpften diese die polnischen Pläne des Zaren, deren Verwirklichung Rußland dem Herzen Europas bedrohlich nahebrachte und überhaupt eine gefährliche Stärkung der russischen Machtstellung bedeutete; Preußen sollte nun mithelfen, das gefährliche Projekt zu Falle zu bringen. Dieses aber setzte sich, indem es den anders gearteten Interessen Österreichs und Englands zum Siege verhalf, der Gefahr aus, der Unterstützung des durch engere Verpflichtungen gebundenen Rußland verlustig zu gehen, ohne daß seine Wünsche inbezug auf Sachsen irgendwelche Sicherung erfuhren; ja es bestand die Möglichkeit, daß es auf Kosten Rußlands dann selbst mit weiterem polnischem Gebiet entschädigt wurde, von dem es sich fernhalten wollte, soweit es seiner nicht zur staatlichen Abrundung bedurfte. Preußen war demgemäß auf der einen Seite als Vermittler zwischen den in der polnischen Frage erwachsenen Parteien wohl geeignet. Auf der anderen jedoch wurde ihm die Durchsetzung der eignen Interessen dadurch erheblich erschwert, und so war der preußischen Diplomatie allerdings eine überaus schwierige Aufgabe gestellt. Nur mit Hilfe einer starken und selbständigen Staatskunst konnte sie große Erfolge erringen. Bestanden aber dafür die Voraussetzungen?

In persönlicher Hinsicht ganz gewiß nicht. Hardenberg war zwar ein kluger Diplomat von tiefer Bildung, der sich in der politischen Feinspinnerei des Ancien Régime ausgezeichnet auskannte, aber mit seiner Neigung zu bequemem Leichtsinn und gutmütiger Oberflächlichkeit war er das Gegenteil eines Mannes starken Entschlusses und festen Durchhaltens. Sein bedeutendster Mitarbeiter Wilhelm von Humboldt verfügte zwar über die Gaben des weitblickenden Staatsmannes, war aber für die diplomatische Kleinarbeit nicht hervorragend veranlagt, und es war nicht wenig störend, daß der Staatskanzler in scharfem, persönlichem Gegensatz zu ihm stand. Die übrigen Vertreter Preußens, wie Stägemann, Jordan und Hoffmann, füllten ihren Platz als tüchtige und zuverlässige Beamte ausgezeichnet aus und stachen von dem Durchschnitt der Unterhändler vorteilhaft ab, wie sie denn mit Humboldt die sachliche und gründliche Art des preußischen Staates höchst bezeichnend verkörperten und in der Versammlung genießender Lebenskünstler eine Welt für sich darstellten. Aber den Mangel der preußischen Diplomatie konnten auch ihre vorzüglichen Eigenschaften nicht ausgleichen: eine Mattigkeit des Willens und ein geringer Grad von Einheitlichkeit, an denen auch des Königs Eigenart eine große Mitschuld trägt. Schließlich wirkte selbst die Anwesenheit des Freiherrn vom Stein, der als Gast des Zaren an den Beratungen teilnahm und mit den amtlichen Vertretern Preußens regen Gedankenaustausch unterhielt, nicht immer förderlich hinsichtlich der geschlossenen Zusammenarbeit der preußischen Diplomatie, und es war bezeichnend für die ihr zugeteilte Rolle, daß ihr als militärischer Berater nicht Gneisenau beigegeben war, der bedeutendste Kopf der Armee und der geniale Vorkämpfer des verjüngten Preußen, sondern Knesebeck, der mittelmäßige Repräsentant der alten Schule, von dem Gneisenau meinte, daß er „seinen Ausgeburten durch Systematisierung den Anschein von Tiefe zu geben wisse".

Entscheidend aber für ihre Wirksamkeit war das Verhältnis, das die Preußen zum habsburgischen Kaiserstaate unterhielten. Auf der einen Seite fühlte Friedrich Wilhelm III. ganz richtig, daß Österreich seinem Staate übelgesinnt war; „man will mich zum Regierungsrat des Kaisers machen": so erklärte er grollend. Auf der anderen jedoch hielt er fest an dem dualistischen Programm, das heißt an der Gemeinsamkeit Österreichs und Preußens in Deutschland, und noch überzeugter tat das Hardenberg. Demgemäß war der kaiserlichen Regierung noch in Paris der Antrag unterbreitet worden, die österreichische Herrschaft am Oberrhein wiederherzustellen und Österreich somit wieder an der Verteidigung der Westgrenze zu beteiligen. Vergeblich. Die Habsburger dachten gar nicht daran, derartige Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Mit größtem Geschick verstand es Fürst Metternich, der Meister politischen Trugs und Intrigenspiels, seine eigentlichen Ziele zu verbergen, die vielmehr dahingingen, Preußen an die West- und Ostgrenze zu verweisen und die Mittelstaaten Deutschlands zu erhalten und zu stärken, um sie gegen den Nebenbuhler auszuspielen. Hardenberg und die Seinigen ließen sich über die wahre Gesinnung Österreichs täuschen, und anstatt selbstbewußt ihre eigenen Wege zu gehen, brachten sie immer wieder zum Ausdruck, welchen Wert sie auf die Gemeinschaft mit dem Kaiserstaat legten. Es war dem Kanzler geradezu eine Genugtuung, daß er Schulter an Schulter mit den

beiden andern „deutschen Großmächten" — auch England wurde Hannovers wegen als solche hingestellt — in die Verhandlungen des Kongresses eintreten konnte.

Aber schneller noch als ohnehin zu befürchten war, ging den preußischen Unterhändlern in Wien die Initiative verloren, die sie auf Grund ihrer Vermittlerrolle ausüben wollten. Indem er die Intrige mit derselben Meisterschaft handhabte wie die Rücksichtslosigkeit, gelang es dem Fürsten Talleyrand, der das wiederhergestellte bourbonische Frankreich mit der gleichen Selbstverständlichkeit vertrat, wie er vorher im Interesse der Revolution und Napoleons tätig gewesen war, seinem Staate wieder Sitz und Stimme im Areopag der europäischen Großmächte zu verschaffen. Im schroffsten Widerspruch zu den geheimen Abmachungen der verbündeten Sieger erzwang er allmählich für Frankreich, den schuldbeladenen Besiegten, die Mitentscheidung in den Fragen der Gebietsverteilung, und mit wachsendem Erfolg arbeitete er zumal den preußischen Absichten entgegen, ganz von dem Ziele erfüllt, eine allzu weitgehende Stärkung der von starkem staatlichen Willen vorwärtsgetragenen norddeutschen Großmacht zu verhindern. Von der Tatsache ausgehend, daß dieser gefährliche preußische Nachbar an Rußland einen wirksamen Rückhalt hatte, näherte er sich gleichzeitig England, dessen Gegensatz zu Frankreich mit der Begründung des neuen niederländischen Staatswesens eine erhebliche Abschwächung erfuhr und das zu Rußland in wachsende Gegnerschaft trat, wie auch Österreich, das sich gegenüber dem preußischen Aufstieg ebenso ablehnend verhielt wie gegenüber der russischen Ausbreitung. Das Hauptmittel aber, dessen sich ‚der Mephistopheles des Kongresses' bediente, war der Legitimitätsgrundsatz. Der einstige Revolutionär bemächtigte sich eines der wichtigsten Requisite der alten Staatskunst und spielte es im Interesse seines Staates erfolgreich gegen die fortschreitende Entwicklung aus.

So verwickelten sich die Dinge überall zuungunsten der preußischen Forderungen. Zwar kam Hardenberg anfangs in bezug auf den Hauptpunkt, die Erwerbung Sachsens, ein wenig vorwärts; laut einem mit Rußland Ende September abgeschlossenen Vertrage trat an die Stelle der bisherigen russischen Verwaltung die preußische in dem eroberten Lande, und die beiden anderen deutschen Großmächte stimmten diesem nicht bedeutungslosen Wechsel zu. Aber die Voraussetzung für ein solches Entgegenkommen blieb die Gemeinsamkeit gegen die polnischen Pläne des Zaren, und immer deutlicher trat hervor, daß es insbesondere Metternich darauf anlegte, die polnische Frage zunächst zu einer befriedigenden Lösung zu bringen und danach erst dem sächsischen Problem näherzutreten. Als Hardenberg im zunehmenden Gefühl der Unsicherheit über die Erfüllung der preußischen Wünsche die Vertreter Österreichs und Englands durch eine unmittelbare Anfrage nötigte, Farbe zu bekennen, erhielt er von dem Engländer die Antwort, daß die Zurückschiebung der russischen Grenze nach Osten vorerst durchgesetzt werden müsse, während der Österreicher das stark verklausulierte Zugeständnis ganz Sachsens an die Voraussetzung band, daß sich Preußen in der polnischen Frage mit Österreich identifiziere. Welchen Sinn diese Erklärung hatte, erwies bereits die gleichzeitige Ablehnung des preußischen Antrags, im Interesse des zukünftigen deutschen Gesamtstaats die beherrschende Rheinfestung Mainz dem begehrlichen bayerischen Mittelstaat vorzuenthalten. Eine noch vernehmlichere Sprache jedoch sprach eine Note, die Metternich Anfang November an Rußland richtete und in der er für Preußen die Weichsellinie forderte, die weder dem preußischen Programm entsprach, noch Rußlands Anerkennung finden konnte. Und die Verwirrung steigerte sich, als Hardenberg seinerseits die Linie sehr viel westlicher zog und sich daraufhin die österreichische Erklärung gefallen lassen mußte, daß die K. K. Ansichten in wesentlichen Punkten von den preußischen abwichen. Trotz des immer offenkundiger werdenden Übelwollens der Habsburger jedoch hielt er an seiner Politik fest; nach wie vor beseelte ihn der Glaube an die Notwendigkeit des preußisch-österreichischen Zusammengehens.

Ein entschiedenes Auftreten hätte in dieser Lage Preußen sicherlich noch an das Ziel seiner Wünsche führen können. Noch hatte die Minierarbeit Talleyrands nicht völlig den Boden untergraben. Noch war Lord Castlereagh, der englische Unterhändler, für seine Person von aufrichtigem Wohlwollen für das preußische Interesse erfüllt. Noch schwankte namentlich Metternich selbst in der Stellungnahme zur sächsischen Frage. Es wäre ohne Zweifel möglich gewesen, durch einen starken Druck zumal auf Österreich die ersehnte Garantie-Erklärung hinsichtlich Sachsens zu gewinnen, ohne daß man deswegen die Politik der Gemeinsamkeit aufzugeben brauchte. Aber keiner der Vertreter Preußens war befähigt, die Dinge so zu sehen und den Weg dahin zu beschreiten. Vielmehr schlug man eine andere Richtung ein, die der preußischen Politik jener Tage mehr entsprach und den möglichen vollen Erfolg zu einem halben machte.

König Friedrich Wilhelm III. griff am 5. November 1814 persönlich in den Gang der Verhandlungen ein. In der Sorge, daß das Zusammengehen mit Österreich und England in der polnischen Frage Preußen allzusehr Rußland entfremde, ohne ihm bezüglich Sachsens Sicherheiten zu verschaffen, verständigte er sich in vertraulicher Aussprache mit dem Zaren, der ihm zeitlebens der nahe Freund blieb, mit der Wirkung, daß er seinen Unterhändlern verbot, weiter

feindlich gegen Rußland vorzugehen. Der überraschende Schritt war keine Handlung starken Entschlusses, sondern der Art des Königs entsprechend mehr ein Erzeugnis ängstlicher Unsicherheit. Sie war auch nicht der Ausgang einer von Grund aus neuen Politik, sondern bedeutete schließlich eine Rückwendung zu der ursprünglich beschlossenen unparteiischen Vermittlertätigkeit. Im Augenblick freilich war sie eine Störung der Berechnungen und Absichten Hardenbergs, doch hatte dieser kein Recht darüber Klage zu führen, denn sein Weg konnte in der Art, wie er ihn ging, ebensowenig Erfüllung bringen. Umgekehrt wirkten dieselben Voraussetzungen dahin, daß auch die von Friedrich Wilhelm wieder gewiesenen Bahnen nicht zum Ziele führten. Die Gunst der Lage blieb ungenutzt, und wie den Zagen stets das Glück verläßt, so verschlechterten sich seitdem Schritt für Schritt die Gewinnaussichten Preußens.

Der Grundidee zufolge suchte man zunächst in einer Mittelstellung zu bleiben. Eine Zeitlang liefen die nach Wien und Petersburg führenden Linien nebeneinander her, und wie in einer Art von Arbeitsteilung sprach der Kanzler mehr nach Metternich, der König mehr nach Alexander hin; nur daß dem nicht feine politische Berechnung, sondern diplomatische Unsicherheit zugrunde lag. Indessen mehr und mehr kamen die wahren Interessenbeziehungen zum Ausdruck, und in der zunehmenden Gegnerschaft Österreichs, Englands und Frankreichs gegen die beiden andern neuverbundenen Großmächte wurde Preußens Rückwendung zu Rußland ein festes Zusammengehen. Als Früchte des wiedergewonnenen Vertrauensverhältnisses gewann Friedrich Wilhelm am 11. November vom Zaren die Garantiezusicherung ganz Sachsens und vierzehn Tage später das Zugeständnis, Thorn zu einer freien Stadt zu machen. So stellten sich die Parteien immer schroffer einander entgegen. Seit Mitte November enthüllte Metternich den Standpunkt, nur Teile Sachsens an Preußen gelangen zu lassen, und unter der wachsenden Wirkung des von Talleyrand ausgespielten Schlagworts der Legitimität stehend, schloß sich Castlereagh diesem Vorgehen an. Der Vertreter Frankreichs aber konnte nun die Früchte seiner geheimen Arbeit ernten und offen in die Reihe der Feinde Preußens treten. Wohl versuchte Hardenberg auch jetzt die Verbinbindung mit Österreich aufrechtzuerhalten. Im Zusammenhang mit dem Eindruck, daß der Zar sich nicht entschieden genug für die preußischen Ansprüche einsetze, entstand auch das viel bespöttelte Schreiben vom 3. Dezember an Metternich, das das Zusammengehen Österreichs und Preußens zum Heile Deutschlands als notwendig hinstellte und sich sogar zur Berufung auf das Dichterwort verstieg:

> Es horsten auf derselben Rieseneiche
> Der Doppeladler und der Schwarze Aar.

Umsonst. Die Dinge spitzten sich immer weiter zu, und schon traten zu den diplomatischen Unterhändlern wieder die Offiziere. In Berlin arbeitete der Generalstab einen Kriegsplan aus, und es wurden Zurüstungen für die Mobilisation getroffen. Tatsächlich waren die Verhältnisse noch ernster, als man in der preußischen Kanzlei wußte. Denn dem unermüdlichen Talleyrand gelang es am 3. Januar 1815, ein Verteidigungsbündnis zwischen Österreich, England und Frankreich zum Abschluß zu bringen, das sich in den nächsten Wochen durch den Zutritt kleinerer Staaten noch erweiterte und nach der geheimen Absicht des Betreibers die Niederwerfung des erschöpften Preußen zum Ziele hatte.

Das war der Höhepunkt der Krise der Koalition. Keine der Großmächte, ausgenommen das gedemütigte Frankreich, wollte einen neuen Waffengang. Man erkannte auf allen Seiten, daß man Nachgiebigkeit zeigen mußte, und so kam man sich, mit der ersten Sitzung des neuen Fünferausschusses (9. Januar) beginnend, Schritt für Schritt entgegen, um in heftigem Feilschen über Entschädigungen, Austausche und Abtretungen ein befriedigendes Ergebnis herbeizuführen.

Auch Preußen mußte nun doch von seinen Forderungen nachlassen. Hardenberg hat den österreichischen Freunden die unglückliche „Übereilung“ nicht nachgetragen. Schon am 12. Januar entschloß er sich, von dem Anspruch auf ganz Sachsen zurückzutreten und sich mit den westlichen und nördlichen Gebieten zu begnügen. Als Ersatz für Leipzig, das England der norddeutschen Großmacht nicht gönnte, konnte er endlich das in anderem Sinne nicht minder wichtige Thorn erwerben, auf das der Zar schweren Herzens Verzicht leistete. So wurde man einig. Ähnlich wurden die preußischen Ansprüche in bezug auf Nord- und Westdeutschland gemodelt, und es war gleichsam ein Dankeslohn der Geschichte, daß die Zweiteilung, wie sie in üblem Vorbedacht durch die Zuweisung der Rheinlande, auch der deutschen Gebiete des linken Ufers, erreicht wurde und der die verbindende Brücke durch Süd-Hannover versagt blieb, Preußen und Deutschland nicht zum Verderben sondern zum Heile ausschlug. Ein diplomatischer Erfolg war dieser Ausgang ebensowenig wie ein Entgelt für die unvergleichlichen Leistungen des preußischen Staates und Volkes in der Erhebungszeit. Vergegenwärtigt man sich, zu welchem traurigem Ergebnis gleichzeitig die Lösung der deutschen Frage auf dem Wiener Kongreß geführt wurde, so begreift man den Unmut, der die militärischen Kreise nicht nur, sondern das Volk im weitesten Sinne gegen das Werk der Diplomaten erfüllte. Man versteht es, daß im Anschluß an den folgenden erneuten Kampf gegen den Napoleon der Hundert Tage zumal die militärischen Führer Preußens die bange Sorge befiel, auch diese Gelegenheit zu kraftvoller Weiterführung des nationalen Baus werde

versäumt werden. Man stimmt dem alten Blücher innerlich zu, der den König nach dem herrlichen Siege von Belle-Alliance bat: „die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blutopfer errungen hat". Man wird von dem genialen Gneisenau im Tiefsten gepackt, der leidenschaftlich die Erfüllung der nationalen Forderungen heischte, wenn „die Verachtung der Völker gegen ihre Regierungen nicht noch gesteigert werden solle".

In dem uralten Gegensatz zwischen Militär und Diplomatie, zwischen Schwert und Feder haben gewiß nicht immer die ersten recht, und das Feld der einen ist nicht das der andern. Aber man halte sich vor Augen, daß in den kriegerischen Leistungen, die die Einsetzung des Blutes fordern, die Volkskraft am unmittelbarsten zum Ausdruck gelangt, und man wird es für billig erachten, daß der in kühler Beratung und Verhandlung geschaffene Ausgleich ihnen nicht widerspreche. Jedenfalls hat die Geschichte denen recht gegeben, die sich damals vor hundert Jahren, auf der Grundlage des berechtigten Staats- und Volksinteresses, gegen das Mißverhältnis zwischen Leistung und Lohn aufgelehnt haben. Und das wird immer so sein!



Bildnis von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Birt. Radierung von Hermann Kätelhön

Der Sturz in den Bach

Von Auguste Supper

Aus öden, von Steingetrümmer übersäten Schutthalden, die wie vorgeschobene Moränen zu den Füßen höherer, bewaldeter Berge liegen, tritt der Altbach in ein leichtgewelltes, immer flacher und immer breiter werdendes Wiesental, um hier selbst allmählich flacher und breiter zu werden.

Hinten in den Bergen war er ein mutwilliger, etwas zerfahrener und sich über die eigene Richtung und Bestimmung nicht ganz klarer Bursche gewesen. Das kam daher, weil ihm von allen Seiten reichlich und mühelos zufloß, was er brauchte, und weil er seinen Lauf nehmen durfte, wie es ihn gelüstete. So bildete er da einen Tümpel und dort einen Wasserfall, bog einmal links und einmal rechts ab, versiegte gelegentlich und schwoll wieder an, schäumte hier und säumte dort — kurz, er tat, was er mochte und hatte keinen Herrn über sich.

Vorne in den Schutthalden änderte sich das. Da nahmen ihn Felstrümmer in ihre harte Mitte, und wo er ausbrechen wollte, zerschlug er sich den Kopf. Im Wiesental aber wiesen ihm die Vorkehrungen der Menschen den Weg, Uferbauten und Stellfallen von einer nüchternen, hartmäuligen Unerbittlichkeit, denen nirgends beizukommen war.

Da wurde das Füllen zahm wie ein zugerittener Gaul. Aber war auch die schäumende Fröhlichkeit in dieser Zahmheit untergegangen — ein Niederschlag von ihr blinkte immer noch aus dem klaren, flachen Wasser. Wer die Augen dafür hatte, der sah sie zu allen Jahreszeiten. Ob sie auch anders dreinschaute im Frühling, wenn Vergißmeinnicht an den Ufern blühten, anders im Sommer, wenn Forellen unter den grünen Strähnen der Algen standen und windvertragene Wische duftenden Heus wie seltsame Schifflein auf den Wogen talab zogen, anders im Herbst, wenn Pfefferminz und Baldrian gilbend übers Wasser hingen und moderndes Laub sich an den Uferwänden staute, und wieder anders im Winter, wenn Eiszacken diese Uferränder säumten und die flachen Wogen dunkler und glasiger talwärts wanderten, als gingen sie ungern aus der flimmernden, verschneiten Einsamkeit, wo der Eisvogel schillernd von Ufer zu Ufer strich und der Fuchs hinter den Felsen bellte.

Es waren nicht allzuviele, die den Oberlauf des Altbaches kannten und in seine klaren Wasser hineinschauten. Ein paar Jäger aus einer fernen Stadt, die in den Steinhalden den Fuchsbau suchten, dann die Mähder und Mähderinnen, die auf den Wiesen arbeiteten und sich am Ufersaum niedersetzten zur Vesperzeit. Manchmal auch irgendein fremder Wanderer, der von den belebten und beliebten Straßen abgebogen und seinen eigenen Weg gesucht hatte, und der nun auf den Bach gestoßen war, sich an ihm freute, oder auch sich über ihn ärgerte, weil er ein Hemmnis war, über das weit und breit keine Brücke führte.

In dieser Lage wollte einmal solch ein Fremdling über die dunkelgrünen, vom Wasser glitschigen Balken und Bretter eines kleinen Stellwerks turnen. Er war ein großer, stattlicher, aber nicht mehr ganz junger und nicht mehr ganz gewandter Mann, der eine Brille auf der Nase und einen derben Wanderstecken in der Hand trug.

Es schien ihm eine kleine Sache, diesen unbedeutenden Bach auf solche Weise zu überqueren. Ein leises, fast belustigtes Lächeln spielte um seinen bartlosen Mund, ein verträumtes Glänzen trat in seine Augen, als er den Fuß auf das nasse Holzwerk setzte.

Vielleicht dachte er daran, daß er fern in Kleinasien und Mesopotamien, in Syrien und Palästina ganz andere Gewässer in ganz anderen Lagen überschritten und bezwungen hatte. Vielleicht aber auch fiel ihm ein, wie er als kleiner Junge jede Brücke über jeden Bach verschmäht und mit besonderer Wonne über Deichseln und Planken geturnt hatte, die nicht für diesen Zweck bestimmt waren.

Es war im Juni, zur Zeit der Heuernte. Der Tag war heiß, und ein Gewitter stand hinter den fernen Bergen. Fast aus Scheitelhöhe strahlte die Sonne, und die Mähder, die am frühen Morgen die saftigen Wiesen gemäht hatten, konnten ruhig die weitere Arbeit vorläufig ihrem himmlischen Gehilfen überlassen. Weit und breit war kein Mensch, und in der heißen Luft zitterte und wob der Hauch des sterbenden Grases, als seien es die tausend und aber tausend ruhe- und rastlosen Geisterchen der hingemordeten Blüten, die da durcheinanderirrten.

Der Mann im Bach tat ein paar Schritte. Er tat sie mit der sorglosen Sicherheit eines, der den unscheinbaren Gegner unterschätzt und es nicht für der Mühe wert hält, sich mit Vorsicht zu wappnen.

Schon im nächsten Augenblick gab es ein Schwanken, ein Ausgleiten und dann einen schweren, klatschenden Fall ins hellaufgischende Wasser, daß tausend schäumende Spritzer und Tropfen in die Runde stiebten.

Der Bach gurgelte eine Weile, schlug Wellen und Blasen, als freue er sich unbändig des Abenteuers, das die Gleichförmigkeit seiner Tage unterbrochen hatte. Dann tauchte der Mann aus dem Gischt. Mehr verwundert als entrüstet oder entsetzt schaute er drein, und er warf erst einen Blick in die Runde, ob niemand seinen Unfall bemerkt und belacht habe; dann erst schaute er seinem Lodenhut und seinem Wan-

verstecken nach, die beide treulos und vergnügt mit den lachenden Wellen talab zogen.

Mit ein paar großen Schritten, die sandige Wolken aus der Bachestiefe aufrührten, gewann Doktor Schmid, der Wanderer, das grüne Ufer.

Dann lief er zuerst seinen Habseligkeiten nach und fischte sie glücklich aufs Trockene. Traurig und um eine unterhaltsame Reise betrogen, lag das zerbeulte, triefende Hütlein neben dem Stock im Gras. Doktor Schmid zog den Kittel ab und warf ihn dazu, dann streifte er noch die Kniehose herunter und die Gamaschen, breitete alles fein säuberlich aufs dörrende Gras und legte sich in den Unterkleidern daneben.

Und so, auf dem Rücken unter der sengenden Sonne liegend, die Arme schützend über Gesicht und Kopf gedeckt, lag er und lachte; lachte nach langer Zeit einmal wieder lautlos und herzlich.

Ach ja, das Lachen war ihm vergangen gewesen, kaum ein Lächeln noch geblieben. Warum? Ja warum?

Doktor Schmid spürte und roch, wie der heiße Dampf aus seinen Kleidern stieg. Seltsam wohlig war ihm das. Es schien ihm, als zöge die sengende Sonne hundert drückende Dinge aus dem Innersten heraus, daß alles mit dem Wasserdampf verfliege in der zitternden Sommerluft.

Wie hatte er doch so dunkel, schwer und unlösbar empfinden können, was nun unter der Sonne zerging wie alter Schnee!

War er vielleicht der einzige auf der Welt, dem Unrecht geschehen, dem sein Lebenswerk verekelt, ja unter den Händen weggenommen worden war? Der einzige, der einsam seinen Weg gehen mußte? Der einzige, der eine unehrliche Haushälterin hatte? Der einzige — — tragikomisch erschienen ihm all die kleineren und kleinsten seiner Leiden, die er sonst zusammengeballt zu einer schwarzen Schicksalswolke über seinem Leben gesehen hatte.

Die Sonne sog und sog. Wie in einem Dampfbad lag er am Bachesrand, und das leise Glucksen und Gurgeln der Wellen drang wie verhaltenes Lachen in seine Ohren. Der Gedanke stieg in ihm auf, daß er sich nun bald umwenden müsse, um auch auf dem Rücken trocken zu werden. Aber er brachte die Energie nicht auf. Ein wohliges, müdes Behagen hielt ihn fest. Er dachte nicht mehr; ohne sein Zutun glitten die Gedanken vorüber wie Bachwellen, bald aufblinkend, bald stumpf, lautlos und rastlos. Was sie doch alles vorübertrugen! Von außen her, von einem erreichten Ufer herüber erschaute er sein Leben wie eine fremde Sache. Ja, der Doktor Otto Schmid, der alle diese Dinge durchgefochten und durchgenossen hatte, war ihm ein fremder Bursche, war eine Art geschäftiger, betriebsamer Schauspieler für das ruhige, unveränderliche Ich, das von innen heraus dem bewegten Verlauf der Dinge achtsam zusah.

Und nun, da dieses innerste Ich nicht mehr mittat und mitlitt, sondern nur schauend über allem schwebte, nun entwirrten sich auf einmal so viele Fäden, und die schwersten Verwicklungen wurden ganz einfach.

Daß damals bei den schönen Grabungen unfern des Tigris jener andere, jener laute, selbstsichere, gewalttätige Kollege die Leitung an sich gerissen und alle Freuden und Erfolge, alle Ehren und Verdienste für sich in Anspruch genommen hatte, obgleich er, Doktor Schmid, alle entscheidende Arbeit geleistet, und zwar mit heißem Herzen geleistet hatte — das war nun auf einmal gar nicht mehr unerklärlich und unerträglich.

Mußte es denn nicht so sein? War nicht das Laute und Brutale auf der Erde dazu da, daß es das Stille und Andächtige totschlage?

Schrie nicht das schrille Zirpen der Grillen und Heuschrecken ringsum im Gras jede leisere Stimme zutod? Tat es darum not, die Schöpfung für verpfuscht und verfehlt zu halten? — War es nicht viel einfacher und darum viel klüger, zu glauben, daß auch das Laute, das Freche, das Taktlose irgendeinen Sinn, irgendeine Bestimmung habe im Welthaushalt? — Was hätte er, Doktor Schmid, davon gehabt, wenn er durch seine Grabungen berühmt geworden wäre über die halbe Erde? — Er mußte leise lachen. Komisch kam es ihm vor, sich als berühmten Mann zu denken. Er, der die Stille, die Einsamkeit, die Menschenferne fast leidenschaftlich suchte und liebte, er, der schon manchmal eine Schnecke beneidet hatte, weil sie in ihrem Haus für sich allein ist, er hätte doch nichts Rechtes anzufangen gewußt mit dem lauten Ding Ruhm, das ewig spektakelt, ewig einen klappernden Schwarm und Schwanz nach sich zieht.

Dagegen jener andere verstand die Sache zu nehmen. Sein schwammiges Wesen quoll auf unter den Ruhmesströmen, wurde immer stattlicher und gewaltiger anzusehen, und das mochte vielleicht der Sache der Grabungen nützen, mochte ihr neuen Kredit, neue Anteilnahme verschaffen unter solchen, die, wie es in der Bibel heißt, „sehen, was vor Augen ist". Und weil — nach der gleichen Quelle — der Mensch in Bausch und Bogen von dieser Sorte ist, so lag es klar am Tage, daß es nicht eine Verkehrtheit und Ungerechtigkeit, sondern eine schlaue Taktik der Weltregierung war, daß sie für gewisse Posten und gewisse Zwecke nicht nach der Tüchtigkeit, sondern nach der Repräsentabilität auswählte.

Doktor Schmid drehte sich jetzt doch um und ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen. Langsam tat er es und behaglich, und da er die Arme nun frei bekam, dieweil er das Gesicht nicht mehr schützen mußte, streckte er sie hoch über den Kopf ins heiße Gras. Dabei war eine leise, ruhige und objektive Neugier in ihm, was die Sonne nun wohl aus seinem Rücken

heraussaugen möge, nachdem sie aus der bedrückten Brust die alte, quälende Geschichte vom fernen Tigris und vom verekelten Lebenswerk herausgesogen und in eitel Dampf aufgelöst hatte. Die Grillen und Heuschrecken zur Seite des Liegenden schwiegen einen Augenblick. Es mochte sie erschreckt haben, daß der fremde Klotz Leben zeigte. Aber in der seligen Durchdrungenheit von Wert, Schönheit und Bedeutung ihres Sanges fingen sie alsbald wieder an, und der Bach hatte Mühe, dann und wann mit seinem leisen Schäumen und Gurgeln zum Wort zu kommen. Gelang es ihm, so nützte er kräftig den Augenblick.

Doktor Schmid hörte alles und beachtete alles. Er mußte sich schwer verwundern, daß er, der sich im stillen immer so viel auf seine Entdeckeraugen zugute getan, sich so sehr auf sie ve lassen hatte, daß er heute rings um sich her ein geheimes Treiben sah und empfand, das früher nie für ihn dagewesen war. Ein fast inbrünstiges Vergnügen bereitete es ihm, zu sehen und zu spüren, daß alle Kreatur nur sich und ihr Tun wichtig nimmt, daß es nicht menschliche Anmaßung oder menschliches Vorrecht allein ist, dies zu tun.

Und die Sonne, die fernherstrahlende, unirdische, die machte auch für die Menschen nichts Besonderes, und jenes Wesen, das noch weit hinter der Sonne stand, das mochte oft eines Heimchens Zirpen mit dem Singen eines fröhlichen Mädchens oder mit dem Rollen eines Donners verwechseln, denn von so weit her war wohl alles der gleiche Laut? —

Ein wohliges Stöhnen entrang sich der Brust des Liegenden. Ach — einmal loskommen! — loskommen von seiner und von aller Wichtigkeit! Einmal aufgelöst, aufgesogen, hineingezogen werden in ein anderes Etwas, das alle Verantwortung, alle Bewußtheit auf sich nimmt! Er spürte auf einmal, wie ungeheuer müd er immer gewesen war, ohne es zu wissen. Mit geschlossenen Augen lächelte er. Wanderungen, einsame, weite Wanderungen hatte er gemacht, studiert hatte er, gelesen, gearbeitet, ja geschlemmt hatte er manchmal. Und alles nur, um von diesem tiefen, unbewußten Müdsein loszukommen, um den Doktor Schmid loszuwerden, den schweren, kaum zu schleppenden Gesellen.

Die Sonne sog und sog. Der Liegende bekam die Vorstellung, es züngelten kleine goldene Flämmchen aus seinem Rücken, aus seinen Armen, aus seinen Fingerspitzen. Wie war das gut, wie war das wohlig! Da kam nun alles heraus, was immer inwendig gebrannt hatte. Auch die Sache mit jener blonden, schönen Frau, die ihm einmal fast das Leben gekostet hatte.

Nicht, als ob er, verliebten Narren gleich, heimlich nach Strick oder Pistole gegriffen hätte, nachdem er eingesehen hatte, daß die Blonde sich nicht ihm zuneige. O nein, das war viel schlimmer gewesen, weil es nicht so ungestüm, so stürmisch, so wildwütend daherkam. Langsam, leise bohrend und fressend, wie ein schleichendes Gift, kam ihm durch jene Frau die Menschenverachtung ins arglose Herz geschlichen, langsam lernte er erkennen, daß mit dem Besten und Reinsten, was er in sich hatte und gläubig und vertrauend zeigte, ein tändelndes Spiel getrieben wurde.

Langsam begriff er, daß das schöne, blonde Wesen ein dunkler, plumper Riese an Selbstsucht und tiefinnerlicher Unwahrhaftigkeit sei, eine Lichtgestalt, die ein häßlicher Teufel regiere.

Was waren das für Tage, bis er dieser Erkenntnis frei ins Gesicht sah! Wie wehrte er sich, wie schüttelten ihn die innerlichen Krämpfe! Wie wollte er hundertmal lieber an sich, an seinem ganzen bisherigen Werdegang, an allem Guten in der Welt zweifeln und irrewerden, ehe er zugab, daß die Geliebte seiner unwert sei.

Die Sonne sog und sog. Doktor Schmid legte den Kopf auf die Arme. War es wohl der Mühe wert gewesen, damals so furchtbar zu leiden? Seit die Wunde vernarbt war, hatte er die Frage oft gestellt. Aber immer mit jenem leisen Einschlag von Geringschätzung für die Menschen und von Zynismus den Frauen gegenüber, der ihm geblieben war seit jener bitteren Enttäuschung.

Heute aber stellte sein seltsam losgelöstes Ich die Frage ganz sachlich.

Und sachlich kam auch die Antwort. „Ja," hieß es, „gewiß war's der Mühe wert. Es wird in der Welt ja soviel Unnützes getan; aber gelitten wird nie unnütz. Denn mit dem Leiden wird das Ich gefüttert. Festgewachsen sitzt es im letzten Grund aller Dinge, und es ist darauf angewiesen, daß man ihm seine Speise bringe, damit es stark werde und schön, eine fruchtbare Rebe am ewigen Weinstock. Und diese Speise heißt: Leiden."

Doktor Schmid mußte ein wenig lachen. Das halbdürre Gras stach ihm ins Gesicht und kitzelte ihn, und es kitzelten ihn die seltsamen Worte.

„Ach was," sagte er ohne Laut, „das Ich wird doch mit ganz anderen Dingen gefüttert als mit Leiden. Schau' dich mal um, mit was jeder sein Ich füttert, und es wird schön fett und groß davon. Es wartet auch gar nicht, bis man ihm etwas bringt. Es holt sich schon, was es braucht und nach was ihm der Sinn steht."

Die Grillen und Heuschrecken schwiegen wieder einen Augenblick, als sei ihnen etwas überraschend gekommen, und in diese Stille hinein klang es: „Darin irrst du eben, Doktor Schmid. Darin irrt ihr alle. Das Ich ist still und unverrückbar. Und Leiden ist seine Speise. Was sich Futter holt an allen Krippen und auf allen Gassen, und was so fett und groß und wohlgenährt in euch wird,

das ist das Ich nicht. Das ist der Schauspieler, der einen Namen trägt. Das Ich hat keinen Namen. Es heißt nur Ich. Und auch indem man es Ich nennt, legt man ihm eine Larve über." Ein leises klingendes Lachen schwebte vorüber.

Mit gesammelter Kraft setzten die Grillen ein, daß der Liegende über den Lärm erschrak und unwillig mit der Faust ins Gras schlug.

Aber das reute ihn alsbald, denn es mußte da ein spitzer Stein unter den trocknenden Schwaden gelegen haben, der zustach, als man ihn schlug.

Doktor Schmid richtete sich auf. Es war ihm absonderlich zumut, als er da den Mann in Unterkleidern im Gras sitzen und die Stücke ringsum zum Trocknen ausgebreitet sah. Wie wenn er von weit her komme und erst wieder in den Doktor Schmid hineinschlüpfen müsse.

Er fuhr sich über das Haar, das warm, fast heiß von der Sonne und voller Grashalme war. Jung und bubenhaft kam er sich da vor, wie ein kecker Bengel, der im Heuboden geturnt und einen Kopfstand gewagt hat.

Nach seiner Brille suchte er, die er neben sich gelegt hatte, und wie er so herumfingerte, kam ihm der Stein in die Hand.

Er besah ihn und mußte lachen. Nun war also der alte Doktor Schmid doch wieder da, der keinen Stein unbesehen lassen konnte.

Und nun setzte er schon hastig die Brille auf. Mit dem Stein war es ohne Zweifel etwas Besonderes. Es war ein kleiner Ziegelbrocken mit Brandspuren. Lief nicht der limes da herum — oder —

Ein breites und behäbiges Lachen klang hinter dem Sitzenden auf, der erschrocken den Kopf wandte.

Ein Bauer stand da, mit der Gabel über der Schulter. „Hänt Sie badet?" fragte er, einen kurzen Griff nach seiner Kappe machend und dann in die Hände spuckend, als eile es zur Arbeit.

Doktor Schmid spürte, wie er für diesen Bauern eine komische Figur sein müsse. Und er wunderte sich, daß ihn das nicht ärgerte. Gestern hätte es ihn sicher geärgert. Zwischen jetzt und gestern lag die Stunde, da die Sonne verborgene Bitterkeiten, verborgene Fesseln, verborgene Bleigewichte aus dem Innersten herausgesogen hatte, daß sie flimmernd in nichts zerrannen.

„Badet?" sagte er lachend, die Mundart des Mähders nachahmend. „Ja, wie d'r Hund, wenn ihn d'r Herr ins Wasser schmeißt —"

Der Bauer fuhr mit seiner Holzgabel ins knisternde Heugras. „Gut so," rief er, „heut ist d'r Tag dazu. Heut trocknet mer wieder. Aber i' — i' bin emol an Martini 'neig'floge', wo's scho' Eis g'hätt hot. Sell ischt e Sauerei g'we' —"

Er hielt inne in seiner Arbeit und fuhr sich mit dem Arm über die triefende Stirn und schaute auf den andern, als warte er, was der dazu sage.

Der Doktor war aufgestanden und musterte seine Oberkleider, wie weit sie trocken seien. Seine Kniehose hielt er hoch und schüttelte die Halme davon ab, und dabei fiel ihm ein, daß er ein gar schönes Bild abgeben müsse am Bachesrand in Unterkleidern auf weiter Flur.

Als ein ganz Neues, Niedagewesenes genoß er es, komische Figur zu sein. Das war allem, was er bisher erlebt, so entgegengesetzt, riß ihn so aus der alten Haut heraus, daß ihn ein Übermut ankam. „Was tut's!" rief er dem Bauern zu. „In diesen Bach fallen ist kein Unglück. Auch im Winter nicht. Die Augen werden einem hell davon."

Der Mähder legte seine Gabel nieder und kam langsam näher. „So heißt's," sagte er, „'s Müllers Marie, die Alt', die, wo mi' domols an ihrem Ofe' trocknet hot, die hot glei' g'sagt: ‚Michel' — hot se g'sagt — ‚Michel, 's ischt dei' Schade' net. Du wirst hell davo'.'"

Doktor Schmid schlüpfte in die Hose. „Na — und seid Ihr's geworden?"

Der Bauer schaute in den ziehenden Bach. Auf seinem schwitzenden, harten Gesicht war nichts Lachendes. Eher etwas Nachdenkliches, Strenges. „E' Lunge'entzündung han i' g'kriegt. Viel ausg'stande' han i' —" entgegnete er kurz, fast abweisend.

Wie ein rasches Schauen zog es vor Doktor Schmid vorüber: durch Leiden ist sein Ich gefüttert worden.

Er nahm seinen trockenen Kittel vom Boden auf und schlüpfte langsam hinein. „Na ja," sagte er, „so eine Krankheit, die schafft oft vieles aus einem hinaus, was nicht hergehört."

Der Mähder nickte. Seine Augen wichen nicht von dem Bach. Leise, fast murmelnd sagte er: „Des Wasser hot mir de' Wei' austriebe'."

Doktor Schmid nestelte an seinen Gamaschen. ‚Ach so,' dachte er, ‚du warst einstmals ein Säufer. Nun ja, wir haben alle unsere dunkeln Stellen, bald so, bald so —' Und indem er dies dachte, ward er sich bewußt, wie unberührt und blind er doch immer an allen Menschen vorübergegangen war, die nicht seine Interessen geteilt oder gekreuzt, nicht in seine, von Beruf und Bildung umgrenzte Schicht gehört hatten.

Einen Augenblick lang wurde ihm schwindelig. Er wußte nicht, ob vom Niederbücken oder von der großen, fremden Weite, die ihm vorübergezogen war, angefüllt mit Menschen, Menschen, Menschen, die alle ihre inneren und äußeren Kämpfe durchfochten.

Er richtete sich auf und stülpte das sonnenwarme Hütlein aufs zerzauste Haar. „Der Bach ist ein Hexenmeister," sagte er halb ernst, halb scherzhaft, „man sollte jeden einmal hineinwerfen."

Der Bauer stieß mit dem Schuh ein Häuflein Heu in die Wellen, daß es tanzend talabfuhr. „Jo," sagte er, „bald e' jeder hätt' 's nötig, bald e' jeder ist überzwerch. Und für e'n manche' wär's 's best', mer tät ihn e' Stündle unters Wasser halte'." —

Doktor Schmid schaute in das verschwitzte, lederne Gesicht des Mannes, das keine Leidenschaft, nur eine harte Gelassenheit zeigte. Und, als ob es ihm jemand gesagt hätte, dachte und wußte er: ‚Der da kennt also auch die Sorte vom Tigris, die da erntet, wo sie nicht gesät hat.'

Ein kurzes Lachen kam aus des Bauern Mund. Er fuhr sich übers nasse Gesicht und sagte: „D'r Herrgott wird jo wisse', wege was Kerle auf d'r Welt rumlaufet, wie —" er stockte und machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, als sei es nicht der Mühe wert, auszureden.

Der Doktor schaute jetzt auch ins klare Wasser. Wie sein ins Bäuerliche übersetzter Doppelgänger kam ihm auf einmal der Mähder vor. „Ja," sagte er langsam, „es wird keiner umsonst auf der Welt sein."

Der andere nickte. „Weiß Gott, mer braucht net bloß Weize', mer braucht au' Häckerling." Er lachte leise mit einem Grinsen, das tiefe Linien in sein Gesicht schrieb, und fuhr fort: „Aber erst, seit i' im Bach g'lege' bin, weiß i' des. Vorher hätt' i' ihm de' Krage' umdrehe' könne, und seiner Schwester au'." — — Er nannte keinen Namen und schaute den nicht an, zu dem er sprach. Wie zu sich selber redete er, und der Doktor fragte nichts.

War's nicht, als führe ihm der Bauer da die Probe vor aufs Exempel, das er am eigenen Leib gemacht hatte? Bis auf die Blonde hinaus — oder war's eine Braune, eine Schwarze? — stimmte alles.

Der Mähder ging auf seine hölzerne Gabel zu und spuckte wieder in die Hände. „D' Arbet ist immer wieder 's Best', was mer hot auf d'r Welt," sagte er, und fing an das Heu zu wenden.

Und Doktor Schmid wog den Ziegelbrocken mit den Brandzeichen in der Hand. Ein warmer Strom ging ihm dabei durchs Herz, wie er ihn nicht mehr verspürt hatte seit den Tagen der Verbitterung. „Ja," sagte er, und sein Blick leuchtete auf, „Arbeit; aber man muß helle Augen dazu haben."

Der Bauer lachte. „Im Bach liege' muß mer z'erst — sonst ischt's nix —"

Leise schäumend und gurgelnd zogen die klaren Wasser zu Tal, die Grillen und Heimchen schrien, die Männer gingen ihrem Werke nach und über allem lachte fern und gütig die Sonne.

Der Traum

Von

Fritz Arlt

Gestern hatt' ich den sonderbaren Traum:
Ich wär' ein Rosenbaum.
Ich wuchs an einem himmelblauen See
Auf blumig grünem Ufer in die Höh'.
Von rosa Knospen eine volle Schar
Trug ich im Blätterhaar.

Da kam den Rain lang plaudernd Hand in Hand
Ein Pärchen über Land.
Im Reifrock sie, er mit Zylinder,
Und harmlos springend wie die Kinder.
Die maßen an dem Stamm voll Schelmerei,
Wie hoch die Liebe sei:
Die himmelan in meine Krone drang,
Bis eine Knospe sprang.

Draus drängt sich splitternackt ein kleiner Wicht
Ans Sonnenlicht.
Wie Glockenklöppel in der freien Luft
Schwingt er die Beinchen in dem Rosenduft.
Und die ihm Wiege war, die Knospe zart —
Das ist so Jungenart —
Streut er zerpflückt aufs Paar schneedeckendicht;
Mir träumt': Ich wär' der Wicht.

Das Paar jedoch in bräutlich heißer Lust
Saß Brust an Brust.
Es trank aus Küssen Hochzeitswein,
Schloß sich im Rosenstübchen ein,
Mir aber gönnt es, der ihm schuf das Glück,
Nicht einen einz'gen Blick.

Ich beuge drum mich über Kelches Rand
Voll Unverstand.
Denn eh' ich wußte, wie der Sturz geschah,
Ich mich tief unten auf dem Paare sah
— — — — — — — — — — —
Ich wollte schrein und wachte auf im Lallen:
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Bin aus dem Bett gefallen.



Blick aus dem Schützengraben auf die Düna. Gemälde von Amandus Faure

Es war einmal —: Kriegsbilder von der Ostfront

Zehn Gemälde von Amandus Faure. Text von Rolf Brandt

Es war nach der Schlacht von Tannenberg in den Septembertagen 1914. Der Krieg stand vor mir wie ein Riese, dessen dumpfer Atem mich niederwarf. Die Mondnächte waren von einer zauberhaften Weichheit in diesen Frühherbsttagen in der kleinen Stadt Rössel. Von der Studierkammer des Kaplans, bei dem ich in Quartier lag, sah ich Abend für Abend in die lichtweiche Dämmerung des Domplatzes, und Abend für Abend fuhr der Nachtwind mit behutsamen Fingern durch die Büsche, die sich blau und schwarz in weißem Lichte bogen. Am Tage lag der Staub in ungeheuren grauen Wolkenschwaden über allen Straßen, den Feldern, den kleinen Gehöften, so weit man vom Walle des alten Schlosses in die Ebene blicken konnte. Die Kolonnen zogen nach Gerdauen, nach Nordenburg, die Regimenter marschierten der Armee Rennenkampf entgegen. Ich hielt es nicht aus in dem Mondschein und dem blitzenden Mittagslicht der kleinen blitzblanken Stadt, ich bat den Herrn Kaplan, mich hinauf auf den Kirchturm zu führen, von dem man weiten Blick haben mußte.



Unterstand an der Düna. Gemälde von Amandus Faure

Wir schritten knarrende Stufen hinauf, das schwere Glockenseil zitterte, so oft ich es streifte. Oben auf der Plattform und bei den Glocken wehte trotzdem nur ein leichter Wind.

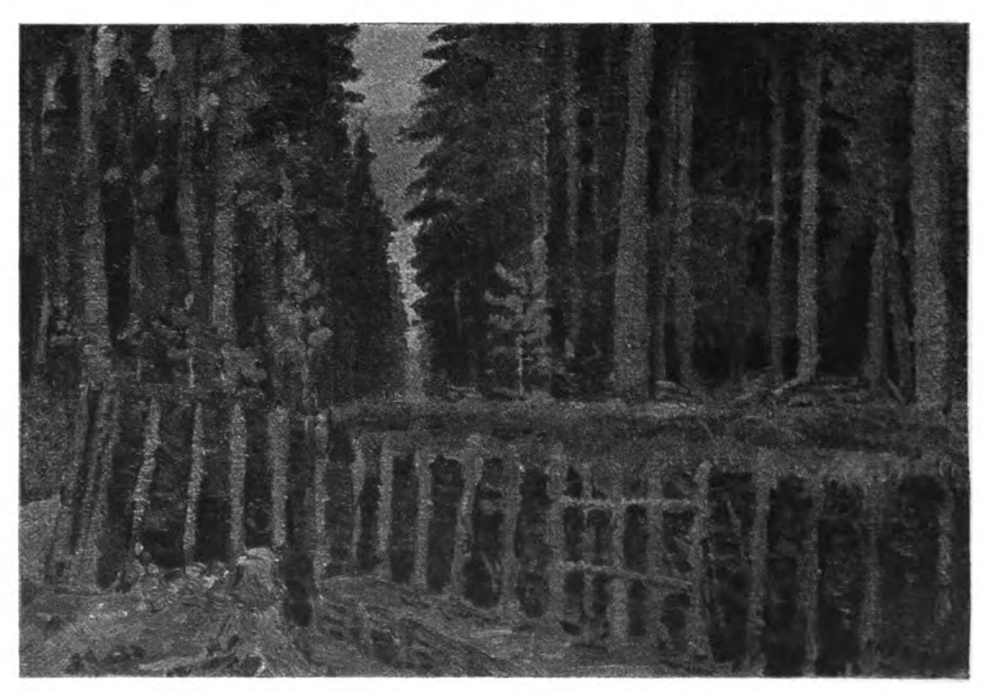
Man konnte weit in das Land sehen, über die roten Spielzeugdächer von Rössel hinweg, hinweg über den Staub der Kolonnen bis an die ferne, wellige Berglinie, von der seltsame schwarze Wolken aufstiegen. Ehe die Dämmerung über Dörfer und Hügel schleierte, färbte sich der Abendhimmel hellrot, und als die Schatten unserer Körper nicht mehr auf der Plattform blieben, sondern lang und seltsam verzerrt weiter wanderten, wurde der Himmel dunkelrot. Es war wie der Schein von brennenden Dörfern, wie ich ihn schon kannte, aber es war noch greller. Der rote Abendhimmel lag über dem jetzt dunklen und stillen Land, als ob er niemals verblassen wollte. Ehe ich niederstieg in die heimeligen Schatten der schmalen Gassen, hörte ich wie fernes Gewitter die Kanonen.

Dann stand eine Woche lang, zwei Wochen lang — ich weiß es nicht mehr, wie lange es war — der rote Schein über Ostpreußen, der seltsam dunkelrot glühende Abendhimmel.

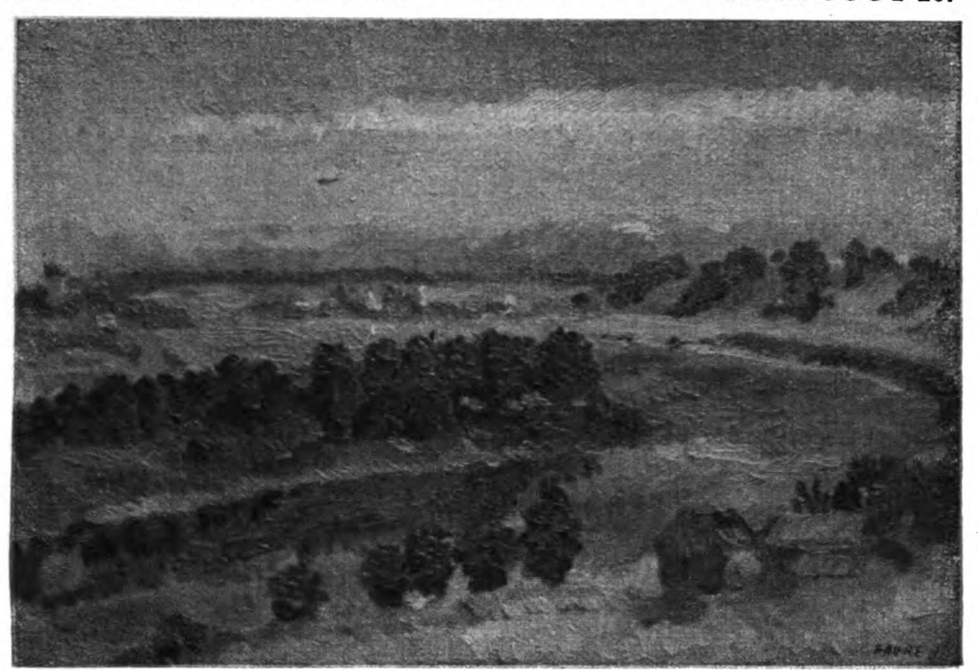
Als der rote Himmelschein mit den späten Herbsttagen verblich, loderten am Horizont die Brände des russischen Rückzugs. Bis auch ihr Schein verblaßte, und wir an grauen Novembertagen in der „Wasserfestung" Ostpreußen lagen. Wenn ich in diesen ersten Kriegswinter in Ostpreußen hineinblicke, kommt es mir vor, als seien die Wolken damals besonders tief über dem Lande gesegelt, als hätte das Schneetreiben dichter als sonst die Fernen verhängt. Die Armee Below hielt mit ihren schwachen Divisionen die Angerapplinie, hielt die Masurischen Seen; in Goldap, in Lyck, dicht hinter Gumbinnen saßen die Russen, und von der Bzura, von der polnischen Weichsel, von Lodz kamen die Kunden von großen Schlachten, deren Zusammenhang und deren Auswirkung man nicht erkannte. Man fühlte nur dumpf, daß dort ein ungeheueres Spiel gespielt wurde, Hindenburg und Ludendorf zwangen dort in einsamer Feldherrngröße ein ungeheueres Schlachtenschicksal. Mit einem halben Dutzend deutscher Korps und den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen warfen die beiden Giganten die gesammelte Wucht von zwei Millionen russischer Bajonette von den deutschen und österreichischen Grenzen zurück. Von der unerhörten Kühnheit und Größe ihrer Strategie hatten wohl die wenigsten in Deutschland eine Vorstellung, die wenigsten auch ahnten, von welcher Entscheidungsschwere dies Ringen in Polen war.

O bitterer Winter in Ostpreußen 1914! Immer dünner wurde die Linie, und in den verhangenen Nächten an der Front in Masuren meinte man den Donner der Entscheidungsschlachten aus Polen herüberzuhören ...

Dann, Anfang Februar, kam Lärm in die dumpfe Stille der ostpreußischen Front. Die



Zweite Stellung. Gemälde von Amandus Faure



Blick auf Friedrichstadt, Römerhof, Insel Possul und die Düna. Gemälde von Amandus Faure

Vorbereitungen zur Winterschlacht begannen; ununterbrochen rollten die Eisenbahnzüge, und eines Tages sah man Hindenburg in Insterburg. Der Aufmarsch war vollendet, der Feldherrnstab senkte sich, die Schlacht, die Ostpreußen endgültig befreite und den Umschwung im Osten einleitete, begann ...

Es ist mir in diesen Tagen oft gewesen, als ob ein gewaltiger Gesang durch das Heer rauschte, ein Gesang ohne Worte, den doch jeder hörte, der über Schneetreiben, Not, Kälte hinaufschlug über der siegreichen Armee zu dem weiten, grauen Februarhimmel. Wieder sehe ich das Bild von dem befreiten Stallupönen. Es war bei grauendem Morgen, ein blasses Licht rann über die grauschwarzen, zerschossenen Häuser. Die Truppe schlief noch, es war kein menschliches Wesen auf den Gassen zu sehen. In einer Nebenstraße schrie mit zerreißendem Ton ein sterbendes Pferd. Es roch nach Brand und nach Aas. Man hörte den Widerhall der Hufe meiner Pferde auf dem Steinpflaster und hörte das Knirschen der Räder, wenn sie über Gewehre, Uniformen, Stücke von eiligst geschlachtetem Vieh schnitten. Es war wie eine Erlösung, als bei steigender Sonne Scharen von gefangenen Russen, die Offiziere an der Spitze, von Kibarty her über den Marktplatz gebracht wurden.

Weiter raste die Schlacht; bis sich in den Wäldern von Suwalki das Schicksal der russischen Nordarmee vollzog und die letzten Divisionen die Waffen streckten. Bei Makarce, auf dem Schlachtfeld, auf dem sich der letzte Durchbruchsversuch des Generals Bulgakow, des alten Haudegens, entschieden hatte, übernachtete ich. Die Bewohner der Kate hatten kaum ein Gefühl dafür, welche Entscheidung sich in ihrer Nähe abgespielt hatte. Sie sahen mit ängstlichen und neugierigen Augen auf unsere Hantierungen und hatten den Mund voll tausend kleiner Wünsche und Bitten, während sie sich die Hände reinigten, mit denen sie die Gefallenen begraben hatten. Als einzige Beleuchtung gab es einen langen, hellbrennenden Kienspan. So wie vor fünfhundert und wie vor tausend Jahren lief hier das Leben weiter. Was ist die Welt? Wo ist die Welt? Was ist Rußland? Was ist Deutschland? Hier ist die große Einsamkeit. Die ganze Melancholie der polnischen Landschaft lag über Dorf und Hügel und Ackerfeld. Am Abend ging ich durch die Dorfstraße. Nicht einmal mehr Rauch kräuselte aus den Hütten. Der Himmel war ein goldenes blitzendes Tuch. Der Vollmond leuchtete wie eine weiße Perle. Alle Dinge warfen schwere, tiefblaue Schatten auf den leicht zusammengefrorenen Schnee. Die hohe, schwarze Silhouette eines Ziehbrunnens hob sich aus dem Feld. Daneben stand ein schweres, plumpes Kreuz. Die Gestalt des Gekreuzigten glänzte silbrig unter dem zermorschten Holzdach. Die Sterne flirrten, die Kälte wuchs. Man hörte jeden Laut. In der Ferne ein leichtes Grollen: die schweren Geschütze von Grodno. Ganz fern am Horizont wieder ein roter Schein: brennende Dörfer.

Die Winterschlacht ist zu Ende. Neues Spiel und Gegenspiel würfelt in eiskalten



Mannschaftsunterstand an der Düna. Gemälde von Amandus Faure

Märztagen auf den Schlachtfeldern von Suwalki, aber auf deutscher Seite geht es nur noch um Verschleierung, die Stunde für den Vormarsch auf die russische Festungslinie ist noch nicht reif.

Im Mai, wie ein Auftakt zu den Ereignissen, die sich zwei Monate später abrollen, löst sich dann aus der wieder erstarrten Ostfront der Handstreich auf Libau. Man hatte den Krieg für alt gehalten, und doch wie jung war sein Wesen damals noch, wie leicht lag seine Last trotz allem auf dem Herzen gegen die Stunden jetzt, da er wie ein furchtbarer Nachtmahr über allem Fühlen sitzt und alle hellen Gedanken an sich trinken will! Die Marine hatte mit manchen ihrer Schiffe der Ostseeflotte überhaupt noch keinen Schuß gelöst, und als es zum Aussetzen der Landungsabteilung kam, wollte jeder in die Pinassen, um an die Russen zu kommen. Es gab ja überhaupt nicht viel Verluste um Libau, es war Krieg im Mai, und die deutsche Stadt schien vielen wie ein schönes Mädchen, um das schnell und kühn geworben wird. Ich saß in der Pinasse bei einer der Landungsabteilungen. Wir sausten gegen die Küste in der Nähe der scheinbar unbesetzten Batterien am Südstrande. Man erkannte deutlich den schönen weißen Badestrand, die Anlagen, das Kurhaus und schräg davor einen ziemlich steilen grünen Wall.

„Dei schieten wohl gar nich, die Russen?“ fragte ziemlich enttäuscht der Maat am Steuer.

„Gewehre schußfertig, bereit zur Landung,“ befahl der Leutnant zur See, der das Detachement kommandierte, und zog den Revolver.



Regimentsstabs-Küche. Gemälde von Amandus Faure



In Friedrichstadt. Gemälde von Amandus Faure



Der Hof Smilgus. Gemälde von Amandus Faure

Wir waren jetzt dreihundert Meter vom Strande etwa, da prasselte es los, ich unterschied deutlich den trockenen Ton eines Maschinengewehrs. Teck, teck, teck ... dazwischen kräftiges Schnellfeuer von Infanterie. Die Geschosse schlugen ein paar Meter vor unserm Boot ein.

„Dat gift dicke Luft," sagte der Maat.

Wir suchten abzuschwenken, gleichzeitig flog ein Torpedoboot heran, legte sich dicht an den Strand zwischen uns und der Küste und fing an zu funken. Dann sauste es über unseren Kopf, der kleine Kreuzer hinter uns begann die Linie mit Granaten zu belegen. Gleich der zweite Schuß schien in der Schanze zu sitzen.

Am andern Tag sah ich die Wirkung des Feuers. Ein frisches Massengrab der gefallenen Russen. Man hatte Blumen darauf gepflanzt und ein sauberes, helles Kreuz gezimmert. Eine junge deutsche Frau stand dabei, sie machte ein so schweres Gesicht, daß ich sie fragte: „Waren Libauer unter den Gefallenen?"

„Ach, es waren nicht die Unsrigen, die Toten waren von irgendwo weit her, aber es waren alte Männer, und die werden Kinder gehabt haben und Frauen, und die Frauen werden sein wie ich. Mein Mann steht in den Karpathen ..."

Der Kriegshafen, Libaus gewaltigste Anlage, der über eine Milliarde Rubel gekostet haben soll, lag leer und verödet. Nach der Seeschlacht von Schtusima war er wertlos geworden, weil er keiner Flotte mehr als Basis dienen konnte. In den mächtigen Maschinenhallen wurden die Maschinen erst gar nicht montiert, die Docks blieben leer, die prächtige Kathedrale wurde nur gelegentlich von ein paar orthodoxen Hafenarbeitern besucht, und das Marine-Offizierskasino, das eher einem Schlosse als einem Offizierskasino ähnelt, blieb verschlossen. Zwischen den Gleisen der Hafenbahn wuchs Gras, und das Wasser des leeren Hafenbassins schlug scharfe Wellen gegen den einsamen Strand.

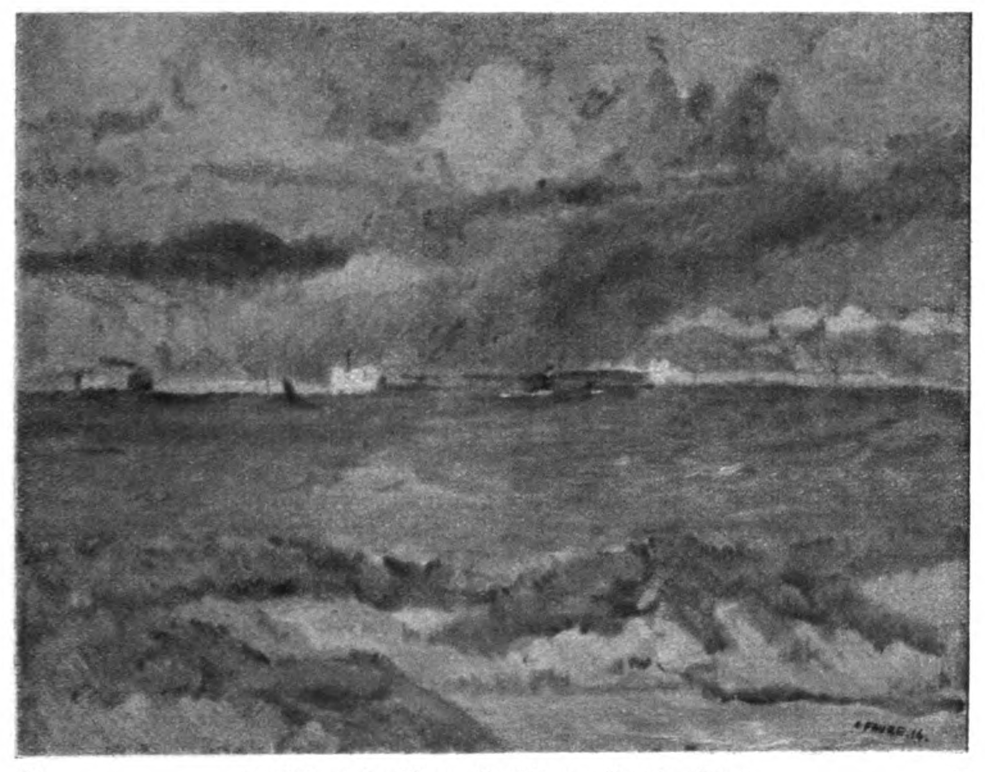
Es war auch das einzige echt Russische in Libau, das man finden konnte, der verlassene Kriegshafen. Die Beamten, die das russische Kontingent der Stadt gebildet hatten, waren abgezogen, und es blieben Deutsche, Letten, Juden, Polen und Litauer. Aber auf das Politische, das jetzt, da die Waffen schweigen, im Osten die Hauptrolle spielt, war man nicht an erster Stelle eingestellt. Es war Krieg, in dem wir siegten, und dem einfachen Empfinden des Marschierenden war es selbstverständlich, daß die Deutschen, die ihnen das Herz und Haus öffneten, befreite deutsche Brüder blieben. Noch stärker wurde dann dies Gefühl, als sich hinter dem Schleier unserer Kavallerie unsere Divisionen gegen die Düna und gegen die Misse schoben und fast ganz Kurland in unsere Hand kam. Ich lernte die Dünafront erst im November 1915 kennen, als sie schon wieder erstarrt war und auf dem größeren Teil der Linie nur seltene Schüsse über die breite graufließende Stromschranke fielen. Nur bei

Dünaburg brannte noch der Bewegungskampf.

Ende Oktober war der Schloßberg unter dem Einsatz von unserer schwersten Artillerie gestürmt worden. Ein paar Tage nach der Eroberung sah ich von seiner Höhe auf die Dünaebene hinab. Auf der flachen Kuppe des Berges hatte ein schönes Gutshaus gestanden und war eine stattliche Brauerei in Betrieb gewesen. Die mächtigen Krater unserer Granaten saßen neben dem Gutshaus, das durcheinander geworfen war, als hätte ein Riese mit den alten Mauern gespielt. Ein kleines Nebengebäude war verschont geblieben, sonst war das große Gut mit Schloß und Brauerei, mit Ställen und Gärtnerwohnungen, mit Kavalierhaus und Kapelle ein Trümmerhaufen. In einem Keller, den sich ein Offizier als Quartier gesucht hatte, standen ein paar gerettete Mahagonimöbel, und an den weißgetünchten Wänden hingen ein paar Ölbilder, gute Ölbilder, aus der Kapelle. Die Maria lächelte still auf den Knaben in ihrem Arm hernieder, die heimatlose Mutter Gottes, die der deutsche Offizier vor dem russischen Feuer bewahrt hatte.

Der jetzige Besitzer des Kellers hatte den Sturm auf den Schloßberg mitgemacht. Hinter den Wirtschaftsgebäuden hatten sich die russischen Reserven sammeln wollen. Als die ersten Granaten einschlugen, waren die Russen auseinandergerannt, und ihre Offiziere hatten sie nicht mehr zum Eingreifen zwingen können. „Unten brannte Illuxt. Wir stießen herunter. Durch! In der Kirche lagen die paar Einwohner, die geblieben waren, auf den Knien, als wir eintraten. Die russische Artillerie schlug ungeheure Wirbel. Wer wußte, wie es weiter gehen sollte? Ein Organist aus unserer Kompagnie setzte sich an die Orgel und spielte: ‚Ein' feste Burg'. Die Geschütze schrien laut dazwischen. Da fingen wir alle an zu singen. Offiziere und Mannschaften und Einwohner. Die ganzen Verse. Man hörte das Brausen in der Luft nicht mehr. Dann ging's weiter gegen die Kirchhöfe."

Eben, da ich über den Hügel hinter dem Herrenhaus nach der Stadt hinunterblickte, fing das russische Feuer auf die tote Stadt, in deren Kellern nur heimliches Leben atmete, wieder an. Unter den kahlen Bäumen im Park lag ein kleiner Stein: „Ma douce gaie petite chienne Folie, fidèle amie de six ans 1892—98". O merkwürdige Zeit, da man kleinen Hunden Denkmäler setzte! Das Schloß war Ruine, die alten Baumriesen des Parks waren zersplittert, über dem gelben Laub leuchtete der Stein der Spielerei einer Gräfin und ihr lebendiger Jagdhund streifte durch das tote Schloß, war nicht fortzubringen, wie die Pförtnerin



Im Kriegshafen Libau. Gemälde von Amandus Faure

auch, die mit ihren Kindern in den Ruinen kauerte.

Die drei Kreise, die längs der Düna den Zipfel Kurlands tief nach Litauen hinein bilden, habe ich dann in diesen Novembertagen durchfahren. Nach großem Frost und dichtem Schneefall setzte gelindes Wetter ein. Nebel zog über ganz Kurland. Es war vielleicht gut so. Verbrannte Schloßruinen hoben sich undeutlich aus den weißen Schleiern. Aus der Einsamkeit der Straßen, die auf Meilen kein menschliches Wesen zeigten, tauchte dann und wann ein Bauernhof, in dem die Kavallerie, die an der Düna im Schützengraben stand, ihre Pferde untergebracht hatte. Der Roggen lag in faulenden Hocken. Es war vielleicht gut so, daß der Nebel verbarg. Aber aus dem Gesicht des Landes hoben sich auch saubere Flachsfelder, Rübenstrecken, die kaum Unkraut kannten. Es standen da Dampfpflüge, die nur auf Arbeit zu warten schienen, reinlich gemauerte Scheunen, ordentliche Ställe. Alles zeigte die Arbeitsamkeit, den Aufschwung in diesem schönen Landstrich. Wer nicht wüßte, was es mit Kurland auf sich habe, wer völkerfremd und geschichtsunkundig nach Kurland hineinführe, müßte betroffen aufsehen und hätte selbst an diesem traurigen Kriegsbilde eine andere überlegene und starke Kultur erkannt.

Hinter der Düna lag die deutsche Linie und in ihr die gestorbene Stadt Friedrichstadt, in der nur das gespenstige Leben einer Stadt in der Front herrschte. Von Einwohnern hatten schon unsere einziehenden Truppen nichts mehr gesehen; nur ein paar Katzen huschten durch die Abendschatten der verlassenen Häuser, und rote Lohe glänzte seltsam auf den toten Fensteraugen der Häuser.

Noch zweimal sah die breite Düna die hochgeschwungene Fackel des Krieges. Als bei Üxküll die deutschen Kolonnen den Strom überschritten, um Riga zu nehmen, und als der Brückenkopf bei Jakobstadt den Russen entrissen wurde: dann kam auch hier die Zeit, da die Parlamentäre sprachen und die Geschütze schwiegen.

Südlich von der Dünafront erlebte ich den Tag, an dem der Waffenstillstand in Brest-Litowsk unterzeichnet ward und die Hurras von der russischen Linie anzeigten, daß die Nachricht zur Front gekommen war. Wir standen an einem der Verkehrspunkte, und da sagte ein russischer Offizier, eben wäre die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes vom Regiment zum Bataillon weitergegeben worden. Die Dezembersonne glitzerte auf dem weißen Schnee und den braunen russischen und den grauen deutschen Uniformen, die eng in einem Bilde beieinander waren.



Infanterie marschiert in die Stellung. Gemälde von Amandus Faure

Goethe im Harz

Von Karl Sternaux

Im Park zu Weimar, nicht weit von Goethes Gartenhaus und der Ilm so nah, daß man an windstillen Tagen ihr leises Rauschen gerade noch hören, daß man den Schimmer des Wassers durch das Gezweig von Weide und Erle gerade noch sehen kann, steht an einer Weggabelung ein kleines Monument. Efeu hat es, wie so vieles hier, fast ganz überrankt. Wer aber näher zusieht, dem bleibt der Säulenstumpf mit der Schlange nicht stumm. Drei Worte leuchten ihm, in den Stein eingegraben, entgegen: ‚Genio huius loci‘ lauten sie... Dem guten Geiste dieses Ortes! Goethe selbst hat den Stein gesetzt. Erinnerung verband ihn mit der Stätte. Traumbefangen, es rauscht der nahe Fluß, es flüstern rings die Bäume, es wandern am Himmel die Wolken, stehen wir davor, halbes Ahnen bedrängt das Herz. Und von des Steines stummer Mahnung gerührt, denken wir geheimnisvoller Stunde, wir, in immer erneuten Geschlechtern, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Genio huius loci ... noch zwei Geschwister hat das kleine Monument im Park zu Weimar, beredtere, nicht ganz so rätselvolle. Zwei Tafeln. Die eine ist in den Fels eingelassen, der das Römische Haus trägt. Die andere lehnt an dem Rasenhang, der hinter Goethes Gartenhaus aufsteigt, über dem Steintisch, an dem Goethe am liebsten gesessen. Beschwörung haucht uns entgegen:

„Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.“

Drei sichtbare Male, denen die Stimme verliehen, in alle Zukunft hinein von verrauschten Glückesstunden Goethes zu künden... drei Monumente genio huius loci, und der gute Geist war immer jene Frau, um die Goethe tiefstes Leid und Glück der Erdenkinder getragen: Charlotte von Stein. Er trug es mehr als zehen Jahre, er trug's nicht nur in Weimar, er trug es überall, wohin das Schicksal ihn in diesen Jahren zwischen 1776 und 1786 geführt, und der Steine, die unsichtbar von diesen süßen Martern künden, ist Legion. Denn wo auch nur er weilte, er hat immer an das stille Haus am Parkrand zu Weimar gedacht, wo heiße Sehnsucht Nacht für Nacht um ihn die Hände faltete. Die Tagebücher und die Briefe sind's, die statt der Steine dafür zeugen, auch sie monumenta liebender Erinnerung wie jene drei in Weimar, und wer, diese Tagebücher und Briefe fromm im Gedächtnis tragend, durch die Lande wandert, die das Herz Deutschlands sind, der begegnet auf Schritt und Tritt den unsichtbaren Steinen, die an Goethe mahnen und an die, die er so heiß geliebt und doch allein im Traum umfangen hat ... er sieht im Geiste, von seiner Erinnerung nicht betrogen, in manche Baumesrinde geschnitten, in manche Felswand gekratzt, auf manche Tapete geschrieben, in manches Fenster geritzt die drei Worte: genio huius loci, wie er sie im Park zu Weimar, hart an der Chaussee nach Belvedere, in Wirklichkeit gesehen hat. Von solchen nicht in Erz und Stein sich deutlich kündenden Stationen des Goetheweges sollen diese Zeilen sprechen.

⌘ ⌘ ⌘

Goethe im Harz? Sofort setzt die Erinnerung ein: natürlich, ‚Harzreise im Winter‘! Und doch ist diese Harzreise im Winter, die durch das wundervolle Gedicht des Achtundzwanzigjährigen, das auf ihr entstand, und durch die ebenso wundervolle Brahmssche Rhapsodie Ewigkeitsprägung erhalten hat, nur eine, die erste, und Goethe ist danach noch dreimal im Harz gewesen. Schon allein der Einfluß, den die drei Brockenbesteigungen auf Goethes ‚Faust‘ gehabt haben, sollte ein Wissen darum über das enge Gebiet der Forschung hinaus zumindest bei allen denen voraussetzen lassen, die immer wieder mit allen Sinnen den romantischen Zauber der Walpurgisnächte in den beiden Teilen des ‚Faust‘ nacherleben und nachempfinden können; sei es im Theater, wenn all der Hexenspuk auf der halbhellen Bühne vorübertaumelt und Faust und Mephistopheles durch Glimmergründe zum Brocken hinaufsteigen, sei es in der Stille des abendlichen Zimmers bei der Lektüre, wenn das Auge zu der Stelle gelangt: „Harzgebirg. Gegend von Schierke und Elend,“ sei es im Konzertsaal, wenn Mendelssohns Vertonung der ‚Ersten Walpurgisnacht‘ zu Musik werden läßt, was bisher nur als Wort in uns gebrannt ... aber das Wissen darum ist spärlich. Nicht alle Harzreisen Goethes haben wie die erste des Winters 1777 dichterische Verklärung gefunden, und so viele und so reiche Zeiten seines Lebens der Dichter später sich und uns auch nacherzählt hat, gerade über die elf Jahre in Weimar, die bis zur Italienischen Reise reichen und die das Verhältnis zu Frau von Stein mit dem zartesten Duft überhaucht, hat er sich, ähnlich wie über die späteren Jahre mit Schiller, ausgeschwiegen. Wer sich in diese Zeit versenken will, ist auf die Tagebücher und die Briefe, vorzugsweise

auf die Briefe an Charlotte von Stein, angewiesen, die auch jetzt noch, wo sie längst schon vielfach zugänglich sind, dem großen Leserkreis, der wohl Gedichte und Romane, nicht aber solche Dinge zu lesen versteht, allzuviel Schwierigkeiten bereiten, als daß er sich über den flüchtigen Genuß am einzelnen hinaus ein Bild der ganzen Zeit daraus aufbauen könnte.

Und doch! Wie organisch fügt sich, geht man erst einmal an diese ‚Arbeit' heran, ein Steinchen ans andere, um schließlich das wunderbare Mosaik zu ergeben, das Goethes Leben gerade in dieser strahlenden, von Jugend und Liebe verklärten Zeit, tausendfarbig auf Goldgrund widerspiegelt! Tag schließt sich an Tag, Woche an Woche, Jahr an Jahr, und über allem steht in milde schimmernder Gloriole: „Alles um Liebe". Und so steigen denn auch, geweckt vom Willen zur Hingabe, aus der Vergessenheit die Epochen herauf, um die bisher ungewissestes Zwielicht zitterte. ‚Goethe im Harz' — bislang eine Formel, die wenig oder nichts besagte und höchstens diesen oder jenen einmal zu den Gedichten greifen ließ, um dort die ‚Harzreise im Winter' mit mehr oder weniger Verständnis nachzulesen — diese erstarrte Formel wird zu leidenschaftdurchglutetem Leben, das Stumme gewinnt Sprache und zieht den Freund der deutschen Landschaft in ähnliche Zauberkreise wie anspruchsvollere die Schilderung der Italienischen Reise.

⁂ ⁂ ⁂

Es war Ende November 1777. Weimar lag bereits im Winterschlaf. Da unternahm der Herzog eine Jagd auf wilde Schweine im Eisenachschen. Goethe, über die erste wilde Zeit in Weimar schon längst hinaus und Frau von Stein, der ‚lieben Frau', bereits ganz hingegeben, stand der Sinn nach anderem als lautem Jagdvergnügen; er hatte einen ‚wundersamen geheimen Reiseplan', erwirkte sich kurzen Urlaub und wollte erst später wieder mit der Jagdgesellschaft zusammentreffen. Ihn bekümmerten nämlich — wie er selbst mehr als vierzig Jahre später in der ‚Campagne in Frankreich' erzählt — Briefe eines jungen Theologen aus Wernigerode, eines gewissen Plessing, den tiefste seelische Nöte quälten und der sich an Goethe, den berühmten Dichter des ‚Werther', um Hilfe gewandt hatte. Ihn wollte er besuchen. Gleichzeitig wollte er einmal das Harzer Bergwesen aus eigener Anschauung kennen lernen, um das, was er dort sehen würde, nutzbringend für das in Verfall geratene Bergwerk in Ilmenau, das wieder in Gang gebracht werden sollte, zu verwenden. An diese ‚Reise auf den Harz' hatte er schon lange gedacht, jetzt verwirklichte er sie. Am 29. November bricht er auf, ‚in wunderbaar dunckler Verwirrung' seiner Gedanken, wie er an Frau von Stein schreibt. Weitere Briefe an diese, sein ‚lieb Gold', das Tagebuch und die schon erwähnte nachträgliche, allerdings nicht ganz genaue Beschreibung des Besuchs bei Plessing in Wernigerode aus der ‚Campagne' geben ein prächtiges, fast lückenloses Bild dieser ersten Harzreise, das noch ergänzt wird durch die literarische Erklärung des Gedichts ‚Harzreise im Winter', die Goethe selbst 1821 im 3. Band von ‚Kunst und Altertum' auf den Kannegießerschen Deutungsversuch hin veröffentlichte. Ein ‚bizarres Abenteuer' nennt er selbst in dieser Erklärung die Reise, und bizarr genug war sie. Ganz alleine reitet er los, in Nacht und Schnee hinein, immer in stiller Seelenzwiesprache mit der geliebten Frau, die an allem teilnehmen muß; er heißt Weber, ist ein Maler, hat Jura studiert, beträgt sich höflich gegen jedermann und ist überall wohl aufgenommen, hat auch bisweilen Heimweh. Notizbuchblätter, in heftigstem Mitteilungsdrang den Briefen schnell noch nachgesandt, geben die Stationen im einzelnen an! Im regnerischen Elbingerode, hoch zwischen Rübeland und Dreiannenhohne gelegen, formen sich die ersten Verse des unsterblichen Gedichts:

„Dem Geier gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied!"

Der Besuch der Baumannshöhle, in der er bei Fackellicht bewundert, wie die ‚schwarzen Marmormassen, aufgelöst, zu weißen krystallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt' sind, läßt ihn das Begonnene, wieder ans Tageslicht zurückgekehrt, ‚mit ganz frischem Sinn' fortsetzen ... auf Klippen sitzt er herum und zeichnet und dichtet. Und schreibt inzwischen nach Weimar, als ob er in der Einsamkeit der Harzberge sich so recht besonnen hätte: „Ich hab' Sie wohl sehr lieb," träumt von der Grünen Stube. Am 3. Dezember ist er in Wernigerode, bei Plessing. Die köstliche Erzählung dieses abendlichen Besuchs in der ‚Campagne' deutet reizvollst den ‚damaligen liebevollen Zustand seines Innern'; das Abenteuerliche — Goethe gibt sich nicht zu erkennen, hört sich selbst aus Plessings Munde seines Schweigens wegen anklagen, muß sich gleichsam selbst entschuldigen, lüftet aber trotz alledem nicht die behagliche Maske — verleiht dem Ganzen die Spannung einer Novelle, und die winkligen Gassen Wernigerodes, tief im Schnee, darüber der sternenklare Winterhimmel, ergeben ein Bild von bezauberndem Reiz! Daß Goethe den armen Plessing nun im Stiche läßt, ihn nicht mehr am andern Tage wieder aufsucht, sondern fortreitet, ist wieder ganz er selbst. Für ihn war die Sache eben abgetan. Wie tief er aber doch die flüchtige Episode seelisch empfand, das bezeugt die Fortsetzung des Gedichts:

„Ist auf deinem Psalter
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!"

Und das Notizbuch nennt weiter: Ilsenburg, Goslar. Die Briefe ergänzen: „Ein ganz entsezlich Wetter hab ich heut ausgestanden. Was die Stürme für Zeugs in diesen Gebürgen ausbrauen ist unsäglich, Sturm, Schnee, Schloßen, Regen, und zwey Meilen an einer Nordwand eines Waldgebürgs her ...“ In Goslar aber ist er „wieder in Mauern und Dächern des Alterthums versenckt“. Von den Harzbewohnern sagt er: „Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zuge, Liebe zu der Klasse Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren.“ Er besucht die Bergwerke am Rammelsberg, die Hüttenwerke an der Oker, fährt in Claustal in die Gruben ein, wo er beinahe von herabstürzender Wacke erschlagen wird. Er empfindet es als seltsam, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo von unterirdischem Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen“ und schläft sich am 9. Dezember in Altenau von all dem Erlebten der letzten Tage ‚unendlich‘ aus. Nun jedoch, wo er sich immer ‚tiefer ins Gebürg gesenckt‘, seine Sehnsucht, den Brocken zu besteigen, der Erfüllung nahe ist, nehmen die Briefe an Frau von Stein fast hymnischen Charakter an: „Was soll ich vom Herren sagen mit Federspulen, was für ein Lied soll ich von ihm singen? im Augenblick wo mir alle Prose zur Poesie und alle Poesie zur Prose wird.“ Am 10. Dezember erklimmt er den Brocken, vom Torfhaus aus, über Schnee und Eis hinweg — allein geleitet vom Förster aus dem Torfhaus. Das Notizbuch meldet: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenckest.“ Es war ein halsbrecherisches Unternehmen — und war ein Erlebnis von Ewigkeitswert. Nun lüftet er auch das Geheimnis, in dem er sich selbst vor der geliebten Frau geborgen hatte, waren doch sogar alle Briefe an sie ohne Ortsangabe gewesen! „Ich will Ihnen entdecken (sagen Sie's niemand), daß meine Reise auf den Harz war, daß ich wünschte den Brocken zu besteigen, und nun, Liebste, bin ich heut oben gewesen ...“

Über Claustal, Andreasberg, Lauterberg, Duderstadt — immer in Nebel, Kot und Regen —, über Mühlhausen gelangt er am 15. Dezember, also nach reichlich vierzehn Tagen, nach Eisenach, wo er die herzogliche Jagdgesellschaft vollzählig antrifft. Aber die Jagd war aus, und zwei Tage später ist er schon wieder in Weimar. Wo er das Gedicht vollendet hat, ist ungewiß, vielleicht noch unterwegs, vielleicht auch erst in Weimar. Wie stark der Eindruck der Brockenbesteigung aber gewesen sein muß, das gibt der psalmenartige Schluß der ‚Harzreise im Winter‘ ergreifend wieder — es ist, als ob der Brockensturm darin sein uraltes Lied singt, vom leisen Säuseln bis zum wütenden Orkan, es ist, als ob man erbebend die Donner einer Beethovenschen Sinfonie hörte.

✠ ✠ ✠

Für die zweite Harzreise, im September 1783, sechs Jahre später also, unternommen, fließen die Quellen spärlicher. Keine spätere Aufzeichnung, nichts Dichterisches, kein Tagebuch legen Zeugnis davon ab; wir sind allein auf die Briefe an Frau von Stein angewiesen.

Am 6. September tritt er die Reise an, diesmal mit Fritz von Stein, Lottes Lieblingssohn, zusammen, den Goethe bekanntlich Anfang 1783 zu sich genommen hatte und erzog. Er besuchte zunächst in Langenstein die Frau von Branconi, die ‚schöne Frau‘, wie sie allenthalben hieß, die er 1779 in Lausanne kennen gelernt hatte. Sie war die Geliebte des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Lotte von Stein war ein wenig eifersüchtig auf sie, und Goethe neckt sie in einem Briefe, daß sie „immer Sturm und leidig Wetter gemacht“ hätte, solange er bei der schönen Frau gewesen wäre ... In Halberstadt will er dann die Herzogin erwarten, aber ein kleiner Abstecher von zwei Tagen führt ihn und Fritz erst nach Blankenburg, von wo aus sie bei schönstem Herbstwetter das Bodetal besuchen: ‚Wallfahrt nach dem Rostrapp‘. Goethe wünscht, daß Frau von Stein dabei gewesen wäre, als er ‚mit Fritzen auf einem großen in den Fluß gestürzten Granitstück‘ zu Mittag gegessen habe ... wie heimlich und reizend mutet das an, wenn man selbst das Bodetal genau kennt und dort in frühen Jahren selbst mit einem väterlichen Freunde auf den blankgewaschenen Steinen herumgeklettert ist! Nur wird es ja zu Goethes Zeiten noch etwas unwirtlicher ausgesehen haben als in meinen Knabenjahren, und einen ‚Waldkater‘, wo man Forellen frisch aus der Bode essen konnte, wird es auch noch nicht gegeben haben! — Tags drauf waren die beiden dann ‚im Rübelande‘, haben die Marmorbrüche und die Mühle besichtigt, Goethe hat, Erinnerungen auffrischend, Fritz die Baumannshöhle gezeigt, und immer hat er Frau von Stein an den schönsten Stellen ‚sehnlich‘ zu sich gewünscht ... „hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten“, mag er nun von uralter Steinbrücke herab auf das Dahinschießen des Wassers gestarrt und kleinen Glitzerwellen Grüße aufgetragen haben nach dem stillen Kochberg, oder mag er in manchem Felsen, mancher Klippe ‚Gesellen‘ jenes Steins begrüßt haben, der im Garten am Stern über seinem Lieblingssitze in den Rasenhang eingelassen war, Denkmäler des Glücks! — Und nach kurzem zweiten Aufenthalt in Halberstadt, wo inzwischen die Herzogin eingetroffen war, geht's dann am 17. September nach Claustal und Zellerfeld, wo Goethe sich ‚recht in seinem Elemente‘ befindet; er freut sich, daß er mit seinen ‚Spekulationen

über die alte Kruste der neuen Welt' auf dem rechten Wege ist, und ‚füttert sich mit Steinen an'. Am 21. September erklettern sie, vom Oberberghauptmann von Trebra aus Zellerfeld geleitet, vom Torfhause aus den Brocken; der alte Förster Degen vom Torfhaus erkennt Goethe, den er 1777 durch Schnee und Eis auf den Brocken geführt hat. Er meint: „Nun! da kommen Sie denn doch noch einmal, in einer besseren Jahreszeit den Brocken zu besuchen," und fährt fort: „Sie würden damals, als Sie mitten im Winter von mir begehrten, daß ich Sie auf den Brocken führen sollte, mich mit allen ihren guten Worten doch gewiß nicht beredet haben, Ihr Führer zu sein, wenn nicht eben durch den gar zu starken Frost eine harte Rinde über den tiefen Schnee gezogen gewesen wäre, die uns tragen konnte." Nun, diesmal war der Aufstieg nicht so gefährlich und beschwerlich, und „oben auf dem Gipfel auf den alten Klippen", wo Goethe wohl die ersten wirklichen Eindrücke für die Brockenszenerie des ‚Faust' empfing, hat er sich nach Lottes ferner Wohnung umgesehen und ihr ‚die Gedancken der lebhafftesten Liebe' zugeschickt — derweilen ihr Knabe, der Sohn eines anderen und ihm doch lieb wie sein eigener, um ihn herumsprang. Auch hier: Genio huius loci! —

Damit hatte die zweite Harzreise ihr Ende erreicht. Denn Göttingen, wo Caroline Michaelis, die spätere Frau Schlegels und Schellings, ihn flüchtig sah und sehr bewunderte, und Cassel, wo Goethe am Hof Besuche machte, gehören nicht mehr hierher.

❈ ❈ ❈

Und zum dritten: Ein Jahr später! Erholungs-, Dienst- und Forschungsreise in eins. Denn Goethes geologische Studien hatten inzwischen immer festere Gestalt angenommen, waren aus früher Spielerei zu ernster wissenschaftlicher Betätigung geworden: der Geist, der alle Gründe und Abgründe des Seins durchdrang, rätselte am Realsten, Gegenständlichsten, am Boden der alten Mutter Erde. Hofrat Kraus war diesmal der Begleiter, Georg Melchior Kraus, auf Goethes Betreiben, der ihn schon 1769 in Frankfurt a. M. kennengelernt hatte, seit 1780 Direktor der neu gegründeten Weimarer Zeichenschule. Er sollte das, was Goethe auf dieser dritten Harzreise interessant dünkte, im Bilde festhalten, und durch die Zeichnungen Kraus', die leider bis auf wenige, die in einem Werke Trebras veröffentlicht sind, unzugänglich sind, erhält diese Reise noch mehr wissenschaftlichen Charakter. Diesen bezeugt auch das ernsthaft geführte ‚Geognostische Tagebuch der Harzreise'. Hauptquelle sind aber auch hier die Briefe an Frau von Stein, diese unerschöpflichste Fundgrube, und diese Quelle ist diesmal besonders interessant, weil das Verhältnis zwischen Goethe und Lotte von Stein sich schon dem Punkte näherte, wo es kein Darüberhinaus mehr gab; der Siedepunkt war so gut wie erreicht, und das unsagbar herrliche Gedicht, das Goethe von dieser Reise aus, aus Braunschweig, an die Geliebte richtet, jenes:

> „Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
> Die mein Geschick an deines angehangen,
> Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
> Mein Bitten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an deinem Leben hängt"

spricht doch am deutlichsten für jenes schon zwiespältige Gefühl, das ihn in gleicher Weise von dieser Frau entfernte wie wieder zu ihr hintrieb und das erst in der Flucht nach Karlsbad zwei Jahre später Erlösung fand.

Am 8. August begann die Reise. Sie brachte Goethe eigentlich nur Bekanntes und Vertrautes. Erinnerung gibt auf Schritt und Tritt unsichtbares Geleit. So heißt es einmal in den Briefen an Charlotte: „Ich freue mich die Berge wiederzusehen, die ich schon vor Jahren mit Sehnsucht zu Dir im Herzen bestiegen habe." Und ein andermal: „Wie Deine Liebe mir nah ist, mag ich nicht sagen. Vor sieben Jahren schrieb ich Dir auch von hier ..." das war in Elbingerode.

Über Zellerfeld und Goslar geht es nach Braunschweig, wo Goethe bei Hofe zu tun hat, längere Tage, und von Braunschweig über Goslar, den Brocken, das Bodetal, nach einem neuerlichen Besuch bei Frau von Branconi, „la fée de Langenstein dont tu — schreibt er an Frau von Stein — ne seras pas jalouse", zurück nach Weimar zu ‚sa douce, son adorable amie". Hauptpunkte sind auf dieser Reise eigentlich nur der Brocken und das Bodetal mit dem Roßtrappfelsen. Den Brocken besteigen die beiden Reisenden von Goslar aus am 4. September, — es ist das dritte- und letztemal, daß Goethe oben ist. Sie finden diesmal schon ein Brockenhaus vor, und Goethe zeichnet sich in das Fremdenbuch mit dem folgenden Spruche aus dem „Astronomicon" des Manilius ein:

> „Quis coelum posset nisi coelere munere nosse
> Et reperire deum nisi qui pars ipse deorum est.
> d. 4. Sept. 1784 Goethe."

Im Bodetal, das sie von Elbingerode—Rübeland aus, dem Flußlauf abwärts folgend, hinabwanderten, haben sie dann „alle Felsen der Gegend angeklopft", und „Krause hat ganz köstliche Dinge gezeichnet". Über ‚den Roßtrapp' enthalten die Briefe nichts mehr. Hier erzählt das ‚Geognostische Tagebuch' trotz seiner Kürze und Trockenheit mehr, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht und das Bodetal bei Treseburg kennt, der wird sich mit einiger Phantasie ausmalen können, wie Goethe und Kraus sich durch die zerklüfteten Schluchten und Engpässe hinquälten. Ab und zu halten die beiden inne. Dann fliegen Felleisen und Mantelsack ins Gras. Kraus greift zu seiner Skizzenmappe. Goethe aber, immer noch jugendlich schlank, in Reiserock und Dreispitz, schreitet gelassen zwischen den wirren Felstrüm-

mern hin und her, beklopft gebückt Wand um Wand, und sein Hammer lockt aus den starren Granit Hall und sprühende Funken. Ist es ein Mensch oder ist es mehr als ein Mensch, der da den stummen Bergen ihr letztes Geheimnis entreißen will?... „werde mir Zeuge, du Stein!“ Wer hat's gesprochen? Niemand. Ein Nachhall des Herzens äfft uns. Aber doch sind diese Steine, diese wilden Felsen längs der Bode Zeugen dessen, daß ein Großer sie einst angerührt, bei ihrem Erklingen vielleicht an die Frau gedacht hat, die er, ach! so bald verlassen sollte, um sie nie wiederzufinden. „Lebe tausendmal wohl!“ — das ist das letzte Wort, das sie damals aus dem Harz erhielt. Es wohnt noch jetzt im Echo der heiligen Harzberge.

⌘ ⌘ ⌘

1805. Schiller ist im Mai gestorben. Um den kränkelnden, alternden Goethe — er ist jetzt sechsundfünfzig Jahre alt! — häkelt die Einsamkeit. Die Hälfte seines Daseins habe ihm Schillers Tod entrissen, klagt er dem neuen Freunde Zelter. Da besucht ihn im Juni der Philologe Friedrich August Wolf aus Halle und muntert ihn ein wenig auf. Schon im Juni erwidert Goethe mit seinem Sohne August den Besuch des umgänglichen, wissensreichen und stets heitergestimmten Mannes, und unternehmungslustig fahren alle drei auf vierzehn Tage nach dem nahen Harz. Es ist Goethes vierte und letzte Harzreise.

Wie anders sah er die Berge wieder, die er einst im ersten Rausche junger Liebe erstiegen! Achtundzwanzig Jahre waren es her, daß er abenteuerlustig mitten im Winter auf den Brocken geklettert war; jetzt sah er ihn von weitem, von Thale aus, winken ... er lockte ihn nicht mehr. Mehr als die Berge reizten ihn diesmal seltsame Menschen. Ihnen galt die Reise. Goethe selbst hat sie ausführlich in seinen Annalen geschildert; stellenweise gehört diese 1822 abgefaßte, viel zu wenig bekannte Schilderung zum Schönsten, was wir in Prosa überhaupt von Goethe besitzen; besonders gegen das Ende blüht die Harzlandschaft noch einmal in so wundervollen Farben auf, daß man geradezu hingerissen wird und nur bedauert, daß der Dichter in diesen Annalen nicht auch auf die Harzreisen von 1783 und 1784 noch einmal eingegangen ist. Aber auch hier mag er wohl nicht an etwas haben rühren wollen, was er für immer begraben hatte ... die Wunde, die er Frau von Stein geschlagen hatte, schmerzte wohl am tiefsten ihn!

Ja, ein wie anderer war er geworden, als er diese vierte Harzreise antrat. Ein Leben lag hinter ihm. Die italienische Reise hatte ihn von der Frau getrennt, die ihm einst Inhalt und Sinn des Lebens gewesen, eine andere hatte ihm den Sohn geboren, der jetzt im Wagen neben ihnen saß. Diese erhielt jetzt liebevolle Briefe, an jene diktierte er nur einen höflichen Bericht. Freier als diesen beiden gegenüber äußerte er sich zu den Freunden: zu seinem Herzog und zu Zelter, und zwei ausführliche Briefe an Carl August sind es denn auch, die die beste Ergänzung zu der Schilderung in den Annalen bilden.

Man fuhr zunächst von Halle nach Magdeburg, wo Goethe der Dom mit seinen alten Kaiserstatuen besonders interessierte, dann nach Helmstädt, wo man den Sonderling Beireis, einen regelrechten Vorfahren späterer Hoffmannscher Gestalten, besuchte, besah sich in Harbke den schönen Veltheimschen Park mit seinen seltenen ausländischen Hölzern, kehrte auf dem Gute des ‚tollen Hagen‘ ein, ging gerne und willig in dem winkligen, stimmungsvollen Mittelalter Halberstadts mit seinem Dom und seinen noch nahen Gleim-Erinnerungen auf und landete endlich im Bodetal. Goethe sah es nun zum dritten Male, und nach der Schilderung, die er gibt, scheint es nie so stark auf ihn gewirkt zu haben wie gerade diesmal. Sah er mit anderen Augen? Wirkten die Erinnerungen, die ihn mit dieser schönsten Stelle des Harzes verknüpften, verklärend? Hörte er im Echo den geliebten Namen, den er einst so oft in diese Berge und Täler gerufen? Sah er sich wieder mit Fritz von Stein auf den Steinen der Bode sitzen?... wer will es wissen? Vor langen, langen Jahren hatte er einmal ‚im Rübelande‘, hart unter der zauberhaften Baumannshöhle, auf einer Brücke gestanden und in das eilig dahinstürzende Wasser der ‚Bude‘ geschaut; damals trugen die Wellen Grüße nach Weimar; jetzt stand er am ‚Hammer‘ in Thale, ruhig strömte der Fluß in seinem niederen Geröllbett dahin, so ruhig und gelassen, als ob es gar keine Eile, keine Aufregung gäbe, staute sich am Wehr und wurde stiller, dunkler Spiegel. Die großen, dunklen Dichteraugen sahen und begriffen es: Abbild des Lebens, das verrauscht und stille wird wie dieser Fluß. Da rief ein Klang ihn, kam von irgendwo: „Lebe tausendmal wohl!“ — was quälte ihn der Klang im Ohr? Er wandte sich.

Über Ballenstedt, Aschersleben, Cönnern ging's wieder nach Halle. Im Wagen lärmte der halbwüchsige August. Und über Lauchstädt gelangte man dann bald nach Weimar. Da war Goethes letzte Harzreise aus. An der Stelle aber, wo sein Auge zum letzten Male jenes unvergleichliche Panorama, das Roßtrappe und Hexentanzplatz mit dem Bodetal zusammen bilden, umfangen hat, steht ein Stein. Man sieht ihn nicht, denn er ist nicht sichtbar. Es ist ein imaginärer Stein. Aber manche sehen doch die Worte, die darauf stehen. Auch sie lauten: Genio huius loci!

Für uns aber gilt, was Goethe einmal — drei Jahre später — an die Malerin Karoline Bardua schrieb: „Der Brocken wird noch eine Weile auf seinen Füßen stehen bleiben, und die Spur des Roßtritts auch nicht so bald verlöschen“ ... nein, so bald nicht, und mit ihnen wird die Erinnerung an Goethe dauern, dem sie so oft Erschütterung und tiefstes Erlebnis gewesen.

Der Schuß auf dem Bardanjol

Eine Erzählung aus Albanien von Borwin Garlitz

Fortsetzung

Zwei Tage später ritten Briesen und Fuad gen Osten, begleitet von zwei Gendarmen und einigen bewaffneten Albanern.

Die Satteltasche Fuads barg den Beutel mit dem Lösegeld. Dreitausend Kronen in Wirklichkeit — eintausend nach Briesens Annahme. Es war nicht leicht gewesen, ihn zur Annahme auch nur der letzten Summe zu bewegen, und Major Wächter hatte schließlich ein Machtwort sprechen müssen. Und die Sorge, nach Deutschland zurückgeschickt zu werden, wenn er weiter widerstrebte, gab den letzten Ausschlag: jetzt von Gwendolin sich trennen zu müssen, erschien ihm unerträglich.

Die große Ebene, die Skutari von dem Gebirge des inneren Landes trennt, erlaubte durchwegs einen flotten Trab, so daß in einer Stunde der Eintritt in die Berge erreicht war.

Briesen sah nach der Uhr und sagte: „Es ist bereits die Zeit, zu der die Zusammenkunft beginnen sollte."

„Wir haben jetzt noch einen steilen Aufstieg von etwa einer Stunde," bemerkte Fuad, „dann aber sind wir schon im Lande der Skreli und gleich darauf beim Skrelehan, dem Wirtshaus, wo die andern uns erwarten. Die Albaner pflegen nicht sehr pünktlich zu sein, schon weil sie keine Uhren besitzen, und außerdem ist es besser, daß Sie als deutscher Offizier ihre höhere Stellung dadurch anzeigen, daß Sie später als die übrigen Teilnehmer ankommen."

Auf halber Höhe wurde den Pferden eine Pause von fünf Minuten zum Verschnaufen gelassen. Von hier konnte man Skutari und fast den ganzen See überblicken.

Bald begann der Aufstieg aufs neue, und der Weg wurde schließlich so schlecht, daß Briesen es manchmal nicht für möglich hielt, zu Pferde vorwärtszukommen. Aber niemals stieg der voranreitende Gendarm ab. An schwindelnden Abgründen ging es vorbei, wo der Pfad so schmal wurde, daß die Pferde um Zentimeterbreite am unsicheren Rande gehen mußten. Durch Schutthalden, die abbröckelten und rutschten, arbeitete man sich hindurch.

Endlich wurde die Aussicht wieder frei. Fuad wies nach vorn: „Sehen Sie dort das Häuschen dicht am Hange? Das ist der Han, der Platz unserer Zusammenkunft."

In diesem Augenblicke hörte man von drüben her ein lebhaftes Gewehrfeuer, und leise summend und pfeifend flog eine Anzahl von Geschossen über ihre Köpfe fort.

Keiner der Albaner verzog eine Miene, so daß auch Briesens jähes Stutzen sofort verflog.

„Das gilt unserer Begrüßung," erklärte Fuad, „und ist ein Zeichen der Freude und eine Ehrung für uns."

Als sie sich dem Han näherten, sahen sie eine Anzahl von Pferden, alle mit Sätteln auf den Rücken, die, frei herumgehend, sich ihr Futter suchten. Eine Schar von Albanern lag im Schatten eines Kastanienbaumes und erhob sich beim Herannahen des Zuges. Briesen grüßte zuerst als der Höherstehende mit dem albanischen ‚Nogat Jeta', worauf die Antwort im Chor auch ihm ein langes Leben wünschte.

Dann wurde abgestiegen, und Briesen ging mit Fuad zu dem Han, ohne sich um die Skrelis weiter zu kümmern. Denn noch schwebte ja die Blutschuld zwischen ihnen. Vor dem Hause waren Tische und Bänke, die beiden nahmen Platz, und als der Wirt fragte, ob sie Kaffee ‚alla Franka' oder ‚alla Turka' wünschten, bestellten sie den letzteren.

Nach einiger Zeit kam ein Abgesandter der Skrelis und fragte Fuad, aus welchem Grunde der deutsche Offizier in ihr Land gekommen wäre.

„Der deutsche Offizier ist einer der tapfersten Männer seines Landes und außerdem mein Bruder. Er hat gehört, daß die Skrelis Klage gegen ihn führen wegen des Todes einer ihrer Angehörigen. Mein Bruder fühlt sich unschuldig an dem Tode dieses Mannes. Da aber vielleicht einer seiner Soldaten die tödliche Kugel abgeschossen haben kann, und mein Bruder den innigsten Wunsch hat, mit dem tapferen Stamme der Skrelis nicht nur in Frieden, sondern sogar in Freundschaft zu leben, so ist er hierher gekommen, um Lösegeld zu bieten vor der Versammlung der Ältesten, wie es die Sitte erfordert. Geh hin zum Bairaktar und melde ihm unser Begehren." Der Albaner ging und kam nach einiger Zeit zurück. „Der Bairaktar läßt Euch sagen: Der Stamm der Skrelis hat die größte Ehrfurcht vor dem mächtigen Stamme der Deutschen und ist über den Besuch eines seiner Angehörigen hocherfreut. Niemals hat einer der Unsrigen es für möglich gehalten, daß der tapfere Deutsche absichtlich unseren Bruder erschossen hat. Aber der

beste Beweis dafür, daß der Deutsche unser Freund ist, liegt darin, daß er hierher kam, um ein Lösegeld zu zahlen, wie es der Würde seines eigenen Landes und dem Werte des Toten entspricht. Die Ältesten haben zwei Vertreter bestimmt, welche mit den Eurigen das Nähere besprechen sollen."

Fuad übersetzte Briesen die Rede und schickte dann zwei seiner Leute mit, die genau instruiert waren.

„Jetzt geht noch ein langer Handel um das Lösegeld vor sich, der nun einmal dazu gehört. Die Skrelis fordern anfänglich viel mehr, als sie zu bekommen hoffen. Dabei preisen sie die Vorzüge des Toten, während unsere Vertreter wieder Ihre Tugenden hervorzuheben haben. Das wird einige Stunden dauern, und während dieser Zeit können wir uns durch Schießen nach der Scheibe unterhalten, weil diese Beschäftigung uns in den Augen der Skrelis besonders heben wird. Ich habe Sie darum auch gebeten, Ihre Fernrohrbüchse mitzubringen."

Fuad schickte nach den Gewehren und sah sich nach einer passenden Scheibe um. Unterdessen waren die Skrelis aber auch schon auf den gleichen guten Gedanken gekommen, sich die Zeit mit Schießen zu vertreiben.

Zwischen zwei etwa einhundertundfünfzig Meter entfernten Bäumen war ein Hammelfell als Scheibe ausgespannt. Hiernach schossen nun aber nicht etwa die einzelnen Schützen, sondern die ganze Gesellschaft verfeuerte gleichzeitig eine große Menge von Patronen, und nach einiger Zeit sah man nach, wie oft das Fell durchlöchert war.

Briesen war schon bekannt, daß die Albaner gerade keine glänzenden Schützen wären, und hatte die Absicht, ihnen mit seiner Fernrohrbüchse zu zeigen, was ein deutscher Schütze leisten konnte.

Fuad entdeckte eine viereckige Blechkanne und kaufte sie dem Wirte ab. Es war eine der unter dem Namen ‚Tenneken' im ganzen Orient bekannten Gefäße, in denen die Standard Oil Compagny überall hin ihr Petroleum verschickt. Fuad erzählte, daß dieses die einzigen Gefäße sind, die ins Innere des Landes zu kommen pflegen, daß sie daher von den Albanern zu den mannigfachsten Verwendungen gebraucht werden.

Dieses ‚Tenneken' stellte Briesen in etwa zweihundert Meter Entfernung derartig auf einer Felsspitze auf, daß es bei jeder Berührung umfallen mußte. Dann ging er zurück, richtete sein Fernrohr genau auf die Entfernung ein und suchte sich einen geeigneten Punkt zum Auflegen. Gespannt beobachteten die Skrelis diese Vorbereitungen und hörten selber mit Schießen auf.

Briesen legte auf dem Aste eines Baumes an und ließ sich Zeit zum Zielen. Als endlich der Schuß knallte, fiel im gleichen Augenblick das Tenneken um, worauf eine mächtige Freude unter den Albanern entstand, die ihrer Bewunderung durch Händeklatschen Ausdruck verliehen.

Da nahte sich ein Albaner auf schweißbedecktem, völlig erschöpftem Pferde, sprang ab, eilte auf Fuad zu und blieb in ehrerbietiger Haltung vor ihm stehen.

„Was bringst du, wackerer Hasi, und woher kommst du?"

„Gestern morgen ritt ich vor den Toren Prisrens ab, sechsmal wechselte ich mein Pferd, und der Schlaf sah meine Augen nicht. Ich bringe Kunde von den Brüdern."

„Was geschah, seit ihr Prisren nahmt?"

„Die Stadt wurde von zwei serbischen Bataillonen mit Maschinengewehren verteidigt, gegen die alle wütenden Anstürme der Unsrigen vergebens waren. Als aber die Nacht kam, da geschah ein Wunder, das die Serben nie vermutet hätten. Es gelang, Waffen in die Stadt zu schmuggeln, die in den Haremliks versteckt wurden. Kein waffenfähiger Albaner war ja in der Stadt, nur Frauen und Kinder. Aber unsre Frauen sind ihrer Männer wert. Die Not des Vaterlandes, die Sehnsucht nach ihren Geliebten, ließ sie für kurze Zeit weibliche Scheu vergessen. Als wir mitten in der Nacht zum Sturme ansetzten, da ertönten im Rücken der Serben aus allen Häusern heraus Schüsse. Der Feind glaubte sich verraten und ergab sich nach kurzem Kampfe. So haben unsere Frauen die Stadt erobert."

Der Albaner, dem der Schweiß von der Stirn perlte, schöpfte tief Atem, ehe er weiter berichtete. „Aber es blieb uns nicht vergönnt, die Stadt zu halten. Der Serbe brachte Verstärkungen heran. Und als seine Artilleriegeschosse in die Stadt einschlugen, da beschlossen die Ältesten die Auswanderung. Während die Männer vorn im Kampfe lagen, packten die Frauen das Unentbehrlichste auf die Pferde, nahmen die Kinder an die Hand und wanderten fort in der Richtung auf die schutzbringenden Berge. Die reichen Häuser, die blühende Ernte, der in Jahren des Glücks erworbene Hausrat, alles mußte dem beutegierigen Feinde überlassen werden. Aber während die Kinder weinten, kam kein Wort der Klage über die Lippen der Frauen. Fast zwölf Stunden dauerte der Auszug, dann war die blühende Stadt leer, und langsam zogen auch wir Männer uns vor dem übermächtigen Feinde zurück. Als ich fortritt, da waren die Frauen schon im sicheren Schutze der Berge, deren Eingänge die Unsrigen unerschüttert hielten. Man sandte mich aus, um dieses alles in Skutari zu melden. Zehntausende von Flüchtlingen wissen nicht, wohin sie weiter ziehen sollen, und was das Schlimmste ist, schon jetzt droht Nahrungsmangel. Hilfe ist dringend nötig."

Als der Hasi geendet hatte, sagte Fuad: „Bleibe hier im Han. Bis morgen früh erhältst du Nachricht von uns aus Skutari, die du den Brüdern überbringen sollst."

Dann berichtete er Briesen kurz von den Vorfällen und sagte, daß seine schleunige Anwesenheit in Skutari nötig sei. Er wolle

mit den Skrelis reden, damit die Zeremonie abgekürzt würde.

Gleich darauf trat Briesen in den Kreis der versammelten Männer. Der würdige Bairaktar begrüßte ihn mit festem Handschlag. Er besaß nur einen Arm. Den anderen hatte er im Kampf mit den Türken verloren. Da er aus diesem Grunde die Büchse nicht führen konnte, hing ein kurzer Karabiner über seiner Schulter, den er mit einem Arm bediente. Seine zwei türkischen Orden, die er voll Stolz trug, bewiesen, daß er nicht immer „gegen" die Türken gekämpft hatte.

Er hielt eine lange Rede, deren Endresultat war, daß man das Lösegeld annehmen wollte. Fuad warf ihm den Beutel mit Gold hin und führte Briesen, während die Skrelis eifrig zählten, unter einem Vorwand zur Seite: er durfte nicht sehen, wie groß die gezahlte Summe war. Dann setzten sich alle zusammen, tranken Kaffee, und Briesen mußte eine Zigarette des Bairaktars annehmen, die dieser selber gedreht und angeleckt hatte. Endlich war alles beendet. Briesen schüttelte jedem der Männer die Hand, und der Bairaktar versicherte ihm, daß er von jetzt ab Freund und Bruder der Skrelis sei.

Fuad aber drängte nach Skutari, wo ihn ernste und dringende Geschäfte erwarteten.

⌘ ⌘ ⌘

Baron Traubenberg war bei Herberts zum Tee.

Die Herren besprachen die politischen Ereignisse der letzten Tage, während Gwendolin zuhörte, ohne sich an den Erörterungen zu beteiligen.

„Das war eine schöne Überraschung für die Serben, dieser unvermutete albanische Angriff," sagte der Russe. „Uns in Cettinje ist der Schreck auch ordentlich in die Glieder gefahren. Der König, den ich in letzter Zeit wenig gesehen, läßt jetzt keinen Abend vergehen, ohne mich zu sich zu bitten. Wir sitzen dann zu dritt, mit dem Minister des Äußeren, im Arbeitszimmer des Königs, der uns höchst eigenhändig den türkischen Kaffee bereitet. Der König ist auf die Serben nicht gerade gut zu sprechen, weil er in Erfahrung brachte, daß mit geheimer Unterstützung der Regierung ein Komplott geschmiedet worden ist, das die Vereinigung mit Montenegro erstrebt, wobei die montenegrinische Dynastie natürlich ausgeschaltet werden sollte.

„Besonders ist er auf den serbischen Gesandten eingeschnappt, von dem er uns folgendes allerliebstes Stückchen erzählte. Bei einer Bridgepartie im Klub, an welcher der österreichische und der serbische Gesandte mit noch zwei anderen Herren teilnahmen, bemerkt der Österreicher, der höchst witzige Baron Greindl, daß der Serbe fortwährend den Versuch macht, ihm in die Karten zu sehen. Plötzlich sagt er ihm: ‚Vous jouez comme un régicide' (Sie spielen wie ein Königsmörder). Der Serbe wird rot und stottert gänzlich außer Fassung gebracht: ‚Ich weiß nicht, Exzellenz, was Sie damit sagen wollen.' Greindl aber tut, als wenn nicht das geringste vorgefallen wäre, sondern spielt ruhig seinen ‚sans atout' weiter."

Die Geschichte erregte allgemeine Heiterkeit, und Gwendolin sagte, daß sie diese böse Abfuhr dem Serben von Herzen gönne. Seit der Bluttat im Belgrader Konak sei ihr die ganze Nation widerwärtig.

Herbert setzte hinzu: „Auch jetzt wieder begehen die Serben Greueltaten, die wahrscheinlich die Empörung der ganzen Kulturwelt hervorrufen werden. Sie behandeln jeden Albaner als Rebellen, zünden die albanischen Orte an und schlagen die Bewohnerschaft, einschließlich Frauen und Kinder tot. Ich begreife freilich ihre Wut über den unvermuteten albanischen Überfall."

„Die Albaner sind tatsächlich das nichtswürdigste Gesindel, das sich denken läßt, und verdienen keine Schonung," meinte Traubenberg. „Niemals greifen sie einen Feind im offenen, ehrlichen Kampfe an, und es ist durchaus kein Geheimnis, daß man einen Meuchelmord hier schon für zehn Kronen erkaufen kann."

Zum ersten Male griff Gwendolin in das Gespräch ein: „Gewiß," sagte sie heftig, „die armen Leute sind unkultiviert und häufig grausam. Aber eine feige und ehrlose Gesinnung habe ich noch nie bei ihnen bemerkt, dagegen oft Züge von Ritterlichkeit."

„Mit schönen Frauen ist schwer zu streiten. Vielleicht haben Sie bisher Glück gehabt. Aber jetzt, verehrter Konsul," wandte er sich an Herbert, „möchte ich Ihr Augenmerk noch auf eine andere Frage lenken. Sie wissen, daß den Montenegrinern der Besitz des Gebietes der Hoti und Gruda zusteht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß nun, wo die Serben überall den Aufstand niederwerfen und schon im Begriff sind, in das eigentliche Albanien vorzudringen, auch Montenegro den Augenblick für gekommen erachtet, in Nordalbanien einzumarschieren. Wie wird sich England dazu verhalten?

Der Engländer überlegte einen Augenblick, dann entgegnete er: „Wir beide sind alte Freunde, ganz davon abgesehen, daß unsere Interessen mit den Ihrigen in diesem Lande die gleichen sind: nämlich möglichste Zurückdrängung des Dreibund-Einflusses. Sorgen Sie vor allem dafür, daß die braven Montenegriner nicht in gewohnter Weise sengen und plündern, um der öffentlichen Meinung keinen Grund zur Erregung zu geben. Dann verspreche ich Ihnen, daß England im besten Falle einen harmlosen Protest erlassen wird. Ich werde jedenfalls in meinen Berichten in keiner Weise gegen Montenegro Partei ergreifen."

Traubenberg bedankte sich und begann jetzt von anderen Dingen zu erzählen.

Nach einiger Zeit empfahl sich Herbert, weil er noch in Geschäften zu Baron Cotta müsse. Er ließ als gewandter Weltmann



Bildnis
Gemälde von Carl Hans Schrader-Velgen

seine Frau stets eine Zeitlang mit ihren Freunden allein, um sein unbegrenztes Vertrauen zu zeigen und ihr die Möglichkeit zu geben, sich ungestört aussprechen zu können. Er wußte, daß sie nur, wenn er ihr alle denkbare Freiheit ließ, bei ihm aushalten würde und vertraute auf ihr, wie er schätzte, kühles Temperament.

So hatte er auch jede Bemerkung darüber unterdrückt, daß Gwendolin jetzt täglich mit Briefen zusammenkam. Morgens, sobald der Dienst beendet war, holte der deutsche Offizier sie zum Reiten ab, und nachmittags pflegten beide meist einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Persönlich war ihm der Deutsche mit seinem strengen, kalten Gesicht höchst unsympathisch, auch ärgerte er sich, daß Ferucci noch immer mit Gwendolin grollte. Seine gelegentlichen kleinen Bemerkungen über die wichtige Aufgabe, die ihr noch mit dem Italiener bevorstand, überging sie aber geflissentlich.

Jetzt war sie mit Traubenberg allein und fühlte, daß ein entscheidender Kampf bevorstand. Der Russe bot ihr eine seiner Zigaretten an, die aus der kaiserlichen Fabrik in der Krim stammten, und eröffnete das Gefecht. Solche Augenblicke waren Höhepunkte in seinem Leben, wenn er mit kühler Berechnung die Schicksale eines Menschen leiten konnte. „Verehrte Freundin, ich bin glücklich darüber, daß Sie mir die Möglichkeit gegeben haben, Ihnen aus einer kleinen Verlegenheit zu helfen, und ich hoffe, daß Sie auch weiterhin meine getreuen Dienste annehmen werden."

„Ich danke Ihnen aufrichtig, Baron," sagte Gwendolin mit leichtem Zittern in der Stimme, „daß Sie mir so schnell geholfen haben. Aber ich hoffe bestimmt, sobald nicht wieder in die Lage zu kommen, Ihre Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen."

„Im Gegenteil, ich erwarte in Ihrem eigenen Interesse, daß wir jetzt — wenn ich so sagen darf — in dauernder geschäftlicher Verbindung bleiben werden. Ich habe Ihnen bereits neulich eröffnet, daß für Sie irgend ein Risiko oder etwas, das gegen Ihre vaterländische Pflicht verstieße, niemals daraus entstehen wird, während Sie andererseits in die Lage kommen werden, unbeschränkt über die Summen zu verfügen, die eine Dame von Welt nun einmal zum Leben nötig hat."

„Und was verlangen Sie von mir?"

„Wie ich schon sagte, es handelt sich um Kleinigkeiten, um Nachrichten, die Sie zufällig erfahren, um Vorbereitungen unserer gemeinsamen Feinde und besten Falls um Pläne, die England mit Rußland Hand in Hand ausführen will. Ihr Mann erfährt von österreichischen oder italienischen Absichten, seine Agenten berichten ihm über deutsche Intrigen oder über die Ansichten des uns verbündeten Frankreich. Sie hören auch im Gespräch mit den Damen der übrigen Konsuln irgend etwas, das Ihnen der Erwähn ng wert erscheint. Über alles das machen Sie sich kleine Notizen, die Sie am besten in einem persönlich an mich adressierten Brief unserm hiesigen Konsul übergeben." Er sah Gwendolin an, als erwarte er eine Antwort. Als diese aber ausblieb, fuhr er etwas lebhafter fort: „Für diese kleinen, ständigen Bemühungen könnte ich Ihnen schon ein recht nettes Jahresgehalt aussetzen. Sollten Sie einmal eine wichtigere Angelegenheit erfahren, so werden Sie sehen, daß Rußland nicht knausert. Selbstverständlich wäre es natürlich auch sehr wünschenswert, wenn Sie gelegentlich Einblick in die Berichte Ihres Mannes tun könnten. Wenn wir wissen, was das befreundete England von uns erwartet, dann sind wir um so eher in der Lage, diesen Wünschen womöglich schon zuvorzukommen und dadurch unser so nötiges Zusammenarbeiten noch inniger zu gestalten."

„Nein, bitte verlangen Sie das nicht von mir. Das ist unmöglich." Gwendolin hatte den Kopf gesenkt. Jetzt richtete sie ihn auf und sprach scharf weiter: „Überhaupt kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß die ganze Sache mir derartig niedrig vorkommt, daß ich jede Selbstachtung verlieren würde, wenn ich das täte, was Sie von mir fordern."

Traubenberg hatte ein böses Lächeln. Er zog die Achseln hoch. „Verehrte Freundin, das hätten Sie sich doch früher überlegen können. Ich will Sie gewiß nicht zu etwas zwingen, das Ihnen zuwider ist, aber Sie selber sind doch an mich herangetreten und haben den ersten Schritt getan."

„Weil ich mich in einer Notlage befand, aus der ich keinen anderen Ausweg sah. Bitte, Baron Traubenberg, lassen Sie mir wenigstens Zeit. Sie bekommen Ihr Geld selbstverständlich zurück, aber ein wenig gedulden müssen Sie sich."

Derartige Gewissensbisse bei seinen Opfern noch im letzten Augenblick waren dem schlauen Russen nicht unbekannt. Da mußte man etwas schärferes Geschütz auffahren. So leichten Spieles kam man bei ihm nicht davon. Erst sich Geld leihen und dann nichts dafür leisten, das war so recht Frauenlogik.

„Ich selber befinde mich auch in einer Zwangslage, meine verehrte Freundin," sagte er. „Das Geld, was ich Ihnen schickte, ist nicht mein Eigentum. Es gehört unserem Auswärtigen Amte, das für jede Ausgabe auch eine Gegenleistung erwartet. Wenigstens in diesem Falle muß ich von Ihnen verlangen, daß Sie auch Ihrerseits einiges leisten. Haben Sie später keine Lust mehr, dann steht es Ihnen jederzeit frei, von unserem Abkommen zurückzutreten."

Er dachte: ‚C'est le premier pas, qui coûte — nachher wird sie schon von selber wiederkommen, und außerdem habe ich sie dann ganz anders in der Hand und will sie schon tanzen lassen.'

„Baron, Sie sind ein alter Freund und sehen, in welcher Not und Angst ich mich

befinde ...“ Bittend hob sie die Hände hoch.

„Ich bin in erster Linie ein Mann der Politik — aber wir werden ja sehen, was geschehen kann. Jetzt bitte ich jedoch mich zu beurlauben. Ich habe noch andere dienstliche Angelegenheiten hier zu erledigen. Übrigens hoffe ich trotz alledem, daß ich in spätestens acht Tagen den ersten Brief von Ihnen erhalten werde. Andernfalls würde ich mir erlauben, nach dieser Zeit persönlich vorzusprechen und mir die erbetenen Auskünfte zu holen.“

Kaum war er gegangen, als Gwendolin in ihr Schlafzimmer stürzte und sich weinend vor Scham und Empörung aufs Bett warf. Dieser unverschämte Barbar mit den Allüren des Weltmannes, was hatte er gewagt, ihr zu sagen! In diesem Augenblick wäre sie imstande gewesen, einen Albaner für zehn Kronen zu dingen, um ihn hinterrücks erschießen zu lassen. Allmählich erst wurde sie ruhiger und dachte: ‚Oh, Hans Briesen, wenn du wüßtest, was ich für dich getan habe! Aber du darfst es niemals, niemals erfahren, was für eine elende Spionin ich deinetwegen werden muß. Du wärest imstande, mich zu verachten mit deinem unbeugsamen, strengen Gefühle für Anstand und Rechtlichkeit. Aber gerade darum liebe ich dich um so mehr.‘

Unterdessen saß Herbert in seinem Geschäftszimmer, das von niemand außer seinem vertrauten Sekretär betreten werden durfte, und schickte folgendes Chiffretelegramm nach London:

„Baron Traubenberg aus Cettinje hat versucht durch Bestechung eines meiner Angestellten in den Besitz meiner Berichte zu kommen. Sein Angebot ist scheinbar angenommen worden. Ich erbitte Anweisung, ob und welche fingierten Berichte ich ihm in die Hand spielen soll.“

Dann begab er sich an das Makrophon, das ihn durch einen versteckt angebrachten Apparat mit dem Zimmer seiner Frau verband und das er soeben erfolgreich benutzt hatte; jedes dort auch noch so leise geflüsterte Wort konnte er verstehen. Als er sich überzeugt hatte, daß niemand mehr dort war, rieb er sich vergnügt die Hände. Wenn diese Sache gelang, dann hatte er seiner Regierung einen wertvollen Dienst geleistet, der ihm nicht vergessen werden würde.

Seiner Frau gegenüber wollte er weiter den Harmlosen spielen. So konnte sie ihm wider ihren Willen vielleicht mehr nützen, als durch die Sache mit Ferucci. Innerlich fühlte er sogar eine gewisse Bewunderung für Gwendolin. Wie geschickt hatte sie sich dem schlauen Russen gegenüber benommen!

❀ ❀ ❀

Einige Tage später traf Baron Cotta auf der Straße mit Major Wächter zusammen.

„Wie gut, Herr Major, daß wir uns hier begegnen. Ich hätte Sie sonst aufsuchen müssen. Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, dann können wir in mein Bureau gehen, ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu besprechen.“

Wächter stimmte zu, und die Herren begaben sich in das nicht sehr entfernte Amtsgebäude Österreich-Ungarns, in dessen unterem Stockwerke sich die Post der Doppelmonarchie befand, die ebenso wie Italien eine eigene Postanstalt in Skutari unterhält.

In einem nach dem Garten zu gelegenen, guteingerichteten Zimmer nahmen die Herren Platz. Nachdem die unvermeidliche Zigarette angezündet war und der Konsul nach angenehmer morgenländischer Sitte Kaffee bestellt hatte, begann er: „Schlimme Nachrichten — Sie wissen es — haben wir von der serbischen Grenze bekommen; die albanische Tragödie dort geht ihrem Ende entgegen, und entsetzliche Szenen spielen sich in dem unglücklichen Lande ab. Schlimmere sind leider zu erwarten. Der Aufstand ist nach anfänglichem Erfolge überall gescheitert, und die Serben fallen jetzt wie die Raubtiere über das arme Volk her. Eines nur haben die Albaner erreicht: ihre Frauen und Kinder haben sie mit sich genommen und über die Grenzen ins Innere des Landes abgeschoben.“

Bedächtig entzündete Cotta seine zweite Zigarette, wartete, ob der Deutsche etwas einwerfen würde. Da dies nicht geschah, fuhr er fort: „Diese große Anhäufung von Menschen verursacht aber in dem nur schwach bevölkerten Lande eine Hungersnot, die tagtäglich zunimmt. Unser Konsul in Tirana berichtet, daß dort und in Elbasan über 20000 Flüchtlinge eingetroffen sind, deren Ernährung zum großen Teile unmöglich ist. Wir haben bereits ein Schiff mit Nahrungsmitteln nach Durazzo beordert, die von dort mit Lastautos auf der einzigen Chaussee, die es in Albanien gibt, bis Tirana vorgebracht werden sollen. Von hier werden wir Tragtierkolonnen ausrüsten und sie bis an die Grenze bei Prisren vorschicken, um wenigstens der größten Not etwas zu steuern. Auch England hat sich bereit erklärt, mit Geld und Nahrungsmitteln zu helfen, während wir von Italien noch keine zusichernde Antwort erhalten konnten. Die schlimmste Hungersnot wird demnach wohl bald beseitigt sein, aber es gibt noch andere Sorgen politischer Art. Die Serben, nicht zufrieden damit, die Albaner wieder über ihre Grenzen zurückgetrieben zu haben, sind ihrerseits in Albanien eingefallen. Belgrad hat auf unsere Proteste wie immer geantwortet, daß wir falsch unterrichtet wären, verweigerte aber gleichzeitig unseren Konsuln in Prisren und Monastir die Erlaubnis, sich an die Grenze begeben zu dürfen. Daraufhin hat die Monarchie sich mit Berlin in Verbindung gesetzt und beantragt, daß je ein deutscher und österreichischer Offizier von hier nach der Grenze entsendet werden sollen, um die Verhältnisse dort festzustellen. Soeben erhielt ich die Nachricht, daß Berlin zugestimmt hat.

Ist Ihnen, Herr Major, schon etwas darüber bekannt?"

„Bis jetzt noch nicht, Herr Konsul, aber es wird schon noch kommen."

„Nun, ich wollte es Ihnen nur für alle Fälle mitteilen, damit Sie Ihre Vorbereitungen treffen und sich schon mit Oberstleutnant Bopp besprechen können."

„Ich danke Ihnen sehr und werde sofort zum Herrn Oberstleutnant gehen."

Einige Stunden später sprach er mit Briesen.

„Lieber Briesen, ich habe einen ebenso wichtigen, wie ehrenvollen Auftrag für Sie. Sie haben von den Ereignissen an der serbischen Grenze gehört. Alles Nähere werden Sie von Oberstleutnant Bopp erfahren, der eingehende Berichte darüber besitzt. Unsere Regierung ist mit der österreichischen übereingekommen, je einen Offizier an die serbische Grenze in der Gegend von Prisren zu schicken. Die Herren sollen melden, ob und wo sich die Serben Grenzüberschreitungen zuschulden kommen lassen. Von österreichischer Seite ist der Hauptmann Pletz bestimmt, während ich Sie in Aussicht genommen habe. Bestimmend für mich waren nicht zuletzt Ihre guten Beziehungen zu den Albanern, wobei ich in erster Linie an Ihren Freund Fuad dachte. Ich bin überzeugt, daß er Ihnen mit Rat und Tat behilflich sein wird, besonders bei der Ausrüstung Ihrer kleinen Expedition, denn Sie sollen auch drei unserer Leute mitnehmen. Ihre Aufgabe erfordert Takt und Geschick. Unter Umständen müssen Sie sich mit den serbischen militärischen Autoritäten in Verbindung setzen, was Ihnen vielleicht eher gelingen wird, als Ihrem österreichischen Kollegen, dem die Serben von vornherein Mißtrauen entgegenbringen werden. Von österreichischer Seite soll übrigens eine Stafettenverbindung von vier Kavallerieposten gelegt werden, die es Ihnen ermöglicht, in etwa zwei Tagen Nachrichten von dort hierher gelangen zu lassen. Ich gebe Ihnen für alle Fälle eine Geheimchiffer mit. Heute und morgen haben Sie noch Zeit, sich Ihre Ausrüstung zu besorgen. Das nötige Geld wird Ihnen der Zahlmeister anweisen. Nächtigen werden Sie wohl meist in den dortigen Hans, wo sie mit Insektenpulver nicht sparen dürfen, falls Sie nicht in irgendeinem Dorfe mit katholischer Bevölkerung beim Pfarrer unterkriechen können."

Trotz der Freude, die Briesen über seinen Auftrag empfand, war sein erstes Gefühl: ‚Jetzt muß ich mich doch von Gwendolin trennen.' Er beschloß, möglichst alle Vorbereitungen bis morgen mittag zu vollenden, um den Nachmittag noch für die Geliebte frei zu haben. Schnell schrieb er ihr ein paar Worte und meldete seinen Besuch für morgen nachmittag an.

Dann begab er sich zum Oberstleutnant Bopp, mit dem er alles Weitere vereinbarte, und suchte schließlich seinen Kameraden auf der Expedition, den Hauptmann Pletz auf, den er bereits als liebenswürdigen, flotten und sehr schneidigen Offizier kannte.

Pletz war schon mitten in seinen Vorbereitungen. „Servus, Herr Kamerad, das ist aber schön, daß ich mit Ihnen zusammen die Ehr' haben werde. Was meinen Sie, sollen wir nicht du zueinander sagen, wie es sich für zwei Reisende gehört, die zusammen in die Wildnis geschickt werden?"

Briesen war natürlich einverstanden.

„Und nun will ich dir eins sagen, Herr Kamerad, ihr Deutsche versteht ja doch nichts von derartigen Ausrüstungen, während ich schon in der schönen Stadt Mostar in Garnison gestanden bin, wo wir auch unseren Train auf Tragetieren verladen haben. Also schau her. Du überläßt mir die ganze Sorge für unsere Ausrüstung und beteiligst dich nachher nur an den Kosten. Die nötigen Tragetiere stellt mein Detachement. Auch zwei Zelte gehen mit, ein kleines für uns und ein größeres für die Mannschaft. An Proviant werden wir Keks, Marmelade und genügend Konserven aufladen, dazu einen Spirituskocher für Tee und Kaffee. Fleisch bekommen wir unterwegs und zur Not auch Maisbrot für die Mannschaft. Schön schmeckt es nicht, aber es bekommt gut. Dann werde ich noch mindestens fünfundzwanzig Flaschen Pilsener Bier mitnehmen, für mehr langt leider der Platz nicht, was sehr bedauerlich ist. Denn wie soll der Mensch längere Zeit ohne Pilsener Bier leben können? Natürlich stecke ich Tarokkarten zu mir, mein Zugführer kann als dritter mitspielen."

Lachend mußte Briesen bekennen, daß er leider nur Skat spielen könne, worauf der Österreicher meinte, solch Elend könne es auch nur in Deutschland geben. „Nimm's halt nicht für ungut, Herr Kamerad. Alsdann können die Karten zurückbleiben."

Somit schien alles aufs beste geordnet, und Briesen erbot sich nur noch, mit Hilfe von Fuad einen sprachkundigen Dolmetscher zu besorgen, was Pletz dankbar annahm.

Briesen ging zum Hotel National, wo Fuad wohnte.

Fuad saß in seinem höchst einfach ausgestatteten Arbeitszimmer und verabschiedete gerade drei Albaner. Hocherfreut begrüßte er den Freund, bestellte beim Kellner den unvermeidlichen Kaffee und bot Zigaretten an.

„Ich weiß, warum Sie zu mir kommen," sagte er lächelnd. „Ich habe draußen bereits zwei meiner zuverlässigsten Leute, die jeden Weg im Innern kennen und außerdem genügend deutsch verstehen, um Ihnen in allem behilflich zu sein."

Briesen bedankte sich einigermaßen erstaunt, vermied es aber zu fragen, wodurch sein Freund bereits um sein Anliegen wußte.

„Seien Sie nicht böse," erklärte Fuad weiter, „daß ich alle Ihre Schritte so genau bewachen ließ, aber ich hielt es im Interesse Ihrer persönlichen Sicherheit für nötig. Sie haben einen Feind hier, der höchstwahrscheinlich auch den Überfall auf dem Bardanjol

veranlaßte. Wir sind ihm dicht auf der Spur, haben ihn aber mit Sicherheit noch nicht festlegen können. Um so mehr hielt ich es für nötig, Sie niemals unbewacht ausgehen zu lassen. Auf jedem Ihrer Schritte folgt Ihnen einer meiner besten Spürhunde, der mir für Ihr Leben haftet und, wie ich sicher hoffe, auch eines Tages Ihren Gegner zur Strecke bringen wird."

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll, lieber Fuad, für alles, was Sie meinetwegen tun. Eines haben Sie mir tatsächlich bewiesen, daß die gerühmte albanische Treue kein Märchen ist."

„Ich bin glücklich, daß Sie meinem Vaterlande diesen seinen stolzesten Ruhm zubilligen. Ganz besonders aber habe ich mich gefreut, daß gerade Sie, mein Freund und Bruder, dazu bestimmt sind, uns Gerechtigkeit gegen den schlimmsten unserer Feinde, den Serben, zu verschaffen. In Albanien wird man Ihnen überall aufs freundlichste entgegenkommen und zu jedem Dienste bereit sein, denn der Name Hansi Aleman, Hans der Deutsche, ist in der ganzen Mirdita und Malissa als der meines Bruders hochgeehrt. Wollen Sie schnell und sicher eine Nachricht, ob dienstlicher oder privater Natur, nach hier gelangen lassen, so übergeben Sie den Brief einem der beiden Dolmetscher, und in spätestens sechsunddreißig Stunden wird er hier bei seinem Empfänger ankommen. Und zum Schluß noch eins. Soll ich hier in Ihrer Abwesenheit über irgendeine Persönlichkeit, die Ihnen lieb ist, wachen lassen?"

Briesen zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Mrs. Herbert hat mir einen sehr großen Dienst leisten wollen, für den ich ihr ewig dankbar sein muß. Ich glaube allerdings nicht, daß sie jemals Ihrer Hilfe bedürfen wird. Es wäre aber doch ein Gefühl der Beruhigung für mich, wenn ich wüßte, daß sie auf alle Fälle einen wachsamen Freund zur Verfügung hat."

„Sie hat einen Bruder in mir," versetzte der Albaner einfach. „Ich habe die Vermutung, daß sie den gleichen Feind fürchten muß, der auch Ihnen schon nachstellte. Aber sie soll behütet sein, als wenn der sichere Schutz des Harems sie deckte."

⌘ ⌘ ⌘

Gwendolin und Hans Briesen gingen die Rue internationale hinunter in der Richtung auf den Basar.

„Es soll also nun wirklich für längere Zeit das letztemal sein, daß wir uns sehen," sagte die schöne Frau mit leiser Wehmut in der Stimme.

„Ja, liebe Gwendolin, ich muß morgen in aller Frühe fort. Der Dienst ruft mich, da gibt es keinen Widerspruch."

„Wie danke ich dem Himmel, daß ich kein Mann geworden bin. Dieser blinde Gehorsam gegen die Befehle der Vorgesetzten, denen man nicht widersprechen darf! Ich glaube, ich würde schon nach drei Tagen desertieren. Warum nehmen Sie nicht lieber den Abschied, um ein freier Mann zu sein?"

Briesen lachte über diese echt englischen Anschauungen seiner schönen Freundin. „Ja, mein Gott, was soll ich denn aber sonst anfangen? Geld besitze ich nicht, und ich hänge an meinem schönen Beruf!

„Das begreife ich wirklich nicht. Allerdings soll ja der Offizier bei Ihnen in Deutschland eine besonders angesehene Stellung haben, was bei uns nicht der Fall ist. Ich würde mich in London niemals mit einem Offizier in Uniform auf der Straße zeigen können, und unsere Herren legen nach dem Dienst sofort Zivil an, weil die Uniform für nicht als sehr anständig gilt."

„Dann allerdings möchte ich auch nicht englischer Offizier sein," sagte Briesen. „Übrigens danke ich meinem Schicksal, daß ich Soldat geworden bin, denn sonst würde ich Sie niemals kennen gelernt haben."

Gwendolin schürzte die Lippen. „Was haben Sie schließlich von mir? Ich bin Ihre gute Freundin und erlaube Ihnen, daß Sie mir ein wenig den Hof machen. Aber wenn Sie mich nicht kennen gelernt hätten, dann würden Sie jetzt mit einer anderen Frau flirten, die Ihnen vielleicht mehr sein würde, als ich es kann."

„O, Gwendolin, reden Sie nicht so! Von Ihnen kann ich diesen oberflächlichen Ton nicht vertragen. Schon in Triest, wo ich Sie im Wagen der Prinzessin sah, haben Sie mir einen unverlöschlichen Eindruck gemacht. Und wenn Sie es mir auch verboten haben, davon zu sprechen: heute, wo ich weiß, daß ich Sie für lange nicht wieder sehen soll, muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht ruhen werde, bis ich Sie errungen habe. Und sollte ich darüber zugrunde gehen!"

„Mein armer, lieber Freund! Wunder geschehen heutzutage nicht mehr, und unser Fall ist gänzlich hoffnungslos. Auch die größte Liebe müßte schließlich in der grauen Hoffnungslosigkeit des Alltags untergehen."

„Mögen Sie sagen, was Sie wollen, ich lasse mir meinen Glauben nicht nehmen, und ich habe die gewisse Zuversicht, daß einst auch unser Tag, der Tag unseres Glückes, kommen muß. Sonst wäre das Leben nicht wert, weiter gelebt zu werden."

Schweigend gingen sie weiter. Er unglücklich und niedergedrückt, trotz aller seiner Hoffnungen, sie bebend vor Stolz und Seligkeit über den Mann, dessen Herz ihr gehörte. Wie nahe waren sie sich in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft gekommen. Gegenseitig hatten sie sich ihre Lebensschicksale erzählt und bald gefunden, daß sie trotz der gänzlich verschiedenen Verhältnisse in allen Fragen des Herzens und auch des Verstandes übereinstimmten. Mit zartester Sorgfalt, die schon ihre kleinsten Wünsche oder Gefühle im voraus ahnte, fühlte sie sich umgeben, bewunderte seinen Takt und sein verständnisvolles Eingehen auf jede ihrer innersten Seelenregungen. Und zu ihrem eigenen

Erschrecken sagte sie sich in einer Stunde der Selbstbetrachtung, daß sie anfing, ihre Sicherheit zu verlieren. Aber sie wollte stark bleiben, wollte nimmermehr in seinen Augen ihre unnahbare Reinheit und damit sicher seine Achtung verlieren.

Unterdessen hatten sie sich dem Gewirr des großen Basars mit seinen zweitausend Läden genähert. Es war der Tag des Pferde- und Eselmarktes, und hunderte der aufgeweckten, munteren Tiere wurden von den Besitzern den Käufern vorgeführt. Ein Albaner zeigte einem französischen Offizier die Vorzüge seines kleinen Schimmels.

Dicht vor dem Basar führt ein sehr steiler Weg, mit Geröll bedeckt, zur Zitadelle empor. Diesen Weg ritt der Albaner etwa fünfzig Schritte hinauf, machte dann kehrt und trieb sein Pferd mit Peitsche und Sporen zum vollen Lauf an.

Ein kurzes Sichweigern, dann stürzte das Tier, mehr als es lief, den steilen Geröllpfad hinab mit unregelmäßigen, heftigen Sprüngen, dabei jeden größeren Stein vermeidend, stolpernd, rutschend, aber niemals fallend, und erreichte schließlich den ebenen Boden, wo es durch einen barbarisch heftigen Ruck an der ungeheuren, blanken Kandare fast auf der Stelle pariert wurde.

„Das soll mal einer auf dem Concours in Paris nachmachen," meinte der eine Franzose. Doch der andere, anscheinend schon länger in Skutari zu Hause, sagte: „Das ist eine Probe, die Sie täglich sehen können. Wenn das Pferd bei dieser halsbrecherischen Übung nur die geringste Schramme an den Beinen davonträgt, ist der Kauf ungültig."

Briesens ritterliches Herz empörte sich bei dieser Schinderei, während Gwendolin begeistert den Schneid des Reiters und die Geschicklichkeit des Pferdes bewunderte.

Briesen machte den Vorschlag, zum Abschied noch einen Gang auf die Zitadelle zu unternehmen. Langsam stiegen sie den steilen Pfad zu dem alten Venezianerkastell hinauf, wo ihnen kaum ein Mensch begegnete. Nur als Briesen sich einmal unversehens umblickte, sah er hinter der letzten Biegung des Weges einen Albaner stehen.

„Unser Schutzengel folgt uns," sagte er zu Gwendolin.

Jetzt betraten sie das alte Tor mit den mächtigen Steinmauern, die bisher noch jeder Beschießung getrotzt hatten. Ein dunkler Gang führte auf einen weiten, lichtdurchströmten Hof, auf dem sich eine Militärwache befand, die am heutigen Tage von den Italienern gestellt war. Die Gebäude, die einst hier standen und vom venezianischen Statthalter von Albanien bewohnt waren, bildeten nur noch wüste Trümmerhaufen. Erhalten waren allein die mächtigen Ringmauern und die Kellergeschosse, die der Wache als Unterkunft dienten. Auch eine kleine romanische Kapelle, dicht an die Mauer geschmiegt, war der Zerstörung entgangen.

In einer Öffnung der Mauer standen drei englische Soldaten bei einem Heliographen, der Verbindung mit dem englischen Schlachtschiff unterhielt, das draußen im Meere vor der Bojanamündung kreuzte.

„Lassen Sie uns hinauf gehen, oben auf die höchste Stelle der Mauer, wo der Flaggenmast steht," sagte Gwendolin. „Dort ist eine Bank, auf der ich schon öfter geträumt habe." Bald erreichten sie die denkwürdige Stelle, wo an demselben Maste, friedlich vereinigt, die Flaggen derjenigen fünf Großmächte flatterten, die Detachements in Skutari unterhielten. Sie setzten sich nieder, und Briesen zeigte mit der Hand nach den albanischen Bergen hinüber, die drohend in wunderbarer Majestät herüberschauten.

„Dorthin wird mein Weg gehen —"

Da blitzte in Gwendolins Augen ein Entschluß auf. „Auch ich will fort von hier. Auch ich will nach Albanien hinein, wo ich Ihnen wenigstens näher bin."

Und als Briesen sie ungläubig fragend ansah, sagte sie: „Sie wissen, ich bin mit der Prinzessin Bolane, wenn auch nicht befreundet, so doch gut bekannt. Sie befindet sich jetzt auf ihrem Konak in Bolane und hat mich — ich sprach Ihnen wohl schon einmal davon — mehrfach eingeladen, sie zu besuchen. Bisher wollte mein Mann mir nie die Erlaubnis geben, jetzt aber bietet sich eine gute Gelegenheit für mich. Die Prinzessin schrieb mir noch gestern, daß sie bei sich eine große Anzahl der armen Flüchtlinge aufgenommen habe, und bat mich, ihr doch Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zuzusenden. Ich weiß, daß in wenigen Tagen eine englische Hilfsexpedition dorthin gehen wird. Der werde ich mich anschließen, um mich mit der Verteilung der Gaben an die albanischen Frauen zu befassen."

Fast ein wenig schelmisch sah sie Briesen an. „Niemand, auch mein Mann nicht, kann mir einen Vorwurf wegen dieses wohltätigen Zweckes machen, und ich erreiche es, daß ich Ihnen um mindestens zwei Tagemärsche näher bin, daß ich um soviel früher Ihre Briefe erhalte und, falls Ihnen etwas zustoßen sollte, schnelle Hilfe schicken kann."

Ganz beseligt und strahlend vor Freude war sie über ihren Plan.

Und Briesen, der glückliche Unglückliche, hätte sich dieses Mal nicht durch einen abweisenden Blick aus den dunklen Augen zurückhalten lassen, sondern war gerade im Begriff, die geliebte Frau trotz allen Widerstrebens in seine Arme zu schließen, da bemerkte er hinter einem Mauervorsprunge den Schatten seines albanischen Schutzengels, den er jetzt aus innerstem Herzen verwünschte.

So ergriff er wenigstens ihre Hand und sagte ihr soviel schöne, liebe und törichte Worte ins Ohr, daß das Blut ihr heiß über das Gesicht strömte. Ganz schwach und willenlos war sie in diesem Augenblick, und ein plötzlicher Schwindel kam über sie, so daß sie die Augen schließen mußte. Bis sie

sich endlich gewaltsam aufraffte und stammelnd bat: „Lassen Sie uns gehen ...“

※ ※ ※

Auf dem Frühstückstisch fand Gwendolin am nächsten Morgen einen Brief von Traubenberg, der äußerst vorsichtig gehalten war und in dem er sie nur bat, ihm doch bald einmal von ihrem Ergehen zu schreiben; er müsse sich sonst wirklich wieder persönlich nach ihr umsehen.

‚Der Russe hält fest‘, dachte sie, ‚was er einmal in den Händen zu haben glaubt. Auch darum schon muß ich von Skutari fort. In den Bergen der Malissia wird er mich nicht aufsuchen und würde auch kaum lebendig wieder herauskommen.‘

Nun galt es noch, Herbert von ihrer Absicht in Kenntnis zu setzen. Der Diener sagte, der Herr Konsul sei in seinem Geheimbureau, und als Gwendolin ihn heraufbitten ließ, kam er auch nach einiger Zeit und entschuldigte sich, daß er gerade bei der Arbeit gewesen wäre.

Gwendolin setzte ihm ihre Pläne auseinander und schien so fest entschlossen, daß Herbert es für gut hielt, keinen ernsten Widerspruch zu erheben. Nach einigen Bedenken und Einwendungen nahm er ihr aber doch das Versprechen ab, nicht länger wie vierzehn Tage fortzubleiben.

In diesem Augenblick erschien der Geheimsekretär, entschuldigte sich bei Gwendolin und bat Herbert, sofort in dringender Angelegenheit herunterzukommen. Der Konsul sprang erregt auf, stieß eine Art Entschuldigung hervor und verließ eilends das Zimmer. Einen unverschlossenen Brief, den er in der Hand gehalten hatte, ließ er auf dem Tische liegen. Gleich darauf sah Gwendolin, wie er mit dem Sekretär zusammen eiligst das Haus verließ.

Sie nahm den Brief, der das Format der Dienstschreiben hatte, sah, daß es ein Bericht an das Foreign Office war, und las ihn. Nach einigen allgemeinen, den Dienst in Skutari betreffenden Sachen kam Herbert auf Montenegro zu sprechen. Hier stand besonders ein Absatz, der ihre Aufmerksamkeit erregte. Er lautete: „Ich bin nach wie vor der Meinung, daß es nur in unserem eigenen Interesse liegen kann, wenn wir die russische Politik in Montenegro mit allen Kräften unterstützen. Ein Hafen, wie die Bocche von Cattaro, darf niemals völlig in die Hände der Österreicher kommen. Ich erlaube mir die Anfrage, ob wir nicht so weit gehen können, Montenegro wissen zu lassen, daß wir einen etwaigen österreichischen Angriff auf den Lovcen niemals zulassen werden? Mit meinem Freunde, dem Baron Traubenberg in Cettinje, stehe ich mich aufs beste. Wir tauschen beide rückhaltslos die uns gemeinsam berührenden Nachrichten aus und arbeiten in den albanischen Fragen Hand in Hand.“

Das war etwas für Traubenberg. Es mußte ihn aufs höchste interessieren, daß Herbert loyal mit ihm zusammen arbeitete. Außerdem konnte diese Mitteilung die englischen Pläne in keiner Weise schädigen, würde sie vielleicht sogar noch fördern.

Rasch schrieb Gwendolin die betreffenden Sätze ab und legte dann den Brief wieder auf die alte Stelle. Sie kam sich doch wie eine Verbrecherin vor. Dieses sollte aber auch das einzige und letztemal sein, daß sie für Traubenberg arbeitete. Es sollte, so stellte sie sich vor, eine Art Loskauf sein, ein endgültiger Abschluß.

Gleich darauf kam Herbert zurück und erschien sehr erfreut, daß der Brief scheinbar unberührt auf dem Tische lag. Dann begab er sich in sein Bureau, wo er an einem, an dem Schreiben angebrachten Geheimzeichen voller Vergnügen feststellte, daß der Vogel auf den Leim gegangen war.

Dieses erste Mal hatte er absichtlich nur verhältnismäßig belanglose Dinge in dem angeblichen Berichte geschrieben. Erstens wollte er Traubenberg sicher machen, und dann sollte Gwendolin gerade durch den ziemlich harmlosen Inhalt dazu verleitet werden, den Spionagedienst zu leisten. Er wußte, daß sie beim ersten Versuch eine ganz besonders hohe Geldsumme als Entgelt erhalten würde, um sie für weitere Dienste gefügig zu machen. Das war allgemeiner Brauch beim geheimen Nachrichtendienste, der schließlich in jedem Staat mehr oder weniger der gleiche ist. So große Summen, wie Rußland für diese Zwecke ausgab, konnte allerdings selbst das reiche Foreign Office nicht aufbringen.

Wenn dann Gwendolin erst einmal Geschmack an der Sache gefunden hatte, dann wollte er ihr später ganz einfach mitteilen, daß er von ihrer Spionage unterrichtet sei. Damit bekam er sie völlig in die Hand und konnte verlangen, daß sie Traubenberg die Berichte so zuspielte, wie er es haben wollte. Den schlauen Russen derartig hinters Licht zu führen, bereitete ihm ein ganz besonderes Vergnügen.

Als er alles Geschäftliche erledigt hatte, fiel ihm ein, daß ja heute Sonntag war. Eine englische Kirche gab es nicht in Skutari, aber er fühlte doch das Bedürfnis, eine Stunde der inneren Weihe und Sammlung zu vollbringen. So holte er sich denn seine Bibel hervor und las andachtsvoll dort, wo er sie zufällig aufschlug. Man mußte als guter frommer Brite doch seinen kirchlichen Sonntagspflichten gerecht werden. —

※ ※ ※

Unterdessen war Gwendolin zu Oberst Brandon gegangen, um seinen Rat wegen ihrer Teilnahme an der englischen Hilfsexpedition nach Bolane zu erbitten.

Brandon verhehlte ihr die Schwierigkeiten einer solchen Reise nicht und hatte alle möglichen Bedenken. Zwei Tage lang von morgens bis abends würde der Marsch dauern, denn die Tragtiere könnten nur in langsamen Schritt vorwärtskommen. Besondere Schwierigkeiten machten die Unterkunft und

Verpflegung einer Dame, die allein mit so vielen Männern zusammen wäre, denn ihre Jungfer, die wohl nicht reiten könne, müßte schon aus diesem Grunde zurückbleiben.

Gwendolin aber beharrte auf ihrem Entschluß, und Brandon riet ihr darauf, sich mit Kapitän Richards, dem Leiter der Expedition, weiter zu besprechen. Brandon selber führte sie zu ihm, der in der englischen Kaserne mit Doktor Headly und einem Verwaltungsbeamten die Vorbereitungen betrieb.

„Hier, Mr. Richards,“ sagte der Oberst. „Hier bringe ich einen Teilnehmer an Ihrer Expedition und bitte Sie, Mrs. Herbert Ihre besondere Unterstützung zuteil werden zu lassen. Sie wird Sie bis nach Bolane begleiten, wo sie bei der Prinzessin zu Gast geladen ist.“

„Ich freue mich außerordentlich“ — lächelnd verbeugte sich Richards, — „daß Lady Gwendolin uns die Ehre erweisen will, mit uns zu reisen, und ich bin sicher, daß ein jeder der Gentlemen und Boys sich ebenso geehrt fühlen wird.“

„Werde ich Ihnen nicht zu große Unbequemlichkeiten machen?“ fragte Gwendolin.

„Aber nicht die geringsten. Ich will alles aufs Beste arrangieren, denn ich habe schon Erfahrungen auf meiner Hochzeitsreise gesammelt, die ich mit meiner Frau nach den Quellen des Nils machte. Darf ich gleich ein paar Fragen an Sie stellen?“

„Ich bitte sehr, Mr. Richards.“

„Können Sie in drei Tagen reisefertig sein?“

„Ja.“

„Kann Ihre Jungfer reiten?“

„Nein, leider nicht. Ich werde ohne sie auskommen müssen.“

„Das macht nichts. Ich habe einen famosen Boy, Bill Rockefeller. Er ist aber kein Verwandter des Ölkönigs. Ich garantiere, daß er Sie frisieren kann und Ihnen auch sonst helfen wird, wie die beste Jungfer.“

„Ich werde Mr. Rockefellers Dienste kaum in Anspruch nehmen.“

„Können Sie zwei Tage lang etwa acht bis zehn Stunden im Sattel sitzen?“

„Ich hoffe sicher.“

„Wollen Sie in einem Feldbette im Zelt schlafen, oder wagen Sie es, die Gastfreundschaft eines katholischen Priesters in Anspruch zu nehmen, in dessen Ort wir die Nacht verbringen wollen?“

„Ich glaube, daß ich den Herrn Pfarrer um Quartier bitten werde.“

„Nehmen Sie Ihre beiden Pferde mit?“

„Ich wollte eigentlich nur den Baldaquin mitnehmen, denn die Fifi ist auf sehr steilem Boden nicht ganz zuverlässig.“

„Gut, dann nehme ich noch ein Reservepferd für Sie mit. Die Hauptfragen wären somit erledigt, und alles Weitere werde ich, wenn Sie gestatten, Ihnen übermorgen mitteilen.“

„Vielen Dank, Herr Richards, für die liebenswürdige Auskunft, die Sie mir nicht nur als den geborenen Unternehmer zu Expeditionen, sondern auch als perfekten Gentleman erscheinen läßt. Nun will ich Sie aber nicht weiter in Ihrer Arbeit stören. Nochmals vielen Dank und auf Wiedersehen.“ —

⁂

Da war ein Tag der Aufregung für Skutari.

Morgens um sieben Uhr sollte die englische Hilfsexpedition abmarschieren, aber schon eine halbe Stunde vorher war fast die ganze fremdländische Kolonie mit Herren und Damen auf dem Hofe der Kaserne versammelt. Ein großer Teil erschien zu Pferde, um eine Strecke mit zu reiten, die übrigen wollten wenigstens das Ereignis mit ansehen. Auch viele Albaner waren gekommen, um dem Auszug der Kolonne beizuwohnen, die den Ihrigen Hilfe bringen wollte.

Natürlich ging es nicht ohne Reden ab. Baron Cotta, der Doyen der fremden Konsuln, sprach auf die Mildtätigkeit Englands, das sogar eine seiner schönsten und beliebtesten Damen zu den Notleidenden schickte, und schloß mit einem Hoch auf Gwendolin, der tapferen Vertreterin Englands.

Auch der Bürgermeister von Skutari redete Albanisch, das von einem Dolmetscher ins Französische übersetzt wurde, auf die fünf Besatzungsmächte Skutaris und brachte sein Hoch auf Albanien aus, was eigentlich zu seiner Rede nicht paßte. Die Musik aber faßte die Sache falsch auf und spielte hintereinander die Hymnen aller Mächte, was sehr lange dauerte und die Offiziere wenig erfreute, die nun mindestens zehn Minuten lang die Hand an der Mütze halten mußten.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Voran die englische Kapelle, dann die Offiziere der Expedition mit Gwendolin in der Mitte, denen alle berittenen Herren und Damen folgten, und zum Schluß der Kolonne die schwerbeladenen fünfzig Pferde.

Gwendolin sah reizend aus in ihrem geteilten Khakirock und einem Tropenhelm. Mit lautem Hurra wurde sie von den Zurückbleibenden verabschiedet. Auch Herbert befand sich unter den Mitreitenden und nahm mit vollendeter Höflichkeit die Komplimente entgegen, die ihm von allen Seiten über seine tapfere Frau gemacht wurden.

Wohl zwei Kilometer lang ging der Zug durch die Rue internationale, die dicht voller Menschen stand. Aus allen Fenstern sah es heraus, und sogar hinter den Gitterstäben der Kawessen lugten neugierig und scheu die Damen des Harems hervor.

Es war eine glänzende Reklame für England, den Beschützer und Wohltäter aller Unglücklichen und Verfolgten.

Vor den Toren der Stadt blieb die Kapelle zurück, und als man sich nach einer Stunde dem Eingange der Berge näherte, verabschiedeten sich auch die begleitenden Herren und Damen, und nur Herbert ritt noch eine kleine Strecke weiter und nahm

dann so liebevollen Abschied von Gwendolin, daß man an dem gefestigten Glücke dieser Ehe keinen Zweifel hegen konnte.

Als Gwendolin dann von der ersten Höhe einen Blick auf die sich fortwährend windende Straße zurückwarf, sah sie, daß die Kolonne fast einen Kilometer lang geworden war. Wo ein Tier zu Fall kam oder eine Last rutschte, mußten die Nachfolger so lange warten, bis man die Schäden behoben hatte.

Das verzögerte natürlich die Marschgeschwindigkeit sehr, so daß erst nach fünf Stunden der Paß erreicht war, hinter dem sich das innere Albanien öffnete. Hier bei dem ersten Dorfe, das seit dem Eintritt in die Berge passiert wurde, sollte ein längerer Halt und Mittagpause gemacht werden.

Ein Feuer wurde schnell angezündet, über dem das Mittagessen, bestehend aus mitgebrachten Konserven, aufgewärmt wurde. Ein kleiner Tisch mit Feldstühlen stand schon bereit, und bald saßen die drei Engländer vergnügt beim Mahle. Brot und Chianti in der bekannten dickbäuchigen Flasche gab es dazu, und zum Schluß Parmesankäse und Wassermelonen. Lange, scherzte Gwendolin, hätte sie nicht so köstlich gegessen.

Nach einer Stunde Aufenthalt ging es weiter. Der Weg wurde jetzt immer schlechter und stellenweise geradezu gefährlich. Mehrfach lagen in den Schlünden der Steilabfälle seitwärts des Weges die Gerippe von abgestürzten Pferden. Wenn Gwendolin Schwindel zu bekommen fürchtete, schloß sie einfach die Augen und überließ sich willenlos dem zuverlässigen Baldaquin, der sie, ohne jemals zu stolpern, über alle Schwierigkeiten des Weges hinwegtrug.

Während in der Nähe Skutaris alle Hänge gänzlich unbewaldet waren, reichte hier bis auf die höchsten Spitzen der Berge ein dichter Laubwald, der schon überall in den verschiedensten rotbunten Tönen des Herbstes schimmerte. Zweimal ging es tief hinunter und ebenso oft wieder bergauf, bis auf einmal der höchste Paß erreicht war, von dem sich eine wunderbare Aussicht bot. Hier wurde wieder ein Halt eingelegt, denn ein kleiner Han bot die Gelegenheit, frischen Kaffee zu bekommen. Während der Albaner an offenem Feuer den Kaffee in einem Kupfergefäß mit langem Stiele kochte, nahm Richards die Karte vor, um sich über die Gegend zu orientieren.

Dann erklärte er Gwendolin das großartige Panorama.

„Weit hinter uns können Sie ganz verschwommen noch die Adria erkennen, während die dazwischenliegenden Berge bei Skutari uns schon ganz klein erscheinen. Links sehen Sie über Montenegro den hohen Berg mit einer nach dem Meere zu geneigten Nase. Das ist der berühmte Lovcen, die stärkste Festung der schwarzen Berge. Weiter vorwärts kommt dann die Kette der nordalbanischen Alpen. Die spitzen Zacken, die schon überall mit Schnee bedeckt sind, sind die Prokletia, der fast gänzlich unbewohnte Teil Albaniens. Daran anschließend folgt das Boragegebirge, dessen äußerster und höchster Punkt der Skülsen ist. Sie sehen den mächtigen Berg, der in einem Wolkenkranze verschwindet. Er bildet das Wahrzeichen von ganz Nordostalbanien und ist erst ein einziges Mal von Mitteleuropäern erstiegen. Vor uns sehen Sie ein Gewirr von Bergketten, die bis nach dem serbischen Mazedonien sich fortsetzen."

„Und wo liegt Prisren?" fragte Gwendolin.

„Eben dort vor uns. Wenn wir fünf Tage ununterbrochen weitermarschierten, würden wir in der Nähe der Stadt sein, wo einst Dunschan der Große eine mächtige Burg besaß, von der er bis Konstantinopel und Belgrad, von Saloniki bis Skutari herrschte."

Sinnend sah Gwendolin in die verschwimmende Ferne. Dort also weilte der Freund. Vielleicht stand er auch auf einer der Höhen und blickte sehnsüchtig gen Westen, wo er die Geliebte wußte.

Jetzt kam der Wirt mit dem Kaffee. Durch den Dolmetscher befragt, erklärte er, daß bis zu dem Dorfe, wo genächtigt werden sollte, noch eine Stunde Wegs sei. Der Pfarrer wäre, wie er bestimmt wüßte, zu Hause. Das war Richards sehr angenehm zu hören, denn er hatte sich doch schon Sorgen gemacht, wo er sonst Gwendolin unterbringen sollte.

Jetzt wurde wieder aufgebrochen, aber aus der angesagten einen Stunde wurden drei, so daß es fast dunkelte, bevor sie das Tagesziel erreichten.

Der Pfarrer, ein noch junger Mann, der schon in Rom gewesen war und fließend italienisch sprach, nahm Gwendolin voller Freude auf. Nur zu essen könne er ihr nichts anbieten, da seine eigene Nahrung fast nur aus Brot mit Paprika oder Knoblauch bestand. Das Haus sah recht sauber und freundlich aus, und auch das Bett machte einen vertrauenerweckenden Eindruck.

Da die Tragtiere mit ihrem Gepäck noch nicht angekommen waren, wusch Gwendolin sich nur notdürftig mit dem genetzten Handtuche. Gleich darauf ließ auch Richards schon zum Abendessen bitten, das in der Stube des Pfarrers eingenommen wurde. Der geistliche Herr sprach dem guten Chianti eifrig zu und wurde bald recht lebhaft.

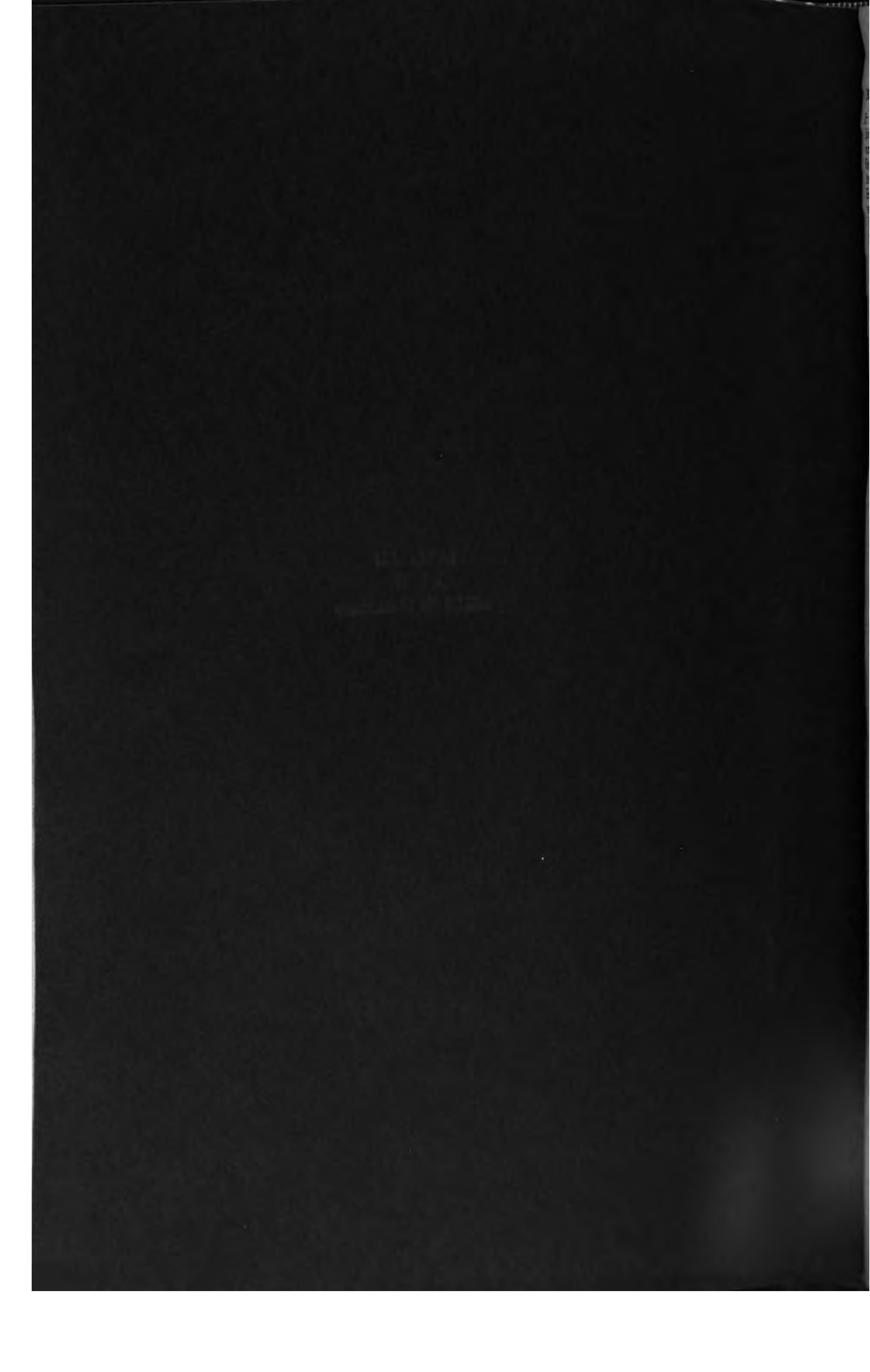
Als dann Gwendolin zu Bette gehen wollte, fand sie bereits ihre ganzen Sachen aufs sorgfältigste ausgepackt. Sogar die Gummibadewanne mit warmem Wasser darin hatte der geschickte Rockefeller bereitgestellt und das Moskitonetz über dem Bette befestigt.

Am nächsten Mittage kamen sie in Bolane an. Bereits eine Stunde vorher hatte Prinz Javor sie an der Spitze von etwa hundert berittenen Männern feierlich empfangen. Der berühmte Fürst der Kastrat war ein älterer, wohlbeleibter Herr von gutmütigem Aussehen, gekleidet in schwarzen Gehrock, mit rotem Schlips und weißem Fes.



Im Schneesturm. Gemälde von Otto Franz

(Aus Bratts Kunsthaus in München)



Er war über den erlesenen Besuch aufs höchste beglückt. Der Einzug in seine sogenannte Residenz vollzog sich unter lautem Geschrei und vielen Freudenschüssen. Vor dem kleinen Gebirgsorte war an beiden Seiten des Weges eine unübersehbare Reihe von Menschen aufgestellt. Links der Straße standen die Frauen und Kinder, rechts die Männer und größeren Knaben.

„Das sind die armen Flüchtlinge," sagte Prinz Javor, „von denen wir jetzt schon fast fünftausend hier haben. Es ist gut, daß Sie mit Brot und Kleidung kommen, denn hier gibt es nichts mehr zu essen, und schon ist eine Anzahl Kinder gestorben."

Jetzt fingen die Flüchtlinge ein betäubendes Geschrei an und umringten die Pferde der Ankömmlinge. Doch des Prinzen Begleiter machten rücksichtslos Platz, so daß weitergeritten werden konnte. Dicht vor dem fürstlichen Konak, einem nicht übermäßig großen zweistöckigen Gebäude, wurde haltgemacht. Die dickliche Prinzessin stand auf einem Balkon und winkte Gwendolin zu.

Da näherte sich eine Abordnung der Flüchtlinge, und Prinz Javor bat, daß man die Leute jetzt anhören möge. Aus der Schar der Männer trat ein etwa fünfzehnjähriger Knabe hervor und begann alsbald auf englisch eine wohlgesetzte Rede, die er, ohne zu stocken, mit hoher gellender Stimme vortrug. Er schilderte das Unglück der Flüchtlinge, die Niedertracht der Serben und pries das Wohlwollen des großen Englands, das ihnen nicht nur aus der augenblicklichen Not helfen sollte, sondern auch die Serben gebührend bestrafen müsse.

Richards erwiderte mit einer gleichfalls langen Rede, die Stück für Stück von dem Knaben übersetzt wurde. Dann stieg man ab und betrat den Konak, wo alle von der Prinzessin aufs herzlichste willkommen geheißen wurden. Gwendolin umarmte sie und erzählte von ihrer schönen interessanten Reise.

„Ach der Weg ist schrecklich," stöhnte die gute Frau, „ich kann das Reiten gar nicht aushalten und lasse mich immer von zwei Männern in der Sänfte tragen. Natürlich geht das nicht sehr schnell, so daß ich von Skutari vier Tage bis Bolane gebrauche."

Gwendolin konnte sich denken, daß das Reiten für die gewiß zweihundert Pfund schwere Prinzessin kein Vergnügen war. Sie wurde dann auf ihr Zimmer geführt, wo sie eine sehr geschickte schwarze Dienerin empfing, die bereits in Ägypten bei einer Lady in Stellung gewesen war.

Auch einen Brief fand sie vor, und mit starkem Herzklopfen erkannte sie Briesens Handschrift. Er teilte ihr nur kurz mit, daß er wohlbehalten bis an die Grenze bei Prisren gekommen, dort aber von den serbischen Vorposten aufgehalten worden sei. In den nächsten Tagen wolle er ausführlich schreiben. Sein einziger Gedanke, seit er Skutari verlassen habe, wäre die Frau, der er für ewig sein Herz geschenkt hätte.

Verstohlen führte Gwendolin die geliebten Zeilen an ihre Lippen. — — —

Seit mehreren Tagen war Gwendolin nun schon in Bolane.

Gleich am Morgen nach ihrer Ankunft nahm sie sich mit Eifer der armen Flüchtlinge an, deren Elend unbeschreiblich war. Die Leute hatten eigentlich nur das gerettet, was sie auf dem Leibe trugen. Dabei waren es meist Bewohner aus den Städten und Dörfern der Ebene, die bereits eine höhere Kultur besaßen und viel verwöhnter waren, als die harten Kinder der Berge.

Vor allem fehlte es an Unterkunft und Nahrung. In den wenigen Häusern des Ortes konnte die Hälfte der Frauen und Kinder unterkriechen. Alle übrigen verbrachten die Nächte ohne Decken um die Feuer hockend. Besonders, wo jetzt die Nahrung äußerst knapp wurde und der Winter bevorstand, mußte die Lage binnen kürzester Zeit zu einer Katastrophe führen.

Es wurde daher von Richards im Einvernehmen mit dem Prinzen beschlossen, sofort alle marschfähigen Leute nach Skutari in Bewegung zu setzen. Dort boten die ehemaligen türkischen Kasernen, die jetzt leer standen, genügend Unterkunftsmöglichkeiten.

Nach einigen Tagen war denn auch der größte Teil der Flüchtlinge abmarschiert, und nur einige Hundert schwache Frauen und Kinder zurückgeblieben, die erst einmal wieder zu Kräften kommen sollten. Für diese konnte man jetzt in ausreichender Weise sorgen, und mit größtem Eifer gab sich Gwendolin dieser Arbeit hin, ohne daß die sehr bequeme Prinzessin sie anders als mit gutgemeinten, aber unbrauchbaren Ratschlägen unterstützte.

Bisweilen mußte Gwendolin doch lächeln über die dicke Italienerin, die von ihrem bequemen Lehnstuhl aus unter Ächzen und Stöhnen das große Hauswesen, wohl oder übel, zu regieren suchte. Seit ihrem letzten Zusammensein in Triest hatte sie wieder um einige zwanzig Pfund zugenommen, sprach von einer gewaltigen Entfettungskur, die sie für das Frühjahr vorhatte, sah mit unverhehltem Neid auf die schlanke, sportgestählte Gestalt der Freundin und naschte fast ohne Unterbrechungen Süßigkeiten. Albanien interessierte sie gar nicht, sie fand es abscheulich. Aber von Rom schwärmte sie in der höchsten Begeisterung, und das Ziel ihrer Wünsche war, endlich wieder einmal einen ganzen Winter am Tiber leben zu können. „Ja, wenn der Fürst —" stöhnte sie dann — „ja wenn mein Mann nur wollte oder könnte. Aber die ewigen Wirren in diesem furchtbaren Lande geben ja keine Ruhe. Und dazu diese verrückten Großmächte mit ihrem Streit, wem sie das Fürstenkrönchen Albaniens aufsetzen solle. Jetzt soll es ja ein Deutscher werden ... Diese Deutschen ... überall müssen sie ihre Hand im Spiel haben! Nun, nun, mir ist es schließlich gleichgültig, wen das Krönchen und das Thrönchen drücken

wird ... ach, liebe Gwendolin, bitte, reiche mir doch einmal die Konfektschale herüber ..."

Richards war mit seiner geleerten Kolonne schon nach zwei Tagen wieder abmarschiert, um neue Lebensmittel zu holen. Nur zwei Soldaten blieben bei dem Rest der Vorräte zurück.

Die anstrengende Tätigkeit lenkte Gwendolin ein wenig von dem fernen Freunde ab, an den sie sonst unaufhörlich denken mußte, bis ein längerer Brief von ihm sie in hellste Erregung versetzte, denn er kündigte die Beendigung seines Auftrages an und wollte schon in zwei Tagen in Bolane sein. Jetzt fand sie keinen Augenblick Ruhe mehr. Hier, mitten in Albanien, den Freund wiederzufinden, unbeobachtet von neugierigen und mißgünstigen Menschen: das war etwas so Wunderbares, fast Märchenhaftes, daß sie vor innerer seliger Unrast fast verging.

Hierin wurde sie auch nur wenig gestört durch einen Brief Traubenbergs, den ihr der russische Konsul durch einen Albaner nachsandte. Er bestätigte kurz den Empfang der wertvollen Sendung. Wohl schoß Gwendolin das Blut ins Gesicht, als sie den Brief überflog, und wieder fühlte sie die Scham in sich brennen. Aber doch war ihr, als liege das alles weit, weit hinter ihr. Blieb ein Rest, so mußte auch der überwunden werden.

Am nächsten Morgen zu früher Stunde aber kam die schwarze Kammerjungfer und meldete, daß Fuad Fani Bei angekommen sei und sie dringend zu sprechen wünsche. Gwendolin fühlte, daß irgend etwas Besonderes vorgefallen war. Unten traf sie Fuad im Gespräch mit dem Prinzen. Er begrüßte sie in seiner gewohnten, tiefehrerbietigen Weise und sagte sofort lebhaft: „Mein Bruder, unser gemeinsamer Freund, ist in Gefahr! Seit gestern nachmittag, wo ich von Skutari aufbrach, bin ich ohne Rast geritten, denn Eile tut not. Jetzt muß ich meinen Leuten eine Stunde Erholung geben. Dann geht es weiter auf frischen Pferden, die der Prinz uns stellt. Lange habe ich nachgedacht, wie wir unserem Freunde am sichersten helfen könnten. Schließlich kam ich zu dem Entschlusse, Sie zu fragen, ob Sie uns begleiten wollen. Was uns Männern vielleicht unmöglich ist, wird unter Umständen Ihnen, der Frau, gelingen."

„Um Gottes willen, was bedroht ihn?" Gwendolin rief es erregt, faßte sich dann aber sogleich, als sie den etwas erstaunten Blick des Prinzen bemerkte. „Wenn Sie mich und meine schwachen Kräfte gebrauchen können, dann will ich mich sogleich Ihnen anschließen. Aber vor allen Dingen sagen Sie mir, was Sie für ihn fürchten?"

„Ich möchte Ihnen jetzt nur soviel sagen, daß ich in Erfahrung brachte, ihm würde auf seinem heutigen Marsche aufgelauert werden, und zwar in einem tiefeingeschnittenen Tale, das er gegen das Ende des Tages erreichen will. Wir können, wenn wir ununterbrochen reiten, darauf rechnen, noch vor ihm dort zu sein. Gelingt uns das, dann haben Sie nichts weiter nötig, als sich bis zu unserer Rückkehr hierher niemals aus der Nähe meines Bruders zu entfernen. Denn kein Albaner, und wäre er sonst auch der größten Verbrechen fähig, wird jemals in Anwesenheit einer Frau eine Gewalttat begehen. Sind Sie einverstanden, dann wollen wir in einer Stunde aufbrechen und unterwegs erzähle ich Ihnen alles Nähere."

Fuad verabredete noch mit dem Prinzen, daß ein Teil von dessen Leuten ihn begleiten, ein anderer Teil mit dem nötigen Gepäck für die Unterkunft während der Nacht und für die Verpflegung folgen solle. Dann setzten sich die Herren zum Essen hin und besprachen die letzten politischen Ereignisse.

Als Fuad zu seinen Leuten heraustrat, fand er Gwendolin schon bereit. Die Prinzessin hatte ihr noch im letzten Augenblick dringend abgeraten und begriff es nicht, wie man sich eines fremden Mannes wegen, und noch dazu eines Deutschen, in derartige Gefahren und Unbequemlichkeiten begeben könne. Sie lächelte aber dabei überlegen, vermutete wohl eine Neigung Gwendolins, was ihr die Angelegenheit wenigstens verständlich machte. Natürlich war die gute, dicke Dame selber sehr für Liebesgeschichten eingenommen, nur Unbequemlichkeiten durften nicht daraus entstehen. Dann verzichtete sie lieber.

Als Gwendolin mit Fuad und seinen zwölf Begleitern abritt, rief sie ihnen in ihrer ausgesprochenen Gutmütigkeit nach, daß sie bis spätestens morgen mittag ihre Rückkehr zusammen mit Briesen erwarte, der dann hoffentlich einige Tage bei ihnen bleiben würde.

Kaum waren sie allein, als Gwendolin voller Ungeduld fragte: „Jetzt, Fuad Bei, müssen Sie mir alles aufs genaueste erzählen, wer und was unseren Freund bedroht."

Und Fuad begann: „Seit damals auf dem Bardanjol der Schuß auf Briesen fiel, war ich fest überzeugt, daß kein Albaner als Täter in Frage käme. Ich forschte nun nach, was für einen Feind unser Freund wohl hier habe, und argwöhnte schließlich, daß Ferucci der Sache nicht fernstehen könne. Nachdem ich ihn durch beauftragte Leute eine Woche lang hatte beobachten lassen, wurde festgestellt, daß er heimlichen Verkehr mit drei Albanern unterhielt. Diese hatten sich jahrelang als Arbeiter in Italien aufgehalten und befanden sich erst seit kurzer Zeit wieder in Skutari, wo sie eigentlich keine feste Beschäftigung betrieben. Es war ganz offensichtlich, daß Ferucci sie zu irgendwelchen unsauberen Zwecken in seine Dienste genommen hatte. Da einer von ihnen häufig in der Nähe von Briesen gesehen wurde, ließ ich diesen seitdem auf Schritt und Tritt bewachen, denn ich ahnte Böses.

„Gestern morgen meldete man mir, daß zwei der Albaner am Tage vorher ins Innere abgereist wären, während der dritte er-

krankt in einem Han beim Basar läge. Sofort begab ich mich mit zwei meiner Vertrauten zu dem Kranken, der an einem schweren Malaria-Anfall litt. Meine Bemühungen, irgend etwas von ihm zu erfahren, blieben zunächst erfolglos. Da er aber sogar leugnete, Ferucci auch nur zu kennen, wurde mein Verdacht zur Gewißheit. Ich drohte also, ihn dem deutschen Detachement zu übergeben, das ihn ohne Gnade erschießen würde, versprach ihm aber anderseits bei einem offenen Geständnis volle Straflosigkeit und eine große Belohnung. Doch der Bursche blieb verstockt. Da griff ich zu dem letzten Mittel, das ich einem Landsmanne gegenüber nur sehr ungern anwende, ich drohte, ihn auf offenem Markte von den Gendarmen auspeitschen zu lassen."

Fuad lachte. Es klang bitterböse.

„Diese schärfste Drohung half," fuhr er dann fort. Er gestand: Er und seine zwei Genossen hatten damals den Überfall auf Sie, meine gnädigste Herrin, und auf Ferucci gemacht, weil sie nichts mehr zum Leben besaßen. Er versicherte aber, daß sie niemals beabsichtigten, irgendwelche Gewalt anzuwenden. Als dann unser Freund dazu kam, entflohen sie, konnten aber die goldene Uhr mit Kette und ein Armband des Italieners mit sich nehmen. „Da ein Händler im Basar ihnen nur ein paar Piaster für die Sachen bot, machten sie den Versuch, Ferucci selber die geraubten Gegenstände zum Rückkauf anzubieten. Ein sehr geschickter Unterhändler verstand es, den Italiener zu bewegen, ihnen drei Pfund zu bewilligen und bei der Madonna Straflosigkeit zuzusichern. Außerdem machte er den Vorschlag, sie in seine Dienste zu nehmen, wo sie sich ein schönes Stück Geld verdienen könnten.

„Bei einer Zusammenkunft setzte er ihnen auseinander, daß Briesen sein Todfeind wäre, gegen den er die Pflicht der Blutrache auszuüben habe. Seine Mutter sei aus Korsika gebürtig, wo man ebenfalls die Blutrache kenne. Ihr habe er geschworen, den deutschen Offizier zu beseitigen, und hierzu brauche er Unterstützung. Als sie noch schwankten, erinnerte er daran, daß der Deutsche einen von ihnen blutig geschlagen habe, wodurch allein er schon dem Tode verfallen sei, weil sonst ewige Schande über den Geprügelten kommen würde. Dieser Grund wurde ausschlaggebend. Außerdem sicherte Ferucci demjenigen, der den tödlichen Schuß abgeben würde, zwanzig Pfund, den beiden anderen je zehn Pfund zu.

„Am nächsten Tage lauerten sie Briesen am Bardanjol auf. Schon beim Hinwege sollte der Anschlag erfolgen, doch weigerten sich die Albaner aufs energischste, in Gegenwart von Frauen die Gewalttat zu vollbringen. Auch auf dem Rückwege war der Deutsche stets mit den Damen zusammen. Da ergriff Ferucci selber das Gewehr eines der Albaner und feuerte den Schuß ab, der Briesens Pferd tötete. Sie verbreiteten dann in der Stadt, daß der Anschlag von den Skrelis vollführt sei. Trotz aller Bemühungen bot sich später niemals mehr eine Gelegenheit zur Ausführung ihres Planes. Als aber Briesen an die serbische Grenze geschickt wurde, erwachte bei Ferucci aufs neue Hoffnung. Er brachte in Erfahrung, auf welchem Wege Briesen von dort zurückkommen würde. An einer Stelle muß er eine tiefe Schlucht passieren, die sich gut zu einem Überfalle eignet. Der eine der Albaner war dort bekannt und erbot sich zur Ausführung. Ferucci konnte Skutari nicht verlassen, ohne Verdacht zu erwecken. So brachen die beiden anderen gestern abend allein auf. —

„Das war das Geständnis des Albaners," schloß Fuad. „Ich ließ mir dann noch aufs genaueste den Ort des geplanten Überfalles beschreiben und ging sofort zu Major Wächter. Von ihm erfuhr ich, daß Briesen schon heute im Laufe des Nachmittags die bewußte Stelle erreichen würde. Eile war also geboten. Ich teilte Wächter mit, ich wäre sicher, noch vor Briesen dort anzukommen, und verabredete mit ihm, daß sogleich eine Abteilung von zehn deutschen Soldaten mit Dr. Braune hierher in Marsch gesetzt werden solle. Dann suchte ich meine zuverlässigsten Leute und die schnellsten Pferde zusammen und ritt die ganze Nacht durch bis heute morgen. Gebe es der Allmächtige, daß wir noch zur Zeit kommen."

Gwendolin war der Erzählung voll tiefster Sorgen gefolgt. Als Fuad aber geendet hatte, da kam eine fast gläubige Zuversicht über sie. Vor dem Unbekannten fürchtete sie sich. Jetzt aber, wo sie wußte, was ihrem Freunde drohte, zweifelte sie keinen Augenblick, daß sie und Fuad ihn vor dem heimtückischen Anschlage retten würden.

„Ihre ganze Erzählung," sagte sie, „klingt derartig märchenhaft, daß ich sie immer noch nicht fassen kann. Dieser Ferucci wäre wirklich ein feiger, hinterlistiger Mörder? Wie ist das nur möglich?"

„Sie kennen nicht die unbändigen Leidenschaften dieser Süditaliener. Er ist nicht der erste, der aus Eifersucht und verschmähter Liebe zum Verbrecher wurde."

„Warum tritt er dann Briesen nicht offen gegenüber als Mann gegen Mann, wenn er sich durch ihn beleidigt fühlt? So tief ich auch ein Duell verabscheue, es wäre doch nicht so unendlich niedrig wie seine jetzige Handlungsweise."

„Wahrscheinlich fürchtet er für sein kostbares Leben," sagte Fuad achselzuckend, „sein Leben — das jetzt mir verfallen ist."

„Sie wollen ihn töten?" fragte Gwendolin erschrocken. „Warum bringen Sie ihn nicht zur Anzeige, so daß er die verdiente Strafe erhält?"

„Weil ich nicht weiß, ob er wirklich zum schimpflichen Tode verurteilt würde, und weil ich den, der meinem Bruder ein Leid antun wollte, mit eigener Hand erschlagen will," erwiderte der Albaner mit finsterer Entschlossenheit.

Unterdessen ging der Marsch ununterbrochen fort. Wo eine Stelle ebenen Bodens es erlaubte, wurde ein Trab eingelegt. Doch viel zu selten waren diese kurzen Augenblicke für die innere Ungeduld und Aufregung, die beide gleichmäßig erfüllte.

„Noch vier Stunden haben wir vor uns," erklärte Fuad einmal, als er nach der Uhr gesehen hatte.

Und weiter ging es, immer weiter ohne Rast und Ruhe.

❧ ❧ ❧

Pletz und Briesen waren früh am Morgen aufgebrochen. Beide froh und guter Laune. Ihren Auftrag hatten sie zufriedenstellend erfüllt und dabei viele interessante Erlebnisse gehabt. Jetzt marschierte es sich wundervoll in der würzigen, sonnendurchfluteten Herbstluft des Gebirges.

Es war zehn Uhr geworden, und es sollte jetzt eine dreistündige Mittagsrast eingelegt werden. Die beiden Offiziere und die albanischen Führer saßen ab, die Packpferde wurden abgesattelt, und bald brodelte das Mittagsessen über einem lustigen Feuer. Leider zogen dunkle Wolken herauf, und nach einiger Zeit begann es erst langsam und dann in Strömen zu regnen. Pletz schimpfte wie ein Rohrspatz, meinte aber schließlich: „Das hört heute nicht mehr auf. Ich kenne diese Art von Regen. Gegessen haben wir, und die Pferde sind abgefuttert und getränkt. Ich mache den Vorschlag, gleich weiter zu marschieren, dann können wir in drei Stunden in Hani Rozan sein, wo wir die Nacht bleiben wollten." Briesen war einverstanden, und nach fünfzehn Minuten war die kleine Abteilung wieder im Marsch.

Die berggewohnten österreichischen Soldaten waren sehr frisch, während die wackeren Ostfriesen durch den ungewohnten Gebirgsmarsch doch etwas angestrengt aussahen.

Nach zwei Stunden erreichten sie ein tief eingeschnittenes Tal, in dessen Grunde ein wilder Gebirgsbach dahinbrauste, der durch den heftigen Regen stark angeschwollen war. Zweimal mußte das Wasser durchschritten werden, wobei ein Tragtier beinahe ertrank.

„Gut, daß wir nicht länger gewartet haben," meinte Briesen. „In einer Stunde wäre der Bach unpassierbar, und wir könnten unter Umständen bis zum nächsten Morgen hier warten müssen."

Der Weg zog sich jetzt in vielen Windungen aufwärts. Sie waren vielleicht noch zweihundert Meter von dem oberen Rande des Tales entfernt, als sie auf der Höhe einen Trupp von etwa fünfzehn Reitern erblickten, die gerade den Abstieg begannen.

Da der Regen einen Augenblick aussetzte, saßen Pletz und Briesen ab, um durch ihre Gläser die Ankömmlinge zu betrachten.

„Ich sehe einen Mann mit Tropenhelm," sagte Briesen, „das kann nur ein Offizier aus Skutari sein."

In diesem Augenblicke fielen zwei Schüsse von der gegenüberliegenden Seite der Schlucht. Briesen griff sich unwillkürlich nach der Brust, wo er eine starke Erschütterung verspürt hatte.

Langsam setzte er sich auf die Erde nieder und fing zu husten an, wobei ihm roter Schaum aus dem Munde kam.

„Ich bin getroffen," sagte er leise zu Pletz, „ich glaube Lungenschuß." Dann kam eine große Müdigkeit über ihn, er streckte sich aus und hatte das Gefühl einzuschlafen. — —

Wie lange er geschlafen wußte er nicht, aber todmüde fühlte er sich noch immer. Einen Augenblick versuchte er die Augen zu öffnen, schloß sie aber wieder vor dem Scheine einer kleinen Lampe. Langsam tauchte alles in seinem Gedächtnis wieder auf.

Er hatte einen Schuß bekommen, wahrscheinlich in die Brust, dann war er eingeschlafen, wußte doch aber dunkel, was mit ihm geschah. Man hatte ihn verbunden und dann lange, lange Zeit weitergetragen. Nur eines verstand er nicht: In seinen Träumen war Gwendolin stets bei ihm gewesen. Er hatte ihre Stimme gehört, ihre weichen, sorgsamen Hände gefühlt und war glücklich und ruhig durch ihre Gegenwart.

Und jetzt kam leise und zärtlich ihr Name über seine Lippen. Da fühlte er sich vorsichtig umschlungen, ein weicher Mund legte sich ganz zart auf den seinen.

Das war kein Traum mehr, das war selige Wirklichkeit. „Liebster," bat sie, „du mußt ganz still und ruhig sein, damit du mir bald wieder gesund wirst."

„Und wenn ich sterben muß," sagte Briesen, „wäre ich glücklich, in deinen Armen dem Tode entgegenzugehen."

Er ließ den Arm sinken, mit dem er sie umfangen hatte, und lag mit glückseligem Ausdruck und ruhig atmend da.

Schließlich schlief er aufs neue ein mit leise geröteten Wangen. Langsam schlich die Nacht in dem kleinen albanischen Han zu Ende, während Gwendolin keinen Augenblick von seinem Lager wich. Ab und zu sah Fuads besorgtes Gesicht herein, doch entfernte er sich immer wieder beruhigt, wenn er den Freund ohne Anstrengung atmen hörte.

Am Morgen wurde der Verwundete auf eine hergerichtete Bahre gelegt, die wegen der Enge des Weges immer nur von zwei Männern getragen werden konnte. Fuad duldete nicht, daß die deutschen Soldaten ihren Leutnant trugen. Seine Albaner verstanden es weit besser, jeder Unebenheit aus dem Wege zu gehen. Er ging selber zu Fuß dicht hinter dem Freunde, während Gwendolin zu Pferde in einiger Entfernung folgte. Nach dem anstrengenden, aufregenden Tage und der durchwachten Nacht konnte sie sich kaum mehr im Sattel halten. Aber das Feuer der großen Liebe brannte in ihren Augen und gab ihr ungeahnte Kräfte.

Pletz war bei Tagesanbruch vorausgeritten, um Dr. Braune zu benachrichtigen. Noch am Vormittage kam er in Bolane an, wo alles zur Aufnahme von Briesen hergerichtet wurde, während Braune von

einem Albaner begleitet dem Verwundeten entgegenritt.

Er erreichte den Zug gegen Mittag, wo ein längerer Halt durchaus nötig wurde, denn die Träger konnten trotz der fortwährenden Ablösung nicht mehr recht vorwärts. Briesen war ohne Besinnung, aber anscheinend fieberfrei. Braune untersuchte den von Fuad angelegten Verband, den er nicht zu erneuern brauchte.

Dagegen machte ihm Gwendolin einige Besorgnisse, die während des Haltes in tiefe Ohnmacht gefallen war. Auch für sie mußte eine Tragbahre hergerichtet werden.

Erst spät am Nachmittage wurde Bolane erreicht. Braune nahm den Verwundeten in eingehende Untersuchung und stellte fest, daß eine unmittelbare Gefahr nicht vorlag. Das Mausergeschoß hatte die rechte Brustseite glatt durchschlagen. Am Einschuß war überhaupt kein Blut ausgeflossen, und nur der Ausschuß zeigte eine größere Verletzung. Das Geräusch in der Lunge war sehr gering und der Auswurf jetzt frei von Blut.

Er begab sich zu Gwendolin und teilte ihr mit, daß Briesen voraussichtlich in einigen Wochen wieder hergestellt wäre. Bisher hatte sie sich durch die Erregung aufrechterhalten, jetzt aber brach sie zusammen. Als die Prinzessin und die schwarze Dienerin sie mit Mühe zu Bette gebracht hatten, gab eine Morphiumspritze ihr tiefen Schlaf.

Noch am gleichen Abend kamen die durch Fuad sofort von der Stelle des Attentats ausgeschickten Albaner zurück und meldeten, daß die beiden Schuldigen erschossen wären. Ein Ausdruck tiefer Befriedigung flog über die Züge des Albaners. Jetzt galt es noch den Hauptschuldigen zu fassen. Aber große Vorsicht war nötig, denn schwere Ungelegenheiten konnten entstehen, wenn Italien Sühne für den Tod seines Angehörigen verlangte.

⌘ ⌘ ⌘

Es kamen einige Tage ungestörten Glücks für die Liebenden. Gwendolin, die sich nach einer ruhigen Nacht wieder ganz frisch fühlte, übernahm selbstverständlich die Pflege. Aber ihr Herz war voll schwerer Sorgen.

Was sollte nun geschehen? Nach allem, was bisher zwischen ihnen vorgefallen, konnte es zu einer ruhigen Freundschaft nie mehr kommen. Dazu empfanden sie beide viel zu heiß und leidenschaftlich. Doch während sie sich so ihren armen Kopf zermarterte, zeigte sie ihm stets das gleiche strahlende Lächeln eines ungetrübten Glückes.

Ja, was sollte geschehen? Wie konnte sie sich zu ihrem Manne stellen, wie er zu ihr? Ihre innerste Überzeugung zwang sie zu einer Trennung, hundert äußere Gründe stellten sich dieser entgegen. Zunächst wenigstens. Sie wußte nur allzugut, wie man in England, wo man sonst so vieles zu verzeihen geneigt war, eine geschiedene Frau beurteilte, wie man stets dem Manne recht, ihr unrecht gab. Ihr würde man doppelt unrecht geben, da Herbert allezeit den Schein einer glücklichen Ehe aufrechtzuerhalten gewußt hatte. Und wenn sie all dem trotzte, wenn sie sein Haus verließ: wo sollte sie hinflüchten, wo eine neue Heimat finden?

Aber es war da noch etwas anderes, das sie immer aufs neue erbeben machte: ging sie, verließ sie Skutari, so bedeutete das auch den Abschied von dem Geliebten! Sie fühlte wohl: Du mußt auch das auf dich nehmen. Aber sie dachte an die Trennung mit so wehem Herzen, daß sie den Entschluß immer wieder zurückschob.

Und zu allem tauchte nun doch die graue Sorge vor Traubenberg aufs neue in ihrer Seele auf. In Scham und Reue. Wie würde es Briesen auffassen, wenn er dereinst durch irgendeinen unseligen Zufall, durch einen Racheakt des Russen vielleicht, erfuhr, daß sie sich zur Spionage erniedrigt hatte?! Zu einem Dienst, der ihr heut als widerwärtig im höchsten Grade erschien!

Stunde auf Stunde lag sie in den Nächten und grübelte und grübelte — — —

Da kam plötzlich ein Brief ihres Mannes, der sofort ihre Rückkehr verlangte. In Skutari waren bereits die unglaublichsten Gerüchte über sie und Briesen im Umlauf, die nur durch ihr persönliches Erscheinen behoben werden konnten. Sie mußte gehorchen. Noch ... gehorchen ...

Ein weher Abschied trennte die Liebenden. Sie beide fühlten, daß diese schönste Zeit ihres jungen Glückes nicht wiederkehren würde. „Nie will ich ruhen, bis ich dich errungen habe," rief er ihr nach. Dann war sie verschwunden, und nur der Hauch ihres Kleides und die Erinnerung ihrer zarten Lieblichkeit blieb in seinem einsamen Krankenzimmer zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Wochen vergingen. Schon nahte das Weihnachtsfest heran, und der erste stärkere Schneefall bedeckte Albaniens öde Gefilde bis tief in die untersten Täler hinab.

Prinz Javor war schon vor längerer Zeit mit seiner dicklichen, gutherzigen Frau nach Italien gereist, wo sie ja stets den Winter zuzubringen pflegten. Sein gastliches Haus aber war Briesen geöffnet geblieben, der außer seinem Burschen noch einen Sanitätsunteroffizier als Pfleger bei sich behielt.

Alle acht Tage hatte Braune den beschwerlichen Ritt von Skutari gemacht, um sich nach seinem Patienten umzusehen, dem dieser Besuch stets die größte Freude in seiner Langeweile bereitete. Dann mußte Braune erzählen von allem, was sich Neues in Skutari und in der Welt ereignet hatte, und Briesen wurde nicht müde im Fragen. Nur nach der einzigen Frau erkundigte er sich nie. Doch der Doktor wußte von selber, welche Medizin die beste für den Genesenden war, und konnte stets irgend etwas Liebes

von Gwendolin erzählen, die er als die Lebensretterin seines Kameraden ansah.

Allmählich aber wurde es höchste Zeit, an den Rücktransport nach Skutari zu denken, denn wenn erst einmal der große Schneefall einsetzte, hörte jeder Verkehr im Innern auf. Dabei machte Briesens Befinden dem Arzt immer noch rechte Sorge. Die Wunde war allerdings schnell und gut verheilt, aber die Lungentätigkeit gefiel ihm gar nicht.

Mit möglichster Sorgfalt wurde alles für den Marsch vorbereitet. Platen ließ es sich nicht nehmen, den Freund selber abzuholen, und auch Fuad war mit einigen seiner Getreuen erschienen. Der Patient wurde in einer Art von Lehnstuhl auf einen Paßgänger gesetzt, dessen Bewegungen nur ganz geringe Erschütterungen machten.

Da Briesen die ersten Stunden gut überstand, wurde beschlossen, nur ein Nachtquartier unterwegs zu nehmen, damit er desto eher in gute Pflege käme. Der Pfarrer, bei dem Gwendolin übernachtet, gab auch ihm bereitwillig sein Fremdenzimmer her. Als er dann am zweiten Tage nachmittags im Lazarett von Skutari eintraf, fühlte er sich doch recht schwach und erschöpft. Sein Zimmer fand er angefüllt mit Blumen, die ihm die Damen der Stadt in verschwenderischer Fülle geschickt hatten.

Ein schöner Strauß roter Rosen war von ihr, die ihm auch ein paar liebe Worte schrieb. In Bolane hatte er jeden dritten Tag einen Brief erhalten und wieder beantwortet. Fuad sorgte durch sichere Boten, daß ihre Briefe niemals in falsche Hände kamen. Und dieser dauernde Verkehr hatte die Liebenden vielleicht noch näher gebracht, als es ein jedes persönliches Zusammensein vermochte. Viele seiner innersten Regungen, die Briesen niemals gewagt hätte, ihr mündlich anzuvertrauen, lernte sie so kennen, und sie begriff jetzt erst vollkommen seine ganze Persönlichkeit in ihrem Gemisch von fester, entschlossener Männlichkeit und einer fast kindlich scheuen Zurückhaltung. — — —

Zwei Tage später war Wächter bei Briesen, der bereits wieder aufstehen durfte und die Erlaubnis hatte, einige Stunden im Garten zu sitzen, wo die Mittagssonne immer noch die wunderbarste Wärme brachte.

„Lieber Briesen," sagte er, „ich habe lange mit Doktor Braune gesprochen und ebenso mit dem österreichischen Arzt, der Sie ja auch eingehend untersucht hat. Beide Kollegen sind sich darin einig, daß Sie so schnell wie möglich von hier fort müssen, um sich an einem anderen Orte völlig auszuheilen. Das hiesige Klima ist Ihrer stark mitgenommenen Lunge im höchsten Grade schädlich. Ich habe bereits einen Antrag gemacht, daß Sie auf Staatskosten irgendwo die schlechten Wintermonate verbringen, damit Sie zu Beginn der guten Jahreszeit wieder hier sein können. Übermorgen geht ein Transport von Ablösungsmannschaften von hier zur Bojanamündung und von dort mit der ‚Breslau' nach Triest. Die Ärzte halten Sie für reisefähig, so daß ich also in Ihrem eigenen Interesse bitte, sich dem Transport anzuschließen. Es wird mir sehr schwer, Sie fortzulassen, denn Sie haben sich in der kurzen Zeit Ihres Hierseins nicht nur als ein tüchtiger und pflichtgetreuer Offizier erwiesen, sondern auch die Liebe aller Kameraden erworben. Dafür bin ich dann aber sicher, Sie im nächsten Jahre frisch und gesund wieder bei uns zu sehen."

Briesen verzog keine Miene, dankte dem wohlwollenden Vorgesetzten und erklärte sich bereit und fähig zur Abreise. Innerlich aber trug er den Tod im Herzen. Dies war das Ende seines kurzen Liebestraumes; er fühlte es nur allzu sicher. —

Und dann kam der Abschied von Gwendolin. Ihr erstes Wiedersehen seit den glücklichen Tagen in Bolane war zugleich die Trennung für lange, vielleicht für immer. Die Bank hoch oben auf ragender Zitadelle hatten sie aufgesucht, und wieder flatterten die Fahnen der Großmächte über ihnen, wie in der ersten Zeit ihrer keimenden Liebe.

Der Anblick des geliebten Mannes mit den schmalen, eingefallenen Wangen und den todtraurigen Augen schnitt ihr tief ins Herz, aber mit keinem Worte, mit keiner Miene verriet sie die quälende Pein um die Zukunft, die bittere Trennungsnot und die bohrende Sorge um seine schwankende Gesundheit. Durch Fuad wußte sie, wie ernst es um ihn stand. Um so fester wollte sie selber sein und dem Freunde den unerschütterlichen Glauben an sie und ihre Treue in die ungewisse Zukunft mitgeben.

Früher war Briesen der Mutige, Hoffnungsfreudige gewesen, der niemals den starken Glauben verlor, daß ein glücklicher Tag sie einst vereinen würde. Jetzt war sie es, die mit hellen und tapferen Augen seine Zweifel und Sorgen zu bannen versuchte und es schließlich erreichte, daß neuer Lebensmut die finsteren Gedanken vertrieb.

„Ich will dir schreiben, Liebster, so oft es mir möglich ist. An allem, was ich tue und denke, sollst du stets teilnehmen und immer wissen, daß es für mich nur noch einen Lebenszweck, nur ein Ziel aller Wünsche und Handlungen gibt: die Vereinigung mit dir. Dann wirst du es kaum merken, wie weit wir voneinander entfernt sind, denn unsere Gedanken werden immer dicht beieinander sein. Auch du wirst mir stets mitteilen, was du erlebst und was du denkst, dann lebe ich und denke ich mit dir. Schreibe mir postlagernd, dann brauchst du keine Sorge um unberufene Augen zu haben. So wird die Entfernung uns nicht trennen, sondern nur noch inniger vereinen."

Und als der letzte Abschied kam, stand sie tief atmend vor ihm und sprach nur noch das eine: „Wir sehen uns wieder."

(Schluß folgt)

Verschollene deutsche Geschichte in Venetien und Friaul

Von Prof. Dr. Eduard Heyck

Ein paar Wochen vor Ausbruch des Krieges stand ich auf dem Glockenturm des Doms von Aquileja. Aquileja ist die antike Vorgängerin Venedigs und seine unfreiwillige Mutterstadt. Es hat etwas Überwältigendes, wie uns in dem, von deutsch-österreichischer Wissenschaft verwalteten Museum da drunten im Garten der Zedern und Granatbüsche der Luxus und die um jede Kunstbildung bemühte Kaufkraft eines großen Stadtwesens entgegentritt, dessen steinerne Quadern buchstäblich aus der Erde verschwunden sind. Denn die Lastkähne des werdenden Venedig holten sie zum Bau, verbrachten sie von einer Lagune zur andern.

Was zurückblieb, ist ein machtvollster Eindruck des Geschichtlichen. Mit ihrer ganzen Treffsicherheit hat wieder einmal die noch zwischen ihren punischen Kriegen stehende Roma den Platz ausersehen, hat sie ihre große Militärstation, deren trapezförmiger Umriß vom Turm aus sich durch die Landstraßen und Krautgärten zieht, an die Küste der illyrischen Veneter gelegt, den Kauffahrern und bemannten Flotten der Herrin stets unmittelbar erreichbar. Bläulich im südlichen Sonnenglast rahmt die weite Ebene, wo die Veneter das Land bebauten, der hohe ferne Kranz der Alpen ein. Dort vom Norden aus den Bergen, welche den Tagliamento entsenden, schauten nach Italien hinunter die tapferen, leichtgemuten Kelten, denen es militärisch zuvorzukommen, kaufmännisch einen weitreichenden Vermittlungspunkt zu geben galt. Hinter dem Ostwall, über den Isonzo weg, wohnte eine noch geheimnisvollere Völkerwelt von Illyrern, Pannoniern, Jazygen, die einmal den Alpenriegel durchstoßen und ebenfalls in die lockende Halbinsel hinunterfluten konnten, bevor deren Herrschaft von der Stadt am Tiber gesichert durchgeführt sein mochte. Solange Rom in Kraft stand, hat seine allseits dem Angriff zuvorkommende Großpolitik auch den Landesriegel im Nordost in machtvoller Torwacht gehalten. Dann erst sollte es sich erfüllen, was sechs Jahrhunderte früher der kluge Senat und ein verständnisvolles Volk vorausgesehen. Am Isonzo werden fortan Italiens Schicksale militärisch entschieden. Im Jahre 394 stehen sich dort mit ihren Heeren die Machthaber des Westens und Ostens gegenüber, der deutsche Franke Arbogast, der als der magister militum zu Rom für die entkräftete Herrschernation das Abendland verwaltet und der in der Konstantinsstadt zum Kaiser gewordene östliche magister militum Theodosius, der dem Franken seine Stellung nehmen will. Auf den Vorhöhen, wo die Wippach sie durchfließt, um nächstsüdlich bei Görz den Isonzo zu erreichen, im Wettersturm des Schlachttages, der schon damals ihre Kraft zerstört, erliegen die italischen Truppen den Hilfsvölkern, hauptsächlich Goten, des Theodosius. Solange der lebt, hat das Weltreich noch wieder einen Herrscher. Länger aber hält das Imperium nicht mehr. Diesmal in eigener Führung bricht aus den Bergen des Karst der Goteneinfall des Alarich herunter — des echten Germanen, der die Weltherrscherin auf den Schlachtebenen besiegt und jämmerlich niederbeugt und schonungsvoll verzichtend weiterzieht, wobei ihn der frühe Tod ereilt. Aber nun bleibt der Weg für die Wanderungsvölker gedeutet. Attilas hunnische Horden traben den Isonzo abwärts, werfen sich auf Aquileja, löschen die drittgrößte Stadt Italiens für immer in ihrer Blüte aus. In Italien erhebt sich der Befehlshaber der geworbenen Germanen, Odwakar, zum Heerkönig, der zugleich das Land regiert. Doch Ostrom sendet ihm einen neuen Goten, den Amalingen Theoderich, mit seinem zahlreichen Volke über den Hals. Fast auf dem gleichen Schlachtfeld von Wippach und Isonzo geschlagen, wo 394 auch der Osten siegte, muß Odwakar in die Ebene zurückweichen, wie heute der bedauernswerte Cadorna, der 1914 auf Seite der Bundestreue lieber mit den Deutschen ausgezogen wäre, statt für die Advokatenpolitik sich erfolglos abzumatten. In Ravenna endlich eingeschlossen, muß Odwakar vor dem stärkeren Ostgoten kapitulieren.

Weitum von Aquilejas altersgreisem Turm breitet sich ein Teil der Weltgeschichte, des versinkenden Altertums, der werdenden Mittelalterzeit. Und kaum eindrücklicher als an diesen Stätten wird es dem Deutschen, daß immer die seinige, die deutsche Geschichte, darin enthalten ist. Wo aus den Alpen nordwestlich das Geäder des Tagliamento tritt, erhebt sich Spilimbergo, und östlich liegt Udine, welches ehemals ‚Weiden' der deutsche Mund benannte. Den Glockenturm, auf dessen geländerlosem Kranz ich stehe, ließ zur Zeit Kaiser Konrads II. der Patriarch Poppo aus vornehmem deutschen Geschlecht erbauen. Reichsdeutsche Adelssöhne und Fürstengesippen haben durch lange Menschenalter da unten im Dom das Hochamt versehen und als reichsunmittelbare Kirchenfürsten in der Pfalz des Patriarchats residiert. Wenige bessere Vorkämpfer hatte der zeitlebens gehetzte Kaiser Heinrich IV. als sie; darunter den mannhaften Ulrich,

der vorher der Abt des allzeit deutschesten, germanische Dichtkunst und Sprache pflegenden Klosters St. Gallen gewesen war.

Ins Gegenwartsgedenken unserer jüngsten schweren Zeit steht eine Regierung bitter unauslöschlich eingegraben, unter der man die Deutschen mahnte, sie müßten durch Weltkultur die Anerkennung des Auslands erwerben, um nicht durch ‚Nationalismus' — die Worte Deutschtum, Vaterland kannten diese Reichsschreiber nicht — anstößig zu werden. Noch niemals, solange es bei den Deutschen Kaiser und hohe Regierende gegeben, hatten letztere in solchem Grade sich im Flugsand angelesener Allerweltsformeln festgewatet und darüber nicht nur alles vergessen, was die Geschichte am deutlichsten lehrt, sondern sich geradezu die Augen gegen sie zugebunden, um ungehinderter im Gegenteil wie eine Blindekuh herumzutappen. Weltbemühung um Kultur und minderer Nationalsinn wurden als dringliche Neuheit einem Volkstum gepredigt, das, solange es in den Weltgeschicken mitgetan hat, seinen Bildungssinn und seine Tüchtigkeit eingesetzt hat für minder kulturvolle oder für heruntergekommene Nationen und früher oder später jedesmal den Schaden und das Verderben dabei gefunden hat, weil sich mit seinem Ordnungs- und Bildungssinn kein ebenbürtiger Nationalsinn zu vereinigen vermochte. Darum sind nicht nur edle große Germanenvölker wie verwehte Spreu verschwunden und vergangen, sondern auch ihre Werke sind ihnen verdorben und zerstört worden, in der Hand der Beschenkten, die sie nicht zu besitzen wußten. Aber so, daß diese dann gemein behaupteten, was bei ihnen durch eigene Schuld verkam, das hätten die Goten und andere Germanen verwüstet, — so beharrlich behaupteten, bis sie es schließlich selber glaub en.

In wohlgehaltenen Fluren, mit tragenden, üppigen Bäumen durchlaubt, liegt von Aquilejas Turm nach Osten, Norden, Westen das angrenzende Friaul. Das hat nach mehrhundertjähriger Versumpfung erst wieder die Regierung Maria Theresias hochgebracht. So lag das Land im Altertum, nachdem das Aquileja des großen Technikervolkes mit seinen Kolonisten umher erwuchs; so schilderte es um 200 n. Chr. Herodian, wie die in Reihen gepflanzten Bäume mit den dazwischen hangenden Reben girlandengleich die Äcker der Provinz bekränzten. So war es auch noch, als deutsche Ritter in den Burgflecken saßen, und die Kirchenfürsten von ‚Aglei', wie die Deutschen sagten, die größten der Grundherren waren und des Kaisers Hoheiten zu verwalten hatten. Was Maria Theresia nahezu durch neue Urbarmachung der Gebiete von Gradisca und Aquileja zu bekämpfen hatte, das war die Vernachlässigung, nachdem hier die Venezianer spätmittelalterliche Herrschaft übten.

Als ‚Kulturpolitik' beschönigte deutschen Mangel an Bewußtheit jene unselige Leitung. ‚Kulturdünger' nennt's die wahrhaftige Geschichte. Damit drückt sie sein Schicksal, seine Selbstachtungslosigkeit aus, den Eselstritt, den es noch hinterher erhält. Bald als eindruckschwere Tragödie der als Barbaren geschmähten Goten, die Italien regenerierten, bald im allmählichen Zergehn, wie in den Marken Friaul, Treviso, Verona. In der weiten Ebene liegen die deutschen Burgen, und sie grüßen vom fernen Alpenhang Spengenberg, das in den mündlichen Namen auch Spielenberg hieß, Naun, Neuberg, Grünenberg, Auersperg, Schärfenberg, Pramberg, Rabenstein, (Neu-)Starhemberg, Portenau und ihrer mehr. Jetzt, da wir Cadornas Rückzug auf den genaueren Karten verfolgten, flimmerten uns Namen vor den Augen, von denen die wenigsten — wir wurden ja lieber ‚intellektuell' — wissen, woraus sie geworden sind. Spilimbergo, Cordenons, Castelnuovo, Gronumbergo, Uruspergo, Soffumbergo, Prampero, Ravigstagno, Monforte. Wir sprechen schön kunstgebildet vom Maler Pordenone, der aus Portenau gebürtig war.

An der Gebietsgrenze von Görz und Gradisca aber endet die neuere Gefühlszugehörigkeit zum Italienertum. Weder die Bewegungen in der Lombardei und in Venezien gegen Österreich 1848 haben hier ein Echo g weckt, noch die von 1859 und 1866. Und wenn auch für den jetzigen Krieg die geschichtliche Feststellung noch fehlen muß, so hat doch dem Vernehmen nach die geplante ‚Erlösung' durch die Italiener keine Gegenliebe gefunden, bekundeten die Landesvertretungen in Kaiser Franz Josephs Hand das Gegenteil. Die Freude der Bewohner von Görz, wo freilich zahlreiche Maronikäufer, Hausierer mit Caramelli (verzuckerten Nüssen, Früchten), Barbiere und Kleingewerbler aus dem Königreiche wohnen, war der übliche Ententeschwindel.

Deutsch sind zwar auch die Landschaften von Görz und Gradisca nicht. Nur eine Bildungsschicht ist deutsch, Industrielle, Staatsbeamte, Alterspensionäre, die in diesen wunderbar geschützten Gegenden, deren Pflanzenwuchs näher der Küste viel südlicher als der von Lugano ist, mit ihrem Ruhegehalt leben, einzelne alte Adels- und Soldatenfamilien, wenn sie auch Italienernamen haben, und die Lehrer, die an Erziehungsanstalten den deutschen Unterricht erteilen. Das Volk ist zu zwei Drittel slowenisch, also slawisch, zum Drittel romanisch, aus Friaulern und Italienern gemischt. Die Friauler sind von ihnen die Alteinwohner, die Italiener die früher oder später Zugezogenen.

Auch im Königreich, wo das Italienische die Alleingewalt hat, wohnen von der Kärntner Kammgrenze bis an die Livenzamündung die Friauler. Dazu reichen aus der Gegend von Flitsch Slowenen noch etwas westlich und südwestlich ins Königreich hinüber.

Das Friaulische oder in volklicher Benennung Furlanische ist kein Italienisch. Es

ist eine selbständige, also nur verwandte Sprache. Die Mundart der alten illyrischen Veneter, die wegen der römischen Herrschaft sich sprachlich lateinisierten. Ein römischer Provinzdialekt, wie das Portugiesische, Spanische, Catalonische, Provenzalische, Französische, Wallonische, Rhätoromanische, Rumänische auch einmal waren. Die Römer als Politikervolk hatten nicht die Torheit der Norddeutschen, sich über mundartliche Klänge — z. B. der Schweizer, Elsässer, Schwaben, der Ungarn, wenn sie deutsch sprechen — mit Überlegenheit zu amüsieren. Sie machten es wie die Engländer, die die Chinesen und Malaien, ohne die Miene zu verziehen, in deren Pidginenglisch anhören — wenn sie nur auf ihre Weise englisch reden. Sie schickten ihnen auch von Kultusministeriums wegen keine Grammatiker auf den Hals, die mit der Paukerei eines gebundenen ‚Richtigen' die Leute abschreckten. Deswegen aber wird von allen jenen Völkern, jetzt anderthalb Jahrtausende nach Roms entschwundener Herrschaft, romanisch gesprochen, sie sind lateinische Nationen geworden und geblieben, obwohl sie niemals Latiner, noch Italiker, sondern das verschiedenste sonst ursprünglich waren.

Daß die Friauler nicht im Mittelalter zur italienischen Umgangssprache übergingen, die das Florentinische ist, erklärt sich wieder aus der deutschen Herrschaft, von der nachher noch mit Daten und Grenzen zu sprechen ist. Ebenso wie sie blieben die Graubündner, als zum deutschen Reich und später zur Eidgenossenschaft gehörig, von Italien abgeschnitten. Drum sprachen auch sie den alten Provinzdialekt, den der lateinisierten Räter. Drittens aus demselben Grunde gibt es nicht-italienische Romanen in Tirol, östlich von Brixen, die sogenannten Ladiner. Tirol war, entgegen einer Irredenta-Fabel, stets ein zusammengehöriges Land, wo es keine alten Gebiete Italiens zu erlösen gibt. Südtirol war früher auch weit deutscher. Als Goethe nach Italien fuhr, verzeichnete er: „Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abschneidet." Das ist gut südlich von Trient. Heute liegt das Hinüberschwanken ins Italienische ein gut Teil nördlich von Trient, und man darf zufrieden sein, wenn man in Salurn sein Viertel Terlaner auf deutsch bekommt. (Nebenbei, ich spreche höflich deutsch, wo die Leute dem mit Absicht feindlich sind. Davon ein andermal.)

Jene drei Sprachflecken auf der Karte, Rhätoromanisch, Ladinisch und Furlanisch, faßt die Philologie des lieben Systems wegen gern zusammen. Sie haben aber keine Verbindung, als daß sie inselhaft erhaltene Mundarten des altrömisch-italischen Alpenrandes sind. —

Dugg mi dis, che soi allegre
Ma'l mio cur nissun mel viod,

ist der Anfang eines modern-furlanischen Liebesliedes, nicht ohne gebildet italienische Einflüsse. Tutto mi dice, ch'io sia allegro, ma'l mio cuor' nessun mi vede, wär's in italienischer ‚Poesie', wenn ich's sehr wörtlich mache: „alles sagt mir, ich sei heiter, aber niemand sieht mein Herz" (Text mitgeteilt und deutsch übersetzt vom Grafen Karl Coronini).

Zwei sehr verschieden geartete Volkserscheinungen stoßen hier jetzt zusammen auf dem Boden der alten Grenzmarken des mittelalterlichen deutschen Reiches, Slawen, die sich nach dem Verebben der großen Völkerwanderung gegen die Adria und in die Balkanhalbinsel vorschoben, und Furlaner. Jugendlich im Volkswesen die Slowenen, unerschöpflich in Naturmythen, Sagen, märchenartigen Erzählungen, dörflichen Bräuchen, Festen, alten und neuen Liedern, die durchweg das anmutig Poetische, die sinnende Weichheit, auch Zagheit slawischer Volkslyrik haben. Nicht weniger sangeslustig die Furlaner, aber ohne das Helldunkel romantischen Sinnierens, unverhüllt wunschvoll, viel von realistischen Anspielungen darin, auch solchen des Spottes und Neides. Die Art eines lebensälteren Volkes, von der zwei Jahrtausende ‚Kultur' den zarteren Schmelz haben herunterreiben müssen. Dafür bildeten sie das Selbstgefühl aus, das Rednerische, Rhetorische, die beliebte Improvisation, auch in der Weise, daß Burschen und Mädchen, wenn sie sommerabendlich beim Brunnen oder am Eingang des Ortes in Gruppen sich müßig versammeln, sich ihre Augenblicksverse zusingen, das Schnippische dem Kecken Antwort gibt.

Der Name Friaul leitet sich ab von dem Römerort Forum Julii, der unter den Langobarden zu größerer Bedeutung kam und ständiger Sitz eines Herzogs wurde. Es ist das heutige Cividale nächst der österreichischen Grenze, dessen Name schlechthin ‚die Stadt' besagt; ein kleines Nest von wenig tausend Einwohnern, desto reicher an Resten seiner Erinnerung. Noch unter Karl dem Großen, der die langobardisch-italische Krone mit der fränkischen vereinigte, behielt Friaul diese Herzöge, und sie waren des Kaisers hauptsächliche Vorkämpfer gegen die von Westungarn die Reichsgebiete bedrohenden vielplündernden Awaren. Durch Karl wurde Friaul zu einer starken Grenzprovinz erweitert, indem mit diesen langobardisch-italischen Nordostgegenden auch Slawonien, Teile Kärntens, Kroatiens, Istriens, um neue Bezeichnungen zu brauchen, verbunden wurden.

Ich übergehe die reichlich verwickelten Teilungen und Abänderungen dieser Grenzmarkenverwaltung im Lauf der karolingischen und ottonischen Geschichte und des dazwischen liegenden selbständig-italischen Königtums des Berengar von Friaul und anderer Persönlichkeiten. Die hochpolitische Wichtigkeit jener Gegenden in ihrer Lage gegen die Adria, die Balkanhalbinsel und die in Ungarn erschienenen Madjaren, deren

Reiterschwärme die Züge der Awaren wiederholten, veranlaßte Otto den Großen, Großfriaul von Italien abzulösen und es in die Hand seines Bruders Heinrich, der Bayern als Herzogtum innehatte, zu legen. So umfaßte das mit der südlichen und südöstlichen Reichspolitik vorzugsweise betraute Bayern zeitweilig die von Bajowaren besiedelten Marken Österreich, Steier, Kärnten, dazu die Marken Krain, Istrien, Aquileja oder Friaul im engeren Sinne, und Verona. Von der Pomündung um den Gardasee herum auf den Ortler zu läuft die deutsche Reichsgrenze, selbstverständlich also Südtirol und das Bistum Trient einschließend, die stets Reichsgebiet gewesen sind.

Unter Kaiser Otto I. hat sich diese Ordnung trefflich bewährt. Unter Otto II. wachten wieder alte schwäbisch-bayerische Zänkereien durch die Herzöge auf, die beide des Kaisers Vettern waren, so daß bei einer etwas gewaltsamen und nicht sehr glücklichen Neuregelung im Jahre 976, die Bayern mit Schwaben zusammenlegte, dafür ein selbständiges Herzogtum Kärnten abgezweigt wurde, das sich mit auf die Marken Istrien, Friaul, Verona erstreckte. Zum Reiche gehörten sie natürlich auch so. Wie sich in den Deutschen die Überlieferung dieser Zugehörigkeit einwurzelte, das tritt in vielen Zügen hervor, auch in den Gedankenkreisen der epischen Sagen. Theoderich der Große, der trotz seiner weit besseren Verdienste um Ostrom und die sozial verlebten spätrömischen Italiener sich in stetig größeren Umrissen zu dem bewundertsten aller germanischen Helden auswuchs, bis nach Island hin, ward für den in Verona waltenden mächtigen König gehalten, Dietrich von Berne, obwohl er dort nur eine hochgelegene Pfalz hatte und Ravenna seine Regierungshauptstadt gewesen ist. Auch als Herzog Bertold V. von Zähringen, der ein die deutschen Sagen und Epen liebender, stolzer Herr war, im burgundischen Reichsteil an der Aare eine junge Stadt anlegte, gab er ihr den Namen eines neuen Berne oder Bern. Mit ‚Bären‘ hat der Name Bern so wenig zu tun, wie der von Berlin, trotz allen Heraldikern, welche die Vorgänger der schlimmen Etymologen von heute sind, die in dem Wissenschaftsteil der Zeitungen ihr Unwesen treiben.

Eine Kolonisation Friauls mit deutschen Bauern, Handwerkern, Gewerbetreibenden, wie sie zur Mittelalterzeit bis an den siebenbürgischen Karpathenkranz oder bis weit hinein nach Polen zogen, hat nicht stattgefunden. Solche besiedelnden Auspflanzungen passen für die minder aufgeschlossenen, spärlich bewohnten Gebiete. Größere Leeren boten sich auf den südlichen Berghochflächen zwischen Gardasee und Brenta, wohin denn noch bajowarisch-deutsche Alpenbauern gezogen sind; sie haben die heutigen ‚dreizehn Gemeinden‘ und ‚sieben Gemeinden‘ (diese um Schlegen oder ‚Asiago‘) angesiedelt. Friaul dagegen hatte seit alten Zeiten aus Venetern (Illyriern), römischen Kolonisten, Langobarden, endlich den bescheiden sich hereindrückenden Slowenen im Osten eine allzu ausreichende Bevölkerung, um noch deutsche Bauern aufnehmen zu können. Dagegen gingen erblose Herrensöhne und Ritter in das Land, gerne gesehn und gefördert von den Inhabern der Markgrafschaften, die sie mit Gutsherrschaften und Burglehen ausstatten konnten. So leiten sich, um wenige stattliche zu nennen, die Grafen von Colloredo und die von Collalto auf schwäbische Geschlechter zurück; die großen Familien der Alpenländer, wie die Eppenstein, Zeltschach, Mosburg, Peilstein, hatten vielfach in Friaul Grundbesitz, der ritterliche Lehnsadel der Patriarchen von Aquileja war fast durchweg deutscher Geburt. Das alles hat gemacht, daß hier zunächst die Entwicklung eine der deutschen ähnliche ward. Die italienische Geschichte ist die der machtvoll aufsteigenden Stadtrepubliken, die sich mit einem Untertanengebiet umgeben und den darin wohnenden Adel in ihre Mauern ziehn. Dagegen in der Veroneser Mark und in Friaul behauptet sich die Führung der land- und burgsässigen Adelsgeschlechter, bleiben die Städte in Herrenhänden, bis endlich, in den Verfallzeiten des mittelalterlichen Reiches, die Herrschaft Venedigs zum Übergewicht kommt und sie nun auch in diesen Gegenden mehr das italienische Gepräge an die Oberfläche bringt.

Auch das 976 geschaffene große Herzogtum Kärnten zersplittert. Wie die Steiermark wurde die krainische abgezweigt, die Marken Istrien und Friaul kamen an die Patriarchen von Aquileja als Inhaber ihrer Reichsverwaltung.

Linie eines Pustertaler Geschlechtes sind die Grafen von Görz, die um 1500 ausgestorben sind. Diese ursprünglichen Inhaber der kärntnischen Grafschaft Lurn erlangten die weltliche Schutzvogtei des Patriarchats — ein Verhältnis, das ähnlich wie bei den englischen Schutzherrschaften die Neigung enthält, den zu Beschützenden, wenn es möglich wird, allmählich aufzuessen. Am Anfang des 13. Jahrhunderts kam es zu einer Schlichtung derartiger Ansprüche und Streitigkeiten, worin der Patriarch dem Grafen die unumschränkte Hoheit über Stadt und Herrschaft Görz einräumte. Die Witwe eines späteren Grafen, der 1323 starb, die bayerische Herzogstochter Beatrix, war eine so kraftvolle Regentin, wie je ein Mann; nach dem Tode des Patriarchen Pagano wurde ihr die ganze weltliche Verwaltung von Aquileja, sowie das Generalkapitanat in Friaul anvertraut. Das Wesentliche, Dauernde ist, daß seit 1202 die feste Grenze der Grafschaft Görz gegen das in verworrene Kämpfe geratene Oberitalien bestand. Und da bei dem Aussterben der Grafen auf Grund alter Erbverträge Kaiser Maximilian I. nachfolgte, ist sie damals die habs-

burgische geworden. Im Kriege der Liga von 1508 eroberte Maximilian von Venedig eine Anzahl Ortschaften und Gebiete, darunter Aquileja selbst, woraus die Grafschaft Gradisca geformt und mit Görz vereinigt wurde. Seit der Besetzung Aquilejas durch die Venezianer 1451 war seine letzte Bedeutung als Patriarchensitz erloschen. Dieser wurde später als Erzbistum nach Udine verlegt.

Durch Spaltung des alten Sprengels im Jahre 575 gab es auch in Grado einen Patriarchen. Zum Patriarchen von Grado hielt sich Venedig, wodurch er politisch dessen Werkzeug ward, wie denn auch schließlich das Patriarchat von Grado nach Venedig übertragen worden ist. Aus diesen Verhältnissen entstand an der Küste mehr Italienisierung als im nördlichen Gebiet.

Schon die erwähnte aquilejische Verwaltung der Grafenwitwe Beatrix war ein Merkmal des Wettbewerbs der neuen Stadtherren im Gebiet. Freilich waren auch sie zumeist noch ghibellinisch, d. h. sie lehnten sich ihrer Stellung und Vorteile wegen an das Reich an, wie die berühmten Scaliger von Verona. Fest durchgreifende Reichsgewalt gab es nicht mehr. Im Ringen der Italiener untereinander ist schließlich die Herrschaft Venedigs auf der ‚terra ferma‘, im Gebiet von Friaul und Verona, bis an den Ortler die Siegerin geworden.

Vom deutsch-friaulischen Adel sind manche Familien ins Reich zurückgegangen und begegnen uns in der österreichischen Kriegs- und Staatsgeschichte mit bekannten Namen. Seit dem 13. Jahrhundert waren um so mehr italienische Nobili in die Städte von Verona und Friaul eingewandert. Zu ihnen gehören auch die della Torre oder Torriani aus Mailand, die durch die friaulisch-österreichischen Beziehungen als Thurn und Taxis nach Deutschland gekommen sind.

Als längst Venedig im Friaulischen gebot, klingt zu neuartiger Erinnerung der Name einer jener italienisierten deutschen Burgen auf. Durch Irene von Spilimbergo, die die Schülerin Tizians war, des großen Furlaners aus Pieve di Cadore im Alpengebirge. Noch nicht zwanzigjährig starb sie zu Venedig, und dieser frühe Tod steigerte so hoch den Ruhm ihrer Begabungen in allen Künsten, daß weitum die italischen Dichter, darunter Tasso, sich zu einem Bande Trauerpoesien auf sie vereinten. Tizian hat die etwas bürgerlichen Gesichter von ihr und ihrer Schwester Emilia gemalt. Ihr Vater war der friaulische Edelmann Adriano da Spilimbergo, ihre Mutter stammte aus dem venezianischen Nobiligeschlecht da Ponte.



Sankt Georg. Radierung von Wilh. Fahrenbruch

20*



Aus den Berliner Theatern. Von Karl Strecker

Mit sechzehn Bildern nach Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft, von Fritz Richard und von Zander & Labisch in Berlin

Der allerneueste und beliebteste Modesport in der Berliner Theaterwelt ist jetzt das Entdecken von Genies. Zwar ist noch keins dabei herausgekommen; aber wie nach Lessing nicht das Finden einer Wahrheit, sondern das Suchen danach den höheren Genuß bereitet, so lassen auch diese mit einer elektrischen Diogeneslaterne ausgerüsteten Sucher und Spürer sich's schon genügen, wenn sie in ihrem dunklen Drange einmal jählings mit den Köpfen aneinanderstoßen und dann, von lautem Hall erschreckt, sich in die gespannten und abgespannten Gesichter leuchten, statt in das eines Genius. Bei dieser Komödie — der besten, die der Theaterwinter uns gebracht hat — sind nur die armen Entdeckten zu beklagen, die auf den Geniesammelstellen (wir haben deren schon verschiedene) abgegeben und herumgereicht, plötzlich ihre Blößen hell von der Diogeneslaterne beleuchtet sehen und nun, unhemmbarer Lächerlichkeit preisgegeben, in ein so tiefes Dunkel flüchten müssen, wie sie es ohne die sportliche Stöberwut Berlin WWs nicht verdient und nicht nötig gehabt hätten.

Lebt da ein ehrlicher Schriftsteller, ein achtbarer sympathischer Mann von vierzig Jahren, namens Hermann Essig, geboren in Truchtelfingen. Er hat schon verschiedene Bühnenstücke geschrieben, Trauerspiele, z. B. „Furchtlos und treu“ und „Der Held vom Wald“, Lustspiele z. B. „Die Glückskuh“, „Der Schweinepriester“, „Ein Taubenschlag“, „Der Kuhhandel“. Er konnte trotz diesen Titeln ein unbescholtener Schriftsteller sein und bleiben, wenn man die dazu gehörigen Stücke nicht aufgeführt hätte. Aber er sollte nun einmal ‚durchgesetzt‘ werden. Zu diesem Zweck erhielt er zunächst einen Literaturpreis — der ist leicht zu haben und hat bei der uneingeweihten Menge noch immer eine gewisse Geltung; dann wurden Berliner Theater in größerer Anzahl gleichzeitig attackiert und bearbeitet, bis sich ihrer 3 herbeiließen, das Genie salvenartig mit drei verschiedenen Meisterwerken zu Worte kommen zu lassen. Eine kraftvolle Offensive an drei Einbruchstellen zugleich, eingeleitet durch journalistische Nebeltöpfe und Gasabbläser, die das ahnungslos überfallene Publikum betäuben und widerstandsunfähig machen sollten. Zwar durchkreuzte der Zensor diesen strategischen Meisterplan, indem er dem Lessingtheater die Beteiligung verbot, aber dafür rückten das Königliche Schauspielhaus und das Kleine Theater kurz vor Weihnachten in gleichem Schritt und Tritt zu Ehren Essigs vor, um alsbald zu gemeinsamen Unehren einen panikartigen Rückzug anzutreten. An der Hofbühne erschien der „Held vom Wald“, der in Wirklichkeit ein Held vom Theater und nicht einmal ein guter war. Der Theaterzettel des Schauspielhauses, der ohnehin einzig ist mit seinen höchst überflüssigen Beigaben, enthielt einen Aufsatz des Verfassers über die Volksbräuche im Hotzenwalde, einem Winkel des südwestlichen Schwarzwalds, die seinem Stück zugrunde liegen. Diese ländlichen Sitten drehen sich in der Hauptsache um die Verabreichung des „Mordklapses“, d. h. eines tödlichen Denkzettels, den sich die



Dr. Max Pohl als alter Bauer in Essigs „Held vom Wald“, die beste schauspielerische Leistung an dem unglücklichen Abend. Die düstere Miene des Alten, sein gramumflorter Blick sind wohl zu verstehen. Sein Sohn hat den „Mordklapf“ bekommen, und er selber hat in diesem Trauerspiel eine längere Rolle zu spielen, der Ärmste! (Kgl. Schauspielhaus)



Eine der Dorfschönen in Essigs „Held vom Wald“ (Frl. Bock), um deretwillen der Mordklapf verabreicht wird (Kgl. Schauspielhaus)

männliche Dorfjugend im Kampf um die Liebste zu geben pflegt. Von diesem altehrwürdigen Volksbrauch durfte man wenigstens erwarten, daß er einige dramatische Aufregung und Spannung bringen werde. Aber nichts dergleichen, das Ganze entpuppte sich als eine Vorführung lebender Bilder aus einem Volkstrachtenmuseum, als ein Ausstattungsstück mit verbindendem Text in schwäbischem Dialekt, so lähmend ins Kindliche verbreitert, daß man vor Langerweile beinahe den Mordklapf bekam.

Um so anregender war dafür drei Tage später die Vorstellung von Essigs Lustspiel „Der Kuhhandel“ im Kleinen Theater. Aber leider ging diese Anregung nicht von dem Stück aus, das an Schwächlichkeit seinesgleichen sucht, sondern vom Publikum, das ohne Gage mitspielte. Es rebellierte. Zweimal Essig in einer Woche war ihm denn doch zuviel. Es zischte, schrie, johlte, brüllte. Einem unentwegt Klatschenden, offenbar einem der Entdecker, bot ein Gymnasiast Ohrfeigen an, und eine Dame schrie ihm: „Nein! Nein! Nein!“ ins Gesicht. Ein solch wüster Theaterskandal sollte eigentlich unter Leuten von Kultur sich von selbst verbieten, aber freilich: auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird ... Wenn der dürftige Stoff dieses „Kuhhandels“ etwa im Truchtelfinger Volkskalender unter ‚Allerlei‘ mit zwanzig Zeilen erzählt wird, so mögen die Leser dieses Literaturzweiges es sich gefallen lassen, wenn aber die Theaterbesucher einer Großstadt einen ganzen Abend damit angeödet werden, so ist es erklärlich, daß sie toben und schreien. Es war eine saure Woche ...

Ist der betuliche Entdeckersport Spreeathens in diesem Fall kläglich entgleist, so hat er dafür an anderer Stelle, von mehr Verständnis und Urteilsfähigkeit bedient, einige Erwartungen erweckt. Unter dem vielverheißenden Namen ‚Das junge Deutschland‘ hat sich, geführt von Max Reinhardt, eine Gesellschaft gebildet, die dem heranwachsenden Dichtergeschlecht das Sprungbrett auf die Bühne zurechtlegen will. Den ersten Sprung machte freilich ein Toter. Der im Som-

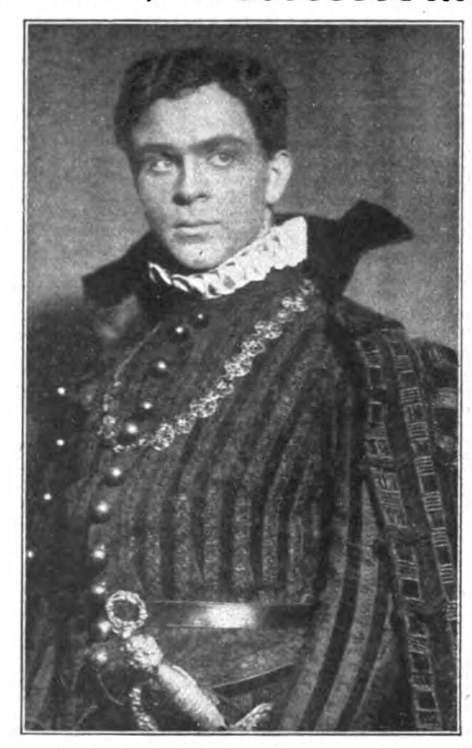


Aus der Essigwoche. Im „Kuhhandel“ hat der Hauptlehrer Rindfleisch (Alfred Abel) zwar die ersehnte Kuh nicht erhalten, aber dafür bleibt ihm seine Bute, Frau Helene Rindfleisch (Frl. Zimmermann), ewig treu (Kleines Theater)



Das Literatenkaffeehaus in Reinhard Sorges „Bettler". Der Dichter will hier die Hyänen des Augenblicks zeigen, die immer nur nach dem Neuesten, Allerneuesten auf der Jagd sind und in ihrer betulichen Aktualitätsgier weder zur Sammlung, noch zu eigenen Gedanken kommen. Rechts steht einsam und ratlos der junge Dichter (Ernst Deutsch) wie in einer Wüste. (Deutsches Theater)





Marquis Posa (Alexander Moissi) und Don Carlos (Paul Hartmann), die beiden Dioskuren, die in diesem Winter hoch am Himmel des „Deutschen Theaters“ standen und Tausende zur Schau lockten



Paul Wegener als König Philipp in der Don Carlos-Aufführung des Deutschen Theaters

mer 1916 gefallene blutjunge Dichter Reinhard Sorge kam mit seinem Erstling, er selber nennt es seine ‚dramatische Sendung‘: „Der Bettler“ in einer Mittagsvorstellung des Deutschen Theaters zu Wort. Ein Drama? Nein. Ein Prolog, in dem der Dichter sein großes Wollen ankündigt — und so als Eröffnungsdichtung des ‚jungen Deutschland‘ von doppeltem Sinn — das gärende Chaos einer jungen Poetenseele. Bedenklich stimmt schon der Stoff. Es ist das Zeichen der Unfertigen, auch der Dilettanten, sich selber mit ihren unklaren Wünschen und Sehnsüchten im Gegensatz zu den Nöten des Lebens und Berufs darstellen zu wollen. Als ob nicht gerade dazu Distanz gehörte! Und doch horchen wir bei Reinhard Sorge sogleich auf. Denn ein Terzett, das hier der Dichter mit dem ‚Freunde‘ und dem ‚Mäzen‘ anstimmt, hat nicht nur einen reinen, vollen Klang, es schöpft auch das Thema aus der Tiefe. Der geschäftsunkundige, welt- und menschenfremde Dichter widerstrebt trotzig dem wohlmeinenden Rat des Freundes, sich in die Welt zu fügen, und stößt den Mäzen, der ihm ein sorgenfreies Schaffen gewähren will, eigensinnig vor den Kopf: eine eigene Bühne will er haben, nur auf einem ganz besonderen, für ihn gefertigten Instrument kann er den Ton finden, der in die Ewigkeit hinüberklingt. So zerschellt



„Don Carlos“ im Deutschen Theater: Else Heims als Königin

sein Ideal an der Wirklichkeit. Bei allem Überschwang ist der Dichter in der Darstellung dieser drei Menschen von wohltuendem Realismus. Der Mäzen sowohl wie der Freund sind ganz vernünftige Leute, durchaus nicht karikiert, man muß ihnen sogar recht geben. Das ist ja freilich gerade das Tragische: der Dichter paßt nicht in die Welt. Aber diese Wirklichkeitstreue wird abgelöst von gespenstischen Visionen, mit anderen Worten der Naturalismus wird mit Symbolen durchsetzt: im Kaffeehause der Literaten und der Halbwelt sehen wir ein dichterisch empfundenes Zerrbild hohler Geschäftigkeit, großstädtischer ‚Aktualitätsgier und Sittenlosigkeit. Eine höchst merkwürdige Beweglichkeit der Phantasie, die wie ein sich drehender Scheinwerfer



Marie Fein als Prinzessin Eboli in der „Don Carlos"-Aufführung des Deutschen Theaters

leuchtet, Menschen und Dinge abtastet, läßt diese Bilder erscheinen und verschwinden — plötzlich sitzt, den Chor der antiken Tragödie geistvoll nachahmend, eine Reihe todbereiter Flieger da, Einheit in seiner Haltung und in den harten Gesichtszügen; die knappe Prosa gleitet unmerklich in tiefklingenden Vers über, auf das Gewirr und Gekicher der Liebhaber mit den Dirnen folgt schwerer Orgelton. So der erste Akt. Mit ihm, der strahlend ausklingt, hat der Dichter das Wesentliche seines Werkes gegeben. Der übrige Teil des Dramas hebt sich als eine schauerliche Familientragödie ohne sichtbare Verbindung mit dem Vorhergehenden ab. Des Dichters Vater ist wahnsinnig — die nahe Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn soll so, ein wenig deutlich und einfach, betont



Man kann sich — nicht wahr? — vertrauenerweckendere Gesichter vorstellen als diese drei Mordgesellen aus der „Winterballade" (Bruno Decarli, Paul Wegener, Emil Jannings), aber schwerlich kann man sie besser darstellen (Deutsches Theater)

werden — die Mutter siecht in Angst und Sorge dahin, der Sohn erlöst beide durch Gift. Hier klafft ein tiefer Riß durch das Ganze, offenbar ist Sorge inzwischen stark von Strindberg beeinflußt worden, nur läßt er dessen beängstigende Folgerichtigkeit und Logik stark vermissen; Widersprüche und Willkür herrschen, die Vorgänge sind an den Haaren herbeigezogen und oft von ermüdender Weitschweifigkeit. Und doch: immer wieder blinken wahrhaft geniale Szenen auf, so wenn der Sohn dem irrsinnigen Vater (der übrigens recht vernünftig spricht) einen Salamander kommandiert und die verängsteten Frauen kommentmäßig ‚mit reiben'. Kurzum, der so früh Verstummte war trotz allen Jugendfehlern, ja gerade wegen der Art dieser Fehler ein Berufener, seine Wohnung ist jener Magnetberg, der die Augen und die Herzen mächtig anzieht, wo das junge Dichtergeschlecht vom Adel des Sturm und Dranges steht: die Lenz, Büchner, Grabbe. Sein „Bettler" ist ein Werk, wahrhaft gespickt mit Mängeln und Schwächen — aber erfüllt von jener verwegenen Unbekümmertheit, jener träumerischen Sehnsucht, jenem herben Trotz und endlich jenem erschütternden Notschrei der Prometheiden ... Max Reinhardt war der rechte Künstler, den hochfliegenden Träumen dieses Dichters phantastische Gestalt zu geben, seine „dramatische Sendung" zu erfüllen. Schaubilder von unvergeßlichem Reiz spannten sich um schauspielerische Glanzleistungen von Paul Wegener, Helene Thimig, Gertrud Eysoldt, Ernst Deutsch und Emil Jannings.

Nach der Jugend ist man auf der Suche in der Berliner Theaterwelt — mit Recht trotz allen Enttäuschungen und Ausrutschern. Springt aber in dieser Rückschau die Frage auf: wo ich im heurigen Theaterwinter am meisten brausende, stürmische Jugend auf der Bühne gesehen habe, so muß ich wahrheitsgetreu gestehen: bei einem Dichter, der seit mehr als hundert Jahren tot ist. Schillers Don Carlos hat am Deutschen Theater den stärksten Erfolg der Spielzeit gehabt (wochenlang war kein Platz zu haben, wenn man ihn nicht lange im voraus bestellte), und er verdankt diesen Erfolg lediglich dem jugendlichen Feuer und Überschwang, dem wolkenhoch aufflammenden Edelzug, den die Darstellung ganz schillerisch traf. Max Reinhardts Carlos-Aufführungen sind seit dem Jahre 1909 bekannt. Moissis Posa gab ihnen schon damals das Gepräge. Aber es war kein ebenbürtiger Carlos da, und auch der König ließ zu wünschen übrig. Jetzt hat das Deutsche Theater — leider nicht auf lange mehr — in Paul Wegener einen Philipp und, was wichtiger ist, in Paul Hartmann einen Carlos, die dem reifer und vertiefter gewordenen Moissi ebenbürtig, das Höchste dieses Schillerschen Jugendwerks herauszuzaubern vermögen. Dies Höchste aber besteht darin, daß wir beim Zuschauen nicht nüchterne Verstandsmenschen bleiben, sondern daß der Adel und die Hoheit dieses beschwingten Dichters uns völlig überwinden und wir schließlich mit bebender Ergriffenheit zu ihm aufschauen, von dessen



Schlußakt in Dehmels „Menschenfreunde". Die zerfurchte Menschenruine Christian Wach (Albert Bassermann) erkennt in letzter Stunde unter der linden Hand der Pflegerin (Ilka Grüning), daß ein bißchen Güte von Mensch zu Mensch mehr wert ist, als alle große Wohltätigkeit, mehr auch als alles Übermenschentum (Lessingtheater)



Anscheinend stellt das Bild nur drei Personen dar, in Wirklichkeit sind es vier, da Bassermann (links) den Fink und Fliederbusch zugleich (sehr lustig) verkörpert. Neben ihm Ilka Grüning als Fürstin, geschäftig in Klatsch und Wohltätigkeit, rechts Ferdinand Bonn als klerikaler Parlamentarier und sarkastischer Reichsgraf (Lessingtheater)

Lippen die deutsche Sprache bald wie holde Musik, bald wie Sturmeswehen klingt, in diesem Hohenliede der Freiheitsliebe, edler Freundschaft und Menschengröße. —

Das wenigstens ist das Erfreuliche an den nachfolgenden Dramatikern, daß sie nicht zu dieser neuerdings mehr und mehr sich breitmachenden Sippe gehören. Es darf nicht als das letzte Zeichen der Echtheit und Größe eines Dichters gelten, daß man ihn lieben kann. Das trifft auf Richard Dehmel und Gerhart Hauptmann gewiß zu. Von Hauptmanns Winterballade habe ich in meiner letzten Theaterrundschau hier schon gesagt, daß sie enttäuscht hat, es bleiben nur noch ein paar Bilder von der ausgezeichneten Darstellung nachzutragen. Die Tragödie selbst hätte vielleicht tiefer gewirkt, wäre man nicht vorher auf die Quelle ihres Stoffs, auf Selma Lagerlöfs Erzählung „Herrn Arnes Schatz" aufmerksam gemacht worden. So aber erwartete man von der Gestaltung des zarten Jungfräuleins Elsalil gerade bei dem Schöpfer so elfischer Wesen wie Hannele, Ottegebe, Gersuind — auch Pippa und Rautendelein gehören hierher — das was Hauptmanns eigenstes Gebiet und Können ist, aber hier versagte er diesmal, ihm war's mehr ums Grausliche zu tun. Eine Überraschung brachte Richard Dehmel mit seinem Drama „Menschenfreunde". Lange hat der große Lyriker vergebens um die Palme des Dramatikers gerungen, jetzt endlich, mit fünfundfünfzig Jahren, hat er ein leises aber stark an die Seele greifendes Trauerspiel geschaffen. Sein Multimillionär Christian Wach, belastet mit schwerer Schuld, seelisch ein überlegener Herrenmensch, spottet innerlich über das grenzenlose Wohltun, durch das er sich als ‚Menschenfreund' einen Namen gemacht, wie über den Ankläger, der ihn durch jene Schuld vernichten will. Dieser Selbstpeiniger verachtet die Selbstgerechtigkeit und Heuchelei der Welt wie ihre Strafen: ohne Geständnis stirbt er einsam, seine letzten Augenblicke verklärt durch das bißchen Menschengüte eines einfachen Weibleins. Das ist eine Gestalt, die nur ein überlegener Dichter schaffen und die nur ein Künstler wie Bassermann so erschütternd nachbilden kann: mit allen Schauern einer von Selbstqual zerrütteten Seele, mit allen Merkmalen des Pathologischen und doch einer trotzigen in sich verbissen zusammengekauerten Kraftnatur.

Die zerfurchte Menschenruine, von wildem Haar und grauem Bart umstarrt, die Bassermann hier schuf, war das krasseste Gegen-



„Die Lebensgefährtin" links (Rosa Bertens) sieht nicht wie ein „Kind der Freude" aus, obwohl Saltens Einakterreihe so benannt ist. Das arme vernachlässigte Weibchen des großen Heldendarstellers (Ferdinand Bonn) hat allen Glanz und alle Wärme des Lebens ihrem — Stern überlassen (Kammerspiele)

stück zu dem glatten, geschmeidigen, gigerlhaft-hüpfenden Fink und Fliederbusch, dieser Doppelrolle, die er in dem gleichnamigen Stück von Artur Schnitzler mit vollendeter Meisterschaft darstellt. Das Lustspiel selbst hat bei der Presse größtenteils eine ablehnende Haltung gefunden. Man fühlte sich wohl verstimmt über die einseitige Karikierung des Journalistenstandes; aber jeder andere Stand muß auch einmal auf der Bühne herhalten. Daß man besonders in Wien über die sehr deutliche Lokalfärbung — man spricht von einem Schlüsselstück — nicht erfreut war, läßt sich denken. Sieht man von der groben Verzerrung, namentlich des ersten Aktes, ab, die nur äußerlich einen wahren Anschein hat, so bleibt die Grundidee: daß nämlich ein gewandter junger Mann unter zwei verschiedenen Decknamen in einander feindlichen Blättern mit sich selbst scharf polemisiert und schließlich dazu getrieben wird, sich selbst auf Pistolen zu fordern und als Doppel-Ich auf dem Kampfplatz zu erscheinen — lustig genug. Das Stück wurde, wie auch Dehmels Drama, im Lessingtheater unter Barnowskys Spiel-



Drei „Kinder der Freude" von Felix Salten. Die beiden Nebenbuhler (rechts Hermann Thimig, in der Mitte Ferdinand Bonn) wünschen sich gegenseitig zum Teufel. Johanna Terwin ist sichtlich in Verlegenheit, welchem der beiden Wünsche sie beipflichten soll (Kammerspiele)

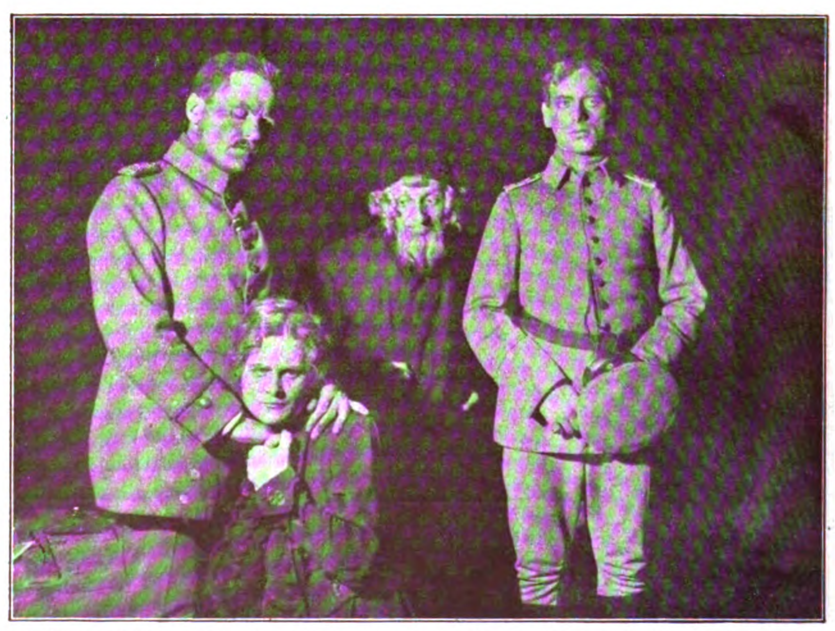


Sie lieben sich, die reichlich selbstsüchtige, superkluge Viga (Erika Gläßner) und ihr Peterlein (Ernst Pröckl) aber sie „kriegen sich“ nicht. Denn das dumme Peterlein hat kein Geld, darum geht Viga lieber die goldgepflasterte Straße nach Steinaych (Theater in der Königgrätzerstraße)

ordnung ausgezeichnet dargestellt und hat sich gegen alle Widersprüche durchgesetzt.

Glück hatte auch ein anderer Wiener (sie haben alle bei uns Glück, beinahe soviel wie die Budapester), der in Schnitzlers Fußstapfen wandelt: Felix Salten mit seinen „Kindern der Freude", die im Kammerspielhause für einige Monate Quartier belegt haben. Die Kunst des Einakters hat Salten technisch sehr sauber ausgebildet, er versteht es, ein merkwürdiges Vorkommnis oder eine psychologische Frage in eine knappe dramatische Handlung umzusetzen, so zwar, daß sie mit einer überraschenden Schlußwendung schlagartig-witzig gelöst wird. Er hat so den bekannten ‚Falken' der Novelle gewissermaßen für die Bühne abgerichtet. Gefühlswärme ist freilich nicht bei ihm zu finden, seine Gestalten sind lediglich Spielmarken, als solche nicht ohne Wert. Überhaupt hat die Technik bei unseren Dramatikern in letzter Zeit auffallende Fortschritte gemacht. Kam da im „Theater in der Königgrätzer Straße" (dessen Name ebenso lang und häßlich, wie sein Bühnenhaus intim und hübsch ist) ein junger, in weiten Kreisen unbekannter Dichter namens Wilhelm Stücklen mit einem Drama „Die Straße nach Steinaych" zu Wort, das ein uraltes, verbrauchtes Motiv, den Kampf ums Weib, in besonderer Fassung zeigt. Nicht ein Wort ist in dem ganzen Stück zuviel gesagt, die Steigerung sicher, die Szenen so zusammengedrängt, das meiste lebenswahr, in der Beleuchtung oft neu und anziehend. Ob nicht eine gewisse seelische Einschränkung dem Dichter einmal zum Verhängnis werden wird, läßt sich nach dieser Probe nur vermuten, nicht entscheiden, vorläufig wird man dies Talent im Auge behalten müssen.

Wandten sich die bis hier begleiteten Bühnenschriftsteller mit großer Einmütigkeit von dem großen Weltgeschehen ab, das uns alle nun bald vier Jahre in Atem hält, so hat ein schon bekannter Dichter, Georg Reicke, sozusagen den Kriegsstier bei den Hörnern gepackt, er hat in einem breit ausgesponnenen Drama „Blutopfer" den gewaltigen Rahmen dieses Völkerkrieges um eine Liebestragödie eigener Art gezimmert. Der Lyriker Reicke macht sich in diesem von der „Volksbühne" gutgespielten und freundlich aufgenommenen Fünfakter des öfteren angenehm bemerkbar, einzelne Szenen, so die auf dem abgebrannten Gehöft und im Offizierskasino, sind plastisch geformt, im ganzen aber ist zuviel Gewollt-Dramatisches in dem Werk, man hat nicht ganz mit Unrecht an Reickes Landsmann Sudermann erinnert bei der Unbedenklichkeit, mit der Vater und Sohn um das junge Weib streiten, und bei dem romantisch unbestimmten Charakter dieses Geschöpfchens selbst. Den meisten Vorgängen fehlt die Wahrscheinlichkeit und den Gesprächen oft der vorwärtstreibende Motor. Immerhin ist der große Wurf der Beachtung wert; geradezu Bewunderung aber verdient die Tatsache, daß ein Bürgermeister von Berlin während dieses Krieges noch zu so weitausholenden dramatischen Taten Zeit findet.



In Georg Reickes „Blutopfer" sehen wir das junge Pastorentöchterchen (Marija Leiko) zwischen den beiden Nebenbuhlern, dem Vater (Eduard v. Winterstein) und seinem Sohn (Paul Hartmann) trost-, hilf- und ratlos, das Blutopfer ahnend. In der Mitte als Mittler ein polnischer Jude (Fritz Richard) (Volksbühne am Bülowplatz)

Der alte Hauptmann

Kriegserzählung von Erich Wentscher

Als wir mit lehmverklebten Ellenbogen und durchgescheuerten Knien in der Septembersonne am Mauersee lagen und plötzlich hinter uns der neue Transport aus Holstein stand, zwei Dutzend Kriegsfreiwillige, blank und neu wie Zinnsoldaten auf dem Weihnachtstisch, sah ich am rechten Flügel einen wohl vierzigjährigen Unteroffizier mit verwittertem Seemannsgesicht, gestutztem Schnurrbart, wasserblauen, nervösen Augen, Krähenfüßchen und Trauring. Mischung von Fertigkeit und Unsicherheit. Unter dem Druck des Tornisters lauernde, im Koppelsitz und in der Gewehrhaltung versteckte flüchtige Eleganz. Aus dem Rahmen der Studenten fiel er ein wenig heraus, trat aus dem Glied auf mich zu und stellte sich steif vor: „Heim.“

„Auch Kriegsfreiwilliger?“ frug ich ihn.

Er bejahte zögernd, verlegen werdend.

„Und schon Unteroffizier?“ Ich bin immer so neugierig.

Da liefen viele traurige Falten über sein sturmdurchwühltes Gesicht, und er sah bitter an mir vorbei und schwieg.

⌘ ⌘ ⌘

Ich spürte, daß ich in dem gedrungenen, älteren Manne etwas verwundet hatte und ging nun mit doppelter Liebe neben ihm her. Das Köpfezusammenstecken hinter seinem Rücken beachtete ich nicht und richtete mich freudig daran auf, mit wie traditionell militärischem Schimpfen er die längsten Märsche ertrug, wie gewandt er im Quartier den Tornister abwarf, wie er im Schlamm der Landstraße sich selbst komisch vorkam, in schneidigem Kasinodeutsch im Straßengraben politisierte, seine Friedenssehnsucht mit Sektwetten bekräftigte und sich von mir einzig und allein helfen ließ, wenn ihm an Regentagen und auf Hungermärschen seine schweren Bremer Zigarren ausgegangen waren.

Überhaupt imponierte er uns, die Leute parierten ihm, und er führte seine Gruppe in den ersten Gefechten mit wortkarger Manövergewandtheit. Wurde einer von seinen Leuten verwundet, so begleitete er dessen Aufschrei mit einem harten Fluch; fiel einer, so zuckten einen Trommelwirbel lang die traurigen Falten über sein Gesicht, weiter nichts.

⌘ ⌘ ⌘

An der Pilica ging der Oktoberabend mit dicken Nebeln nieder. Wir hatten die schweren Tage von Iwangorod hinter uns; nun umfing uns wieder die abendliche Ruhe eines tief in den Sumpf der Flußniederung gestochenen Grabens. Brettergeschützte, strohverstopfte Stellen im Graben wehrten als Embryonen der künftigen Unterstände die nasse Traurigkeit ab, die draußen von Weiden und Brücken tropfte und wandelten den herben, ernsten Geruch der einsamen Wiesen in enggerücktes Behagen. Die Vormittagssonne, die sich manchmal durch die schweren, rastlosen Wolken brach und einen zeitverschlafenen Buschen Vergißmeinnicht am Flußrand beglitzerte, löste uns langsam aus der Beklemmung der tief durchatmeten Schlacht, die Nase labte sich wieder am Duft zerkochter Kartoffeln, und der ungalante Spiegel rief den Kamm aus der Tiefe des durcheinandergewühlten Tornisters, rief den Bartstutzer, den Kompagnieheiligen, herbei, daß er mit legendenhaften Martyrien sein Mirakel vollbringe.

Sogar der Sinn für die Kompagniegeschäfte erwachte zur Freude der Ehrgeizigen, und der Feldwebel umbrummte mit blauen Aktendeckeln den Bataillonsunterstand. Es lag etwas in der Luft von Beförderung und Zukunftsmusik, man riet, achselzuckte, kopfschüttelte und suchte das Siegel auf den Lippen des Schreibers mit braunen, etwas angenäßten und deshalb dampfenden Glimmstengeln zu schmelzen.

Ich pflege bei solchen Gelegenheiten seltsam spitze Ohren zu bekommen. Alle Lüsternheit meiner erwachenden Lebensgeister richtete sich nun plötzlich auf den Spieß als höchstes Idol, und ich horchte beim Schutze der Dunkelheit tastend den Graben entlang, was dieser und jener von meinen Aussichten dächte. Ich kam in Betracht. Ich war dran.

Ich störte gerade den Krankenträger Pelka beim Doppelkopf mit dem Roman meiner militärischen Vergangenheit, als der Feldwebel mit sehr jupiterhaften Schritten den Bataillonsunterstand verließ.

Zweiundeinhalbe Minute später schlug der Blitz ein: Unteroffizier Heim — Leutnant!

Die Pilica war nicht tief genug, um mich darin zu ertränken. —

Heim ging zur Meldung beim Kommandeur an mir vorüber. Er strich mit der Hand über meine neidisch gekrümmten Schultern und lud mich zum späten Abend ein in seinen Unterstand.

Auch das noch! Als wenn man mit seiner geschiedenen Frau im gleichen Fahrstuhl fährt! — Schwermütig hing der Nebel im Weidenbaum wie ein zerrissener Schleier.

⌘ ⌘ ⌘

Eine Kerze mit mattem, schimmernden Hof durchdämmerte den engen, niedrigen Bretterverschlag, in dem der Leutnant mit einigen pflasterartigen Abzeichen seiner neuen Würde saß und lächelnd an einer Feldpost-

karte schrieb. Eigentlich war sein Gesicht viel weicher und jünger geworden.

Na ja, wenn man den Marschallstab aus dem Kochgeschirr fischt!

Liebenswert war er doch, wie er mir Platz machte und wir beide vergnügt nebeneinander saßen, die Knie hochgezogen und die Köpfe zwischen die Knie gebückt, wie der neugebackene Bursche ein heißes Getränk und einen Wurstzipfel brachte, und wie wir beide mit eingeklemmten Armen Mahlzeit hielten.

Dann blies er das flackernde Licht aus, daß die rauschende Herbstnacht durch die Bretterspalten zu uns hereinsah, und formte mit schweren, stahlklingenden Worten nach seinem Willen mein Herz. —

„Vor zwanzig Jahren — Sie konnten damals den Zapfenstreich noch nicht von der Reveille unterscheiden — bin ich schon einmal Leutnant geworden, ein anderer als heut. Ich war sehr stolz und gab den Kameraden keine schlechte Bowle. Den Degen hielt ich zwischen den Knien, wie ein Mädchen seine neugeschenkte Puppe nicht aus den Armen läßt, und die schmalen Achselstücke fühlte ich wie das Goldgeflecht bonapartischer Marschälle auf meinen Schultern. Die Ehre, die Befehlsgewalt —, das spürte ich voll heraus. Wie die Konditorei sich umkrempelte, wenn wir eintraten, wie die Gardinen rauschten, wenn wir bummelten, das alles kostete ich mit Stolz, erschöpfte äußerlich den Glanz des Berufs, und weil ich dazu pünktlich, sparsam, fleißig, ehrgeizig, vergnügt und umgänglich war, fehlte es nicht am lobenden Schulterklopfen: ‚Heim, Sie sind doch ein Prachtkerl!‘

„Es klappte alles über Erwarten, Besichtigungen und Kritiken. Als ich das Akademieexamen bestand, wollten die Dankbarkeit und das Glück heiß in mir aufsteigen wie Knabentränen. Aber ich zog die Lippen schief, wie um ein scharfes Kommando zu geben, und beschäftigte die quellenden Augen mit meinen Handschuhen. Sentiments paßten doch nicht in unsern Beruf. Es schien mir einzig darauf anzukommen, wie unsere Stiefeletten glänzen, wie wir die Quadrille beherrschen. Jedes Geschäft, das wir betraten, jeder Zivilist, den wir grüßten, alles mußte doch ausgesucht und bedacht sein. Was sollten da Sentiments? Gesinnung selbstverständlich, Gefühl Groschenzigarre. Punktum.

„Nun, Berlin nahm mich feste in seinen eleganten Wirbelwind. Ich war riesig gesellig und überall, in Theater und Bar, auf Rennen und Basars, erntete ich jenes ganz nichtssagende Lächeln, das man so leicht für einen Scheck auf die Zukunft hält. Mein Herz war ein Spitzglas voll Kohlensäure; ich lächelte mich immer mehr hinauf, und alles klappte weiter über Erwarten. Daß ich über mein Portemonnaie ebenso schnell die Gewalt verlor wie über meinen Hosenlatz und den ganzen Kadaver, das merkte ich gar nicht. Ich war eben hohl wie eine Pauke. Tiergartenstraße und Dressel, die Manichäer nahmen mich in ihre Mitte. Im Tattersall hielten mir Schieber ihre Zigarettendosen entgegen. Ich schwamm in der Jauche dieser ganzen übersättigten, grundfaulen Gründerzeit. Und dann ging es bergab wie das Wasser vom Kreuzberg. Nach außen machte ich bis zuletzt ‚Bum, bum!‘, ein junger, vorpatentierter Hauptmann, dem man eines Tages den schlichten Abschied gab. Gescheitert am falschen Augenmaß für das Leben.

„Denn weil kein Beruf so hart, so gezwungen und ausschließlich ist wie der des Offiziers, bedarf auch keiner so des inneren, verschwiegenen Friedens. Wer unter uns nicht ein Herz hat, frisch und voll wie ein Knabenlachen, der verdorrt an der Form. Unsere Pflicht ist nicht die Bügelfalte, sondern der ganze Mensch. Wir sind nicht dem Würfel und nicht der Schürze verlobt, sondern der Fahne. Die Fahne aber ist der König. Was will nun der König von uns?

„Der Große König verbot seinen Offizieren das Heiraten, wie die Kirche es ihren Geweihten verbietet. Ihre Sinne sollten entbrennen in ihrer Pflicht. Es sollte kein Haus für sie geben als ihr Revier, keine Familie als ihr Peloton, keinen Festtag außer der Revue. Also zu Mönchen gebändigter Kraft, zu Märtyrern der Liebesnot, zur Priesterschaft der eisernen Pflicht und der eisernen Nation machte er uns. Das ist preußischer Geist, das sind die spartanischen Grundlagen unseres Lebens!

„König Wilhelm vermahnte uns, arm zu bleiben. Von Pelzen und Krebsessen versprach er sich nichts Gutes für unsere Muskeln und unsern Mut. Aber den Reichtum straffer Selbstbeschränkung, pflichtgeweihter Entbehrung schenkte er uns. Die Arbeiter dürfen murren um ihren Stundenlohn, wir sollen das Leben verdingen, um ein gutes Gewissen zu haben.

„So wollten unsere Könige, will die Fahne ihre Offiziere sehn. Solange in uns das Gewissen der Überlieferung schlägt, bleiben wir die Armee von Leuthen und Wörth, ein eisernes Volk. Das ist unser Geist, unser Glück und Stolz!“ —

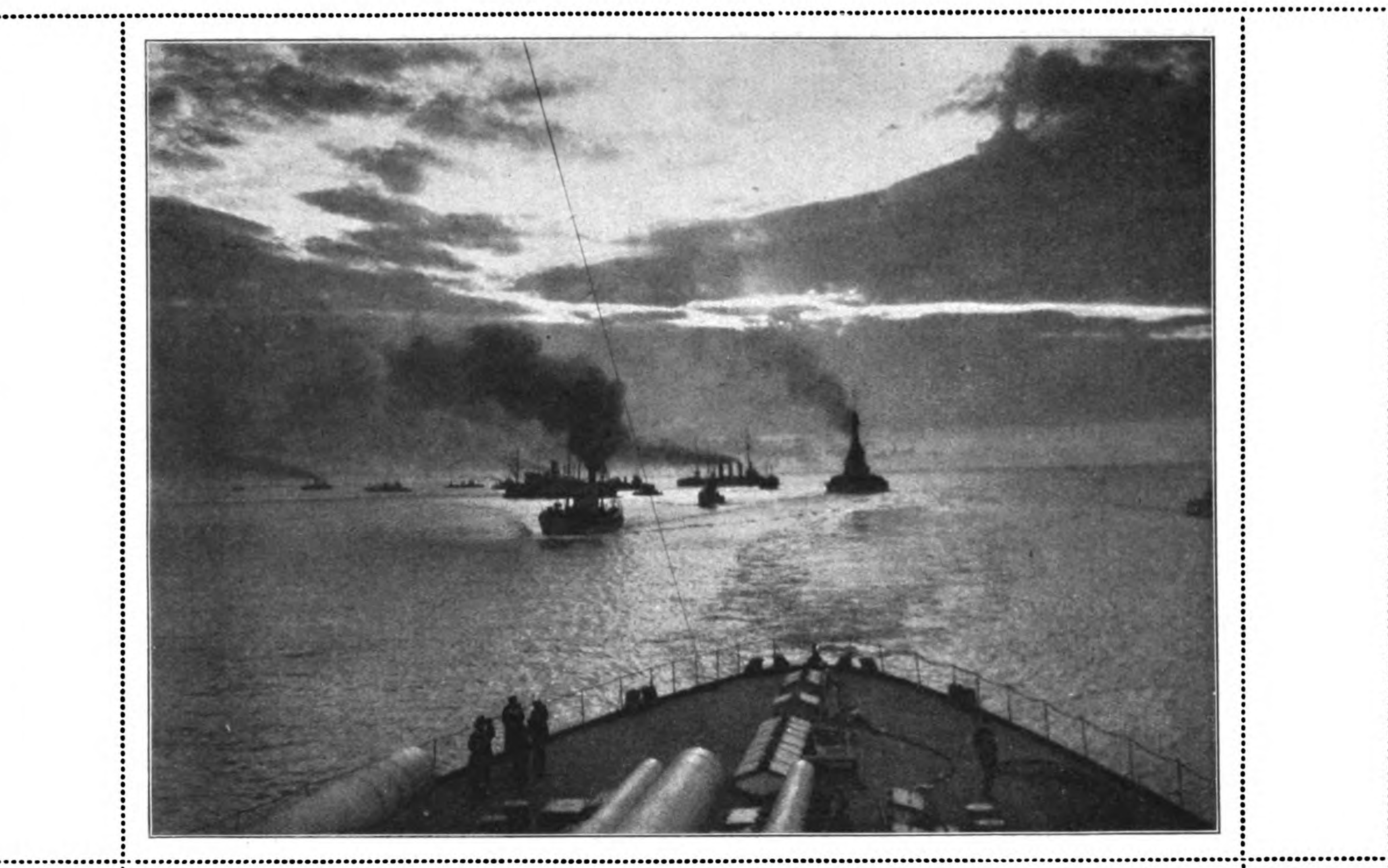
Ich trank den letzten Schluck aus meinem Feldbecher. „Meinen Dank, Herr Leutnant!“

Draußen standen die Posten wie junge Eichen. —

⌘ ⌘ ⌘

Warum wurden wir mitten in der Nacht alarmiert? Die Höhen des andern Ufers und der Steg, der links übers Wasser führte, waren noch nicht sichtbar. Die Feldküchen, die wie gespenstische Riesenfahrzeuge den Wiesenweg von Borki her herantrabten, und der Brei, der den kalten Leibern halb mechanisch eingetrichtert wurde, bedeuteten nichts Gutes für den kommenden Tag.

Über der schlafbefangenen, taumelnden Kolonne erwachte mit Zirpen und Zwitschern die Dämmerung. Das Wispern des ersten Morgenwindes klang so unverlierbar tief in den Ohren wider, wie die Augen verliebt das



Deutsche Kriegsschiffe vor Oesel. Künstlerische Aufnahme von Dr. H. Spieth, Marine-Ober-Assistenz-Arzt d. Res.

über den Erdrand quellende Licht, das hastige Gewölk und den tropfenden Rasen tranken. Im Gefühl einer heraufdämmernden Schlacht treibt das junge Blut mit doppelter Kraft, und das bedrohte Leben lodert in seltsam gereiftem, geschärften Sinnesleben. Wie die Erde roch bei der letzten Rast, das vergißt man so wenig wie den Anblick des letzten Gehöftes. Die Empfindung wächst mit der Nähe des Todes.

Ein Halt auf dem Dorfplatz von Stromiec. Vorm Bataillon hielt ein Reitersmann, feldgrau mit violettem Samt.

„Ein Sonntag sproßt aus der Morgendämmerung! Gottesdienst daheim wie hier! Vernehmt ihr das ferne Glockenläuten? Arbeitsame Hände sind für euch um Gesangbücher gerungen. Lippen zittern für euch beim ‚Lobe den Herrn'. Erkennt ihr nicht Antlitz für Antlitz im Gotteshaus? Den tiefen Vaterunser-Frieden?"

So traten wir barhaupt ein, jeder in die Kirche seiner Heimat, und unsere Mütter falteten die Hände um unsere pochenden Schläfen. Das stoßweise Tacken und Knattern, das Windgeheul und Bersten der Granaten und das Dröhnen galoppierender Kolonnen hörten wir nur als still von der Orgel brechendes Kyrieleis. Die Sonne brach wie zur Hundstagszeit durch die Fenster und malte das Ährengold ihrer Felder in wandernden Kringeln an die Wand. Wir gingen schon weit ausgeschwärmt dem Feinde entgegen und saßen doch noch dichtgedrängt in den alten Bänken.

Nur einer unter uns, ein junger Freiwilliger, hatte andere Gedanken. Ein Gotteshaus hatte er nicht, um darin niederzusitzen. In seiner Großstadt hatte man sich Sonntags tüchtig ausgeschlafen. Er war plötzlich in seltsamer Einsamkeit sich selbst überlassen. Das Unfertige und innerlich Unreife seines Lebens begann ihn zu drücken. Der Kopf wurde ihm heiß aus Angst vor dem großen, schwarzen Tor. Fiebernd zählte er seine Habe nach: sein Geld, seine Bücher, seine Sammlungen und seine Tennishemden. Die ganze Rechnung stimmte nicht. Wenn nun mit einem Bleischwirren die Macht über das alles erloschen wäre! Er wurde im Gehen schamrot über dies lächerliche Fragment eines Lebens, dies lyrische Gedicht mit vielen Gedankenstrichen. Er sah an sich herab. Er hatte weder die Knöpfe noch das Kreuz, und von dem anderen, unvergänglichen Kreuz über allen Heldengräbern wußte er ja nichts. Es hatten sich selbstsichere Pläne in sein Gehirn eingebaut wie Granit. All diese Pläne, die Reisen, die Städte, die Arbeiten gehörten zum Ganzen. Er wanderte mit heißer Stirn kreuz und quer: es war ja unmöglich, daß dies Gebäude schemenhafter, stolzer Gedanken einen Riß bekommen sollte zum Einstürzen! Ganz unmöglich! Er mußte sich mit Händen und Füßen wehren gegen den Tod und seine unabsehbaren Folgen, nur heute noch übrigbleiben, Tage, Wochen, er mußte nachholen, von vorn anfangen, vollenden! Nur nicht in diesem kurzen Sonnenlauf verlöschen wie eine zerdrückte Fliege!

Da heulten Granaten von vorn heran. Sie suchten witternd nach Aufschlag und Erde. Sie stürzten wie Eisen. Vor den Füßen des Freiwilligen lag aufplumpsend der schweigende Eisenkörper, voll verhaltener Kraft zu morden. Der Arme starrte gebannt die Ringe an, die den Körper noch fesselten. Er wartete auf die Explosion — Sekunden. Langsam lösten sich seine ineinandergeknirschten Kiefer, begann er an einen Blindgänger zu glauben. Und wieder rauschte die Luft von den unsichtbaren Vögeln des Todes mit ihrem wachsenden, sinnelähmenden Lied. Alle kamen von rechts her.

Die Linie lag still, keiner wagte zum andern zu sehen, jeder hielt die Arme über die Erde gepreßt wie über sein Grab, und die Zeit rasselte wie das Herz eines Sterbenden. Da ratterte es links los, und im selben Augenblick mähten die Patronenbänder feindlicher Maschinengewehre die an die Erde geschweißte Linie entlang. Keiner sah und hörte, was die Garbe am rechten Flügel auszurichten begann; jeder erwartete nur von Atemzug zu Atemzug den Stich durch die Hüften, den Schmerz im Knie, die Sticknot der getroffenen Lunge, das Dunkeln des Lichtes. Näher und näher kam das höhnische Pfeifen, von Mann zu Mann wuchs in rasendem Tanz das Summen des Metalls in der Luft. Haarscharf über den eigenen Körper schlug das Blei hin. Ein kurzes Aufatmen. Ein Regen der Glieder. Hier und dort tropfte zwar Blut, aber die Granaten hatten sich doch in nutzloser Wut verwühlt, und die Maschinengewehre hatten um eine Körperlänge zu hoch geschossen. Das Feuer verebbte und schwieg.

Die Leiber zitterten vor warmem Behagen an ihrer Unversehrtheit, am Wiederfinden und Wiedersehn. Wie aus tiefer Narkose zurückkehrend, sah man die zackigen Ränder der Erdschollen, den Morgendampf über der braunen Erde.

Aber da stand schon der Leutnant Heim und zeigte mit dem Degen vorwärts.

Im jungen Freiwilligen sträubte sich jede Sehne gegen die mitreißende Gesamtbewegung nach vorn. Granaten und Patronen hatten ihm fast die Gewalt über sich geraubt. Warum nicht liegen bleiben, nur eine Stunde, liegen wie im wärmsten Bett, eben mit der Erde und versteckt in ihren weichen Schollen? Warum gleich weiter, warum dem Tod nachlaufen wie ein Stierkämpfer? Er wußte ganz genau, daß die Stille des Dörfchens da unten verlogen war, daß in jedem Fenster Gewehre lagen. Er traute den Rinnen und Senkungen der weiten Niederung nicht. Seine flimmernden Augen sahen überall in der Luft weiße Wölkchen schwimmen. Er sah den Tod vor sich als unbegreiflichen, häßlichen, Riß. Wie er sich selbst zerlegt und grübelnd beobachtet hatte, so verstand er jetzt sein

Sterben mit der feinsten, quälendsten Genauigkeit. Aller Folgen war er sich bewußt. Das durfte ja nicht kommen, das durfte ja nicht sein! Nur heute nicht! Liegen bleiben!

Sie sprangen gruppen- und zugweise. Die eiserne Form des Zusammenhaltes lockerte sich. Vorn begann Gewehrfeuer, suchend, drohend, warnend. Sein Zug verharrte aufatmend in der Deckung eines trockenen Stichgrabens. Er fühlte die schützende Erdwand warm wie einen Ofen, er rollte sich zusammen, um sich ein neues, Leben zu zimmern. Er atmete tief gegen eine Wurzelfaser.

Da ragte wieder der Degen des Zugführers nach vorn, da schnitt der kalte Sprungbefehl durch seinen zarten Frieden.

Ein Blick nach rechts und links. Die Kameraden sahen nicht nach ihm. Jeder in sich selbst versunken, willenloses Werkzeug des Kommandos.

Er kämpfte, zögerte, verspätete sich, blieb liegen. Er rollte sich wieder zusammen, er streckte sich aus, als hätte er sich ein Haus gebaut. Er erzählte sich, daß er sich beim Hinwerfen an die schräge Grabenwand den Knöchel versprungen habe. Dieser verdammte Schmerz! Dreimal erzählte er es sich. Zehnmal. Er wurde nicht ruhig in seinem Versteck, maß bald den wachsenden Abstand zu seinen Kameraden und horchte auf seine Brust. Er schloß die Augen und wollte schlafen, bis die kühle Dunkelheit käme. Er meinte, schon Stunden zu liegen, und es waren erst Sekunden. Die Zeit wurde so schleppend schwer und sah ihn so schrecklich an.

Da polterte hinter ihm die Erde. Stimmen und fauchender Atem schlichen sich an seine Einsamkeit heran. Der letzte Zug seiner Kompagnie! Sollte er sich tot stellen, sich befühlen und bemitleiden lassen? Ihm müßten ja doch die Lippen beben! Wie das Jüngste Gericht klapperte das hundertfache Gehänge heran. Bald würden sie sein graues Tuch sehn, ihn erkennen, unverwundet, gedeckt, den Feigling, den Drückeberger, zu schade zum Sterben, hinter dem Rücken der opfernden Helden das Leben, seinen Mammon umklammernd! Es raunte um ihn herum. Er schob die Knöchel hin und her und ächzte vor Schmerz. Er schielte und erkannte neben sich Leutnant Heim. Der rief ihn an und frug. Er fühlte, wie er verlegen wurde, wie seine Augen flackerten, wie tönern und kindisch die Geschichte mit dem Knöchel herauskam. Mitten im Erzählen brach er ab. Alle Strafgewalt, die Macht über Leben und Tod sprühte ihn aus den Augen des dicht an seiner Seite liegenden Vorgesetzten an. Er sah den Revolver am Gurt des Offiziers. Er zuckte wie ein Verbrecher.

Da liefen die traurigen Falten über das leidgefurchte Gesicht des alten Hauptmanns, der ihm leise übers Genick strich.

„Junge, mein Junge!"

Der Freiwillige schluchzte auf. Er hätte am liebsten seinen Kopf in den Schoß des Mannes gelegt und alles gebeichtet. Es ging ein seltsam umhegendes Vertrauen vom Führer aus, es riß ihn aus der Ackerfalte empor, es machte ihn warm und furchtlos in der Kette aufrechter Männer, viel sicherer als in der einsamen Furche.

Kein Wort fiel zwischen Leutnant und Musketier. Aber von Herz zu Herz floß ein Strom, ein Stahlguß von Liebe und Pflicht. Wie ein neues, höheres Leben, nach innen gerichtet und innerlich stark, jauchzend in selbstüberwundener Freiheit, wehte es den Freiwilligen von den hohen benachbarten Schultern an, und er tat seine Schuldigkeit.

⌘ ⌘ ⌘

Die Schlacht schwoll an wie die Weichsel im März. Sie wirbelte uns zwei Tage lang umher, ohne Essen und Trinken, ohne Ruhe und Schlaf. Wir lagen die Nacht hindurch in flacher Stellung und starrten in den roten Himmel. Bis zum frühen Morgen rauschte die heiße Brandung. In der Vormittagssonne lagen wir zwischen entseelten Körpern. Bald jagte uns die Bleipeitsche in jähem Schrecken zurück, über lockeren Erdboden, in dem der Stiefel ohnmächtig versank, durch ermüdende Sümpfe, durch schmerzendes Steingeröll. Wir blieben im Wasser liegen, uns an Weidenäste klammernd. Schwermütig ist Polen, schwermütig wie die Erde eines Volkes, das lange nicht gelacht hat. Der Wind geht wie ein Schlummerlied, und das Heu duftet nach Mohn. Die Erdschollen brechen auf wie Lippen, die trinken wollen. Schön vor Abendmüdigkeit ist Polen, seine hölzernen Scheunen sind wie dunkle Wiegen, seine Ebenen wie offene Särge, und wer darinnen marschiert ist, dem hat der Tod etwas ins Ohr gesagt.

Rechts ging die Garde vor. Hünen, Friesen, schön und gewaltig. Links schoben sich Unterstützungen ein, Westfalen. Wir kämpften uns wieder den verlorenen Boden zurück, hinter Mieten und Scheunen Atem holend, knieten schießend im Steingeröll, wir stampften kugelumschwirrt, über die lockere Erde. Blutüberströmte Glieder, bittende Augen und leises Wimmern schwammen zwischen uns. Die Nachmittagssonne malte den Backsteinturm von Grabow, der wie ein Schornstein aus einer Hausruine ragte, noch röter. Die Artillerie kämpfte um den Turm. Das Dorf herum war glimmernder Schutt. In der Dämmerung schossen wir mit zerrissenem Anschluß, weit vorgeschoben, hinter der Ecke eines Katenhofes hervor. Die Ziegel prasselten vom Dach und zerschlugen auf dem Hofpflaster. Die Ställe gähnten mit leeren Türen. Linie um Linie, ein langer, grauer Strich nach dem andern, wie Windungen eines Brunnenzugs, quollen die russischen Wellen aus einer Senkung hervor. Sie kamen in gleichmäßigen Abständen ohne Feuer und Lärm näher und näher. Zu unsern Seiten wurden die deutschen Linien zurückgedrückt. Aber für uns gab es vor voller Dunkelheit kein Zurück mehr über die deckungslose, weite Strecke Feld. So blieben wir allein mit dem

sinkenden Abend und dem Ährenfeld von feindlichen Bajonetten, allein wie Kinder, die im Dunkeln vergeblich nach dem Vater rufen.

Da zagte und stöhnte mancher in die zerreißende Hecke. Das Schlachtfeld abfühlend, nahm der Feind den einsamen Hof aufs Korn, und die Patronen klitschten um Giebel und Sparren. Der Sanitätsgefreite zog seufzend Streu aus den Ställen und breitete sie auf dem Boden der beiden leeren Bauernstuben aus. Ohne Licht und Lampe versorgte er die ersten Verwundeten. Der Mond sah wie ein kugliges Knochengelenk herein. Die weißen Hemden und Binden und auf- und niederglühende Zigaretten leuchteten in der dumpfen, sich füllenden Stube Der Sanitätsgefreite, der nicht Licht zu schlagen wagte, scherzte und tröstete und zitterte selbst dabei. Denn die stumpfen Feindesmassen wälzten sich heran, um den kleinen Sterbeposten im weißen, einsamen Haus wie eine Sandbank zu überschwemmen. Tot oder gefangen — darum würfelte dieser grausame, unheimliche Abend.

Draußen flog ein Flüstern durch den zusammengeballten Knäuel der mit der Hecke verschlungenen Verteidiger. Stiefel stießen die Haustür auf. „Platz! Achtung!“ Ein Arm hing schlaff vom wagrecht getragenen Körper herab und schleifte auf der Erde einen Degen mit. Zwei Augen glühten in die dichtgefüllte Stube. Leonidas! Verwundete, die vor Schmerzen kaum liegen konnten, machten Platz und häuften Stroh zusammen. Ein großer, schwerer Leib sank in die zärtlich umdrängte Streu.

Leutnant Heim, mit durchschossener Brust, ohne Klage.

„Kameraden!“ —

Draußen kämpfte der Freiwillige, die Lider schwer von der Abendnässe, die Glieder zitternd vor Kälte und Erregung. Wie Fiebergedanken stoben die alten Bilder von gestern früh heran. Er tastete hilfesuchend nach rechts. Der Platz des Leutnants war leer. Keiner, der ihm die Hand drücken, der ihn halten und auffangen, der ihm den Funkentanz vor den Augen fortlöschen konnte! Er merkte, wie seine Muskeln erlahmten und seine Nerven versagten, wie der alte, entsetzliche Seelenkampf zwischen Ich und Pflicht sich unerbittlich erneuerte. Hunger, Durst, Schwäche liefen wie Ameisen an ihm hoch. Das Elternhaus, eine Straße mit geschorenem Rasenstreif, eine Chopinbüste und viele zugeschlagene Hefte auf einem Gerüst von zartem Zitronenholz, Noten in karmoisinrotem Umschlag, Manuskripte mit dem gleichmäßig schönen Anflug von Persönlichkeit und Handschrift, bewundernde Augen wie unbewegte Opferkerzen im bleichen, aderzarten Mädchengesicht, eine Zigarrenkiste voller Zopfschleifen — das alles riß ihm das Herz aus der Brust. Und nun der alte Hauptmann fort! Er kämpfte und wehrte gegen die quälenden Bilder an, aber sie wuchsen mit den Schatten und quollen aus den Winkeln hervor und deckten ihn dichter und dichter ein: Der neue, grünliche Hut mit dem violetten Band und dem revolutionären Knick, die gelbrote Krawatte, die in der ganzen Töchterschule „Hummermayonnaise“ hieß, und die ihm als fingerschmales Band graziös über das blaue Jackett kleckerte, Hosenstege, die seinem Anzug eine zwingende Spannung gaben, aus der die Knie wie sehnige Kraft hervortrotzten, ein silberner Armreif um sein weißes Gelenk, Photographien von zartem Sepiaschmelz, in das sein Profil wie Marmorsplitter schnitt, in der Konditorei der Verkaufstisch und Torten, die wie runde Sommerbeete glühten, Schlagsahne, die als wattiger Bausch auf der Kaffeetasse schwimmt ... Und er biß in die Dornenhecke, und das Gewehr rutschte ihm in den Händen.

Da schlug eine Patrone durch seine beiden Knie. Auf dem Rücken lag er und wühlte die Finger in die Erde. Der Schmerz schnitt durch den ganzen Leib und drückte das Herz ab. Das Blut schoß aus den zerfledderten Hosen und aus der splittrigen Gelenkmasse. Vor diesen hängenden, zerbrochenen Unterschenkeln ekelte er sich selbst. Man schnitt ihm mit einem Messer die Stiefel auf, säbelte rund um die Wunde herum, man riß die Hosennähte auf. Aschfahl wurde er in die volle Stube getragen und weinte inbrünstig wie ein Kind. Und wieder wie draußen zuckten Messer und Feile über dem Brei von Knochensplittern. Mit einer Zange wurde ein mitgerissener Hemdfetzen aus dem Blut gezogen. Die zerschmetterten Knie ließen sich kaum verbinden vor wildem Schmerz. Der Freiwillige fuchelte mit den Armen in der Luft Er ließ sich nicht zureden, er ächzte und schrie.

... Uns Übriggebliebenen erlaubte gerade jetzt die Dunkelheit, uns nach hinten zurückzuschleichen in den großen, schützenden Verband. Wir riefen ins Haus. Ein paar Leichtverwundete kamen mit. Und dann richteten wir letzten Schützen uns aus den Trümmern der Weidenhecke hoch, streckten die erstarrten Glieder, spreizten die überreizten Finger und umfingen noch einmal mit langem, langem Blick den aufgewühlten Burghof, den riesigen Brunnenhebel, die schwarzen Ställe und das klagende, ungewisse Haus, das erst wie tot dagelegen hatte, und in dem wieder Blut pulste, Beklemmung seufzte, Funken glühten. Es stand schlecht um sein neues Leben, weil es mitten zwischen den Feuern lag, weil es nur eine holzgerüstete Lehmwand dem klatschenden Blei und nur eine zerschlagene Tür den Häschern entgegenhielt. Aus dem Durcheinander seines Hofes stieg Rauch von Blut oder Asche. In solchem windschiefen Kugelfang mit seinem umglostenden Trümmerzaun mußten wir die letzten, gelähmten, todschwachen, niedergezwungenen Posten unserer Treue zurücklassen, des Wiedersehens ungewiß. Während wir weiter und weiter durch die Kugelstreuung zurück-

krochen, umloht, umheult, umborsten von der Schlacht, sahen wir noch den Sanitätsgefreiten vorn in der niedrigen Tür stehen, im Kampf zwischen Ich und Pflicht, mit dem jede Schlacht unsere hartbedrängten Herzen erfüllt. Dann schlug vorn die Tür. Er blieb.

✠ ✠ ✠

Nun waren sie ganz allein, eine seufzende, wehrlose, eng aneinandergedrängte Herde. Durch die kleinen, offenen Fensterchen schimmerte fahl der Mond. Draußen entbrannten und feuerwerkten sprühende Geschosse. Niemand sprach in dem wogenden Lärm. Mal seufzte einer und faßte nach seiner Wunde. Mal stöhnte einer nach Wasser. Einer gab dem andern wortlos eine Zigarette ab. Ins Stroh geschmiegt, todmüde, sahen sie schräg in den Mond. Auch der Freiwillige begann vor Entspannung kampflos zu träumen. Die großen, verschlungenen Beete des Fiebergartens zogen an ihm vorüber. Nur der Sanitätsgefreite stand aufrecht und gesund und ging zwischen den langgestreckten Körpern umher, kniend, waschend, am Verband ziehend. Wie ein Streicheln glitt ab und zu ein magerer Trost von seinen bleichen Lippen. Nun ging er für einen Augenblick in die andere, leergebliebene Stube hinüber, nach einer flachen Schüssel, nach einem vergessenen Löffel, nach einem liegen gebliebenen Frauentuch zu suchen. — — —

„Jesus Christus!" Aufschrei aus allen Lippen. Schuttwolken stieben auseinander. Holz und Kiesel spritzen umher. Die Mauern bröckeln nieder, der Erdboden zittert. In den Ohren dröhnt und stopft das Krachen. Die Stube nebenan mit dem Sanitätsgefreiten ein wirbelnder, prasselnder Granatentrichter. Das halbe Haus zusammengestürzt, zerrissen, zerbrochen

Und nun? Jesus, was ist das? Die schreienden Männer ziehen erkaltend die Beine an. Vor ihren weitaufgerissenen Augen glüht die Tiefe des fauchenden Granattrichters wie ein Kohlenbecken. Über dem Gesparre verästelter Balken, Bretter und Nägel tanzt Ruß. Die schmutzigen Ballen von Staub, Splittern und Erde, die über dem Krater dampfen, bekommen rötliche Ränder. Werden Qualm. Rauchschwaden steigen über dem zischenden, rauschenden, prasselnden Gerüst empor. Zwängen sich durch Riß und Loch und legen sich wie Betäubungsmasken über Mund und Nase. Ein weißer Stich züngelt in die roten Erdwolken. Gelbe Schlangen flattern durch den Schutt. Sie saugen sich an den Kleidern des mit dem Antlitz zur Erde liegenden, starren und steifen Krankenträgers fest. Sie nähren sich von Fasern und Maschen, sie lecken nach Holz, springen über, verquellen, lohen, knattern — Flammen!

Brandgranate! Das Haus brennt!

Und die Herzen der tapferen Soldaten stürmen zum Brechen. Sengende, glutende Hitze und knospender, quellender Rauch beizen die starren Augen und kreischenden Stimmen. Die Zähne knirschen wie harter Schnee, die Leiber krümmen sich wie Raupen auf glühendem Herde. Sie kauern sich an den Wänden zusammen, sie stoßen die Füße von sich, sie springen auf, tasten in die Flut von Qualm, taumeln im Kreis umher und brechen zusammen. Sie rufen ihre Mütter an und beten, beten schreiend laut, hastig und glutvoll. Einer liegt lang in der Ecke, wehklagend, mit durchschossenem Rücken, er stemmt trotz zerfleischender Schmerzen im Rückgrat Ruck um Ruck seinen Oberkörper empor, er lacht wild und sieghaft, stützt sich schon in die Arme, krümmt schon die Hacken zum Aufstehn, hebt die Knie und schlägt röchelnd zurück. Ein anderer steht langsam auf, schwankt in den Hüften, sieht mit weißglühenden Wahnsinnsaugen die Kameraden an, reißt die blutige Binde von den Schläfen, schiebt dann seelenruhig die Rechte zwischen zwei Rockknöpfe und beginnt eine rührende, patriotische Rede zu halten, von Bismarck und Stallmeister Froben, von der Königin Luise und dem Tilsiter Frieden. Er bricht schaudernd ab, kauert sich zur Erde wie eine Katze und springt ins Feuer. Andere, die sich nicht erheben können, kriechen umher, den Mund voll Erde; die zerschmetterten, blutverklebten Füße schleifen raschelnd durchs Stroh, die Fäuste pochen sich an den Wänden wund, um einen Ausgang zu finden.

Der Freiwillige liegt still mit seinen zerbrochenen Knien und starrt den alten Hauptmann an. Er sieht nicht nach Funken und Dampf. Er achtet nicht auf schmelzendes Blei und verkohltes Gebälk. Unverwandt starrt er den alten Hauptmann an und bohrt sich in seine Augen. Er sieht sich feige im Graben, dem Kugelschwirren entrückt, er fühlt sich ertappt, gestreichelt, gestählt, berauscht, trunken gemacht, mitgerissen, betört, tollkühn geworden, und so ohne Ende durchwandern seine hämmernden Gedanken die beiden blutrünstigen Oktobertage, hinter denen das alte Leben, das satte, bequeme, sichere, nüchterne Hindämmern ohne Herzensnot aus tausend Sonnen leuchtet, bis er dem Leutnant aus schmalen Verzweiflungslippen ein einziges, hassendes Wort in die Augen schleudert: „Warum?"

„Meine Pflicht!" dröhnt es durch den Brandlärm zurück.

Und das Feuer wächst. Dort kaut es zwar noch am dicken Holzklotz, aber hier frißt es sich schon wie ein Mäuschen den schlanken Pfosten herab und züngelt nach dem Stroh. Die ersten Funken fallen in die trockene Streu und verlöschen noch. Andere glimmen keck einen Halm entlang. Brennende Splitter fallen herab und zünden sich rundum sengende Herde an. Und die kratzende Stickluft und pressende Hitze quälen noch roher das junge, sich wehrende Leben.

Da tauchen über dem Freiwilligen zwei Arme aus den wattigen Qualmwolken und heben seinen schweren, machtlosen Leib gegen eine verbundene Brust. Der Schmerz zieht und

sticht und pocht und schneidet so rasend in seinen Wunden, daß ihm die Sinne vergehen. Er hört noch den gellenden Wundschrei, er sieht noch einen brennenden Ärmel — Flammen — Funken — Kohle — Asche, dann sinkt sein Kopf bleischwer hintenüber in tiefe Betäubung.

⁂

Leutnant Heim trägt mit ganzer Manneskraft den ohnmächtigen Soldaten in seinen Armen und rennt in die Nacht hinaus. Die Brust fängt zu schmerzen an. Die Lungen pumpen wie eine Maschine. Er kann nicht weiter. Kugeln schlagen dicht umher ein. Er muß sich niederlegen ins nasse Gras. Keuchend liegt er ein Weilchen still. Und die deutschen Linien mit ihren zuckenden Flammenketten sind noch fern, unendlich fern. So sehr er mit seinem Leib den Bewußtlosen schützen kann, sie müssen weiter, müssen im deutschen Graben sein, bevor es schummert und hell wird.

Wieder ringt er sich taumelnd auf, zwingt eine dämmernde, schwindelnde Schwäche nieder und stählt die krampfhaft zuckenden Arme mit Vaterliebe und Brudergedanken und rennt in die Nacht. Um Hals und Nacken klemmende Enge wie von schuppiger Eisenkrause. In den Schultern eine Lähmung, die wehtut, eine Schwäche, die schmerzt. Lange, eisige Schmerzstrahlen rieseln die Seiten entlang und nisten sich tief in Hüften, Knie und Knöchel ein. Er schwankt mit seiner Last. Er stolpert über Erdkrumen. Er darf nicht mehr laufen.

Atemringend mäßigt er sich zum Schritt, aufrecht zwischen den Fronten, von Freund und Feind umsirrt und umbrummt. Ab und zu ein zärtlich streifendes, streichelndes: „Junge, mein Junge!" — Läuft ihm der Schweiß so warm über die Haut? Er sieht nach dem Verband unterm aufgeknöpften Waffenrock. Wie mit rotem Wein begossen! Die Wunde hat neues Leben und neuen Strom von der Körperbewegung. Und der Verband scheuert hin und her, scheint wohl nicht mehr fest genug zu sitzen, rutscht. Die Schultermuskeln schwellen an. Bis unter die Achseln beißt der Schmerz. Und die tragenden, schleppenden Arme brennen bis in die Fingerspitzen wie höllisches Feuer. Er muß sich wieder niederlegen, ruhig atmen, Erde riechen, Tau schlürfen, die Finger lockern, die Arme schwingen. Aber ihm ist's, als erblaßten schon die Sterne. Darum hebt er von neuem den schweren Körper an.

Er strauchelt und bricht in die Knie zurück. Es wird ihm dunkel und wirbelig vor den Augen, und Übelkeit tupft in seiner Kehle hoch bis in den Mund. Er kann nicht mehr aufrecht gehn. Er kann nicht mehr aufrecht stehn. Kriechen muß er, so langsam es schafft. So schiebt er den Freiwilligen und sich selbst Elle um Elle den näher leuchtenden deutschen Linien zu. Aber das reißt ihm fast die Arme aus den Gelenken. Immer tückischer, haltloser lockert sich die Schleife des Verbandes. Er muß wieder mal liegen bleiben und versucht dabei, auf dem Rücken den Knoten fester zu knüpfen, aber es gelingt ihm nicht. Halme und Reiser, über die er kriecht, verkletten sich mit Rock und Verband. Das eine Ende des blutgetränkten Tuches fällt nieder und schleift durch ein Saatfeld. Noch fünf, sechs Bewegungen, und er verliert den ganzen Verband. Er starrt auf die unter ihm liegende Leinwand und auf seine unbeschützte Wunde und kriecht weiter, blutend und stöhnend. Seine Ohren summen wie Telegraphenstangen, während er das offene Fleisch über einen Sturzacker schiebt. Die Wunde klebt voll Erde und Schmutz. Er fühlt, wie seine Kräfte schwinden, wie das Fieber langsam seine Schmerzen und Qualen einlullt. Aber weiter treibt's ihn, den bleichen, schlafenden Mund zu retten, der so grausam gefragt hatte. Und der deutsche Graben ist nicht mehr fern. Siehe, da starrt die Gewehrreihe wie ein Zaun!

Wasser. — Ein breiter, schläfriger Graben wehrt den beiden den Weg, hängende Weidenzweige kräuseln seinen Silberspiegel. Was tun? Sie können weder hinüberspringen, noch kann der Leutnant allein mit seiner Last hindurchwaten. Er muß sich in den Schlamm wälzen wie ein Igel. Das Wasser schießt eisig um seinen Leib, der weiche, untiefe Morast fühlt sich eklig an wie Samt. Mit letzter Kraft hält er das schlafende Haupt seiner doppelt schweren Bürde über Wasser. Und er kriecht durch den Graben und muß vor Not verhalten, den andern und sich das flache Ufer hinaufzuschieben. Auf den nassen Kleidern liegt die trockene Luft wie Frost. Wie im Traum hört er die nahen Stimmen im Graben, deutsche Laute. Aber nun kommt er nicht weiter. Sterben möchte er, Ohren und Augen in Erde wühlen, schlafen, nur schlafen, wenn nicht der andere wäre.

Plötzlich erwacht der Freiwillige, holt tief Atem. Der sinneraubende Schmerz ist verdämmert. Es tickt nur noch in den Knien wie eine Taschenuhr. Breit streckt er die Arme aus und spreizt die Finger. Aus Mund und Nase schnaubt er den brandigen Geschmack und den stickigen Kohlenstaub von Qualm und Rauch. Durch das dumpfe Gehirn zieht eine beklemmende, zuschnürende Erstickungserinnerung. Aber nun — wie süß und rein und frisch duftet die blaue Nacht! Wie Kiefern am Meer! Wie schäumige Wellenkämme kühlt der Wind! Wie sprudelt jeder Atemzug im erwachenden Blut! So auf dem Rücken liegen, flach auf der Erde, und die Brust heben und wieder senken, um die Schläfen unendlichen Raum zu leben, zu wachsen, zu wandern! O Leben!

In seine Augen senkt sich ein bläulich blasses, erdbeschmutztes Gesicht mit brechenden, wandernden Augen. Alles im Mondlicht. Er entsinnt sich des Leutnants. Irgendwo in der Ferne glimmt eine Hausruine,

ganz in der Nähe wird deutsch geflüstert. Er erinnert sich langsam und reimt zusammen. Mit Wunderaugen wandert er zitternd die verschlafene Strecke nach, aus der Sparrenglut, über Feld, Stoppeln, Saat, Sturzerde, Wiese, Wasser, bis er dem Leutnant aus zuckenden Lippen ein einziges, liebendes Wort in die Augen glüht: „Warum?"

„Mei — ne — Pflicht!"

Und der alte Hauptmann umklammert noch einmal seine Last wie ein Stier, der den Pflug über Felsen führt.

⁂

Wir lagen im Graben, zitternd von den Schauern der Nacht. Unsere Herzen schlugen warm und offen jedem Gefühl und jeder Erscheinung entgegen. Es floß ein Blutstrom von Zärtlichkeit von einem zum andern wie zwischen einer Mutter und ihrer Frucht. Die Schrecken der Schlacht hatten uns durchgeknetet, zermürbt und zerwühlt bis zur Herrschaft einer tiefen, seltsamen, fleckenlosen Liebe in uns. Einer erhöhte des andern Stirnwehr. Kam eine Kugel geschwirrt, so zitterte jeder um seinen Nachbar. Es war ein wortloses Schenken und Empfangen, eine reine, nie wiederkehrende Seelenvereinigung. Und die nackte, leiderfahrene Bescheidenheit nahm jeden Zwieback als Freundschaftsschwur, jedes Erdkissen als tolles Behagen und die sanft den Osten säumende Dämmerung des neuen Tages als großes, glockenstarkes Glück.

Da war ein Schatten vor uns. Etwas Dunkles schlich auf uns zu wie ein großes Tier. Zwei verschlungene Körper. Zwei Menschen, zwei deutsche Soldaten. Augen, in ihrer Starrheit wie verstrickt mit einem Ziel, blitzten uns an. Über ein verzerrtes Gesicht liefen viele traurige Falten. Zwei krampfhaft schlagende Arme schoben uns unsern Freiwilligen über die Brustwehr, senkten ihn haltend, lösend, lassend in unsere ausgebreitete Liebe wie einen Täufling. Aus dem Schoß der Kompagnie ward er dem Schoß des Vaterlandes gereicht, und alle kamen mit leisen Schritten zu ihm.

Als aber über der Walstatt mit Zirpen und Zwitschern die Dämmerung erwachte, als der Morgenwind zu säuseln und wispern anhub wie ein feiner Geigenstrich, als aus den grauen Schichten über der Erde Halme und Zweige sich lösten und regten, kroch einer über die Brustwehr und fand unsern toten Führer — lächelnd. Wir zogen ihn zu uns herein und haben ihn begraben. Aber eins haben wir nicht begraben, ein Stück von ihm, das nicht sterben kann. Das trugen wir in unsern Herzen fort.

Am Wellengrab

Von Halmstadt fuhren wir durchs Kattegat.
Es war ein Küstenschiff, das wenig Passagiere hat.
In Läsö ging der Kurs noch mal an Land.
Dort kam ein Mann an Bord, zwei Mädchen an der Hand.
Sie trugen Kränze, Immortellenkränze, groß und schwer;
Drei Körbe Blumen bracht' der Bootsknecht hinterher.

Wie seltsam! So auf Reisen gehn? Wir sahn uns an,
Doch leise sprach zu uns der Steuermann:
„Die holen wir in jedem Jahr hier ab.
Sie fahren zu der Frau, der Mutter Grab.
Vor Jahren schon, als einst ein Schoner sank,
Sind sie gerettet, nur die Frau ertrank.
Wir sind um Mitternacht so an dem Ort!"
Und einer gab dem andern still das Wort.
Wie sonst am Mittag, wenn die Sonne lacht,
War alles jetzt an Deck, als naht' die Mitternacht.
Dumpf klang die See, das Schiff hielt an.
Wir standen barhaupt. Leise traten dann
Die drei an Bord; sie sahen stumm herab
Und warfen ihre Kränze auf der Mutter Grab.
Sie schütteten die Rosen hinterher.
Wir beteten und dumpf auf klang das Meer,
Zerzauste Kranz und Blüten, nahm ins Grab sie auf.
Die Mädchen weinten laut und schluchzten auf.
„Volldampf voraus!" Der Ruf klang hart und schrill,
Wir sahn den Blumen nach, und alle weinten still,
Und reichten stumm den dreien Hand um Hand,
Ein alter Bootsmann wies zum Himmel, der voll Sternen stand.

Frieda Jenssen

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gustav Frenssen, Die Brüder (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung) — **Karl Gjellerup, Der goldene Zweig** (Leipzig, Quelle & Meyer) — **Felix Philippi, Jugendliebe** (Berlin, August Scherl) — **Peter Rosegger, Das Buch von den Kleinen** (Leipzig, L. Staackmann)

Ein neuer Gustav Frenssen, noch dazu einer, dessen Stoff und Melodie, Darstellungsart und — Umfang sich auffallend dem Jörn Uhl nähern, verdient es schon, als Spitzenreiter der nachfolgenden kleinen Erzähler-Kavalkade voranzutraben. Nicht als ob Erfolg ein Wertmesser sei. Konnte es doch ein mittelmäßiger Roman des seichten Herrn Stilgebauer in zwei Jahren hintereinander (1904, 1905) zur höchsten Auflageziffer der deutschen Erzählungsbücher bringen. Freilich nur dank unlauteren Mitteln: dem ohrenbetäubenden Gellen seiner Marktschreiertrompete, den Kanonenschlägen seines Tamtams — während Jörn Uhl in der Stille, von Mund zu Mund, durch eine Summe von Eigenschaften wirkte, die den Erfolg wenigstens zu einem Teil erklären. Diese Eigenschaften, zu denen ich so frei bin auch einige seiner Fehler zu rechnen, weist vollzählig der neue Roman Frenssens **Die Brüder** auf. Er ist im Grunde genommen eine zweite, etwas erweiterte, hier und da verbesserte Auflage des Jörn Uhl, wenn sich auch die Menschen natürlich verändert haben und die Stimmung nicht die von 1870, sondern von 1917 ist.

An sich ein bedenkliches Zeichen. Denn es ist die oft gesehene Poetendämmerung: Schriftsteller, die als verheißende Dichter beginnen, werden durch einen großen Erfolg verführt, sich selbst zu wiederholen und so auf einer Stufe zu verharren, die sie im Kampf mit Schwierigkeiten wahrscheinlich überschritten hätten; zu diesen Selbstkopisten gehören u. a. Spielhagen und sogar der höherstehende Scott. Hier liegt ein stichhaltiger Grund, der gegen die unbedingte Verhätschelung junger Talente, von der ich an anderer Stelle dieses Heftes spreche, ins Gewicht fällt. Immerhin muß man Frenssen zugestehen, daß er sich gegen die Dublettenkrankheit, wie Fontane es einmal ausdrückt, redlich gewehrt hat. Er wollte durchaus nicht auf der Stufe seines Erfolgromans stehen bleiben. Er wagte sich sogar in schöpferischer Absicht an die größten Gestalten heran, die unsere Menschensiedlung kennt; aber hier (Hilligenlei, das Bismarckepos) gerade wurde ihm das zum Verhängnis, was ihm so oft als schlichtem Alltagsschilderer seine Vorzüge gibt: sein bewußter Seelsorgerblick, der alle Menschen seiner Erzählungen wenn nicht als seine Konfirmanden, so doch als seine Gemeindemitglieder und Beichtkinder ansieht, denen er ihre Fehler vorhalten und den rechten Lebensweg weisen muß. Da scheiterte er in beiden Fällen kläglich, und man sah plötzlich die Abgrenzungen seines Vermögens wie eine von Knicks umzirkte holsteinische Koppel vor sich. Schweigen wir davon. Also nun — könnte man schließen —, als Euphorion abgestürzt, hat er sich wieder auf die Uhlen und Kreyen seines Kirchspiels besonnen, ist zu deren seelischer Betreuung zurückgekehrt? Das wäre zuviel gesagt. Dieser wohlmeinende warmherzige Mann, der in seinen Büchern freilich viel zu oft das Wort Not gebraucht, sah sein deutsches Volk in wirklicher Not, in der denkbar schwersten. Da schlug ihm das Herz, er mußte zugreifen. Mußte helfen. Mußte zeugen für unsere gerechte Sache. Er fühlte den entscheidenden Augenblick, der die Dichter ruft und ihn besonders, Gustav Frenssen, der es so oft verstand, das dumpfe Gefühl seiner Landsleute aufzuhellen, ihre stockende Zunge durch das treffende Wort zu erlösen. Von diesem Drange tief erfaßt, kehrte er wieder bei den Menschen seiner Heimat ein: die starke Bewegung, die durch das gesamte Deutschtum zittert, von hier aus zu erfassen — so ein Welt- und Zeitbild romanhaft aufzurollen. Denn schon öfters wußte er von einem einsamen Gehöft im Holstenlande aus das ganze Ringen Deutschlands im Weltgeschehen darzustellen, von einem Storchnest auf der Scheunenfirst aus einen Querschnitt durch die Welt zu legen. Und dieser ewige Nötesucher ist auch in seinem neuen Werk am größten da, wo die Not seiner blauäugigen Menschen am größten ist: im Todeshagel der Schlacht, diesmal der Seeschlacht am Skagerrak — da reckt sich Gustav Frenssen gewaltig auf, höher noch als in seiner berühmten Schilderung der Schlacht bei Gravelotte steht er da, ein Epiker ganz großen Stils, ein deutscher Tyrtäos von wundersamer Schärfe des Schauens und mitreißender Gewalt der Sprache. Unter den vierunddreißig Kapiteln des Buchs sind es diese vier (23—25 und 30), die es weit hinaus heben über alle Erzählungskunst unserer stürmischen Zeit. Um dieser vier Kapitel willen muß man das Buch lesen.

Und die übrigen dreißig? Lohnen auch sie der Mühe? Für Liebhaber von Geduldspielen: unbedingt!... Frenssen schildert uns die Schicksale der Familie Ott. Sie wohnt

seit Menschengedenken auf ihrem einsamen, von Pappeln umschirmten Gehöft, nahe der Nordsee. Ein hochgewachsenes Bauerngeschlecht, hager und breitschultrig, sicher beim Pflügen und Mähen, unsicher im Leben mit anderen Menschen. Unzählige Kinder wimmeln im Haus. Die meisten haben die alte dumpfe Bauernart des Vaters, der nicht lachen und nicht singen, kaum zusammenhängend reden kann; einige aber sind von anderem Schlag, dem der beweglichen Mutter, die einer Schifferfamilie entstammt (es ist der gleiche Gegensatz wie zwischen den Uhlen und Kreyen im Jörn Uhl). So kommt der Zwiespalt in die Familie. Eggert Ott, vom Geschlecht der Mutter, ein munterer, scheinbar leichter Junge, der gern die Mundharmonika und Flöte spielt, ist dem Vater wesensfremd, er versteht ihn nicht. Da begibt sich eines Abends etwas Schreckliches — wenigstens will der Dichter uns glauben machen, daß es schrecklich sei —: im Dunkel ertönt vom Heuboden ein schriller, langgezogener Pfiff. An einem der nächsten Abende wieder. Niemand weiß, wer der Pfeifer gewesen ist. Der Vater hat Eggert im Verdacht, und diese Ansicht setzt sich in der ganzen Gegend durch. Eggert, der bei seiner lebhaften Art ein überweiches Herz hat, ist kinderleicht zu leiten, wenn man an ihn glaubt; aber diese ungerechte Beschuldigung macht ihn hart wie Stein und voll eisiger Feindschaft gegen seine ganze Heimat. Er will nichts mehr von ihr wissen und geht nach Amerika. Die Familie daheim aber wird darob zwiespältig, verstört und lebt in schwerer Krisis dahin.

Es kommt dem Roman sehr zustatten, daß bald der Krieg ausbricht, denn sonst würde der Starrkopf Eggert wohl nie in die Heimat zurückkehren und die Familie würde zerfallen. So aber kämpft er mit, auf einem U-Boot wird ihm der rechte Arm abgeschossen, und er kehrt in die Heimat zurück, freilich nicht ins Vaterhaus; auch der Einarmige bleibt störrisch und unversöhnt, bis der Vater ihm öffentlich in der Kirche Abbitte tut, wobei er ohnmächtig zusammenbricht.

Und das alles wegen jenes Pfiffs vom Heuboden! 558 Seiten beschäftigen uns auf das angelegentlichste mit den Folgen dieses Pfiffs, dem Dreh- und Angelpunkt des ganzen Romans. Nur die Achtung vor dem Dichter Frenssen kann einen davor bewahren, diese Pfeifergeschichte rundweg als läppisch zu bezeichnen. Selbst wenn man die poetische und seelenkundliche, ja volkserzieherische Absicht des Dichters durchaus schätzt und ihr gern manche Feinheit, vor allem aber ein ernstes Wollen zubilligt. Ihm ist diese Geschichte gewiß nur ein Beispiel und Sinnbild. Wie die Otts auf ihrem einsamen Gehöft leben: schwerfällig, großspurig, eigensinnig und hochmütig, so, meint er, wohnen auch die meisten Deutschen: zu scharf von der übrigen Menschheit abgetrennt, jeder in seinem Eigenen und „wir wundern uns zu sehr über andere Menschen, wie sie anderer Art sind. Wir reißen die Augenbrauen zu hoch gegen die anderen Menschen, und zwar aus Hochmut. Wir vergessen immer, daß drüben überm Deich auch Menschen wohnen."

Darin liegt gewiß etwas Wahres. Und schon weil wir Deutschen nach den Erfahrungen der letzten Jahre nichts Schlimmeres tun können, als pharisäisch uns jeder Selbsterkenntnis zu verschließen, wollen wir uns hüten, darüber leicht hinwegzugehen. Es sei zugegeben, daß wir zum mindesten in der Behandlung anderer Völker und in der Erkenntnis ihres Seelenlebens, ihrer Anschauungsart sehr im Argen stecken, daß es hierin von Grund aus anders werden muß, wenn wir ein glücklich Volk werden wollen. Aber so, wie Frenssen seinen Vorwurf formt — ich habe ihn an der entscheidenden Stelle wörtlich angeführt — paßt er doch wohl mehr auf die Engländer und Amerikaner als auf das deutsche Volk, von dem schon Klopstock sagt: „Nie war gegen das Ausland ein anderes Volk gerecht wie du," das die Literatur, Kunst und Wissenschaft der ganzen Welt mit so liebevollem Verständnis verfolgt, wie kein anderes. Es ist hier nicht die Stelle, auf die politische Seite der Frenssenschen Lehrmeinung einzugehen, sonst könnte darauf hingewiesen werden, daß gerade die insulare Abgeschlossenheit der Engländer und ihre hochmütige Großspurigkeit einen Kraftfaktor ihrer Politik ausmachen, wozu sich freilich eine der unseren weit überlegene Diplomatie und die Kunst fremde Völker sicher zu behandeln, gesellen.

Ist also der erzieherische Zweck des Romans diesmal nicht ganz einleuchtend, so ermüdet sein sonstiger Inhalt — immer abgesehen von den genannten vier Kapiteln — durch die Weitschweifigkeit und Redseligkeit des Vortrags. Neben Eggert werden noch die Lebensschicksale seiner beiden Brüder Harm und Reimer verfolgt: der eine fällt, der andere zieht am Schluß des Romans nach einem Urlaub wieder in den Krieg. In der Schilderung ihres Innenlebens erfreut manche feine Beobachtung. Aber obwohl Frenssen diese ‚Brüder' wichtiger nimmt als sie es schließlich verdienen, werden wir doch nicht warm bei ihnen, sie sind zu romanhaft gesehen, es wird zuviel über sie und von ihnen geredet, Nebengestalten, oft vortrefflich gezeichnet, lenken ab, Beiwerk überwuchert. Dem Ganzen fehlt wieder die Komposition, der Blick für das Wesentliche und der rechte Stil; Schlichtheit wechselt unvermittelt mit Pathos, realistische Schilderung mit dem eintönigen Lehrton einer Nachmittagspredigt. Frenssens Humorlosigkeit erschreckt förmlich bei dem Versuch einige Nebengestalten, so Frau Klaus Ott, frei nach Fritz Reuter zu zeichnen. Besser geraten sind diesmal die Liebesszenen. Der Dichter hat sich glücklicherweise endlich befreit von seiner unsicheren Art, erotische Dinge zu behandeln — jenem Schwanken zwischen schulmäßiger Aufklärung,

verschämter Andeutung und plumper Deutlichkeit —, er ist ganz Dichter geblieben, das steht ihm besser und seinen Liebesleuten auch.

Der ganze Zwiespalt dieser Dichternatur offenbart sich in dem Gegensatz zwischen der Zerfahrenheit und Stilschwankung des Ganzen und der wahren Meisterschaft in den Darstellungen der Seegefechte. Wieder folgt Frenssen hier seiner alten Gewohnheit, dem mündlichen Erzählen des schlichten Soldaten sich völlig anzupassen, höchstens hie und da einen ganz leisen einfachen Schmuck anzusetzen. Das macht diese Schlachtschilderungen so einzig und erhebt sie weit über die in Zolas ‚Zusammenbruch‘, sogar noch über die in Stendhals ‚Kartause‘ und die der Liliencronschen Kriegsnovellen: daß sie nirgends den Gesichts-, Gedanken- und Gefühlskreis des einfachen Soldaten überschreiten. Darum werden sie bleiben, solange die Menschheit bleibt ... Frenssen ist sonst auch in diesem Buch der treue, wohlmeinende Waterkantsohn von einfachem Wesen, den wir schätzen; und wer ein paar sandige Wege nicht scheut, versäume nicht mit ihm zu seinen ‚Brüdern‘ zu gehen, er findet dort zwar keine psychologischen Verrenkungen, keine Artistenkünste und stilistischen Kringel, auch keinen Literaten-Snobismus — aber schlichte Erzählerart und ein paar Gesichter, in deren Nähe man es schon eine Weile aushält. Wir lernen unser Volk durch dies Buch wieder näher kennen, beseelt von der Sehnsucht nach allem Tüchtigen, die Gustav Frenssen und den Menschen, die er schildert, so gut steht.

Kann man Frenssen eigentlich nur dann gerecht werden, wenn man seine Erzählungen aus der Zeit und ihren Bestrebungen, ihren Ideen und Kämpfen ableitet, ihr Verhältnis zu Volk und Leben aufdeckt, so hat das Schaffen eines anderen ehemaligen Geistlichen **Karl Gjellerups** etwas Zeitentrücktes, das den Leser wie stille Klosterluft umfängt. Dieser ursprünglich dänische, jetzt eingedeutschte Dichter und Nobelpreisträger (eine stille literarische Liebe von mir seit mehr als zwanzig Jahren, seit ich ihn als Erzähler in einer mir nahestehenden Berliner Zeitung kennen lernte) hat in seiner Jugend daheim die nordische Literaturbewegung durchgekostet, dann, ein einsam Werdender, sich an deutscher Philosophie geschult und ist von seiner ersten Schaffensstufe — „Ein Jünger der Germanen“, „Wuthorn“, „Pastor Mors“ u. a. — an der Hand Schopenhauers in den fernen Osten gewandert; was er dort erlebte, dieser Nachdenkliche, erzählen uns seine indischen Dichtungen „Pilger Kamanita“, „Das Weib des Vollendeten“, „Die Weltwanderer“. Heimgekehrt sah er die Stätte seiner Kindheit mit neuem Auge: „Die Hügelmühle“, „Reif fürs Leben“. Jetzt fand er den „**Goldenen Zweig**“ und pflückte ihn als Sieger im Haine der Diana Nemorensis, jenem Heiligtum, wo verfolgte Missetäter ein Asyl finden, wenn sie im Ringkampf nicht unterliegen. Es ist eine tiefe musische Dichtung, ein Lob- und Siegesgesang auf den Tod des großen Pan und die Auferstehung Christi, zugleich auf den Zusammenbruch des morschen Römerreichs und die aufsteigende Morgenröte des Germanentums. Diese große Kulturwende, durch Jahrtausende vorbereitet, auf Jahrtausende hinausweisend, ist, erstaunlich genug, in die Geschehnisse eines einziges Tages zusammengedrängt. „Dichtung und Novellenkranz“ nennt Gjellerup sein Werk, in Wahrheit fügen sich die scheinbar losen Blätter zu einem festen Gebilde, einem Kunstwerk, das jeder ästhetischen Forderung: Komposition, Zeichnung, Charakteristik und Farbengebung Genüge tut. In zartester, innerlichster Dichterweise ist hier der gewaltige Umschwung zur Christenlehre in einfachen Menschen dargestellt (S. 138—140); äußerste Sparsamkeit in der Beschreibung, fast versteckter köstlicher Humor (Kap. 5 und 8), klassische Ruhe, formvollendeter Stil sind einige der Vorzüge Gjellerups in diesem Werk, das der germanischen Rasse und der frohen Botschaft aus Bethlehem gewidmet ist. In leuchtendsten Farben strahlt das Sinnbild des Ganzen: die goldene Galeere des Tiberius, als sie brennend im See versinkt, über dessen Silberspiegel der Zwiegesang des geopferten Germanenpaares in hyperboreischer Glückseligkeit verhallt.

Freilich, die Vorzüge dieser Dichtung sind zu wenig aufdringlich, als daß sie an der literarischen Börse ‚gefragt‘ werden könnte. Da fällt mir ein anderes Buch durch seine hohe Auflageziffer ins Auge: **Jugendliebe** von **Felix Philippi**. Ich nehme es zur Hand, denn ich gestehe errötend, daß ich von dem Verfasser noch so gut wie nichts gelesen habe. Wie? höre ich fragen, von Felix Philippi noch nichts gelesen? Mit Verlaub: nein. Ich hatte an seinen Bühnenstücken genug. Die grobe Mache dieser rein auf den äußeren Effekt zugeschnittenen Industriedramatik, die von Skandalgeschichten, Berühmtheiten der Gerichtssäle und der Zeitgeschichte lebte, ohne eine Spur dichterischen Hauchs oder menschlicher Liebe — veranlaßten mich in weitem Bogen um jedes Buch von Felix Philippi herumzugehen. Nun habe ich seine **Jugendliebe** gelesen. Sie ist nicht so schlimm wie ich gefürchtet hatte. Ein empfehlenswertes Eisenbahnbuch; man hat es bis Hirschberg oder Weimar oder Lübeck durchflogen und sich dabei größtenteils leidlich unterhalten. Philippi schildert Umwelt und Menschen, die er genau kennt. Eine Kaufmannsfamilie im alten Berlin. Robert, der einzige Sohn des wohlhabenden Tuchhändlers Grumkow, wächst mit dem nur zwei Jahre jüngeren Buchhalterstöchterchen Grete auf. Aus der Kinderfreundschaft wird richtige Liebe. Sie kosten sie ein paar Jahre — so zwischen siebzehn und zweiundzwanzig — gehörig aus. Dann aber besteht Vater Grumkow, inzwischen Kommerzienrat geworden, auf einer standesgemäßen Heirat

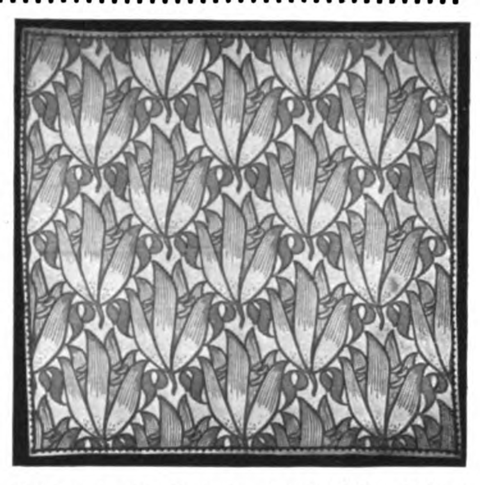
seines Robert — unter standesgemäß meint er eine anständige Anzahl Nullen an der Vermögensziffer, der dann die Braut als letzte Null angehängt wird. Robert fügt sich, er heiratet einen weiblichen Geldsack aus Hamburg, und das verzweifelte Gretchen geht zum Apotheker, in dessen Hause sie wohnt, um sich Gift — nein doch, um den Fünfzigjährigen zu ehelichen. So endet die Jugendliebe. Diese, wie man sieht, nicht gerade originelle und nicht gerade nur von starksprühender Dichterphantasie auszudenkende Geschichte wird in behaglichem Plauderton, sozusagen bei der Zigarre, erzählt, der letzte Teil in straffer Technik. Alt-Berlin ist nicht übel geschildert, und auch die Menschen haben echte Lokalfarbe, allerdings nur dünne Wasserfarbe, bis auf den Vater Grumkow, der eine wirkliche Gestalt geworden ist, vielleicht weil der Verfasser unbewußt ihn aus eigenen Wesenszügen zusammengesetzt hat. Die Vorbilder des Erzählers sind leicht zu erkennen: ein wenig Fontane, mehr Georg Hermann; der Versuch Dickens nahezukommen ist bei Julius Stinde gestrandet, ja, man trifft vielleicht das Rechte, wenn man den Epiker Philippi sich als das Produkt einer geistigen Ehe zwischen Stinde und der alten Marlitt vorstellt, die ja übrigens beide viel gelesen wurden. Anfangs wird das Bemühen des Verfassers, sich in jeder Zeile überlegen-witzig zu zeigen, zur Qual für den Leser, (so heißt es statt Vater und Mutter aufdringlich oft Verfasser und Verfasserin), später gibt sich das; ein leicht späßelnder Tonfall plätschert munter dahin, und an manchen Stellen, so bei der gelungenen Überraschung der Mutter auf der sturmfreien Studentenbude ihres Sprößlings, bricht so etwas wie wirklicher Humor durch. Sonst sind die humoristischen Absichten meist verfehlt, sie schlagen in Witz und Spott um, weil es dem Verfasser an Liebe mangelt. Das zeigt sich besonders in der Schilderung der alten Tänzerin und ihrer verblühten Tochter, die greifbar deutlich Dickens nachgestaltet sind, nur daß Philippi die heimliche Träne fehlt, die das Lächeln des großen Humoristen gerade bei solchen armen Hascherln wundervoll verklärt. In engster Verbindung hiermit steht das Versagen aller gefühlvoll gemeinten Stellen bei Philippi. Wenn er gleich auf der zwölften Seite in den abgegriffensten Wendungen eine Elegie über die Vergänglichkeit alles Irdischen, über Gräber und Auferstehung schmalzig hinlegt, denkt ein Leser, der nur halbwegs zwischen falschem und echtem Gefühl unterscheiden kann, weniger an diese Ernsthaftigkeiten als an den Büfettschrank, wo früher die Kognakflasche stand. Offenbar ist dem Verfasser selber dabei übel geworden, denn später verfährt er anders; wenn es gilt eine „Gefühlskiste aufzumachen" (wie sein Grumkow sen. berlinisch sagen würde), bezieht er die Rührung einfach von irgendeinem Lyriker, er druckt drei oder vier Verse ab; wozu sind denn die Spezialisten da? Und sie liefern in diesem Fall gratis. Es ist ganz dieselbe billige Stimmungsmache, wie wenn früher Paul Lindau in seinen Schauspielen, sobald das dicke Rührei kam, auf dem Klavier gefühlvoll ein Lied von Schubert spielen ließ. Das Beste an diesem Roman ist die höchst praktische Vernunftrede, mit der Vater Grumkow seinem Jungen die Jugendeselei seiner Liebestreue aus dem Kopfe redet: da sitzt jedes Wort des lebens- und geschäftsklugen Engroshändlers, und man fühlt, daß in dieser „Jugendliebe" des Verfassers Herz im Grunde weder bei der Jugend noch bei der Liebe ist, sondern bei den Kassenscheinen des Kommerzienrats Grumkow sen. Das ist keine Schande, jeder Baum wächst nach seiner Art, und auch der nüchterne Geschäftssinn hat seinen Wert. Nur muß es dem Beurteiler erlaubt sein, in solchem Fall das kühn umgeworfene Mäntelchen holder Schwärmerei mit leisem Lächeln ein wenig zu lüpfen.

Da ich den Kognak leider mit der Vergänglichkeit alles Irdischen in Verbindung bringen mußte, wollen wir uns zum Schluß wenigstens an einem kühlen Trunk aus einem Bergquell, einem kristallhellen, silbern perlenden erlaben. Wir finden ihn bei einem Wirte wundermild an der Grazer Berglehne: Peter Rosegger kredenzt ihn in seinem Buch von den Kleinen. Das ist wirklich erquickend. Man geht froh und gestärkt seines Weges weiter und ertappt sich bei einem nachdenklichen Lächeln, wenn man sich etwa der Art erinnert, in der Peter Rosegger seinem Sepp das Wunder eines solchen Bergquells erklärt. Mir sind diese kleinen Geschichten des steierischen Dichters lieber als seine großen Romane, zumal als seine schiefen Problemdichtungen. Hier ist er ganz bei sich zu Hause, im Werkeltagskleid, hier sucht er nicht, es fällt ihm alles in die Hand, und wenn er lehrhaft wird, so wird er es in der liebenswertesten, schalkhaftesten Weise, halb neckend bis zur Ausgelassenheit, halb mit einem tiefen versteckten Ernst, vor allem aber mit unendlicher Liebe. Scheinbar spielend weiß er doch die Frische seiner Beobachtung in beste realistische Form zu kleiden. Roseggers Heiterkeit und Herzensgüte vereinen sich in dieser Auswahl kleinerer Schriften mit seiner stillen Nachdenklichkeit zu einem einzigen Wesen, das wie ein großes Kind ausschaut, es ist erwachsen und kann doch lachen wie Kinder lachen, oft auch rollt ihm ein Tränlein über das noch lächelnde Rotbäckchen. Sieht man aber näher zu, so erkennt man in dieser wunderlieben Gestalt, die so vieles in sich vereint, den großen Weltsegner, Humor geheißen, den man so selten zu Gesicht bekommt auf unserer armen Erde.

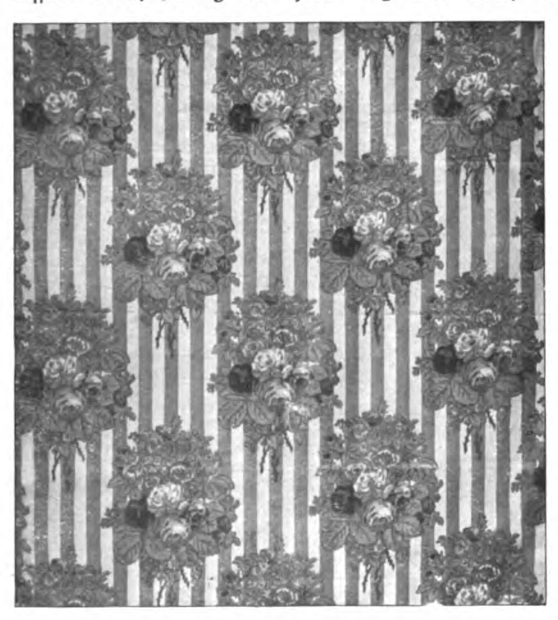
Illustrierte Rundschau

Farbig bedruckte Stoffe der Oberhessischen Leinenindustrie — Modelle der Magdeburger Kunstgewerbeschule, Fachklasse für Frauenkleidung — Betender Krieger, Bildwerk von Ise Plehn — Kriegsgedenkblatt der Stadt Berlin-Wilmersdorf, Radierung von Elfriede Wendtlandt — Neue Silberarbeiten von Friedr. Schmid in Nürnberg — Arbeiten in Silber und Zinn von Hans Frei in Basel — Zu unsern Bildern

Die Abbildungen unserer diesmaligen Rundschau bieten dem Auge des Beschauers diesmal etwas ganz Besonderes, etwas Frohes und Freudiges: schöne Farbe und schöne Form in technischer Verwertung für Stoffe. Und zwar — das ist das Entscheidende! — nicht in der bisher, mehr oder minder ausschließlich bevorzugten Art der Weberei, in der die verschieden gefärbten Einzelfäden von Kette und Einschlag ausschlaggebend sind, sondern im Druckverfahren auf dem fertigen Stoff. Gewiß wird die Weberei in ihrer unendlich reichen Anwendungsfähigkeit immer eine erste Rolle spielen, aber neben ihr eroberte sich der Flächendruck während der letzten Jahrzehnte einen immer breiteren Raum. Nicht zuletzt wohl, weil er unmittelbarer, einfacher zum Auge und damit auch zum Gefühl des Beschauers spricht. Technische Vervollkommnungen des an sich ja uralten Verfahrens sprechen mit: die immer wachsende Ausgestaltung gerade der deutschen Farbenindustrie, deren Unnachahmlichkeit während des Krieges von unseren Gegnern so bitter empfunden wurde, die bessere Durchbildung der Holzschneider, denen die Wiedergabe der Entwürfe in den Druckstempeln obliegt; dann aber, und wahrlich nicht zuletzt, die rege Teilnahme echter künstlerischer Kräfte an jenen Entwürfen. Das alles ist auch der ‚Oberhessischen Leinenindustrie' zugute gekommen, die sich ja unter der Führung von Louis Marx (Marx & Kleinberger, Frankfurt a. M.) Weltruf erworben hat. Die Professoren Hans Christiansen, E. R. Weiß, E. Orlik, Br. Paul, dann Frau von Kardorff und Karl Walser sind für sie in hervorragender Weise tätig gewesen und haben am guten Werke unermüdlich und erfolgreich mitgebaut. In erster Linie hessische oder doch in Darmstadt schaffende Künstler, wie denn ja überhaupt in Hessen jede Gattung des Kunstgewerbes einer beneidenswerten verständnisvollen Förderung sicher sein kann. Der schwere Krieg und die harte Zeit mögen das Weiterschreiten auf den glückhaft betretenen Pfaden erschwert, teilweise versperrt haben. Kommt endlich der Frieden, so wird desto rüstiger gearbei-



Deckchen in Druckstoff der Oberhessischen Leinenindustrie Marx & Kleinberger in Frankfurt a. M. Entwurf von Prof. H. Christiansen



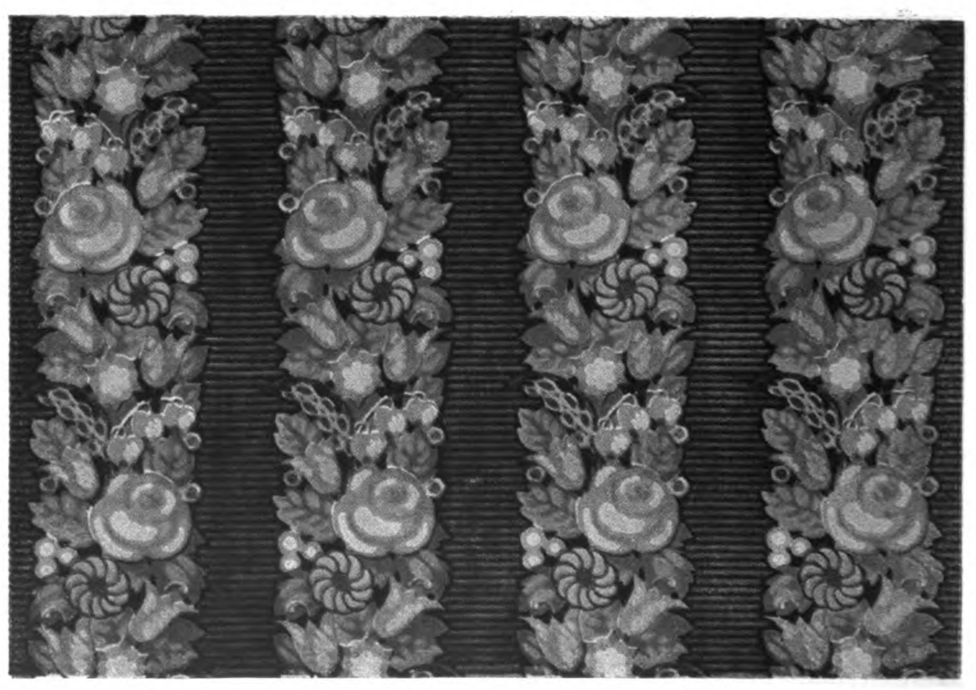
Druckstoff der Oberhessischen Leinenindustrie Marx & Kleinberger in Frankfurt a. M. Entwurf von Frau v. Kardorff

tet, das gute Alte ausgebaut und Neues geschaffen werden. Dessen kann man gewiß sein. —

Die Kunstgewerbeschule Magdeburg, Fachklasse für Frauenkleidung, rührig wie immer, bietet wieder eine Modenschau. Ich habe schon einmal, im Märzheft 1917, über die Art und Weise, in welcher die genannte Schule unsere deutschen Frauen und Mädchen anzukleiden gedenkt, ziemlich ausführlich geschrieben und habe damals auch die erklärenden (oder entschuldigenden) Auslassungen des Direktors der Kunstgewerbeschule, des im übrigen sehr verdienstvollen Prof. Bosselt, im Auszug wiedergegeben. Nach den jetzt vorliegenden Modebildern, farbigen Zeichnungen, die vielleicht die ‚Eigenart' der in Magdeburg beliebten Richtungen noch schärfer hervortreten lassen als die früheren Photographien, bedauere ich eigentlich, nicht schon im März schärfer gegen die Bemühungen der Schule um eine deutsche Mode vorgegangen zu sein. Was sie uns heut bietet, ist wirklich meist nur Künstelei, Flitter und Tand, unwürdig der schweren Zeit, in der wir leben. Die beiden Modelle, die wir an dieser Stelle wiedergeben, sind noch leidlich gemäßigt. Viele der übrigen gehen in ihrer spielerischen, angeblich geschmackvollen, in Wirklichkeit sogar ungraziösen, nur um jeden Preis eigenartigen Aufmachung bis an die Grenze



Druckstoff der Oberhessischen Leinenindustrie Marx & Kleinberger in Frankfurt a. M. Entwurf von Prof. H. Christiansen



Druckstoff der Oberhessischen Leinenindustrie, Marx & Kleinberger in Frankfurt a. M. Entwurf von Lucian Bernhard



Druckstoff der Oberhessischen Leinenindustrie, Marx & Kleinberger in Frankfurt a. M. Entwurf von Prof. Emil Orlik

des Unmöglichen. Wenn das die ‚deutsche' Mode von heute ist oder die ‚deutsche' Mode der Zukunft sein soll, bewahre mich der Himmel davor. Nach ihr gekleidete Dämchen würden, glaube ich, sogar in der Berliner Tauentzienstraße ziemlich auffallen. Schade um die verlorene Mühe und Arbeit, die unzweifelhaft an diese Modelle angewendet worden ist. Um ein übriges zu tun, will ich aber die Beschreibung einer der von uns wiedergegebenen Vorlagen nach den Angaben der Schule selbst, hier einschalten: ‚Modell Delft'. Der hellblaue, mit dunkelblauer Musterung bedruckte Seidenvoile des Kleides ist nach einem in der Kunstgewerbeschule entstandenen Entwurf hergestellt. Dazu ist für das Leibchen schlichtblauer Chinakrepp verwendet, der dünn genug ist, um das Muster des untergelegten Stoffes durchscheinen zu lassen. Der mäßig weite Rock ist über einem hellblauen Unterkleid mit Schleifen aus dem blauen Chinakrepp gerafft. Ein dem Unterkleide angesetzter gezogener Volant gleicht die untere Länge wieder aus. Die Vorderteile des knapp anschließenden Leibchens fallen in zwei abgerundeten Zipfeln, die drei Rückenteile in drei eckigen Schoßpatten auf den oben stark eingekräuselten Rock. Aus dem kleinen runden, vorn sich etwas zuspitzenden Halsausschnitt fällt ein breiter Kragen aus Glasbatist in steiler Linie über die Schultern. Er hat vorn eine westenartige Verlänge-



Modellkleid „Herbst" aus der Fachklasse für Frauenkleidung der Magdeburger Kunstgewerbeschule



Modellkleid „Delft" aus der Fachklasse für Frauenkleidung der Magdeburger Kunstgewerbeschule

rung, die in abgerundeter Spitze unter dem Gürtel hinabreicht, und wird vorn mit kleinen Perlmutterknöpfen geschlossen. Ein schmaler Gürtel aus weißem Handschuhleder hält von der Seitennaht ab die vorderen Zipfel des Leibchens und die Enden des Kragens fest. Der mäßig weite Puffärmel schließt am Ellenbogen mit einem breiten Aufschlag aus weißem Battist. —

Von diesem Modefirlefanz wollen wir mit einem kräftigen Schritt zu zwei ernsthaften würdigen Arbeiten übergehen, die der Krieg geboren hat. Zuerst sei das schöne Bildwerk genannt, das Ise Plehn geschaffen hat, der ‚Betende Krieger'. Das schlicht-reife Werk ist von einem Kunstfreunde zur Aufstellung im anmutigen Leipziger Rosental gestiftet worden. Die zweite Arbeit stellt sich als eine neue Radierung der hochbegabten Elfriede Wendtlandt, die besonders durch reizvolle Bücherzeichen bekannt wurde, dar und gibt das Kriegergedenkblatt von Wilmersdorf-Berlin wieder. Es ward vom Magistrat der Stadt Wilmersdorf bei einem Wettbewerb aus etwa siebenhundert eingesandten Arbeiten ausgewählt. — Gute, sehr gediegene Silberarbeiten steuerte uns der treffliche Edelschmied Friedrich Schmid bei, einer von den Künstlern, in denen die alten Überlieferungen Nürnbergs kräftig fortleben; zumal die silbergetriebene Schale mit Deckel erscheint uns als ein selten schönes Stück. — Sehr geschmackvoll sind auch die kleinen Zier-



Betender Krieger. Bildwerk von Ise Plehn. Von einem Kunstfreund zur Aufstellung im Leipziger Rosental gestiftet

ALLES IRDISCHE IST VOLLENDET · UND DAS HIMMLISCHE GEHT AUF
ZUM EHRENDEN GEDAECHTNIS UNSRES MITBUERGERS
DES
DER SEIN LEBEN HINGAB FUER UNSER VATERLAND
DAS DANKBARE BERLIN-WILMERSDORF

Kriegergedenkblatt der Stadt Berlin-Wilmersdorf Radierung von Elfriede Wendtlandt



Becher in Silber getrieben Entwurf und Ausführung von Friedr. Schmid in Nürnberg

arbeiten von Hans Frei in Basel. Das gilt sowohl für den zierlichen Anhänger in Silber und grünem Stein, wie für die eigenartigen Zinnplatten. Hans Frei benutzt gern antike Motive; auch die Salambo zählt zu diesen, die Punierin, der G. Flaubert in seinem gleichnamigen ausgezeichneten Roman ein Denkmal gesetzt hat, das der Weltliteratur angehört. Äußerst geschickt hat Hans Frei die Riesenschlange Salambos zur Ausfüllung der Rundung seines Werkes benutzt. — Das Heft leitet breiteren Kreisen tritt aber auch die Möglichkeit der farbigen Wiedergabe hinzu. Hierfür zeugen auch unsere schönen Einschaltbilder, nicht zuletzt das köstliche Titelbild in seinen feinen abgewogenen Tönen. — Zwischen S. 240 und 241 schalteten wir ein Stilleben ein von Rudolf Otto, dem Dresdener, der diesmal wieder die herrlichsten Dinge — Dinge, die mindestens wir Großstädter



Stammtischständer Entwurf und Ausführung von Fried. Schmid in Nürnberg



Schale mit Deckel in Silber getrieben Entwurf und Ausführung von Friedr. Schmid in Nürnberg

diesmal ein Beitrag ein über einen deutschen Meister, der allmählich zu den Klassikern herangerückt ist: Anton Graff. Die Ausstellungen des letzten Jahrzehnts haben den großen Umschwung zu seinen Gunsten heraufgeführt, wie sie uns überhaupt bewiesen, daß wir so manchen deutschen Maler unterschätzten und daß eine Zeit, die als kunstarm, als trocken und nüchtern angesehen wurde, wertvolle Schätze hinterließ, die nun wieder Beachtung und sogar Bewunderung finden. Für die bessere Schätzung Graffscher Gemälde in

nur noch vom Hörensagen kennen, auf seiner Staffelei verewigt hat. — Prof. Franz Hoffmann in Berlin widmete seine Kunst dem alten Corvey, wo sein unsterblicher Vater, der Dichter von ‚Deutschland, Deutschland über alles —' als Bibliothekar nach 1860 wirkte, wo er 1874 starb. Während Teile des Schlosses vor einiger Zeit von einem starken Brandschaden heimgesucht wurden, dürfte das feine „Teehäuschen" im Park, das der Sohn zum Vorwurf seines Gemäldes (nach Seite 248) wählte, erhalten geblieben sein. — Aus der Reihe unserer farbigen Blätter möchten wir weiter besonders das kraftvolle Frauenbildnis von Carl Hans Schrader-

Belgen herausheben (zw. S. 280 u. 281 eingeschaltet): ein Gemälde von ausgesprochener Charakteristik, ein scharfgeprägter Kopf, die ganze Gestalt in Farbe und Haltung fast kühn auf den bläulich angehauchten Hintergrund hingesetzt. Wir freuen uns, den jungen Künstler, ein Mitglied der Münchener Sezession, unsern Lesern mit diesem fesselnden Bilde näher bringen zu dürfen. Er wird noch von sich reden machen. — Aus Brakls Kunsthaus in München, der immer gut und geschmackvoll versehenen Galerie, erwarben wir das eigenartige Gemälde von Otto Franz „Im Schneesturm" (zw. S. 288 u. 289 eingefügt.) Ein glücklicher Griff des Künstlers und glänzend durchgeführt: zwei Schneeschuhläufer, dicht nebeneinander sich vorwärtskämpfend über die schneebedeckte Halde, durch das rasende Unwetter, mit scharf angespannten Muskeln — das Ganze voll Kraft und Bewegung. — Endlich in Doppeltondrucken zwei künstlerische Aufnahmen, die den vielen Freunden edler Lichtkunst gewiß Freude bereiten und Anregung geben werden. Die eine ein Landschafts- und Tierbild, „Schafherde in der Lüneburger Heide", von Oeters mit feinstem Verständnis, mit geradezu erstaunlicher, vorbildlicher Abwägung von Licht und Schatten, von Hell und Dunkel erfaßt und aufgenommen (nach S. 232). Das andere ein echtes und rechtes bewegtes Kriegsbild eines Liebhaberphotographen aus Marinekreisen, des Dr. H. Spieth, „Deutsche Kriegsschiffe vor Oesel" (nach S. 312). Ich muß gestehen, daß ich solch Lichtbild so manchem Werk manchen Kriegs- oder Marinemalers vorziehe — man verzeihe mir meine Ketzerei! H. v. Sp.



Anhänger in Silber und Email mit grünen Steinen
Von Hans Frei in Basel



Andromeda — Zinnplatten von Hans Frei in Basel — Salambo

 Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft
zum Preise von 2 Mark und Kriegsaufschlag.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden



Inhalt des Aprilheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

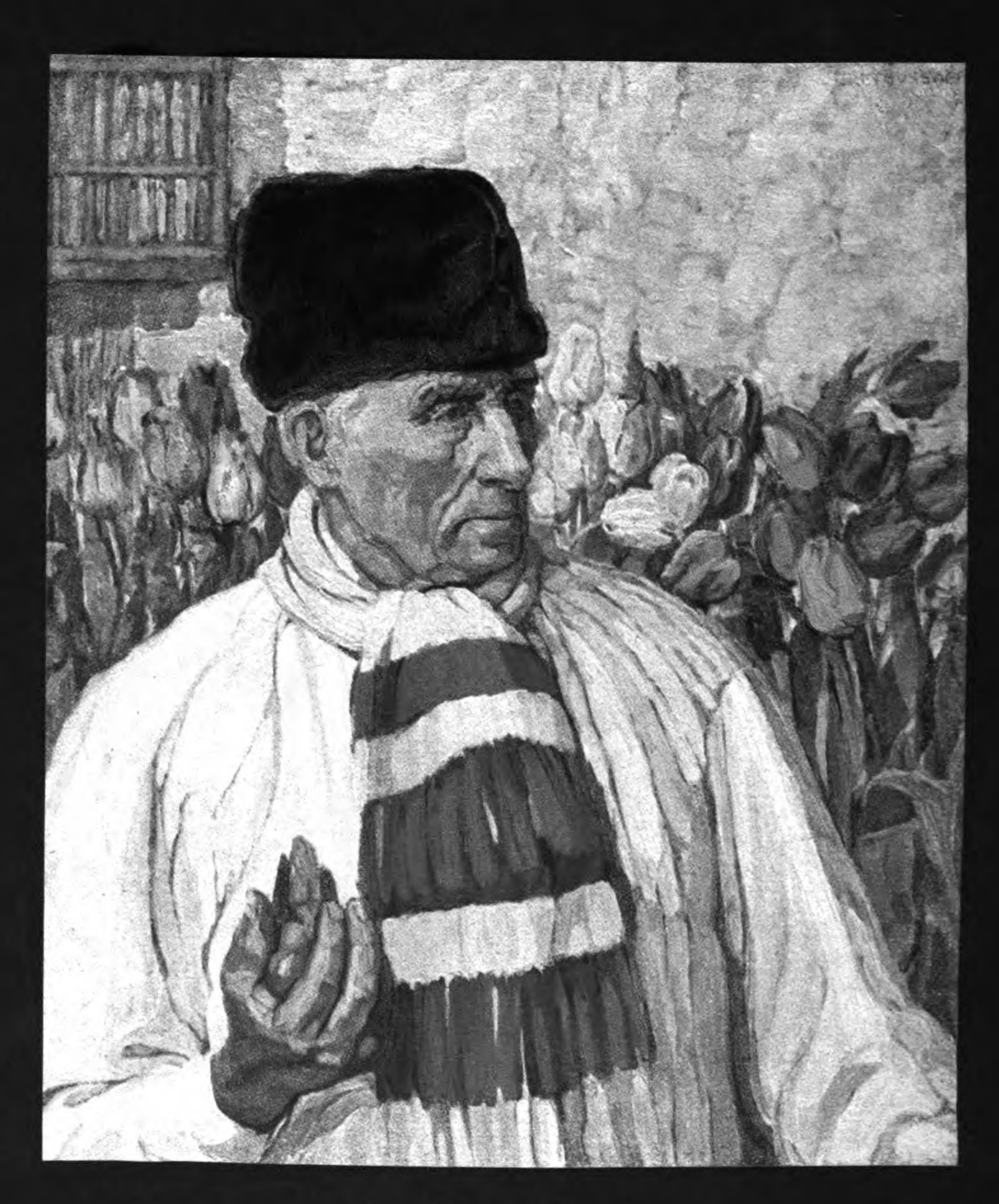
Selbständiges Textbild:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate:





Der Tulpenfreund
Gemälde von Else Preußner



Deutsche Seele

Ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe

Von Johannes Höffner

Fortsetzung

Hoch auf dem Felsen über dem Meer stand Giacomo, der Ziegenhirt, den breiten Schattenhut in der Hand, im Rücken gestützt auf den langen Dornenstock, sah in die weite Ferne, wo die rote Sonne auf dem türkisblauen Meer sich wiegte und sang. Seine Tiere drängten sich um ihn, hoben den Kopf, schnupperten und stießen ihn voll Ungeduld mit den Schnauzen, denn sie waren satt, wollten in den Stall und gemolken sein, hatten nichts von dem Feuerball auf dem Wasser, nichts von der linden Abendluft und von Giacomos Gesang. Aber er hatte alles vergessen, und wie die Sonne in das Meer, tauchte er in Sehnsucht und Schmerz, daß die allerliebste Giulietta ihn nicht erhören wollte, weil er nur ein armer Ziegenhirt war, und die Sonne malte doch seinen zerrissenen Mantel so reich und prächtig und hing ihm Purpur um die Schultern wie einem Königssohn. Aber so etwas sehen die Mädchen nicht. Und Giacomos verliebte Seele schwebte in die veilchenblaue Dämmerung, die in feinem Strich am Horizonte stand, und wartete, daß die Sonne unterginge; sein Lied war über dem Wasser klagend und ruhelos wie eine Taube, die nicht findet, wo ihr Fuß ruhen kann.

Ach so zu lieben,
Welche Pein!
Liebst du mich, sag es mir,
Ja oder nein!

Barken fuhren zu Lande, und ihre roten Segel brannten; die Fischer zogen ihr Garn ein, und in den Netzen hing Silber und Gold. Blau und rosenfarben liefen die Wellen an den Strand, spielten mit Muscheln und Kieseln und Fischchen wie mit bunten Edelsteinen, und alles war Farbe und Klang und Schönheit und Traum außerhalb der Welt.

Jungfrau Wiese saß im geflochtenen Stuhl unter den Palmen am Meer; die Wedel schwangen sanft im Abendhauch, und auf der Lehne saß der Papagei, knabberte wählig an einer Dattel, denn er hatte sich all die Süßigkeiten und Leckerbissen des Landes übergefressen, war dick und behäbig geworden wie ein Rentner und wandte kaum den Kopf, wenn Jungfrau Wiese auch noch so zärtlich zu ihm sprach. Die linde Luft, Himmel und Sonne hatten ihrem dünnen Blut und ihrem welken Leib gut getan und ihr ein Stück Jugend geschenkt im Herzen. Freilich das war ein Trunk zur Nacht, war ein Atemzug voll Balsam zum allerletzten Mal. Der leise Wind trug zu ihr herüber, was Giacomo, der Ziegenhirt, sang:

Liebe wird Sterben,
Sterben, ja ja,
Höret man nimmer,
Nein oder ja.

Sterben. Schlafen. — Aus dem Abend kamen Gedanken. Hier war rings, wohin die Seele sah, ewiges Leben; hier war nicht Herbst, noch Winter, nicht Welken, noch Vergehen; Palmen, Lorbeer und Zypressen, das alles stand und leuchtete und blieb wie es war. Im Nußbaum daheim hingen jetzt die letzten Sommerfäden, und über das Land ging

noch einmal ein buntes Farbenspiel vor dem Tod, und danach fielen die Blätter sanft und sacht auf die kühle Erde. Es mußte einer sich rüsten auf den Abschied und sich losmachen von der schönen Welt. Und wenn der Freund kam, anzuklopfen, daß man mit ihm gehen sollte, mußte man in der Heimat sein und nicht in der Fremde. Denn sonst mußte man in ferner Erde liegen oder eine lange Reise machen im engen Kämmerlein, der Leib, der ruhen sollte, ward geschüttelt und gestoßen, und der Lärm des Lebens tat dem Schlummer weh.

Die Sonne war hinab, und Giacomo trieb seine Herde hernieder zu den Hütten, die Fischer zogen die Barken auf den Sand und Jungfrau Wiese sprach zu ihrem Herzen: ‚Still, sei still, wir fahren heim.' —

⁂

Eines Morgens wurden von Jungfrau Wieses Stübchens die grünen Läden zurückgeschlagen und die Fenster weit aufgetan, daß die Luft und die Sonne hinein konnten, und Jungfrau Wiese stand, legte die Hand auf die Brust und atmete den kühlen Hauch, sah im Nußbaum die letzten Sommerfäden und war froh und glückselig, daß das alles wieder ihr eigen war. Der Papagei tanzte auf seiner Stange hin und her, schüttelte die Federn und wetzte den Schnabel, hackte in die Sonnenblumenkerne, daß sie nach allen Seiten spritzten, und begehrte Feigen und Datteln, sah sich im Zimmer um fremd und verwundert, drehte unwillig den Kopf und schrie in den Hof wie ein großer Herr: „Presto, presto, Giulia, presto, presto, maldetto," verstellte die Stimme und sagte fein wie eine Geige: „Ben levato, signor, ben levato", und schrie wieder: „Giulia, sei tu là? Mandorla, presto, presto!" Aber Giulia hörte ihn nicht, und Jungfrau Wiese kam mit einem Stöckchen und drohte ihm, er sollte still sein. Aber nach einem Weilchen fing er wieder an, plapperte alles durcheinander und war wie ein Mensch, der alles auskramt und vermengt, was er nicht verarbeitet hat. Schließlich war er des Sprechens satt, setzte sich dick und eigensinnig hin und pfiff sich zum Trost das Santa Lucia, so weich und schmelzend, wie Giacomo, der Ziegenhirt, wenn er der Giulia unter dem Orangenbaum ein Ständchen brachte.

Eugen Bitterling stand auf dem Umgang, beugte sich über die Brüstung, und nahm von dem grünen Seidenpapier, das für Weihnachten im Schub lag, schlug es um das ‚fleißige Lieschen', an dem vor lauter rosenfarbenen Blüten kaum ein Blatt zu sehen war, ging, Jungfrau Wiese zu begrüßen, und dankte Gott, daß sie noch zur rechten Zeit heimgekommen war und er daran denken konnte, für den Winter einzukaufen.

Danach kam auch Karl Asmus, und da Jungfrau Wiese ihn neben sich sah, schlank und um einen Kopf größer als sie, erschrak sie ordentlich; es war, als täte sie einen Blick in Werden und Vergehen und die Flüchtigkeit der Zeit; sie hielt seine warme, starke Hand zwischen ihren welken Fingern, forschte zagend in seinem Blick, ward froh, daß seine Augen so hell und offen waren wie vordem und daß seine Seele rein geblieben war. Und dann ward sie rot, so leicht und zart wie ein Rosenblatt vor dem Entfalten, und plötzlich war eine selige Stunde aus ihrem Leben vor ihr, da Johann Kuchenreuter vor ihr stand und ihr in die Augen blickte, als er von seiner ersten Fahrt kam; die Matrosenmütze saß ihm im Nacken, die langen Bänder flatterten im Sommerwind um den Hals, der so braun war wie eine Kastanie, er nahm sie in die Arme und drückte sie, als wollte er sie zerbrechen und hängte ihr ein Kettlein um, aus lauterem Gold geflochten; das lag nun unten im Schrank bei welken Blumen und vergilbten Briefen. Das Kettlein, das liebe Kettlein! — Die Tränen kamen ihr, die alte Wunde blutete von neuem, und Karl Asmus lachte ihr zu und wußte nicht, welchen Schmerz er ihrem Herzen antat. Alle Wunden, die die Bäume im Frühling und im Sommer litten, vernarbten, ehe der Winter kam, aber die Wunden, die Liebe schlägt, schließen sich nimmer, da mußte erst eine behutsame Hand ein Herz anrühren, daß alles sich schloß und stille ward.

Jungfrau Wiese wandte sich schnell ab und holte ein Buch mit vielen Bildern, darin war alles zu sehen, das Meer, die Palmen, Paläste und Kirchen, Bildwerke in Marmelstein und Malereien, daran einer sich nicht satt sehen konnte. „Ja, Karl, das ist noch tausendmal schöner, wenn einer alles mit eigenen Augen sehen kann. Da geht einem Alten das Herz noch einmal auf, und einem Jungen erst, dem mag es wohl sein, als wäre er auf einem andern Stern."

Wer sagt, daß einem die Welt verschlossen ist, wenn er auch im engen Kämmerlein sitzt, und daß einer vom Fleck muß, wenn er reisen will? Wer die Seele auf Wanderschaft schickt, der sieht mehr, als er je mit leiblichen Augen sehen kann, und es hat mancher im dunklen Winkel gesessen und von aller Schönheit dieser Welt getrunken. Doch wenn das Glück ihm hold war und ihn in die Weite trug, daß sein Fuß gehen konnte, wo sein Herz schon lange vordem gewesen war, ist ihm wohl Wehmut und Schmerz angekommen, daß die Wirklichkeit minder

süß war denn der Traum; wenn das Land auch war, wie es einer sich gedacht und gemalt, der Himmel und das Meer, die Berge und die Täler, so war doch vieles da, das machte die Sinne schwer. Denn es ist mit der Erde wie mit dem Menschen, sie hat Seele und Leib. Es ist alles gut, solange einer im fliegenden Koffer sitzt und dahinfährt über Städte und Länder und Meere, aber wenn er den Fuß auf den Boden setzt und in das Gewühl kommt und unter die Schicksale, fangen die Schmerzen an.

Vorderhand aber reiste Karl Asmus noch im Geist, und wie an seinem Kammerfenster die kalten Winde an den Scheiben rüttelten, war er über Jungfrau Wieses Geschenk im warmen Süden, unter Sonne und Palmen, sah die Orangen rot wie die Sonne beim Untergehen in dem dunklen Blattwerk stehen, stand in dämmernden Kirchen und vor leuchtenden Bildern, vor Engeln und Menschen, und es kam ein Wohlgefallen und eine Süßigkeit über ihn, daß ihm das Herz hätte zerspringen mögen. Er mußte an das Zeislein denken, wie es vor ihm gestanden in der Nacht beim Mondenschein. —

⌘ ⌘ ⌘

Das ward ein kurzweiliger Winter, denn an Arbeit war kein Mangel. Konsul Lobedanz baute sich ein Haus an der See, und Meister Bolduan hatte mit den Schlössern und was sonst in sein Fach schlug, alle Hände voll zu tun; der Konsul wollte in dem neuen Haus Weihnachten feiern, und in dem großen Saal sollten drei Christbäume stehen, einer für das Personal, einer für die Kinder und einer in der Mitte bis hoch an die Decke für die heilige Dreieinigkeit ganz allein, und, es sollte eine Christnacht werden, wie auf dem Feld bei Bethlehem. Da hieß es schuften, wenn alles zur rechten Zeit im Lot sein sollte, und die kargen Tage nutzen. Ob auch der kalte Wind durch das große Haus ging, das spürte einer nicht; die Arbeit war wie die liebe Sonne im Sommer, wenn sie sie es so recht gut meint und auf die Stirn den hellen Schweiß treibt, und machte das Herz hell und froh.

Ja, wer seine Arbeit hatte, der war wohl gut dran. Aber es waren auch viele in der Stadt, die mußten feiern; der Hafen lag im Eis und der Schiffe kamen wenig, der Bettler wurden viel, aus der Fremde und aus der Stadt, und alle mitleidigen Seelen füllten ihnen die Hände und fragten nicht viel nach Dank und Würdigkeit, wie Jungfrau Wiese mit ihrem guten und mildtätigen Herzen. Die ließ keinen davon ohne einen Bissen oder einen Groschen oder ein warmes Stück für den Hals oder die Brust, und als eines Tages frisch aus dem Gefängnis und vor Frost klappernd Martin Hagedorn auf seinen Krücken daherkam, winkte sie ihn heran, gab ihm durchs Fenster zu essen und zu trinken und ermahnte ihn: „Martin, Martin, weißt du wohl, daß dir die Füße genommen sind, weil du damit böse Wege gegangen bist? Aber das ist noch nicht das größte Unglück, das einen treffen kann. Es mag wohl einer als Krüppel leichter in den Himmel kommen denn einer, der seine gesunden Glieder hat." Martin Hagedorn machte ein Gesicht wie vor dem Pfarrer im Gefängnis, als sei er ganz zerknirscht, aber als er davonhumpelte und sich kaum gewendet hatte, lachte er und steuerte am Lachs vorüber die Straße hinab, geradeaus zur Herberge, einen zu finden, der ihm mit Sebastian Freudensprungs Geld die Taschen füllen sollte; er wollte dann manchen Tag herrlich und in Freuden leben und sich keinen Finger naß machen. Und da auf dieser Erde die richtigen Brüder sich immer zusammenfinden, so saß in der Ecke beim eisernen Ofen hinter einem Achtel Bittern Hein Botterlikker aus Warnemünde, Bauchredner, Akrobat und Landstreicher, und wartete auf einen seinesgleichen. Es dauerte nicht lange, da waren Martin Hagedorn und Hein Botterlikker ein Herz und eine Seele, betuschelten über dem Schnapsduft, wie sie das Ding bei Sebastian Freudensprung drehen wollten, und wälzten sich auf der ausgeheckten Schandtat wie ein Dackel auf einem Luder im Wald. Derweil leckte sich der Teufel nach den beiden schon das Maul, und der alte Gelegenheitsmacher ging hin, richtete bei Sebastian Freudensprung alles zu, daß nichts mißlänge, und lachte sich die Hucke voll, wenn der Kaufmann sich seinen Schaden besehen würde, denn er schielte schon lange nach dem alten Geizkragen und giftete sich, daß er sich nicht fassen ließ.

Sebastian Freudensprung hatte ein verschwiegenes Hinterzimmerchen nach dem Garten hinaus mit doppelten Türen und Fensterläden aus eichenen Brettern, darin waren die jungen Herren von der Schule, die es dazu hatten, bei Zigarren und Bayerisch Bier lustig bis in die späte Nacht, lagen mit gläsernen Augen um den Tisch, wenn der Morgen kam und meinten, so müsse man das Leben schäumen lassen. Sebastian Freudensprung schaffte herbei, was sie wollten, dienerte um sie herum, als wären sie große Herren und wußte auch manchem zu anderm zu verhelfen als bloß zu Bier und Wein.

Es ging laut her in dem kleinen Hinterzimmer, mit Zutrinken und in die Kanne

steigen, mit Gejohle und Gebrüll. Die bunten Mützen hatten sie ins Genick geschoben, wie sie es von den Studenten gesehen, die Rapiere klatschten in die Bierpfützen auf dem Tisch, die Petroleumlampe an der Decke qualmte, und im Nebenzimmer vor der Tür saß Sebastian Freudensprung, hütete seine Lämmer vor dem Wolf und berechnete nach den Liedern und den Stimmen, wie weit es mit ihnen war. Jetzt konnte er bald das dritte Achtelchen herbeirollen. Sie waren beim Rundgesang:

„Rundgesang und Rebensaft
Lieben wir ja alle,
Darum leert mit Jugendkraft
Schäumende Pokale,
Bruder deine Liebste heißt —“

Und Klaus Drafehn, der an der Reihe war, warf sich in die Brust, daß das schwarz-weiß-blaue Band sich spannte, log und brüllte: „Zeislein“, und der Chorus schwoll an:

„Sie soll leben,
Tausend Küsse soll sie dir
Scheffelweise geben...
Rundgesang und Rebensaft
Lieben wir ja alle...“

Sebastian Freudensprung rieb sich die Hände und rechnete: heute brachten sie es auf eine halbe Tonne, es war ein guter Zug drin. Die Guttonen waren doch Mordskerle, an die kamen die anderen Verbindungen nicht 'ran, die Germanen nicht und nicht die Vandalen.

Unterdessen kam Martin Hagedorn dahergehumpelt mit Hein Botterlikker, setzte sich auf die steinerne Treppe vor dem Laden, legte die Krücken kreuzweis über seine Beine und nahm den Hut in die Hand, als bettelte er. Der Akrobat nahm einen Schluck aus der Schnapsflasche, spuckte in die Hände, kroch durch das Kellerfenster wie ein Krebs, stieg von unten her durch die Falltür in den Laden und ging im Schein der Straßenlaterne dem Geldschrank zu Leibe mit Brecheisen und Hammer, aber Sebastian Freudensprung hörte nichts, denn seine Ohren waren voll von Rundgesang und Rebensaft. Seine Frau, die über dem Laden schlief, hörte im Eindruseln durch den Gesang wohl das Gehämmer und Poltern, meinte aber Sebastian schlüge den Hahnen in ein neues Faß und lächelte sich in den Traum hinein, weil das Geschäft blühte, und schüttelte einen Apfelbaum, daß der Boden dröhnte. Als sie alle herunter hatte, war auch Hein Botterlikker mit seiner Arbeit zu Rande gekommen, stopfte den Bettelbeutel und alle Taschen voll, nahm, was er fand, redete vor lauter Vergnügen mit dem Bauch und hatte mit dem Geldschrank ein lustiges Gespräch: „Wat? Wat du em seggen schust, dem ollen Knasterbart, wenn hei di fröggt: ‚Oh min leiw Isenschapps', wat büst so leer? Wat kiekst du mi an as en utnommen Swin?' Denn seggem man: i, hier wär ein, de hädden Tung as an Bull und likkt de Bodder, wo hei Bodder likken kann. Un nu adjüs, und wenn du wedder völlig büst, mäglich, Fründken, ick käm wedder. Awerst gräm di nich, wenn dat en beten länglich duert.“ Damit tastete er sich aus der Tür durch den Gang auf den Hof. Der Hund in der Ecke bei der Remise spitzte wohl die Ohren, aber hob den Kopf nicht von den Vorderpfoten, denn er war es gewöhnt, daß sich bald dieser, bald jener in die Ecken tappte, und ließ den Vagabunden ungeschoren in den Garten. Und die Finsternis schlug hinter Hein Botterlikker zusammen.

— — — — — — — — — — — — —

Mitternacht war längst vorüber, und Martin Hagedorn wartete immer noch vor der Tür; die Steine kühlten ihn wie Eis durch und durch bis ins Gedärm, und er klapperte mit den Zähnen wie ein Storch. Eine Katze kam aus dem Kellerloch und strich höhnisch vorbei, als hätte Hein Botterlikker ihre Gestalt angenommen und käme zu sehen, was mit dem Spießgesellen werden würde. Er schlug mit der Krücke nach ihr, denn Katzen waren ihm ein Greuel; wo einem eine über den Weg lief, konnte einer sich nur trollen, da war alles umsonst und vorbei. So schüttelte er die Bettelpfennige aus dem Hut in die Tasche, krabbelte sich hoch und humpelte davon, wo er ein Lager fände zur Nacht. Ja, wo denn? Und nicht zu weit. Im Lachs auf dem Hof unter dem Bretterdach stand die alte Kalesche für die Geschäftsreisenden, wenn sie bei Regen über Land mußten. Die hatte ein Verdeck und Glasfenster und Polstersitze, wenn auch alt und zerrissen, da schlief einer wohl wie Gott in Frankreich. Im Lachs war noch ein Leben wie bei einer Hochzeit; in der Küche wurde gebraten und gesotten, ein Duft ging über den Hof, daß einem armen Schlucker das Wasser im Maul zusammenlief. Wenn dieser verfluchte Akrobat und Bauchredner einen nicht betrogen hätte, dann konnte man auch sitzen und sich auftragen lassen. Und Martin Hagedorn stieß die Krücken fluchend zwischen die Hofsteine, daß das dünne Eis auf dem Dreck splitterte und spritzte. Es war ein schweres Stück in die Kalesche zu kommen, aber dann saß er schön und weich, legte die Krücken auf den Rücksitz, wischte die beschlagenen Fenster ab und sah sich das Treiben in den Gaststuben an, Meister Boldnan gerade ins Gesicht, wie er die Karten auf den Tisch hieb. Meister Windelband strich die Stiche und

das Geld ein und hatte einen Kopf so rot wie die Mamsell in der Küche. Im anderen Zimmer saßen die Reisenden um den Sektkübel und stießen an; der Kellner kam und dienerte und stellte eine gebratene Gans auf den Tisch. Da wurde dem Krüppel so wehmütig, daß er hätte heulen mögen; der Magen krümmte sich ihm, als wollte er ihm aus dem Leibe kriechen. So weh hatte ihm der Hunger noch nie getan. Indem stieg eine Spur von Geräuchertem in seine Nase, und da er dem nachging, fand er in der Wagentasche zur Seite an der Tür eine Wurst, so dick wie ein Frauenarm, und geriet in Friedrichs, des Hausknechts, heimliche Speisekammer, darin er verstaute, was hier und da durch Gunst oder Zufall für ihn abfiel; aber Martin Hagedorn fragte nicht lange, auf wen die Wurst lauerte, kaute auf beiden Backen von einem Zipfel zum andern, schlief und schnarchte bald, daß der alte Wagen in den morschen Federn wackelte wie ein Schmerbauch beim Lachen. Und es war eine Nacht, darin prellte ein Spitzbube den andern.

※ ※ ※

Als Sebastian Freudensprung im Morgensonnenschein des neuen Tages seinen Schaden besah, sprang er bis an die Decke, aber nicht vor Freuden, und hätte sich zerreißen und alles kurz und klein schlagen mögen. Aber die Vernunft fiel ihm in den Arm, und er ging hin und zeigte den Einbruch an. Der Verdacht kam wohl auf Martin Hagedorn, aber er war nirgends zu finden; in der alten Kalesche suchte ihn niemand; er schlief darin bis an den Abend, da er sich in der Dunkelheit auf- und davon machen konnte, vielleicht, daß er noch den ungetreuen Kumpan aufgabelte und ihm abnehmen konnte, was ihm gehörte. Meister Bolduan aber bekam von Konsul Lobedanz den Auftrag, vor die Kellerfenster des neuen Hauses doppelte Gitter zu machen, und mußte mit Karl Asmus bis tief in die Nacht hinein schmieden und nieten, wenn er fertig werden wollte. Zwei Tage vor Weihnachten tat er den letzten Schlag in dem Landhaus am Meer, warf den Hammer in die Ecke, prustete mit dicken Backen in die kalte Luft, daß der Atem aus seinem Munde ging wie Dampf aus einem Ventil und sagte: „Das soll uns einer nachmachen, Karl. Wir haben uns das Fest redlich verdient. Gleich morgen in der Frühe mach' dich fort. Jung, Jung, nirgend up de Welt schmeckt de Stuten so säut as bi Muddern. Ach, Karl, ick müчht woll noch eis son Jung wesen as du, dat wär en Tid, wenn ein buten den Schnei wültern däht und de Modder reep ut de Dör: ‚Albert, wo bliwwst du denn? De Kauken steiht all upen Disch.'"

Am andern Morgen aber blies ein Sturm, als wollte er die ganze Stadt ins Meer wehen; im Hafen tanzten die Schiffe an ihren Ankerketten wie Zirkuspferde, die hohe Schule gehen, die Schiffsleute froren bis auf die Leber und fluchten, denn kein Grog und kein Branntwein machte mehr warm, drängten sich in die Spelunken wie die Winterfliegen zum Kachelofen, und ließen sich den Gestank von Zigarren, Schnupftabak und Knoblauch nicht anfechten Die Straßen wurden blank wie eine Tenne, und kein Stäubchen lag mehr darauf. Karl Asmus hatte die Hosen in den Stiefeln, die Mütze mit dem dicken wollenen Schal um das Kinn festgebunden, stemmte den derben Knotenstock auf und schob sich in das Stürmen und Treiben, denn wenn die Heimat ruft, dann muß man auf den Weg, und wenn es noch so schlimm wäre. Die Häuser lagen bald hinter ihm, aber als er hinaus kam aufs Feld, riß der Sturm ihm die Füße vom Boden und den Atem vom Munde, der Schnee pfiff und fuhr daher wie Dünensand; Erde und Himmel, es war alles eins und stand vor seinen Augen wie Milch. Eine Stunde und zwei stemmte er sich Schritt für Schritt durch das Unwetter, wollte es zwingen und konnte es doch nicht, hing voll Schnee und Eis am ganzen Leib, und seine Knie waren matt wie ausgeleierte Scharniere. Er mußte Heimat Heimat lassen und umkehren, so hart es ihn auch ankam, denn im andern Jahr wer weiß, wo er dann Weihnachten feierte. Wenn nur der Mensch immer wüßte, wozu etwas gut ist.

Im Graben am Wege lag Martin Hagedorn matt und dem Tode nahe; der Frost fraß sich von den Füßen und Armen her in ihn hinein, und der Sturm scharrte ihn in den Schnee wie ein verhungertes Häslein. Nur die Krücken waren noch zu sehen und der Kopf, zwischen den Wimpern erfroren die Tränen. In seinem Herzen war ein bitterliches Rufen, seine Gedanken waren bei den toten Spatzen, die oben vor seinem Kammerfenster steif und starr in der Rinne gelegen hatten zur Winterzeit, und vor seiner Seele stand das plötzliche Wissen von dem, was davon wohl einer hätte lernen können. Aber Gott-Vater nahm ihn noch einmal in die hohle Hand, sein Leben zu bergen und zu wärmen, und wollte das letzte an ihn wenden, ob er noch werden wollte. Karl Asmus, da er vorüberging und der treibende Schnee ihm nun im Rücken saß und die Augen nicht mehr blendete, ward des Häufchens zur Seite gewahr, der Krükken und der

Mütze, kniete bei dem Gesellen nieder, scharrte ihn aus, fühlte den Puls gehen, wenn auch so leise wie aus einem Vogelherzen, zog den Rock ab, breitete ihn Martin Hagedorn über Gesicht und Brust, lief mit dem Sturm was er konnte, Hilfe zu holen und ihn unter Dach zu bringen. Ein Ausbau stand im Feld; da wohnte Peter Hackbarth, der Schinder. Nicht lange, so fuhren sie den Erfrorenen auf dem Karren in die Stadt vor Meister Bolduans Haus, und Karl Asmus riß die Tür auf und rief: „Wir bringen Martin Hagedorn; er ist im Sterben." Der Meister kam und faßte an, und Martin Hagedorn war wieder, wo ihm soviel Gutes einmal nahe gewesen war, lag gebettet dicht neben dem grünen Tannenbaum; von seinen Kleidern rieselte der schmelzende Schnee über die weiß gescheuerten Dielen, und die Meisterin blickte voll Grimm und Bosheit. „Bolduan, das muß ich sagen, das ist mir eine schöne Bescherung zum Heiligen Christ, einen Toten unter dem Weihnachtsbaum und einen Lumpen dazu. Schaff' ihn mir fort und auf der Stelle." Aber der Meister nahm sie beim Arm und schob sie in die Küche. „Besser ein Dieb als ein Mörder, es ist noch Leben in ihm."

Indem kam der Arzt, hantierte mit Pflaster und Messer, bis Martin Hagedorn die Augen aufschlug und aus dem dunklen Reich noch einmal zurückkam. Meister Bolduan wollte ihn wohl bei sich behalten, aber weil der Arzt wollte, mußte er ins Spital. So wickelten sie ihn warm ein und trugen ihn wieder hinaus auf den Karren, und die Meisterin kam mit einem Tuch und wischte die Lache auf, die er dagelassen hatte. Im Spital ward er in ein laues Bad getan, danach in ein weiches, reines Bett, und es war wie in dem Märchen, darin der Vagabund über Nacht König wird, sich mit großen Augen umsieht und nicht weiß, wie ihm geschehen ist. Eine Schwester rückte ihn in den Kissen zurecht, tränkte ihn, redete mit ihm und freundlich, daß es ihm im Herzen brannte wie Feuer, denn er war ein Schubiack und Tunichtgut und nicht wert, daß einer ihm Gutes tat. Da der Abend nahte, und die Glocken läuteten durch Sturm und Schneegestöber und die Seufzer der Kranken einander begegneten, kam leise und sanft von der Kapelle her über den Hof das Lied von der heiligen Nacht und ging von Bett zu Bett und stand auch bei Martin Hagedorn still, und da er die Augen wendete, sah er wohl seine Mutter neben sich, die legte die Hand auf seinen Arm. Und er sprach wie im Traum: „Müde bin ich, geh zur Ruh." Und da er an den Vers kam: Hab' ich Unrecht heut getan — da war sein ganzes Leben in einem hellen Licht und alles offenbar, was er auf dem Gewissen hatte. Er wandte den Kopf ab und weinte bitterlich in die Federn hinein, und es merkte im ganzen Saal keiner, was da vorging. Es ist in der heiligen Nacht wohl mehr Traurigkeit in der Welt als einer weiß, es ist auch nicht gesagt, daß dort, wo der helle Baum brennt, immer eitel Glück und Freude ist. Freilich dem Meister Bolduan fehlte nichts; im Ofen bullerte das Feuer, und ob der Sturm in dem Schornstein heulte wie ein Schloßhund, war es in der Stube so mollig wie im Backhaus, auf dem Tisch stand der Puter, der sich vor ein paar Tagen noch unter dem Nußbaum seines Lebens gefreut hatte, und Messer und Gabel steckten ihm in der Brust, daß einer sie griffe und den saftigen Braten teilte. Der Meister leckte sich die Lippen, kam und zerlegte das Tier mit Würde und Andacht; es war ein Essen, das Konsul Lobedanz nicht verachtet hätte. Aber Karl Asmus hatte keine rechte Lust an dem Christbraten, das Herz war ihm schwer, denn es war das erste Fest, das er nicht daheim feierte, und es war eine Ahnung in ihm, daß es damit nun aus wäre für immer und er nimmermehr würde mit Vater und Mutter um den Baum sitzen. Der Meister wischte sich den Mund, schnitt eine Keule ab und legte sie beiseite. „Ich meine, die wird Traugott Bitterling morgen zu paß kommen." Die Frau knurrte etwas, der Meister aber stellte sich gleichmütig an den Ofen, horchte in das Wetter, sagte: „Wohl dem, der unter Dach und Fach ist," und dachte doch nicht an die, die auf dem Meer sein mußten oder auf dem Wege. Mancher war, dem ging es in dieser Nacht hart am Tode vorbei wie Martin Hagedorn am Morgen, und es war nicht von ungefähr, daß Karl Asmus' Gedanken immer wieder um Hans Kamps Hütte strichen. Die lag unter der Düne am flachen Strand, war schief und baufällig und hatte so wenig Kraft sich in den Sturm zu legen wie ein altes Weib, zitterte bei jedem Stoß vom Dach bis zum Keller; von Stunde zu Stunde rollte das Wasser weiter über den Strand und näher an die Schwelle, und die Heulboje vorn an den Bänken schrie immer lauter und gräßlicher. Als die Nacht hereinbrach, schäumte die See durch das Heck in die Stube und in den Stall; da zog er die Kuh heraus, und die Frau nahm die Kinder bei der Hand, und so wankten sie durch das Wetter über die Dünen, wo die helle Kirche ihnen den Weg wies.

Das war wohl ein betrübter Heiliger Christ für Hans Kamps, daß er mit Weib und Kind

aus seinem Häuschen mußte bei Sturm und Nacht, und wußte nicht, ob er es morgen noch fand. Aber an der See wird einer gelassen, und das Herz nimmt hin ohne Bedenken und Murren, was sein muß.

⌘ ⌘ ⌘

Es gibt viele dunkle Stunden, solange der Mensch auf Erden wandelt, und die Nächte sind länger als die Tage, und wenn ein Wetter kommt, kommt es in der Finsternis; wer dann auf dem Wege ist, der mag nach einem Schein suchen, dem er nachgeht. Ein Licht in der Finsternis, das ist Trost und Zuversicht und Hoffung, das ruft und winkt: hier ist ein Obdach, wo einer sich bergen kann. Hans Kamps war um diese Stunde nicht der einzige, dem die Kirche den Weg zeigte durch die Nacht.

Auf dem Meer fuhr Robert Wockenfuß, sah das Fünklein im Land stehen wie ein Glimmen im verkohlten Tannenscheit, hatte die Heimat so nah und konnte doch nicht zu ihr. Die „Wilhemintje" war im gurgelnden Wasser und in der heulenden Luft, die zerfetzten Segel knatterten wie Schützenfeuer, und Brecher um Brecher schölte über das Deck. Gerard Doelen stand auf der Brücke und hatte ein Tau um den Leib, und Robert Wockenfuß hing mit Armen und Füßen neben ihm in den eisernen Geländersprossen. Der Steuermann lag im Rade und seine Arme waren wie Stahl; ob das Rad schrie und ächzte und stöhnte, es mußte, wie er wollte; die Schiffsleute standen unten, jeder an seinem Platz, und wußten, auf dem Bugspriet saß der Tod. Gerard Doelen schrie dem Steuermann ins Ohr: „Dat Lücht; sühst du dat Lücht?" und streckte den Arm in den Sturm und die Finsternis. Indem kam ein Heulen dahergeflogen, wie ein Wolf heult in der Nacht, und Robert Wockenfuß stierte hinaus, der Schreck saß ihm im Nacken. Es war, als zerrisse vor ihm die Nacht: Da lag die Hütte von Hans Kamps, die Boje heulte und schrie an Steuerbord, und ehe Robert Wockenfuß noch das Wort aus der Kehle hatte: „Doelen, Doelen, de Bink", kam Krachen und Splittern. Die „Wilhelmintje" riß mitten entzwei, eine Welle trug ihn, als flöge er durch die Luft, warf ihn an den Strand und brachte ihn in die Heimat auf eine andre Weise, als Doelen ihm versprochen hatte. Als er zur Besinnung kam und sich umsah, stand er dicht bei Hans Kamps' Hütte, watete durch das schäumende Wasser und stieg die Düne hinauf, dem Licht der Kirche zu, wie vor kurzem der Fischer, kam nach Hause, da der Christbaum brannte, trat in die Tür, und die Mutter schrie laut auf, als er dastand in den triefenden Kleidern. Sie meinte, es wäre ein Gespenst, aber als sie ihn sprechen hörte und ihn betastete, daß er von Fleisch und Blut wäre, weinte sie, daß sie ihn gesund wieder hatte, und der Boden wankte ihr unter den Füßen, da sie hörte, daß er aus dem Meer käme. Der Vater bekam einen Kopf so groß wie ein Eimer und ward so rot, als hätte er eine Flasche Malvasier auf einen Zug getrunken, wie er an die gotteslästerlichen Reden dachte, mit denen er sich über den mißratenen Jungen ausgelassen hatte, und all sein Zorn und Grimm war dahin. Er nahm den Jungen, brachte ihn in die Kammer an den warmen Ofen, mischte ihm einen kräftigen Trunk, legte ihm trockene Kleider an und konnte sich nicht genug tun, dieweil die Mutter in der Küche das Mahl rüstete, hervorholte, was sie an Leckerbissen hatte, und die Mägde antrieb, daß sie flogen wie Bälle.

Und jetzt war die „Wilhelmintje" dahin, und Gerard Doelen sprang nimmermehr auf einem Bein, hielt keine Pfeife zwischen den braunen Zähnen und fing keinen Jungen mehr. Die Knechte waren hinaus an den Strand mit Stangen und Fackeln, aber der Sturm blies die Lichter aus; so laut sie auch schrien, es kam nicht Stimme noch Antwort, nur die See brüllte ihnen entgegen wie ein wildes Tier.

Am andern Morgen hatte sich der Sturm gelegt; der Himmel stand klar und dunkelblau, und der Frost knisterte in der Erde und auf den Bäumen im Schnee. Hans Kamps stampfte mit zagem Herzen über die Dünen. Aber da er über die Höhe glupte, stand es unversehrt, die Katze saß vor der Tür und miaute nach Milch, und der Hahn krähte in den Morgen, als wäre nichts geschehen. Da rieb Hans Kamps sich die Augen. „Dunnerschlag, wat's dit?" Der Strand zur Rechten und zur Linken war gelb wie eine Wiese im Frühling von Butterblumen, dicht bei dicht lagen zwischen Schiffsgerät und Planken Apfelsinen und Zitronen, und mitten inne auf dem Rücken Gerard Doelen, hatte die Arme ausgestreckt und die Fischaugen weit offen und sah starr in den Himmel, wie wohl einer des Sommers in Gras und Blumen liegen mag und den Himmel trinken und nimmer genug bekommen.

Hans Kamps nahm den Kapitän und trug ihn in die Totenkammer bei der Kirche mit Stampfen und Keuchen. Das ganze Dorf war auf den Beinen, denn Gerard Doelen war seit vielen Jahren der erste fremde Mann, den die See hier ans Land geworfen hatte. Es drängte sich einer um den andern in die Tür, reckte den Hals und mußte die offenen Augen sehen und die starren Hände,

bis der Krüger Wockenfuß kam, ein Laken über den Toten deckte und die Tür verschloß. Da liefen sie an den Strand und lasen die fremden Früchte auf, groß und klein. August Rottschalk, der Afrikander, fand Gerard Doelens Pfeife im Tang, trocknete sie ab und klopfte die nasse Asche heraus, stopfte sie und blies den warmen Rauch in die kalte Luft, ließ die Sonne auf dem neusilbernen Beschlag blinken und sagte zu dem Schneider Feuereiß, der gerade in eine Apfelsine biß, daß ihm die Kälte durch alle Zähne fuhr: „Son Pip, danach heww ick min Lebtag jankt. Wenn ein man warten kann, de kricht allens."

⌘ ⌘ ⌘

Die Glocke rief, daß es Zeit wäre zur Kirche und aufzuhören mit Sammeln und Suchen unter dem Strandgut, aber manch einer stopfte seine Ohren zu und blieb unten am Meer, wer weiß, es fand einer wohl noch besseres als Apfelsinen oder eine Pfeife. Auch Pastor Neumann hatte sein Teil erwischt, nämlich für seine Predigt, nahm den Untergang der „Wilhelmintje" und all die Schrecken der Nacht in die Auslegung hinein und ließ die Leute heimgehen mit dem Schauder im Herzen, daß es für einen Menschen nichts Schrecklicheres gäbe, denn einen Schiffbruch. Wenn das auch nicht sehr weihnachtlich war, so war es doch heilsam. Und der Küster Drafehn, da er die Kirche zugeschlossen hatte, ging mit schweren Füßen die Dorfstraße entlang, sah auf den zertretenen Weg und hob den Blick nicht, denn er hatte den Schiffbruch im eigenen Hause; es war ein Brief gekommen, daß der Sohn mit Schimpf und Schande von der Schule gejagt war, und was sonst noch darin gestanden hatte, daran trugen die Eltern wohl ihr Leben lang.

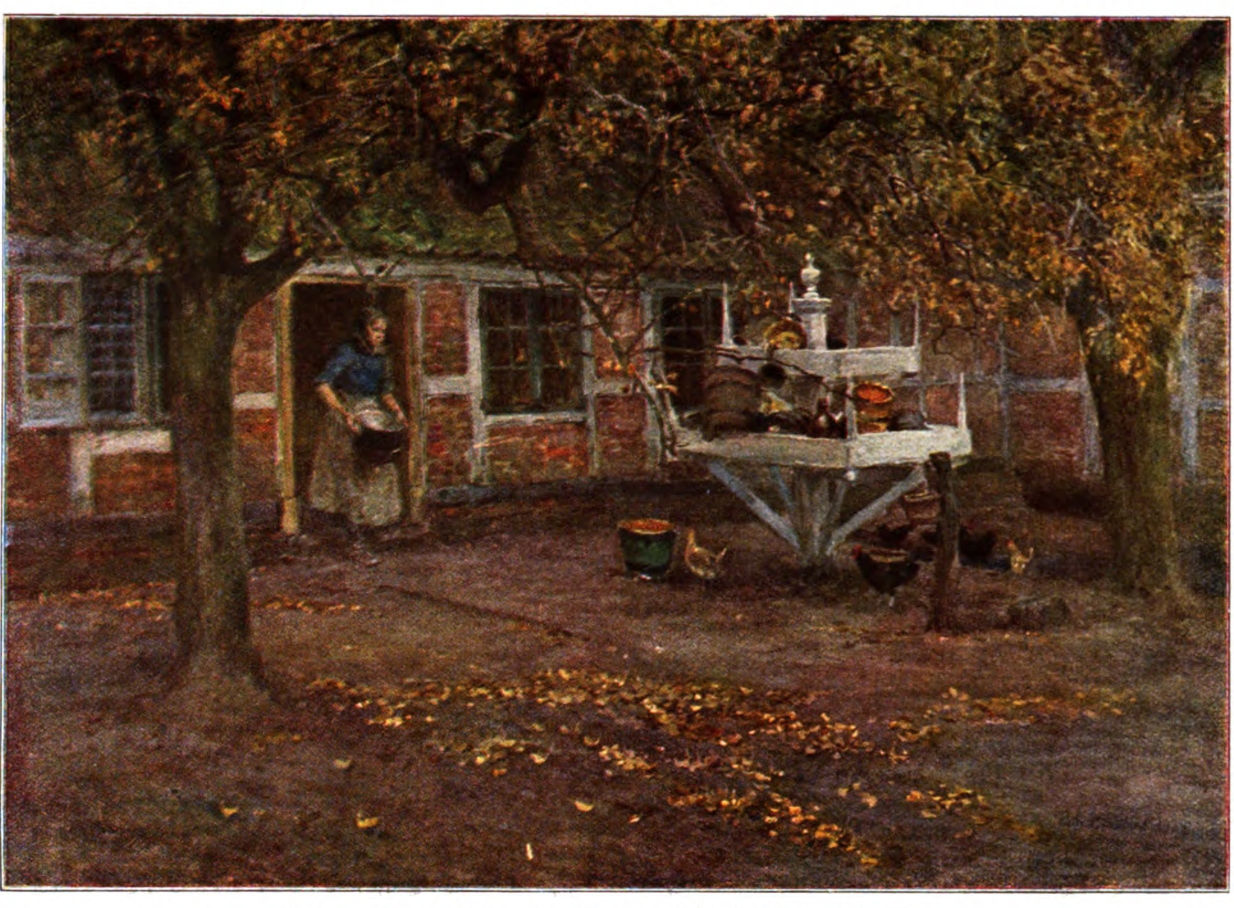
Derweil saß Klaus Drafehn auf der Lastadie in einer Spelunke, trank sich alle Scham und allen Ärger fort. Drei Tage trieb er es so und vertat auch das letzte, was in seiner Seele noch an Scheu und Gewissen war, bis ihm die Knie schlotterten, das graue Elend ihn packte und er im Hof der Schenke auf einer leeren Tonne saß und in die Nacht wimmerte. Am Morgen, da Klaus Drafehn Rausch und Elend ausgeschlafen und sich Schwiemel und Plierigkeit aus den Augen gewaschen hatte, machte er sich auf zum Stadttheater, bat und beschwor den Direktor himmelhoch, er sollte ihn nehmen und ihm den Weg zur Kunst auftun, denn wo ein Drang wäre zu Hohem, da wäre auch die Kraft. Er redete fast wie Marquis Posa vor dem König Philipp, und der Direktor faltete die runden Finger über dem Bauch, drehte die Daumen umeinander, kniff die bartlosen Lippen ein und sagte schließlich: er wolle es versuchen, der Künstler Erdenwallen sei zwar dornig, aber ein Talent bräche sich immer Bahn, und es wäre im Schauspielerberuf wie im Soldatenstand, da ein jeder den Marschallstab im Tornister trüge und selbst ein Schneiderlein ein hoher Herr werden könnte. „Ja, ja, mein Lieber, was einer wird, das wird er aus sich selbst. So ist es und so bleibt es: sein Schicksal schafft sich selbst der Mann."

Am Abend schon steckte Klaus Drafehn in einem Landsknechtwams, marschierte mit aufgeworfener Brust vor einem türkischen Zelt auf und nieder, schwang die pappene Hellebarde, wehrte, wenn einer den Schlummer des Feldherrn zu stören sich vermaß, der sich im übrigen hinter den Kulissen an einer Bockwurst mit Sauerkraut stärkte, und glaubte wirklich, er hätte sein Schicksal in die Hände genommen und wäre auf dem trocknen. Aber er war doch nur ein armer Schiffbrüchiger und trieb auf einer elenden Planke dahin, ans Land oder ins Meer, wer wollte das sagen?

⌘ ⌘ ⌘

Wenn einer Schiffbruch leidet, das liegt nicht an den Klippen, am Nebel oder am Sturm, das liegt am Steuer, am Kompaß, am Ballast oder an der Karte und an mancherlei anderm bei Fahrzeug und Schiffsmann. Darum kommt der eine an allem vorbei, und der andere geht unter.

Karl Asmus wußte sein Schifflein wohl zu lenken, war zwar noch nahe dem Land, aber steuerte doch schon dem offenen Meere zu, da die Wellen lang und hoch und mit Schaumkronen liefen, und der Wind wartete, sich in die Segel zu setzen und zu proben, wer es führte. Manche Stunde nach Feierabend arbeitete er in der Werkstatt, daß die Wangen ihm brannten, hatte Meister Bolduans kunstvolles Schloß vor sich, es nachzubilden bis ins kleinste, daß er losgesprochen würde vor der Zeit und, wenn der Sommer käme, hinaus könnte in die weite Welt. Wenn er des Feiertags oder sonst einmal ein Stündchen bei Jungfrau Wiese saß, und das traute Stübchen liebreich um ihn war, saß er dennoch darin wie ein Vogel im Käfig. Seine Gedanken liefen schon auf den Straßen der Erde und durch Städte, an Strömen und auf Bergen; und er kramte aus, was an Sehnsucht in seinem Herzen war und wohin er wandern wollte, wenn er des Lehrlingstums los wäre und ledig. Da wäre der Kyffhäuser, darin Kaiser Rotbart gesessen und geschlafen hätte am Tisch von Marmelstein, und die Wartburg im Thüringerwald mit



Altländer Bauernhof. Gemälde von Prof. Wilhelm Claudius

Luthers Gemach und dem Tintenklecks, vor dem der Teufel auf und davon gefahren wäre, der Rhein und die Alpen und das Land Italien. Jungfrau Wiese sah ihn an mit heimlichem Schmerz, sie wußte, daß an den Wegen Dornen stehen und daß einer nicht allein die Füße sich wund läuft auf den harten Steinen. Aber das war nicht anders. Die Jugend wollte hinaus und mußte hinaus. Wer nicht ins Gedränge und in die Gefahr kam, der wurde wohl nimmer tüchtig und ein Mann. Und sie kraute dem Papagei das Köpfchen und nickte Karl Asmus zu: „Ja, Karl, das ist wahr, die Welt ist wohl weit und schön und hat viel zu verschenken, aber wenn einer holen will, was ihn reich und glücklich machen kann, der muß sich eilen und die Stunde nutzen und darf sich nicht aufhalten und muß umkehren zur rechten Zeit, sonst schlägt das Tor hinter ihm zu, und er ist verloren für alle Ewigkeit."

Als Ostern vor der Tür stand, hatte Karl Asmus das Gesellenstück fertig, ein Schloß, so blank wie ein geschliffenes Schwert; wenn der Schlüssel sich drehte, sprangen die Riegel, vier nach vorn und zwei nach oben und unten, die Widerhaken spreizten sich, und es war, wie wenn ein Augenlid auf- und niederschlägt. Der Innungsmeister besah es von allen Seiten, aber so sehr er auch suchte, da war kein Fehl noch Tadel. Karl Asmus ward losgesprochen, und Meister Bolduan ging mit ihm heim und war so stolz, als hätte er selbst sein Gesellenstück gemacht. Und dem jungen Gesellen sang es im Herzen wie eine Lerche über blühendem Klee. Er reckte den Kopf so frank und frei aus den Schultern wie ein Junker, der zum Ritter geschlagen war. Ehe sie ins Haus traten, schlug Meister Bolduan ihm so recht mit Wucht auf die Schulter: „Alsdann, Karl, nun ginge es also hinaus in die Welt und wäre einer auf dem Wege, ein Mann und ein Meister zu werden. Ich wollte, ich wäre an deiner Statt, aber der Jungbrunnen ist vertrocknet bis auf den Grund, denn der Weiber sind zu viel gewesen, die darein gestiegen sind. Wir müssen uns zufriedengeben, und auch die alten Tage haben ihr Gutes."

Karl Asmus machte ein seliges Gesicht. Da war ein Weg, und es blühten Blumen zur Rechten und zur Linken, und von Baum zu Baum flog ein Vogel, der war so bunt und lustig, wie er noch nie einen gesehen, rief und lockte, es wäre nun an der Zeit, und er sollte kommen. Aber da war ein Tor, und wer da hindurchging, dem würde ein Schwert in die Seele gestoßen, daß einer nicht gar zu leicht und übermütig von dannen zöge; es kam zuvor der Abschied von allem, damit das Herz verwachsen war und worin es Wurzel geschlagen hatte, denn es tastet kein Mensch sich tiefer in den Boden als in der Kindheit und Jugend. Das war ein dunkler Tag, und alle Blümlein ließen die Köpfe hängen, ob auch die helle Sonne belebend am Himmel stand und die Elternliebe und die Heimatluft um ihn war wie der Südwind um die Veilchen im März, da er Vater und Mutter noch einmal am Hals hing und sie lassen mußte. Das war doch anders als damals, da ihm der Reisekasten auf den Wagen geschoben wurde und er mit Pastor Neumann hinausgefahren war ins Land. Aber er machte sich hart und tat lustig, und es blieb doch nicht verborgen, was in seinen Gedanken war, denn Vater und Mutter sahen nicht mit den Augen, sondern mit der Seele und sie standen beide noch lange am Bodenfenster auf dem Dach. Ob er nur noch ein Pünktchen in der Ferne war, sie sahen ihn, als stände er vor ihnen. Aber aus der Turmluke blickte diesmal kein Marleneken ihm nach, denn es war in der Stadt im Dienst und sollte sich bei fremden Leuten umtun und lernen. —

Am Abend zuvor, da Karl Asmus wandern wollte, brachte die Meisterin einen Braten auf den Tisch und Kartoffelsalat dazu; der Meister stellte eine Flasche Wein in die Mitte, schenkte ein, stieß an und wünschte ihm Glück auf den Weg. Als die Frau hinaus war, noch eine Süßigkeit zu bringen zum Beschluß, holte er aus und lobte den Rhein und war bald in Rüdesheim und sagte: „Karl, das ist ein Paradies. Da geht einem das Herz auf, und daran darf keiner vorbei. Wenn du hineinkommst vom Mäuseturm im Binger Loch, an den Burgen vorbei, geht zur Linken ein Weg ab, ein wenig den Hang hinauf, da steht ein Haus im Grünen. Rosen blühen an den Wänden, und ein goldener Schlüssel schwingt über der Tür; da klopf' an und grüß' das Handwerk und frage, ob einer sich noch besinnt auf Albert Bolduan aus Pommerland; er ließe das Ännchen grüßen, wenn es noch lebe, er hätte es nimmer vergessen, und in ein paar Jährlein möchte er selber wohl kommen und sehen, wie sie es triebe und wie es ihr ginge." Er sah dabei mit solcher Seligkeit in sein Glas, als wäre des Himmels Pforte vor ihm aufgesprungen, und in seinen Augen blinkte es, von Wein oder von Wasser oder von beidem; er setzte das Glas an und trank es aus ganz still, als tränke er von seiner goldenen Jugend. Indem kam die Meisterin mit einem Pud-

ding, so gelb wie ein Kanarienvogel, denn die Eier waren nicht gespart, sah dem Mann ins Gesicht, wie ihm die Lider rot waren und die Augen feucht und dachte: ‚Der Bolduan hat doch ein gar zu gutes Herz, daß der Abschied ihm so schwer wird, als zöge ihm der eigene Sohn dahin.‘ Zu Karl Asmus aber sagte sie und schob ihm die Schüssel hin: „Lang' zu und das ordentlich; in der Fremde muß einer krumm liegen manchesmal und wird nicht gefragt, daß er essen soll. Die Fremde ist ein karges Weib und sieht auf das Ihre, was, Bolduan?“ Und der Meister nickte und schenkte dem Gesellen den Rest ein: „Schon wahr. Aber auch bei vollen Töpfen kann einer verhungern.“ Die Meisterin kniff die Augen ein und forschte auf seiner Stirn, aber sie kam nicht dahinter, wie er es meinte.

Nachher ging Karl Asmus zu Jungfrau Wiese. Das war ein saurer Gang, und die Stutzuhr vor dem Spiegel lief so schnell, als wollte sie die liebe Sonne überholen, und führte mit ihrem Pendelschlag das Wort fast allein, wenn nicht gerade der Papagei eine Redensart aus der Nähe oder der Ferne holte und in Jungfrau Wieses leise Rede fallen ließ wie einen Stein in ein stilles Wasser.

So saßen sie, Karl Asmus am Tisch bei der grünbeschirmten Lampe, Jungfrau Wiese auf ihrem Fensterplatz im tiefen Schatten, der Papagei in einem schmalen Lichtstreif blinzelnd ein wenig zur Seite. Da es Zeit war, holte Jungfrau Wiese aus dem Nähtischfach eine Brieftasche hervor, grün und blau und rot bestickt mit Rosen und Winden, die roch nach Nußblättern und Lavendel, und legte sie Karl Asmus in die Hand. „Wer in die Fremde geht, muß wandern können wie es ihm beliebt und darf nicht hängen bleiben um Arbeit willen und Verdienst. Du sollst dir die Welt ansehen in all ihrer Pracht und Auge und Herz sich sattrinken lassen an all ihrer Herrlichkeit.“ Damit nahm sie seinen Kopf in ihre alten Hände und küßte ihn auf die Stirn, so zart und scheu, als wäre er aus Glas. Er wußte nicht, wie ihm geschah und konnte nichts sagen vor soviel Liebe, aber die Tränen rannen ihm die Wangen entlang, und er küßte Jungfrau Wiese die Hände, wandte sich und ging aus der Tür wie aus einer Kirche. Der Papagei, dem wohl etwas dämmerte, es ginge hier um einen Abschied, kramte eine alte Erinnerung hervor, räusperte sich und rief ihm nach: „Adjüs, Herr Bartels, nu gahn wi.“ Jungfrau Wiese aber saß noch lange auf, sah in das Lampenlicht und sann, und die alten Wunden brannten als wären sie frisch.

Am andern Morgen in der Frühe, ehe die Sonne aufging, stand Karl Asmus auf dem Hof, das Felleisen über der Schulter und den Wanderstock in der Hand, tat noch einmal das Herz auf, mitzunehmen, soviel er konnte vom Garten, vom rauschenden Brünnlein, vom Nußbaum und vom Fenster, dahinter das Zeislein gestanden war bei Tage und hatte den Sommer eingesungen und im Mondenschein bei Nacht, und ihm ward so warm in der kühlen Morgenluft, als bliese ihn das Feuer von der Esse an. Er konnte nicht anders, er mußte noch einmal auf der Bank am Wasser sitzen. Die Finken schlugen in den Zweigen, Grasmücken ließen ihr Liedlein steigen und fallen wie silberne Kugeln auf einer Wasserkunst; eine süße und schwere Sehnsucht war um ihn, daß er meinte, er wäre von der Welt, und der Kopf wußte nicht, was die Hand tat, daß er unten aus dem Ranzen die Flöte hervorzog und an die Lippen nahm. Die Vöglein wurden still und hörten zu, da er das Lied blies vom Scheiden und von Gottes Rat. Nur einmal noch das Zeislein sehen, von ferne nur und wie einen Schimmer! Der Sommer war nicht so fern, und es hätte einer wohl warten mögen einen Monat und zwei, es wäre nichts versäumt. Aber er hätte bleiben mögen ein Jahr und zwei, denn das Zeislein hatte keinen Gefallen mehr an dem Garten am Fluß, kam nimmer wieder und flog daher, wo Leimruten lagen und die Lockvögel riefen und wo das Netz zusammenschlug. Karl Asmus, da das traurige Lied aus war, tat die Flöte an ihren Ort, holte einen Seufzer aus seiner Seele wie aus einem tiefen Brunnen, steckte von den Blumen an seinen Hut, Tulpen und Narzissen, weiß und rot, ging durch Hof und Flur, drehte den Schlüssel im Schloß so leise wie ein Dieb in der Nacht, daß er niemandes Schlummer störe, und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, da er die Welt dicht vor der Tür liegen sah. Es war noch niemand wach, und zwischen den Häusern war eine Stille wie in einer Kirche; die Schritte hallten, als brächen sie sich im Kreuzgang und Gewölbe. Als er um die Ecke bog, sah er noch einmal zu dem goldenen Schlüssel über der Schlosserei, dann schickte er seine Gedanken vorauf, die Straße und den Weg entlang wie ein Hündlein, das hin und wider läuft und steht und schaut, ob der Herr kommt; vor dem Tor im Freien lag das Land noch weiß und grau wie ein weites Wasser; der Nebel ging ihm bis an den Hals, und wo der Hafen war, standen die bewimpelten Masten heraus wie Rohr am See. Am mattblauen Himmel hingen die

Lerchen und sangen und sangen, eine heller als die andere, denn sie sahen schon die Sonne kommen. Ein Wind fuhr daher in kurzen Stößen, übermütig wie ein Böckchen; der Nebel schlug ineinander wie Rauch und Feuer, die Sonne machte alles klar wie einen Kristall, und die schöne Welt lag da in Wiese, Wald und Land und Meer, als trüge der Herrgott sie daher auf seiner flachen Hand. Fischerboote zogen hintereinander wie eine Kette Enten vom Fang draußen dem Hafen zu. Aus dem Schinderhaus stieg ein dünner Rauch in den Himmel, rein und blau, und dahinter stand das grüne Meer. Er kam an die Stelle, wo er am heiligen Abend Martin Hagedorn im Schnee gefunden hatte und ihm zu einem neuen Leben verholfen, und ein Stück weiter gabelte sich der Weg, zur Linken ging er in die Heimat und zur Rechten in die Fremde. Karl Asmus stieß den Stock fest in die schwarze Erde und zog landeinwärts. Hinter ihm schrien die Möwen, und vor ihm flog ein bunter Vogel von Baum zu Baum.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sonne brannte und war doch schon über die Höhe fort. Karl Asmus hob den Hut aus der heißen Stirn und hielt Umschau, wo ein Plätzchen im Grünen wäre, ein milder Schatten unter Bäumen, da einer ruhen könnte und warten, bis der Tag kühl geworden war. Aber es war wie gestern und ehegestern; die schwarzen Straßen liefen noch immer zwischen toten Schutthalden dahin, und Dunst und Qualm machten den Himmel grau; Essen und Fördertürme standen verschwommen in der schweren Luft, rußige Drahtseilbahnen hingen dazwischen, und die Wagen krochen an ihnen entlang wie Fliegen, her und hin. Verkümmerte Blumen standen am Wegrand, farblos fast und den Kelch voll Asche und Staub; kaum daß ein Vogel flog, und über der Erde und unter der Erde war ein Stoßen und Grollen wie von fernem Gewitter. Es war ein trübselig Wandern in diesem Strich, da die Menschheit von Kohle und Eisen lebte und die Maschinen der Erde das Herz aus dem Leibe fressen und die Gefahr auf der Lauer lag Tag und Nacht. Freilich wie sollte es auch anders sein, wo das Feuer geholt wurde und das Erz für Pflug und Schwert, wo Deutschlands Rüstung und Wehr geschaffen ward, wenn es einmal not sein sollte, zu streiten bis aufs Blut. Im Pommerland war wohl friedlicheres Schaffen; da tat man auch seine Arbeit vom Morgen bis an den Abend; aber mit Singen und frohem Herzen, blieb an Licht und Sonne, grub den Acker und streute die Saat, lebte mit Pflanze und Tier und wartete geruhig, daß Gott segnete mit wenig oder mit viel.

Über drei Bodenwellen wanderte Karl Asmus und fand kein Plätzchen zur Rast, aber hinter der vierten wurde das Land allmählich grün, der Nebel wich, ein Wäldchen lag seitwärts. Hügelan ging ein Pfad über einen Anger und nicht lange, so lag Karl Asmus unter Birken und Buchen. Ein Wässerchen versickerte im Moos, blinkte bald hier, bald da und plätscherte weiter unten im grünen Geröll. Karl Asmus schöpfte mit der hohlen Hand; trank und war froh, daß er den beschwerlichen Marsch hinter sich hatte und am Abend den Rhein sehen sollte. Zwar waren es noch vier Stunden, reichlich, wie sie der Fuchs mißt, aber das wollte er schon schaffen, denn seine Füße hatten das Laufen gelernt. Wenn einer durch Deutschland ging, wurden die Sohlen wie Schweinsleder, und es tat ihnen nichts mehr weh, kein Stein und kein Nagel im Schuh. Und wie das Mooswässerchen neben ihm rieselte und ein Vogel anhub in den Birken und die Bienen flogen und Rascheln und Zirpen um ihn war von dem heimlichen Leben im Gras, da vergaß er, daß er in der Fremde war. Die Flöte rief aus dem Ranzen und wollte gespielt sein, Karl Asmus nahm sie an die Lippen und blies, und es mußte alles hinaus, was ihm das Herz bewegte, denn eine Quelle will springen, und keiner kann sie vermauern. Da schrak er aus seinen Gedanken, wie eine dünne Stimme sagte hinter ihm: „Ei sieh da, Bruder, da können wir einmal mitsammen dem Herrgott und seinen Bäumen eins aufspielen.“ Und indem er sich umsah, stand da ein Männlein, so dürr wie ein Schneider und zum Durchpusten, hatte kaum Fleisch auf den Wangen; das schwarze verschlissene Röcklein war grau von Staub, und aus dem Zipfel hing ein Sacktuch so rot wie ein Fliegenpilz. Ehe Karl Asmus noch antwortete, hatte er von seinem Ränzel eine Geige, strich und stimmte: „Jetzt, so mag es gehen, blas, was dir gefällt, ich will den Part schon halten.“ Die Geige ging neben der Flöte wie ein Mägdlein neben seinem Burschen, sang und sprang, neckte und schmollte; es war ein Spiel an dem Moosbächlein, daß das Eichkätzchen oben im Baum den Hals reckte und die Ohren spitzte, sich auf die Vorderfüßchen legte und nicht ein Härchen rührte. Aber dann machte der Bogen einen Hopser und hub eine Weise an, so fremd und süß, als käme sie aus dem blauem Himmel. Karl Asmus ließ die Flöte sinken und tat wie das Eichhörnchen im Baum, und das Männlein stand da, hatte die grauen Augen voll Verzückung. Endlich ließ das Männlein den Bogen sinken, band ihn samt

der Geige am Ränzel auf dem Rücken fest, seufzte und sagte: „Ja, ja, die Leute reden: der Hannes, das dürre Geigerlein, hat alles verloren, Glück und Liebe. Dem armen Schlucker tut es not, gebt ihm und füttert ihn, daß der Wind ihn nicht umbläst. Bürschlein, glaubst du wohl, daß der Hannes reicher ist als sie alle und Speise hat, von der sie nicht wissen? Wenn einer auch alles verloren hat, Glück und Liebe, und nichts ist mehr für ihn da, ja, da spielt sich einer hinauf in die Wolken, wo die Engel singen, und der liebe Herrgott selbst streckt die Hand aus: Hannes, da nimm, sieht geringer aus denn ein Pfennig und macht doch die Seele fröhlich und satt auf lange Zeit."

Karl Asmus stand auf: „Das war ein Spiel, das vergißt einer nicht. Wenn meine Flöte so singen wollte wie die Geige am Ränzel! Aber man muß zufrieden sein, und jeder treibt es, so gut wie er kann. Auch bei meinem Gespiel legt der Schmerz sich hin." Das Männlein lachte: „Was weißt du schon von Schmerz und Leid. Dazu muß einer älter sein. Und wenn es kommt — Bürschlein, Bürschlein, du weißt nicht, wie das tut. Aber alsdann, es ist kühler geworden und man mag den Fuß wohl weitersetzen. Wohin willst du?"

„Nach Köln. Es ist wohl noch ein Stück hin, aber ich will es schon schaffen. Heut abend muß ich noch den Rhein sehen, wie die Sterne darin stehen."

„Da können wir noch mitsammen wandern über ein paar Hügel fort. Ich weiß Wege abseits durch die Felder, darauf einer schneller ans Ziel kommt, braucht nicht Staub zu schlucken und hört die Wachteln schlagen und das Korn singen."

Sie kamen aus dem Wald, und das Männlein fragte: „Wo kommst du her?"

„Aus Pommerland, vom Meer."

Das Männlein nickte.

„So, so, aus Pommerland, vom Meer. Das ist weit, und hier weiß keiner davon. Ans Meer, ans Meer, ja dahin wär' ich auch wohl gern gezogen und hätte mein Spielzeug mögen von den Wellen lernen lassen und vom Sturm. Der Rhein, der schickt sein Wasser dahin, den hält nimmermehr einer auf; ja, wenn einer wäre, wie der Rhein. Aber da liegt der Knüppel beim Hunde, ich hab's gewollt und bin über die Berge gegangen, aber da ist das Heimweh gekommen und hat mich herumgerissen dahin, wo mir alles begraben ist. Ich kann nimmer fort und bin wie eine Ziege am Pflock. Wann willst du wieder heim?"

„In zwei Jahren oder dreien. Wenn ich genug gesehen habe von der Welt oder wenn das Herz genug hat von der Fremde."

„Und dann?"

„Ja, dann hänge ich einen goldenen Schlüssel über die Tür, treibe das Handwerk und nehme, was kommt."

Das Männlein riß ein Hälmchen vom Wege und zerpflückte es.

„Ja, Bürschlein, wer das kann. Wer bei der Stange bleiben kann und seiner Hantierung. Die Arbeit ist ein staubig Ding, und das Herz wird darüber voller Spinnweben in allen Kammern; ich hab' mein Leben nicht verkaufen mögen unter die Menschen; der eine so, der andere so; der eine mag satt werden von seinen Händen, der andere von seinen Liedern. Was soll sich einer an Welt und Menschen halten? Da wird das Herz alt und kalt. In der großen Stadt, da geht alles unter, was ein Mensch vor den Tieren voraus hat, und das Geld macht sie blind und taub. Auf der Brücke über dem Rhein möcht' ich stehen mit meiner Fiedel, die Saiten streichen und singen lassen, was gesungen sein will; drei Tage und drei Nächte wollte ich stehen und geigen, bis sie alle kämen, groß und klein."

Der Abendwind ging durch das Weizenfeld, im Gras fiel der Tau und die Wachtel rief; sie wanderten hügelauf, hügelab, und immer schöner ward das Land mit Wiesen und Breiten, Gebüsch und Wäldern, und ein feuchter Wind wehte daher, der kam vom Rhein.

Da stand das Männlein still und wies mit der Hand in den Grund, wo ein Bächlein blinkte. „Dort mußt du entlang, bis du auf die große Straße kommst; du kannst den Weg nicht fehlen. Ich will drüben ins Dorf; vielleicht daß einer da ist, der das Spiel hören mag."

Damit trat er beiseite, ein Busch nahm ihn fort und danach der Grund.

Karl Asmus wanderte das Bächlein entlang, darin die Fische spielten und nach Mücken sprangen, kam auf die große Straße und schritt aus, denn es fing an zu dunkeln, und an dem matten Himmel standen schon hier und da Sterne wie blinkende Nadelspitzen, am Horizont hinter ihm ging ein düsterer Schein auf, aber nicht vom Abendrot. Das waren die Hochöfen im Bergland.

Als die Nacht vollends hereinbrach, kam er in eine Stadt; die Laternen brannten, und es war von dem Himmel und seinen Lichtern nichts zu sehen, so breit machten sie sich mit ihrem falschen Schein. Aber dann stand er auf der Brücke über dem Strom, der war dunkler als die die dunkelste Nacht, die Sterne lagen auf seinem Grund wie

Gold und Edelsteine, er beugte sich weit über die steinerne Brüstung und faltete die Hände, so schön war, was das Auge und die Seele sah. Er hörte nicht die Menschen hinter sich wandeln und schwatzen und lachen, ihm war, als zöge das Herz ihn nach unten und er müßte hinunter in das majestätische Wogen und Wallen und sich tragen lassen ins Meer und aus dem Meer wer weiß wohin.

Indem klopfte ihm einer auf die Schulter, der hatte einen Hut auf so spitz wie ein Zuckerhut und eine kurze Tonpfeife zwischen den Zähnen, zwinkerte ihn mit ein Paar Schweinsäuglein an und fragte: „Wellt Ehr op de Brück üvvernachte? Verexküsert, künnen Üch Bescheid gewwe; meer wesse einen goden Herbarch, et steiht Pitter Mehlworm ö'm Scheld. Do kämen meer flöck hen. Do kritt Ehr z'esse un z'trinke, dat well ick meine. Un Pitter Mehlworm, dat eß ein, de gitt dat nich överall."

Karl Asmus war froh, daß ihm einer zu einem Obdach verhelfen wollte. Sie gingen beide durch zwei dunkle Gassen, da winkte am langen Arm ein Schild und im Laternenschein war zu lesen: Gasthaus zum Lamm, und der Fremde sagte: „Is et nit wohr? Dat ging flöck."

Indem tat er die Tür auf, und ein Dunst von Tabak, Bier und Branntwein, Gesumme und Gegröle wälzte sich heraus; an Tischen und auf Bänken Kopf an Kopf, der Qualm hing von der Decke wie Sofitten, und hier und dort stand eine Lampe darin gleich dem Mond im Novembernebel; Würfelbecher klapperten, die Karten klatschten auf den Tisch, und die Gläser wurden auf die Bretter gehauen, als wären sie aus Eisen.

Hinter der Tonbank stand Pitter Mehlworm, rund wie eine Tonne, die Zipfelmütze schief auf dem Ohr, die Ärmel aufgekrempelt und ein Biertuch hinter dem Schürzenlatz, legte die Hand über die Augen und schrie: ‚Marjagadergaß, wee kütt denn do övver de Schewille? Sitt Ehr dat, Tünnes? Dat muß meer sage, wenn mer vom Deuwel sprich, süht mer singe Stötz."

Der Tünnes greinte. „Pitter Mehlworm, hück bring ich Öch en Wittstock. Gitt et noch en Bett vör den Herrn Wanderbursch?"

„Datt well ich meine. Jumfer Drückchen weerd em et zeige. Wat, Jumfer Drückchen?"

Aber Jungfer Drückchen, die Kellnerin, die neben ihm stand, ein derbes Mensch, Hüften wie ein Brabanter Gaul, ein Gesicht so rot wie Mohn, stieß das Glas auf den Ablauf, tat als hörte sie nicht und schrie über die Köpfe fort: „Wer kritt dat Bier?"

Einer griff danach. Sie schlug ihm auf die Finger. „Du nich, Hänneschen. Hand wech, et gitt söns e Fimm."

Tünnes drückte Karl Asmus auf einen Stuhl in der Ecke neben der Tür.

„No paßt eens op, wat gespielt weed."

Damit winkte er dem Wirt mit der Hand.

„Dat is en eigentümpliche Sach; ich han e Wood em Vertraue. Ehr weßt, arbeide möht mer eigentlich gar kein Pläsier nich. Dä de Arbeit ersunge hät, muß och mal nix andersch zu tun gehatt han. Et eß vör Gott en Schand, ick ben no ald en ale Knopp wode, un kon immer noch kei Geld verwahre. Dat Geldche weed all vergöck. Meer geiht allesdurch de Dranggaß."

„Scho god, Tünnes, ich ben öch noch öntlich en der Knick. Hindeherum well meer davon rede."

Karl Asmus saß da und wußte nicht, wachte er oder träumte er. Der Rauch beizte ihm die Augen zu Tränen, und der Fuseldunst machte ihm übel. Neben ihm saßen drei Kerle, die sahen aus wie Mordbrenner, ließen die Flasche kreisen und sangen:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Dann häß do nix, dann krist do nix,
Nimp keiner dir was ab.

Hinten aus der Ecke schrie einer: „Baas, en Finkeljochen un en Schneiderkarpfen." Die Kellnerin brachte den Branntwein und den Hering, schob sich zwischen den Mannsleuten durch, die kniffen sie in die Hüften und in die Arme, zwinkerten und machten ihr Zeichen, aber sie muckte und zuckte nicht, schlug wohl mit der Hand nach rechts und links, wie man Fliegen abwehrt, und hielt sie sich mit wenig Mühe vom Leibe.

Unter der Lampe in der Mitte hob sich einer mit einer blauen Brille halb aus dem Stuhl, machte mit dem Kopf ein Zeichen nach der Ecke hin, wo Karl Asmus saß, und rief einem Buckligen am Fenster zu: „Jitz eß et üvver Zick, Spei-Manes; lat den Freier nich ut em Koschott." Der Bucklige stand auf und zwängte sich zwischen den Bänken durch und steuerte auf Karl Asmus zu, aber Jungfer Drückchen walzte daher, warf ihm einen bösen Blick zu, stellte ein Glas vor Karl Asmus auf den Tisch und flüsterte ihm ins Ohr: „Dat is he nix vör Üch. Macht Üch flöck op de Sick. Kommt, ich will euch euer Bett zeigen." Damit nahm sie ihn beim Arm, lachte dem Buckligen ins Gesicht und führte Karl Asmus aus der Tür, über den Flur, eine Treppe in die Höhe und eine halbe, nahm die Flurlampe vom Nagel und leuchtete ihm in ein Zimmerchen und zündete ihm ein Licht an. „Wohl zu ruhen.

Verwahrt Euch die Tür gut. Da unten ist das nichts für einen, wie Ihr seid."

⁂

Die Treppenstufen ächzten unter ihrem Schritt; Karl Asmus schob den Riegel vor und dankte Gott, daß er aus der Hölle war, legte sich in das blaugewürfelte Bett, blies das Licht aus, tat die Hände auf der Brust übereinander, hörte eine Weile noch den Lärm von unten wie ein fernes Wasser und schlief ein, träumte dies und das durcheinander, von dem Männlein mit der Geige, vom Tünnes mit dem spitzen Hut, von dem Buckligen und Jungfer Drückchen, und war plötzlich mitten in der Nacht wach und hell, denn ein Jammer war im Dunkel und ein Klagen, das kam durch die dünne Wand neben seinem Bett und hörte nicht auf: „Ach, wär' ich daheim geblieben, sie wäre nicht gestorben." Und so klagte es weiter und sagte sein Herzeleid der Wand, und die Wand sagte es Karl Asmus. Was mußte das für ein Kummer sein: nicht wiederfinden, was einer verlassen hat und liebgehabt? Da war wohl eine arme Seele zu trösten mit süßen Tönen, wie das Männlein im Walde gesagt hatte, daß einem damit könnte der Himmel aufgetan werden. Und er griff nach dem Ranzen zu seinen Füßen, nahm die Flöte heraus und blies in der stillen Nacht so sanft und weich, wie eine Mutter das Kindlein in der Wiege in den Schlummer singen mag, bis das Weinen und Schluchzen nebenan still ward und der Schlaf ihm das Holz aus den Fingern nahm. Am Morgen guckte er in die Stube, aber sie war leer; der Sommerwind kam durch die offenen Fenster, und die Sonne blinkte auf dem eichenen Tisch, und es war nichts zu merken, daß hier vor wenig Stunden ein Menschenkind vor Weh hätte vergehen mögen. Alle Vögel waren schon ausgeflogen, nach Futter oder nach Raub, je nachdem ihre Natur war, und aus der Wirtsstube kam ein Singen, so tief wie von einer Mannesstimme: das war Jungfer Drückchen, die scheuerte Tische und machte sich die Arbeit leicht und kurz.

> „Ein jedes Ding zo singer Zick,
> De Arbeit un de Freud,
> Dann bliew mer och op singem Schick
> Trotz allem Krütz un Leid.
> Wat notz mich all et Geld op Häuf,
> Wann et Gemöt bedröck,
> Meer han, wat meer för Geld nit käuf:
> De Fruhsenn eß us Glöck."

Gebürstet und schmuck, als täte er den ersten Schritt in die Fremde, den Hut ein wenig auf dem Ohr, die Linke am Ranzen und in der Rechten den Stock, wollte Karl Asmus in den hellen Tag; doch da stand Jungfer Drückchen in der Tür, stemmte die Arme in die Seite und sah ihn listig an: „No, Reih-Junge, wat gitt et zom Abschied?" Und ehe er wußte, wie ihm geschah, hatte sie ihn in den Armen und gab ihm einen Schmatz, daß ihm der Odem wegblieb, drehte ihn in die Sonne vor dem Haus, stampfte wieder an die Arbeit und sang zum Fenster hinaus, daß Karl Asmus es noch an der Ecke hörte:

> „Dat wat meer Kölschen eigen han,
> Dat fingt meer andersch nit,
> Weil keiner sich erzwinge kan,
> Wat im Geblöt uns litt."

Ja, das rheinische Blut. Das kocht immer wie die Trauben in der Sonnenglut; es mag Sommer sein oder Winter, es ist immer ein Wallen und Sieden und läßt sich nicht dämpfen und schlägt hinaus, wie es will, mit Feuer und Flamme, aber das Herz wird dabei nicht verzehrt und bleibt heiß und jung bis auf die alten Tage.

Karl Asmus fühlte den Kuß auf den Lippen brennen wie Pfeffer, denn das Drückchen hatte Zähne wie ein Eber und brach wohl einem Ochsen die Knochen im Leibe entzwei, wenn es mochte. Wollte einer vor ihrer Liebe bestehen, der mußte ein Kerl sein wie der Holländer Michel, sechs Ellen und eine Hand breit, oder sonst einer, wie sie in den Schaubuden sich sehen ließen, mit eisernen Kugeln spielten wie mit Bällen und auf deren Armen die Muskeln standen wie Berg und Tal. Und so war er mit einemmal wieder bei dem Zeislein und ihren heimlichen Küssen, die waren gewesen wie ein Rosenblatt und hatten doch gebrannt bis tief ins Herz, und ihre Narben vergingen nicht; wie eine Feder war sie in seinem Arm gelegen, die ein Lüftlein wegtragen mag, und doch so schwer, als könnte kein Sturm sie fortreißen. Er wußte nicht, wie es kam und ihm geschah, daß gerade jetzt das Zeislein in seinem Sinn stand, als wäre es lebendig und ginge neben ihm unter den alten Häusern der Gassen; und es stach ihm in der Brust, daß er die Liebe hatte am Wege stehen lassen und ausgeschlagen, was ihm an Süßigkeit zugedacht gewesen war.

Indem bog er aus dem Gewinkel, da stand der Dom vor ihm, und seine Augen kletterten und sprangen von Turm zu Turm, blieben an den Gesimsen und Kreuzblumen hängen, wie Schwalben, und je näher er kam, um so schwerer ward ihm in der Seele, als ginge er unter einer Wolke, darein der Blitz fahren will. Da er hineintrat durch das Tor, verschlug es ihm den Atem, daß er in einen verzauberten Wald gekommen wäre, darinnen die steinernen Bäume in den Himmel wuchsen; es standen überall in den Bogen

und Nischen Männer und Frauen, als wären sie verzaubert und warteten, daß einer das Wort spräche und den Bann zerrisse und sie wieder Fleisch und Blut gewönnen, hinabsteigen könnten und wandeln, wohin sie wollten. All die Wunder und Geheimnisse ringsum sah einer wohl nicht ab in Wochen und Jahren, und das Herz erbebte, die Erde könnte den Bau nicht tragen und er müßte zusammenstürzen mit Krachen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Ja, wenn die Säulen alles hätten allein tragen sollen! Aber da trug der Geist und die Kunst der Bauleute, die alles ersonnen und errechnet hatten, daß kein Steinlein sich rühren durfte und die Schlußsteine in den Gewölben alles hielten wie Gottes Hand das Himmelsgewölbe und alles, was darinnen ist. Daß den armen Menschen gegeben war, so Herrliches zu bauen. Karl Asmus war zumute, als müßte er die Schuhe von den Füßen ziehen, und ob er auf den Zehenspitzen ging, hallte es doch wieder von oben und allen Seiten, als gingen viele mit ihm. Welt und Zeit stand draußen vor den hellen Portalen; es konnte einer wohl vergessen, daß er ein Mensch war. Fremde kamen, einzeln und in Gruppen, hatten Bücher in der Hand, lasen und standen und schwatzten wie auf der Gasse; und Führer im roten Rock beteten alles her wie im Schlaf, was einer im Dom gesehen haben mußte, und die Menschen sahen doch über all dem nichts. „Hier, unter dieser Schieferplatte ist das Herz der Königin Maria de' Medici von Frankreich beigesetzt, sie hat ..." Karl Asmus hinter der Säule sah durch den Stein wie durch Glas. Ein Herz, ein Menschenherz unter dem Stein! Wer dachte das aus? Das hatte auch einmal so warm im Busen geschlagen, alle Schmerzen gefühlt und alle Leiden, und lag nun hier; die Menschen gingen darüber hin und wußten nicht, was das bedeutet: ein Herz unter einem Stein. Indem sagte eine zarte Stimme: „Guck' nur, den Beichtstuhl. Hier kann man die Sünden loswerden, und wären sie wie Sand am Meer." Ein Mann lachte und antwortete: „Freilich, Schatz, aber wir wollen es nur halten wie bisher; man muß sein eigener Priester sein, das macht das Leben leicht und vergällt einem nicht die Welt." Da zitterte Karl Asmus am ganzen Leib und faßte nach der Säule, denn die da sprach, die sprach wie das Zeislein, das war das Zeislein, das Zeislein hinter dem Stein. Und wie die Gedanken in seinem Kopf wirbelten und die Gefühle im Herzen, gingen die beiden an ihm vorüber, modisch und geckenhaft gekleidet; das Mädchen, ein totes Lächeln auf den Lippen, sah mit einem leeren Blick in seine fragenden und erschrockenen Augen, und er stand so starr wie die grauen Männer in den Nischen; er wollte rufen: ‚Zeislein, bist du's, oder bist du's nicht,' aber er konnte nicht. Die Stimme war wohl des Zeisleins Stimme, und der Gang war wohl des Zeisleins Gang, aber sie war größer und trug Kleider, wie sie das Zeislein nimmer getragen hatte und in den Ohren ein Gehänge, das blitzte wie Sterne in der Winternacht; das Zeislein hatte eine Haut zart wie Lilien und Narzissen, aber hier blühten die Wangen wie dunkle Rosen, und die Farbe stand still, wuchs und fiel nicht und war wie auf einem Bild. Die Augen waren wohl des Zeisleins Augen, aber sie standen im Antlitz, als wären sie eingesetzt; es lag ein schwarzer Schatten darüber und ein bläulicher darunter, das mochte keiner ansehen. ‚Nein,' sagte er bei sich selbst, ‚Gott sei gedankt und gelobt, das ist das Zeislein nicht,' und doch hatte er kurz zuvor gezittert und gebebt vor Schreck und Freude, daß sie neben ihm stehen könnte.

Aber es war das Zeislein doch.

Es war mit dem Zeislein gegangen wie mit einer Blume, die am Wege steht und wartet, die Farben spielen läßt und die Augen wendet, straßauf, straßab, und gebrochen sein will. Da geht einer vorbei, und die Brust wird ihm so selig vor all der Schönheit, die da lacht, er möchte nichts lieber tun, als die Hand ausstrecken und nehmen, was ihm blüht, aber er bringt es nicht übers Herz, denn die Scheu vor dem heiligen Leben ist zu groß, und er meint, was Gott so wachsen läßt, darf ein Mensch das töten? Aber ein andrer kommt daher, der hat ein Herz wie ein Raubtier und dürstet nach Leben, hat Gedanken wie ein Teufel, der nimmt, was er findet, und fragt nicht Gott noch Gewissen. Und wenn die Blätter fahl geworden sind und welk, wirft er das Blümlein fort, in den Staub, auf den Weg; kein Regen und Tau macht es wieder frisch und lebendig, Füße und Räder und Nägel gehen drüber hin, und es ist alles vorbei, es wäre denn, daß ein mitleidiges Herz es sähe und fände und mit sich nähme, ob es im Glase noch einmal zu sich käme und Wurzel schlüge und ein Wunder an ihm geschähe.

Was Karl Asmus zu heilig gewesen war, das hatte alsbald ein anderer an sich gerissen, und das Zeislein hatte ihm nicht gewehrt. So war sie einem Liebhaber zugefallen, fuhr mit ihm durch die Welt und trank das Leben, als wäre es umsonst. Und da es nirgends merkwürdiger zugeht als auf dieser Erde, so mußte sie im Dom zu Köln

an Karl Asmus vorbei, der hinter der Säule stand wie ein Wegweiser zur Umkehr, aber sie kannte ihn nicht und lief weiter, wohin Herz und Blut sie trieben, und trug ihren leichten Sinn dahin, der drückte sie nicht; sie war wie die meisten: eine Last auf sich nehmen, wer mag das gern?

⌘ ⌘ ⌘

Welche Welt war schöner, die drinnen im Dom oder die draußen mit ihrem hellen Sonnenschein und dem blauen Himmel und der wehenden Luft? Das konnte keiner sagen. Der Mensch braucht beides, steht mitten drin zwischen Natur und Kunst, zwischen der Kunst Gottes und der Kunst der Menschen, tut einen Atemzug bald aus diesem Reich und bald aus jenem, ist wie ein Fisch im Wasser, der nach oben muß und Luft schnappen, wie der Vogel in der Luft, der auch wieder auf die Erde muß und kann nicht immer oben bleiben. Jedes zu seiner Zeit. So nahm Karl Asmus den Weg wieder unter seine Füße, fragte sich durch von Gasse zu Gasse, bis er zum Laystapel kam, daß er mit dem Dampfboot rheinauf führe und vor Abend noch das Haus sähe, wie Meister Bolduan es ihm beschrieben hatte: wenn man hineinkommt vom Mäuseturm her im Bingerloch, an den Brücken vorbei, zur Linken den Hang hinauf, steht ein Haus im Grünen, und Rosen blühen an den weißen Wänden und ein goldener Schlüssel schwingt über der Tür. Das mußte wohl schön sein, ein Haus wie aus einer Spielzeugschachtel. Er setzte sich aufs Geländer und blickte in das schießende Wasser, und es war, als führe er schon dahin, mit seinen Gedanken vorauf. Schiffe kamen und gingen, brachten ihre Last zu Berg oder zu Tal. Dampfpfeifen schrien und Menschen, ein dicker Dunst lag auf dem trüben Wasser, blau und grün kräuselten Ölfelder dahin, und der stolze Strom mußte alles leiden, was die Menschen wollten, und im Joch gehen, ob er schon frei geboren war. Aber ein- und zweimal im Jahr kam seine Zeit, da er gegen Menschenwerk und Menschenknechtschaft losbrach, daß alle inne würden, die Knechtschaft hätte seine Kraft nicht gebrochen, und was er trüge, trüge er freiwillig; wenn er wollte, könnte er sich frei machen für alle Ewigkeit.

Indem schnaufte das Dampfboot heran wie ein Mensch, der zu schnell gelaufen ist und dem der Atem kurz ward. Viele Menschen waren auf Deck, helle Kleider und bunte Mützen, Lachen und Singen und eitel Übermut. Karl Asmus hatte Mühe, ein Plätzchen zu finden, eng und schmutzig, zwischen Fässern und Stückgut, aber am Vordersteven mit freiem Blick auf die Fahrt. Und als die letzten Häuser dahinten geblieben waren, meinte er, er führe ganz allein auf dem Schiff hinein in die grünen Berge zur Rechten und zur Linken. Schlösser, Burgen, Klöster wanderten hoch oben vorbei, wie Ritter und Bischöfe; er stützte den Arm auf das Felleisen neben sich, legte den Kopf in die hohle Hand, dachte an nichts und wußte nur, daß nichts schöner wäre als die Welt.

Die Wellen rannen unter dem Kiel fort, und die Zeit mit ihnen; die Sonne rollte schon auf den Bergen entlang wie ein goldener Apfel und wollte ins Tal fallen, da legte das Schiff in Aßmannshausen an. Karl Asmus ging über den Steg und wollte durch die Berge auf Rüdesheim zu Fuß, denn ein rechter Geselle mußte gewandert kommen, und wenn es auch nur die letzte Strecke war. Als er durch den Ort war, an der Kirche vorbei und an einem Wirtshaus, drinnen es laut und fröhlich herging mit Singen und Lachen, stand er am Weiser und las: nach Rüdesheim, und las das Wort mit soviel Zärtlichkeit, als wiese es ihn in seine Heimat am Meer. Dort war nun wohl seines Bleibens den Sommer lang — und ein Sommer am Rhein, was konnte die Seele sich besseres wünschen. Das Herz war heiß vor Glück und der Wald so kühl; die Drosseln schlugen im Laub, vor dem einer den Himmel nicht sah, kein Lüftchen strich, und es regte sich kein Blatt. Der Weg lief bergauf, bergab, und in den Gründen war ein Duft von fremden Kräutern, so süß und stark, daß einer trunken werden konnte. Blumen blühten zur Rechten und zur Linken und tief hinein in die Dämmerung, so weit das Auge reichte, rot und blau und gelb, und leuchteten, als hätten sie vom Regenbogen getrunken und wären lauter Licht. Ein Reh äugte aus dem Dunkel hinter einem Busch, hatte ein Glöcklein um den Hals an einem Band so rot wie Blut, und wenn es den Kopf wandte, läutete es, als schlüge ein Grashalm gegen einen gläsernen Becher. Turteltauben riefen und klagten wie verzauberte Menschen, Traurigkeit flog daher wie Eulen, die keiner hört, und das Herz in der Brust stand still vor den Geheimnissen, die ringsum im Bann lagen und erlöst sein wollten. Karl Asmus dachte: ‚Wie war das doch? Wann hast du das gehört? Wann bist du durch solchen Wald gekommen?‘ Und da war seine Seele wieder bei dem Zeislein und in der Nacht, da sie im Garten neben ihm gesessen hatte. Er mochte wandern, wo er wollte, das Zeislein saß ihm immer wieder am Weg.



Bildnis einer türkischen Dame
Gemälde von Prof. Hugo Freiherrn von Habermann

Indem lichtete sich der Wald und tat sich auf wie die Wolken, wenn das Wetter vorüber ist; durch das schimmernde Rebgelände ging es in das veilchenfarbene Tal, aus dem das Abendläuten kam, und da er herumbog, lag das Städtchen vor ihm und der Rhein; zur Linken aufwärts am Hang sah er ein weißes Häuschen mitten im Garten, mit Ranken überzogen, und ein goldener Schlüssel blinkte in einem letzten Sonnenstrahl. Nicht lange, so drückte er das hölzerne Pförtlein auf, da stand eine Frau vor ihm und schnitt von den Rosen auf den Beeten am Steig weiße und rote, nickte ihm zu, als hätte sie auf ihn gewartet. Karl Asmus hielt den Hut in den Händen, meinte, das müßte gewiß das Ännchen sein, das er von Meister Bolduan grüßen sollte, bestellte, was ihm aufgetragen war, und fragte um Arbeit Die Frau ward blaß und rot, und wie das Blut auf ihren zarten Wangen spielte, tat sie die Schere nieder, sah ihn lange an und dann in die Weite über den dunklen Strom. „Von Meister Bolduan? Ja, das ist manch Jährlein her, und viele Rosen sind verblüht seitdem, und ein neuer Stock ist um das Haus gewachsen. Also er lebt noch? Ich hätte geglaubt, er wäre gestorben. Komm ins Haus. Der Meister ist unten im Ort und wird bald wieder da sein. Du wirst bleiben können, denn uns fehlt ein Geselle, und die Arbeit drängt." Als er am Tisch saß bei einem Schoppen Wein, mußte er erzählen, und die Meisterin fragte bald dies bald das, ob der Meister Kinder habe und was für eine Frau, ob er noch so lustig sei und sänge, denn damals hätte er alle Arbeit mit Juchhei getan und eine Stimme gehabt, so hell wie ein Hammerschlag und eine Trompete, hätte geschafft für zehn, und ihr Vater hätte ihn mit Kummer ziehen lassen. Dabei seufzte sie, denn ihr war es am meisten ans Herz gegangen, als er aufsagte und davonzog, und sie hatte geglaubt, sie könne nie wieder froh werden ihr Leben lang. Ach, das Herz war so tief wie der Rhein, da sank viel in die Tiefe, das mehr wert war als das ganze Leben. Da glaubte einer wohl, da ruht es bis an den Jüngsten Tag und kommt nimmer wieder hinauf. Und nun kam ein Wanderbursch daher und sprach ein Wort, und alles war wieder da! Ach, es war eine unbarmherzige Welt! Sie ging hinaus. „Ich will sehen, ob der Meister schon auf dem Wege ist."

Eine Laube war zwischen den Gemüsebeeten, dicht umzogen von Wein und blühendem Geißblatt, es konnte kein Auge hindurchsehen und kein Sonnenstrahl, die hauchte am Abend einen süßen Opferduft, und darinnen saß die Tochter, Ännchen geheißen wie die Mutter, und schälte Erbsen aus für den andern Tag. Da rief sie hinein: „Es ist ein Fremder im Haus, ein Geselle aus Pommerland, der bleibt zur Nacht, daß du es weißt und alles richten magst," ging durch die Beete hin, setzte sich auf die steinerne Bank neben einem rinnenden Wasser und sah ins Tal. Aber es war nicht um den Mann, daß sie die Augen auf den weißen Weg schickte, sondern um ihr Herz. Wo die Biegung war, bei dem wilden Apfelbaum, stand Albert Bolduan, schaute sich um zum letztenmal und schwenkte den Hut, und die Rebstöcke nahmen ihn fort, aber sein Singen war noch in der Luft: Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein.

Daß ein Vater das eigene Kind um sein Glück bringen kann. Nicht mit Absicht und Willen, aus lauter Sorge und Liebe. Ein Wort ist bald heraus, und keiner kann es wieder holen und ins Herz sperren, ob er auch Leid trägt immerdar. Ein Wort aus dem Mund ist wie ein Schwert aus der Scheide, fährt und weiß nicht wohin, schneidet und weiß nicht was. Es war an einem Sonntagabend nach dem Essen gewesen. Der Vater legte das Messer hin, sah sie eine Weile an und dann den Gesellen und sagte: „Ja, das Ännchen, das ist wie ein Hauch, und wer sie nimmt, mag bald ein Witwer sein. Es wird mit ihr nichts anderes als mit ihrer Mutter. Nicht für jedes Ding geht die Ehe ins Himmelreich." Und Albert Bolduan wurde blaß wie der Kalk an der Wand. „Meister, alsdann so würde einer ein Mörder, wenn er das Ännchen nimmt." Damit stand er auf und ging hinaus an den Rhein, und ein paar Tage danach war alles vorbei und gewesen. Viele Wochen hatte sie gesessen, den Weg hinabgesehen wie heut und gemeint, er müsse daherkommen und sie holen, an die Brust nehmen und sagen, daß ihm alles gleich sei und eine kurze Seligkeit besser als keine; und wenn es nicht anders hätte sein können, sie wäre gern gestorben in seinen Armen; das Glück wäre nicht zu teuer bezahlt gewesen. Aber als er nicht kam, ein Jahr nicht und zwei, hatte der Lukas angeklopft und nicht gefragt, ob sie zu zart sei für Hochzeit und Kinderkriegen, hatte sie genommen, nüchtern und überlegsam: „Das wird sich weisen." Und der Vater hatte seinen Segen gegeben, denn der Lukas war nicht von so breiter und handfester Statur wie der Pommer und mochte mit dem Ännchen wohl schonsam handeln. Freilich, um ein Haar wäre sie im Kindbett geblieben, ihr Leben hing nur noch an einem dünnen Fäd-

chen, und ihre Seele war schon auf dem Wege zur ewigen Seligkeit; aber es rief sie einer noch einmal zurück, stand am Weiser und schwenkte den Hut und sang vom Wiedersehen. Bei Licht gesehen, konnte sie wohl zufrieden sein. Der Lukas war ein stiller, braver Mann, kein Trinker und kein Faulenzer, ließ nichts verfallen vom Erbteil und mehrte mit Bedacht. Er trug es wohl schwer, daß kein Erbe ins Haus kam und das Ännchen das einzige Kind blieb; aber daran war nichts zu ändern, und es mußte sich einer damit abfinden. Rosen blühten um das Haus, aber drinnen ging es geruhsam zu, es tat jeder das Seine und es fielen nicht viele Worte. Aber um die Fenster strich ein Warten und sah ins Land.

⌘ ⌘ ⌘

Die Meisterin legte die Hand über die Augen, und da sie den Mann kommen sah, langsam und bedächtig den Pfad hinansteigend, ging sie durch das Hinterpförtchen ihm entgegen, ihn zu bereden, der fremde Geselle müßte bleiben, denn sie wollte ihr Herz noch einmal tränken aus dem süßen Becher der Vergangenheit und von ihrer Jugend leben, ehe das Alter kam und der Abend.

Der Mann blies bedächtig den Pfeifenrauch in die Luft, stieß den Stock ins Gras und sagte aus dem trockenen Mundwinkel: „Nit glei, Ännche, nit glei. Erscht emal ansehe. Mer darf's Katzel nit em Sack kaafe." Aber Karl Asmus gefiel ihm. Er sah ihn lange mit seinen grauen Augen an, ob er seinen Blick aushielte ohne Flackern und Unruhe, ging um ihn herum zweimal und dreimal und besah ihn von vorne und hinten. Danach legte er den Stock auf den Tisch und die Mütze dazu, tat die Pfeife aus dem Mund und reichte ihm die Hand. „Du bischt nit unewe, und mer wolle nit knauschele. Als du bleibscht." Danach brachte er ihn über die Flur in die Werkstatt, daß er sähe, wo er arbeiten sollte und mit wem. Der Schwarze mit einer Stirn wie ein Brett und einer Nase wie eine Zwiebel, das war der Heiner aus Solothurn, der schlug ihm auf die Schulter, als schlüge er auf einen Amboß: es würde ihn nicht gereuen, denn hier lebte einer wie Gott in Frankreich, und die Mädchen wären nicht spröde, und es zierte sich keine, aber freilich, es müßte einer verstehen und danach sein. Dabei kniff er das Auge ein und schielte hinüber zu dem Blonden, dem Friedel, der kaum den Kopf hob und Karl Asmus mißtrauisch zunickte, denn er war wie der Meister und ging um alle Dinge herum, ob sie auch wären, wie sie schienen; er war langsam mit Worten, hielt seine Gedanken fest in dem schmalen Schädel und ließ nichts Fremdes an sich heran. Hatte die Sonne den Heiner braun gebrannt bis auf den sturen Nacken, so hatte sie den Friedel nur getüpfelt mit feinen Sommersprossen. Und ob er vom Rhein war, aus Bacharach, hatte er doch ein schweres Geblüt und war ein tiefes Wasser. Das war dem Heiner, dem lustigen Bruder, der die Blumen brach, wo sie wuchsen, und sich nicht herumschlug mit Wenn und Aber und Ob und Vielleicht ein gefundenes Fressen, wenn er sticheln und höhnen konnte, daß dem Friedel der Kopf rot ward und er doch kein Wort herausbrachte und still hielt wie ein Schaf der Schere. Und da sie zum Abendessen um den Tisch saßen und in die Schüssel tunkten, ward es Karl Asmus klar, was der Heiner gemeint hatte. Denn das mußte ein Blinder sehen, wie es mit dem Friedel stand. Denn wenn er auch die Nase über dem Teller hatte, gingen die Augen doch von unten auf zu Ännchen, auf der andern Seite neben der Mutter, ob ein Blick daherkäme. Aber das Ännchen war wie ein Bild in der Kirche, als wüßte sie nicht, wie hübsch sie wäre; die Wangen waren wie Milch und Blut, und die braunen Flechten lagen ihr um den Kopf, wie der Maria die Krone. Karl Asmus dachte: ‚Das ist nicht zu verwundern, daß Meister Bolduan sein Herz hier gelassen hat, wenn die Mutter gewesen ist wie die Tochter.' Es ging still her bei der Mahlzeit, ein paar Worte vom Meister, ein paar Seufzer von der Meisterin, die mit ihrer Seele weit fort war, ein paar Fragen vom Ännchen, ein wenig loses Gerede vom Heiner nach Eulenspiegelart: „Dö Fuchs nimmt d' Hüener i syr Nochberschaft nit" — das war alles.

Als sie gegessen hatten und satt waren, setzte sich Meister Lukas an das eichene Pult am Fenster, Rechnung zu tun, daß nichts versäumt würde und alles nachgewiesen wäre auf Heller und Pfennig im Geschäft und im Haushalt; die Meisterin hantierte in Küche und Kammer, das Ännchen ging in den Garten, die Schnecken vom Salat zu lesen, und der Friedel hinterher. Er trug Wasser vom Brunnentrog, darin die Bergquelle rann, und goß die Beete auf und nieder. Aber da er die Augen bald rechts bald links hatte, wo gerade das Ännchen war und ein Kleid blinkte, lief manche Kanne auf den Weg, und der Heiner, der mit Karl Asmus auf dem Söller vor der Türe stand, die Hände in den Hosentaschen hatte und mit den letzten Groschen vom verjuxten Wochenlohn klimperte, schlug ein Lachen auf und rief ihm zu: „Drüber und dernebe geht

vil. Meinscht a: e hölzige Bueb isch e guildiges Meitsche wert." Aber der Friedel legte die Ohren an den Kopf, tat, als höre er nichts, und glupte nur nach hinten, ob nicht etwa das Ännchen die lose Redensart erwischt hätte, und da er sie fern hinter den Büschen sah, machte es ihm kein Herzeleid.

Über den Berg kam blaß und übernächtig der Mond in den Abend, der noch so hell war wie der Tag und keines Lichts bedurfte. Der Heiner gähnte, reckte Arme und Schultern wie ein Kater, der vom Heuboden kommt, denn er war rechtschaffen müde, weniger von der Arbeit als von dem Abend vorher, da er sich in Mandel auf der Höhe gefährlich übernommen hatte, denn die Josepha hatte ihm aufgetischt, Wein und Braten; Herz was begehrst du. Sie meinte, wenn eine nur den Mannsleuten den Wanst füllte, würden sie nimmer der Liebe satt; sie hatte schon zwei Männer unter die Erde gebracht, den Nikolo mit der Liebe und den Hamboscht mit Fressen, und war noch nicht zwanzig. Doch der Heiner nahm es mit ihr auf, im Essen und in der Liebe, nahm der Tage wahr, dachte: ‚Ma ka der Löffel licht us dö Hand gä, wenn mer g'nueg gässe het,' und wollte ihr schon ein Schnippchen schlagen, daß sie den Schnabel am Boden abwischen sollte wie die Hühner.

Er gähnte noch einmal aus Leibeskräften und sagte zu Karl Asmus: „So, Kärli, isch Zit. Früeh is Bett und spot auf, isch alle fule Lüte Bruch. Kummscht au aufi?"

Das Gesellenstübchen lag oben im Giebel, sah nach Abend und auf den Rhein, Rosen rankten in das Fenster, und späte Bienen summten in dem süßen Duft. Drei Betten standen darin, an jeder Wand eins, über jedem ein Heiligenbild, und vor jedem ein Stuhl, in der Mitte ein Tisch, so weiß gescheuert wie Linnen, zur Seite neben der Tür ein Schrank mit Herzen und Blumen blau und rot bemalt, und auf der anderen Seite das Waschzeug. Alles war so blink und blank und nirgends ein Stäubchen; so war das ganze Haus bis in den letzten Winkel, und einer konnte gleich sehen, wie es in den Herzen aussah, die hier alles instand hielten. Man hätte wohl meinen sollen, daß vor soviel Sauberkeit alle unreinlichen Gedanken hätten dahinfahren müssen, daß einer so voll Einfalt ward wie der stille Friedel, aber dem Heiner wollte trotz allem die Hitze nicht aus dem Geblüt. Wenn Meister Lukas ihm in die Seele redete, weil es ihm leid war um ihn, denn er verstand seine Arbeit, zog er die Nase kraus und lachte: „Wenn der Düfel alt und mümpfelmögig isch, so will er Waldbrueder werde. Me rupft de Gans, wo Federe het." Da war nichts zu machen, und die Jugend mußte man austoben lassen.

Indem der Heiner die Kleider abtat, erzählte er, wie es im Hause zuginge, daß sie allesamt wären wie die Heiligen, aber wenn es auch ausschaute, als wären die Seelen so klar wie das Wasser vom Berge, wenn eine Hand voll Dreck hineinfiele, wurde es so klätrig wie Tümpelwasser. „Kärli, i sag, glaubsch oder glaubsch nit, der Wolf frißt die zeichnete Schof au, und es flügt kei Vogel so höch, er chunnt wieder abe. 's Läbe isch, als man uff der Isebahn fahrt, so sitzt man e'm Düfel ümme uff'em Rügge. — Der Friedel und das Ännelі — ja brönn so gern as i böte, aber's Ännelі brönnt nit, und der Friedel isch en arme Düfel und hett kei eig'ne Hell; 's isch besser wenig Gunst, as e Sack voll Gerechtigkeit, und Dreck löscht au Für."

Er stand hemdärmelig am Fenster und sah, wie der Friedel mit dem Wasser daherkeuchte, und rief hinab: „Brueder, me soll nit z'gäch i Haberbry bysse," und es war ungewiß, ob er das Wassertragen meinte oder das Ännchen.

Der Friedel warf ihm einen bösen Blick hinauf.

„Du Blunzen, wo dich in an Tag sieht, loßt der in der Nacht gehn."

Und der Heiner schlug vor Unbändigkeit auf das Fensterbrett. Er pfefferte die Hosen auf den Stuhl und sprang in die Federn, daß es krachte, fragte noch: „Kärli, was meinsch, mer si luschtige Lüt'," aber dann war er im Handumdrehen weg und schnarchte, daß die Bettstatt wankte.

Aber Karl Asmus hatte gar nicht alles verstanden, was aus Heiners Mund gesprungen war wie Böcke und Geißen, nur daß eine unbändige Lust am Leben und Kraft zum Arbeiten und zum Lieben in dem Gesellen steckte und daß da ein Blut war, so rot und heiß, wie es auch in Pommerland floß. Er mußte an Meister Boldnan denken, das war auch so einer, dem die Destigkeit aus dem Leibe spritzte.

Er nahm den Rock und setzte sich in das letzte Licht, holte das Nähzeug vor, denn eine Naht schrie; er wollte es mit dem Geist der Ordnung halten, der im Hause am Regiment war, ob auch der Heiner dawider löckte und danach schlug wie ein Landsknecht mit der Hellebarde.

Der Mond stieg höher aus den bunten Wolken in den grünen Schein und schaukelte im Rhein, die Rosen dufteten und am süßesten unter ihnen, die starben; dazwischen ringelte sich von Zeit zu Zeit ein Tabakwölkchen aus Meister Lukas' Pfeife; der

Friedel ging immer noch zwischen den Beeten und goß und konnte sich nicht genug tun; das Wasser rieselte auf die Pflanzen wie ein sanfter Regen im Mai; Phlox und Nelken, und Rosmarin und Lavendel und was die Meisterin sonst an Zierkraut gepflanzt hatte, hoben die Blätter und Köpfe und sahen dem Friedel in das heiße Gesicht; Karl Asmus schickte das Herz in den linden Abend und an den blinkenden Strom, der dahin wallte, wie wohl die Ströme durch das Land Eden gegangen sein sollten, und es war schon so: ein Sommerabend am Rhein, das ist, als wäre einer im Paradiese.

Der Naht war das Maul vernäht, noch ein paar Stiche um das Geld von Jungfrau Wiese im Futter, bei Gelegenheit und zur Vorsicht, dann tat er wie der Heiner. Im Halbschlaf hörte er den Friedel kommen mit Ach und Seufzen, sah ihn wie ein Traumbild auf der Bettstatt sitzen, den Kopf in beiden Händen, als trüge er alle Schwere des Herzens darin, bis er nach einer Weile vor dem Bildchen an der Wand auf die Knie fiel und zur heiligen Cäcilie betete, als hätte sie aller Liebe Erfüllung in ihren Händen und brauchte nur an die Tasten zu rühren und alles Leid löste sich in süßem Wohllaut. Darüber schlief Karl Asmus ein; ein Klingen flog vor ihm her und brachte ihn in ein Land, das war ihm so vertraut und er hatte es doch nie gesehen. Hohe, dunkle Bäume wuchsen darin, ein Himmel war darüber gespannt so blau wie ein Türkis, und Vögel flatterten mit Schwingen so bunt wie ein Tautropfen in der Sonne, ihre Federn wallten wie goldene Schleier, und eine Stimme sprach: ‚Wartet, es kommt noch einer.‘ Indem wachte er auf; es war mitten in der Nacht, und draußen im Garten auf dem Kies hörte er einen Schritt gehen, auf und nieder, her und hin; so stand er auf, sah hinab, und sah die Meisterin im Mondenschein, die hatte die Hand auf dem Herzen, als verhielte sie eine Wunde, wanderte zwischen den Rosen und Beeten und war so weiß wie die Blüten am Jasmin. Ja, es muß wohl einer vom Lager in der Nacht und wandern, wenn das Herz keine Ruhe findet und die Gedanken keinen Strauch, darin sie schlafen gehen können.

Und Karl Asmus kroch wieder still in sein Bett, legte sich auf die Seite, vielleicht daß der hübsche Traum wiederkäme, aber der war längst bei einer andern Seele über dem Rhein, nicht gar weit in Sauer-Schwabenheim bei einem Büblein, es im Schlaf zu trösten, weil ihm ein Glaskügelchen in den Brunnen gefallen war; auf seinen runden Wangen war noch das schmutzige Steiglein, darauf die Tränen gelaufen waren. Und auf Karl Asmus' Herz legte sich eine Hand, o schwer wie ein Stein und machte seinen Schlaf angstvoll und hart.

❀ ❀ ❀

Karl Asmus fuhr hoch und meinte, es donnere, aber das war der Heiner, der stand im lichten Tag mitten im Zimmer, wie Gott ihn geschaffen hatte, warf die Arme in die Luft, nach rechts und nach links, ließ es aus seinen dunklen Augen fahren wie Lanzenspitzen und brüllte mehr denn er sang:

He, lustig, ihr Chnabe! wenn i mi nit betrieg,
I g'höre ne Trumme, mer müessen alli z'Chrieg!
Mer wein is tapfer wehre,
Der Cholbe brav umchere
Wei haue, wei steche-n agwenn das Wetter schlieg!

Damit rief er die beiden zur Arbeit, daß sie aus den Federn fuhren. Und ehe noch das Glöcklein von der Not Gottes, der Klosterkirche auf dem Berge, ausgeschwungen hatte, hub in der Werkstatt unten das Klingen an mit Meißel und Hammer im fröhlichen Dreitakt, und es war nicht not, daß der Meister Obacht gab. Freilich, wenn es einmal zum Verschnaufen kam, so fuhr der Heiner mit seinem losen Maul daher und wischte dem Friedel eins aus, mehr aus Schelmerei denn aus Bosheit. „D' Pfuscher esses' Brot, und d' Mödler leyde not. Friedel, wer graset, da heuet nit, und wenn e Geiß stoße will, so muß si Hörner ha.“ Aber der Friedel hatte einen streitbaren Tag, ließ nichts sitzen und blieb nichts schuldig. „Laß dei Gedeez, wann ich dich in die Klubbe krie'e, das is mir e Schnauz; ich bin geschliwwert vull, und wenn du magst, kannscht du mich hinnerum hewe.“ — „Isch recht, Friedel, mit G'walt cha man e Geiß hingerume lüpfe.“ Damit ging er weiter dem Eisen zu Leibe mit Schlagen und Klingen, und so hin und her, jetzt mit dem Hammer und dann mit dem Wort. Und das muß wohl so sein, wo Lust am Schaffen ist und junge Burschen miteinander sind. Es war auch eine Arbeit, daran einer seine Freude haben konnte, war mehr Kunst als Handwerk, und der Meißel nagte aus den blanken Platten Ranken und Blattwerk, gleich den Rosenstöcken, die an dem weißen Hause zierlich kletterten; da konnte einer auch dem eigenen Herzen nachgeben und ein Vöglein dazwischen setzen, ein singendes oder brütendes, ein Rotkehlchen oder eine Trutschel, auch eine Haselnuß, ein Eichhörnchen oder gar ein Reh, als Karl Asmus tat; einen Mädchenkopf und Schmetterling, das machte der Friedel; oder einen krähenden Gockel, wie es dem Heiner in den Sinn kam. Denn der Meister Lukas hielt es, wie sein Namensvetter im Evangelium, mit der Kunst. Er

stand sich nicht schlecht dabei und hatte seine guten Abnehmer im Holländischen, die sich bei ihm die Beschläge, Haspen und Schlüsselschilder verschrieben, daß sie damit den Truhen und Schränken und dem mancherlei Hausrat, wie sie alles nach alten Mustern bilden ließen, ein Ansehen gäben, als wären sie viele hundert Jahr alt, und die Sammler und Liebhaber tüchtig ins Salz legten und dabei so ehrliche Augen machten wie der liebe Herrgott selbst. Aus staubigen Büchern und Bildern mußte wieder ans Licht, was lange totgewesen war, aber auch aus den Kirchen ringsherum, aus dem Münster in Straßburg und aus dem Dom zu Köln holte der Meister, was er brauchte. Da sprang einem wohl das Herz im Leibe, wenn aus dem rohen Eisen das Bild kam wie die Welt aus der Dunkelheit; jeder Tag hatte seine besondere Gunst und Gnade, daß einer wohl zufrieden sein konnte, wenn der Feierabend kam und die helle Nacht mit den blauen Sternen am Himmel und den Glühwürmchen in Gras und Busch. Der Heiner hatte seine besonderen Wege und Wechsel, der Friedel half dem Ännchen bei den Blumen im Garten, und sein verdurstetes Herz trank von ihrer Gestalt, die so zierlich zwischen den Rosen stand, als wäre sie ihresgleichen, und wurde doch nicht gestillt, denn das Ännchen war spröde und hatte Dornen und stach den Friedel, ehe er es sich versehen war, freilich nicht aus Lust, ihm wehe zu tun, sondern aus Unbedacht und Mutwillen. Der Friedel ließ es sich gefallen und tröstete sich, daß Necken und Liebe nicht weit voneinander wohne, zumal das Ännchen immer wieder ein gutes Wörtlein auf die Wunde legte, denn ihretwegen sollte keiner einen Kummer tragen. Da mußte der Friedel sein Herz in den Stall sperren und ein Schloß davor legen und mußte Geduld haben, wie der Heiner sagte: „Me muß der Zyt abwarte, wenn me jung Tube ha will, und me sell der Öpfel nit vom Baum schüttle, göb er ryf isch.“ Es wäre wohl alles gut geworden, es wäre aus dem Necken Liebe geworden und aus der Sprödigkeit süßes Gewähren, und aus zwei Herzen eins, wenn Karl Asmus nicht gewandert gekommen wäre. Es war nicht von ungefähr, daß dem Friedel an dem Abend, da er zum erstenmal am Tisch saß, die Kehle wie zugeschnürt war und das Herz wie ein Stein, als stände ein Wetter am Himmel und wollte niederfahren.

Vorerst zwar blieb alles wie es war, und wenn der Abend kam, war der Friedel bei dem Ännchen im Garten und Karl Asmus ging mit der Meisterin die Graswege ins Feld, oder saß auch mit ihr in der Rosenlaube und mußte immer wieder erzählen, was die Meisterin schon so oft gehört hatte. Aber sie ward es nicht müde, denn was aus Karl Asmus' Munde kam, war nur Klang und Begleitung zu den alten Liedern in ihrer Seele und ging durch ein Land voll Gold und Sonnenschein, ob auch die Sonne längst untergegangen war. Aber es wäre besser gewesen auch für die Meisterin, Karl Asmus wäre nimmer gekommen. Doch was kam, das kam, das hatte keiner in seiner Hand, so wenig wie am Himmel die Sterne.

— — — — — — — — — — —

Das Herz, das war das Fremde im Menschen, es wußte keiner, wie er mit ihm daran war. Es war stärker als Kopf und Arm, als Tod und Leben. Wenn einer einen Ring darum legen wollte von Eisen und einen Felsblock darauf wälzen, was machte das?

Da war die Meisterin. Und da war das Ännchen. Die Tochter lag auf ihrem Lager mit Schmerzen nicht anders denn die Mutter in der Kammer nebenan, Herz bei Herz, nur eine Wand dazwischen, und es war dasselbe Blut, das strömte hier wie dort, und es war dasselbe Leid, dort um eine Liebe, die versunken war, und hier um eine, die nicht kommen wollte. Das Ännchen hatte die Hände über dem klopfenden Herzen gefaltet, zählte Stunden und Sterne; ihre Sehnsucht war bei dem jungen Gesellen aus Pommerland, und die heimliche Liebe zehrte von ihrem roten Blut wie der Mond von den Rosen. Des Tages war er vor ihr, wo sie ging und stand, sie sah ihn bald zwischen den Bäumen und bald im Gesträuch, hörte seine Stimme im Baum, wenn der Wind hindurchstrich, und sein Lachen aus der Quelle, die vom Berge kam. Die Mutter war gleich am ersten Tag bange geworden um das Kind; sie sah, daß wieder drei Herzen umeinander waren, wie damals, als der Schmerz über sie gekommen war, und daß das Schicksal um das stille Haus strich und ein Leid daraus werden konnte, tiefer als der Rhein. Karl Asmus merkte es wohl, was in dem Ännchen vorging, wie ihr Auge nach ihm suchte im Garten des Abends, wenn er auf und nieder ging, allein oder mit der Meisterin, und wie ihr Blick davonflog wie ein scheues Vöglein, wenn er bei Tisch unversehens von seinem Teller aufsah, und wie sie darauf wartete, ob er wohl beim Gießen oder sonstwie ihr zur Hand gehen wollte. Aber er dachte an das Zeislein und wußte wie das tat, wenn einer die Liebe aus dem Herzen reißen sollte wie Unkraut; er wollte dem Friedel das Glück nicht nehmen und meinte,

mit der Zeit kommt wohl alles wieder in die Richte und, wenn einer das Fenster nicht auftut, mag das Schwälblein fliegen, solange es mag, es wird schon klug werden und merken, wo eins wartet, daß es bei ihm bauen soll. Wäre der Friedel nicht gewesen, dann war es wohl ein ander Ding, das Ännchen war süß genug, daß man es lieb haben mochte sein Leben lang. Der Meister merkte nichts, hatte seinen Kopf voll von Zeichnungen, Handel und Zahlen, war auch viel über Land, und wenn er zu Hause war, bei seinen Büchern. Der Heiner hatte seinen Spaß an dem Spiel; wenn er einen Blick auffing, pfiff er ganz leise auf dem hohlen Zahn, zwinkerte auch wohl der Meisterin zu, aber die tat, als sähe sie es nicht. Oh,' dachte er, ‚do mueß e angers rode,' ging ihr nach in den Garten, deutete mit dem Kopf nach dem Ännchen und sagte: „E Sack voll Flöh isch besser z' hüete as junge Wyber." Die Meisterin sah ihn hart an: „Was soll das Schwätze? Das Schwätze macht alles schlimm." Danach ging er zu Karl Asmus. „No, Kärli, jetzt bisch du das Kräutle uff der Suppe." Karl Asmus stand bei den Rosen und ließ ein Marienkäferchen auf der Hand laufen, blies es an, daß es die Flügelchen hob und davon war in die Dämmerung. „Sühst, Heiner, hol's und bring mir's wieder, wenn du kannst. Auf einer Rose mag es sitzen, im Gras oder im Strauch, wo es will und ihm wohl ist." Der Heiner strich ein paarmal den kurzen schwarzen Bart. „Ha, Kärli, das macht der Chatz kei Buggel. Das Hergetskühele isch, wo es isch." Danach trat er dem Friedel auf dem Weg, wie er mit der triefenden Gießkanne daherkam: „Gäl, Friedel, d'Sunne isch z'Gnade g'gange. Bal so chansch uff der dütsche Sohlen lauffen. Ja, ja, so isch's, so geht's, d'Ehrlichkeit isch us der Welt g'reist, und der Kredit isch närrisch worde. De Meitschi, sy si klein, so trambe sie einem üff d'Füeß; sy si groß, so trambe si einem uffs Herz. Isch wohr, de bisch e arme Düfel und hesch kei eigen Hell." Da fuhr der Friedel herum, goß ihm das Wasser über die Füße und schrie ihn an: „Ick krie di an de Krawutsch, schmeiß di uff de Bodden un dengle di mit dicke Knüwwel uff'n Buckel erum." Seine Augen waren rot vor Zorn, und die Tränen saßen ihm im Hals. Der Heiner aber steckte die Hände in die Taschen, stand breitbeinig in der Wasserlache. „Wenn me d'Wespi stüpft, so surre si. Aber, bisch guet, was me z'Nacht noh de Nüne redt, gült nit meh." Er stampfte fort wie ein Bär aus dem Bach, und wohin er trat, war eine Wasserspur. Er wollte noch hinauf nach Mandel zur Josepha, die stand in der Türe und auf dem Tisch ein gebratenes Huhn, und sie warteten beide auf ihn samt einem Schoppen Wein. Und während er den Bergweg hinanstapfte, pfiff er sich den Reim auf Solothurn: „Viel Heg und wenig Garte, weni Speck, aber vil Schwarte." Nicht lange, so saß er oben am Tisch, und die Josepha auf seinem Schoß, tranken beide aus einem Becher und drückten einander zwischendurch, daß der Atem ihm wegblieb so gut wie ihr.

⌘ ⌘ ⌘

Der Friedel lag im Weinberg hinter dem Busch, hatte die Stirn im Grase und weinte darauf, daß die Hälmchen meinen konnten, es wäre Tau vom Himmel. Auch ein armer Teufel konnte seine eigene Hölle haben. Es brauchte dem Friedel keiner zu sagen: das Ännchen will sein Herz an Karl Asmus schenken, das sah er allein. Und daß er es nicht wenden konnte, das brannte wie Feuer. Wenn er sich ein Herz faßte, wenn er zum Meister ging oder zur Meisterin oder zum Ännchen selbst, daß er umkommen müßte ohne sie, und ein ehrlicher Mensch mochte wohl reden dürfen. Aber das war alles auf eine Karte gesetzt, und schlug es fehl, war es für immer vorbei: er konnte gehen, wie der Heiner sagte, mußte auf der deutschen Sohle laufen, und die Steine und Dornen stachen ihm ins nackte Fleisch. Aber die Liebe stach noch viel mehr. Freilich war der Karl ein anständiger Mensch und tat, als sähe er das Vöglein nicht vor seinem Fenster flattern; es merkte einer wohl, daß er ein mitleidiges Herz hatte und kein Seelchen fangen wollte, das einem andern fortgeflogen war. Aber das fraß auch im Gemüt, und es war besser ein Arm voll Mißgunst als eine Handvoll Mitleid, und das Ännchen kam davon nicht wieder. Ach, daß Gott erbarm, wäre der Karl doch nimmer gekommen!

Der Friedel fiel ab von Tag zu Tag, ward wie ein Schatten und bleich wie der Mond, der des Nachts ins Fenster sah, wenn er sich mit Seufzen und Kummer auf dem Lager wälzte, indes der Heiner und Karl Asmus die tiefen Atemzüge aus- und eingehen ließen, denn sie hatten Ruhe mit ihrem Herzen und einen guten Schlaf. Die Meisterin, wenn sie ihn über den Tisch hin ansah und das Ännchen daneben, dachte wohl: ‚Wie lange soll das noch gehn; das kann keiner mit ansehen,' und wenn es nicht anders werde, müßte sie doch ein Wort sprechen, vielleicht, daß alles sich löste zu gutem Ende und daß den jungen Herzen zu helfen wäre. Aber ihr selbst, wer half ihr? Und eine Angst legte sich um ihre Brust, als könnte etwas kommen, das sie

umwürfe wie der Wind ein Holz, von außen her aus der Welt, daraus Karl Asmus herausgewandert war. Jeden Morgen, wenn der Postbote daher kam, stand sie am Pförtchen und wartete, denn nun, da er wußte, daß sie am Leben war und ihn nicht hatte vergessen können, da Karl Asmus alles berichtet hatte, wie es in dem weißen Häuschen ging und stand, würde er da nicht ein Wort oder einen Gruß haben, den er herschickte über Berg und Tal? Und eines Sonntags hielt sie den Brief in der zitternden Hand; in der Rosenlaube brach sie ihn auf, ein Ringlein fiel daraus von Eisen, und wo sonst ein Stein sitzt, war ein Vergißmeinnicht gebildet und rot von Rost wie von einem Blutstropfen; es war fein und zierlich gemacht für einen Mädchenfinger und ließ sich nimmer von ihr aufstreifen, es mochte dem Annchen passen, aber nicht ihr. Ihre Augen gingen die ungefügen Buchstaben auf und nieder das Herz tat ihr so weh, und die Tränen fielen groß und heiß auf das Papier: Das Ringlein hätte er heimlich in der Werkstatt auf dem Berge gemacht, kurz zuvor, da er davongegangen wäre, und hätte es ihr an den Finger stecken wollen, aber die Furcht wäre ihm angekommen, sie könnte die Ehe nicht tragen und möchte ihm sterben mitten im höchsten Glück. Freilich, er wäre ein Hasenfuß gewesen und ein Dummkopf, hätte dem Herzen gehorchen sollen und nicht dem Schädel und bedenken, daß ein anderer noch mitzusprechen habe bei Leben und Tod. Aber das wäre nun vorbei; aber nur in der Zeit nicht in seinen Gedanken. Die Liebe von damals zwar, die läge wie ein Totes in einem gläsernen Sarg, und die Seele säße wohl oft davor, und es wäre Wehmut geworden, was Sehnsucht gewesen war. Das Ringlein wäre verrostet und würde ihr nicht mehr passen, aber sie möge es nehmen, weil es ihr doch einmal zugedacht gewesen wäre, und ruhig an die süße Zeit gedenken, denn sie wären nun beide in ein bedächtiges Alter gekommen, und es hätte nimmermehr eine Gefahr. Da ließ die Meisterin den Kopf auf ihren Arm fallen, drückte den Reif an ihre Lippen, daß sie fast bluteten. Die Kirchenglocken gingen im Tal, und wie sie schwangen, stand ein Engel vor ihrer Seele mit einem bloßen Schwert, und es ging ihr durch Mark und Bein, daß sie beschworene Treue bräche und das Schlimmste täte, was einem Mann von einer Frau geschehen kann. Er hatte ihr nie etwas zuleide getan, es fehlte an nichts, was das Leben forderte, aber er wußte nicht, daß sie ein Herz in der Brust hatte, das auch sein Teil haben wollte. — — — — — —

Den Berg hinauf kam ein Zug, Mädchen und Burschen, mit Bändern und Blumen, jauchzten und sangen und zogen in den Wald. So war das nun; es ging alles vorbei; wer einmal einsam geworden war und alt, den rief die Jugend nicht mehr, der saß und wartete, bis ein anderer Zug daher kam, dann stand er auf von seinem Schmerz und trat still herzu in die letzte Reihe. Ach, wenn einer aller Last ledig werden konnte! Sie stand auf, ging den Hang in die Höhe, wie sie war, durch die Weingärten zur Not Gottes; vor dem heiligen Bild in der Kapelle wurde das Herz wohl wieder leicht; da fand sich eine Seele wohl wieder auf den rechten Weg. Das Ringlein hatte sie an ihren Busen getan, da lag es dicht an ihrem Herzen.

Es war ein schwüler Tag. Das Annchen schlug die Fensterladen vor, daß es im Hause kühl bliebe und der Vater sich letzen könnte, wenn er von Rüdesheim hinaufkäme. Der Heiner war im Wald und lag unter einem Holderbusch, der Friedel saß am Brunnentrog und fischte die Käferlein aus dem Wasser, wenn sie in ihrer Sommerfreude unversehens dem Tode in den offenen Rachen flogen. Karl Asmus ging unter den Bäumen und zwischen den Beeten umher, sah zu, wie es blühte und wie die Früchte ansetzten, hörte die Bienen summen und die Heupferdchen zirpen. Da er Sehnsucht nach einem grünen Plätzchen bekam, wo einer von der Heimat träumen könnte, suchte er die Rosenlaube, sann sich in das Dorf an der See und in den Garten am Fluß, und hätte wohl auf seiner Flöte blasen mögen, aber die lag wohlverwahrt und unberührt, denn er wußte nicht, wie es kam hier hätte er kein Liedlein blasen mögen. Die Luft war so warm und weich, da wurden die Lider ihm schwer, und der Schlaf kam über ihn und der Traum. Und wie er schlief, strich das Annchen durch den Garten, suchte die Mutter und fand sie nicht, trat in die Laube, ob sie dort wäre, und sah in Karl Asmus' stilles und seliges Gesicht, denn er saß daheim oben im Nußbaum, Peter, der Kater, rieb den Kopf an seinen Knien, die Mühle klapperte über dem Haus, und das Schifflein auf dem Giebel drehte sich im leichten Sommerwind. Dem Annchen stand das Herz still, das junge Blut schlug ihr ins Gesicht, und es war, als käme alle Seligkeit der Welt über sie; sie nahm von der Rose an ihrer Brust ein Blatt und ließ es niederfallen auf Karl Asmus' Stirn, nahm ein zweites und ein drittes, und dann, da er nicht wach ward, beugte sie sich und küßte ihn so sanft und sacht, als wäre ein viertes

Blättlein herniedergekommen. Karl Asmus träumte von einem Bienlein, das kam aus den Blumen vor dem Haus in den Nußbaum geflogen, schwirrte um ihn herum, und der Kater Peter schlug danach mit der Pfote in die Luft; jetzt kam es dicht heran und streifte ihm die Stirn mit den gläsernen Flügeln. Und wie er mit der Hand wehrte, huschte das Ännchen davon. Indem wachte Karl Asmus auf; es war ihm, als wäre ein Schritt gegangen. Da stand der Friedel im Eingang, und das grüne Licht, das durch das Blattwerk fiel, machte ihn so fahl wie einen Toten im Sarg. Karl Asmus gähnte und reckte sich. „Komm, Friedel, wir wollen ein wenig mitsammen schwatzen. Hier sitzt einer wie in Abrahams Schoß und braucht keinen Engel, der ihm die Zunge kühle." Aber der Friedel erwiderte kein Wort, wandte sich um und ging davon, als hätte ihn die Sonne gestochen.

— — — — — — — — — — —

Es war ein trübseliges Mittagsmahl, ob auch alles auf den Tisch kam, was einen fröhlich machen konnte. Der Wein in den grünen Römern blinkte wie der Rhein im Mondenschein, und die Hühnchen waren so rösch, als hätte die liebe Sonne sie gewendet und gebraten und beträuft. Aber der Meister, der Heiner und Karl Asmus mußten das Beste tun, sonst wäre alles wohl wieder in die kühle Kammer bei der Treppe gekommen, die in den Keller ging. Sechs Menschen saßen um den Tisch, drei Herzen waren leicht und drei waren schwer. Die Meisterin hatte die Augen vom Weinen rot, aber es konnte auch von der Hitze sein, die machte einen glühen und den andern blaß, wie das Ännchen und den Friedel, und es gab welche, denen verschlug so ein schwüler Tag jeden Appetit. Das Ännchen hob kaum den Blick, und die Meisterin sah über den Teller fort auf ein Sternlein im Leinentuch, als sähe sie wer weiß wohin. Da sagte der Meister und zerbrach ein Knöchelchen: „Es liegt etwas in der Luft", und die Frau sah ihn erschrocken an, und ihr war nicht anders, als hätte er in ihrer Seele gelesen. Der Friedel bekam einen Schreck, daß die Gabel auf dem Teller klirrte, die Gedanken ballten sich in seiner Seele wie Wolken, und was er vor sich sah, war wie Stahl und Blut. Wenn er das Ännchen nicht haben durfte, ein andrer bekam es nimmermehr. Als sie aufgestanden waren und aus der Tür gingen, machte Heiner große Augen und flüsterte dem Friedel ins Ohr: „'S schlimm Zyt, der Wyberkalender zeigt bös Wetter an." Aber der Friedel stierte hinaus und hörte nichts und stapfte davon.

Am Abend standen die dunklen Wolken am Himmel, im Rhein lag Mitternacht, ob auch die Sonne eben erst mit dem letzten Rot den schwarzen Himmel brennen ließ; die grünen Lichter der Dampfer sahen aus dem Tal wie Raubtieraugen, und hinter den Bergen flackerte der Schein der Blitze. Aber das Wetter blieb dahinten und verzog sich allmählich ins Land; ein kühler Wind strich vom Wasser her, und die ruhigen Sterne kamen an ihr tröstliches Regiment.

— — — — — — — — — — —

Um Mitternacht kam Heiner nach Haus mit einem Rausch wie ein Heustadel, grölte in sich hinein: „Z Zyte bin i liederlig, und z' Zyte bin i guet," fiel ins Bett, wie er war und lag wie ein Toter. Karl Asmus blieb im tiefem Schlaf, sein Herz ging wie der Pendelschlag einer Hausuhr, so ruhig, und die Seufzer der Nacht fielen rings um ihn zu Boden.

Da rührte einer seine Schulter an, und wie er die Augen aufschlug, kniete im Dämmerlicht der Friedel vor seinem Bett.

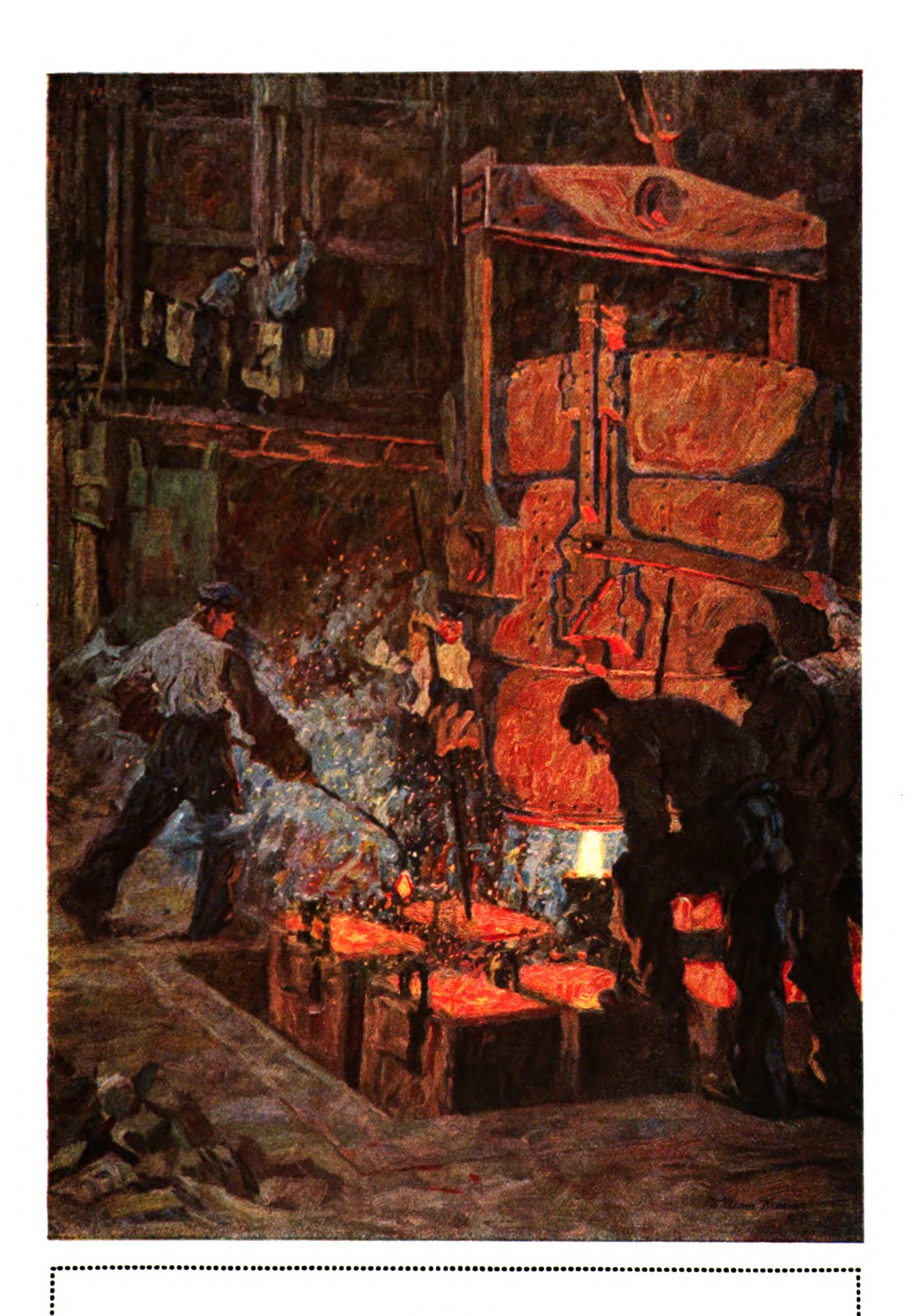
„Karl, isch musch mit di rede. Isch musch loß vun meine Gedanke. Wann du e Herz im Bußem hoscht, erbarm dich iwer e arm Mensch".

(Schluß folgt)

In der Speisekammer

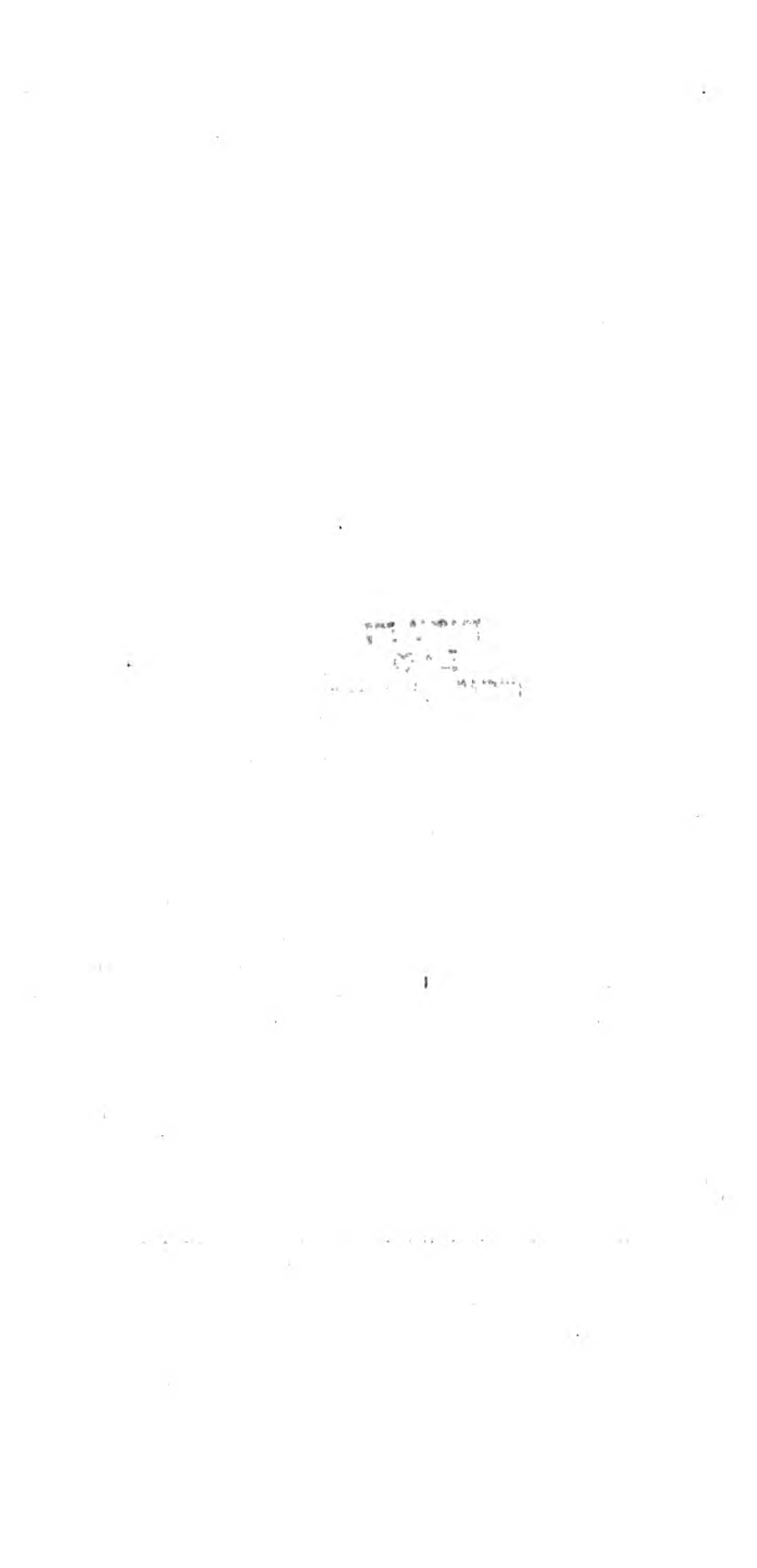
In der Speisekammer, hoch auf dem Bord an der Luke,
Steht eine breitbauchig blautönerne Kruke,
Mondgelb sind ihre Ränder gesäumt,
Glänzige Spritzer und Sprenkel
Glitzern auf Füßen und Höhlung und Henkel,
Als sei ein Lichtcreme übergeschäumt,
Was ward da gekocht inmitten der Nacht?
Hat wer in dem Topfe Mond eingemacht?
Ein Maß Mondwein, sieben Mondeier,
Mondweiß, Monddotter gequirlt zu Schaum,
Nächsten Winter zur Weihnachtfeier
Kriegen's die Kinder im Traum.

Ernst Lissauer



Stahlguß

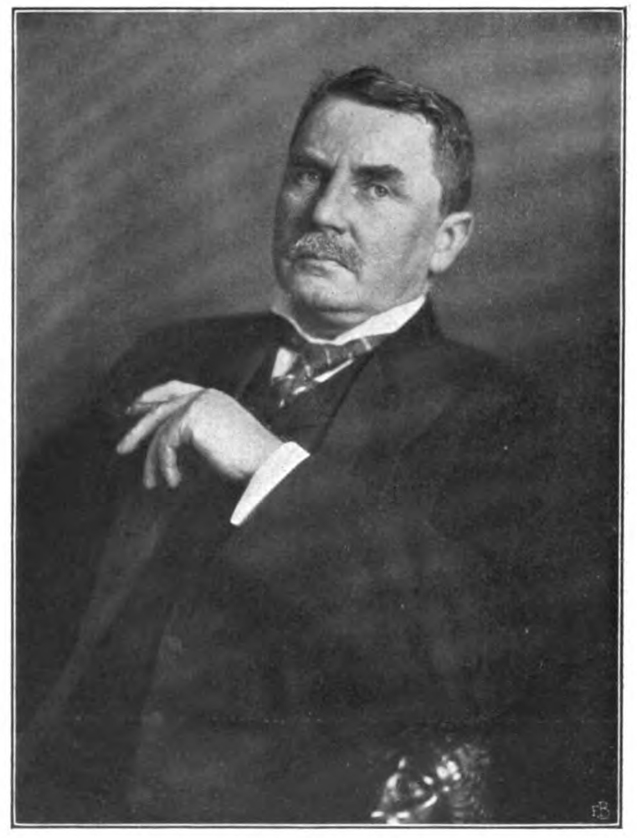
Gemälde von William Krause



Wilhelm Trübner
Von Hans Rosenhagen

Nun hat des Todes allzu schnelle Hand auch Wilhelm Trübner angerührt. Siebenundsechzigjährig ist er in seinem Karlsruher Heim am 21. Dezember 1917 einem tückischen Influenzaanfall erlegen. Mit ihm ist der bedeutendste deutsche Maler der Gegenwart dahingeschieden. Es hat lange gewährt, bis er als dieser anerkannt wurde. Noch als ich vor reichlich zehn Jahren an dieser Stelle zum ersten Male über ihn schrieb, war es sehr nötig, sorgfältig den Beweis zu führen, daß er zu den überragenden Erscheinungen der deutschen Kunst gehöre. Schon damals allerdings sprach ich aus, daß er der größte Maler wäre, den Deutschland nach Leibl hervorgebracht. Inzwischen haben auch die einst Widerstrebenden sich zu ihm bekehrt; aber immer noch wird er hauptsächlich als Maler gefeiert, weniger als Künstler; vermutlich, weil die meisten finden, daß ihm ein wenig die gestaltende Phantasie mangele. Diese Unterscheidung mag nicht unberechtigt sein; doch mindert sie nicht im geringsten seine Verdienste um und seine Bedeutung für die Kunst. Phantasie und Gemüt sind allerdings besonders charakteristische Eigenschaften der deutschen Kunst, aber nicht weniger bezeichnend für sie ist auch jenes Wirklichkeitsgefühl, das in Trübners Schöpfungen zu so vollendetem Ausdruck kommt. Man darf sogar behaupten, daß gerade dieses Wirklichkeitsgefühl die größte Stärke der deutschen Kunst ausmacht; denn ohne dieses wären Grünewald, Dürer, Holbein, Menzel und Leibl nicht die großen Meister, als die sie selbst von den Gegnern deutschen Wesens gefeiert werden. Gleich ihnen stand Trübner mit festen Füßen auf dem Boden der Heimat und fand auf der vertrauten Erde soviel zu sehen, zu bewundern und zu malen, daß ihm die Zeit mangelte, auch noch zu träumen und von diesen Träumen zu berichten. Sein Künstlerideal aber war, sich den großen Alten, Rubens und Rembrandt, Hals und Velasquez und außerdem Leibl als ebenbürtiger Maler an die Seite stellen zu dürfen. Nicht, indem er sie nachahmte, sondern indem er ihre Kunst noch einmal erlebte.

Trübner war nämlich mit einem erstaunlich feinen Sinn für die handwerklichen Qualitäten der Malerei begabt und ist von frühester Jugend an bemüht gewesen, alle handwerklichen Tugenden sich anzueignen, die einem Maler nützlich sein können. Dadurch gelang es ihm auch, schon in jungen Jahren Bilder hervorzubringen, die neben den Werken der besten Maler aller Zeiten sich behaupten. Als Zweiundzwanzigjähriger war er bereits ein fertiger, kaum noch zu übertreffender Meister. Er wurde als solcher auch von unvoreingenommenen Kollegen wie Leibl, Schuch, Thoma, Viktor Müller und anderen anerkannt; aber es gelang ihm damals nicht, außerhalb jenes Künstlerkreises auch nur die geringste Beachtung zu finden. Teils, weil seine Art in einem zu lebhaften Gegensatz zum Zeitgeschmack stand, der sich der



Wilhelm Trübner
Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin

Pseudorenaissance zuwendet hatte, teils weil ihrem Aufkommen zu energisch von der Künstlerpartei entgegengearbeitet wurde, die in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Münchener Kunstleben vollständig beherrschte und an deren Spitze Franz Lenbach stand. Dieser sah in Leibl und allen Malern, die zu dessen Kreise gehörten, mit Recht seine gefährlichsten Konkurrenten und ließ kein Mittel unversucht, sie unschädlich zu machen. Das ist ihm auch über Erwarten gelungen. Leibl, Thoma, Schuch, Hirth du Frênes, Viktor Müller, Theodor Alt schüttelten den Staub Münchens von ihren Füßen und zogen sich in die Berge, nach Frankfurt a. M., nach Italien oder in kleine deutsche Städte zurück. Trübner allein blieb dort, um den Kampf fortzusetzen. Er war eben jung, hoffnungsvoll und bemittelt. Doch auch seine Illusionen wurden sehr schnell zerstört. Man stellte ihn einfach dadurch außerhalb des Münchener Kunstlebens, daß man seine Bilder, die heut zu den besten Zierden der deutschen Galerien zählen, regelmäßig von den Ausstellungen zurückwies.

Trübner hat unter den Widerständen, die sich ihm in München entgegenstellten, außerordentlich gelitten, sogar bis in sein Alter hinein; aber seine zähe Natur kannte kein Nachgeben. Er wußte sich im Recht und blieb allen Anfeindungen zum Trotz in der Stadt, die er gern hatte und bei seiner Art. Und vielleicht ist gerade durch den Kampf um seine künstlerische Existenz, den er in München zu führen hatte, seine künstlerische Persönlichkeit erst recht fest und rund geworden. Jedenfalls trug er aus dieser Zeit einen unversöhnlichen Haß gegen Lenbach in sich. Er sprach ihm wegen seiner Fähigkeit, Bilder in jeder gewünschten Art größerer Vorgänger zu malen, alle Individualität ab und verglich ihn gern mit einem Varietékünstler, der aufs täuschendste berühmte Mimen, wie Sonnenthal, Mitterwurzer, Matkowsky, Kainz, Possart, in ihrer Erscheinung und Vortragsart kopiere, und den das unwissende Publikum bejuble, weil es ihn für begabter halte als jeden einzelnen dieser Schauspieler. Solcher Imitator sei aber auf der wirklichen Bühne unmöglich und würde auch von wirklichen Schauspielern nicht als ihresgleichen betrachtet. Als ich im Herbst 1900 in einem zusammenfassenden Bericht über die Pariser Weltausstellung auf die üble Wirkung hinwies, die Lenbach durch Entfaltung seiner Macht auf die Gestaltung der deutschen Kunstabteilung ausgeübt hatte und seinen unglaublichen Egoismus an den Pranger stellte, war Trübner ganz glücklich darüber. Die Bescheidenheit verbietet mir, das außerordentliche Lob hier zu wiederholen, das er meiner Arbeit spendete; doch ein paar Sätze aus dem Briefe, den er mir damals in heller Begeisterung schrieb, möchte ich wiedergeben, weil sie beweisen, daß er meine Tat durchaus nicht etwa aus persönlichen Gründen pries, sondern in ihr eine der gesamten deutschen Künstlerschaft erwiesene Wohltat sah. Er schreibt also: „Es scheint auch in den Zeitungen nichts gegen Ihr Vorgehen gesagt zu werden; ein Beweis, daß der Fall reif war. Alles Faule



Im Heidelberger Schloß. Gemälde (1873)
Im Besitz des Großherzogl. Landesmuseums zu Darmstadt

in unseren Kunstzuständen klarzustellen, halte ich für die schönste Aufgabe, die Sie zu lösen haben. In unserer Zeit ist so vieles faul auf diesem Gebiet, es wären sonst nicht die Hauptkünstler unserer Zeit aus den deutschen Kunstzentren so verdrängt worden. Ich denke an Feuerbach, Böcklin, Leibl, Thoma und Klinger. Auch Menzel und Liebermann stehen eigentlich nebendraus, obgleich sie Ateliers in Berlin halten für einige Wintermonate. Und ebenso nebendraus waren in München Viktor Müller und Schwind. Sie beide waren auch dort nicht lange anwesend, nur kurz vor ihrem Tode. Besonders gut hat mir auch gefallen, daß Sie den Vorschlag gemacht haben, in das deutsche Haus Bilder aus der vorhergehenden Zeit der deutschen Kunst zu hängen. Diesen ausgezeichneten Gedanken sollten Sie noch öfter in Ihren Kunstbesprechungen wiederholen und immer wieder nachdrücklichst auf das unverantwortliche Versäumnis unserer Genossenschafts-Aktenschreiber hinweisen. Überhaupt wäre es angebracht, die Kunstgenossenschaften anzugreifen, besonders deren lahmes Interesse für das wahre Wohl der Künstler. Diese Genossenschaften haben nie etwas getan für Leibl und nichts für Thoma, sondern haben immer nur dafür gesorgt, daß ihre Vorsitzenden recht große Orden erhielten. Die Münchener Künstler sind mehr oder minder respektable Leute, wie Sie in Ihrem Pariser Feuilleton ganz richtig bemerken, und alle viel mehr auf der Höhe der Renaissancekunst als der von Ihnen angegriffene Surrogatfabrikant. Während in Berlin schon mehrere Leibl-Kollektionen zu sehen waren, ist das in München noch nie der Fall gewesen. Und warum? Weil der Hauptintrigant Furcht hat, daß dem Publikum die Augen aufgehen könnten über seine eigene Armseligkeit."



Stilleben. Gemälde (1872)

Das Persönliche in einem Kunstwerk stellte Trübner immer sehr hoch, wohl weil er selbst



Zimmermannsplatz. Gemälde (1876). In der Kunsthalle zu Hamburg

so ganz Persönlichkeit war, schon als junger Mann. Darum ist es mir eigentlich immer sehr überflüssig erschienen, ihn gegen den Vorwurf zu verteidigen, er habe seine Kunst von Courbet und Leibl bezogen. Aber es mußte sein, weil ihm das von den Schriftstellern, die ihn nicht mochten, immer wieder vorgehalten wurde. Wenn diese guten Leute nur gewußt hätten, wie wenig Anlage Trübner zum Nachahmen einer fremden Art besaß! Es existiert von ihm die Kopie eines Rubensschen Bildes. Trotz aller Mühe, die er sich damit in Brüssel gegeben hat, gelang es ihm doch nicht, das Besondere des großen Vlamen auch nur im entferntesten zu treffen. Die Kopie ist ein echter Trübner geworden und erinnert nur im Gegenständlichen daran, daß es sich um ein Bild von Rubens handelt. Die künstlerische Persönlichkeit Trübners stand im engsten Zusammenhange mit seiner menschlichen, wie das bei bedeutenden Künstlern immer der Fall ist. Trübner war niemals, auch in jungen Jahren nicht, ein beweglicher Mensch. Er besaß zwar einen großen Ehrgeiz, aber auch reichlich soviel Phlegma. Der Sinn für schönes Handwerk war ihm angeboren. Er rührte vielleicht vom Vater her, der Juwelier war, und zwar einer der tüchtigsten seines Faches. Dessen Wunsch ging dahin,



Bildnisgruppe. Gemälde (1875). In der Städtischen Galerie zu Düsseldorf



Studienkopf. Gemälde (1901)

daß sein Sohn Wilhelm das gleiche Handwerk ergreifen sollte, und damit er es gut erlernen könnte, schickte er das junge, blonde Bürschchen nach Hanau auf die Hochschule der Goldschmiedekunst. Das ließ dieser sich ruhig gefallen; denn er konnte da ganz gut nebenbei seiner Neigung zum Zeichnen und Malen frönen. Als er dann einmal in den Ferien nach Heidelberg ins Elternhaus zurückkehrte, brachte er seine heimlichen Arbeiten mit und erreichte dann durch die Fürsprache Anselm Feuerbachs beim strengen Vater die Erfüllung seines Wunsches, Maler zu werden. Und er hat die Erfahrungen der Hanauer Ziselierschule, die ihm dort eingeflößte Liebe zu sauberer, schöner, sorgfältiger Arbeit einfach auf die Malerei übertragen. Er hatte volles Verständnis dafür, daß gutes Handwerk den goldenen Boden der Kunst bildet, und studierte in seiner Jugend aufs eifrigste die Bilder der alten Meister in den europäischen Galerien in der Hauptsache daraufhin, mit welchen Mitteln und Farben die Künstler der Vergangenheit ihre Wirkungen erzielt haben. Und er brachte auch seinen Freund Schuch zu dieser Art

der methodischen Untersuchung, wofür dessen Tagebücher Zeugnis ablegen, die angefüllt sind mit Farbenanalysen aller möglichen alten und modernen Bilder.

Auch geistig war Trübner nicht besonders beweglich. Er hat zwar über Kunst und künstlerische Angelegenheit und Fragen erstaunlich tiefe Gedanken gehabt und sie mit bemerkenswerter Schärfe und Klarheit des Ausdrucks in seinen verschiedenen Schriften niedergelegt; aber er war nicht befähigt oder vielleicht auch nur zu bequem, sich geistig in andere Persönlichkeiten zu vertiefen, ausgenommen, wenn er von anderen dazu angeregt wurde. Das war bis zu einem gewissen Grade in dem ersten Jahrzehnt seines Münchener Aufenthalts der Fall, während welcher Zeit er in intimem Verkehr mit geistig so hochstehenden Menschen wie Bayersdorfer, Martin Greif, Karl Schuch, dem späteren Galeriedirektor Eisenmann, Du Prel und Ludwig Speidel stand. Aus diesem Abschnitt seines Lebens rühren daher auch seine besten Porträts her, Porträts, in denen er sich nicht nur daran hielt, was seine guten Maleraugen wahrnahmen, sondern in denen auch eine psychologische Auffassung steckt. Man denke nur an die Bildnisse von Schuch, Martin Greif, Joseph Gungl, Bürgermeister Hoffmeister, seiner Eltern und seines Bruders! Später, als diese geistige Anspannung von außen nicht mehr erfolgte, tritt das Psychologische in Trübners Bildnissen völlig hinter der bravourösen Malerei zurück. Sie erhalten etwas Stillebenartiges, zeichnen sich aber vor anderen Porträts immer noch dadurch aus, daß sie mit großem Auge gesehen, daß sie in der malerischen Auffassung den Schöpfungen der größten Meister der Vergangenheit ganz nahe sind.

Wie unverwüstlich stark und einheitlich die Persönlichkeit des Malers war, beweist nichts deutlicher als der scheinbare Bruch



Akt im Freien. Gemälde (1898)



Am Seeufer. Gemälde (1908)



Bildnis. Gemälde (1876)

in seiner Entwicklung in den achtziger Jahren. Damals wollte Trübner sich die öffentliche Anerkennung, die er mit seinen reinmalerischen Leistungen nicht zu erringen vermochte, durch einen Wechsel des Inhaltlichen seiner Bilder erzwingen. Es war die Zeit, da Böcklin und Piglhein mit ihren Kentaurenbildern, Munkaczy mit seinem ‚Golgatha' und Gussow mit seinen realistischen Genrebildern viel bewundert wurden. Also begann auch Trübner verliebte Kentaurenpärchen, Okeaniden, Gigantenschlachten, eine Kreuzigung, Theaterszenen, vergnügte Schusterjungen, Offiziersburschen mit dem Marktkorb und Münchener Wachtparaden zu malen, teilweise in einer seltsam steifen und ungelenken Art; denn figurenreiche Kompositionen lagen ihm eigentlich nicht. Trotzalledem haben diese Schöpfungen, so unbeholfen sie vielleicht gegen die Leistungen anderer Meister wirken, Vorzüge, die diese nicht besitzen. Selbst in ihren Mängeln noch ließen sie keinen Zweifel übrig, daß sie Werke eines höchst talentvollen, ganz individuell schaffenden Malers waren. Wie unter den Händen des Midas alles zu Gold wird, so wurde unter den Händen Trübners, auch die für ihn ungeeignetsten Vorwürfe, gute Malerei.

Merkwürdig, doch ganz seiner Veranlagung gemäß war es, daß die besten malerischen Gedanken Trübner immer nur im Angesicht der Natur kamen. Ihr saß er stets mit frischen und reinen Sinnen gegenüber. Je weiter er in seiner Entwicklung voranschritt, um so weniger dachte er daran, ihr Gewalt anzutun. Hatte er in seiner Jugend noch nach schöner toniger Malerei gestrebt, so setzte er in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens die stärksten Lokalfarben, wie sie die Wirklichkeit bot, mit ungeheurer Kühnheit nebeneinander. Man denke an sein Bildnis des Großherzogs von Baden, den er in seiner blitzeblauen Dragoneruniform auf einem Rotfuchs vor einer hellgrünen Parklandschaft gemalt hat, oder an seine Landschaften aus dieser Zeit mit dem sonnendurchglühten Grün, das dem Grün der Wirklichkeit an Glanz und Pracht nichts nachgibt. Er war eben, um das schöne



Rotfuchs. Leibpferd des Großherzogs Friedrich I. von Baden. Gemälde (1904)

Wort Leonardos zu gebrauchen, als Künstler der echte Sohn der Natur, der seine Mutter von Angesicht zu Angesicht schauen durfte und dem sie nichts versagte.

Die Originalität, das Persönliche stekken bei ihm jedoch nicht nur in der Art, wie er die Wirklichkeit ansah und was er aus ihr machte, sondern vor allem auch in seiner Malweise. Wenn man seine großzügige Art, seinen kultivierten Farbengeschmack und seine Fähigkeit, alle Einzelheiten der Natur auf große harmonische Wirkungen zurückzuführen, rühmt, so ist damit doch nur ein Teil seiner Kunst hervorgehoben. Das Wundersamste an seinen Leistungen ist die höchst eigenartige, ganz persönliche Malweise. Sie ist von seinen Schülern und von einigen Mitgliedern der ehemaligen Künstlergruppe ‚Die Scholle‘, wie Püttner, Putz, ja sogar von Fritz Erler nachgeahmt worden; aber keiner hat ihn erreicht, alle haben nur eine Manier aus dem gemacht, was bei ihm doch größte Ursprünglichkeit, intuitive Äußerung seines Malgenies war. Denn Trübner hatte nämlich eine ganz eigentümliche flächige Malweise, durch die er seinen Farben Kraft, Glanz und Leben verlieh, doch sie hat nie, wie bei seinen Nachahmern, etwas Mosaikhaftes, weil sie im engsten Zusammenhang mit der Form steht, die er geben will. Man sehe sich daraufhin nur einmal irgendeine seiner Starnbergersee-Landschaften an.



Landhaus am See. Gemälde (1911)

Wer Trübners Lebenswerk genau kennt, weiß, daß auch er seine Auseinandersetzungen mit den sogenannten ‚Richtungen‘ gehabt hat. Keine von diesen jedoch hat vermocht, ihn aus den Sattel zu werfen. Er machte seine Verbeugungen vor der Historien- der



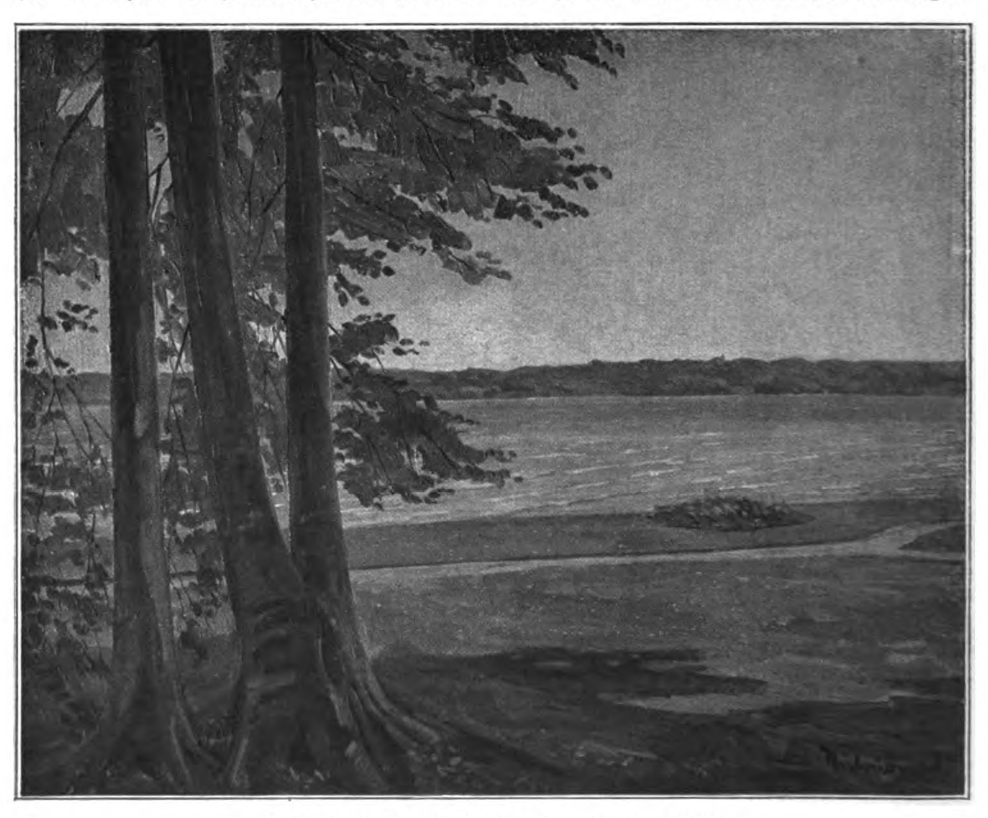
Park Knorr am Starnbergersee. Gemälde (1909)



Schloß Hemsbach. Gemälde (1905)

Genre-, der Phantasie- und der Hellicht-Malerei; aber er blieb dank seiner starken Persönlichkeit und auch dank seinem Phlegma immer Trübner. Er legte sich jede neue Kunst- oder Mallehre stets auf seine Art und für seine Gewohnheiten zurecht, und so war sie unter seinem Pinsel schon nicht mehr das, was sie sein wollte. Ich persönlich halte es für ausgeschlossen, daß er durch den französischen Impressionismus zu den hellen, leuchtenden und starkfarbigen Bildern seiner letzten Periode gekommen ist. In ihnen klingt, meiner Überzeugung nach, die Freilichtmalerei aus, wie sie in den letzten Jahren seines Aufenthalts in München betrieben wurde. Man kann sich ja gar nichts Gegensätzlicheres denken als eine Landschaft von Trübner und eine solche von Monet, und bei einem Vergleiche würde der Franzose wahrhaftig nicht gewinnen; denn die größere physische Kraft und Gesundheit ist bei dem deutschen Maler. Was die späteren Bilder Trübners von seinen früheren unterscheidet, ist die erst nach und nach erlangte außerordentliche Kühnheit, Sicherheit und Freiheit in der Wiedergabe des Lichtes. Kein Maler vor ihm und keiner neben ihm hat die unsägliche Schönheit des deutschen Waldes, sein geheimnisvolles Dunkel und seine smaragdne Pracht unter der Sonne, sein Rauschen und seine Kühle, den samtnen Schimmer des Moosbodens und das Murmeln der Quellen so zauberhaft in Bilder gefaßt. Was Trübner zu diesen in immateriellem Glanze leuchtenden Farben gebracht hat, sind, außer den Bildern der alten deutschen Maler, die Glasmalereien der gotischen Kirchen, die er nie genug bewundern und rühmen konnte.

Obgleich Trübner ein nüchterner, klardenkender, allem Überschwang und phantastischem Wesen abholder Mann war, steckte dennoch ein Stück Romantiker in ihm. Wie liebte und kannte er sein heimatliches Heidelberger Schloß und wie entrüstet war er, als, vor fünfzehn Jahren etwa, schnöde Restaurierungen daran vorgenommen werden sollten! Er griff damals sogleich zur Feder, um den Frevel zu verhindern. Es war ein hoher Genuß, mit ihm selbst durch den alten Bau zu wandern, den er noch in seiner Unberührtheit gekannt hatte, und zu hören, wie dieses und jenes früher gewesen war. Er wußte in der deutschen Renaissance besser Bescheid als mancher Kunstgelehrte und war ein erfolgreicher Sammler, der viele kostbare und seltene Stücke sein eigen nannte. Vor allem liebte er auch Waffen und Rüstungen, die er eifrig zusammentrug. Der Romantiker in ihm hat die Bilder gemalt, die ihn und seinen Sohn in ritterlichen Rüstungen



Ausblick auf den Starnberger See. Gemälde (1911)

darstellen. Jörg nannte er seinen Sohn nach des Berlichingers Buben, der so frisch seinen Mut und seine Liebe zum Waffenhandwerk bekennt. Weiß man um diese romantische Neigung, so findet man schließlich, daß Bilder wie ‚Adelheid und Franz', ‚Tilly in der Dominikanerkirche', ‚Friedrichs des Schönen Gefangennahme in der Schlacht bei Ampfing' gar nicht so sehr außerhalb seines Wesens lagen. Auch seine Vorliebe für das Pferd und seine genaue Kenntnis vom Körper dieses ritterlichen Tieres hingen damit zusammen. Seit Velasquez sind nicht bessere Reiterbildnisse gemalt worden als von Trübner, weil er wie jener in der edlen Reitkunst ein Erfahrener war.

Nachdem es etwa um die Jahrhundertwende gelungen war, dem Künstler einen Teil der ihm gebührenden öffentlichen Anerkennung zu verschaffen, gingen seine alten Widersacher nunmehr in der Weise unentwegt weiter gegen ihn vor, daß sie seine früheren Schöpfungen mit einem Male lobten, seine spätere Tätigkeit aber für minderwertig erklärten, um dadurch den Erfolg Trübners bis zu einem gewissen Grade unwirksam zu machen. Mit diesem Manöver hatten sie eine ganze Weile Glück; denn in der Tat erreichten sie, daß für die Galerien zunächst nur ältere Bilder Trübners, deren Ankauf dem Maler wenige Vorteile mehr brachte, erworben wurden. Erst seit etwa zehn Jahren hat sein ständig steigender Ruhm auch die neueren Bilder des Künstlers galeriefähig gemacht. Mit allergrößtem Recht; denn sie stehen den älteren Arbeiten in nichts nach und dürften, wenn ihre Farben ebenso harmonisch zusammengewachsen sein werden wie die jener, vielleicht noch höher geschätzt werden, weil sie die letzte Phase seiner Meisterschaft repräsentieren. Aus eigener, mehr als dreißigjähriger Beobachtung kann ich versichern, daß alle frischgemalten Bilder Trübners auch nicht annähernd die Wirkung ausübten, die sie nach einigen Jahren machten. Das lag an der Gewohnheit des Künstlers, prima zu malen, d. h. die einmal mit Farbe gedeckte Fläche unter gar keinen Umständen noch einmal mit dem Pinsel zu übergehen. Es gab bei ihm kein Zurechtstimmen der Farben durch Übermalen und Lasieren; er berechnete vielmehr beim Malen schon die spätere Wirkung seiner Farben und seines Pinselstriches und ließ so den augenblicklichen Eindruck, an dem den meisten Malern alles liegt, außer Betracht. Auch in dieser rein technischen Angelegenheit offenbarte sich seine Meisterschaft und seine Absicht, nicht für den Augenblick, sondern für die Ewigkeit zu schaffen.



Geheimrat Prof. Engler. Gemälde (1909).

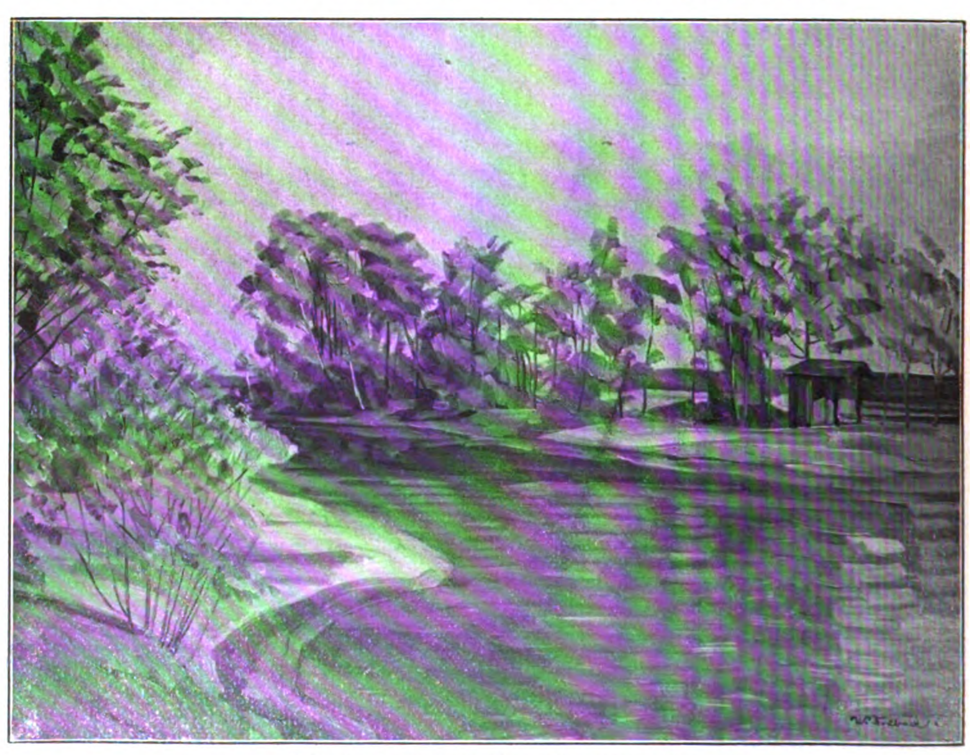
Ebenfalls aus eigener Erfahrung kann ich berichten, daß es unglaublich schwierig war, das erste Bild Trübners in eine deutsche Galerie zu bringen. Selbst der so fortschrittlich gesinnte Direktor der National-Galerie lehnte anfänglich ab, den Künstler in dieser Weise auszuzeichnen. Erst als der Maler sich erbot, bei Erwerbung des schönen ‚Klosters auf der Herreninsel im Chiemsee' das in seinem Besitz befindliche Bild von Hans Thoma ‚Schwarzwaldlandschaft mit Ziegen-

herde' der National-Galerie zum Geschenk zu machen, entschloß Hugo von Tschudi sich zu dem Ankauf. Der Künstler hatte dieses Opfer nicht zu bereuen; denn bald folgten andere Galeriedirektoren dem Beispiele Tschudis, und im Laufe von zwanzig Jahren nahm die Galeriefähigkeit Trübners einen Umfang an, der dem Maler eine überreiche Genugtuung bot für ein Vierteljahrhundert voll Verkennung und Enttäuschungen.

Auch darin war der Künstler ein echter Deutscher, daß er Freundschaft und Treue hielt. Niemals hat er die Genossen seiner Jugend vergessen. Welche tiefe Verehrung hat er Leibl bis über das Grab hinaus bewahrt, wie hing er an Schuch und Thoma! Wie dankbar hatte er Feuerbach in Erinnerung! Und mit welcher glühenden Überzeugung trat er für die Menschen ein, die er lieb hatte! Wen er als seinen Freund erkannt hatte, für den wirkte er, wie er nur konnte. Er besaß, was bei Künstlern durchaus nicht immer der Fall ist, ein sehr dankbares Herz und vergaß nie, was ein Mensch ihm Gutes angetan. Ich hatte keine Gelegenheit, ihn zu seinem sechzigsten Geburtstage vor der Öffentlichkeit zu beglückwünschen, und doch schrieb er mir: „Daß ich diesen Tag so feiern konnte, ist hauptsächlich Ihr Verdienst." Was hatte ich denn getan? Nichts, als dahin gewirkt, daß Deutschland Trübner als einen seiner besten Söhne und Künstler anerkennen sollte. In voller künstlerischer Kraft ist er dahingeschieden dieser Große. Das bezeugen, besser als alle Worte es können, die köstlichen Landschaften der letzten Jahre vom Starnberger See, von Stift Neuburg und aus Baden-Baden. Das deutsche Volk hat allen Grund über Trübners Tod zu trauern; denn, wie der Dichter sagt:

„Denn Künstlergrößen lösen sich nicht ab,
Wie Schildwacht Schildwacht an des Kaisers Grab.
In immer längeren Pausen kehren sie;
Denn immer schwerer wird die Harmonie,
Bis endlich alle weicht, und der Planet —
Wie jetzt der Mensch, sein Sohn, vielleicht vergeht!"

Leser, die sich des weiteren über die Kunst Wilhelm Trübners unterrichten wollen, seien auf Hans Rosenhagens weitausholende Buch-Darstellung verwiesen, die, gleich diesem Aufsatz auch mehrfarbig illustriert, als Band 98 der Knackfußschen „Künstler-Monographien" im Verlage von Velhagen & Klasing erschienen ist. Kurz vorm Tode Trübners ist auch sein Gesamtwerk, in 450 einfarbigen Abbildungen vereinigt, als Band 26 der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgekommen. Bei der Würdigung dieser, von Dr. Jos. Aug. Beringer herausgegebenen Veröffentlichung ist — auch bei der Unvollständigkeit, die aus mancherlei äußeren Gründen nicht zu umgehen war — im besonderen der urkundliche Wert zu schätzen, der einer solchen noch unter den Augen des Künstlers entstandenen Zusammenfassung zuzusprechen ist.



Insel im Starnberger See. Gemälde (1908)

Zur Geschichte und Bedeutung der Ersten Kammern

von Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg

Wenn große prinzipielle Fragen im Leben der Gegenwart in den Vordergrund treten, richtet sich der Blick unwillkürlich auf deren frühere Entwicklung. Gewiß kann uns die geschichtliche Betrachtung niemals lehren, was wir tun sollen; denn jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben und Voraussetzungen. Aber sie kann uns den Blick dafür schärfen, welche Funktion umstrittene Einrichtungen bisher für das Gesamtleben erfüllt haben, aus welchen Bedürfnissen heraus sie entstanden sind, was an ihnen wesentlich und dauernd, was zeitlich bedingt ist.

Augenblicklich nimmt unter allen Problemen des inneren Staatslebens die Zusammensetzung der Parlamente das Interesse am meisten in Anspruch. Es birgt eine große Zahl anderer Fragen in sich und führt den Betrachter immer wieder auf die grundlegenden Prinzipien alles politischen Lebens zurück.

Fast alle Parlamente der Jetztzeit sind nach dem sogenannten Zweikammersystem aufgebaut. Neben einer aus mehr oder minder allgemeinen Wahlen hervorgehenden Volkskammer steht noch eine weitere parlamentarische Körperschaft, die nach einem anderen Gesichtspunkte zusammengesetzt ist. Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, als die modernen Parlamente bekanntlich durch allmähliche Umbildung oder bewußte Umgestaltung aus den mittelalterlichen Ständen erwachsen sind, diese aber fast überall eine ganz andere Gliederung aufweisen. Auf dem ganzen europäischen Festlande waren die alten Stände nicht in zwei, sondern in drei bis vier gleichberechtigte Körperschaften geteilt, die getrennt berieten und beschlossen; erst wenn sie unter sich und mit der Regierung einig geworden waren, konnte ein gültiger ‚Abschied' zustande kommen. Meist bildete die Geistlichkeit einen Beratungskörper für sich; daneben finden wir den hohen und niederen Adel, bald getrennt, bald gemeinsam tagend; ferner die Vertreter der Städte und in manchen Ländern auch die der Bauern. Der alte deutsche Reichstag zerfiel vor 1806 in die drei Kurien der Kurfürsten, der Fürsten und Herren, und der Städte. Die französischen Generalstände setzten sich vor 1789 aus der Geistlichkeit, dem Adel und dem dritten Stand zusammen. Nur in einem einzigen Lande bestand die heute übliche Zweiteilung schon im Mittelalter; und in der Tat hat von diesem Lande aus und unter seinem Einfluß das Zweikammersystem seinen Siegeszug durch die Welt angetreten. Dieses Land ist England.

In England gab es schon seit dem 14. Jahrhundert zwei ständische Körperschaften, das House of Lords und das House of Commons. In dem ersteren saß neben dem hohen Adel auch die obere Geistlichkeit des Landes; in dem letzteren tagten gemeinsam die Vertreter des niederen Adels, der Gentry, nach Grafschaften gegliedert, und die Abgeordneten der zum Parlament durch Berufung der Krone zugezogenen Städte. Die Entstehung dieser Zweiteilung wird man nur aus den besonderen Voraussetzungen der englischen Entwicklung begreifen können. Die Insel war im Jahre 1066 von den Normannen erobert worden; den normännischen Herrschern folgten Könige rein französischer Abstammung. Sie blieben noch jahrhundertelang ihrer Bildung, Sprache und Gesinnung nach Franzosen. Sie brachten ihre normännischen und westfranzösischen Getreuen mit nach England, gaben ihnen die Bistümer und die großen Lehen und regierten mit ihrem Rat. Ihnen gegenüber fühlten sich alle übrigen Stände des Volkes als Einheit; der nationale Riß ging mitten durch den Adel hindurch, während das Bewußtsein der gemeinsamen angelsächsischen Abstammung den eingesessenen kleineren Landadel mit dem städtischen Bürgertum verband und eine so scharfe Trennung zwischen Adel und Bürgertum verhinderte, wie sie auf dem Festlande üblich war. Die Zweiteilung des Parlaments bildete hier also den Ausdruck und das Ergebnis der scharfen nationalen Zweiteilung der Bevölkerung. Weil in den übrigen Ländern Europas ähnliche Verhältnisse nicht bestanden, blieb diese Erscheinung bis zum 18. Jahrhundert auf England beschränkt.

Erst in der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Reaktion gegen den überall herrschend gewordenen Absolutismus begann man auf dem Festlande die englischen Einrichtungen als Vorbild zu betrachten. War doch England das einzige Land, das in den Verfassungskämpfen der vorhergehenden Jahrhunderte die Königsmacht einzuschränken und der politischen Freiheit Spielraum zu schaffen verstanden hatte, während sonst überall der Absolutismus siegreich geblieben war. Der wirksamste Prophet des Gedankens von der Mustergültigkeit der englischen Verfassung wurde Montesquieu in seinem ‚Geist der Gesetze'. Er war es auch, der

zuerst eine theoretische Begründung für das Zweikammersystem zu geben versuchte. Ein guteingerichteter Staat, so führte er in Anlehnung an die politischen Denker des Altertums aus, muß die verschiedenen politischen Prinzipien in richtiger Mischung enthalten. Im Königtum sieht er das monarchische, im Oberhaus das aristokratische und im Unterhaus das demokratische Prinzip vertreten. Die aristokratischen Kräfte der Gesellschaft bedürfen einer legitimen Vertretung innerhalb der Verfassung, weil sie sonst mit Naturnotwendigkeit zu Feinden der bestehenden Ordnung und zu einem Element ewiger Unruhe und Bedrohung werden müssen. Ferner bildet die Herrschaft einer einzigen Versammlung nach Montesquieus Ansicht eine ebenso schwere Gefahr für die Freiheit, wie die unbeschränkte Regierung eines einzelnen Menschen. Namentlich wenn sie durch Wahl aus dem Gesamtvolk hervorgegangen ist, bedarf es neben ihr eines mäßigenden und zurückhaltenden Elementes, um der Entwicklung des politischen Lebens die nötige Ruhe und Stetigkeit zu geben. Der aristokratische ‚Senat' darf allerdings nicht ganz gleichberechtigt neben der Volkskammer stehen; in allen Fragen, die mit der Besteuerung zu tun haben, darf er nicht mitberaten, sondern muß auf das Recht, gefährliche Beschlüsse zu verhindern, beschränkt sein. Er kann also derartige Gesetze, welche die Volkskammer beschlossen hat, nur im ganzen annehmen oder ablehnen.

Auch in dieser Beziehung knüpft Montesquieu an das damals bereits geltende englische Staatsrecht an. In England hatte das Unterhaus von Anfang an die Steuern allein festgestellt und auf die Bewohner verteilt, weil der im Oberhaus vertretene Adel steuerfrei war und daher an dieser Frage gar kein Interesse nahm. Über die Verwendung der bewilligten Summen aber verfügten beide Häuser gemeinsam mit dem Königtum. Als später die Verhältnisse andere wurden, die Steuerfreiheit des Adels fortfiel, blieb diese alte Gewohnheit bestehen.

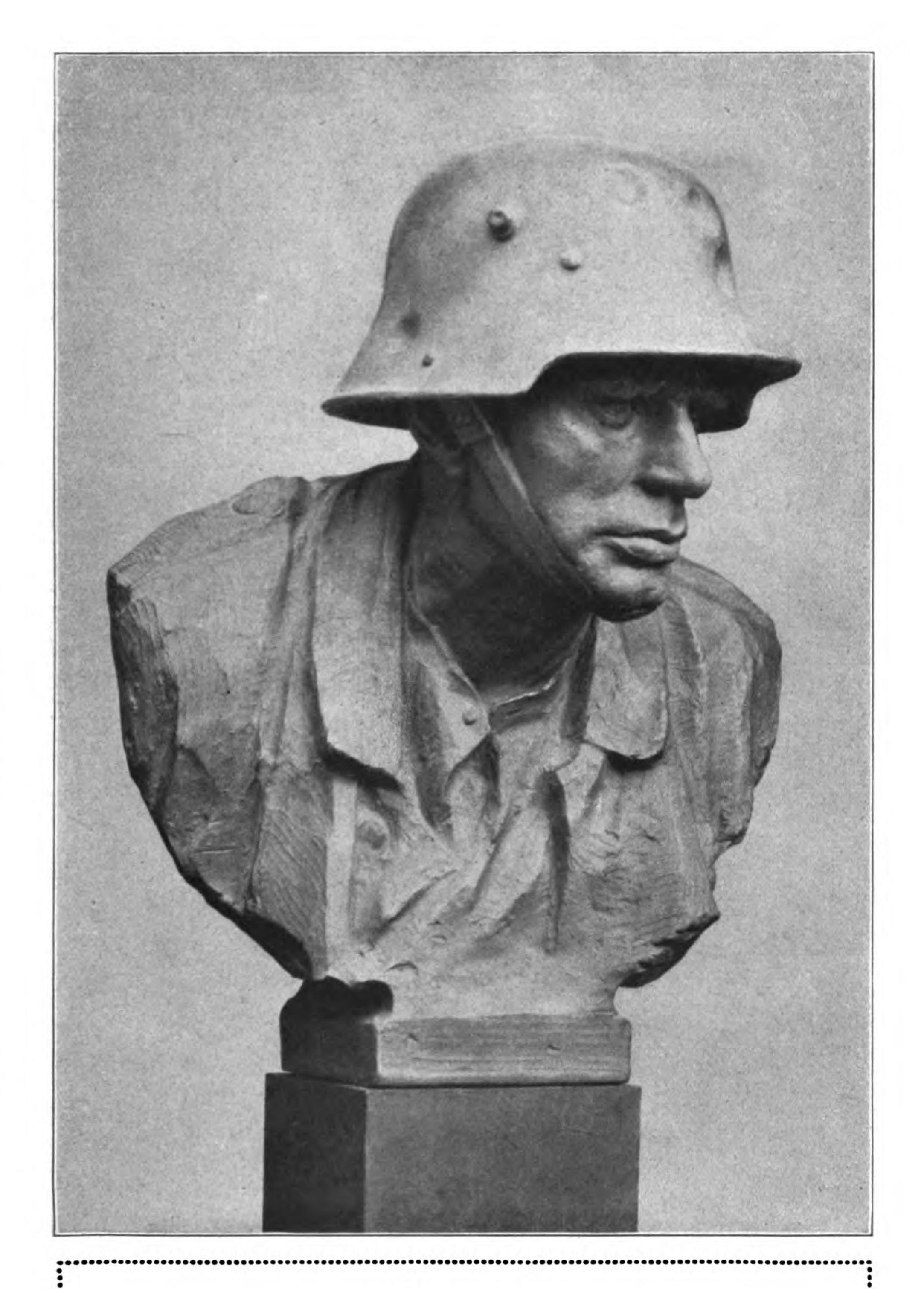
Englands zunehmender Wohlstand und wachsende Macht wurden damals mit Vorliebe auf die Vortrefflichkeit seiner politischen Einrichtungen zurückgeführt. Montesquieu bewies, daß sie den Forderungen der Vernunft entsprächen. Das praktische Vorbild und die theoretische Forderung stimmten aufs beste zusammen. Überall suchte man nach Einrichtungen, die den verhaßten Absolutismus ersetzen und eine gedeihliche Weiterentwicklung des Staatslebens gewährleisten sollten; hier schienen sie sich von selbst zu bieten, während die alten Stände der eigenen Länder sich als ohnmächtig erwiesen hatten. Alles dies zusammen verlieh dem Gedanken des konstitutionellen Staates mit beschränkter Monarchie und Zweikammersystem eine gewaltige Durchschlagskraft.

In dieser auf englischem Boden erwachsenen, durch Montesquieus geistigen Einfluß theoretisch gerechtfertigten Einrichtung haben wir die erste, aber nicht die einzig mögliche Form des Zweikammersystems vor uns. Wir können sie als den englischen Typus bezeichnen. Das Oberhaus repräsentiert den aristokratischen Teil der Gesellschaft; man gehört zu ihm auf Grund angeborenen Rechtes; der König kann zwar neue Geschlechter dorthin berufen, sie dadurch unter den hohen Adel des Landes aufnehmen; aber stets ist der Sitz im Oberhause, einmal verliehen, erbliches Familiengut; niemals kann er dem einzelnen etwa auf Lebenszeit verliehen werden. In der englischen Verfassung der letzten Jahrhunderte ist das Geburtsprinzip zwar nicht ganz streng festgehalten worden; die Bischöfe und die höchsten Richter des Landes gehören ihm kraft ihres Amtes an, solange sie dies bekleiden; und der Adel der später in den Reichsverband eingetretenen Gebiete Schottlands und Irlands wählt nur Vertreter in beschränkter Zahl, die teils lebenslänglich, teils nur auf bestimmte Zeit Mitglieder sind. Aber unter den etwa sechshundert Lords, die das Haus gegenwärtig aufweist, sind nur siebenundsiebzig Personen, die nicht kraft erblichen Rechtes in ihm sitzen. Und daran, daß der König keine Peers auf Lebenszeit ernennen darf, ist allen Änderungsversuchen gegenüber streng festgehalten worden.

Man sieht diesem Typus seine Herkunft aus der vorrevolutionären Epoche deutlich an. Er hat etwas Altertümliches und Ehrwürdiges, ignoriert aber völlig die Tatsache, daß der Grundadel in der modernen Welt nicht mehr die soziale und wirtschaftliche Bedeutung besitzt wie in früheren Jahrhunderten.

Schon am Ende des 18. Jahrhunderts erscheint daneben ein zweiter Typus, der seine erste Ausprägung in Amerika gefunden hat. In den auf demokratischer Grundlage erwachsenen Gemeinwesen der Neuen Welt gab es keinen hohen Adel von derartiger Macht und derartiger gesellschaftlicher Vorzugsstellung wie in Altengland. Aber mit dem gesunden praktischen Sinn des Angelsachsen erkannten auch die Amerikaner die großen Vorzüge einer Teilung der Volksvertretung in zwei Häuser; das Prinzip der gegenseitigen Überwachung und Beschränkung sollte gewahrt bleiben; aber einen aristokratischen Charakter sollte die an die Stelle des Oberhauses zu setzende Körperschaft hier nicht haben. Wie sollte sie also beschaffen sein? Man kam, dem ganzen Charakter der amerikanischen Gemeinwesen gemäß, auf den Gedanken, auch sie aus Wahlen hervorgehen zu lassen.

Die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten von 1787 ging von dem Gedanken aus, daß in einem Bundesstaat gleichberechtigter Glieder nicht nur das Gesamtvolk ein Recht auf Vertretung im Parlament habe, sondern auch der Einzelstaat. Daher bestimmte sie, daß der Senat aus je zwei Vertretern aller Einzelstaaten ohne Rücksicht auf Größe oder Bevölkerungszahl bestehen



Minenwerfer

Bildwerk von Prof. Eduard Beyrer

solle. Ihre Wahl wurde den Parlamenten der Einzelstaaten übertragen und sollte stets auf sechs Jahre erfolgen. Um wählbar zu sein, mußte man mindestens dreißig Jahre alt, neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten und Bewohner desjenigen Staates sein, den man vertreten sollte. Beide Häuser haben gleiche Rechte; die Finanzgesetze kommen zuerst an das Repräsentantenhaus, können aber vom Senat verbessert werden.

Das Prinzip, daß im Senat die einzelnen Teile des Staatsgebietes ihre Vertretung finden sollen, erscheint am selbstverständlichsten für den Bundesstaat; aber es ist keineswegs nur dort durchführbar. Auch die Verfassungen mancher amerikanischer Einzelstaaten — wie diejenige von Massachusetts (1780) — beruhen darauf, wenn auch hier noch der Grundbesitz als unterscheidendes Merkmal hinzutritt. In Europa ist dieser Typus vornehmlich in Frankreich zur Anwendung gelangt.

Als Frankreich nach dem Ausbruch der großen Revolution daranging, sich eine neue Verfassung zu geben, schwebte wohl den meisten zunächst das englische Muster vor. Aber es war praktisch unmöglich, es zum Vorbild zu nehmen. Ein aristokratisches Oberhaus hätte sich ja aus den geschworenen Feinden der Revolution zusammensetzen müssen; ihm einen erheblichen Einfluß einzuräumen, wäre politischer Selbstmord gewesen. So entschied sich die konstituierende Nationalversammlung für das Einkammersystem. Das Anwachsen der demokratischen Bestrebungen in den nächsten Jahren konnte die Neigung zur Einführung eines aristokratischen Oberhauses nur noch weiter herabdrücken; daher beruhte selbstverständlich auch die jakobinische Verfassung von 1793 auf dem Einkammersystem. Dann aber führte die blutige Zeit der Schreckensherrschaft zu der praktischen Erfahrung, welche furchtbare Gefahr für die Freiheit in der Tyrannei einer einzigen Versammlung liegen könne. Die gebildeten und besitzenden Elemente, die das Jakobinerregiment gestürzt hatten, führten in der Verfassung von 1795 das Zweikammersystem ein. Die Feindschaft gegen Adel und Kirche, die auch sie beherrschte, ließ freilich das englische System ebensowenig anwendbar erscheinen wie vor sechs Jahren. Man griff daher zu einem gewählten Senat, wie in Amerika, wich jedoch in den Einzelheiten stark von dem amerikanischen System ab. Der ‚Rat der Alten', bestehend aus 250 Mitgliedern, erhielt nicht die volle Gleichberechtigung mit dem ‚Gesetzgebenden Körper' von 500 Abgeordneten. Er durfte niemals ein Gesetz zuerst beraten, sondern die Beschlüsse der andern Kammer nur en bloc annehmen oder ablehnen. Insofern stand er schlechter da, nicht nur als der amerikanische Senat, sondern auch als das englische Oberhaus. Dagegen erhielt er das Recht, die Sitzungen des Parlaments an einen andern Ort zu verlegen. Der Rat der Alten wurde von genau demselben Wahlkörper gewählt wie der Rat der Fünfhundert; wählbar war jedoch nur, wer nicht unter vierzig Jahre alt und entweder verheiratet oder Witwer und mindestens fünfzehn Jahre auf dem Gebiet der Republik wohnhaft war. Im Gegensatz zu Amerika erschien also der Senat nicht als Vertretung der lokalen und provinziellen Interessen, sondern der älteren, erfahreneren, bedächtigeren, im Volksleben fester verankerten Schichten.

Diese Verfassung hat nur vier Jahre bestanden. Nach dem mißglückten Experiment mit einem Dreikammersystem in der Konsulatsverfassung von 1799 und der Zeit des napoleonischen Kaisertums erhielt Frankreich 1814 eine Verfassung, die sich scheinbar dem englischen Vorbild anschloß, in Wahrheit aber einen neuen, dritten Typus des Zweikammersystems darstellte. Die ‚Pairskammer' sollte nämlich bestehen aus den Mitgliedern des königlichen Hauses und einer unbestimmten Anzahl, vom König nach Belieben auf Lebenszeit oder erblich ernannter Mitglieder. Neben Geburt und Wahl trat hier als drittes mögliches Prinzip der Zusammensetzung die königliche Berufung. Sie blieb in Frankreich maßgebend bis 1848; auf derselben Grundlage ruht die italienische Verfassung und die Verfassung des zweiten französischen Kaiserreichs von 1852.

Dagegen kehrte Frankreich nach dem Sturz Napoleons III. wieder zu dem amerikanischen System zurück. Die Verfassung von 1875 bestimmt, daß der Senat aus 300 Mitgliedern bestehen soll, von denen 225 in den einzelnen Departements und Kolonien von einer hierzu besonders berufenen Versammlung auf neun Jahre gewählt werden. Diese setzt sich im wesentlichen aus den Selbstverwaltungskörpern dieser Bezirke zusammen, so daß die lokalen Interessen bei der Wahl stark zur Geltung kommen. Der Rest von 75 Mitgliedern sollte anfänglich von der Nationalversammlung gewählt werden; diese Bestimmung ist jedoch später aufgehoben worden. Der Senat ist der Deputiertenkammer vollständig gleichberechtigt; der Präsident der Republik darf die letztere nur mit seiner Zustimmung auflösen.

Die hier kurz geschilderten Typen der Zusammensetzung und Kompetenz der ersten Kammer kehren mit allerlei kleinen Abweichungen in den Verfassungen der übrigen Länder wieder. Wir beschränken uns hier darauf, ihre Erscheinungsformen in Deutschland noch etwas genauer ins Auge zu fassen.

Von den ältesten deutschen Verfassungen lehnt sich die bayrische von 1818 eng an den französischen Typus von 1814 an; nur ist das Ernennungsrecht des Königs insofern beschränkt, als er zu erblichen ‚Reichsräten' nur adlige Fideikommißbesitzer ernennen darf, deren Grundvermögen eine bestimmte Steuerstufe erreicht. Beide Kammern sind gleichberechtigt. Die badische Verfassung von 1818 ruht auf derselben Grundlage, kennt

aber neben den vom König ernannten Mitgliedern der ersten Kammer noch geborene Mitglieder (Prinzen und Standesherren), sowie solche, die es kraft ihres Amtes oder durch Wahl sind; nämlich den Landesbischof, zwei Vertreter der Universitäten und acht Abgeordnete des grundherrlichen Adels. In Württemberg (1819) findet sich nur eine erhebliche Abweichung: daß nämlich die Zahl der vom König erblich oder lebenslänglich ernannten Mitglieder den dritten Teil der übrigen Mitglieder (Prinzen und Standesherren) nicht übersteigen darf. Zu der gleichen Gruppe gehört auch die sächsische Verfassung von 1831, nur daß hier das Berufungsrecht des Königs eingeschränkt ist auf zehn lebenslänglich ernannte Rittergutsbesitzer und sechs städtische Bürgermeister, während die ersten Bürgermeister der beiden größten Städte kraft ihres Amtes Mitglieder der ersten Kammer sind. Eigentümlich ist Sachsen die Bestimmung, daß bei einer Meinungsverschiedenheit beider Kammern über eine Regierungsvorlage, wenn ein Versuch gütlicher Einigung scheitert, die Vorlage als angenommen gilt, wenn nicht in der ablehnenden Kammer zwei Drittel der Stimmen dagegen sind. In dem hannoverschen Staatsgrundgesetz von 1833 ist das Ernennungsrecht des Königs ebenfalls eingeschränkt auf Majoratsbesitzer mit bestimmtem Einkommen, zwei Geistliche und vier weitere Mitglieder, von denen eins auf Lebenszeit ernannt werden kann, die übrigen nur für die laufende Sitzungsperiode.

Der große Revolutionssturm von 1848 brachte überall das ältere Verfassungsrecht ins Wanken. Von den damals neuentstandenen Grundgesetzen sieht das österreichische einen Senat vor, der aus den königlichen Prinzen, einhundertfünfzig von den bedeutendsten Grundbesitzern gewählten Vertretern und beliebig vielen vom Kaiser auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern besteht. Dagegen geht die am 4. März 1849 vom Kaiser oktroyierte, 1851 wieder aufgehobene zweite österreichische Verfassung zum amerikanischen Typus über, indem sie den Landtagen der einzelnen Kronländer das Recht gibt, das Oberhaus auf zehn Jahre zu wählen. Überhaupt zeigt die unter dem Druck der Revolution einsetzende Bewegung einen deutlichen Zug nach dieser Richtung. Die deutsche Reichsverfassung der Paulskirche wollte ein Staatenhaus nach dem Muster des amerikanischen Senates einführen, bestehend zur Hälfte aus gewählten Vertretern der Einzellandtage, zur Hälfte aus von den Regierungen ernannten Mitgliedern. Die preußische oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848 sah eine erste Kammer von 180 Gliedern vor, die durch die Provinzial-, Bezirks- und Kreisvertretungen gewählt werden sollten. Ähnliche Bestimmungen wurden damals in die meisten einzelstaatlichen Grundgesetze aufgenommen.

Nach dem Scheitern der Revolution setzt überall eine entgegengesetzte Strömung ein. Soweit die Verfassungen nicht ganz beseitigt wurden, wie in Österreich, wurden sie rückwärts revidiert; die Bestimmungen über die Zusammensetzung der ersten Kammern wurden mit geringen Veränderungen so wiederhergestellt, wie sie bis 1848 bestanden hatten. Am bedeutsamsten war es, daß auch in Preußen diese Richtung völlig zum Siege gelangte. Die Verfassung von 1850 sah noch eine aus verschiedenen Bestandteilen gemischte erste Kammer vor: neben den königlichen Prinzen und Standesherren sollten vom König auf Lebenszeit ernannte Mitglieder sitzen, jedoch sollte ihre Zahl den zehnten Teil jener erblichen Pairs nicht übersteigen. Außerdem sollten aber neunzig gewählte Vertreter der Höchstbesteuerten und dreißig von den Gemeinderäten gewählte Vertreter der größeren Städte ihr angehören. Nach englischem Vorbild wurde der ersten Kammer bei Finanzgesetzen nur das Recht zur Annahme oder Ablehnung im ganzen zugebilligt. Durch das Gesetz von 1853 wurde aber dem König das ausschließliche Recht gegeben, die Zusammensetzung der ersten Kammer zu bestimmen. Er machte im folgenden Jahre davon Gebrauch, indem er sie in das ‚Herrenhaus' umwandelte. In ihm sitzen wieder aus erblichem Recht die Prinzen, Standesherren und erblich berufenen Großgrundbesitzer; ferner von bestimmten Grundbesitzerverbänden, den Universitäten und einer Anzahl von Städten ‚präsentierte' Mitglieder; endlich eine beliebige Anzahl vom Könige auf Lebenszeit berufener Personen. Nur in dem Präsentationsrecht der erwähnten Korporationen hat sich ein Rest des ursprünglich geplanten Wahlrechtes erhalten.

Alle Veränderungen, die seitdem an den deutschen Verfassungsbestimmungen über die ersten Kammern vorgenommen sind, betreffen nur Einzelheiten und haben weder deren Zusammensetzung noch deren Rechte im Prinzip verändert. Das neue Deutsche Reich hat das Einkammersystem eingeführt; wohl sind auch in der Zeit der Reichsgründung verschiedene Pläne zur Errichtung eines Reichsoberhauses aufgetaucht; sie sind aber daran gescheitert, daß eine befriedigende Stellung einer solchen Körperschaft neben Bundesrat als der Vertretung der verbündeten Regierungen sich nicht finden ließ. Daher ist das Problem der Gestaltung der ersten Kammern heute nur für die Einzelstaaten von Bedeutung; hier aber besitzt es eine außerordentlich große Wichtigkeit.

Wenn wir uns fragen, ob die Gründe, die zur Annahme des Zweikammersystems in den meisten Staaten, auch in allen deutschen Einzelstaaten, geführt haben, noch heute ihre Berechtigung besitzen, so wird sich das kaum bestreiten lassen. Die Bevölkerung eines Kulturlandes bildet auch heute noch keine einheitliche, gleichartige, ungegliederte

Masse von einzelnen, wie es die Demokratie haben möchte, sondern ein reichgegliedertes System. Altüberlieferte Unterschiede in Besitz, Anschauungen und Lebensweise, neue, infolge der rapiden wirtschaftlichen Entwicklung eingetretene soziale Verschiebungen gliedern das Volk auch heute in eine große Anzahl verschiedenartiger Gruppen, die eine sehr verschiedene Bedeutung für die Gesamtheit haben. Je stärker in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte die Tendenz hervorgetreten ist, bei der Gestaltung des Wahlrechts zur zweiten Kammer von allen diesen Unterschieden abzusehen und alle einzelnen Staatsbürger als solche mit dem gleichen Stimmrecht auszustatten, desto größer wird die Gefahr, daß diejenigen Volkskreise in ihrem politischen Einfluß zum Nachteil des Ganzen zurückgedrängt werden, deren Bedeutung nicht auf ihrer Zahl, sondern auf ihren geistigen und materiellen Leistungen, nicht auf der Quantität, sondern auf der Qualität beruht. Man kann gewiß an sich darüber streiten, ob es nicht richtiger und praktischer wäre, nur eine Kammer zu haben und in ihrer Zusammensetzung die Gliederung des Volkes zum vollen Ausdruck kommen zu lassen. Da aber die Entwicklung überall einen anderen Gang genommen hat, und da das allgemeine gleiche Wahlrecht sich da, wo es einmal eingeführt ist, unmöglich wieder beseitigen läßt, so bleibt im Interesse eines gesunden Staatslebens kein anderer Ausweg übrig, als neben die den Massenwillen repräsentierende zweite Kammer ein anders geartetes Gegengewicht zu stellen. Die schwierige Aufgabe der Gegenwart ist es, die ersten Kammern so zu gestalten, daß sie diesen Zweck auch wirklich erfüllen können.

Wie mir scheint, ist dazu eine vollständige Gleichberechtigung beider Kammern erforderlich. In England hat man in den letzten Jahren vor dem Kriege dem Oberhause seine frühere Stellung fast völlig genommen, indem man es in der gesamten Gesetzgebung, nicht nur in Finanzfragen auf das Recht beschränkt hat, einen aufschiebenden Einfluß zu üben. Die entscheidende Instanz ist jetzt allein das Unterhaus; es kann über jeden Einspruch der Lords glatt hinweggehen. Im Gegensatz dazu will man in Preußen das Vorrecht der zweiten Kammer in Finanzfragen beseitigen, falls dort das allgemeine, gleiche Wahlrecht zur Durchführung gelangt. Diesem Streben liegt das richtige Gefühl zugrunde, daß das Zweikammersystem sinnlos ist, wenn schließlich doch eine Kammer allein entscheidet. Auch in den großen Republiken — Amerika und Frankreich — sind beide Häuser einander gleichberechtigt.

Voraussetzung dafür ist freilich eine Zusammensetzung der ersten Kammern, die der heutigen Gliederung der Gesellschaft entspricht. Während im 19. Jahrhundert überall gewaltige soziale Verschiebungen stattgefunden haben und das Wahlrecht zur zweiten Kammer durchgreifend verändert worden ist, haben die ersten Kammern diejenige Form behalten, die sie in der Zeit vorwiegend agrarischer Gestaltung des Wirtschaftslebens und einer entsprechenden Schichtung der Gesellschaft erhalten hatten. Sie sind in den alten Formen erstarrt, während ringsum Neues entstanden ist. Aber wie soll man die notwendige Verjüngung bewirken? Soll man dabei am Prinzip der Geburt und der erblichen Berechtigung festhalten oder die königliche Berufung oder endlich die Wahl zur Grundlage ihrer Zusammensetzung nehmen, oder soll man alle diese Möglichkeiten nebeneinander zur Anwendung bringen?

Wenn man als oberstes Ziel im Auge behält, denjenigen Gesellschaftsgruppen, die einen besonderen Wert für die Gesamtheit besitzen, gegenüber dem rein mechanischen Prinzip der Zahl eine Vertretung zu sichern, so bietet die Erblichkeit der Sitze dafür eine schlechte Garantie. Die Schichten, deren Vertretung gewährleistet werden soll, können dann nicht ihre besten Leute senden, sondern der Zufall der Geburt ist allein entscheidend. Die Berufung durch die Krone führt zur Bevorzugung solcher Persönlichkeiten, von denen der Herrscher eine Unterstützung seiner augenblicklichen Absichten erwartet. Wenn ihr keine Schranken gezogen sind, ermöglicht sie eine willkürliche Umgestaltung der Mehrheit durch den sogenannten ‚Pairsschub'. Aber auch die Wahl hat manches gegen sich. Es ist außerordentlich schwierig zu bestimmen, nach welchem Prinzip die Wahlkörper zusammengesetzt werden sollen. Die Vertretung der lokalen Verwaltungskörper, die ganz andere Aufgaben haben als der Staat, läßt sich kaum mit sachlichen Gründen rechtfertigen. Gibt man solchen Gruppen, die sich durch Besitz, Bildung, Alter herausheben, das Wahlrecht für die erste Kammer und läßt ihnen zugleich dasjenige für die zweite, so schafft man ein Doppelwahlrecht, was immer seine Bedenken hat. Greift man auf die Berufsgruppen zurück, wie es heut in Deutschland vielfach vorgeschlagen wird, so erheben natürlich alle Berufe Anspruch auf Vertretung, und es ist eine völlig unlösbare Aufgabe, einen Maßstab für die gerechte Verteilung der Sitze zu finden.

Es ist hier nicht der Ort, Vorschläge für eine praktische und den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Lösung zu machen. Nur auf die historischen Voraussetzungen und Bedingungen der Aufgabe sollte hingewiesen werden. Die Lösung zu finden ist Sache der praktischen Staatsmänner. Möge es ihnen gelingen, eine neue, den heutigen sozialen Verhältnissen entsprechende Zusammensetzung der ersten Kammern durchzuführen. Dann werden sie neben die bisherigen, heute sämtlich veralteten Typen eine neue, *deutsche* Form parlamentarischer Machtverteilung stellen können, die anderen Völkern ebenso zum Vorbild zu werden vermag, wie in früherer Zeit die Einrichtungen Englands, Amerikas und Frankreichs.

Ein Rundlauf

Erzählung von Anselma Heine

Willibald Quensel ließ das Auto halten. Er hatte in seinem Bädeker von einer Burg gelesen, hier in der Nähe von Meran, die zum Kauf geboten wurde. Ein altes Tiroler Adelsgeschlecht hatte da drei Menschenalter hindurch in großer Pracht und Lustbarkeit gehaust, bis sein Reichtum zu Ende ging. Als dann kein Bauer mehr liefern, kein Jude mehr borgen wollte, fiel die ganze Herrlichkeit an die Landschaftsgemeinde, die ihre Gerichtsbarkeit darin einrichtete, schließlich aber, da den beleibten Ratsherren der Aufstieg dort hinauf zu mühsam wurde, die verstaubten Akten wieder herunterschaffte zur nahen Kreisstadt, im Burgschloß die wohlerhaltenen Gemächer des Rokokoflügels an reiche Fremde vermietete, die mittelalterlich weiten Säle aber des ältesten Burgteils zu kleinen Wohnungen einrichtete für die Armen des Tals. Auch Maler kamen manchmal hinauf, nisteten sich in dem noch unversehrten Wachtturm ein und stellten ihre Staffeleien in den Burghof.

Alles das reizte den jungen Mann, der soeben, hübsch, lebensgierig, kunst- und liebegesättigt und mit einem Geheimnis im Herzen aus Italien kam und nun auf dem Heimwege gern noch ein bißchen Luft einsammelte. Jetzt sah er die Burg. Sie stand auf einem kahlen Hügel jenseits der Landstraße und des Flüßchens. Ihre laubumwachsenen Mauern und Türme vermittelten warm zwischen den weit den Berg hinaufkletternden, grauen Schindeldächern des armseligen Taldorfes und den gelbleuchtenden, hohen Gebirgsschroffen.

Willibald Quensel schlüpfte aus seiner Pelzdecke heraus. Ein bißchen fröstelnd. Es war noch früher Herbst, er aber verwöhnt durch das italienische Klima.

Langsam und genießlich schritt er über die sonnenwarme Brücke am Ufer entlang, das von rotbefrüchteten Ebereschen eingefaßt war. Es roch nach Brombeeren, Pilzen und Tannennadeln. Laubbäume, schon rot gefärbt, wehten rauschend. Nun stieg er den steilen, zwischen Geröll getretenen Pfad hinan, den man ihm gewiesen hatte. Moos und Unkraut wucherten in den Vertiefungen des Felsenhügels. Hier und da Reste behauener Steine. Einmal eine kopflose Gipsfigur.

Die Burg hatte sich eine Weile geduckt, um bald wieder emporzuwachsen. Und nun hob sie sich schlank ihm entgegen. Er sah geborstene Torbogen, scheibenlose Fenster, einen Säulengang ohne Bedeckung, wilder Wein wogte wie ein hellroter Vorhang über die Mauern, eine Zugbrücke stand halben Leibes über dem ganz verschütteten und vergrünten Graben. Zwei runde Baumstämme dienten an ihrer Stelle zum Stege.

Im Burghof bot sich ein überraschendes Bild. Mitten unter der strengen Herrlichkeit von Bogenhallen, Renaissancegiebeln und Barockzier — steinerne Merkzeiger der Zeit, die über das Schloß hinweggegangen ist — breitete sich ein buntes und doch armseliges Durcheinander von Ziegen, Kindern, Schweinen, Hühnern, Katzen, Hunden und erbost schwatzenden Weibern. Säuglinge weinten, Knaben brüllten, Kinderwindeln hingen am Akazienbaum und an den Rosenbüschen. Ein äußerst wirksames Gegenspiel von Pracht und Vernachlässigung. Ein kleiner, mutiger Spitz wollte dem Eindringling an die Hosen, wurde aber durch eine bärtige Frauensperson zurückgerufen, die herankam und sich als Pförtnerin auswies. Sie holte denn auch, ohne groß zu fragen, ein Bund mächtiger Schlüssel herbei, und Willibald konnte die wundervolle Deckenwölbung des Rittersaales genießen, die sich in zartester Verästelung zu Säulenschäften niedersenkte. Zu seinem heftigen Verdruß aber bewegte sich unter dieser Kostbarkeit unbehindert der Hauptviehbestand der kleinen Gemeinde hier oben, muhte, meckerte und bähte, wieherte, gackerte und stank jedes nach seiner Eigenart. Der Bankettsaal nun gar, der höher lag, war völlig verunstaltet: mit Schalwänden in eine Reihe kleiner Gelasse geteilt, in denen die bedürftigen Familien schmutzig und verdrossen ihr Wesen trieben. Ein paar stumpfe Alte saßen im Halbdunkel einer Nische beisammen, die Farbflecke der durchsonnten Glasfenster auf ihren Gesichtern, die leichenblau und blutigrot getupft schienen. Willibald war erleichtert und bald völlig hingerissen, als die Führerin ihn endlich zu dem Rokokoflügel der Burg führte, der augenblicklich ganz leer stand. Da war kostbarstes Gebäu und Gerät noch wohlgefügt beisammen. Willibalds Hand strich kennerisch und bewundernd über das edle Gemaser der Tische und schmeichelte sich zärtlich über die kunstvollen Schnitzereien und Umrißkurven der Bettpfosten, Schränke, Türen und Truhen. Er fragte die Bärtige nach dem Preise der ganzen Besitzung, der so niedrig gestellt war, daß unwiderstehlich in seinem wünschereichen, noch durch keinen Widerstand erschreckten Herzen die Idee auftauchte, Burg und Umring zu seinem Besitz zu machen.

Als er wieder im Auto saß, weich in seine Decken eingewickelt, bewegte er diese Vorstellung eifrig hin und her. Konnte er sich nicht sein Erbteil schon jetzt auszahlen lassen?

Und nun tauchten ihm die Bilder seines

Elternhauses auf, in dem er jetzt wieder zu Hause sein sollte. Auch ganz frühe Bilder. Er sah sich etwa siebenjährig, hübsch in braunen Sammet gekleidet, mit blonden Locken über dem Spitzenkragen, neben seiner immer ein wenig seufzenden Mutter am Fenster stehen und auf den Holzplatz hinuntersehen, auf dem sein Vater lang, hager, in Hemdsärmeln zwischen den Zimmerleuten stand und mit seinem langen Bleistift hantierte. Ganz anders sah er aus, als oben in den Zimmern. Da war er immer im guten Anzuge und ging vorsichtig zwischen den Nippesschränken umher, nichts umzuwerfen. Da unten aber hatte er eine laute Stimme, ging rasch und kräftig und griff auch selber einmal zu. „Der langbeenigte Herrgott" nannten ihn die Leute, weil er überall war und unvermutet dreinfuhr.

Der kleine Willibald liebte den Holzplatz. Und jetzt noch, da in seinem dahinsausenden Auto, meinte er wieder, den liebbekannten säuerlichen Geruch geschälter Stämme zu atmen. Schien die Sonne heiß, dann konnten sie so wundervoll nach Kien und Bienen duften, ganz wie im Sommer. Herrlich war auch das Blitzen, Schnarchen und Kreischen der Säge, das Gräusch der fallenden Planken. Und es war ihm immer ein grauenvolles Entzücken gewesen, mit anzusehen, wie die Axt tiefe Wunden in das Fleisch des Baumes hieb, das hell und unaufhörlich bebend zu atmen schien, so daß man denken konnte, es leide Schmerz. Das Kind hat dann immer eine tiefe Zärtlichkeit gefühlt und unaussprechliche Ehrfurcht vor diesem entzweigten und entlaubten Geheimnis der Natur, das seine majestätische Nacktheit so stolz und stumm dem Menschenauge hinstreckte. Eine Zärtlichkeit, wie er sie für die vollgrünen Bäume des Waldes nicht hatte. Denen konnte er lächelnd und hochmütig die Rinde entlangstreichen: „Ich weiß alles von euch." —

Draußen begann jetzt langsam die Dämmerung Tal und Ferne zu verschleiern. Der Chauffeur stieg ab und zündete die Autolichte an. Dann ging es weiter. Willibald Quensel lehnte sich zurück. Morgen früh schon würde er zu Hause sein. — — —

Holzhändler Quensel hatte ganz klein angefangen. In dem Hause, das ihm heute gehörte, waren seine Eltern Portier gewesen, hinten im Hof im Keller. Später hatte man ihm, der zu einem Tischler in die Lehre kam, oben auf dem Boden eine Dachkammer angewiesen, und als er endlich als Zimmermannsgeselle eine wohlhabende Böttcherstochter heiratete, war er in das dritte Stockwerk hinaufgezogen. Schließlich, da er Meister wurde, sein Wohlstand sich mehrte, fing er einen Holzhandel an und erwarb die große Wiese hinter dem Hause als Lagerplatz. Da starb seine Frau. Von allen Kindern, die sie ihm im Laufe der Jahre geboren hatte, lebte nur Otto, der älteste Sohn. Der war bereits in Rußland, um dort die Holzeinkäufe für den Vater zu überwachen, als der nun Fünfzigjährige wieder heiratete. Seine neue Frau war ein blutarmes, adliges Fräulein, das im Hause eines Geschäftsfreundes französischen Unterricht gab, in deren hochmutige Magerkeit und preziöse Manieren er sich jäh verliebte und deren Hilflosigkeit ihn rührte. Aus ihrer hoffnungslosen Lage heraus nahm sie seinen Antrag an und schaltete fortan mit der Miene einer beleidigten Königin in seinem Hause. Quensel war ihr zuliebe in die zweite Etage übergesiedelt. Da ging sie umher, unruhig und unzufrieden, stellte die Nippes auf ihrem Schreibtisch um und wieder um, stäubte sie ab und putzte blank, was nur irgend dazu sich eignen wollte. Zuletzt auch noch die Bildernagel und die Haspen des Klaviers. Der kleine Wilhelm war ihr einziges Kind. Als er in die Schule kam, nannte sie ihn Willibald. In seinem vierzehnten Jahre tat sie ihn — der Vater gab ihr hierin völlig freie Hand — ein paar Eisenbahnstationen entfernt in ein vornehmes Institut, wo er mit den Söhnen von kleinen Adligen und höheren Beamten sich auf einen ‚standesgemäßen Beruf' vorbereiten sollte. Offizier oder Diplomat wünschte sie sich. Er selbst zeigte wenig Ehrgeiz, lernte leicht und arbeitete wenig, las alles, was ihm in die Hände kam, dichtete, malte und imponierte seinen Mitschülern durch allerlei Talente, seinen Lehrern aber gar nicht und blieb daher in manchen Klassen sitzen. Als ihn aber der Vater nach dem Freiwilligenexamen vom Gymnasium nehmen und in sein Geschäft bringen wollte, widersetzte er sich aus allen Kräften. Er bewies, mit noch etwas mutierender Stimme, vom Beifall der bewundernden Mutter unterstützt, dem Vater aufs klarste, daß seine, Willibalds, Aufgabe nicht sei, mit Werktagsarbeit sich Geld zu verdienen, da ja der Vater genug und reichlich zusammengebracht habe für sie alle, sondern er fühlte es als seine Mission, den Feiertag wieder einzuführen in das Leben der Menschen. „Hohes und Großes" wollte er schaffen, rief er im Fisteltone aus. „Der verarmten Welt den Glauben an die Freude zurückerobern, die Menschheit erlösen, die sich so hartnäckig an den Alltag klammre und nichts Besseres verlange" — hier fuhr seine Stimme wieder in hohle Tiefen hinab — „als unterzugehen in der stieren, ausblicklosen Arbeit." — „Warum machst du zum Beispiel nicht längst Feierabend, Papa? doch nur, weil du niemals gelernt hast, dich mit irgend etwas anderem zu beschäftigen als mit der Arbeit."

„Nee, das habe ich nicht, da haste recht, Wilhelm," sagte der Vater geduldig.

Willibald aber fuhr erzieherisch fort: „Ich habe über diese Dinge ernsthaft nachgedacht, Papa, und ich sage dir: das Wort Glück muß wieder lebendig werden im Bewußtsein der Menschen, nicht als Zufälliges und Ver-

stohlenes, das man betrachtet als etwas, das einem nicht zukommt, weil man glaubt, nur für die Pflicht da zu sein. Weißt du, was Nietzsche sagt?"

Der alte Quensel wußte es nicht.

„Er sagt: Freiheit sich schaffen und ein heiliges Nein auch vor der Pflicht, dazu bedarf es des Löwen."

Er schüttelte sein weiches, blondes Haar. Er kam sich wie ein Löwe vor. „Ich weiß nicht, ob du mich verstehst, Papa?" fragte er nachsichtig.

Der Alte nickte. „Du willst dein Geld leben," sagte er dann trocken.

Die Mutter drückte Willibald die Hand. Sie fand Papa unbeschreiblich ordinär. Willibald lächelte versöhnlich. Wie hätte er auch dem guten, alten Manne mit seinen altmodischen Anschauungen die modernen Ideen klarmachen können! Er sah auf das gefurchte, magere Gesicht, aus dessen Luftbraun die Augen klein und sehr hell hervorblickten. Liebenswürdig legte er beide Arme um den Hals des Alten und küßte ihm die Wange. —

Willibald wurde auf dem Gymnasium gelassen bis zum Abiturientenexamen, das er schließlich auch ganz gut bestand. Freilich erst nach seinem einundzwanzigsten Geburtstage.

Inzwischen war Otto Quensel nach Hause zurückgekehrt und dem Vater mit seinem gewissenhaften Fleiß eine erwünschte Stütze geworden. Er heiratete die Tochter eines reichen Möbelfabrikanten, und das große verschwiegerte Geschäftswesen wirkte aufs günstigste zurück auf die sich immer weiter ausbreitenden Unternehmungen des alten Quensel, die bei aller Solidität einen genialen Zug aufwiesen. So war denn Willibald vorerst entlastet und konnte seinem Vater die Erlaubnis und das Geld abschmeicheln für ein Universitätsstudium. Gegen den Wunsch seiner Mutter, die ihn zum Juristen machen wollte, hatte er Kunstgeschichte gewählt und als Studienorte Florenz und Rom. Zwei Jahre blieb er in Italien, schickte viele Bilder, die er gekauft hatte, nach Hause, Skulpturen, Bronzen und sonst schöne Beweise seines sammlerischen Fleißes, schrieb lange Tagebuchbriefe an die Eltern, für später zum Druck bestimmt, die Willibalds Mutter bei allen Freunden herumzeigte. —

⁂ ⁂ ⁂

Die Freude war groß über den Heimgekehrten.

Die Mutter führte ihn sogleich mit Wichtigkeit in die Beletage. Bei seiner Abreise war sie noch vermietet gewesen. Jetzt stand das ganze Haus zur Verfügung der Familie Quensel, und die Mutter hatte für Willibald ein luxuriöses Schlafzimmer, Ankleidezimmer und Atelier hergerichtet. Nun war er als Künstler abgestempelt. Alle Bilder, die er jemals gemalt hatte, waren pietätvoll auf Staffeleien aufgestellt, eine Gliederpuppe streckte gespenstisch die Arme nach ihm aus, malerische Draperien hingen an den Wänden. Frau Quensel umarmte den Sohn. „Damit du siehst, ich unterstütze deine künstlerischen Bestrebungen." Dann zeigte sie ihm noch das ‚Herrenzimmer', mit dem sie ihren Mann beglückt hatte. Da war über der Tür ein großer Ritterschild aufgehängt und über einem fellbedeckten Lager Waffen allerart; der ganze Raum mit harten Holzbänken und Lutherstühlen stilvoll bestellt.

Der alte Quensel blinzelte seinen Sohn schlau beiseite. „Ich sitze nicht mehr so gerne dritter Klasse." Und er nahm ihn mit hinauf nach dem Speicher, wo er sich sein früheres Lehrlingsstübchen wieder eingerichtet hatte, mit seinem alten, tintenbeklecksten Schreibpult, einem breiten Roßhaarsofa, auf dem Schlummerrolle und Kissen hingen: „Nur ein Viertelstündchen", die ihm seine erste Frau gestickt hatte. Ein Goldfischglas stand auf dem Tisch, und die Wände waren bepflastert mit den verblaßten Photographien seiner Familie. Hier rauchte er, las die Zeitung und fühlte sich wohl.

Willibald ertappte sich darauf, daß er ihn fast um diesen Zufluchtsort beneidete. Er hatte sich darauf gefreut, alles hier wie früher zu finden, Menschen und Dinge unverrückt, wie auf ihn wartend. Nun war alles verändert. Unzufrieden sah er aus dem Fenster hinaus, vor dem sich jetzt an Stelle des Holzplatzes ein Ziergarten ausstreckte mit Teppichbeeten und Palmengruppen. Selbst die Straße hatte ihr vertrautes Vorstadtwesen abgelegt, war verbreitert, die meisten Häuser durch anspruchsvollere ersetzt.

Vater Quensel hatte sich seinen Schlafrock angezogen, auf das gelichtete Haar eine runde Hausmütze gesetzt und rauchte. „Ja, ja," sagte er philosophisch, „das hat alles so sei Wäsen."

Willibald kniff ein Auge zu und betrachtete das seitlich besonnte Behagensbild. ‚Ein echter Biedermeier,' dachte er. Aber er dachte es zärtlich und hatte seinen Vater lieb dabei. Da auch der Alte ihn mit Wohlgefallen ansah, war er schon im Begriff, ihm sein Geständnis abzulegen, ging aber dann doch lieber hinauf zu Stiefbruder Otto, der jetzt mit Frau und Söhnen in dem dritten Stockwerk des Quenselschen Hauses wohnte und der von jeher eine selbstlose Bewunderung für den talentvollen und sorglosen Jüngsten des Hauses zeigte.

Er fand ihn in Zeichnungen und Berechnungen vertieft, während sein Kleinster am Fenster saß und ein Gedicht für die Schule lernte, laut, mit predigthafter Betonung Goethes „Wandelnde Glocke".

„Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen."

Bald saßen die Brüder auf dem Sofa, tranken Wein, rauchten und Willibald erzählte. Er tat es lebhaft und ein wenig fahrig. Endlich schwieg er. „Die Hauptsache ist," sagte er dann kleinlaut, „ich bin verheiratet."

„Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt
Als lief es aus der Schule"

plärrte das Kind.

Und nun erfuhr der Bruder, Willibald habe sich auf Capri besinnungslos in eine der schönen Steinträgerinnen verliebt, die dort erhobenen Hauptes und mit den Schritten von griechischen Göttinnen die Steinlasten vom Meere nach der Insel hinaufbefördern. Und da ihre Gunst nicht anders zu gewinnen gewesen, habe er sich, mündig, wie er ja war, zur Trauung entschlossen.

„Und Sonntags fand es stets ein Wie
Den Weg ins Feld zu nehmen."

Jetzt befand sich die junge Fiametta Quensel in einer Mailänder Erziehungsanstalt. Willibald zog ihr Miniaturporträt aus der Tasche. Es war von einem geschickten italienischen Künstler gemalt und stellte sie dar als strahlend anmutige Falknerin.

Was nun zu tun sei? fragte er vertrauend.

Der gute Otto sagte kein Wort. Er hielt das schöngerahmte Bild lange und behutsam zwischen seinen breiten Händen. Dann seufzte er.

Der Kleine lernte:

„Die Mutter spricht; die Glocke tönt
Und so ist's dir befohlen
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

„Ist sie nicht schön?" fragte Willibald glühend.

Otto nickte. „Aber deine arme Mama," sagte er dann. „Die ganze Stadt wird darüber reden."

Willibald machte ein tugendhaftes Gesicht. „Was denkst du dir, ich will sie doch natürlich nicht hierher ins Haus bringen. Bewahre, nein. So naiv bin ich nicht. Und darum — habe ich mir etwas ausgedacht, das in unser aller Interesse liegt." Und er begann von der Tiroler Burg zu reden.

„Ich habe mir gedacht," sagte er — obgleich ihm das in diesem Augenblick zum ersten Male einfiel — „man könnte großen Nutzen aus der Burg ziehen, etwa einen Luftkurort da oben machen. Denke doch, wie besucht der sein würde. Und weißt du, —" der heftige Wunsch zu überreden, gab ihm immer Neues ein — „für deinen Schwiegervater wäre da oben die reine Fundgrube. Stelle dir vor: die herrlichsten Möbel aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Und Bauernmöbel in der Umgegend soviel du willst. Ich selbst würde große Bestellungen bei euch machen, um die Säle wieder stilgemäß einzurichten. Stühle habe ich gesehen!" Er nahm einen Bleistift aus der Tasche und zeichnete auf das weiße Tischtuch. „Und oben im Bankettsal steht ein Tisch —!" Wieder zeichnete er.

Otto sah sachverständig auf das Damasttuch. „Man müßte darüber mit Papa reden," sagte er endlich gutmütig.

„Du bester Kerl," Willibald klopfte ihm dankbar die Wangen. Er stand auf, von seiner Seligkeit emporgetrieben.

„Und wenn ich dann da oben mit meinem schönen Liebchen sitze, dann weiß ich erst, wozu die ganze Geldverdienerei hier unten mit Schuften und Sparen gut ist." Er lachte fröhlich auf.

„Sie kommt und wird dich holen"

sagte das Kind. — — —

Frau Quensel wurde beinahe ohnmächtig, als sie von Willibalds heimlicher Ehe erfuhr. Der Vater lachte. Zum erstenmal erkannte er sich selbst in seinem Jüngsten wieder. Er besprach es mit Otto, daß der nach Tirol reisen und sich die Sache ansehn solle. War der Preis nicht zu hoch gegriffen, so hatte Papa gegen den Kauf nichts einzuwenden. Denn er wußte nur zu wohl, daß er seinem Nestling nichts abschlagen konnte. —

Nachmittags machte Willibald einen langen, einsamen Spaziergang. Er sprach erregt Gedichte vor sich hin und fühlte sich als ein Erlesener. Dann ging er zum Fluß hinunter und fuhr mit einem der schmalen Kähne zur Stadtpark-Insel hinüber, die mit dunkeln, runden Bäumen unbeweglich dalag. Am Ufer, die Pappelallee durchschreitend, die mit ihren langgestielten, unaufhörlich zitternden Blättern schon herbstlich trocken murmelte, mußte er plötzlich an die nackten Stämme auf des Vaters früherem Holzplatz denken, die unter dem Beil so stolz gelitten hatten. Er bekam Lust, den frischen säuerlichen Geruch des gefällten Holzes wieder zu spüren; wieder zu fühlen, wie er damals fühlte.

Er ging über die Schiffsbrücke der Altstadt zu, durch winklige Gassen und Häuser, Durchschlupfe, die er von Kind her kannte. Jetzt standen da die Lagerschuppen und Werkstätten, die seinem Vater gehörten, dahinter lag sein neuer großer Zimmerplatz. Er öffnete das Holztor und trat ein. Die Sägen blitzten, schnarchten und kreischten, mit dumpfem Schlag fielen die Planken zu Boden, von den gestapelten Brettern flogen die Hummeln auf, die da am Harz gerüsselt hatten, und über den nackten Stämmen, die auf der Erde hingestreckt lagen, zitterte rosig die Morgensonne, wie über lebendes Fleisch.

Er stand eine Weile und atmete Kindheitserinnerungen. Die Sonne blendete, so daß er nur undeutlich den langen, dürren, alten Arbeiter sah, der in Hemdsärmeln und Halsschal an einem Brett herumhantierte mit weitausholenden, gewaltsamen Bewegungen, die spärlichen Haarsträhnen flogen dem Alten um den Kopf herum.

„Papa!" Willibald bekam Herzklopfen vor Mißbilligung. „Aber Papa, was machst du denn?" Er trat näher an ihn heran. „Selbst Handanlegen, das hast du doch wirklich nicht mehr nötig, Papa, das schickt sich kaum noch für dich." Zu seinem Ärger hörte er seine Stimme, wie es ihm manchmal bei Erregungen noch geschah, zum Kinderdiskant umschlagen.

Der Vater sah ihm flüchtig in das junge, erzieherisch gefaltete Gesicht. „Das ist nun

eben mein Pläsier." Er sägte weiter. In das Ächzen und Quietschen des Holzes hinein sagte er dann noch: „Holzanfassen bringt Glück, mein Junge. Du hältst ja immer so viel auf Glück." Er lachte väterlich.

Willibald sah ihm noch eine Weile zu. In einem sonderbar zwiespältigen Schamgefühl. Er schämte sich für Papa, daß er sich hier wie ein gewöhnlicher Arbeiter hinstellte und schämte sich zu gleicher Zeit auch für sich selbst, weil er sich plötzlich als Müßiger und Anmaßender fühlte. Zu guter Letzt aber schämte er sich am meisten dieser Scham, besann sich zur rechten Zeit auf seine Prinzipien und hielt sich fest an ihnen. So sagte er denn schließlich lässig zu Papa: „Für den, der keine anderen Interessen hat, mag das Holzanfassen vielleicht schon Glück bedeuten. Ich aber — ich interessiere mich nicht mehr so sehr für Holz. Für mich ist es nur eine liebe Kindererinnerung."

Dem Alten stieg das Blut zu Kopfe, er lachte auf. „So, du interessierst dich nicht für Holz? Ausgezeichnet! Als ob das Holz dich danach fragte. Nee, mein Söhnchen" — und er legte ihm seine braune adrige Hand auf die künstlerische Sammetjoppe — „dadernach geht's nich. Das Holz, das kommt schon ganz von selber mit dir mit. Ganz von selber. Ob du willst oder nicht. Der Mensch," jetzt hob er die Hand, würdig, prophetenhaft, „der Mensch wird geboren zwischen Holz, sofern er nämlich in seiner Mutter Bett zur Welt kommt, und er kriecht auch wieder hinein ins Holz, wenn er ausgelebt hat. Unterwegens da sitzt er auf der hölzernen Schulbank, auch am Kneiptisch, flitzt über den Tanzboden. Holz, alles Holz. Nee, nee, Wilhelm" — er hatte sich an das Willibald nie gewöhnt — „lerne du nur beizeiten hart Holz bohren, sonst kriegst du dein Lebtag nichts zustande. Holzanfassen bringt Glück, das hat schon so sei Wäsen."

— — — — — — — — — — — — — —

Es waren die letzten Worte, die Willibald von seinem Vater hörte. Als er spät abends von einem Zusammensein mit seinen Freunden nach Hause kam, erfuhr er, den Alten habe draußen auf dem Holzplatz ein Herzschlag getroffen. Tot hatte man ihn in sein Haus gebracht.

※ ※ ※

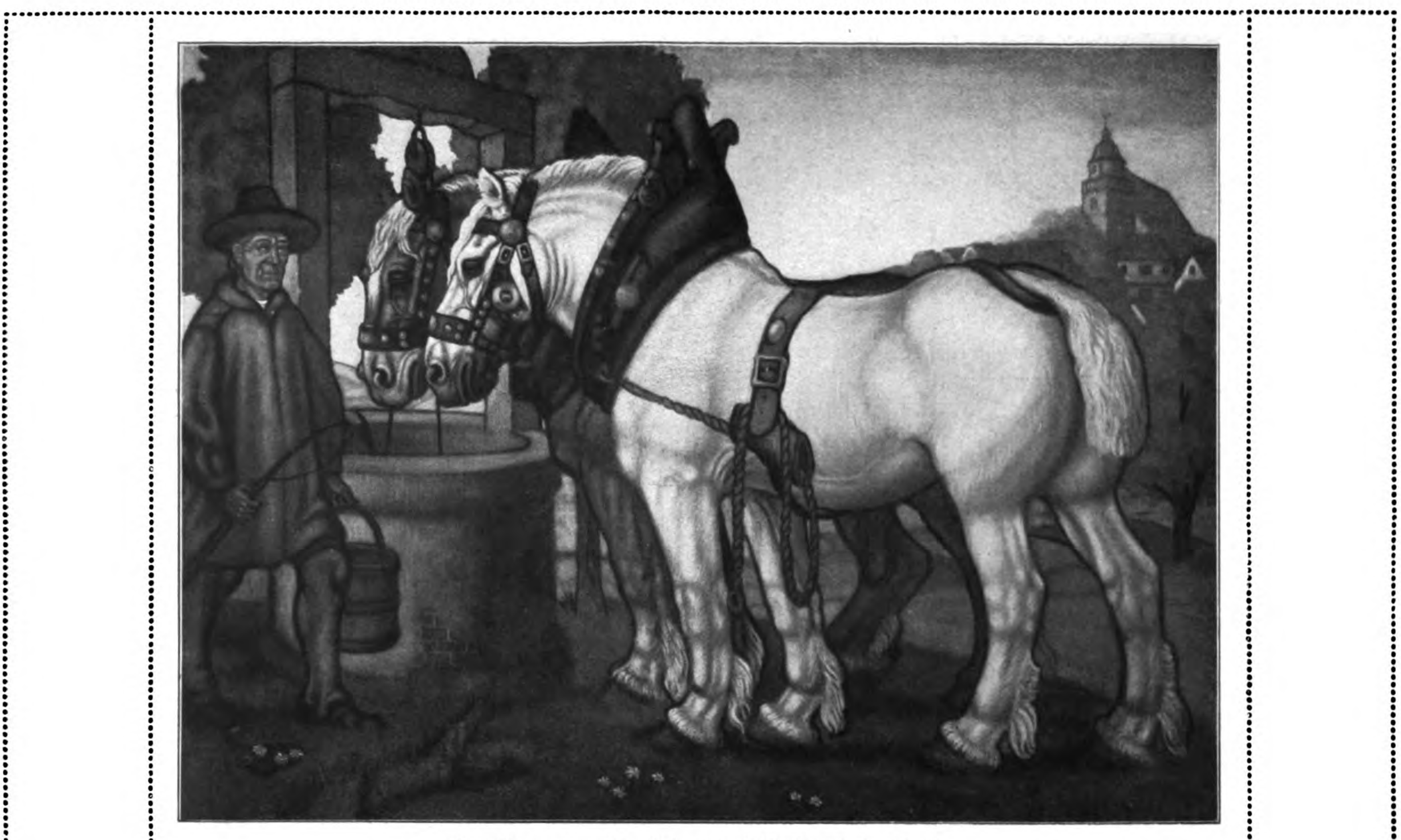
Willibald erstes Jahr als Burgherr zeigte durchaus nicht jenes lächelnde Festtagsgesicht, das er sich erträumt hatte. Der Kauf war gut erledigt, die Wiederherstellungsarbeiten im Gange, aber das schöne Liebchen, das hier oben selig mit hausen sollte, kam nicht. Sie war, da sie ein Kind erwartete, sehr gegen Willibalds Wunsch nach Capri zu ihren Eltern zurückgekehrt und wenige Wochen nach der Geburt des Kleinen mit dem Maler, der damals ihr Porträt gemacht und dabei wohl ihre Schönheit allzuwohl erfaßt hatte, nach Paris entwichen. Das Kind hatte sie zurückgelassen.

Willibald brachte das schwarzaugige kleine Bündel seiner Mutter, die in ihrer Witweneinsamkeit sich des kleinen Pfleglings freute. Er selber aber hockte verscheucht und grüblerisch in dem alten Wachtturm, den er sich als Interimsaufenthalt leidlich wohnlich hatte machen lassen und sah melancholisch hinüber nach der Burg, in der ein Heer von Geschäftigen den Blütenbehang von dem alten Gemäuer riß, daß es nackt und ehrwürdig starrte. Er sah, wie Gerüste aufgeschlagen wurden, Steine und Hölzer aufgehäuft und hörte den betäubenden Lärm der Arbeit. Um dem Geräusch und dem Staub zu entgehen, war er fast den ganzen Tag unterwegs, stöberte die Umgebung nach Altertümern aus, kaufte die Bauernhäuser leer und besuchte Trödler und Unterhändler in den benachbarten Städten. Allmählich machte ihm diese Betätigung Freude, sein Körper dankte für die reichliche Bewegung in der Luft, der er sich bei jedem Wetter unterzog, er wurde breit und männlich und manchmal, wenn er die Leute da beim Bauen so geschmeidig klettern, so kraftvoll tragen sah, überkam ihn eine ungeduldige, rein körperliche Tatkraft, die er sich doch selbst nicht recht eingestehen wollte. War er doch der Herr, der Geistermensch, der Führer, der sich zu bewahren hatte für das Ideale.

Abends dann, wenn der Bau in Ruhe lag, saß er lange einsam am Turmfenster und spürte in die Finsternis hinaus, die von den Gerüchen von Schutt und Steinstaub und vom Duft gefällten Holzes wundervoll durchzogen wurden. Und wenn er das leise Rauschen hörte, das die Nacht ihm brachte, meinte er das Kreisen der Säfte zu vernehmen, das in den toten Stämmen wieder aufwache und rede.

Oft auch kamen die Architekten, Maler und Steinmetzen, die er hierherberufen hatte. Man beugte sich über Pläne und Rechnungen, sprach über Kunst und besah Willibalds Sammelmappen. —

Er selbst wandelte sich allmählich, ohne das zu merken, vom Genießenden und Anordnenden zum Lernenden, er konnte bald einfach an der Art des bearbeiteten Holzes genau die Entstehungszeit des Werkes beurteilen. Und trieb er das zuerst als eine Art von belustigendem Sport, so gewann er schließlich ein so ernstes, ja leidenschaftliches Interesse an dem Gegenstande selbst, daß er keine Mühe scheute, die ihn tiefer und völliger in das Wesen nicht nur des einzelnen Geschaffenen, vielmehr des Schaffens selber eindringen ließ. Zuletzt war seine Phantasie so ganz erfüllt von den Formen, mit denen er sich unausgesetzt umgab und beschäftigte, daß sie ihm gleichsam überquoll zu eigenen Entwürfen, die er unter seinen Augen ausführen ließ. Sein liebster Aufenthalt wurde die große Tischlerwerkstatt, die er im Burgfried hatte einrichten lassen. Auch machte er sich mit den Instrumenten und Handgriffen dort bekannt und erprobte sich manch-



Am Brunnen. Gemälde von Wilhelm Fahrenbruch

mal bei der Wiederherstellung eines Lieblingsgerätes.

So verging die Zeit. Zuletzt war die ehemalige Silhouette der Burg, die man aus alten Bildern kannte, aufs glücklichste wiedergewonnen. Man widmete sich bereits der inneren Ausstattung. Da gab es täglich neue Entdeckungen, überall kamen übergipste Herrlichkeiten an Fresken und Schnitzereien zutage. Namentlich der Bankettsaal versprach ein Kulturdokument ersten Ranges zu werden. Jede dieser Entdeckungen und Überraschungen aber lockte, ja verpflichtete zu immer neuem Forschen, immer neuem Wiederherstellen. Das Geld lief wie Wasser durch Willibalds Hände. Dafür häuften sich in den Kellergewölben, in denen die in der Burg aufgefundenen Sachen untergestellt waren, wahre Schätze an. Manchmal nachts, wenn Willibald nicht schlafen konnte, schlich er sich mit einem Laternchen hinunter in die Keller, leuchtete bald diesem schönen Altertume ins Gesicht, bald jenem, strich liebkosend über Säulenschwellungen, Schnitzereien und gebauchte Formen. Heimlich, wie ein Liebhaber vom Stelldichein zurückhuscht, stieg er dann wieder hinauf in sein einsames Turmzimmer.

Und die Burg wuchs und wuchs, setzte Türme an und Zwischenflügel, dehnte sich über den Hof hinüber jenseits des Burggrabens zu Wirtschaftsgebäuden und Stallungen. Manchmal kam sie Willibald vor wie ein schönes Tier, das man jung und herrenlos in seinen Besitz gebracht hat und das nun stark wird, gefräßig und eigenwillig und uns bedroht. Es kamen Stunden, in denen er die Burg verwünschte. Aber Otto half und riet. Er leitete des Bruders Anstalten auf den Weg geschäftlicher Unternehmungen, beredete ihn eine systematisch betriebene Nachbildung der schönsten alten Stücke einzuleiten. Er hatte im Dorfe unten ein paar geschickte Handwerker gefunden, bei denen die alte gute Handwerkstradition des Mittelalters noch nicht erloschen war, die leitete er an, ließ sie Ausbesserungen vornehmen und schickte ein paar der jüngeren nach München in die Kunstgewerbeschule.

❧ ❧ ❧

Im Frühling des fünften Jahres gab Willibald Quensel sein Einzugsfest. Er hatte zur Feier ein Festspiel gedichtet, das er im Burghof von Schauspielern aufführen ließ: ‚Burg Feiertag'. Es war symbolisch. Seine Mutter, in prächtigem Renaissancegewande, stellte Frau Freude dar, er selbst war König Feiertag, das Söhnchen, Fortunato getauft, saß auf einer kleinen, blumengeschmückten Empore und nahm die Huldigungen der Dorfjugend entgegen, die als Pagen gekleidet, Rosenkränze im Haar, für jedermann Wein und Früchte umherreichten. Kleine Mädchen führten Tänze auf und sangen. Vom Turm läutete die Glocke. Eine Fahne mit dem Wappen von König Feiertag — eine rotblühende, dornenlose große Rose — wehte am bekränzten Tore. Es kamen viele Fremde, zuzusehen. Es war wie eine Wallfahrt. „Die Wallfahrt nach der Freude" sagte Willibald in seiner Ansprache, die er, sein Söhnchen im Arm, vom Söller aus hielt.

Das Fest wurde in allen Zeitungen besprochen, Willibalds Person, von der Aureole eines romantischen Liebesschicksals umwoben, gab bald dem ganzen Tal und weit darüber hinaus Stoff zur Legendenbildung. Man pilgerte zur Burg hinauf, sah, bewunderte und blieb, da der Burgherr großartigste Gastfreundschaft übte, gerne droben. Vor allem lud Willibald sich Künstler ein. Er hatte den einen Flügel der Burg ganz „den Unsterblichen" gewidmet, dort saßen Dichter, Maler, Gelehrte und Kunstliebhaber, sogen an der Vergangenheit und freuten sich der Gegenwart. Abends versammelten die Auserwählten sich dann im Rittersaal. Der Burgherr spielte die Laute und sang, andere folgten. Man nahm die kostbaren Gewänder aus den Truhen, verkleidete sich und ließ in Vers und Prosa seiner Phantasie freien Lauf. Die Gastzimmer füllten sich, in den Wirtschaftsgebäuden wurde gekocht und gebraten nach Herzenslust, die Ställe standen voll Nutz- und Reittieren — die alte Lustbarkeit und Pracht war wieder aufgewacht in der Burg, ganz so wie Willibald sich das erträumt hatte.

Da war aber etwas in ihm, das nicht ganz zufrieden war mit dieser Erfüllung. Das Blut seines Vaters in seinen Adern revoltierte gegen die Verschwendung ringsum. Und so gab er den Vorstellungen seiner Mutter, den Vorschlägen seines Bruders nach: Aus dem Sanssouci wurde ein Gasthaus, ein Paradies für Menschen, die der Banalität der üblichen Luftkurorte entgehen und für ihr Geld Poesie haben wollten. Es wurde das, was Willibald damals seinem Bruder vorgefabelt hatte, um ihn dem Burgkauf williger zu stimmen.

Aber Otto Quensel war klug genug, seinen Bruder nie daran zu erinnern.

Es hätte dem jungen Burgherrn nicht an Trösterinnen gefehlt, die sich seines verwitweten Zustandes annehmen und gern Burgherrinnen werden wollten. Aber Willibald brachte es nie recht über ein unverbindliches Getändel oder eine weiche, lässige Hinneigung heraus. Überhaupt war es seltsam, daß er all dieses Feierhafte, das doch sein Lebensziel gewesen, nur mit halben Sinnen veranstaltete und genoß. Manchmal kam er sich vor wie nur zu Gast da oben. Überall schien er entbehrlich: im Büro, wo Angestellte mit Schreibereien und Rechnereien reichlich zu tun hatten, bei den Gästen, für deren Behagen seine Mutter sorgte. Sie präsidierte mit Hingebung und Geschick, war in den neuen Pflichten wieder jung geworden, zu Gelassenheit und Würde gelangt. Das körperliche Wohl der Burgeinwohner lag in den Händen eines klugen jungen Mädchens, das sich um die Wirtschaft und die Ver-

pflegung kümmerte. Sie war die Tochter des Kreisarztes aus dem Tal, fröhlich, praktisch und verständig und mit einem feinen Sinn für alles Schöne. Manchmal, wenn Willibald sich im Schwarme einsam fühlte, dachte er an sie als eine Zuflucht. Vorerst aber ließ er sich treiben. Mit dem Söhnchen tollte und spielte der junge Vater freilich ausgelassen und das Kind ließ sich das in anmutiger Verwöhntheit achtlos gefallen. Überall aber blieb irgendein Überschuß in Willibalds Seele, der keinen Ausweg fand, eine unbewegte Kraft, die fast weh tat.

Eines Nachmittags schlenderte er wieder ziellos umher, ging in das buntbepflanzte Gärtchen, besah die Ställe, die Geräteschuppen und kam zur Ausbesserwerkstatt seines Burgtischlers, vor derem großen offnen Glasfenster er stehen blieb und hineinschaute. Drinnen war es leer, die Sonne spielte mit dem Holzstaub und wob Lichtbrücken daraus vom Boden zum Fensterbogen. Willibald trat ein. Der wohlbekannte Holz- und Firnisgeruch tat ihm gut. Da standen zerbrochene Stühle umher, hinkende Prachttische, geborstne Türfüllungen lagen auf bauchigen Kommoden, deren Politur erneuert werden sollte, alles harrte der gewissenhaft mühevollen Ausbesserung. Willibald strich schmeichelnd über das schöne Tischornament. Eine Löwenpfote war davon abgebrochen. Er untersuchte sie, auf dem staubigen Sägebock sitzend, wie ein wundes Lebewesen. Dann betrachtete er das Brett, an dem der Tischler gerade arbeitete. Es sollte gekürzt werden. Wundervolles starkes Eichenholz mit kräftiger Bogenzeichnung. Unwillkürlich zog er sich seine Künstlerjoppe aus. Er bekam Lust zu sägen. Von einem Tannenstamme her, der am Boden lag, duftete es so kräftig! Ein Geruch von Kien und Bienen stieg aus dem besonnten Holze. Förmlich berauschend. Er fing an zu sägen, lang, gebückt, mit weit ausholenden Bewegungen. Eine eigentümliche Lust kam über ihn dabei, die Befriedigung eines rein körperlichen Tatendranges. Er arbeite stärker, seine Brust hob sich, er fühlte Schweißtropfen über sein Gesicht laufen, ein Glücksgefühl durchströmte ihn, das etwas Heiliges hatte in seiner unaussprechbaren, nur dunkel und sicher gefühlten Vollkommenheit.

„Achch, achch," machte die Säge, Baummehl rieselte duftend, ein Holzstück klatschte zu Boden.

Willibald blickte auf. Da sah er — das Entsetzen drängte sich ihm wie ein harter Ball in die Halshöhle, er sah seinen Vater lang, gebückt, mit weggewehtem Haar, hemdärmelig, die Säge in der Hand, wie erstarrt in gewaltsam ausholender Bewegung. Die Augen unbeweglich nach ihm gerichtet.

„Papa?" sagte er furchtsam. Er hörte es sich sagen, ernüchterte daran und verstand, daß es sein eigenes Spiegelbild im Werkstattsfenster war, das er erblickte. Aber sein Herz klopfte dröhnend und trieb Fangeball mit all seinem Blute. Das Gefühl, etwas Unerhörtes erlebt zu haben, blieb. Mechanisch beugte er sich wieder über seine Arbeit, um zurückzufinden in die Wirklichkeit. —

„Aber Papa!"

Kam auch das wieder? Aber die Stimme war jünger als die seinige damals gewesen, eine Kinderstimme. Fortunato stand da, hübsch in braunem Sammet gekleidet, weiche blonde Locken fielen über seinen Spitzenkragen. „Was machst du denn, Papa? Wie komisch du bist in Hemdsärmeln. Und warum tust du das selber? Wir haben doch Leute genug, die sowas tun können?" Seine großen Augen waren erzieherisch auf seinen Vater gerichtet.

Der blickte sich ein paarmal sonderbar um. Er strich sich das Haar glatt.

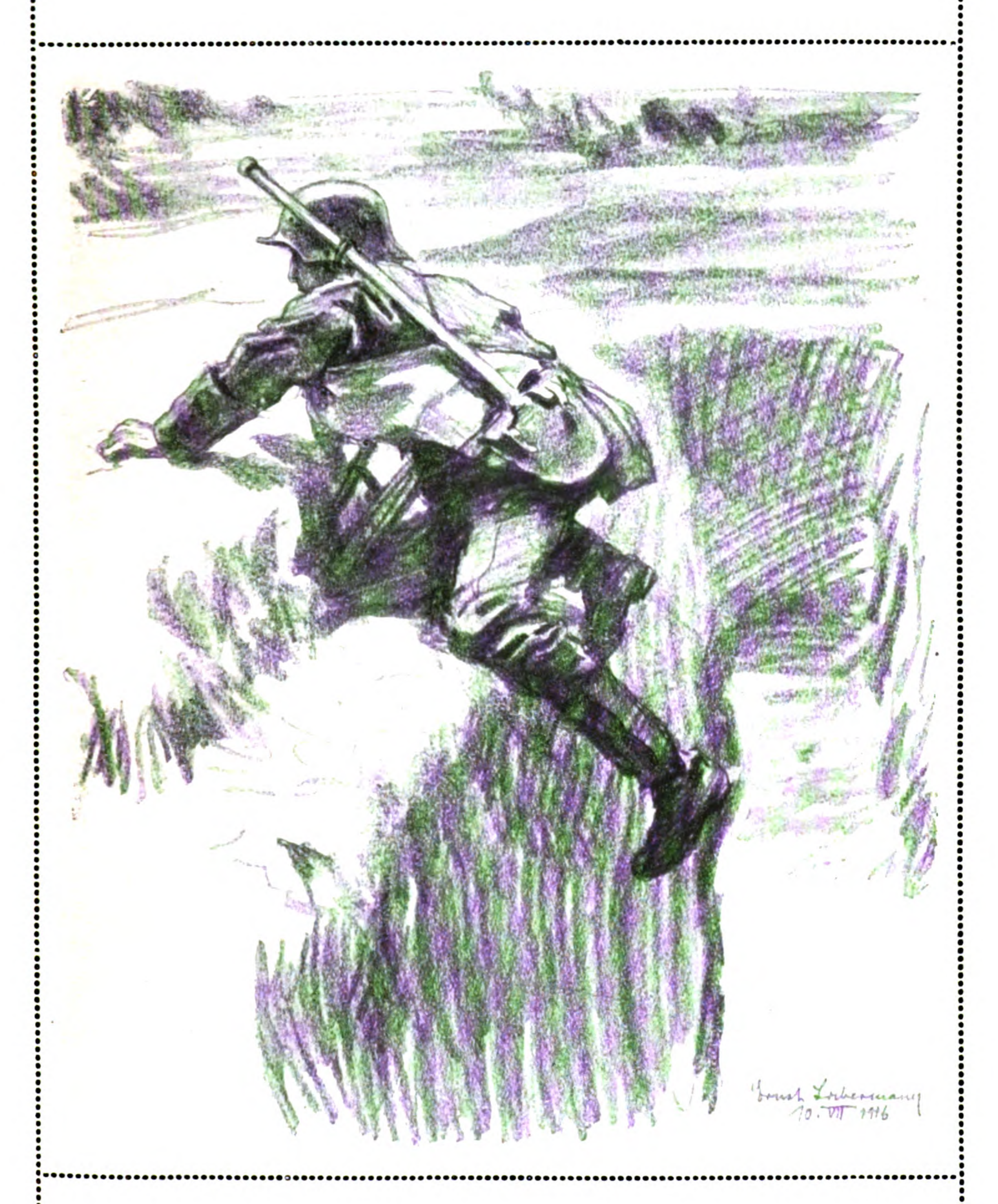
„Kommst du nicht?" fragte Fortunato. „Ich soll dich zum Vespern holen. Fräulein Helene hat unter der Akazie decken lassen, und Madame Recznikoff läßt bestellen, es wäre sehr unhöflich, sie warten zu lassen." Dann, da sein Vater noch immer nicht antwortete, wurde es ihm unheimlich und er lief davon.

Willibald stand im Sonnenschein und fror. Eine Erscheinung aus dem Jenseits? Eine Mahnung, die ihn auf baldigen Tod vorbereiten sollte, auf seinen Tod, vielleicht schon heute?

Etwas wie Zorn stieg in ihm auf. Das wollte er nicht! Sterben jetzt, da er zum erstenmal das Glücklichsein kennen gelernt hatte, das wirkliche Glücklichsein. Und er hörte die alte Stimme seines Vaters sagen: „Holz anfassen bringt Glück, mein Junge, du hältst ja soviel auf Glück." Und wieder: „Lerne hart Holz bohren." Scheu schaute er noch einmal nach dem Fenster. Aber Fortunato hatte es im Vorbeigehen zugedrückt. Das Spiegelbild war verschwunden.

Nachdenklich wusch er sich am Ziehbrunnen die Hände, wischte sich mit seinem Taschentuch die Stirn und zog seine Joppe wieder an. Aber ihm blieb das Gefühl eines Stoßes, den er empfangen, der ihn weggeschleudert hatte von allem Gewohnten. Draußen läutete die Turmglocke Feierabend. Da mußte er auf einmal an die ‚Wandelnde Glocke' denken. Er hatte sich nie wieder an das Gedicht erinnert. Jetzt kam ihm eigentlich nur eine einzige Zeile daraus ins Gedächtnis: ‚Sie kommt und wird dich holen.' Ja, sie hatte ihn geholt, die strenge Hüterin der Pflichten. Und plötzlich verstand er alles von seinem Leben: Wie er weggerannt war von Arbeit und Pflichten, und wie das Genießen selber, dem er nachgejagt, ihn wieder zu Pflicht und Arbeit zurückfinden ließ. Einen Rundlauf hatte er gemacht. Der war nun beendet.

Aus unserer Kriegsmappe:



Soldat einer Sturmabteilung beim Sprung aus dem Graben

Zeichnung von Prof. Ernst Liebermann



Diele im Schabbelhaus zu Lübeck
Gemälde von Wilhelm Beckmann

Das Schabbelhaus in Lübeck

Ein Museum bürgerlicher Wohnungskunst von der Renaissance- bis zur Biedermeierzeit

Von Prof. Dr. Karl Schaefer

Es gibt noch immer Menschen von Geschmack und Urteil, die unsere Museen Kirchhöfe der Kunst nennen. Sie wollen mit diesem harten Urteil sagen, daß ihnen das organische Verwachsensein oder der zufällig gewordene Zusammenhang eines Kunstwerks mit seiner Umgebung als ein ganz wesentlicher Teil seiner lebendigen Wirkung erscheint. Aus dieser lebendigen und lebengebenden Umwelt ein Werk herausreißen, um es einzufügen in die unanschauliche, abstrakte Systematik einer Museumsanordnung komme also einem, wenn auch ehrenvollen, Begräbnis gleich.

Ein großer Kleiderschrank, vom Alter geschwärzt, mächtig wie ein Haus, steht in seiner majestätischen Stattlichkeit als Erbstück von Geschlechtern in der Diele eines Bauernhauses und erzählt von seinem und des Hauses Schicksalen; wandert er in die Stadt, so bleibt seine Schönheit wohl dieselbe; aber es bleibt nur eine interessante Variante eines kunstgeschichtlich festgestellten Möbeltypus übrig, wenn er in die Reihe seiner Verwandten eingeordnet ist. Daß eine barocke Sandsteinmadonna an einer Würzburger Straßenecke ihrer besten Wirkung verlustig geht, wenn man sie ins Museum bringt, ist handgreiflich. Und es gibt sogar Maler, die erzählt haben, daß die mäßige Kopie der Raffaelischen Madonna Sixtina in der Klosterkirche zu Piacenza an der alten Stelle, für die einst das Original geschaffen worden ist, in der alten Umrahmung, hoch über dem Altar, viel stärker, unmittelbarer und einleuchtender wirke, als das von allen Entstehungsbedingungen losgelöste Original selbst in der Dresdener Galerie. Sogar die unabhängigsten Werke der Kunst, die Gemälde, die von ihren Rahmen umgrenzt und von der Umwelt losgelöst ihr Leben führen, sind also doch noch häufig in ihrem Ausdruck beeinflußt von dem Licht, der Architektur, der Stimmung des Raumes, in dem sie leben; um wie viel mehr alle Zeugen angewandter, architektonischer Kunst. Aus solchen Überlegungen ist der heute allgemein anerkannte Wunsch entstanden, für die Organisation des Museumsbesitzes Räume zu schaffen, die einer planvollen Aufstellung Platz genug und geeigneten Hintergrund geben, damit wenigstens ein Teil jener alten Wirkung auch an der Stätte der Massenaufbewahrung alter Kunstwerke wieder lebendig werden kann. In Schweden und Dänemark hat man zuerst vor etwa einem Menschenalter damit begonnen, ganze Bauern-



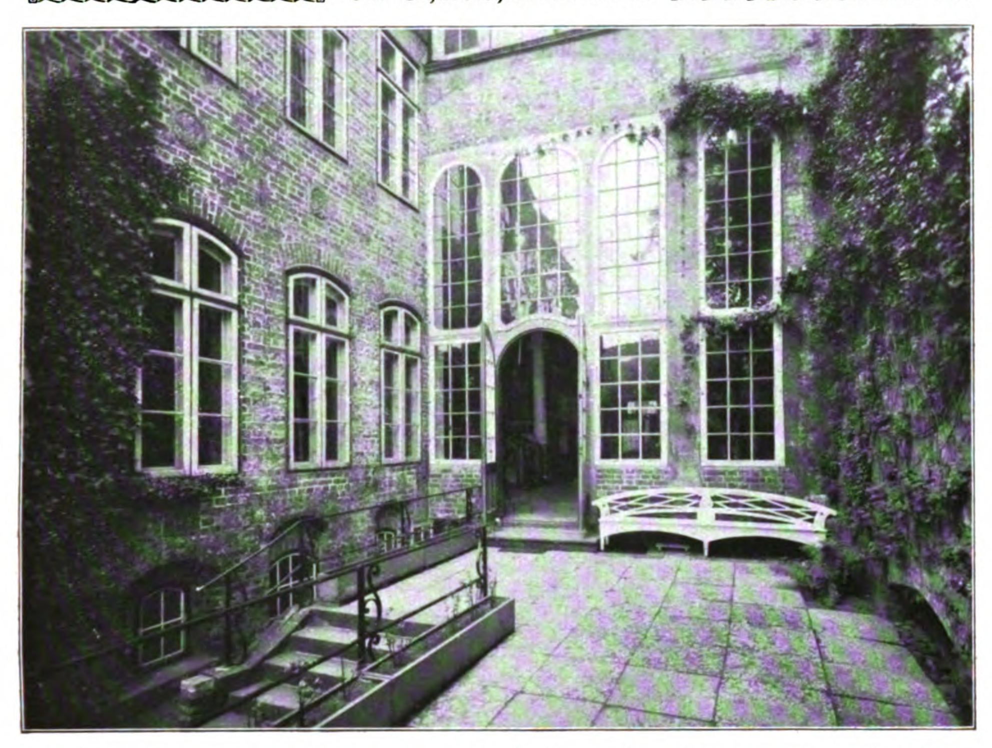
Fassade des Hauses mit dem Sandsteinportal von 1590. Darüber ein geschmiedeter Ausleger mit dem Weinkranz, dem ortsüblichen Schild der Weinhandlung

häuser samt ihren Stuben und in den Stuben wieder alle Einrichtungsstücke bis ins Kleinste zu erwerben und als Museumsgegenstand aufzubewahren. Für die Erhaltung bäuerlicher Kunst hat man dies Beispiel unserer nordischen Nachbarländer in Deutschland schon an vielen Orten nachgeahmt, namentlich an der Wasserkante, in Schleswig-Holstein, in Westpreußen und im Gebiet der Unterweser. Für die museumsmäßige Aufbewahrung bürgerlicher Kunst war der erste, seitdem in Danzig und Flensburg nachgeahmte Versuch solcher Art das Schabbelhaus in Lübeck.

Wer es nicht aus eigener Anschauung kennt, findet sich in dem bunten Vielerlei der Räume eines solchen hansischen Kaufmannshauses nicht so leicht zurecht. Auch in den Hansestädten sind es nun schon rund hundert Jahre her, daß man aus diesen umständlich und weitläufig gebauten alten Giebelhäusern hinauszog, um in den Gärten vor dem Tor ein kleines, modernes Wohnhaus zu haben. Nur das Kontor pflegt der Kaufmann noch in der Altstadt zu behalten; seine Speicherräume aber liegen wieder draußen im Hafengebiet. Das alte Kaufmannshaus mußte einst Wohnung und Speicher und Arbeitsräume unter einem Dach vereinigen, und aus diesem Zusammenfassen so verschiedener Bedürfnisse entstand gerade seine lebendige, baukünstlerisch so unerschöpflich reiche Raumwirkung. Da ist zunächst der Hauptraum des Hauses, die hohe, weiträumige Diele, die fast das ganze Erdgeschoß von einer Brandmauer zur andern und von der Hoffront bis nahe an die Haustür einnimmt. Vorn an der Straße fallen neben dem Eingang nur zwei Zimmer ab, die für Geschäftsverkehr und Besuche gedient haben mögen, und dazwischen steht der gemauerte Herd mit dem riesigen Rauchfang darüber, auf dessen Bort die nötigen blanken Kupfer- und Messinggeräte hängen und stehen. Durch Holzwände mit vielsprossigen Fenstern hat man die Herdstelle zu einem geschlossenen Küchenraum gemacht. Auf den großen Steinfliesen der Diele herrscht des Werktags reges Leben. Wenn in Säcken, Ballen und Fässern die Kaufmannsgüter angefahren werden, rollt die Schar der 'Träger' sie durch die Haustür herein; ein Teil lagert zu baldigem Verkauf auf der Diele; der Rest wird mit dem großen Tretrad, das im Dachgeschoß eines jeden dieser Häuser eingebaut steht, durch die Ladeluke in der Decke der Diele hochgewunden, um auf einem der niedrigen Speicherböden zu lagern, die oft zu vier und fünf übereinander das hohe Satteldach des Hauses einnehmen. Aber dieser grobe Geschäftsbetrieb ist es nicht allein, für den die helle, festlich wirkende Diele bestimmt ist. Das erkennt man schon an dem hohen Getäfel, das wie eine üppige Renaissancefassade mit zierlicher Säulen- und Bogenarchitektur und mit phantasievollem Schnitzwerk an der ganzen Längswand sich hinzieht. Und diese Täfelung ist so alt wie das Haus selbst; sie entstand Anno 1595 gleichzeitig und aus dem gleichen Geist vollendeter Hochrenaissance wie das mächtige, durch zwei Geschosse emporgeführte Sandsteinportal des Hauses. Als das Bedürfnis nach Bequemlichkeit im 18. Jahrhundert ein anderes geworden war, ließ sich der Besitzer des Hauses, unbekümmert um den verblüffenden Gegensatz des Stils, mitten in dieses Renaissancegetäfel einen lustig und phan-



Renaissancetäfelung der Diele mit eingebautem Geschirrschrank von etwa 1760



Hofseite mit dem hohen Dielenfenster, das die ganze Breite der Wand einnimmt; links der Wohnflügel

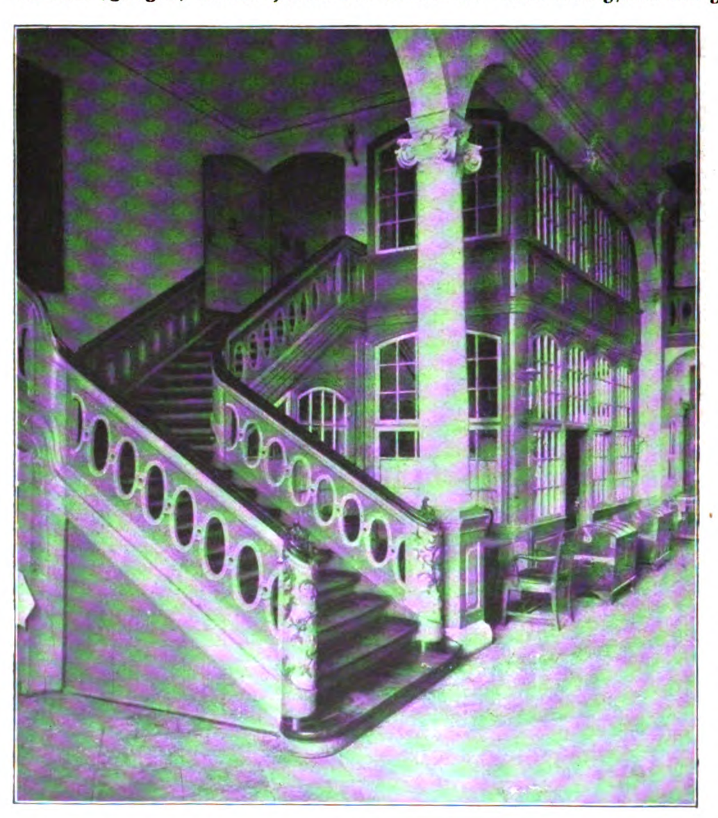


Speisesaal im Erdgeschoß des Wohnflügels. Landschaftstapeten und Mobiliar vom Ende des 18. Jahrh

tastisch bewegten Geschirrschrank einbauen, der in seinen gebauchten und geschweiften Formen ein echtes Kind des Rokoko geworden ist.

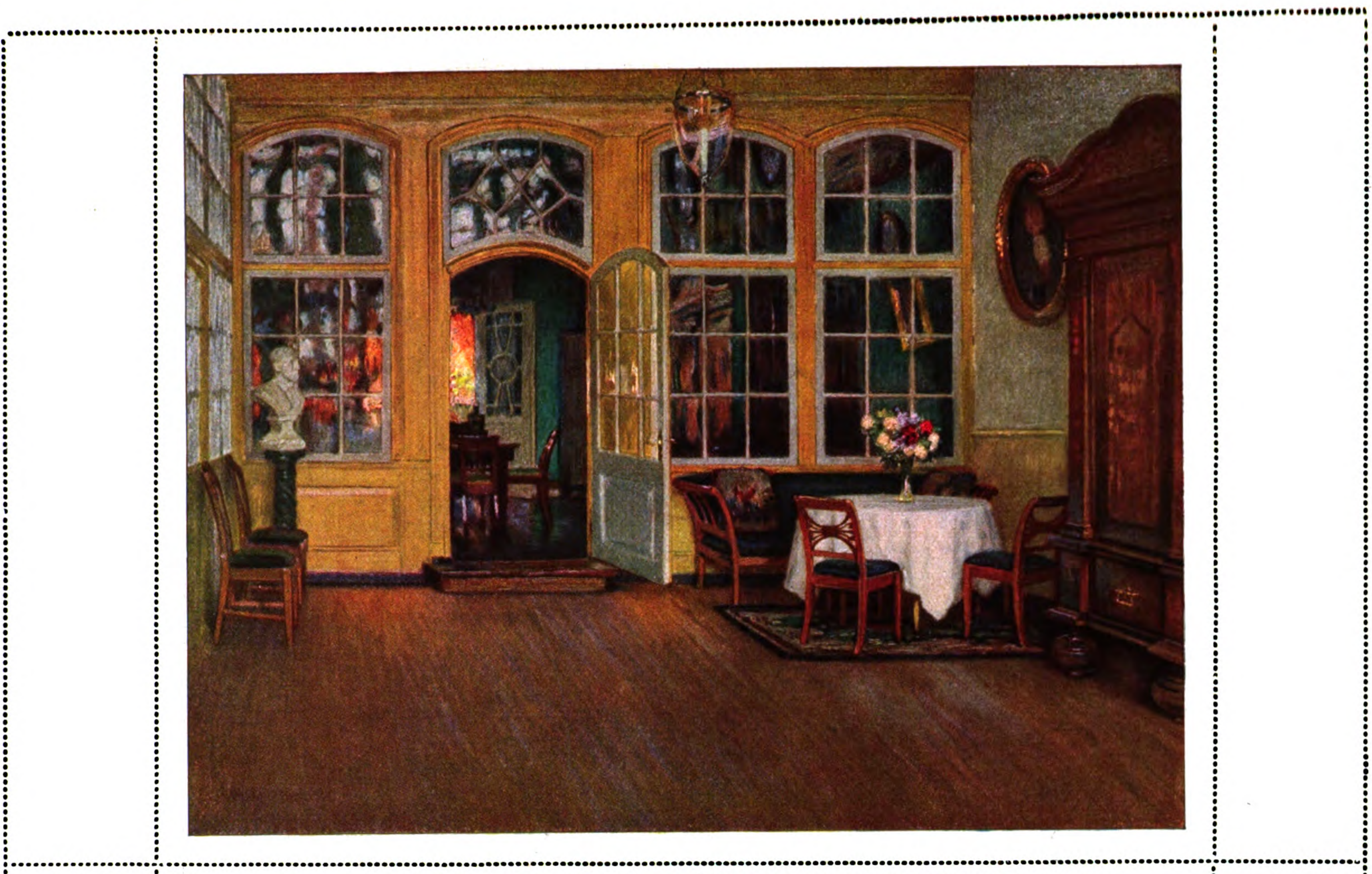
Bis in diese Zeit hinein hatten sich die Bewohner mit engen Wendeltreppen beholfen, wie sie vom Mittelalter her noch im 16. Jahrhundert ganz allgemein in Deutschland die einzig übliche Form der Treppe bildeten. Nun — am Ende des 18. Jahrhunderts — als die Rokokoschnörkel den Handwerkern noch in den Fingern lagen, ließ man dafür die beiden breit und behäbig aufsteigenden bequemen Treppenläufe anlegen, die umständlich und verschwenderisch die Verbindung zu den oberen Räumen nach vorn und hinten im Hause herstellen. — Ein zauberhaft schönes Gebilde ist diese Diele, unerschöpflich in ihrer wechselnden Stimmung, im Dämmerlicht des Abends, im hellen Mittagssonnenschein, der in den hundert Glasscheiben spiegelnd sich fängt, oder im Kerzenlicht des Abends; ewig neu und überraschend, voll behaglicher Ecken und reizvoller Durchblicke. Unter den in Lübeck noch erhaltenen Dielen verdient diese an Raumschönheit die Bewunderung, die ihr zuteil wird, am meisten.

Zu wohnen pflegte man in der Zeit, als das Schabbelhaus gebaut wurde, in Lübeck in dem ‚Flügel‘, einem hinter der Diele an der einen Seite des Gartenhofes tief nach hinten reichenden zweistöckigen Bau, der viele hohe Fenster zwischen einzelnen Pfeilern und eine stattliche Stockwerkshöhe besaß. Hier findet man Wohn- und Festzimmer im Erdgeschoß; darüber lagen im ersten Stock gewiß ehemals die Schlafräume. Wie diese Wohnräume ausgestattet waren, als der Erbauer des Hauses noch lebte, davon wissen wir nichts. Nur die Umfassungsmauern, die Abmessungen der keineswegs dunkel und eng, sondern sehr wohnlich und heiter gestalteten Räume sind noch die alten. Und im Erdgeschoß liegt mit vier hohen Fenstern und ebenso hohen Spiegeln an den Zwischenpfeilern der langgestreckte festliche Saal mit den Landschaftstapeten, die über den hellgrau gestrichenen Lambris die ganze Wandfläche bis zur Hohlkehle der Rokokostuckdecke einnehmen. Jeder Leser der ‚Buddenbrooks‘ von Thomas Mann erinnert sich der Bedeutung, die im alten Lübeck das Landschaftszimmer einst hatte, man liebte es hier im rauhen Norden, wo der Sommer schon so empfindlich gekürzt ist und düstere Nebeltage so häufig sind, sich an den Feiertagen umgeben zu sehen von arkadisch anmutigen Landschaften, aus denen die Götter Griechenlands oder wenigstens einige lustwandelnde Liebespaare die bei Tische Sitzenden freundlich ansahen, jenes heitere lockere Volk, das um dieselbe Zeit in zierlich gespreizter Porzellanplastik zu Hunderten aus der Meißener Manufaktur in das Haus des wohlhabenden Bürgers eindrang. Und es bedurfte keiner Künstler von namhaftem Ruf, um solche Heiterkeit an die mit Leinwand bespannten Wände zu zaubern: die Meister des Lübecker Maleramts konnten das mit Hilfe der vielen Augsburger, Amsterdamer oder gar Pariser Kupferstiche, die sie in Händen hatten, gar wohl.



Blick in die Diele (vom Hoffenster aus) mit der Haupttreppe (etwa 1780), dahinter die Küche, über der zwei Gesindestuben angeordnet sind

Gut erhalten, wie es bis 1904 im Gebrauch war, ist auch heute noch das Kontor des Hausherrn. Es ist über dem Hauseingang mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit so gelegt, daß der Kaufmann nach vorn die Straße, nach hinten, wenn er nur die Tür öffnete, die Diele und



Auf der oberen Diele im Schabbelhaus zu Lübeck. Gemälde von Prof. Wilhelm Claudius



Blauer Saal im Obergeschoß des Wohnflügels. Einrichtung aus der Zopfzeit um 1790



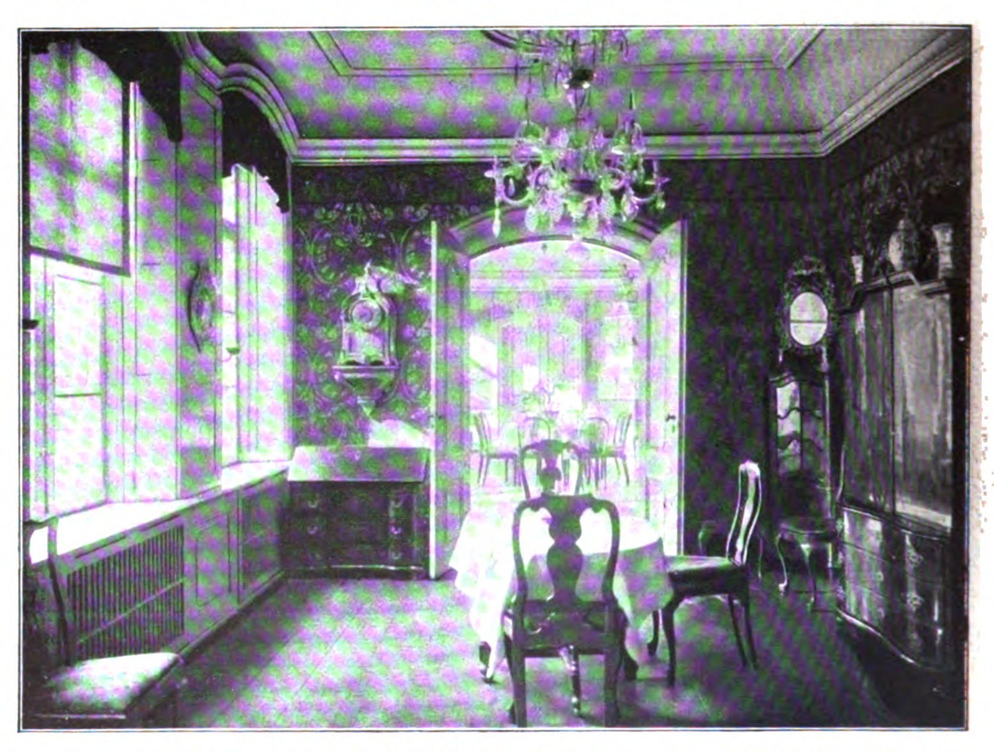
Biedermeierzimmer im Obergeschoß. ‚Tischbein'-Ofen, Teppich mit Kreuzstickerei, Fensterplatz mit Nähtisch Um 1830

damit den ganzen Betrieb seines Geschäftes überblicken konnte. Der gemütliche Hamburger Kachelofen, Pult und Kontorbock, an den simplen Wänden Bilder von den stolzbenamsten Segelschiffen, mit den Namen dieses und jenes biederen Kapitäns, der sie lange Jahre für seinen Herrn auf gemächlicher Fahrt nach Riga oder Helsingfors durch die Ostsee geführt hat; Geschäftsbücher und Proben von alten Tabakpackungen und anderen Kolonialwaren liegen umher und stellen den Beschauer mitten hinein in das behäbige, sichere Leben eines alten Geschäftsbetriebs aus der Zeit, die noch keinen Drahtverkehr und keine Dampfkraft kannte. —

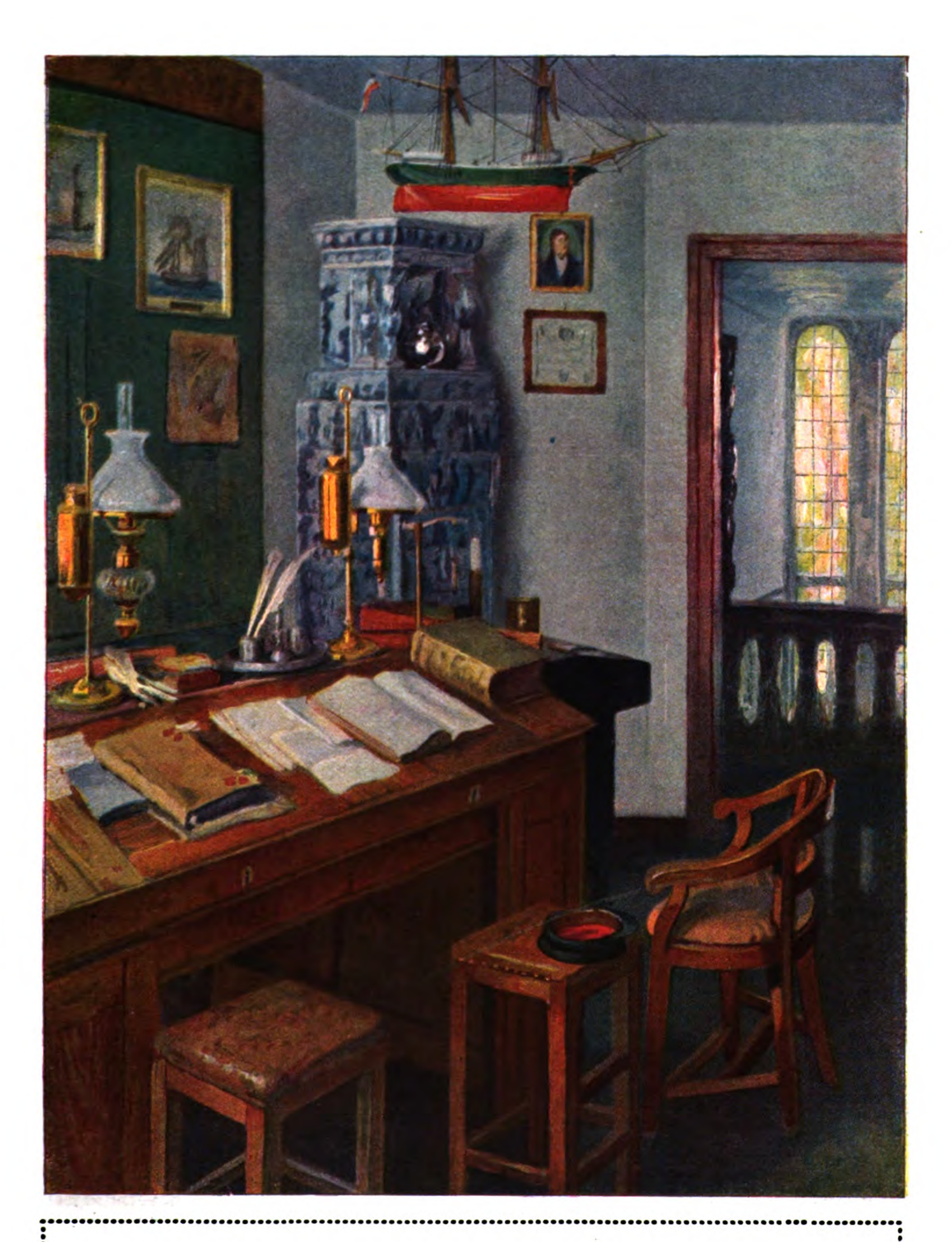
So war das Haus erhalten, als ein ansehnliches Vermächtnis des wohlhabenden Bäckermeisters Schabbel die Stadt Lübeck in den Stand setzte, es zu erwerben, um zu erhalten, was außen und innen von diesem stolzen Beispiel alter bürgerlicher Wohnkultur vorhanden war, und es im übrigen auszubauen zu einem Museum neuer und anschaulichster Art.

Das ist im Laufe eines Jahrzehnts unter der Mitwirkung des Bauamts, des Museums und vieler durch ihre Spenden gerne zu dem volkstümlichen Werk beitragenden Bürger, unter denen man den Kenner der Geschichte des Lübecker Wohnhauses, den bekannten Privatgelehrten Prof. Struck besonders zu nennen nicht vergessen darf, aufs liebenswürdigste gelungen. Was aus dem Abbruch oder Umbau alter Wohnhäuser an Tapeten, Kachelöfen, Mobiliar und Hausrat sich darbot, wurde zu einer Folge von Zimmern vereinigt, die vom Barock bis zum Biedermeier, sogar bis in die Zeit um 1850 bis zur letzten Einzelheit aus Lübecker Besitz von den Stilwandlungen der letzten zwei Jahrhunderte erzählten. Und was ein Museum der alten Art nicht vermöchte, das ist hier erreicht, weil jedes Ding an seinem natürlichen Platze steht. Weil nirgends pedantisches System zu spüren ist, weil alle Glasschränke mit erdrückend langweiligen Ansammlungen gleichartiger Gegenstände vermieden sind, gewinnt jedes dieser Stilzimmer sein eigenes Gesicht, wirkt harmonisch und natürlich im ganzen des Hauses, und im einzelnen in den Teilen seiner Ausstattung.

Auch das hat sich bewährt, daß man in der Stadt, in deren Kellern seit alters der Bordeauxwein sich so ausgezeichnet zur Reife entwickelt, in der Diele des Hauses den Betrieb einer Weinwirtschaft gestattet hat, die den weiten Räumen zu einiger Staffage verhilft, und zugleich Aufsicht und Verwaltung des Hauses in willkommener Weise erleichtert, so daß die Erhaltung und der Ausbau des Schabbelhauses keine Zuschüsse aus städtischen Mitteln erfordert.



Barockzimmer mit alter Velourtapete im Erdgeschoß des Wohnflügels. Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts
Die für den Aufsatz benutzten acht Photographien sind gemacht worden von Dr. F. Stoedtner in Berlin



Kontor im Schabbelhaus zu Lübeck
(Durch die offene Tür übersieht man den weiten Raum der Diele)
Gemälde von Wilhelm Beckmann

Die Hofoper in München

Von Ida Boy-Ed

Im grellen Licht des Krieges haben wir in viele Kulturerscheinungen bis in ihre letzten Falten hineinsehen können. Mancherlei Erkenntnisse, von denen wir uns durch besondere Einflüsse abdrängen ließen, erschlossen sich uns von neuem.

Aus solcher Besinnung, bereichert durch Weite der Sicht und raschere Berührbarkeit des Gefühls entwickelt sich der Wille zur Erlangung höherer Stufen auf allen Gebieten. Und in so trächtigen Übergangszuständen bedenkt der ernsthafte Mensch prüfend besonders das Gebiet, in welchem er aus Neigung sich seelisch angesiedelt hat, dessen Möglichkeiten, dessen Gefahren er kennt.

Daß unser Verhältnis zur Kunst sich nach den Erschütterungen des Krieges ändern (vielleicht nur langsam ändern) wird und muß, gemäß der neu erkannten Bedürfnisse des deutschen Volkes, fühlen schon viele. Diese Bedürfnisse sind weitaus stärker als sich bisher dargetan hatte, sie haben aber auch größere und wahrscheinlich einfachere Linien. —

Hier will ich nur den Versuch machen, die Wertveränderung der deutschen Oper durch den Krieg zu betrachten. Die sittlichen, die vaterländischen Aufgaben, die sie auf sich zu nehmen hat, werden deutlich werden.

Wir haben der Bühne gegenüber uns nach und nach immer bewußter in einem nur ästhetisch reizbaren Zustand befunden, und die von ihr ausgehende Wirkung nicht mehr als moralisch empfinden wollen, ja die Absicht solcher Wirkung als rückständig abgelehnt. Das ist in bezug auf das moderne Schauspiel oft genug gesagt worden. Der lediglich ästhetisch reizbare Zustand hat aber in den letzten Jahren auch der Oper gegenüber bestanden und daß sie überhaupt mit Moral etwas zu tun haben soll, daß ethische Wirkungen von ihr zu fordern sind, bleibt den meisten von ihren Besuchern unbewußt. Theater und Moral sind in ihren Zusammenhängen und in ihren Widersprüchen ein von vielen Fehden belebtes Feld. Von Rousseaus Ansicht, brieflich gegen d'Alembert geäußert, daß das Theater im Namen der Moral zu verwerfen sei, bis zu Schillers Aufsatz: „Die Schaubühne als moralische Anstalt", wird man sich immer zwischen kantigen Gegensätzen herumstoßen.

Also von der Oper! Vielleicht kann man sagen, selbstverständlich unter Ausscheidung der mit Herz und Intelligenz wahrhaft musikalisch Hörenden, daß ihr Publikum in zwei Gruppen einzuteilen ist. Die eine, größere, will durch die Musik, in Verbindung mit den bunten Vorgängen auf der Bühne, auf angenehmste Art vom Alltag hinweggetragen werden (ein Schopenhauer-Zitat ist hier unumgänglich: Aus der *passiven* Natur des Gehörs erklärt sich die so eindringende, so unmittelbare, so unfehlbare Wirkung der Musik auf den Geist, nebst der ihr bisweilen folgenden, in einer besonderen Erhabenheit der Stimmung bestehenden Nachwirkung. Die in kombinierten rationalen Zahlenverhältnissen erfolgenden Schwingungen der Töne versetzen nämlich die Gehirnfibern in gleiche Schwingungen). Diesen *undeutlich physiologisch Genießenden* gerade entgegengesetzt findet die andere Gruppe, in wachsamer Selbstbewunderung über ihre Aufnahmefähigkeit, eine starke Lust des *Verstandes* an kühnen und farbigen Klangreizen. Sie schwelgt in ästhetischer Wonne bei der schwindelerregendsten Künstlichkeit der Instrumentation. Sich das polyphone Prunkgewand für seine musikalischen Erfindungen so glitzernd zu weben als er nur vermag, und als es dem Geschmack seiner Seele zusagt, ist Eigenrecht des Schaffenden. Aber nicht nur der besorgte Beobachter, sondern in allererster Linie der Schaffende selbst, darf dem Aufnehmenden nicht das lediglich ästhetische Vergnügen zubilligen, sich am Handwerklichen und Klangwerklichen zu entzücken, den musikalischen Gedanken aber zu überhören, ja, ihn gar nicht mehr zu suchen.

Diese sind die Musikschädlinge! Sie sind die Apostaten von der metaphysischen Welt, als welcher das Wesen der Musik entströmt. Sie sind wie die Angehörigen einer Sekte, denen über den berauschenden Formen ihres Kultes die einfach-reine Gottesnähe abhanden kommt. Es liegt überdies in der Natur der lediglich ästhetischen Reize, daß sie des Wechsels bedürfen, und das Geschäft des Götterstürzens und -erhöhens ist ihre Begleiterscheinung.

Für sie war Richard Wagners Werk eine Wichtigkeit von vorgestern geworden. Die hochgeschwungene Ganzheit seines Deutschtums ward vielleicht zu unbequem, denn es verpflichtet zu sehr... Wir wollen keinen Augenblick vergessen, *daß* es verpflichtet! Und das Vermächtnis des deutschen Meisters wäre von ihnen vertan worden, wenn es überhaupt vertan werden könnte. Was unmöglich ist. Die, durch die wir wurden, was wir sind, sind so ganz und gar Teil des völkischen Wesens, daß keine neue „Richtung" ihr Wirken ausmerzen kann.

Der Krieg brach aus. Und was schon vorher aus der jäh einsetzenden Parsifalbewegung, die ein ahnungsschweres, religiöses Bedürfnis in breiten Schichten erkennen ließ, sich ankündigte, offenbarte sich nun völlig: Wag-

ners Werk war uns der Ausdruck deutscher Einigkeit, deutschen Willens, deutscher Art. Allerorten verlangte man nach ihm. Die gesteigerten Ausbrüche wiederholten sich da und dort, deren wir Älteren uns noch von 1870/71 her erinnern: das Publikum jauchzte, wenn Siegfried sein Schmiedelied mit dem gewaltigen Hieb und Ruf endete: „So schneidet Siegfrieds Schwert.“ — Aber die Herzen verlangten nicht nur nach Wagner. Es fand eine Abkehr von ausländischer Musik überhaupt statt, das Bedürfnis nach deutscher Musik nahm einseitigen Charakter an — aus begründeter Notwendigkeit! Denn je vollkommener in einem Kunstwerk sich die Nationalität ihres Schöpfers ausspricht, desto höher steht es in seiner Art, desto schärfer aber wird es in politisch erregter Zeit dem seelischen Bedürfnis einer andern Nation widersprechen. Man konnte es deshalb bei einigem unbefangenen Nachdenken sehr gut verstehen, daß unsere Feinde sich so heftig gerade gegen Wagner wehrten. Zwischen dem Wesen einer Musik und dem Wesen eines Volkes besteht eben Identität.

Daß wir diese Begierde nach deutscher Musik fühlen, ist eine Art von Selbstbesinnung. Unsere Musik spricht zu uns von uns! In der Zeiten Rauheit und Not ruft sie uns das Wissen zurück von unserer Fähigkeit zum Weichen und Zarten; im lang lastenden Druck mahnt sie uns, ihn steigernd, an unsern Mut; Beklemmung entflieht beim hellen Klange frischer Melodik. Niemals haben wir der Musik so sehr bedurft wie jetzt und wie wir ihrer nach dem Kriege bedürfen werden.

Unsere Heeresverwaltung, die ja nicht mehr und nicht weniger geworden ist, als eine Volksbetreuerin und Volkserzieherin, hat durchaus die Wichtigkeit der Kunst, vor allem die der Musik für die Stimmung der Soldaten erkannt. All diese Millionen Männer an der Front und unmittelbar hinter ihr bedürfen der seelischen Erquickung. Gotteswort hatte sie von Anfang an hinausgeleitet. Bald sollte auch die Musik zu ihnen kommen, sie, die dem Gottesdienst eine ebenso eindringliche und feierliche Helferin zu sein vermag, wie sie dem Drama eine strenge und der Komödie eine fröhliche ist — in der wunderbar rätselhaften Unausschöpfbarkeit ihres Wesens. —

Niemals wurden Konzerte (die oft dem Bühnenmäßigen sich näherten und ausschließlich deutsche Musik brachten), niemals Opernaufführungen mit so leidenschaftlicher Hingerissenheit aufgenommen, wie dort. Bilder des Schreckens entglitten dem gemarterten Gedächtnis; ermattete Seelen spürten anfeuernde Belebung; Männer, die fürchteten, daß ihre Kultur ihnen wie von selbst in den Roheiten des Kriegs entgleiten müßte, jauchzten dem Besitz von neuem zu, den sie als unverlierbar erkannten.

Nun sollte man denken, daß auch im Lande dieser glückseligen Nähe zur deutschen Musik ihr Recht geworden wäre. Das ist aber mit bewußtem Vorsatz auf dem Gebiet der Oper leider an sehr wenigen Stellen der Fall. Im Konzertsaal hat immer die deutsche Musik überwogen.

Aber die Oper betreffend: ich habe Urlauber gesprochen, viele, aller Bildungsstufen, höchster und schlichtester. Sie waren erfüllt gewesen von rührender Sehnsucht nach Erhebung durch Musik und dramatische Geschehnisse. Aber sie fanden auf der deutschen Bühne ‚Mignon‘, ‚Traviata‘, ‚Margarethe‘ und den ganzen Bestand an ausländischen ‚Repertoire-Opern‘. Nun daß man da und dort die plumpsten, noch lebenden Beschimpfer Deutschlands vom Tantiemeborn verbannt hatte.

Mildernd sei eingeschaltet, daß bei den immer mehr zusammenschrumpfenden Chören und Arbeiterpersonal das alt Eingeschulte leichter herauszubringen ist. Was aber wiederum einen bösen Rückschluß auf die Spielpläne vor dem Kriege aufnötigt.

Wir gehen, auch nach einem günstigen Frieden, einer sehr schweren Zeit entgegen. Ich meine nicht so in wirtschaftlicher Beziehung wie in ethischer. Darüber braucht weiteres hier nicht gesagt zu werden. Nur einen scheuen, kurzen Blick muß man darauf werfen, daß das politische Leben bedrohlich für unsere Kultur werden kann. Und man darf wohl Nietzsche recht geben, wenn er sagt: „Notwendig gerät ein Volk, von der unbedingten Geltung der politischen Triebe aus, in eine Bahn äußerster Verweltlichung, deren großartigster, aber auch erschrecklichster Ausdruck das römische Imperium ist.“ Wir können noch hinzufügen: und das englische Weltreich! Das Sinken der künstlerischen Schöpferkraft in England muß auf uns wirken wie eine Warnung!

Der plattesten Verweltlichung entgegen zu wirken vermögen nur zwei Gewalten: Religion und Kunst. Religion und Staat können nicht ohne einander bestehen und bedingen sich gegenseitig. Aber auch Kunst und Volk können einander nicht entbehren, soll die eine nicht absterben, das andere nicht sinken.

So drängen sich nach dem Kriege allen Künsten verantwortungsvolle Pflichten auf. Vor allem dem Theater, als der Stätte, die sich der Menge wie dem Erlesenen gleicherweise öffnet, die also nicht aristokratisch abgeschlossen, nicht von unübersteiglichen Finanzschranken umgeben, sondern recht eigentlich des Volkes ist!

Ich sagte oben, daß man bisher nur an wenigen Stellen mit gedankenvollem Vorsatz die deutsche Musik auf der Bühne pflegt. In München aber ist man von dem Willen getragen, durch sie dem Neuaufbau des Vaterlandes, seiner geistigen Reinigung und Aufhellung zu dienen; mit ihrer sittlichen Gewalt das Volkstum über seine bisherige Höhe hinauszusteigern. Alles was jetzt dort geschieht ist im gewissen Sinne Vorarbeit

für ein ganz großes Ziel, das hier nur angedeutet werden kann: ohne auf das, ausschließlich dem Werke Wagners gewidmete, dem deutschen Volke heilige Bayreuth in irgendwie verdrängender Absicht störend hinüberwirken zu wollen, hofft man, daß das Münchener Prinzregenten-Theater in bedeutender Erweiterung und Umwandlung seiner früheren sommerlichen ‚Festspiele‘ der Platz sein wird, wo alle deutschen Meister und, als ihre Nachschaffenden, die erlesensten Kräfte aller deutschen Künstlerschaft dem Volke und — dem Ausland zeigen sollen, wie groß und schön, die stolze Stirn zur Sonne gewendet, die deutsche musikdramatische Kunst sich durch den Krieg hindurch nicht nur behauptet hat, sondern all ihre Ausdrucksmittel noch zu einem viel feiner geschliffenen Instrument herausarbeitete, als es bisher schon war. Zur Erfüllung dieser vaterländischen, großgestellten Aufgabe gehören zwei Dinge. Das eine hat den harten Namen, der während des Kriegs jeden Tag für ungezählte Zwecke an unser Ohr mit bittender Betonung schlägt: Geld! Das andere ist: eine erlesene Künstlerschar, die einem Leiter von glühender Entschlossenheit und höchstem Kunstwillen freudig folgt. Und die im Stil so sicher geschult ist, daß die gelegentliche Einfügung von Gästen diesen Stil nicht zu erschüttern vermag. —

München hat schon immer eine Hofoper besessen, deren Ruf weit hinaushallte, bis in die fernsten Länder. Die historische, wenn leider auch nur so kurze Epoche, wo unter Ludwig II. Hans von Bülow und Richard Wagner dort wirkten, hat ihren Platz in der Kulturgeschichte der Menschheit. Aus den späteren Zeiten leuchten uns Namen entgegen, wie Hermann Levi, Ernst von Possart, Richard Strauß, Felix Mottl. Und immer sind es vor allem Wagner und Mozart gewesen, denen in sommerlichen Festspielzeiten, wie im ständigen Arbeitsplan, hingebender Eifer, mit höchstem Stilgefühl verbunden, diente. Dieser Rahmen ist nun auf das wundervollste erweitert. Das Pflichtgefühl und die Begeisterung eines der berufensten Nachschaffenden, die an den deutschen Dirigentenpulten sitzen, hat auch andere Meister über die Schwelle gerufen. München ist der Platz geworden, wo man das Werk Hans Pfitzners mit Inbrunst pflegt; es hat Opern, stark besucht und immer wieder freudig aufgenommen, ständig in seinem Spielplan, die an anderen Bühnen nur in großen Pausen einstudiert werden, um nach einer achtungsvollen Verbeugung der Kritik schnell wieder zu verschwinden. In München sind Cornelius' ‚Barbier von Bagdad‘, Webers ‚Euryanthe‘, Marschners ‚Hans Heiling‘ den Besuchern der Oper vertraute und begehrte Erscheinungen; Klose hat mit ‚Ilsebill‘ seinen Platz und von Lortzing gibt es bezaubernde Musteraufführungen, aus denen der deutsche Humor und schlichte Poesie lächeln. Als nach den letzten Sommerferien sich die Türen der Opernhäuser wieder öffneten, konnte man feststellen, daß, wenn auch endlich im vierten Kriegswinter der Versuch zu einiger Besserung sich anzuzeigen schien, fast überall der beschämende Reigen ‚Traviata‘, ‚Mignon‘, ‚Margarethe‘ begann, höchstens noch durch ‚Carmen‘ bereichert. Natürlich dazwischen auch Wagner, in jener Ahnungslosigkeit und Geschmacksunbefangenheit, die nicht spürt, was solche Nachbarschaft offenbart. München aber bot in Hofoper und Prinzregenten-Theater dem Besucher zum Beginn wie für die Dauer der ganzen Spielzeit im edlen Wechsel neben den fast vollzähligen Musikdramen Wagners, ‚Parsifal‘ eingeschlossen, und Pfitzners drei gewaltigen Opern, die obengenannten Werke. Es fehlte auch nicht die ganze Reihe der unvergleichlichen Mozartaufführungen, zu denen im Frieden die Mozart-Gemeinde des Auslandes herbeikam. Daß dem berühmten Sohn der Stadt, Richard Strauß und seinem Werk schon zu wiederholten Malen mit Hingabe vorbereitete festliche Aufführungen gewidmet wurden, ergänzt dies Bild unermüdlicher Arbeit. Und was im Frühsommer vorigen Jahres die Pfitzner-Woche der deutschen Kunst an Ehren gab, hat damals die ganze Presse gewürdigt. Eine Tat von vaterländischer Bedeutung war auch das Gastspiel der ganzen Münchener Oper mit dem ‚Palestrina‘ in der Schweiz. Daß in Deutschland während des Krieges ein Werk von dieser tragischen Wucht und verklärten Ergebenheit vollendet werden konnte, daß ein so zahlreicher Kunstkörper es in solcher eindringlichen Meisterschaft zum Ertönen zu bringen vermochte, war ein geradezu erhabenes Zeugnis für deutsches Wesen. Der Jubel, der in Basel, Bern und Zürich Pfitzner, den Komponisten, Bruno Walter, den Dirigenten, und Karl Erb, den Sänger des ‚Palestrina‘, umrauschte, dieser Jubel, in dem nach allen Berichten Staunen und Ehrfurcht mitbebte, er galt nicht ihnen allein — —

Dies alles ist Vorarbeit? Nein. Es ist mehr. Bereitschaft schon — schon erlangte Höhe.

Nur wo alle Kräfte vom Intendanten herab bis zum bescheidensten Mitgliede der Gesamtkünstlerschaft gleichmäßig erfüllt sind von der sittlichen Würde der Kunst, von ihrer erziehlichen Sendung, können solche Leistungen erreicht werden.

Der Intendant der Anekdote hat sich längst überlebt; ich glaube auch an den kleinsten Hoftheatern wird man ihn nicht mehr finden. Jener, von dem zur Charakterisierung erzählt wurde, daß er auf den Vorschlag seines Oberregisseurs doch einmal etwas von Shakespeare zu geben, unwillig gesagt habe: „Schäkspier? — bleiben Sie mir damit vom Leibe, Ihre Hoheit, die Prinzessin Fanny, findet die Modernen unanständig.“

Der moderne Intendant ist ein geschulter Theatermann und hat sein Fach verwaltungstechnisch wie künstlerisch in ernster Arbeit

beherrschen gelernt, ehe ihm ein Amt wird. Dennoch aber sind die Kenntnisse und ist die angeborene Eignung selten, wie sie sich beim Baron Clemens von Frankenstein erwiesen haben. Er besitzt auch, so wirkt es wenigstens auf den Außenstehenden, vor allem die große Klugheit, seinem Generalmusikdirektor das Betätigungsgebiet nicht eifersüchtig einzuengen. Denn er, als sehr begabter Komponist, wird wohl wissen, daß das Nachschaffen in viel weiterem Sinn, als man sich zumeist klar macht, ein immer wieder Neuschaffen ist. Harmonisches Zusammenwirken der obersten Vorstände bringt jedem Kunstinstitut Gedeihen. — Was ist nun Bruno Walter, der Generalmusikdirektor? Er ist das Temperament, das in dem Leben der Münchener Hofoper pulsiert, er der feurige Wille, der große Pläne faßt und durchsetzt, er, der beispiellose technische Könner, der Sängern wie Instrumentalisten auf den Proben ein Werk in seine feinsten Bestandteile zerlegt und es ihnen dann wieder als ganzes, großes Erlebnis aufbaut. Die Proben Bruno Walters sind allen Beteiligten eine Hochschule und haben die staunende Bewunderung anderer Dirigenten gefunden, die hineinlauschen durften.

Als er nach München kam, fand er die Strenge des Stils und der gesamten Kunstarbeit sehr gelockert. Felix Mottl, der Unvergeßbare, dessen Name unsterblich verbunden mit Wagners Werk bleibt, konnte in den bitteren Lebensumständen seiner letzten Jahre nicht mit der alten Beglücktheit und vor allem nicht mit der tragenden Gleichmäßigkeit von einst am Werk sein. Künstler fühlen sich ihrer raschen Entwicklung am sichersten, wenn sie einen zugleich klaren und fordernden und ihnen doch seelisch verwandten Willen über sich erkennen; vor allem auch, wenn sie spüren, daß sie ihrer Individualität gemäß sich entfalten dürfen. So begann denn an der Münchner Hofoper eine stetige und großbeschwingte Arbeit. Es fehlt Bruno Walter nicht an Helfern von starken Eigenschaften. Hofkapellmeister Heß ist eine Kraft von explosiver musikalischer Ganzheit; von ihm kann man variierend sagen: jeder Zoll ein Musiker. Mit immer frischer Kräftigkeit weiß Hofkapellmeister Röhr seine Aufgaben fest anzupacken; auch er ein wichtiger Mitarbeiter.

Die Erfolge habe ich schon angedeutet. Nicht alle Kräfte, die daran beteiligt sind, können hier eingehend belichtet werden. Vor allem ist es immer das Orchester, dessen einzelne Künstler in der Anonymität verschwinden und die in der Selbstlosigkeit geübt sind, als Gruppe am Ruhm des Ganzen teilzunehmen. An der Schar der Sänger und Sängerinnen fällt auf, daß viele von ihnen wirklich singen können; die Gesangstechnik, fast ein Menschenalter in Deutschland vernachlässigt, hat im allgemeinen wieder einen hohen Grad erreicht. In der Reihe der Münchener gelten als die hervorragendsten Stimmtechniker die Damen Bosetti und Ivogün, die Herren Bender, Brodersen und Erb. Marie Ivogün ist ein künstlerisches Doppelwesen. Auf dem Konzertpodium und in einigen Bühnenaufgaben erweckt sie Staunen als Koloraturphänomen, das mehr zum Kunstverstand als zum Herzen spricht. Aber in der gesanglichen und darstellerischen Gestaltung jugendlichster Weiblichkeit weiß sie mit ihrer beseelten Anmut das Gemüt zu bezaubern. Der Ruf von Hermine Bosetti ist seit vielen Jahren wohlbegründet. Paul Bender, der Meistersänger und große Schauspieler, gilt als Operntragöde wie als Humorist unerreicht. Sein Abu Hassan, Osmin, van Bett, sein Don Juan (Don Juans letztes Abenteuer von Graener), sein Gurnemanz und Wotan stehen als eine Erfüllung da. Brodersens Art, dem Heiteren liebenswürdig zugewendet, findet auch in scharfer Charakterisierungskunst, wie in lyrischen Aufgaben bedeutende Erfolge; ein Vielseitiger auch er, wie Bender und Erb. Karl Erb hat durch den beseelten Klang seines Tenors, wie durch eine besondere mimische und geistige Veranlagung im seltenen Grade die Fähigkeit mystische Leidfähigkeit zu gestalten. Sein Parsifal, Palestrina, Armer Heinrich und Florestan offenbaren es. Aber auch auf neuen, schwierigen Wegen weiß er alle Anforderungen zu erfüllen und er war Schrecker (‚Der ferne Klang‘) ein kluger Mitarbeiter. Diese vier Künstler sind, mit der wundervollen, schönlinigen Perard, die Hauptträger der Mozart-Abende. — Otto Wolff ist im Übergang ins heldische Fach begriffen, wobei ihm die metallische, tenorale Kraft seines Organs und ein frisches, unbelastetes Erfassen der Aufgabe glückliche Vorbedingungen sind; ein geschätzter Parsifal auch er und ein mannhafter Siegnot (Rose vom Liebesgarten). Als ein ganz starkes Eigenwesen zwingt Frau Zdenka Faßbender den Aufnehmenden in ihre Gewalt. Sie ist wohl die echteste Isolde, durch Mottls Meisterhand und tiefste Wagner-Kenntnis gebildet; ihrer von jungfräulichem Glanz umleuchteten Brünhilde steht die düstere Herodias in schnöder Lasterhaftigkeit gegenüber; ihre Elektra ist von einer Geschlossenheit des Hasses, in die hinein kein Strahl des Lichts zu dringen vermöchte. — Das von Leben sprühende Fräulein Krüger, die ernste Luise Willer sind Künstlerinnen von Rang. Von den Namen, die im Vordergrunde stehen, sind noch die der Damen Reinhardt und Färber anzufügen, sowie die des geistvoll gestaltenden Dr. Schipper, der Herren Bauberger, Gillmann, Schützendorf, Gruber und Geiß. Wer schmunzelt nicht bei dem letzten Namen! Jeder Münchener ganz gewiß. Geiß ist von jenen, die solchen Kredit beim Publikum haben, daß sie nur aufzutreten brauchen, um schon von beifälligem Vergnügen empfangen zu werden. — Bertha Morena, Fritz Feinhals und Heinrich Knote scheiden hier aus: sie sind nur

als Gäste noch der Münchener Oper verbunden. Die technischen, raumkünstlerischen und malerisch-dekorativen Kräfte, die in München den Aufführungen die äußeren Farben und notwendigen Illusionen geben, sind zumeist mit glücklichen Einfällen und Gestaltungen erfolgreich. Auf diesem Gebiete sind die angesehenen Namen v. Fuchs, Wirk, Klein und Kirschner dem knappen Bericht einzuzeichnen.

Die Münchener wissen wohl, was sie an diesem ragenden Aufbau künstlerischer Taten und ihrer Träger besitzen. Aber auch ganz Deutschland soll sich dessen bewußt werden, denn für es wird diese Arbeit mit geleistet. —

Mancher durchdachte wohl einst in innerer Unschlüssigkeit seine Stellung zur Oper. In meiner Jugend hielt ich mit dem alten Gottsched die Form für vollkommenen Unsinn. Aber dann wurde uns nach und nach Wagners Werk erschlossen und durch ihn gelangte man auf den Weg zur Erkenntnis. Wir wissen nun um die Aufgabe des deutschen Musikdramas, des deutschen Musiklustspiels. Ein Wort führt auf die rechte Fährte. Es heißt: Symbol! Wenn die bewegte Handlung auf der Bühne vorüberzieht, sei sie der Mythe, der Legende, der Geschichte entnommen, erwacht in uns die Tätigkeit eines verdoppelten Aufnahmevermögens. Hinter dem, was von der Bühne herab und aus dem Orchester herauf singt und klingt und farbig lebt, erschließt sich uns noch eine zweite Welt. — Ich denke, als Beispiel, an die ‚Meistersinger' mit ihrer bunten Fülle lieblich-ernsten Geschehens aus deutschem Volkstum; an die ‚Entführung' in all ihrer dürftigen Handlung innerhalb des Rahmens eines Theaterorients; an ‚Palestrina', wo sich über dünner, halbverwischter Linie aus italienischer Musikgeschichte ein großes, ergreifend leidvolles Gemälde aufbaut. Verschiedener als die Bühnenvorgänge dieser drei Wunderwerke kann nichts sein; verschiedener auch nicht der musikalische Stil. Und dennoch wird die Musik jedes dieser Werke so befruchtend auf die Seele hinüberwirken, daß sie, übersichtig und überhörig, noch die metaphysische Welt hinter dem Dargestellten erahnt. Weil eben all diese Musik von ihrem völkischen Wesen und deshalb ihr selbst verwandt, ja ein Teil von ihr ist.

Gewiß will ich nicht sagen, daß ein minderwertiger Mensch, wenn er in die genannten Musikdramen geht, als ein erleuchtetes Geschöpf wieder herauskommt. Aber der ethisch gesund Empfängliche wird sich in den, gerade in den Stimmungen gestärkt und erhoben fühlen, deren er für seine Zustände bedarf. Und das wird er für sich vielleicht ganz schlicht so empfinden: Glück und Lebensbejahung werden ihn mutvoll erfüllen, wenn er die ‚Meistersinger' sah; aus der ‚Entführung' wird er reinen und zufriedenen Herzens heimkehren; in schmerzlichen Erschütterungen wird er durch den ‚Palestrina' hindurch auf Höhe der Gefaßtheit, über die alltägliche Erdgebundenheit hinausgeführt werden. Ich glaube aber nicht, daß irgendein Werk anderer Nationalität so in uns hineinwirken kann, gemäß dem Gesetz der zwischen den Nationen aufgerichteten Scheidewand, die das letzte Verständnis füreinander nicht zuläßt und die wir mit Entsetzen erst ganz in diesem Kriege erkannten. Es scheint, daß jede Nation auch ihre metaphysische Welt für sich hat, offenbar haben muß, sonst wäre viel von dem Erlebten gar nicht möglich gewesen! Hier kommen wir aber an orphische Tiefen, hinter den Grenzen der Menschheit — — —

Ganz gewiß geben uns auch Werke ausländischer Herkunft, vor allem die der älteren Italiener, sinnliche Freude an schwelgerischer Melodik, prachtvollen Temperamentsausbrüchen und Klangreizen, mit Wirkung gemäß dem oben angeführten Schopenhauer-Zitat. Und der ‚Barbier von Sevilla', wie ‚Aïda' sind zwei hinreißende Aufführungen, die man im Münchener Spielplan nicht missen möchte.

Jetzt aber drängt uns alles zur seelischen Berührung mit der metaphysischen Welt, wie sie sich, uns erhebend, hinter unserer deutschen Musikdramatik offenbart. Deshalb darf man es als ethische Pflicht in gegenwärtiger und nächstzukünftiger Zeit erkennen, die deutsche Oper zu pflegen und das Volk immer mehr zu ihr zu erziehen. Möchten viele große Bühnen dem Beispiel der Münchener Hofoper folgen!

Marmortafel

Sie schaufeln nun schon Jahr und Jahr
Die Schlacke, wo Pompeji war,
Palast und Tempel und Altar.
Nun haben sie den Grund durchsucht;
Was fanden sie? In wirrer Flucht
Und doch erreicht vom Lavaguß
Männer, ertränkt im Lavafluß —
Doch keinen einzigen Frauenfuß.
Wo wohl die Frau'n geblieben sind?
Beim siechen Ahn; beim lieben Kind ...

Hugo Salus

Der Schuß auf dem Bardanjol

Eine Erzählung aus Albanien von Borwin Garlitz

Schluß

Davos, April 1914.
Doktor Turbans Sanatorium.

„Liebste, einzige Freundin!

Endlich kann ich Ihnen zufriedenstellende Nachrichten über mein Befinden geben. Bei der heutigen Untersuchung erklärte der Arzt die Lunge für völlig ausgeheilt, doch soll ich zur Sicherheit noch etwa vier Wochen im Sanatorium bleiben.

Jetzt, wo ich weiß, daß unsere lange Trennung in nicht zu ferner Zeit vorüber sein wird, will ich auch gerne noch diese letzten Wochen hier aushalten. Wenn ich das erstemal Ihnen gegenüberstehen werde, sollen Sie keinen Schonungsbedürftigen in mir sehen, sondern in voller Kraft und Gesundheit möchte ich Ihnen erscheinen.

Schon jetzt würden Sie sich wundern über mein Aussehen. Das ständige Liegen in der klaren Hochgebirgssonne hat mich so braun gebrannt, als wenn ich an einer afrikanischen Expedition teilgenommen hätte.

Mein Doktor ist durchaus damit einverstanden, daß ich von hier wieder nach Skutari zurückgehe, doch will ich vorher wenigstens noch für ein paar Tage zu meiner Mutter nach Kiel. Am 1. Juni läuft mein Urlaub ab, und dann, dann endlich soll ich Sie wieder sehen. Ich mag noch gar nicht daran denken, so unwahrscheinlich schön erscheint es mir; ich darf es mir nicht ausmalen, sonst vergehe ich vor Sehnsucht, und ich habe Ihnen doch versprochen, vernünftig, ganz vernünftig zu sein.

Wie ich allen Ihren Wünschen nachkomme, sehen Sie schon daraus, daß ich bisher ausschließlich von meinem Befinden und meinen Plänen für die nächste Zeit berichtet habe. Aber Sie machen es mir ja in Ihrem letzten Briefe zum Vorwurf, daß ich immer nur von meinen Gedanken spreche, die nun einmal stets bei Ihnen sind und weit über Alpen und Adria fort Sie zu erreichen suchen —

Wenn ich jetzt dasitze und Ihr geliebtes Bild betrachte, das vor mir steht, dann kommt mir alles so unendlich weit zurückliegend, so ganz unwahrscheinlich und märchenhaft vor. Diese schöne und elegante Dame soll einmal mitten in einem wilden Lande bei einem armen, niedergeschossenen Manne in nächtlicher Hütte geweilt haben, wo sie mit zarter Hand seine Schmerzen linderte. Unfaßlich erscheint es mir. Dann hole ich mir wieder alle Briefe hervor, die ich von Ihnen erhielt — meine kleine Kassette ist schon fast damit angefüllt — und vor mir steigen Sie auf, umgeben von allem Zauber echtester Weiblichkeit.

Wie gut kenne ich Sie und alle Ihre innersten Gefühle und Regungen aus den vielen lieben, unvergeßlichen Worten, die Sie mir sandten. Sie sind doch eine andere als die große Dame der Welt, die so schön, doch auch so unnahbar in Ihrem Bilde vor mir steht. Ich glaube, ich werde sehr schüchtern ungeschickt sein, wenn ich Sie zuerst wieder sehe. Ich werde Zeit gebrauchen, die Frau meiner Träume und die vornehme Dame, die mir in vielem noch fremd blieb, wieder in einem Bilde zu vereinen.

Und vor uns beiden werden Entschlüsse, Entscheidungen stehen, die nicht weiter verschoben werden dürften. Ich brauche sie nicht zu nennen, ich möchte Ihr Herz heut nicht beschweren. Aber Liebe und Gewissen und Ehre erlauben uns leider nicht, daß die Verhältnisse so bleiben, wie sie sind.

Leben Sie wohl, Sie einziges, liebstes Wesen, nach dem ich mich sehne in unbändiger Leidenschaft. Morgen schreibe ich mehr. Ihr Hans."

⁂

Einige Tage darauf erhielt er einen Brief von Gwendolin.

„Mein lieber Freund!

Gewiß sind Sie schon ungeduldig und vielleicht auch etwas traurig, daß ich seit acht Tagen nichts von mir hören ließ. Aber ich bin schuldlos daran. Morgen soll zum ersten Male wieder eine Post von hier abgehen, und da will ich Ihnen heute einen langen und lieben Brief schreiben.

Unsere Verbindung mit Cettinje ist unterbrochen, seit der italienische Dampfer, auf dem wir damals zusammen hier ankamen, infolge einer Kesselexplosion untergegangen und sein Stellvertreter noch nicht eingetroffen ist. Und an der Bojanamündung herrschte die letzten Tage eine derartige Bora, daß die Barre unpassierbar war. Auch ich bin daher seit unendlicher Zeit ohne Nachricht von Ihnen, was ich um so schmerzlicher empfinde, da Sie mich derartig verwöhnt haben.

Wenn ich doch endlich wüßte, wie lange Sie noch in Davos bleiben müssen. Mein Vater hat mich dringend gebeten, ihn im Juni zu besuchen. Es handelt sich auch um wichtige geschäftliche Angelegenheiten, auch um die Ordnung einer Erbschaft, die mir jüngst von einem Verwandten unerwarteterweise zufiel. Sie werden mich nicht miß-

verstehen, Sie Lieber, Lieber, wenn ich sage, daß mir dies Fortgehen von hier als eine Erlösung erscheint — und mir bei dem Gedanken, daß Sie bald herkommen könnten, tiefste Schmerzen bereitet. Ich möchte um keinen Preis der Welt, daß Sie in Skutari einträfen, während ich nicht dort bin.

Sie haben leider recht, wenn Sie aus meinen Briefen herauszufühlen glaubten, daß das Zusammensein mit meinem Manne mich aufs schwerste bedrückt. Unsere Ehe besteht ja überhaupt nur noch dem Scheine nach, und längst wäre ich zu meinem Vater zurückgegangen, wenn mich nicht eines davon abgehalten hätte: der Gedanke an Ihre Rückkehr hierher. Ich kann nicht für immer nach England abreisen, ohne mich zuvor mit Ihnen ausgesprochen zu haben. Ich weiß, Sie nehmen das Leben nicht leicht wie so manche Männer, und ich bin in vieler Beziehung schwerfällig geworden, obgleich Sie mich ja immer als die Weltdame hinstellen, die ich wirklich nur äußerlich bin.

Nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, können wir nicht so ohne weiteres auseinandergehen. Wir beide würden nie wieder unseres Lebens froh werden. Wir wollen Klarheit haben für die Zukunft, und dazu müssen wir uns aussprechen. Wann darf ich Sie hier erwarten?

Nun muß ich Ihnen noch manches erzählen, was in letzter Zeit vorgefallen ist.

Zunächst wird Sie die Mitteilung eines hiesigen Blattes interessieren, die ich Ihnen in der Übersetzung beilege. Dieselbe lautete: Unsere Leser werden sich gewiß noch des Kapitäns Ferucci erinnern, der längere Zeit hier in Skutari kommandiert war, bis er plötzlich im vergangenen Herbst nach Italien zurückberufen wurde. Wir erhalten nun aus Neapel folgende Nachricht: Gestern früh fand die Polizei bei einer Haussuchung im Keller eines verrufenen Hauses in Torre del Greco die Leiche des Capitano Ferucci, der dem hiesigen Hafenkommando angehörte. Der anscheinend Ermordete war an einem der Balken des Kellers aufgehängt, doch so, daß seine Füße gerade noch den Erdboden berührten. In seiner Brust steckte ein Dolch von fremdländischer Arbeit. Die Untersuchung hat gegen die Insassen des Hauses nichts Belastendes ergeben. Anscheinend handelt es sich um ein Opfer der Maffia.' Was sagen Sie zu dem entsetzlichen Ende Feruccis? Gewiß hat er sein Schicksal verdient, aber die Nachricht hat mich doch sehr erschüttert. Wie ich sonst darüber denke, wage ich Ihnen nicht zu schreiben.

Aus den Zeitungen werden Sie wohl schon wissen, daß die Montenegriner sich durch einen plötzlichen Überfall in den Besitz des Landes der Hoti und Gruda gesetzt haben. Hier herrschte starke Erregung darüber, besonders bei den albanischen Patrioten, die sich sofort beschwerdeführend an den neuen Fürsten, den Prinzen Wied, in Durazzo gewandt haben. Er wird ihnen aber auch nicht viel helfen können, denn der Süden des Landes befindet sich im hellen Aufruhr, der, wie es heißt, durch griechische Agenten angestiftet ist.

Da der Fürst bisher nicht über irgendwelche Truppen verfügt, ist er machtlos. Durch eine Anzahl holländischer Instruktionsoffiziere soll aber jetzt zunächst eine Polizeitruppe ausgebildet werden, die wenigstens den Anfang zu einer kleinen Armee darstellt.

Hier begreift kein Mensch, warum der Fürst das kleine und ungesunde Durazzo sich als Residenz ausgesucht hat, während unser schönes Skutari die gegebene Hauptstadt wäre. Ich nehme an, daß ihm die Anwesenheit der fremden Detachements peinlich war, die ja schließlich eine selbständige Macht neben ihm bilden. Anderseits hätte er doch aber stets Hilfe und Beistand hier gefunden, während er sich in Durazzo ganz in die Hände des skrupellosen Essad Pascha gegeben hat.

Ich weiß nicht, ob Ihr Freund Fuad Ihnen schon mitteilte, daß er sich jetzt ebenfalls in Durazzo befindet, wo er eine Anstellung im Ministerium gefunden hat. Wie Sie wohl wissen, befand er sich auch bei der Deputation, die den Prinzen in Deutschland aufsuchte. Es tut mir leid, daß wir den treuen Mann nicht mehr hier haben. Wie gerne hätte ich manchmal mit ihm von Ihnen gesprochen.

Dagegen besucht mich Doktor Braune häufig und beweist mir eine rührende Verehrung, weil er in mir, gänzlich unberechtigterweise, Ihre Lebensretterin erblickt.

Und nun, lieber Freund, will ich schließen. Ich hoffe sehr, sehr, daß Ihre Gesundheit Ihnen bald gestatten wird, zu kommen. Ich glaube, Sie dürfen nicht mehr allzulange fortbleiben, sonst werde ich schließlich noch ganz trübsinnig und melancholisch.

Schreiben Sie mir, bitte, so oft Sie können. Ihre Briefe sind augenblicklich das einzige, das mir neuen Lebensmut bringt, den ich manchmal recht nötig habe.

Immer Ihre Gwendolin.

⌘ ⌘ ⌘

Einige Wochen darauf traf Briesen wieder in Skutari ein. Er kam dieses Mal von der Bojana her und wurde am Hafen von Wächter und den übrigen Offizieren, die unterdessen um zwei Leutnants vermehrt waren, mit größter Herzlichkeit empfangen.

Wie hatte er sich auf seine Rückkehr gefreut und mit welch glühenden Farben das Wiedersehen mit Gwendolin ausgemalt. Und nun war nichts daraus geworden.

Noch in Triest bekam er einen Brief von ihr, daß sie in unaufschiebbarer Angelegenheit sofort nach England müsse. Eine wichtige, für ihre beiderseitige Zukunft entscheidende Wendung sei eingetreten. In Skutari fand er dann eine Nachricht aus Rom vor, die ihm weitere Aufklärung gab. Sie schrieb: „Mein lieber, lieber Hans, ich glaube, daß ich alle Aussicht habe, mich als die glücklichste Frau bezeichnen zu können, die es gibt. Was Du immer als sicher erwartet hast und

woran ich nie zu glauben wagte, ist wirklich eingetreten. Ich bin durch den Tod meines Onkels in den Besitz eines Vermögens gekommen, das mich unabhängig von allen äußeren Rücksichten macht. Es ist doch nicht anders im Leben: nun erst steht unserem Glücke nichts mehr im Wege, und ich habe nur ein Bestreben, alle Schwierigkeiten so schnell wie möglich aus dem Wege zu räumen.

Gewiß ist noch manches Unangenehme zu erledigen. Ich fürchte die Schwierigkeiten, die mein Mann einer Scheidung entgegensetzen wird, und ein wenig fürchte ich auch die unvermeidlichen bösen Nachreden, die uns nicht erspart bleiben werden. Aber Deine Liebe, an die ich glaube wie an das Evangelium, wird mir alles leicht machen und mir Mut und Festigkeit geben, wenn ich schwach werden sollte.

Ich muß jetzt nach Irland wegen einiger Formalitäten des Testaments. Von dort will ich auch meinem Manne die Mitteilung machen, daß ich nicht bei ihm bleiben kann. Wo aber sollen wir uns wiedersehen? Ich kann mir nicht denken, daß Du bald wieder Urlaub nehmen darfst. Nach Skutari kann ich nicht zurückkommen.

Aber sehen und sprechen muß ich Dich. Zu lange schon habe ich mich nach Dir gebangt, um es ertragen zu können, jetzt wieder für unabsehbare Zeit Dich missen zu sollen. Nun habe ich eine Idee. Eine sehr liebe Freundin von mir ist die Frau des englischen Konsuls in Durazzo. Sie kann ich jederzeit besuchen. Dort, denke ich, wirst Du mich aufsuchen können, und wir besprechen dann alles für unsere Zukunft.

In etwa vier Wochen kann ich dort sein. Ich bin halb närrisch vor Freude, Dich wiederzusehen. Bitte telegraphiere mir nach Dublin, Regent Street 6, daß Du mich lieb hast und daß Du nach Durazzo kommen wirst. Ewig Deine Gwendolin."

Briesen hielt es für das beste, seinem Kommandeur und väterlichen Freunde alles zu gestehen und seinen Rat und Beistand zu erbitten.

„Ich danke Ihnen, lieber Briesen, für das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen," sagte Wächter ernst. „Es ist ein verantwortungsvoller Schritt, den Sie vorhaben. Ich kenne Frau Gwendolin gut und schätze sie. Aber ich darf Ihnen auch nicht die großen Bedenken verhehlen, die sich einer solchen Verbindung entgegenstellen. Daß Ihre Erwählte die Frau eines anderen ist, mit dem sie nicht glücklich gelebt hat, das bedeutet meiner Ansicht nach das wenigste. Geschiedene Frauen pflegen häufig in der zweiten Ehe besonders glücklich zu werden und zu beglücken.

„Was ich aber sehr bedenklich finde ist, daß Frau Gwendolin einer fremden Nation angehört. Wenn sie auch Irin ist, so stand sie England bisher mindestens nicht mit Abneigung gegenüber. Vielleicht — soweit ich beurteilen kann — trifft sogar das Gegenteil zu. Außerdem ist Frau Gwendolin in ganz anderen Verhältnissen groß geworden, als in denen, in die Sie sie bringen werden. Es gehört sehr viel Entsagung, sehr viel Takt auf beiden Seiten dazu, wenn eine solche Ehe glücklich auslaufen soll. Dazu kommt noch, daß Sie selber unvermögend sind und dadurch in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Ihrer zukünftigen Frau kommen müssen, das nicht jeder Mann ertragen kann. Ich muß Ihnen daher raten, nicht nur als Vorgesetzter, sondern als freundschaftlichst gesonnener Kamerad, überlegen Sie sich den Schritt nach allen Seiten, ehe Sie sich und die Frau, die Sie lieben, in ein nicht wieder gutzumachendes Unglück stürzen."

„Ich bin mir aller Schwierigkeiten vollbewußt," entgegnete Briesen fest. „So aber, wie wir beide miteinander stehen, würde ich es als ein Verbrechen halten, wenn ich nicht alles an unsere Vereinigung setzte."

„Ich sehe, hier ist nichts mehr zu machen," sagte Wächter mit einem leisen Lächeln. „Dann kann ich Ihnen also nur Glück wünschen und Ihnen jede Unterstützung meinerseits versprechen. Ich hatte sowieso die Absicht, demnächst einen meiner Offiziere nach Durazzo zu schicken. Es geht in der neuen Residenz etwas drunter und drüber, und es ist von Wichtigkeit, daß ich über die dortigen militärischen Verhältnisse auf dem laufenden gehalten werde. Da sich Ihr Freund Fuad in Durazzo befindet, so ist es mir willkommen, daß ich gerade Sie schicken kann. Sie werden durch Ihren Freund sehr viel schneller und besser über alles unterrichtet werden, als irgendein anderer."

„Und wann befehlen Herr Major, daß ich abreisen soll?"

„Ich denke, Sie warten noch ein bis zwei Wochen, auf ein paar Tage kommt es dabei nicht an. Sie können es sich ja so einrichten, daß Sie gerade kurz vor Frau Gwendolin in Durazzo eintreffen."

Wächter hatte sich unterbrochen, überlegte anscheinend, wie er einkleiden sollte, was er noch zu sagen hatte, hinzufügen mußte. Es fiel ihm sichtbar nicht leicht. Endlich begann er: „Jetzt muß ich Ihnen aber noch Mitteilung von einer Angelegenheit machen, die Sie sonst wohl niemals erfahren haben würden. Als Sie damals durch die Blutrache des Skrelis bedroht in unmittelbarer Lebensgefahr schwebten, machte ich mir die größte Sorge um Sie und wußte nicht wie Ihnen zu helfen sei. Da kam Frau Gwendolin zu mir mit dem ... dem seltsamen Vorschlag, daß sie das Lösegeld von dreitausend Kronen geben wolle. Jetzt finde ich es ja begreiflich, warum sie damals so besorgt war und mir keine Ruhe ließ. Sie verlangte nämlich, daß ich das Geld von ihr annehmen sollte, um es Ihnen weiter zu leihen, weil sie genau wußte, daß Sie es von ihr niemals genommen hätten. Sie können sich denken, daß die Lage nicht ganz einfach für mich war.

„Ich fand endlich eine andere Lösung —

dank unserem kleinen Dispositionsfonds und Ihres Freundes Fuad Vermittlung. So schafften wir die leidige Angelegenheit aus der Welt. Verschweigen aber kann ich Ihnen Frau Gwendolins Anerbieten nicht, um so weniger als es mich selber tief ergriffen hatte. Ich muß Ihnen auch gestehen, daß ich nicht ganz sicher bin, ob Fuad ... oder ob Frau Gwendolin schließlich zu den tausend Kronen aus meinem Fonds die fehlenden zweitausend Kronen hinzu geschossen hat ..."

Briesen schwieg. In seiner Seele kämpfte ein harter Kampf. Er war vertrauensselig auf Fuads Versicherung eingegangen, daß die Skrelis sich mit dem Lösegeld von tausend Kronen einverstanden erklärt hätten. Nimmermehr hätte er die Lösung, die er jetzt erfuhr, annehmen können: nicht von dem Freunde, sicher aber nicht von der geliebten Frau ... der Frau eines anderen. Auch jetzt noch empörte sich sein Stolz. Er preßte die Zähne aufeinander, die Lippen waren ihm wie versiegelt.

Endlich erhob er sich, immer noch schweigend.

Der Major empfand tiefes Mitleid, fühlte, was in der jungen Offizieren Seele vorging. „Briesen," sagte er, „lieber Briesen, glauben Sie dem älteren Manne, daß in jedem Menschenleben Lagen vorkommen, die so außergewöhnlich sind, daß man sie nicht in dem gewöhnlichen Schema unterbringen kann. Lagen, die schließlich nicht mit dem Verstande, die nur durch das Herz zu entscheiden sind." Er reichte Briesen die Hand: „Und nun gehen Sie mit Gott!"

Wie im Traumwandel ging Briesen dann durch die wohlbekannten Straßen. Und in seinem Zimmer saß er lange, lange und sann und sann. Bisweilen zuckte ein jäher Schmerz in ihm auf: wie sollte er vor Gwendolin hintreten? Sollte er jetzt, jetzt, wo das Glück seine Pforten vor ihm geöffnet haben schien, sie doch noch verlieren? Stand nicht seine Ehre auf dem Spiel? Hatte er seine Ehre schon verspielt? Lebte er nicht nur noch durch das Gnadengeschenk einer Frau? Und wenn es die geliebteste aller Frauen war: würde er je überwinden können, daß sie für ihn gezahlt hatte, elendes Geld gezahlt?

Dann sah er wieder Wächters gutes Gesicht vor sich und hörte seine ernsten Worte, sah sein ruhiges Lächeln. Wenn dieser Mann, dieser ausgezeichnete Offizier, dieser pflichttreue Kamerad schließlich in die Lösung gewilligt hatte — selbst wenn es mit Widerstreben gewesen war — so mußten die Verhältnisse ihn doch überzeugt haben, daß sie die einzig mögliche und daß sie mindestens nicht unehrenhaft war.

... es blieb da freilich ein Rest ...

Aber Gwendolin — Gwendolin —

Ihr war er nur tiefsten Herzensdank schuldig. Je schärfer er alles überdachte, desto mehr kam ihm erst zum Bewußtsein, was für ein Opfer sie ihm hatte bringen wollen. Welchen Kampf mußte es ihrem zarten Empfinden gekostet haben, ehe sie sich entschloß, zu Wächter, dem fremden Offizier, zu gehen und ihn um einen Dienst zu bitten, der sie so leicht in ein falsches Licht setzen konnte.

Vor keinem Bedenken war sie zurückgescheut. Immer hatte sie nur den einen Zweck vor Augen, den einen Gedanken in der Seele gehabt, ihn zu retten. Aus Todesgefahr zu retten! Ihr konnte kein Vorwurf gelten. Nur Liebe vermochte gutzumachen, was Liebe geopfert hatte!

So wurde Briesen in den Gedanken an Gwendolin allmählich ruhiger.

Der Rest freilich — der blieb! Aber er fühlte: diesen inneren Kampf, den mußt du mit dir allein ausfechten. Ihr, der Geliebten, erspare ihn! Und harre der Zeit, die vielleicht auch in dir die letzte Wunde schließt. —

Soviel wie in den nächsten Tagen hatte Briesen noch niemals telegraphiert. Die Depeschen zwischen Dublin und Skutari flogen hin und her. Für Gwendolins Sehnsucht gingen Briefe viel zu langsam. Daher sandte sie Telegramme, die lang waren wie Briefe und ein kleines Vermögen kosteten.

Eines Tages aber konnte Gwendolin den Tag ihrer Abreise telegraphieren, und Briesen erbat daraufhin die Erlaubnis, sich demnächst nach Durazzo begeben zu dürfen.

Wächter willigte ein und riet ihm, sich einem italienischen Offizier anzuschließen, der auch von seinem Detachement dorthin geschickt wurde. —

An einem frühen Morgen Ende Juni fuhr Briesen von Skutari ab. Sein Bursche mit einem größeren Koffer begleitete ihn. Bis zum Hafen benutzten die Herren ein italienisches Lastauto.

Am Ausgange der Stadt kamen sie an der Moschee mit dem Friedhof vorüber, auf dem Riza Pascha begraben liegt, und Briesen dachte an den Abend, wo er mit Gwendolin auf dem Grabe des tapferen Türken saß, als der Muezzin zum Gebete rief und die Zikaden sangen. Hier waren sie beide zum ersten Male sich ihrer Liebe voll bewußt geworden. Jetzt bildete der ganze Friedhof ein wogendes Feld von lila Schwertlilien, die wunderbar zu der grellweißen Steinmauer und den dunkelgrünen Zypressen standen.

Am Hafen brachte ein Motorboot sie an Bord der ‚Marghera', eines kleinen Flußdampfers, der wegen der Untiefen der Bojana nur einen halben Meter Tiefgang hatte, so daß für die Maschine kein Platz unter Deck war und sie daher oben darauf stehen mußte. Durch diese gewiß praktische Anordnung wurde aber die sowieso schwüle Temperatur des heißen Sommermorgens noch erheblich gesteigert. Den Herren war es selbst in ihren dünnen Tropenanzügen fast unerträglich. Bleiern lastete die glühende Luft über Fluß und Hafen. Auch die Abfahrt brachte kaum Erleichterung, da der Dampfer nur ganz langsam in dem schwierigen Fahrwasser dahinkroch.

Jenseits der Barre lag ein italienischer Torpedojäger, der ‚Fussiliere', der die Offiziere nach Durazzo bringen sollte. Die ziemlich flache Küste bot wenig Interessantes. Nach einiger Zeit wurde ein größeres Schiff gesichtet, das der Kapitän als einen englischen Kreuzer erkannte. Bald darauf war Medua erreicht. Hier kamen die Berge wieder dicht an die Küste heran, doch blieb der ‚Fussiliere' soweit entfernt, daß man nur mit dem Glase die wenigen Häuser des Hafens erkennen konnte.

Der Kapitän machte sie auf eine dichte Rauchwolke aufmerksam, die oberhalb Medua hinter den Bergen hervorkam.

„Dort brennt es schon seit gestern," sagte er. „Von Medua kommende Reisende erzählten, daß die Aufständischen im Vormarsch auf Durazzo sind und alle Ortschaften, die es mit dem Fürsten gehalten haben, anzünden. Es werden schwere Tage für Durazzo kommen. Ich habe gehört, daß wir noch einen unserer Kreuzer dorthin schicken wollen. Der ‚Dandolo' liegt ja schon da und steht dem Fürsten jederzeit zur Verfügung, falls er sich in seiner Hauptstadt nicht mehr sicher genug fühlen sollte."

Briesen hatte das Gefühl, als wenn das Unheil, das über das junge Fürstentum heraufzog, dem Italiener eine gewisse Genugtuung bereitete.

Nach weiteren zwei Stunden kam Durazzo in Sicht. Hier traten die Berge wieder weit vom Ufer zurück, die Stadt liegt in einer großen Ebene. Als man schon so nahe dem Hafen war, daß man die Menschen am Ufer unterscheiden konnte, mußte der ‚Fussiliere' noch mehrere Kilometer weit nach Süden fahren, um dort die Einfahrt in die auch hier befindliche Barre zu suchen.

Endlich legte man nicht weit vom Ufer entfernt an. Während einige Boote vom Lande herkamen, erklärte der Kapitän seinen Gästen die Stadt. Das große weiße Gebäude gleich links neben der Landungsbrücke war der fürstliche Konak, ehemals Sitz der türkischen Verwaltungsbehörden. Rechts davon lagen die Häuser des Zollamtes, des österreichischen Lloyds und der österreichischen und italienischen Post. Das war auch so ziemlich alles, was sich von besseren Gebäuden in Durazzo befand. Selbst Essads Konak war nur eine kleine einstöckige Villa.

Über den fürstlichen Konak hinweg sah man eine Anhöhe mit einer alten Ruine. Dies war die Zitadelle, auf der jetzt eine Batterie stand, die Italien dem Fürsten zum Geschenk gemacht hatte. Sie feuerte, so daß man deutlich die Stellung eines jeden der vier Geschütze erkennen konnte.

„Die Aufständischen scheinen einmal wieder einen Angriff zu machen," meinte der Italiener. „Seit etwa acht Tagen liegen sie schon ziemlich dicht vor der Stadt, haben aber bisher vor den Geschützen noch immer einen heillosen Respekt gezeigt."

Die Boote waren herangekommen, und die Offiziere nahmen Abschied von dem gastlichen Kommandanten. Briesen sollte sich bei seinem Gesandten melden, fand aber zunächst niemanden, der ihm den Weg zeigen konnte. Ziemlich ratlos stand er mit seinem Burschen und dem großen Koffer an der Landungsbrücke und sah, welche Aufregung das Feuer der Batterie verursachte. Berittene Gendarmen galoppierten zum fürstlichen Konak hin, vor dem zwei Albaner auf Posten standen, und ein Trupp albanischer Infanterie eilte im Laufschritt eine enge Gasse hinauf. Sie waren als Soldaten nur an einer roten Binde mit dem schwarzen Adler am rechten Arm kenntlich.

Jetzt kam ein Offizier mit zwei Albanern zu Pferde angesprengt. Er trug eine Art von deutscher Felduniform, aber auch mit der roten albanischen Binde und dem weißen Fes.

Als er Briesen bemerkte, machte er halt, grüßte und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, ich bin Major Fersen, Kommandant der fürstlichen Kavallerie."

Briesen nannte Namen und Absichten und bat um Unterstützung. „Haben Sie schon Quartier, Herr Kamerad?" fragte Fersen. Und als Briesen verneinte, meinte er: „Dann werden Sie so leicht nichts mehr finden. Darf ich Ihnen vorläufig meine Behausung anbieten? Ein Bett und einen Stuhl kann ich Ihnen jedenfalls noch verschaffen."

Briesen nahm dankbarst an, bis er etwas anderes gefunden haben würde.

„Leider kann ich selber nicht mitkommen, denn es scheint, als wenn die Aufständischen einen Angriff beabsichtigen, und ich will daher meine Leute alarmieren. Ich gebe Ihnen aber eine Ordonnanz mit, die etwas deutsch versteht und Ihnen behilflich sein kann. Und nun auf Wiedersehen, die Pflicht ruft." Damit ritt er davon.

Unter Führung des Albaners erreichte Briesen durch ein Gewirr kleiner schmutziger Gäßchen, in denen es unheimlich scharf nach Bockfett und Knoblauch duftete, die Wohnung Fersens, die aus zwei Zimmern in einem unscheinbaren Häuschen bestand.

Als der Bursche mit dem Gepäck ankam, das von zwei Zigeunern getragen wurde, sagte Briesen: „Hier werde ich wohnen. Packen Sie alles aus, legen Sie den Schlafsack an die Wand und vergessen Sie ja das Moskitonetz nicht. Wo Sie selber schlafen werden, wird sich noch finden, aber auch Sie dürfen nicht ohne Mückenschleier ruhen. Dieses Durazzo ist eines der schlimmsten Fiebernester, die es gibt. Ich gehe jetzt, um mich beim Gesandten zu melden."

❀ ❀ ❀

Vor einer elenden Holzbaracke hielt der führende Albaner und meinte, hier müsse der Gesandte Deutschlands wohnen. Zur Erkundigung begab er sich in einen dort befindlichen Gemüseladen und führte dann Briesen durch den Hof und eine enge Treppe hinauf. An einer Holztür stand „Philipp

Bertold, Secrétaire de Légation" und sogleich erinnerte sich Briesen des Freundes, der ihm Triest gezeigt hatte. Er klopfte an, trat ein, und groß war die gegenseitige Freude.

„Wie kommen Sie hierher?" Dieselbe Frage ertönte gleichzeitig. Briesen erklärte seinen Auftrag, und Bertold erzählte, daß er Gesandtschaftssekretär und einzige Stütze des Gesandten wäre. „Und wie finden Sie unser Gesandtschaftspalais?" setzte er lachend hinzu. „Außer diesem meinem Zimmer besitzt auch der Gesandte nur einen einzigen, wenn auch etwas größeren Raum, in dem er schläft, arbeitet und Besuche empfängt. Nicht sehr würdig für Deutschland, werden Sie denken, aber was sollten wir machen? Die Ernennung kam ganz plötzlich, und es war beim besten Willen unmöglich, irgendeine geeignete Wohnung zu finden. Alles war schon von Österreich und Italien beschlagnahmt, und das einzige sogenannte Hotel, das es hier gibt, hatte auch nicht ein Zimmer zu vergeben. Ich werde Sie aber jetzt beim Herrn Gesandten anmelden."

Er klopfte an die Tür des Nebenzimmers, in der er verschwand, um gleich darauf Briesen hereinzubitten.

Briesen meldete sich und erzählte von seinem Auftrage. Der Gesandte bat Platz zu nehmen und entschuldigte sich auch sofort wegen der Wohnung. Sie war in der Tat rührend, diese Unterkunft des Vertreters eines der mächtigsten Staaten. Ein Feldbett, ein Waschtisch, ein Schreibtisch, noch ein anderer Tisch, ein paar Stühle und als einziger Luxusgegenstand ein Triumphklappstuhl. Das war alles. Die Wäsche und Kleider des Herrn Gesandten, sowie die Akten der Gesandtschaft befanden sich in verschiedenen umherstehenden Kisten und Koffern.

Er selber, ein noch verhältnismäßig junger, äußerst liebenswürdiger Mann, war aus der Konsulatskarriere hervorgegangen. Nach einigen freundlichen Worten entschuldigte er sich mit Arbeit und lud Briesen zum Abend ins Hotel Europa ein, wo er stets zu essen pflegte.

Bertold dagegen hatte noch Zeit und hielt seinem Freunde gleich einen kleinen Vortrag über Durazzo. Es schien seine Spezialität zu sein, den politischen Fremdenführer zu machen. Nachdem die Zigaretten entzündet waren, begann er: „Unser jüngstes Fürstentum liegt, unter uns gesagt, anscheinend in den letzten Zügen, so daß auch die hiesige Gesandtschaftsherrlichkeit — oder vielmehr Misere — demnächst ihr Ende erreichen wird.

„Im Süden an der Grenze tobt der Aufstand und hat sich bereits aller Gebiete bemächtigt, wo griechisch-orthodoxe Albaner wohnen. Sie wollen lieber zu Griechenland gehören, als sich der vorwiegend muselmanischen Regierung unterwerfen, die vor allem durch Essad vertreten wird.

„Dieser Essad Pascha bildet ein Kapitel für sich, und es ist nicht einfach, ihm vollkommen gerecht zu werden. Ehrgeizig, selbstsüchtig, verlogen, bestechlich, für seinen eigenen Vorteil zu jeder Schandtat bereit: das ist so eine kleine Musterkarte von Liebenswürdigkeiten, die seine Feinde ihm zuschreiben. Er mag von allen diesen Eigenschaften einiges haben, immerhin bleibt vielleicht noch ein Teil von Patriotismus übrig.

„Anfangs hat er sicher den Fürsten unterstützen wollen. Als er dann aber sah, daß es diesem nicht gelang, sich genügenden Einfluß zu verschaffen, scheint er eine Schwenkung zu Italien gemacht zu haben und sieht das Heil Albaniens jetzt wahrscheinlich in einer italienischen Vorherrschaft. Ihm gegenüber gibt es nur zwei Möglichkeiten, die ich am liebsten dem Fürsten selber vorschlagen möchte. Entweder Essad aufhängen zu lassen oder ihn mit unumschränkter Machtbefugnis zu versehen. Das erstere wäre das praktischere und könnte dem Fürsten sofort zu großer Volkstümlichkeit verhelfen, wenn er die großen Güter Essads beschlagnahmen und aufteilen ließe. Aber auch auf die zweite Art wäre Essad vielleicht noch dem Fürsten zurückzugewinnen. Anstatt dessen wird ihm jetzt mißtraut, und es heißt, er solle des Landes verwiesen werden. Diese Maßnahme wäre natürlich die allerunglücklichste und wird infolgedessen wohl zur Ausführung kommen."

Bertold zündete sich die zweite Zigarette an und berichtete mit einem gewissen ironischen Behagen weiter: „Was augenblicklich den Bestand des Fürstentums unmittelbar in Frage stellt, ist der Aufstand der muhamedanischen Bevölkerung hier in der Mitte des Landes. Ursprünglich ist er sicher durch italienische Agenten und deren Bestechungsgelder hervorgerufen worden, und Essad hat, wenn er ihn auch vielleicht nicht unterstützte, so doch nicht mit allen Mitteln gegen ihn gearbeitet. Er wollte gebeten werden, wollte sich mit allen Machtbefugnissen bekleiden lassen und dann als Retter des Landes und der Dynastie erscheinen. Jetzt sind die Aufständigen immer frecher geworden und haben sogar schon die Stadt Durazzo beschossen, die sie in weitem Bogen umlagert halten, so daß dem Fürsten außer seiner Hauptstadt und dem Norden des Landes, das durch die Detachements der Großmächte im Zaume gehalten wird, nichts mehr übrigbleibt.

„Irgendwelche Truppen, die nur halbwegs diesen Namen verdienten, besitzt der Fürst nicht. Einigermaßen zuverlässig sind etwa zweihundert, von den holländischen Instruktionsoffizieren ausgebildete Gendarmen. Dazu kommen noch einige Tausend albanischer Krieger, die aber nur den Namen einer bewaffneten Horde verdienen. Die wenigen Holländer versuchen, unterstützt von einigen ehemaligen deutschen und österreichischen Offizieren, etwas Ordnung und Disziplin in die Gesellschaft zu bringen. Solange die Regierung noch regelmäßig den Sold an die Truppen auszahlt, wird es wohl gehen, aber



Junge Witwe

Gemälde von Peter v. Hamme

es heißt schon, daß das Geld in der Regierungskasse fast zu Ende ist, und dann ist es aus mit der Herrlichkeit."

„Kennen Sie den Major Fersen, bei dem ich Unterkunft gefunden habe?" fragte Briesen.

„Natürlich kenne ich ihn. Er hat es in der deutschen Armee bis zum Fahnenjunker der Kavallerie gebracht, ging später in türkische Dienste, war mit Enver in Tripolis und hat sich jetzt vor etwa zwei Monaten dem Fürsten zur Verfügung gestellt. Da er viel von Pferden versteht, hat ihn der Fürst mit der Aufsicht über seine eigenen Pferde betraut und ihn gleichzeitig zum Major und Kommandanten der ganzen Kavallerie ernannt, die immerhin etwa eine Eskadron stark ist. Er gilt als ein sehr rücksichtsloser Draufgänger und passionierter Soldat."

Briesen bedankte sich für die umfassende Auskunft und verabschiedete sich bis zum Abend, wo er mit Bertold zusammen beim Gesandten im Hotel Europa essen sollte.

In seiner Wohnung angelangt, fand er schon alles ganz gemütlich eingerichtet vor. Fersen hatte noch ein Bett besorgt und sogar einen Kleiderschrank, so daß der Bursche bereits die Sachen auspacken konnte. Auch ein Frühstück war angerichtet, zu dem sein freundlicher Gastgeber ihn einlud.

Natürlich bildeten die militärischen Ereignisse das Hauptthema der Unterhaltung, und es war Briesen sehr willkommen, daß er auf diese Weise so schnell und gut unterrichtet wurde.

Fersen war durchaus Optimist. Er wollte Durazzo, das nur auf einer schmalen Enge, die durch ausgedehnte Sümpfe führt, angegriffen werden konnte, mit hundert zuverlässigen Leuten ein Jahr lang halten.

Nun waren ja allerdings die Aufständischen zehn- bis fünfzehntausend Mann stark und den fürstlichen Truppen bei weitem überlegen, die dafür aber zwei Batterien und acht Maschinengewehre besaßen. Einmal waren die Feinde allerdings schon so nahe an der Stadt gewesen, daß verirrte Geschosse bis an den fürstlichen Konak flogen.

ꕥ ꕥ ꕥ

Am nächsten Morgen suchte Briesen seinen Freund Fuad auf, dem ein Büro in einem der kleinen Zimmer des fürstlichen Konaks angewiesen war. Groß war die Freude des Wiedersehens, die besonders den Albaner derartig erregte, daß Briesen einem schon damals gehegten Wunsche nachkam und den Freund bat, sich mit ihm auch als äußerliches Zeichen der Brüderschaft zu duzen. Gerührt und kaum der Worte mächtig schloß der Albaner ihn in seine Arme, und die beiden so gänzlich verschiedenen Männer tauschten den Bruderkuß.

Zunächst mußte Briesen erzählen, wie es ihm bisher ergangen war. Natürlich sprach er auch von seinen Beziehungen zu Gwendolin und der Hoffnung auf ihre baldige Vereinigung. Fuad war ganz begeistert darüber und meinte, daß er sich die schönste, beste und tapferste Frau ausgesucht habe, die es gäbe. Daran, daß sie die Frau eines anderen war, nahm er nicht den geringsten Anstoß. Ehescheidungen waren bei den Muhamedanern nichts Seltenes.

Dann berichtete Fuad über Albanien. Er sah sehr trübe in die Zukunft und schien tiefbedrückt. „Ich weiß mir und meinem Vaterlande keinen Rat mehr," sagte er seufzend. „Alle ohne Ausnahme wollen von unserem armen Lande immer nur nehmen und keiner bringt etwas. Gewiß will unser Fürst das Beste, aber die Großmächte geben ihm die versprochene Anleihe nicht, ohne die er machtlos ist. Kein Mensch hier kann es begreifen, warum dein mächtiges Vaterland einem seiner Prinzen die Erlaubnis gegeben hat, den albanischen Thron zu besteigen, um ihn dann hilflos dort sitzen zu lassen."

„Lieber Fuad," sagte Briesen, „Deutschland ist an Albanien nicht interessiert und hat immer nur das Bestreben, zu verhindern, daß seine beiden Bundesgenossen, Österreich und Italien, sich seinetwegen veruneinigen. Es gibt in Deutschland viele Fürstengeschlechter, die schon mehrfach Monarchen für fremde Länder gegeben haben, ohne daß wir irgendwelche politischen Absichten dabei hatten. Denke doch nur an Bulgarien oder Rumänien. Wenn ein deutscher Prinz sich auf einen fremden Thron begibt, dann muß er sich allein weiterhelfen. Von Deutschland hat er höchstens wohlwollende Sympathien zu erwarten."

„Das verstehe ich nicht," meinte Fuad, „und ebenso wie mir geht es allen anderen. Nimm einmal den Fall, ein französischer oder italienischer Prinz wäre Fürst von Albanien geworden. Ich glaube, keines der beiden Länder hätte sich die Gelegenheit entgehen lassen, jetzt hier dem Fürsten zu Hilfe Truppen zu landen. Aber so wie die Sache nun einmal steht, ist die Lage des Fürsten hoffnungslos."

„Was macht denn aber Prinz Javor? Er soll doch mit mehreren Tausend Mann von Bokane her in Anmarsch sein, um dem Fürsten zu helfen?"

„Allerdings marschiert er heran, und sein Weg wird durch die Trümmer der zerstörten und brennenden Dörfer bezeichnet. Seine wilden christlichen Malissoren kennen keine Schonung gegen alles, was muselmanisch ist, und morden und plündern. Ihnen kommt es vor allem darauf an, Beute zu machen, und der Prinz selber erhält vom Fürsten täglich zehntausend Kronen zur Unterhaltung seiner Krieger. Von diesen Leuten erwarte und hoffe ich nichts Gutes."

„Und Essad Pascha?"

„Essad hält es mit dem, der die größte Macht besitzt, und das scheint ihm augenblicklich Italien zu sein. Die einzige Hoffnung, die ich habe, ist die, daß schließlich doch noch eine Großmacht, am liebsten wäre mir Österreich, das ausgezeichnet mit den

Muhamedanern umzugehen weiß, unser Land besetzt und erst einmal geordnete Verhältnisse herstellt. Unter seinem Schutze könnte dann der Fürst sich einleben. In diesem Sinne arbeitet außer mir noch eine Anzahl gleichgesinnter Patrioten. Aber Italien und auch England intrigieren überall aufs schlimmste. Letzteres hält sich scheinbar zurück, unterstützt und ermutigt Italien aber auf jede Weise, um es immer weiter in die Feindschaft mit Österreich hineinzutreiben."

Fuad schwieg, und Briesen wußte nicht, wie er ihm Mut zusprechen sollte. Auch ihm schien nach allem, was er gesehen und gehört hatte, die albanische Tragödie ihrem Ende zuzugehen.

Gwendolin hatte ihre Ankunft mit dem ‚Baron Bruck', dem Schnelldampfer des Lloyd, angemeldet. Das Telegramm kam aus Bari, von wo sie einen italienischen Dampfer bis Antivari benutzen wollte, um dort auf den ‚Baron Bruck' umzusteigen.

Früh um sechs Uhr morgens lief das Schiff auf der Reede von Durazzo ein, wo es in ziemlicher Entfernung vom Lande ankern mußte. Durch Fuad erhielt Briesen ein Motorboot gestellt, mit dem er schon lange die Ankunft des Dampfers erwartete, so daß er sofort an Bord steigen konnte.

Tief sahen sich die beiden Glücklichen in die Augen und wußten, daß nichts mehr sie trennen würde. Dann fuhr Briesen Gwendolin mit ihrer Jungfer und dem Gepäck an Land, und er hatte trotz aller Glückseligkeit doch noch Zeit, über die Unzahl von Koffern zu erstaunen, die eine Dame auf Reisen mit sich zu nehmen vermag.

In ihrem sehr hübsch eingerichteten Zimmer fand Gwendolin einen Brief ihres Mannes vor, den sie nur mit Herzklopfen öffnete. Er schrieb: „Liebe Gwendolin. Ich habe Deine Nachricht empfangen, daß Du Dich von mir trennen willst, und irre wohl nicht, daß Deine große Erbschaft in erster Linie dazu die Veranlassung ist. Ich gebe Dir aber folgendes zu bedenken. Du kannst mir nicht den Vorwurf machen, daß ich Dich in unserer Ehe irgendwie in Deinen Neigungen behindert habe. Wenn wir auch in letzter Zeit nur noch wie Freunde zusammen lebten, so geschah es doch deshalb, weil Du selbst es so wolltest. Auch sonst führten wir ein Leben, das in jeder Hinsicht Deinen Wünschen und Neigungen entsprach. Ich kann Dir schon mitteilen, daß mir die Berufung ins indische Ministerium sicher ist, wo wir eine Stellung einnehmen werden, um die uns viele beneiden können.

Eine Scheidung würde uns beiden große Unannehmlichkeiten bringen, mir würde sie in der Karriere schaden, und wie man bei uns zu Hause über eine geschiedene Frau denkt, das weißt Du ja selber am besten. Ich mache Dir daher den Vorschlag, weiter als gute Freunde beisammen zu bleiben, im übrigen aber uns gegenseitig das Recht zuzugestehen, zu tun und lassen, was wir wollen. Du siehst, daß ich dir das Äußerste zugestehen will, das eine Frau von einem selbstlosen Manne verlangen kann.

Auch auf eine andere, etwas unangenehme Sache muß ich noch Dein Augenmerk richten. Du erinnerst Dich Deiner Angelegenheit mit Baron Traubenberg. Leider hat mein Geheimsekretär Wind davon bekommen. Nun ist es ja völlig ausgeschlossen, daß er sich das geringste merken lassen würde, solange Du meine Frau bist, denn er hofft durch mich auf eine weitere gute Anstellung. Wenn diese Rücksichten aber für ihn fortfallen, so ist es immerhin denkbar, daß er eines Tages sprechen könnte. Von den etwaigen strafrechtlichen Folgen will ich gar nicht reden, aber mit der Möglichkeit mußt Du rechnen, daß Dein Vaterland Dir für ewig versperrt bliebe.

Ich hoffe, Du wirst Dir alle diese Gründe sorgfältig überlegen, ich selber habe eine viel zu große Meinung von Deiner Klugheit, als daß ich Dir einen nicht wieder gutzumachenden Schritt zutrauen könnte. Jedenfalls bitte ich Dich darum, daß Du sobald wie möglich zu einer Aussprache hierher kommst.

Bis dahin bin ich in guter Freundschaft
Robert." —

Als Briesen sich bei Bratfords melden ließ, empfing ihn Lady Georgina allein. Sie war eine große, schlanke Erscheinung von vornehmer Häßlichkeit, wirkte aber durch schöne und gütig blickende Augen sehr sympathisch.

„Es freut mich sehr, daß Sie uns besuchen," sagte sie. „Besonders für meine geliebte Gwendolin, über die ich mir in letzter Zeit manchmal schwere Sorgen gemacht habe. Ich denke, sie wird gleich kommen, ihren Freund zu begrüßen."

Da trat die Erwartete auch schon ins Zimmer, und Lady Georgina ließ taktvoll die Liebenden auf einige Zeit allein.

Mit schnellen Worten berichtete Gwendolin von dem Briefe ihres Mannes, ohne natürlich die Sache mit Traubenberg zu erwähnen. „Ich werde den Kampf mit ihm aufnehmen," sagte sie. „Ich denke, es wird nicht allzu schwer sein, daß er mich frei läßt, wenn ich ihm nur genügend Geld dafür biete."

Zu einer Erwiderung, zu einer Aussprache kam Briesen nicht. Denn gerade als er Gwendolins Hände gefaßt hatte und zärtlich küßte, gerade daß er gesagt: „Ich danke dir! Wie ich dir danke!" — traten Bratfords mit erregter Miene wieder ein. Der Konsul hielt eine soeben eingelaufene Depesche in der Hand und teilte, nach flüchtiger Vorstellung, mit bebender Stimme den Inhalt mit. Das Telegramm enthielt die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin in Serajewo durch serbische Mörder.

Das schreckliche Ereignis blieb an diesem Nachmittage der ausschließliche Gesprächsstoff.

✠ ✠ ✠

Die Ereignisse drängten sich. —

Fuad teilte seinem Freunde mit, er habe Gewißheit, daß italienische Spione mit den Aufständischen in dauernder Verbindung ständen. Er bezeichnete besonders einen Professor und einen in Durazzo ansässigen Kaufmann, die auch täglich im Hause des italienischen Gesandten verkehrten.

Briesen machte dem Major Fersen hiervon Mitteilung, der sich mit einem der holländischen Offiziere in Verbindung setzte. In der Nacht wurden die Italiener verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Sofort aber erhob der italienische Gesandte Protest und verlangte die Bestrafung Fersens und des Holländers. An Briesen wagte er sich allerdings nicht heran, machte aber Konsul Bratford davon Mitteilung, daß der Deutsche in gefährlicher geheimer Verbindung mit einflußreichen Albanern stünde.

Dieser telegraphierte an Herbert nach Skutari und erbat sich Auskunft über Briesen. Schon am gleichen Tage erhielt er folgende Antwort: „Briesen ist höchst gefährlicher Spion, dessen Beseitigung mit allen Mitteln erstrebt werden muß. Er weiß Geheimnisse, die auch für England gefährlich sind. Baron Traubenberg teilt mir mit, daß Montenegro im Falle eines serbisch-österreichischen Konfliktes Serbien unterstützen wird. Er wird morgen in Durazzo eintreffen und Ihnen näheres erzählen." —

An einem der nächsten Tage unternahmen die Aufständischen einen neuen Angriff auf die Stadt.

Sobald die Geschütze von der Zitadelle herab donnerten, begab sich Briesen dorthin, um nach dem Stande des Gefechtes zu sehen. Zusammen mit seinem Burschen, beide mit Brownings bewaffnet, gelangte er in fünfzehn Minuten in die Nähe der alten Ruine, wo die Batterie ganz offen aufgefahren war, denn der Gegner hatte ja keine Geschütze, um das Feuer zu beantworten.

Der Batterieführer, ein junger Holländer, der ausgezeichnet deutsch sprach, bat Briesen näherzukommen und erklärte ihm die Stellungen beider Gegner. „Sie sehen, daß Durazzo auf einer Art von Halbinsel liegt, deren eine Seite durch einen großen Sumpf gebildet wird. Hierdurch bleibt für einen Angriff auf die Stadt nur ein etwa fünfhundert Meter breiter Strich an der Chaussee nach Tirana zur Verfügung. Sie können die Straße deutlich sehen. Dort in den Büschen vor den letzten Häusern der Stadt befinden sich unsere Stellungen, ziemlich leichte Schützengräben. Weiter nach vorwärts, dort wo die Schrapnells meiner Batterie platzen, liegen überall in dem Buschwerk und in den Löchern des unebenen Bodens einzelne Gruppen des Feindes. Seine Hauptkräfte hält er viel weiter zurück aus Respekt vor meinen Geschossen."

Briesen beobachtete durch seinen Zeiß, daß ab und zu einzelne Leute des Feindes weiter vorliefen. Sie hatten es schon gelernt, sich im Artilleriefeuer zu bewegen. Da er aber doch von hier oben zu wenig sah, beschloß er, sich weiter vor zu begeben.

Zunächst ging er zurück in die Stadt, die in heilloser Aufregung war. In einer der engen Straßen begegnete er dem Fürsten, der wohl vom Kampfplatze zurückkam. Seine große, schlanke Figur in einer prächtigen Phantasieuniform mit weißem Fes und langem Reiherbusch wirkte großartig. Tiefer Ernst lag auf den blassen, etwas eingefallenen Zügen. An seiner einen Seite ritt der deutsche Hofmarschall, an der anderen ein albanischer Adjutant. Etwa dreißig Albaner in wilden, malerischen Kostümen folgten. Als Briesen grüßte, dankte der Fürst mit freundlichem Lächeln. Schon zweimal hatte Briesen vergebens versucht, eine Audienz zu bekommen, doch war der Fürst jedesmal beschäftigt gewesen.

Nach etwa einer halben Stunde erreichte er das Ende der Stadt, doch schon geraume Zeit vorher hörte er das Pfeifen der Gewehrgeschosse und mehrfach einen laut klatschenden Einschlag in einem der Hausdächer. Hinter den letzten Häusern stand ein Trupp Albaner, bei denen er seinen Quartierwirt Fersen erkannte, der heftig auf die Leute einredete.

„Gehen Sie mehr nach rechts," schrie ihm Fersen zu, „sonst werden Sie totgeschossen. Die Kerle haben sich heute so nahe herangewagt wie noch nie. Vorn in den Schützengräben liegen nur etwa hundert Gendarmen, die dringend Unterstützung brauchen. Aber glauben Sie mir, daß es möglich ist, meine Kerle vorwärts zu bringen? Vergebens habe ich es mit Drohungen und Bitten versucht. Sie verlangen jetzt hier an Ort und Stelle eine Zulage zu ihrer Löhnung, die ich ihnen doch nicht geben kann. Dabei können jeden Augenblick die Gendarmen über den Haufen gerannt werden. Es ist zum Verzweifeln mit dieser elenden Bagage."

„Ist das alles an Truppen, was augenblicklich hier ist?" fragte Briesen. „Damit können Sie doch die Stadt nicht halten."

„Drinnen im Ort wimmelt es noch von Bewaffneten," schrie Fersen erregt, „aber entweder sind sie bestochen oder feige, jedenfalls habe ich keinen dazu bewegen können, mit mir herauszukommen. Aber drei von meinen Kameraden, ein Deutscher und zwei Österreicher, sind noch dort und versuchen ihr möglichstes. Eine einzige Kompagnie deutscher Truppen hier, und ich wollte die ganze Bande bis nach Tirana zurücktreiben."

„Wo sind denn die Maschinengewehre?"

„Gott sei Dank, die stehen hier verteilt in den letzten Häusern der Stadt. Zwei wackere holländische Offiziere sind bei ihnen und bei jedem Gewehr als Bedienung ein ehemaliger deutscher oder österreichischer Unteroffizier. Sie bilden unsere letzte Reserve, wenn der Gegner herankommen sollte."

In diesem Augenblicke ertönte von rechts her das helle, scharfe Tack-Tack eines Ma-

schin ngewehrs, dem sich alsbald ein zweites anschloß. „Jetzt kommen sie uns doch über den Hals!" rief Fersen. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, was wollen Sie sich hier totschießen lassen von diesem Gesindel? Für mich ist es ja leider meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit."

Jetzt schlugen die Geschosse derartig häufig in der Nähe ein, daß Briesen es vorzog, sich zu entfernen. Er hatte in der Tat hier nichts zu tun. Außerdem aber packte ihn plötzlich schwere Sorge um Gwendolin. Wer weiß, was geschehen konnte, wenn der Feind siegreich und plündernd in Durazzo einzog.

So schnell er konnte, eilte er in die Stadt zurück, zum Hause Bratfords. Die Nachricht von der bedrohlichen Nähe des Feindes mußte sich schon verbreitet haben, denn überall sah er flüchtende Familien, die sich zum Hafen begaben, wo sie Aufnahme auf einem der österreichischen oder italienischen Schiffe zu erhalten hofften.

Im Hause des Konsuls war helle Aufregung. Bratford kam gerade mit der Nachricht zurück, daß der Fürst sich mit seiner Familie auf den italienischen Kreuzer begeben habe. Auch die Gesandten und Konsuln sollten schon im Ausbruch begriffen sein. Lady Georgina schrie nach ihren Dienstboten, die anscheinend bereits geflohen waren, worauf sie in Tränen ausbrach.

Briesen stieg ohne weiteres die Treppe hinauf, um sich zur Geliebten zu begeben. Vor ihrer Türe blieb er überrascht stehen, denn er glaubte eine Männerstimme zu hören, und vermutete, daß es ihr Mann sein könnte. Schon wollte er kehrtmachen, als er Gwendolins Stimme in derartiger Erregung vernahm, daß er sich entschloß, für alle Fälle in der Nähe zu bleiben, falls die Geliebte seines Schutzes bedürfe. Hinter einem Schrank dicht bei ihrer Zimmertür stellte er sich auf und fühlte sein Herz so wild und fieberhaft pochen, daß es ihm bis in den Hals hinein schlug.

Die Gewehrschüsse der Albaner, die ihn kurz vorher todbrohend umschwirrten, hatten sein Blut kaum in Wallung gebracht. Mit fast skeptischer Ruhe hatte er gefühlt, wie ein prickelndes Gefühl von Neugier und Lust am Kampfe ihn packte und festhielt. Jetzt sagte sein innerstes Empfinden ihm: Geh fort und erniedrige dich nicht, indem du den Lauscher machst. Aber um Gwendolins willen mußte er bleiben: ihr schien hier Gefahr zu drohen. Er preßte sein Ohr so dicht an die Wand, daß er trotz des Dröhnens der Kanonenschläge, die jeden Augenblick das Haus erschütterten, fast alles hören konnte, das drinnen gesprochen wurde.

Schon nach den ersten Worten wußte er, daß es jedenfalls nicht Konsul Herbert war, den Gwendolin allein bei sich empfangen hatte. Ein brennendes Gefühl der Eifersucht wollte in ihm aufsteigen. Gleich aber schämte er sich dessen. Und er hörte auch, daß das Gespräch drinnen geschäftlichen Charakter trug.

Gwendolin sprach in starker Erregung: „Ich flehe Sie an, verlangen Sie nichts Weiteres von mir. Ich kann und will Ihnen keine weiteren Dienste leisten!"

Eine Männerstimme, deren einschmeichelnder und doch leicht drohender Ton ihm sehr bekannt vorkam, entgegnete: „Verehrte Frau, Sie haben einmal den ersten Schritt getan und ihn, wie ich glaube, nicht zu bereuen gehabt. Warum wollen Sie mir jetzt auf einmal Ihre Unterstützung verweigern?"

„Weil ich einsah, welch schweres Unrecht ich beging. Außerdem kann ich Ihnen mitteilen, daß ich nicht wieder in das Haus meines Mannes zurückkehre, sondern mich scheiden lasse."

„Zu diesem Entschlusse kann ich Sie nur aufrichtig beglückwünschen, so leid es mir unserer geschäftlichen Verbindung wegen tut. Sie aber kann ich nicht aufgeben. Sie haben sich einmal dem großen Spiele der Politik hingegeben und sind ihm verfallen. Auch hier können Sie von großem Nutzen sein, wenn Sie nur wollen. Ich weiß, wie innig Sie mit Lady Georgina befreundet sind, und außerdem sagt man, daß ein deutscher Offizier sich auffallend um Sie bewirbt. Wenn Sie diese beiden Quellen nur genügend ausnutzen wollten, könnten Sie mir manches Interessante berichten."

Dieses Mal kam ihre Entgegnung fast heiser vor gewaltsam unterdrückter Erregung hervor: „Ich sage es zum letzten Male, ich wünsche Sie nie wieder zu sehen. Ich bitte Sie, mein Zimmer sofort zu verlassen."

Jetzt nahm die Männerstimme einen drohenden Ton an. „Es tut mir leid, einer Dame gegenüber zu energischen Maßregeln schreiten zu müssen. Aber da Sie mich dazu zwingen, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich in meiner Hand befinden. Ich verkörpere hier die Macht Rußlands. Die Reichweite meiner Mittel ist unbegrenzt, und ich schwöre Ihnen, daß ich sie rücksichtslos anwenden werde."

„Mein Vaterland wird mich zu schützen wissen."

„Leider haben Sie dabei vergessen, daß England wohl kaum einer Landesverräterin beispringen wird."

„Jetzt habe ich mir aber genug von Ihnen gefallen lassen," schrie Gwendolin. „Sofort hinaus aus meinem Zimmer, oder ich rufe nach der Dienerschaft."

Briesen vernahm ein paar schnelle Schritte nach der Zimmertür, deren Schlüssel gleich darauf von innen zugedreht wurde, worauf die Männerstimme sagte: „Jetzt sind Sie gefangen, meine Gnädigste. Schreien Sie, bitte, soviel Sie wollen. Die tapferen Bewohner dieses Hauses sind bereits vor ein paar lumpigen Schüssen der albanischen Freischaren ausgerissen."

Da war es mit Briesens Selbstbeherrschung vorbei. Mit einem Sprunge war er

an der Tür, donnerte mit der Faust dagegen: „Aufgemacht, oder ich trete die Tür ein!“

Einen Augenblick herrschte drinnen Stillschweigen. Dann rief Gwendolin angstvoll: „Hilf mir, Hans!“

Gerade wollte der Deutsche sich mit der Wucht seines nervigen Körpers gegen die Tür werfen, als diese sich öffnete und er sich Auge in Auge mit Traubenberg befand. Rasend vor Wut griff er in die Tasche, zog seine Browning und hielt sie dem Baron vor die Brust. „Lassen Sie Mrs. Herbert in Ruhe, oder ich schieße Sie über den Haufen wie einen wilden Hund.“

„Ich dachte, Sie wären deutscher Offizier und kein Meuchelmörder.“

„Und ich hielt Sie bisher für einen Edelmann!“ schrie Briesen. „Jetzt sehe ich, daß Sie ein hinterlistiger Schurke sind!“

„Es ist kein Kunststück, grobe Beleidigungen zu sagen, wenn man einem wehrlosen Manne eine geladene Pistole auf die Brust setzt,“ entgegnete Traubenberg höhnisch.

Briesen ließ die Browning sinken. „Wollen Sie mir Genugtuung geben für die Beleidigungen, die Sie Mrs. Herbert zugefügt haben?“

„Wenn Mrs. Gwendolin Sie dazu ermächtigt, und vorausgesetzt, daß meine Regierung es mir gestattet, mit dem größten Vergnügen. Was berechtigt Sie aber zu glauben, daß ich diese Dame hier beleidigt habe?“

„Weil ich es mit eigenen Ohren hörte!“ rief Briesen, immer noch kochend vor Wut.

„Das wollte ich nur wissen. Also erst lauschen, dann mich mit der Waffe bedrohen und mir schließlich pöbelhafte Beleidigungen ins Gesicht schleudern, das könnt ihr deutschen Herren! Mit der Zunge seid ihr ja immer groß genug. Mrs. Herbert, ich gratuliere Ihnen zu diesem Liebhaber.“

Einen Augenblick fürchtete Gwendolin, daß Briesen den Russen niederschlagen würde. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Das brachte ihren Freund zur Besinnung. Gewaltsam nahm er sich zusammen und sagte mit halblauter Stimme, aber unwillkürlich in die deutsche Sprache zurückfallend: „Heraus mit Ihnen, Sie Schuft! Wenn Sie noch ein einziges Wort sagen, dann werfe ich Sie eigenhändig die Treppe hinunter.“

Ein irrlichterndes Glimmen in den stahlblauen Augen seines deutschen Gegners veranlaßte den Russen zum Rückzug. Eine flüchtige Verbeugung vor Gwendolin, ein kalter Blick auf seinen Feind und die kurzen Worte: „Diese Stunde sollen Sie mir büßen.“ Dann war er verschwunden.

Sie hörten seine Tritte sich nach unten entfernen, während die Fenster von einer Reihe schnell sich folgender Kanonenschüsse erzitterten. Einen Augenblick sahen die Liebenden sich stumm in die Augen. Dann lag Gwendolin in seinen Armen und rief: „Rette dich und mich vor seiner Rache!“

Da gab es ein leises Klirren am Fenster und einen klatschenden Schlag gegen die Wand, von der ein müdes Geschoß herunterfiel. Unwillkürlich zuckten beide zusammen, und rasch zog Briesen die Geliebte beiseite und bat sie, sich auf das Sofa in der Zimmerecke zu setzen, wo sie außerhalb der Schußrichtung war.

„Die Aufständischen scheinen dieses Mal Ernst zu machen.“ Und als er ihre Angst bemerkte, fügte er hinzu: „Aber du brauchst dich keinen Sorgen hinzugeben. Selbst wenn die Stadt erobert würde, hätten wir von den Albanern kaum etwas zu befürchten. Trotzdem mußt du so schnell wie möglich fort. Ich will jetzt das Fenster verbarrikadieren, damit du deine Sachen packen kannst.“

Als er aber einen großen Schrank vor das Fenster ziehen wollte, kam er allein damit nicht zustande, so daß er sich schließlich ihre Hilfe gefallen lassen mußte, während sie tapfer gegen ihre Furcht ankämpfte.

„Du wirst mit der Zeit noch eine richtige Soldatenfrau,“ meinte er lachend, „die Feuertaufe hast du heute schon empfangen. — Wo bleibt aber eigentlich deine Jungfer?“

„Ich habe sie zur Lloydagentur geschickt, um zu erfragen, wann ein Dampfer nach Skutari geht. Hier im Hause waren ja alle Dienstboten schon ausgerissen.“

„Und du bist allein hier geblieben, du mutige Frau?“

„Oh, ich hatte keine sehr große Angst, wußte ich doch, daß du mich holen würdest, wenn wirkliche Gefahr drohte.“

„So laß mich schnell meinem Burschen Bescheid sagen, der unten wartet. Er soll zu Fuad gehen und ihn bitten, uns einige Leute herzuschicken, damit wir dein Gepäck zum Hafen bringen können.“

Briesen ging und kam bald darauf in Begleitung von Betsy zurück. Das arme Ding zitterte an allen Gliedern und sah sich schon von den Aufständischen erschossen oder gehenkt. Aber sie brachte die gute Nachricht, daß in zwei Stunden ein Dampfer gehen würde, der alle Fremden, die die Stadt verlassen wollten, nach Skutari bringen sollte.

Nach einiger Zeit kam auch Fuad mit mehreren seiner Albaner und berichtete, daß der Angriff der Aufständischen noch einmal abgeschlagen sei, und daß für den Augenblick keine Gefahr drohe. Auch der Bursche kehrte zurück und brachte ein Telegramm von Major Wächter, der Briesen anwies, in drei Tagen nach Skutari zurückzukommen.

Eine Stunde später nahmen die Liebenden Abschied auf der Landungsbrücke.

„Binnen kurzem bin ich wieder bei dir,“ flüsterte Briesen ihr zu, „dann erzählst du mir in Ruhe, was der schuftige Russe von dir wollte. Habe deshalb keine Sorgen. Ich werde dich beschützen, und wenn die ganze Welt gegen uns wäre.“

Dann saß Gwendolin in der Barkasse, die sie zum Dampfer brachte, und noch lange

wehte ihr weißes, flatterndes Tuch dem Liebsten den Abschiedsgruß.

Unmittelbar bevor sie das Schiff bestieg, begegnete ihnen ein Motorboot mit der schwarz-roten albanischen Flagge am Steven. Es trug den Fürsten der Schiptaren in den Konak zurück zum letzten Akte seiner albanischen Herrlichkeit.

⌘ ⌘ ⌘

Gwendolin war schweren Herzens nach Skutari gefahren: sie wußte, daß dort eine Begegnung mit ihrem Manne unvermeidlich war.

In der Tat fand er sich, seltsam schnell von ihrer Ankunft unterrichtet, fast sofort im Hotel Europa, wo sie abgestiegen war, ein und ließ sich nicht abweisen. Er bat, zuerst sehr höflich, daß sie in sein Haus zurückkehre. Er bat — er beschwor sie schließlich. Sie blieb unerbittlich.

„Und was nun? Was willst du eigentlich?" fragte er dringend, mit drohendem Unterton in der Stimme.

„Ich schrieb es dir schon. Die Trennung von dir!"

Er lachte. „Das sind Phantasien. Was sollte mich veranlassen, dich freizugeben?"

Da bot sie ihm Geld. Ein Drittel, die Hälfte ihres Vermögens. Und wieder lachte er nur. Dann spielte er den Beleidigten, sprach von Sitte und Moral, und daß es gegen seine Ehre gehe, über solche Anerbietungen nur zu verhandeln. Nur allzu bestimmt fühlte sie, er wollte den Nießbrauch ihrer ganzen Habe sich dauernd sichern.

Und schließlich ging er zu offenen Drohungen über. Wenn sie wirklich ihre Absicht durchsetzte und ihn für immer verließe, dann würde er nicht nur dafür sorgen, daß sie niemals wieder nach England zurückkehren könne, sondern auch erreichen, daß ihr Vermögen, als das einer Landesverräterin, beschlagnahmt würde.

Diese Drohung machte Gwendolin stutzen. Sie war doch die Tochter eines erfahrenen Geschäftsmannes. Gegen eine solche unverhüllte Gemeinheit mußte sie mit überlegener List vorgehen. So ließ sie sich auf weitere Besprechungen ein, um Herbert hinzuziehen. An ihren Rechtsanwalt telegraphierte sie aber noch am gleichen Tage genaue Anweisungen, ihr Vermögen so schnell wie möglich flüssig zu machen und es sicher zu hinterlegen.

Schon nach wenigen Tagen erhielt sie die Nachricht, daß mit Ausnahme eines nicht so schnell zu verkaufenden Gutes ihr übriges Vermögen in Sicherheit wäre.

⌘ ⌘ ⌘

Inzwischen war auch Briesen in Skutari eingetroffen, hatte sich sofort bei seinem Kommandeur gemeldet und Bericht über die Vorgänge in Durazzo erstattet. Besonders interessierte Wächter die Vermutung, daß Italien ein falsches Spiel mit dem Fürsten trieb und sicher mit Essad Pascha, vielleicht sogar mit den Aufständischen intrigierte.

„Leider habe ich auch hier die gleichen Erfahrungen gemacht. Die Italiener, unsere sogenannten Verbündeten, werfen uns im Einverständnis mit Engländern und Franzosen einen Knüppel nach dem anderen zwischen die Füße. Die Folge davon ist, daß die Österreicher voll gerechter Empörung über die treulosen Katzelmacher sind, wie sie die Italiener verächtlich nennen. Augenblicklich wäre kein Krieg in Österreich so populär wie der gegen den langjährigen Bundesgenossen. Selbst die meuchlerischen Serben sind nicht derartig verhaßt. Sollte es unter diesen Umständen zu einem europäischen Konflikt kommen, so wird viele Geschicklichkeit der Diplomatie dazu gehören, unsere beiden Verbündeten bei derselben Stange zu halten."

Als Briesen alle Erlebnisse und Beobachtungen erzählt hatte, dankte ihm Wächter aufs wärmste für den gelungenen Erfolg seiner Sendung, der seinen Erwartungen durchaus entsprach. „Ich werde nicht verfehlen, Sie in meinem nächsten Bericht nach Hause besonders zu erwähnen." — —

Sehnlichst und voll banger Sorge hatte Gwendolin den Geliebten erwartet. Als sie sich jetzt wiedersahen, war ihnen, als wenn sie jahrelang getrennt gewesen wären, und immer aufs neue sagten sie sich törichte und doch so bedeutungsvolle Worte.

Endlich riß sich Gwendolin los. „Jetzt, Liebster, sollst du meine Beichte hören. Schlimm genug ist sie. Aber du wirst mir verzeihen, denn alles, was ich tat, geschah einzig deinetwegen."

Und dann berichtete sie. Von der Angst um sein Leben, das der Blutrache verfallen war, von ihren Bemühungen, ihren Sorgen, ihrer Verzweiflung, die sie schließlich, als sie keinen anderen Weg mehr sah, in die Hände Traubenbergs führte. Von jeher hatte sie ihn als hilfsbereiten Freund eingeschätzt, auf dessen Zuverlässigkeit und Taktgefühl sie fest rechnete. Nun aber mußte sie zu ihrem Schrecken einsehen, daß unter der Maske des liebenswürdigen Helfers das moskowitische Raubtier steckte, das sein gefangenes Opfer nie wieder los lassen wollte.

Auch von ihrem Manne sprach sie. Wie er sie zum Verrat an Ferucci veranlassen wollte, so daß sie ihm gegenüber keine Gewissensbisse mehr empfinden konnte. Aber er war schlauer als alle anderen. Ihr Geheimnis mit Traubenberg erfuhr er durch einen geheimen Apparat in seiner Wohnung, und seit dieser Zeit zwang er sie, fingierte Berichte an den Russen zu schicken. Das Geld, das sie dafür erhielt, steckte Herbert ein. Und jetzt, wo sie sich endlich freimachen wollte von all dem Schmutz und all der Erniedrigung, da drohten ihr Mann und Traubenberg gleichzeitig mit Enthüllungen. „Aber was auch über mich hereinbrechen sollte, alle Verachtung der Welt will ich auf mich nehmen, wenn ich nur dich behalte, dich und deine Liebe, die mich über alle Fährnisse hinwegtragen wird in ein glückseliges Leben an deiner Seite."

Sie sah ihn mit leuchtenden, erwartungsvollen Augen an. Schon kniete er vor ihren Füßen.

Tief untergetaucht in sein Gedächtnis, vergessen waren alle die Sorgen, Bedenken, die er in seinem schweren Sinn getragen und immer wieder durchgrübelt hatte. „Wie du für mich gelitten hast, Geliebte!“ sagte er leise und zärtlich. „Was du für mich getan hast! Wie kann ich es je, je vergelten?“

„Durch Liebe, Hans ... wenn überhaupt von Vergelten zwischen uns die Rede sein darf!“

Ganz tief beugte er sich und barg seine Stirn in ihrem Schoße. Langsam, mit leichter Hand strich sie ihm sein Haar. „Du Lieber ... Du Guter ...“ Und sie küßte ihn auf die Stirn, umfaßte sein Gesicht mit beiden Händen, richtete es hoch. „Du Lieber!“ sagte sie noch einmal. Und plötzlich brannten ihre Lippen aufeinander.

Pläne schmiedeten sie für die Zukunft.

„Am besten ist es, wir reisen zusammen nach Amerika und lassen alle die widerwärtigen und gemeinen Menschen hier zurück. Was meinst du, Liebster?“

Briesens Stirn umwölkte sich. Mit so schnellem Entschlusse allem, was ihm bisher lieb und wert gewesen war, Lebewohl zu sagen, der Mutter, dem Vaterlande, dem Heere, dagegen sträubte sich die bodenständige Natur des Norddeutschen.

„Du darfst nicht vergessen, Liebling, daß ich mit Traubenberg noch ein Wörtchen zu sprechen habe. Glaubst du, ich könnte es zulassen, daß er dich ungestraft beleidigen durfte?“

In Todesangst sprang sie hoch. „Hast du die Absicht, dich mit diesem nichtswürdigen Russen zu schlagen? Ich flehe dich an, wenn du mich lieb hast, dann gib diese entsetzliche Idee auf.“ Und als sie seinen unentschlossenen Ausdruck bemerkte, setzte sie fast heftig hinzu: „Ich werde es niemals gestatten. Hörst du, niemals.“

Schließlich erreichte sie, daß er versprach, nicht nur ihre augenblicklichen Schwierigkeiten, sondern auch ihre Zukunftspläne mit Wächter zu besprechen. Zu dessen klaren und rechtlichen Verstande hatte sie vollstes Vertrauen.

⌘ ⌘ ⌘

Gwendolin hatte der Jungfer befohlen, ihr das Essen auf das Zimmer zu bringen. Da meldete Betsy einen Besucher, der sie in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche. Auf der wenig sauberen Visitenkarte stand: Ismael Ribaritsch, und dahinter die geschriebenen Worte „muß die Lady in persönlicher Angelegenheit sofort sprechen“.

Nach kurzem Zaudern sagte Gwendolin: „Führen Sie den Herrn herein, bleiben Sie aber im Nebenzimmer, damit ich Sie sofort rufen kann.“

Herr Ribaritsch, der angebliche Korrespondent der ‚Freien Presse‘, betrat das Zimmer. Nach einigen Redensarten und Entschuldigungen übergab er einen Brief, in dem sie sogleich Traubenbergs Handschrift erkannte.

Einen Augenblick wurde ihr dunkel vor Augen. Dann öffnete sie entschlossen den Umschlag und las: „Verzeihen Sie, Mrs. Herbert, daß ich nicht persönlich zu Ihnen komme, aber ich wollte mich nicht wieder der Gefahr aussetzen, einem gewissen flegelhaften, nicht satisfaktionsfähigen Deutschen zu begegnen. Dieser Brief ist in der Sprache der Diplomatie ein Ultimatum und stellt Ihnen zwei Dinge zur Wahl. Entweder Sie gewähren mir morgen eine ungestörte Unterredung — ich befinde mich hier bei meinem Freunde, dem französischen Konsul — oder ich sehe mich zu meinem Leidwesen genötigt, dem englischen Gouverneur von Skutari einige höchst interessante Mitteilungen über den Landesverrat einer gewissen Persönlichkeit zu machen. Ich hoffe, die Vernunft wird Ihnen den richtigen Weg zeigen. Dem Überbringer, der in meinen Diensten steht, können Sie vertrauensvoll, auch mündlich, Ihre Antwort übermitteln. Ich küsse Ihre Hände und wäre unglücklich, wenn ich Ihnen einige Verlegenheiten bereiten müßte.

Konstantin Traubenberg.“

Einen Augenblick überlegte Gwendolin angstvollen Herzens, aber der Gedanke an den Freund gab ihr ungeahnten Mut. „Bitte sagen Sie dem Herrn Baron, daß ich meinem Manne bereits von allem Mitteilung gemacht hätte. Er könne sich also weitere Bemühungen ersparen.“

Ein kurzes Kopfnicken, und Ribaritsch, der ehrenwerte Korrespondent des Wiener Blattes, die Kreatur Traubenbergs, war entlassen. Dann rief sie Betsy herein, befahl Tee zu machen und bei ihr im Zimmer zu bleiben. Sie schrieb an den Geliebten und legte den Brief des Russen bei. Ihrem Mann teilte sie kurz mit, daß Traubenberg mit Enthüllungen beim Gouverneur gedroht hätte, weil sie nicht weiter für ihn spionieren wolle. Sie habe ihn aber wissen lassen, daß ihr Mann von allem unterrichtet wäre. Nachts mußte Betsy bei ihr schlafen, denn ihren erregten Nerven war ein Alleinsein unerträglich. — — —

Früh am nächsten Morgen stand Briesen vor seinem Kommandeur. „Herr Major, ich komme heute in einer privaten Angelegenheit, in der ich weniger den Wunsch meines Vorgesetzten als den Rat des älteren Kameraden erbitte.“

„Es freut mich aufrichtig, Briesen, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Bitte, erleichtern Sie Ihr Herz, denn darum handelt es sich doch wohl,“ setzte er lächelnd hinzu.

„Es ist nicht allein eine Herzensangelegenheit, aber es hängt doch jedenfalls damit zusammen,“ versetzte Briesen und erzählte nun alles offen und rückhaltlos dem älteren Freunde. Er verschwieg auch die Verfehlungen nicht, die Gwendolin für ihn begangen und durch die sie nun in eine

doppelt schwierige Lage, sowohl ihrem Manne wie Traubenberg gegenüber, gebracht war. Auch seine Absicht, den Russen zu fordern, bekannte er.

Mit tiefem Ernste nahm Wächter diese Mitteilungen entgegen.

„Sie sehen, wie recht ich hatte, als ich Sie seinerzeit vor der Verbindung mit einer Ausländerin warnte. Aber hier helfen alle schönen Reden nichts mehr. Wir müssen uns in Ruhe die Sache überlegen und dann tatkräftig eingreifen. Zunächst möchte ich eines wissen: Haben Sie die Absicht, dem Wunsche von Frau Gwendolin zu entsprechen und zugleich mit dem Militärdienst Ihr Vaterland aufzugeben? In diesem Falle dürfte die Lösung ja nicht allzu schwierig sein."

„Ich glaube, es wäre der schwerste Entschluß meines Lebens, die Uniform auszuziehen und Deutschland zu verlassen. Ich würde es auch nur dann tun, wenn es keinen anderen Weg gäbe und es mir unmöglich gemacht würde, die Geliebte bei uns in Ehren heimzuführen. Und das wäre der Fall, wenn sie der Mittelpunkt eines großen Skandals würde. Ihr entsagen, das hieße mein Leben zerstören, und nichts auf der Welt wäre imstande, mir Ersatz für das Verlorene zu gewähren."

„Das ist sehr schlimm, Briesen, aber vielleicht nicht einmal unnatürlich. Vielleicht wird eine persönliche Unterredung mit Traubenberg ihn davon überzeugen, daß es auch im Interesse der russischen Spionage liegen dürfte, daß von uns aus die Sache nicht an die große Glocke gebracht wird. Ähnlichen Beweisgründen dürfte wohl auch unser Freund Mr. Herbert zugänglich sein. Jedenfalls will ich mein möglichstes versuchen. Und was die Forderung an Traubenberg betrifft, so denke ich, daß ‚er' sich doch wohl als der Beleidigte betrachten dürfte. Warten wir also erst einmal ab, ob seine Regierung es ihm gestatten wird, sich mit Ihnen zu schlagen, wie er vorsichtigerweise gleich bemerkt hat."

Eine Ordonnanz trat ein und brachte ein Radiogramm von der Funkenstation. Ernsten Gesichtes und bedächtig las Wächter den Inhalt, dann sagte er: „Österreich hat ein Ultimatum an Serbien gestellt. Wenn der Inhalt, der hier nur im Auszuge mitgeteilt wird, den Tatsachen entspricht, dann ist die Möglichkeit eines Krieges nur allzunahe gerückt. — Wollen Sie jetzt auch noch nach Amerika gehen?"

„Wenn Deutschland in Gefahr ist, dann ist es selbstverständlich, daß alle seine Söhne sich um es scharen. Halten Herr Major wegen des serbischen Konfliktes einen allgemeinen Krieg auch nur für möglich?"

„Der Zündstoff liegt gehäuft seit Jahren. Das merken wir hier im Auslande und im täglichen Verkehr mit den Gegnern am besten. Jeder Funke kann den Brand unlöschbar machen, selbst dieses berechtigte Ultimatum an das Land der Königsmörder, für das eigentlich, außer Rußland, kein Mensch in ganz Europa Sympathien hat. Jedenfalls halte ich es für durchaus wahrscheinlich, daß man unser Detachement aus Skutari zurückziehen wird. Ich rate Ihnen also, veranlassen Sie Frau Gwendolin, sobald wie möglich von hier abzureisen, am besten nach Deutschland, oder wenn sie das nicht will, nach der Schweiz. Warum hält sie sich hier überhaupt noch auf, wo sie täglich Schwierigkeiten von ihrem Manne oder dem Russen zu erwarten hat?"

„Sie versucht durch Unterhandlungen eine gütliche Einigung mit ihrem Manne zu erreichen, weil sie gegen seinen Willen erst nach sehr langer Zeit die Scheidung durchsetzen könnte. Aber bei der jetzigen Lage halte auch ich es für angezeigt, daß sie sobald wie möglich von hier abreist."

Briesen nahm dankend Abschied von seinem liebenswürdigen und klugen Kommandeur, den er bewunderte und liebte wie einen Vater.

Auf der Straße traf er zur größten Verwunderung seinen Blutsbruder Fuad, den er soeben erst in Durazzo verlassen hatte. Mit kurzen Worten berichtete dieser. Essad war verhaftet und des Hochverrates beschuldigt. Gleichzeitig hatte man ihn, als der Freundschaft Essads verdächtig, aus Durazzo ausgewiesen. „Ich glaube nicht, daß man es wagen wird, gegen Essad ernstlich vorzugehen. Wahrscheinlich wird man ihn nur des Landes verweisen, um ihn damit völlig den Italienern in die Arme zu treiben. Der arme Fürst, den ich aufrichtig bedauere, denn er wollte und will immer das Beste, schwankt von einem Extrem ins andere. Jeden Menschen, der einigermaßen mit dem Lande vertraut ist, fragt er um seine Meinung. Und wie es natürlich ist, gibt ihm ein jeder einen anderen Rat, je nach seiner Auffassung oder auch nach seiner politischen Stellung."

„Und was wird nun geschehen?"

„Das hängt lediglich von den Großmächten ab. Bekommt der Fürst in den nächsten vier Wochen keine neue Anleihe bewilligt, dann ist es aus mit seiner Herrlichkeit, vorausgesetzt, daß die Aufständischen nicht bereits vorher in Durazzo eindringen."

Als sie schon mit Handdruck scheiden wollten, hielt Fuad den Freund noch einmal fest.

„Mein armes, armes Volk!" sagte er schmerzlich. „Wie wird man es in ganz Europa schmähen, es als undankbar, ja als ehrlos beschimpfen! Man weiß ja nicht, mit welcher Hinterlist, mit welchen Mitteln man es in Parteien gespalten hat, wie es von auswärtigen Agenten, freilich auch von einheimischen, durch Ehrgeiz und durch Geld aufgestachelten Führern bearbeitet worden ist. Mein armes Volk!" Heftig drückte er Briesens Rechte. „Denk wenigstens du, wenn du fern sein wirst, nicht schlecht von Albanien —"

❈ ❈ ❈

Herbert hatte Traubenberg im französischen Konsulat aufgesucht. Die beiden Freunde,



Stilleben. Gemälde von Prof. Carl Albrecht

die sich aufs tiefste mißtrauten, gingen umeinander herum, wie zwei schlaue Füchse. Jeder wußte, daß der andere etwas wußte, aber keiner wußte, wieviel der andere wußte. Nach den einleitenden Worten begann Herbert den Angriff.

„Meine Frau teilt mir mit, sie wäre in Durazzo mit Ihnen zusammengetroffen. Haben Sie sich gut dort unterhalten?"

„Mrs. Herbert war so freundlich, mich zu empfangen. Leider war sie nicht von der gleichen Zuvorkommenheit, die ich sonst stets bei ihr fand."

„Was konnte sie für eine Veranlassung dazu haben, Ihnen, unserem alten und treuen Freunde gegenüber?"

„Ein junger deutscher Offizier schien einigen Einfluß auf ihre Entschließungen zu haben, so daß ich diesem Herrn meine gegenteilige Ansicht nicht verhehlt habe."

„Das freut mich außerordentlich. Auch ich halte den Einfluß dieses noch reichlich unerfahrenen jungen Menschen nicht für vorteilhaft."

„Ich bin jedenfalls sehr betrübt darüber, das Vertrauen von Mrs. Herbert verloren zu haben, obwohl ich mich, nach Maßgabe meiner geringen Kräfte, stets erkenntlich gezeigt habe."

„Lieber Baron, wem sagen Sie das? Keiner wie ich ist so überzeugt von der Uneigennützigkeit Ihrer Freundschaftsgefühle. Leider müssen wir aber jetzt mit der Tatsache rechnen, daß meine Frau anderer Meinung geworden ist, und daß sie vielleicht sogar ihrem jetzigen Berater, dem jungen deutschen Offizier, ein nicht zu rechtfertigendes Vertrauen geschenkt hat."

„Davon bin ich überzeugt. Aber was läßt sich dagegen machen?"

„Vor allen Dingen dürfte es doch wohl in unserem Interesse liegen, daß die bisherigen Freundschaftsbeziehungen zwischen Ihnen und meiner Frau nicht unnötig bekannt werden. Sie scheint aber die Befürchtung zu haben, Sie könnten in Ihrem Bekanntenkreise darüber reden."

„Aber, lieber Freund, das war doch nur ein Scherz. Wir in Rußland lieben es, die Damen ein wenig zu erschrecken."

„Ich habe im Ernst auch gar nichts anderes von Ihnen erwartet, verehrter Freund. Was mich aber doch etwas beunruhigt, ist das Vertrauen, das meine Frau diesem Herrn Briefen geschenkt hat. Die Deutschen sind meist indiskret."

„Ich habe die Vermutung, daß der junge Mann eine durchaus begreifliche Verehrung für Mrs. Gwendolin besitzt. Aus diesem Grunde dürfte er es doch wohl vermeiden, unnötig über Dinge zu reden, die geeignet wären, auf den guten Ruf einer Dame auch nur den kleinsten Schatten zu werfen. Allerdings hat er als schwerfälliger Deutscher, der seine Ungewandtheit mit dem Namen Pflicht entschuldigt, leider seinem Kommandeur einiges erzählt. Dieser Major Wächter ist ein recht beachtenswerter Mann, von dem man sich als Gegner nichts Gutes zu versprechen hat. Er war gestern bei mir, und wir beide waren uns darüber einig, daß der tadellose Ruf Ihrer Frau Gemahlin für immer unantastbar dastehen müsse."

„Daß diese Deutschen ihre vorwitzige Nase in alles hineinstecken müssen," rief Herbert, dem man jetzt zum ersten Male seine innere Gereiztheit anmerkte. „Gebe es der Himmel, daß ihre Flotte bald auf dem Grunde der Nordsee liegt."

„Und daß unsere Kosaken in Berlin einziehen," setzte der Russe hinzu. „Aber leider muß ich Ihnen die als diskret zu behandelnde Neuigkeit mitteilen, daß Österreich sein Ultimatum gegen Serbien aus Angst vor uns zurückziehen wird. Dieses Mal kommt es noch nicht zum Kriege."

Der Engländer zog die Achseln hoch: „Ich weiß davon. Wie gern möchte ich dies ständig frecher werdende Deutschland besiegt und erniedrigt am Boden sehen. Aber ihr Russen habt ja, ebenso wie die Franzosen, keinen Schneid mehr. Dabei würde Österreich wie ein Kartenhaus zusammenbrechen, und Deutschland allein wäre in wenigen Wochen verloren. Doch anstatt diese günstige Gelegenheit auszunutzen, redet alles vom Frieden, und keiner eurer Diplomaten hat den Mut, einmal energisch aufzutrumpfen."

„Unser Tag kommt auch noch. Seien Sie davon überzeugt, lieber Freund. Man muß nur nichts überstürzen. — Was aber Ihre Gattin anbetrifft, so möchte ich Ihnen empfehlen, sie sorgfältig überwachen zu lassen, damit sie in ihrer Unerfahrenheit nicht doch noch irgendwelche Torheit macht, die uns vielleicht unsere Stellung kosten könnte."

„Verlassen Sie sich darin ganz auf mich, lieber Baron. Sie macht keinen Schritt, der mir nicht gemeldet würde, und schreibt keinen Brief, den ich nicht in die Hand bekäme. — Da wir beide also einig sind, so gestatten Sie mir, daß ich mich empfehle, ich habe noch zu tun. Im übrigen danke ich Ihnen herzlichst für die verständnisvolle und takterfüllte Art, wie Sie unsere kleine Angelegenheit behandelt haben. Ich kann Sie versichern, ich habe aus unserer heutigen interessanten Unterhaltung viel gelernt."

„Lieber Freund, ich bin es, der Ihnen zu danken hat. Es war mir wie stets so auch dieses Mal eine erlesene Freude, mit einem so erfahrenen Diplomaten wie Sie ein Stündchen verplaudern zu dürfen."

⌘ ⌘ ⌘

Gwendolin entschloß sich, dem Rate Wächters folgend, zur Abreise, nachdem sie noch einmal vergeblich versucht hatte, von ihrem Manne die Zustimmung zur Scheidung zu erlangen. Der Lloyddampfer sollte sie bereits am nächsten Tage von Medua nach Triest bringen. Doch die Vorboten des heraufsteigenden europäischen Gewitters machten einen Strich auch durch ihre Absicht. Die erste drohende Nachricht, die ganz Skutari in fieberhafte

Aufregung versetzte, war die österreichische Kriegserklärung an Serbien.

Noch am gleichen Tage bekam Gwendolin einen Brief ihres Mannes, der sie schwer beunruhigte. Er teilte ihr mit, daß das englische Detachement bereits am folgenden Tage Skutari verlassen würde, um von Medua nach Malta eingeschifft zu werden. Auch die ganze englische Kolonie solle sich dem Transport anschließen, da damit zu rechnen sei, daß Skutari binnen kurzem von allen Besatzungsdeteachments geräumt würde und dann ohne Schutz den Aufständischen preisgegeben sei. Er erwarte von ihr, daß sie sich in diesem ernsten Augenblicke bewußt sein würde, eine Engländerin zu sein, deren Platz an der Seite ihrer Landsleute wäre. Unter keinen Umständen würde er dulden, daß sie ihren Verkehr mit den Deutschen fortsetzte, die vielleicht schon morgen die Feinde Englands wären. Er selber bliebe mit dem Konsulatspersonal in Skutari und stelle ihr auch jetzt noch anheim, wenn sie nicht mit dem englischen Detachement abreisen wolle, wieder in sein Haus zurückzukehren, wo er ihr volle Sicherheit verbürgen könne.

Sie hatte den Brief kaum gelesen, als Briesen sich bei ihr melden ließ. Er kam, voll von neuen Nachrichten und in seltsam gehobener Stimmung: der Soldat war in ihm erwacht, seit er annehmen konnte, daß der Krieg bevorstand. Sie aber war aufs höchste erregt durch die neue Zumutung ihres Mannes. „Ich lasse mich nicht zwingen. Erst vor kurzem hatte er mir geschrieben, er könne mich als Spionin zur Anzeige bringen und mir Englands Boden für immer verschließen. Anscheinend vergaß er, daß ich eine Irländerin bin, deren Vorfahren so oft und in schmählichster Weise von England unterdrückt und mißhandelt wurden. Jetzt ist mein Platz an deiner Seite! Ich will dir folgen, wohin du mich führst." Briesen aber fühlte für gewiß, daß er Gwendolin gegen jede gewaltsame Maßnahme ihres Mannes schützen könnte. Was konnte ihr geschehen, solange sie unter seinem Schutze stand, wo er sie im Notfalle mit den Gewehren seiner wackeren deutschen Jungen verteidigen würde.

Und dann erzählte er. Ein Telegramm war eingelaufen, das wiederum die Möglichkeit eines Krieges gegen Rußland und Frankreich betonte. Am übernächsten Tage schon sollten das deutsche und österreichische Detachement gemeinsam in Medua verladen werden, wo man den Lloyddampfer solange festhielt. Von einem Kriege gegen England aber könnte keine Rede sein. Das war, glaubte er versichern zu können, nur ein Schreckschuß ihres Mannes. Er würde sofort mit Wächter sprechen, daß sie sich dem Transporte anschließen könnte.

Dann riet er ihr noch, auf das Schreiben ihres Mannes gar nicht zu antworten und sich möglichst nicht zu weit vom Hotel und der dicht dabeiliegenden deutschen Kaserne zu entfernen. Er selber hatte noch den ganzen Tag zu tun, denn die schnelle Abberufung erforderte eine Menge der nötigsten und wichtigsten Anordnungen. Wenn sie erst auf dem Schiffe beisammen wären, dann wollten sie alles Weitere besprechen. Voraussichtlich freilich könne er sie erst am nächsten Morgen wieder aufsuchen, um ihr alles Nähere wegen der Abfahrt mitzuteilen.

✠ ✠ ✠

Noch während der Nacht meldete die Radiostation den Kriegsausbruch zwischen Deutschland-Österreich und Rußland-Frankreich. Der nächste Morgen brachte Briesen so viele dienstliche Obliegenheiten, daß er erst gegen Mittag ins Hotel gehen konnte, um Gwendolin die Nachricht zu überbringen, sie würde am nächsten Morgen gleichzeitig mit dem Detachement in einem Wagen nach Medua befördert werden.

Hier aber hörte er von der ganz erregten Jungfer, daß ihre Herrin schon am frühen Morgen nach dem Empfange eines Briefes fortgegangen und bisher noch nicht zurückgekommen sei.

Ein tödlicher Schrecken befiel Briesen, und sofort dachte er an einen Anschlag ihres Mannes. Eilends stürzte er zu Wächter und bat ihn um Rat und Unterstützung, um die Geliebte zu finden. Der Major hatte in diesem Augenblicke Wichtigeres zu tun, als sich um Herzensangelegenheiten seiner Untergebenen zu kümmern.

„Es tut mir unendlich leid, lieber Briesen. Aber jetzt muß ich alle Zeit und alle meine Sorgfalt auf das Wohl und Wehe unseres Detachements richten. Und auch Sie bitte ich, so leid es mir tut, in erster Linie an den Dienst zu denken. Ich kann keinen meiner Offiziere dabei entbehren."

Briesen nahm die Hand an den Tropenhelm: „Zu Befehl." Aber sein Gesicht drückte die Verzweiflung seines Herzens aus. Da sagte Wächter: „Für eine halbe Stunde will ich Sie beurlauben. Ich rate Ihnen, gehen Sie zu Fuad. Wenn einer Ihnen hier helfen kann, dann ist er es."

Dankerfüllt stürzte Briesen davon und hatte das Glück, den treuen Albaner sogleich zu finden. Mit hastigen Worten und fliegenden Pulsen teilte er dem Freunde alles mit und flehte um seine Hilfe, für die er ihm ewig dankbar sein würde.

Einen Augenblick saß Fuad schweigend da, dann sagte er bedächtig, aber mit seiner zähen Entschlossenheit: „Sei unbesorgt, ich bürge dir für Frau Gwendolin mit meinem Leben."

„Aber morgen früh schon marschiert das Detachement ab. Wie willst du sie bis dahin finden, wenn ihr Mann sie gewaltsam verborgen hält?"

„Ob ich sie bis dahin finden werde, das wage ich selber nicht zu hoffen. Aber erfahren werde ich ihren Aufenthaltsort, und dann soll keine Macht des schurkischen Engländers sie zurückhalten. Selbst die durch

das Völkerrecht geheiligten Räume des Konsulates werden mich nicht schrecken. Mit Hilfe meiner Adlerssöhne werden wir sie befreien und ins Innere des Landes bringen, wo keine schuftigen Diplomaten durch internationale Gesetze geschützt werden. Dort im Harem eines meiner Freunde ist sie vor allen Nachstellungen sicher, bis du kommst, sie zu holen, oder bis sie ungehindert zu dir reisen kann."

Die unbeugsame Sicherheit und Entschlossenheit, die aus den Worten des Albaners sprach, gab seinem deutschen Freunde die Hoffnung zurück. Wenn Fuad ihm nicht helfen konnte, dann war auch alles andere vergebens. Es hieß die Zähne zusammenbeißen und jetzt nur noch an den Dienst des Vaterlandes zu denken.

Mit heißen Dankesworten und innigem Händedruck wollte er sich von dem Freunde verabschieden, doch dieser sah ihn mit seinen großen tiefdunklen Augen an und sagte: „Du gehst in den Krieg, und ich gehe in ein Unternehmen, das Erfolg oder den Tod bringt. Vielleicht sehen wir uns nie wieder."

❀ ❀ ❀

Am anderen Morgen marschierten das deutsche und das österreichische Detachement von Skutari ab, wo sie fast anderthalb Jahre gestanden hatten, während die Franzosen und Italiener noch dort blieben.

Die letzten Stunden in derselben Stadt mit feindlichen Truppen hätten beinahe zu einem Konflikt geführt. Die französischen Soldaten hatten die deutschen Offiziere nicht mehr gegrüßt. Da aber kamen sie bei Major Wächter an den Unrechten. Er schickte zu dem französischen Kommandanten und ließ ihm sagen, wenn dessen Leute nicht bis zum letzten Augenblick seinen Offizieren die gebührende Achtung erwiesen, dann würde er sofort die Feindseligkeiten eröffnen. Das half, und der Franzose entschuldigte sich. —

Wächter ritt mit den Offizieren an der Spitze seiner Truppe. Alle sprachen von dem bevorstehenden Kriege und hatten nur ein Verlangen, schnell nach Deutschland zu kommen, um zusammen mit den Kameraden gegen die Feinde loszubrechen.

Nur Briesen ritt still und todestraurig dahin. Von Gwendolin hatte er nichts mehr erfahren, und sein Versuch, Fuad noch einmal zu sprechen, war vergebens gewesen.

Nach achtstündigem Marsche durch die glühende Sonne des wolkenlosen Sommertages wurde Medua erreicht, wo der Lloyddampfer auf der Reede lag. Hier erfuhr man, daß die Engländer ihre Einschiffung am vergangenen Tage so eilfertig betrieben hatten, daß sie nicht einmal die schönen Pferde der Offiziere mit verladen konnten. Sie ließen die Tiere einfach laufen; mehrere von ihnen waren von Albanern aufgegriffen und wurden den Deutschen und Österreichern zum Kauf angeboten. Fast jeder der deutschen Herren erstand sich für ein Spottgeld ein schönes Feldzugspferd.

Die Österreicher, die bereits in der Nacht abmarschiert waren, hatten die Einschiffung schon fast beendet, so daß auch das deutsche Detachement nicht mehr lange zu warten hatte. Am späten Nachmittage war endlich alles glücklich verladen, und der Dampfer wollte sich gerade in Bewegung setzen, als ein Auto die steile Straße nach dem Hafen herunterjagte, aus dem mit einem weißen Tuche gewinkt wurde.

Briesen bemerkte als erster den heranhetzenden Wagen. Blitzartig durchfuhr ihn der Gedanke, das kann nur ‚sie' sein, und er schrie dem Kapitän ein „Halt" zu. Oberstleutnant Bopp gab auch den Befehl zum Stoppen, denn der Kraftwagen konnte auch eine wichtige Nachricht des österreichischen Konsulats aus Skutari bringen.

Die Insassen stiegen aus, und Briesen versuchte vergebens mit seinem Zeißglase zu erkennen, ob die Geliebte es wirklich war. Da rief auch schon Platen: „Es ist Mrs. Herbert mit drei Albanern." Jetzt war es auch mit der Fassung Briesens vorbei. Zum ersten Male, seit er denken konnte, rannen ihm die heißen Freudentränen über das Gesicht.

Zehn Minuten später legte ein kleines Boot am Dampfer an, dem Gwendolin entstieg, während Fuad mit zwei bewaffneten Albanern zurückblieb und dem gleich darauf abfahrenden Dampfer nachwinkte.

Mit donnernden Hurrarufen wurde Gwendolin empfangen, denn jedermann im ganzen Schiff wußte bereits von den wechselvollen Schicksalen des Liebespaares. Die nun endlich Vereinten konnten zunächst ihr Glück gar nicht voll begreifen. Der Kapitän stellte liebenswürdigerweise seine Kajüte zur Verfügung, und hier fand Gwendolin endlich Gelegenheit, ihre Erlebnisse zu erzählen.

Ein Albaner hatte einen Brief gebracht, der anscheinend von Fuad kam, und in dem sie dringend ersucht wurde, sofort dem Boten zu folgen, weil es sich um eine wichtige Angelegenheit für Briesen handle. Frei von Argwohn folgte sie dem Manne bis an ein Haus in einer der Nebenstraßen. Hier bedeutete er ihr mit einem Wink, durch die hohe Gartenpforte einzutreten. Sie tat es, fühlte aber im gleichen Augenblick ein dichtes Tuch um ihren Kopf geworfen, das sie am Schreien verhinderte. Erst im Hause wurde sie befreit, wo sie sich zu ihrem Erstaunen Traubenberg gegenüber befand.

Der Russe entschuldigte sich sehr, daß er zu diesem gewaltsamen Mittel habe greifen müssen. Ihm wäre nichts anderes übriggeblieben, da er nicht zulassen könne, daß sie als Mitwisserin wichtiger politischer Geheimnisse in den Händen der Deutschen bliebe. Natürlich solle ihr nicht das geringste geschehen, aber er müsse sie einige Zeit hier festhalten, um sie bei nächster Gelegenheit nach Cettinje bringen zu lassen.

Alle ihre Bitten, sie frei zu geben, all ihre Versprechungen, daß sie nichts verraten wolle, blieben vergebens. Auf ihre Frage,

ob auch ihr Mann mit im Komplott sei, entgegnete der Russe, er wäre doch noch etwas schlauer, als sein verehrter Freund Herbert.

Dann wurde sie allein gelassen unter der Obhut einer Montenegrinerin, die für sie sorgte, sie im übrigen aber streng bewachte. In Verzweiflung und mit ohnmächtigen Selbstanklagen wegen ihrer Unvorsichtigkeit verbrachte sie die nächsten vierundzwanzig Stunden. Dann kam Traubenberg zurück und eröffnete ihr, daß sie sich zur Abreise nach Cettinje fertigmachen solle. Wieder wurde ihr der Kopf mit einem Tuche verhüllt, und man brachte sie durch den Garten bis ans Tor.

In diesem Augenblicke hörte sie ein wildes Geschrei, und einige Schüsse fielen. Gleich darauf wurde das Tuch entfernt, und sie erkannte Fuad und seine Getreuen als ihre Retter. Traubenberg und drei seiner Helfershelfer wurden gefesselt abgeführt. Ein Auto stand schon bereit.

Während der ganzen halsbrecherischen Fahrt auf der furchtbaren albanischen Straße hatte sie immer nur ein Gebet vor sich hin gesprochen: „Lieber Gott gewähre es mir, daß ich ihn noch antreffe." Und nun war sie bei ihm, und keine Macht der Welt sollte sie wieder trennen.

Aber was aus seinem Feinde, dem schurkischen Russen geworden war, das mußte Briesen doch erst noch wissen.

„Fuad läßt ihn ins Innere von Albanien bringen," sagte, unter Tränen lachend, Gwendolin. „Dort wird er weit von aller Kultur, ohne die er nicht leben zu können glaubt, so lange festgehalten, bis Rußland ein gehöriges Lösegeld gezahlt hat. Damit will Fuad seine Getreuen belohnen."

Der große Lloyddampfer zog gegen Abend langsam an der Mündung der Bojana vorüber. Die unerträgliche Hitze des Tages war einer wundervoll lauen Kühle gewichen.

An der Reeling lehnten Gwendolin und Briesen Arm in Arm. Keinen Augenblick wollte sie den Geliebten mehr loslassen, den sie so bald wieder hergeben mußte, damit er in den Krieg ziehen konnte. Trotzdem sie noch nicht geschieden war, hatte Briesen sie allen Kameraden als seine Braut vorgestellt, um von vornherein ihrem Verhältnis jeden Schein der Unklarheit zu nehmen.

Jetzt blickten sie über die gelblich-weißen Wasser der Bojana nach den fernen Höhen Albaniens, die blau-schwarz in der letzten Abenddämmerung gegen den gelb-rosa Himmel standen.

„Leb' wohl, du schönes wildes Land," sagte Gwendolin träumerisch, „immer werde ich an dich zurückdenken."

Und Briesen ergänzte: „Leb' wohl, Albanien! Niemals werde ich dich vergessen."

Da trat Wächter zu ihnen: „Darf ich das glückliche Brautpaar einen Augenblick stören? Ich finde es ja nur zu begreiflich, lieber Briesen, daß Sie über der schönen Frau Gwendolin Krieg und Weltereignisse vergessen. Da ist es denn ganz gut, wenn Ihr alter Freund Wächter etwas über Sie und Ihre junge Braut nachdenkt.

„Also zunächst die neuesten Nachrichten. Auch England hat uns den Krieg erklärt. Infolgedessen werden wir nicht mehr bis Triest fahren, sondern schon in der Bucht von Cattaro ausladen, wo wir in Castelnuovo die Eisenbahn erreichen. Darf ich mich bescheiden erkundigen, ob die Kriegserklärung Englands auch eine solche in Ihrem jungen Glücke hervorrufen wird?"

„Lieber treuer Freund," sagte Gwendolin, „so sehr ich über den Krieg zwischen England und Deutschland traurig bin, so wenig kann das unsere Liebe beeinflussen. Auch bin ich nicht umsonst Irländerin; erst die letzte Zeit freilich hat mich das recht erkennen lassen. Außerdem ist mir durch eine Intrige meines Mannes der Aufenthalt in England unmöglich gemacht worden. Sie sehen, ich muß dorthin gehen, wo Hans bleibt."

„Verehrte Frau Gwendolin, mein guter Briesen ist der beneidenswerteste Mann, den es gibt. Aber er hat den Kopf jetzt viel zu voll mit Gedanken an Sie. Daher muß ich ein wenig für ihn und Sie sorgen. Sie sind Ihrer Nationalität nach Engländerin, würden also während des Krieges bei uns in Deutschland eine höchst schwierige Stellung haben. Ich rate Ihnen daher, gehen Sie nach der Schweiz. Dort sind Sie Ihrem Hans fast eben so nahe, wie in Deutschland, können ihm schreiben und ihn, wenn es nötig sein sollte, auch nicht allzu schwer erreichen. Dafür sind Sie aber in der Schweiz völlig unabhängig und können tun und lassen, was Sie wollen."

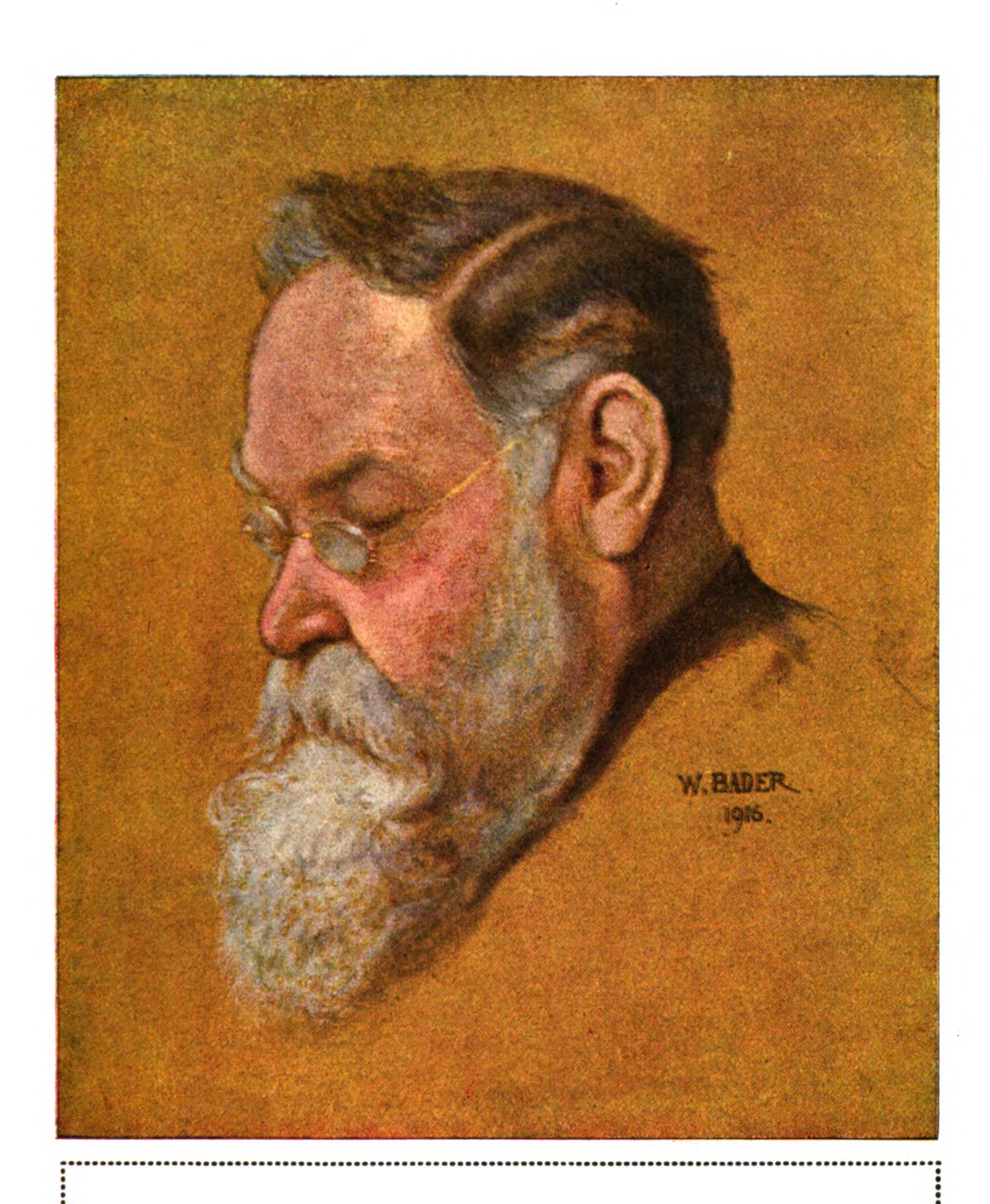
Die Liebenden nahmen den Vorschlag freudig auf. Es war tatsächlich die beste und einfachste Lösung. Dann gingen sie mit Wächter zusammen hinunter, wo sie in einem besonderen kleinen Salon zu dritt das Abendessen einnahmen. Und während aus dem großen Speisesaal „Die Wacht am Rhein" und „Deutschland über alles" erklang und das Hurrarufen kein Ende nahm, leerten sie mit dem treuen Freunde ein Glas auf eine glückliche Zukunft.

⁂

Schon nach wenigen Wochen erhielt Briesen das Eiserne Kreuz. Vor Verdun fiel er, schwer verwundet, in französische Gefangenschaft.

Nach monatelangen Bemühungen erreichte es Gwendolin durch Verwendung des amerikanischen Konsuls, daß er als Schwerkranker nach der Schweiz entlassen wurde. Seine Lunge, die ihm wieder zu schaffen machte, wurde die Ursache seiner Befreiung.

Am Luzernersee hatte Gwendolin, deren Scheidung inzwischen ausgesprochen worden war, ein großes Sanatorium erworben und es ganz in den Dienst der Kriegsfürsorge gestellt. Hier, nur im Kreise ihrer Verwundeten, die sie vergötterten, fand bald darauf die Kriegstrauung statt, die Gwendolin und Hans Briesen für immer vereinte.



Bildnis des Pfarrers und Dichters Karl Ernst Knodt
(gestorben zu Bensheim, 30. September 1917)
Zeichnung von Prof. Wilhelm Bader



Ein Blick in den Lagerraum einer Zigarren-Faktorei
Hier liegt, in Blätter von trockenem Palmbast verpackt und stark gepreßt, der Rohtabak und harrt seiner Verschiffung ins Ausland

Von ausgegangenen Importen: Der Werdegang der Havannazigarre

Von Victor Ottmann

Zu den Genüssen, die wir uns unter dem Druck der Zeit abgewöhnt haben, gehört auch die „echte" Zigarre, die Importe, worunter man allgemein die Havannazigarre versteht. Sie ist ein Luxusartikel, gewiß, aber so manches sonst keineswegs auf Luxus erpichte Männerherz hing doch an der schlanken, braunen Tochter Westindiens und ruft sich nun in schwachen Augenblicken wehmuts- und sehnsuchtsvoll ihr Bild zurück. In den ersten zwei Kriegsjahren gab es noch echte Zigarren zu rauchen. Aber dann wurde der Genuß immer seltener und kostspieliger, und schließlich, als auch die angebliche Republik Kuba, die in Wirklichkeit, zum Kummer aller freiheitlich gesinnten Kubaner, von Washington aus regiert wird, uns unter dem Zwang der Entente den Krieg erklären mußte, hatte es mit den Importen ein Ende. Ihre Liebhaber müssen sich jetzt mit anderen, minder erlesenen Kräutern begnügen.

In solcher Betrübnis wendet sich das Gemüt gern zu holderen Zeiten zurück. Deshalb hofft auch diese Plauderei dem Freund einer guten Zigarre nicht ungelegen zu kommen. Sie ladet ihn zu einer Gedankenreise nach jenen sonnigen Gestaden ein, wo die Königin aller Zigarren gedeiht und von wo sie in friedlichen Zeitläufen ihren Triumphzug über die Meere nach allen Teilen der jetzt so greulich verunstalteten Erdkugel antritt. Der Verfasser hat kurz vor Ausbruch des Krieges auf Kuba geweilt, seine Erfahrungen also an Ort und Stelle gesammelt.

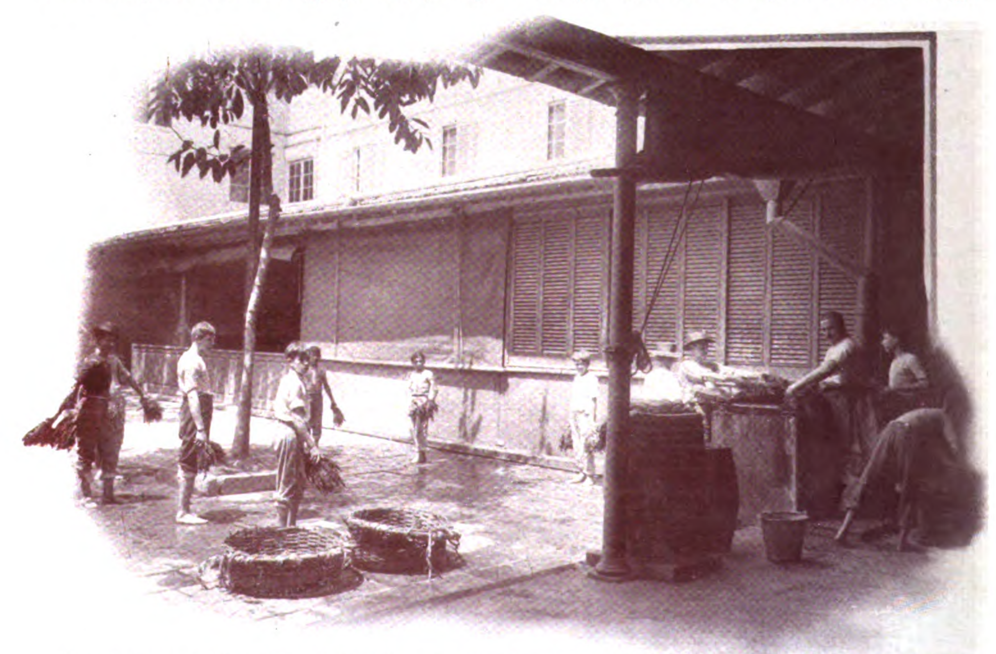
Kuba erzeugt ungeheure Mengen von Tabak, aber genau so, wie in großen Weinbaugebieten die feinen, teuren Lagen in quantitativer Hinsicht weit hinter dem Massenprodukt der mittelmäßigen Weine zurückbleiben, beschränkt sich der feinste Kubatabak auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet der großen Insel, nämlich auf die im Westen gelegene Provinz Vuelta Abajo. Es ist keine Landschaft von jenem tropischen Überschwang der Formen und Farben, wie die Phantasie des Nordländers sie sich ausmalen mag, sie stellt sich im Gegenteil eigentlich ziemlich nüchtern dar: weite Ebenen, auf denen jedes Fleckchen Erde dem Bau der Tabakpflanze nutzbar gemacht ist, und wo nur hier und da das weiße Gemäuer der Haziendas, Gruppen der schönen, schlanken Königspalme und am Horizont die Umrisse der blauen Organosberge dem Auge einige Abwechslung bieten. Das ist die klassische Heimat des wertvollsten Tabaks der Welt, hier besitzen die rühmlich bekannten Havannahäuser, die Upmann, Partagas, Henry Clay, Alvarez, Bock und wie sie alle heißen mögen, ihre Plantagen, hier keimen und gedeihen unter liebevoller Obhut die breitblättrigen Stauden der edelsten Arten der großen Solanazeengattung Nicotiana. Es sind anspruchsvolle, verwöhnte Gewächse, und sie verlangen fast dasselbe Maß liebevoller Pflege wie die



Blick in den Trockenraum der Faktorei. Hier werden auf Gestellen, zu kleinen Bündeln gepackt, die angefeuchteten Tabaksblätter getrocknet und zur Gärung gebracht. Ein drückender Nikotindunst erfüllt den Raum

Weinrebe in den wertvollsten Lagen des Rheins und der Mosel.

Von dem umständlichen Hergang der Tabaksernte und der ersten Trockendarre auf der Plantage sei hier in großen Zügen nur soviel gesagt, daß die abgeschnittenen Blätter in luftigen Schuppen oder auch im Freien auf Stangengerüsten getrocknet werden und dann nach der Sortierung, zu Büscheln gebunden und in Ballen aus trockenem Palmenbast verschnürt, in die Faktoreien von Havanna wandern, um dort den weiteren Gärungsprozeß und den Werdegang zur Zigarre durchzumachen. Diese Faktoreien sind äußerlich ziemlich unscheinbare Gebäude in den Vorstädten Havannas und lassen den Unkundigen nicht ahnen, welche Schätze des teuersten Krautes in ihren Räumen aufge-



Im Hofe der Faktorei sind flotte kubanische Burschen damit beschäftigt die gebündelten Tabakblätter anzufeuchten und fleißig zu schwenken



Diese Frauen ziehen die starken Rippen aus den zur Einlage bestimmten Tabaksblättern

speichert liegen. Jede Firma hat ihre besonderen Methoden, die Tabakpflanze groß zu ziehen und die geernteten Blätter zu behandeln; eben deshalb gibt es so viele Verschiedenheiten im Geschmack der Havannazigarren. Wir wollen nun einmal eine der leistungsfähigsten Manufakturen besuchen, und zwar jene des wohlbekannten Hauses H. Upmann, aus dem auch unsere photographischen Aufnahmen stammen. Es ist, wie schon der Name verrät, eine deutsche Firma; sie wurde im Jahre 1844 von dem Bremer Kaufmann Hermann Upmann begründet und befindet sich noch heute in den Händen der Familie. Die Firma Upmann gehört mit etwa siebzig anderen Havannahäusern zu den „Independents", d. h. jenen Zigarrenfabrikanten, die dem amerikanischen Havanna-Trust fernstehen und sich dafür verbürgen, daß ihre Erzeugnisse nicht nur aus echtem Kubatabak bestehen, sondern auch lediglich auf Kuba hergestellt werden. Dieser Hinweis ist nicht unnötig, weil seit einigen Jahren, und zwar besonders von seiten der zum Trust gehörigen Firmen, massenhaft „Importen" auf den Markt kommen, die sich zwar auch „Havannas" nennen, aber tatsächlich auf dem amerikanischen Festland, in Florida, oder der amerikanischen Antilleninsel Portorico fabriziert werden. Jene Firmen haben dort Filialmanufakturen errichtet und lassen den Tabak dort verarbeiten, um den hohen Zoll zu umgehen, der auf den in Havanna fertiggestellten Zigarren lastet, und



Diese Arbeiter befassen sich mit dem feinsten Teil der Importe, dem Deckblatt. Sie sondern die Deckblätter nach ihrer Beschaffenheit und ziehen die starken Rippen heraus



Ein Saal der Zigarrenwickler. Es wird in den vornehmsten Havannafaktoreien ausschließlich mit der Hand gewickelt. Ungefähr dreihundert Arbeiter sitzen in dem Saal. Mitten unter ihnen sitzt (auf unserem Bilde im Hintergrunde rechts) auf erhöhtem Stuhl der von ihnen angestellte Vorleser

um dementsprechend billiger liefern zu können.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zur Manufaktur zurück. Unser freundlicher Führer, selbstverständlich auch ein Deutscher, geleitet uns zuerst in die Trockenräume, wo der von der Plantage eingebrachte Tabak dem Gärungsprozeß unterzogen wird. Hier möge nun gleich ein allgemein verbreiteter Irrtum berichtigt werden, der die „frische Havanna" betrifft. „Frische" Zigarren in dem Sinne, als ob die Tabakblätter, aus denen sie gemacht sind, noch vor ganz kurzem auf dem Felde grünten, gibt es nicht. Man kann unter einer „frischen" Zigarre richtig nur eine solche verstehen, die nach ihrer Wanderung über das Meer soeben beim Händler eingetroffen ist, also noch das volle Aroma und einen gewissen Grad natürlicher Feuchtigkeit besitzt. Es vergehen in der Faktorei viele Monate, ehe das vom Felde eingelieferte Tabakblatt zur Verarbeitung kommt; ja oft bleibt der Rohtabak ein Jahr und länger im Ballen liegen. Während des wochenlangen Lagerns in Bündeln auf Lattengerüsten werden durch die Gärung die Stickstoffverbindungen aufgelöst und unter der Einwirkung gewisser mikroskopisch kleiner Spaltpilze aromatisch duftende Substanzen erzeugt. Die für das Zigarrendeckblatt bestimmten, sorgfältig ausgesuchten Blätter werden angefeuchtet und in kleinen Päckchen gepreßt, damit sie die zum Wickeln nötige Ebenmäßigkeit erhalten. Es herrscht ein eigentümlich schwerer, süßer Nikotindunst in den Lagerräumen, der keineswegs unangenehm ist, aber die Nerven und Atmungsorgane des nicht daran gewöhnten Besuchers auf die Dauer doch sehr in Anspruch nimmt.

Ehe der Rohtabak nach der ersten Gärung zur Verarbeitung kommt, muß er durch Anfeuchten den nötigen Grad von Geschmeidigkeit erhalten. Das besorgen junge Burschen im Hofe der Faktorei, indem sie die Tabakbündel in fließendes Wasser tauchen und dann ausschwenken. Einen Tag später wandern die Blätter in einen Saal, wo ein paar Dutzend Frauen und Mädchen, an Fässern sitzend, die dicken Mittelrippen herausziehen und die beiden Blatthälften sorgfältig aufschichten. Nachdem die Blätter etwas getrocknet sind, wird jener Tabak, der zur Einlage bestimmt ist, in die Fässer verpackt und nochmals einer Nachgärung unterworfen, die je nach der Qualität des Tabaks vierzehn Tage bis sechs Monate dauert, während die Deckblätter ohne weitere Gärung sofort verarbeitet werden können. Die feinsten Havannadeckblätter sind sehr teuer und kosten mehr als viertausend Mark für den Ballen; die leichten Sorten fühlen sich zart wie dünne Seide an, die schweren dick und fett. Wegen ihrer Kostbarkeit werden sie den Zigarrenmachern vom Meister immer nur in kleinen Päckchen zu fünfundzwanzig Stück gegen Quittung zugestellt. Bevor der Tabak jedoch in den Wicklersaal wandert, wird er abermals eingehend geprüft und von den Meistern nach Maßgabe der verschiedenen Qualitätswerte sortiert.

Begeben wir uns nun in den Wicklersaal. Wir stutzen, denn ein merkwürdiges Geräusch

tönt uns aus ihm entgegen. In den Havannahäusern sind grundsätzlich alle Maschinen verpönt, jede Arbeit wird mit der Hand geleistet. Was ist das aber für ein Geräusch im Wicklersaal? Deklamiert da nicht jemand? Unser Führer öffnet die Tür; wir treten in einen drückend heißen Saal, in dem etwa dreihundert Männer wie in einer riesigen Schulklasse reihenweise an Tischen sitzen. Und jetzt sehen wir auch den Deklamator: er thront auf einem erhöhten Stuhl in der Mitte des Saales und liest, den Kopf bald hierhin, bald dorthin wendend, mit laut schallender Stimme und schauspielerischer Betonung aus einem Buche vor. Diese Vorleser sind in allen Havannamanufakturen zu treffen, sie werden von den „Tabaqueros“, den Wicklern, selbst bezahlt und lesen ihnen morgens die Zeitung, später Bücher unterhaltender und belehrender Art vor, und die Leute sollen um so fleißiger arbeiten, je mehr das Gehörte sie interessiert.



Ein wichtiger Posten ist der des ‚Selektors‘, der die fertigen Zigarren prüft, und nach Farbe, Aussehen und Güte der Arbeit sondert. Sein geschicktes Auge unterscheidet etwa 90 Sorten ‚Fehlfarben‘ und sonstwie mangelhafte Zigarren werden dabei ganz ausgeschieden

Sehen wir uns die Tabaqueros etwas näher an, sie sind an Besucher gewöhnt und lassen sich dadurch nicht stören. Es sind durchgängig Kubaner, mit dem blutlos bräunlichen Teint ihrer Rasse. Die meisten haben trotz der Hitze den Hut auf dem Kopf und lassen sich den Freitabak schmecken, den ihnen die Faktorei in reich bemessener Menge liefert. Unser Führer macht uns auf einen der bester Arbeiter aufmerksam. Der Mann



Die nochmalige Überprüfung der edlen Importen wird von den höheren Beamten der Faktorei besorgt. Es handelt sich hier um Zigarren, die im Kleinverkauf bis zu 10 Mark das Stück kosten



Die fertigen Zigarren werden mit ‚Leibbinden' versehen und dann in die Kistchen gelegt

verfertigt nur ganze feine Zigarren, von denen das Stück in Deutschland vor dem Kriege zwei bis drei Mark kostete, mitunter auch mehr. Seine Hand packt aus dem vor ihm liegenden Tabakhaufen die Einlage, mit fast mathematischer Sicherheit gerade soviel, wie er für die zu wickelnde Zigarre braucht, er zupft, dreht und rollt sie zwischen den Fingern, gibt ihr die nötige Dicke und Länge und wickelt dann sorgfältig das Deckblatt — die Hälfte eines ganzen Tabakblattes — herum. Das hört sich alles sehr leicht an, verlangt aber eine jahrelange Schulung der Hand und des Auges, denn die Zigarren müssen in bezug auf Festigkeit und Gestalt ganz gleichmäßig ausfallen und sollen nur möglichst selten an jenen Schönheitsfehlern leiden, derentwegen sie später bei der Revision zum Ausschuß verurteilt werden. Ein solcher Elitearbeiter verfertigt höchstens hundert Zigarren am Tage und erzielt dafür im Stücklohn vierundzwanzig bis achtundzwanzig Mark. Von den geringeren Sorten verfertigt ein guter Arbeiter bis zu dreihundert Stück am Tage, bei einem Verdienst von zehn bis fünfzehn Mark.

Die fertigen Zigarren wandern in Bündeln von fünfzig Stück in einen anderen Raum, in dem wieder tiefste Stille herrscht. Hier walten die „Selectors" ihres wichtigen Amtes, die Prüfer. Sie breiten die Zigarren auf Tafeln vor sich aus, nehmen eine nach der anderen in die Hand und prüfen sie mit dem Auge und dem Tastgefühl auf ihr Aussehen, ihre Länge, Stärke, Festigkeit und sonstigen Eigenschaften hin. Je teurer die Zigarrensorte, desto sorgfältiger natürlich die Prüfung. Ein gut geschulter, hochbezahlter Selector besitzt eine wunderbare Unterscheidungsgabe, ungefähr ebenso wie in anderen Fächern der Weinprüfer oder der Tee- und Kaffeekoster. Wo das Auge des Laien nur einen Haufen völlig gleichförmiger Zigarren erblickt, da unterscheidet er etwa neunzig Abarten, die vom „claro" bis zum „maduro" eine reiche Skala der feinsten Farbenabstufungen durchlaufen. Eigentlich ist ja die Farbe von keiner Bedeutung für den Geschmack und den Grad der „Schwere" einer Zigarre, aber die Raucher legen nun einmal großes Gewicht auf bestimmte Farben, sie halten eine Zigarre für um so leichter, je heller sie ist, und diesen Wünschen und kleinen Vorurteilen muß der Fabrikant entgegenkommen.

Sind die Zigarren geprüft und sortiert, so werden sie mit Papierringen versehen, jenen „Leibbinden", deren Aufdruck dem Kenner verrät, mit wem er es zu tun hat, und dann in Kistchen verpackt. Die kleine Zigarrenkiste in ihrer heutigen Form wurde erst 1859 von einem Havannafabrikanten erfunden, bis dahin exportierte man die Zigarren nur gebündelt in großen Packungen von fünfhundert bis zehntausend Stück. Früher wurden die Kistchen ausschließlich aus Zedernholz angefertigt, weil sein Duft sich mit dem der Zigarre vorzüglich verträgt, aber seitdem das Zedernholz teuer geworden ist, verwendet man für geringere Sorten gern wohlfeileres Holz von ähnlichem Aussehen. Neuerdings sind auch Luxusverpackungen in Gestalt von fein polierten, verschließbaren Kassetten und zierlich gearbeiteten Schränkchen Mode geworden; der wirkliche Kenner jedoch steht solchen „Aufmachungs"-Künsteleien immer mit einigem

Mißtrauen gegenüber, ihm gilt der Inhalt und nicht das Gewand. Zur Aufmachung gehören auch die „Etiquetas", die überschwenglich reich mit Gold prunkenden, wunderbar phantastischen Bilder auf den Innendeckeln der Kistchen. Sie wurden vor dem Kriege fast ausschließlich in Deutschland hergestellt und erst in der Faktorei aufgeklebt. Es wäre ja ein leichtes, diese meist sehr naiven Bildchen auf eine künstlerisch höhere Stufe zu bringen, aber um der Tradition willen läßt man es dabei bewenden, und auch der Raucher würde die altvertrauten Etiquetas wahrscheinlich ungern vermissen.

Durch das Einlegen in die Kisten und ihre Zusammenpressung erhalten die bis dahin ganz ebenmäßigen Zigarren ihre teilweis kantige Form. Wie mannigfach übrigens die Zigarren geformt sind und zu welchen Absonderlichkeiten sie es dabei bringen, dafür bietet die Modellsammluug der Upmannschen Faktorei ein interessantes Anschauungsmaterial. Man sieht hier in Holz nachgebildet sämtliche Formate, die das Haus jemals auf den Markt gebracht hat, neben liliputanischen Zigärrchen von der Größe eines kleinen Fingers unglaubliche Riesen, die man ganz gut als kleinen Spazierstock tragen könnte. Die teuersten Kräuter — es gibt solche, die im Laden acht Mark kosten, und sie werden in viel größeren Mengen abgesetzt als der „gewöhnliche" Raucher ahnt — zeichnen sich fast immer durch stattliche Formate aus. Aber auch bei der Zigarre liegt das vernünftige Maß in der Mitte, sie soll weder zu groß noch zu klein sein und jede ungewöhnliche Form vermeiden, weil derartige Zigarren unmöglich gut gewickelt sein können. Die Importen von früher hatten rein walzenförmige Gestalt, die Fabrikation bevorzugt neuerdings wieder dieses Format als das angemessenste.

Die Zigarren sind nun verpackt, die Kistchen werden zugenagelt und treten mit Tausenden von ihresgleichen bei nächster Gelegenheit die Reise über das Weltmeer an. „Frische Havannaernten soeben eingetroffen", so lautet ein paar Wochen später der verheißungsvolle Lockruf der großen Zigarrenhändler in unseren Zeitungen, und mit schmunzelnder Vorfreude läßt sich dann der Raucher im Laden eine Reihe von Kistchen seiner Lieblingsmarken öffnen, um die lieblich duftenden Kräuter auf ihr Aussehen hin zu prüfen. Und wenn er ein wirklicher Kenner ist, dann läßt er die — ach leider! — so teuren Importen nicht allzulange zu Hause lagern, es sei denn, daß er sich eines guten Importenschrankes erfreut, der die empfindlichen Zigarren vor der Verflüchtung des Aromas und einer zu starken Austrocknung bewahrt. Denn eine zu trockene Havanna, die bei einem sanften Druck zwischen den Fingerspitzen förmlich kracht, ist nur noch ein schwacher Abglanz ehemaliger Pracht.

Man hört oft Ausdrücke der Verwunderung über den hohen Preis der Havannazigarren. Nach dem Kriege werden sie wohl auch kaum billiger sein, eher teurer. Denn da die Herren Nordamerikaner nur einen günstigen Augenblick abwarten, um Kuba, das sie tatsächlich schon völlig in der Tasche haben, auch offiziell einzustecken, so liegt eine durchgreifende Monopolisierung und entsprechende Verteuerung des ganzen kubanischen Tabaks durchaus im Bereich der Möglichkeit. Die Aussichten der Qualitätsraucher sind also nicht eben rosig.



Die Zigarrenkistchen werden mit den bunten Papierblättern der Fabrikmarken beklebt

Die historischen und psychologischen Grundlagen des heutigen Rußlands

Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Schiemann in Berlin

Die russischen Volksstämme, die unter der skandinavischen Dynastie der Ruriker im 9. und 10. Jahrhundert zu einer staatlichen Einheit verschmolzen wurden, bestehen aus drei Hauptgruppen: Großrussen, Weißrussen und Ukrainern, von denen die letzteren sprachlich und ethnographisch ein besonderes, den Südslawen nahestehendes Volkselement darstellen. Sie haben im 16. und 17. wie zu Anfang des 18. Jahrhunderts für ihre Selbständigkeit mit den Polen wie mit den Großrussen gekämpft, sind aber schließlich als politischer Faktor ausgeschieden, seit die durch Peter den Großen angebahnte und von Katharina II. durchgeführte Germanisierung des Zarenhauses eine nach Westen gerichtete Eroberungspolitik einleitete, die das Rußland schuf, das sich bis zum Zusammenbruch behauptet hat, den die Revolution vom März 1917 brachte.

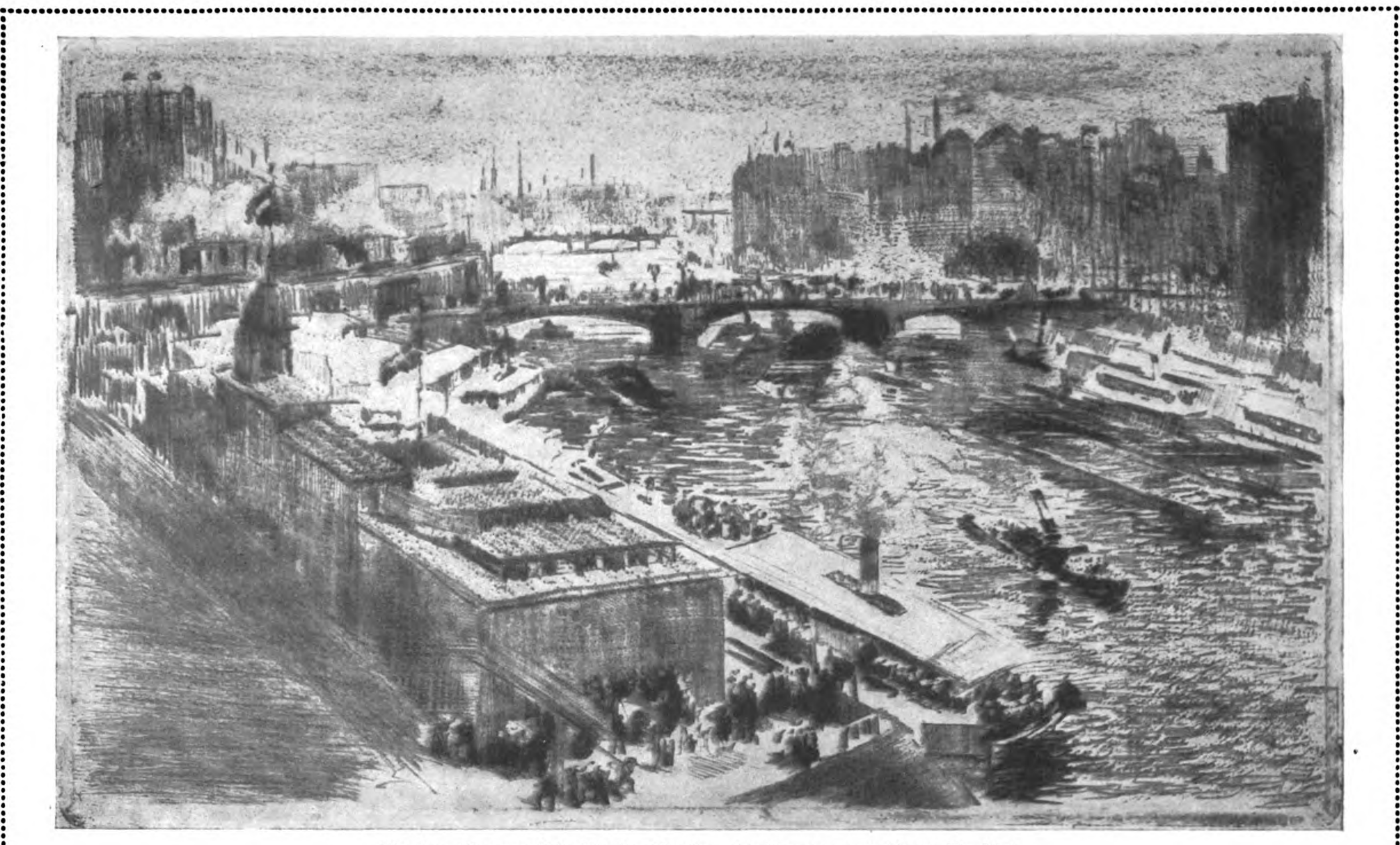
Es genügt für unsere Zwecke, die letzten hundert Jahre dieser Entwicklung ins Auge zu fassen.

Als Alexander I. dem ihm zugefallenen Teil Polens — Kongreßpolen wie man es nannte — 1816 eine Verfassung oktroyierte, wurde von ihm damit der erste Schritt zur Verwirklichnng eines Planes getan, den er ursprünglich im Gegensatz zu der ihm unheimlichen allgemeinen Wehrpflicht Preußens gefaßt hatte. „Er begünstigte die innere Ausbildung und Konsolidierung einzelner nationaler Gebiete seines großen Reichs, Finnlands, wo er dem Großherzogtum das Lehen Wyborg und Alt-Karelien zufügte und die alte Verfassung aufrechterhielt; der Ostseeprovinzen, deren Verfassung er bestehen ließ und denen er durch Aufhebung der Leibeigenschaft eine besondere Trennungslinie von dem übrigen Rußland gab, Polens und selbst Litauens, ersterem durch eine eigene Verwaltung und Verfassung, und letzterem durch eine besondere Armee, indem das litauische Korps nur aus Litauern rekrutiert wurde, endlich des taurischen Chersones und seiner Angrenzungen. Das übrige Rußland, den eigentlichen Kern seines Reiches, wollte er desto fester in sich konsolidieren und durch diesen die anderen Teile des Reichs möglichst im Zaum halten. Das System der Militärkolonien, welche nur in diesem Teil des Reiches abgelegt waren, war der Schlußstein des Gebäudes, wie er es in diesem Sinne sich dachte, und in diesen Kolonien sollte das Kernland die Mittel finden, die Herrschaft über die Nebenländer festzuhalten."

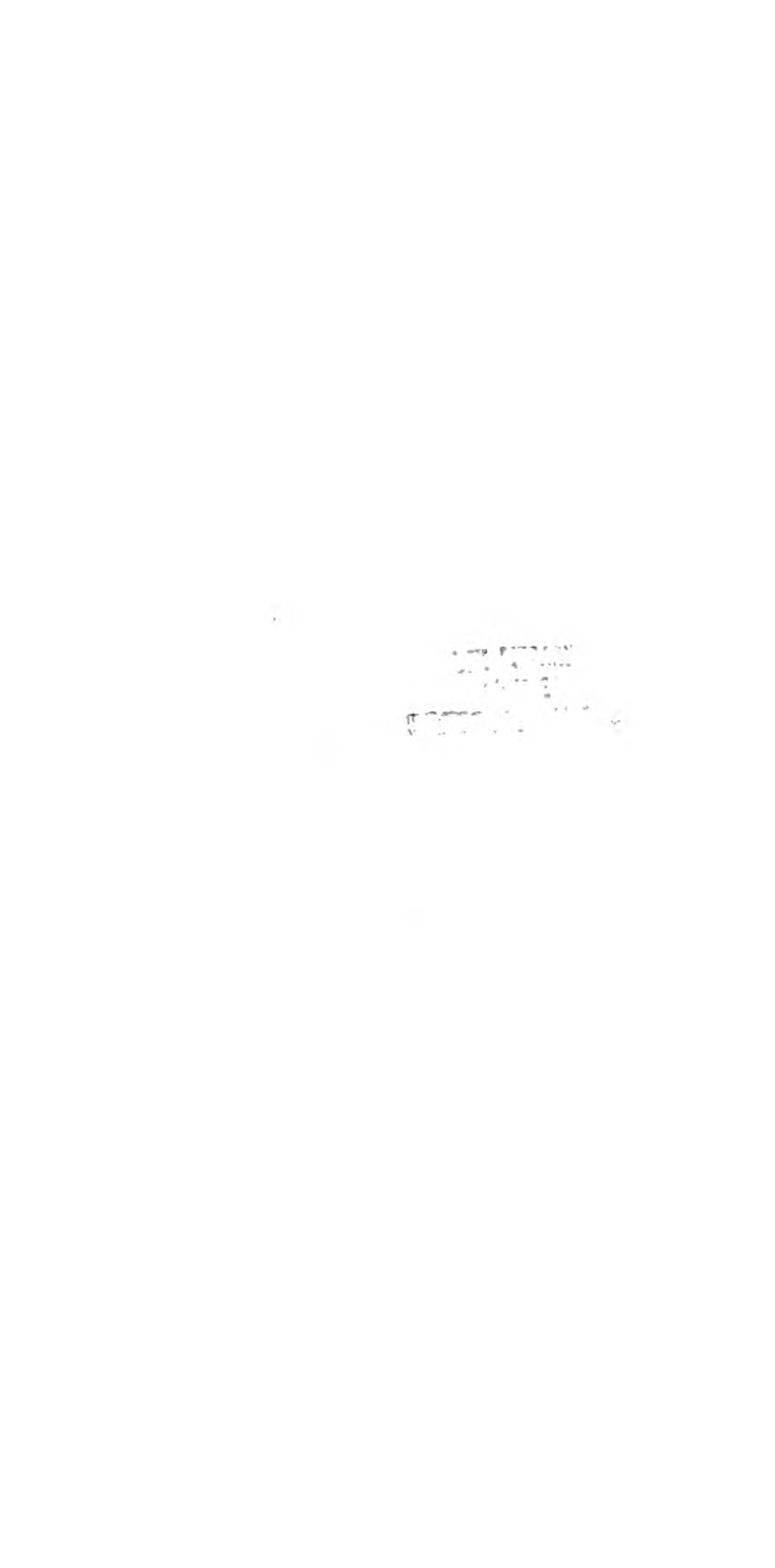
Seine Pläne scheiterten an der Ungeduld der Polen und an der Entrüstung, mit der die bestgebildeten Männer seines Heeres die Begünstigung der fremdstämmigen Grenzlande und die furchtbare Tyrannei anschauten, mit der das System der Militärkolonien durchgeführt wurde.

Die Folge war, daß gleichzeitig der Plan zu einer polnischen Revolution, die nach Verwirklichung des Ideals eines Polens vom Meer zum Meer strebte, und einer russischen Revolution reifte, die in ihren Zielen eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der Revolution vom März 1917 zeigte. Was sie erreichen wollte, war eine russische Föderativrepublik, Beseitigung des Kaisers und seines gesamten Hauses und Aufbau eines idealen Rechtsstaats, für den freilich alle historischen Voraussetzungen fehlten.

Die russische Revolution scheiterte im Dezember 1825; es ist der sogenannte Aufstand der Dekabristen, im Grunde war es eine Militärrevolte, bei der russische Aristokraten die Führer und betrogene Soldaten die Werkzeuge waren. Boden im leibeigenen Volk der Bauern hatte die Bewegung nicht. Fünf Jahr danach, im November 1830, brach die erste polnische Revolution aus, die am 8. September 1831 mit der Erstürmung Warschaus zusammenbrach. Beides, der Dekabristenaufstand und die polnische Revolution, hat den Gang der weiteren Entwicklung Rußlands in verhängnisvoller Weise bestimmt. Die Regierung Nikolaus I., die damit eingeleitet wird, ist fortan auf zwei Hauptgedanken gerichtet: Niederhaltung aller nationalen Regungen in Polen und Herstellung voller Uniformität innerhalb des Gesamtreiches. Die Trias: Rechtgläubigkeit, Selbstherrschaft, Volkstümlichkeit wurde die Richtschnur für all sein Tun im Inneren des Reiches. Rechtgläubigkeit aber bedeutete Zugehörigkeit zur griechisch-orthoxen Kirche, die allmählich die alleinberechtigte Konfession werden sollte, Selbstherrschaft war dem Kaiser der durch keine Schranken eingeengte Absolutismus, und unter Volkstümlichkeit verstand er die unbedingte Vorherrschaft des Großrussentums. Das erste dieser Schlagworte: Rechtgläubigkeit führte zu Gewissenszwang und zur Zwangsmission unter Protestanten, Katholiken, Unierten und Altgläubigen, die Selbstherrschaft zur Unterdrückung aller Gedankenfreiheit, Verfolgung der Wissenschaft und jeder Regung selbständigen Willens, der als volkstümlich bezeichnete Nationalismus zu einer rücksichtslosen Russifizierungspolitik. Es war eine völlige Abwendung von der liberalen Gedankenwelt, welche die Anfänge Alexanders I. beherrscht hatte. Nach außen machten die Prinzipien Nikolaus I. sich dadurch geltend, daß er, soweit seine Hand reichte, liberale Regungen in Eu-



An der Jannowitzbrücke in Berlin. Radierung von Paul Paeschke



ropa zu unterdrücken bemüht war, um ihr Hinüberfließen nach Rußland zu verhindern. Sein Gegensatz zu seinem Schwager Friedrich Wilhelm IV. geht auf dessen Reformpläne zurück, die, wie der Zar richtig erkannte, schließlich in Verleihung einer Verfassung auslaufen mußten; die deutschen Einheitsbestrebungen erschienen ihm als gefährliche Utopien, und ganz unversöhnlich stand er der Polenpolitik des Königs entgegen.

Die in den vierziger Jahren entstandene, an mißverstandenen Hegelschen Gedanken erwachsene Richtung der Slawophilen hat sich Nikolaus zu eigen gemacht, zugleich aber den aus gleicher Wurzel geborenen Anarchismus, dessen nicht übertrumpfter Vertreter Bakunin war, ins Leben gerufen. Die heutigen sozialistischen Maximalisten, die Bolschewiki. stehen auf dem Boden der Gedanken, die Bakunin vertreten hat. Auch die ukrainische Frage ist unter Nikolaus zum ersten Male mit nationalen Ansprüchen aufgetreten. Es ist wichtig, die Geschichte jener damals gescheiterten Bestrebungen etwas näher kennen zu lernen.

In den letzten Monaten des Jahres 1845 war in Kiew eine ukraino-slawische Gesellschaft gegründet worden, zu der unter anderem der Professor Adjunkt Kostomarow, der Dichter Schewtschenko und der als Schriftsteller bekannte Lehrer des 3. Petersburger Gymnasiums Kulisch gehörten. Sie nannten die Gesellschaft nach den Slawenaposteln Gesellschaft zum heiligen Kyrill und Methodius und nahmen zum Ziel ihrer Bestrebungen die geistige und politische Vereinigung der Slawen; jedoch so, daß jeder slawische Stamm eine besondere, selbständige Stellung erhalten sollte. Als solche Stämme wurden von ihnen anerkannt: Die Südrussen oder Ukrainer, die Nordrussen nebst den Weißrussen, die Polen, die Tschechen neben den Slowinzen (Kassuben), die Lausitzer, die Illyro-Serben nebst Kroaten und Bulgaren. Jeder Stamm solle eine Volksregierung erhalten und völlige Rechtsgleichheit seiner Mitbürger aufrechterhalten. Regierung, Gesetzgebung, Eigentumsrecht und Bildungsstand seien auf die heilige Religion Jesu Christi zu begründen, Gleichheit der Bildung und Sittlichkeit sollten Vorbedingungen zur Teilnahme am Regiment sein; ein allgemeiner altslawischer Reichstag aus Vertretern aller Stämme das Werk krönen.

Diese Sätze bildeten unter der Bezeichnung ‚Hauptgedanken‘ das Statut der Gesellschaft, das durch die ‚Vornehmsten Vorschriften‘ weiter ergänzt wurde. Als Abzeichen trugen die Mitglieder einen Ring oder ein Heiligenbild mit der Abbildung beider Heiligen; sie verpflichteten sich eidlich all ihre Kräfte und ihr Vermögen in den Dienst der Gesellschaft zu stellen und unter keinen Umständen ihre Mitglieder zu verraten. Sie wollten bemüht sein, konfessionelle Gegensätze auszugleichen, für Aufhebung der Leibeigenschaft zu wirken und die Kenntnis des Lesens und Schreibens zu verbreiten. Sie verdammen endlich den gottlosen Grundsatz daß der Zweck die Mittel heilige. — Weit bedeutsamer als diese Leitsätze war dagegen ein der Regierung in die Hände gefallenes Manuskript, das die Überschrift führte: ‚Das Gesetz Gottes‘.

In hundertneun kurzen Paragraphen sucht es nachzuweisen, daß die demokratische Staatsform die von Gott gewollte sei, die Slawen aber als auserwähltes Volk Gottes berufen sie zu verwirklichen. Der Schwerpunkt fällt auf die Ausführungen am Schluß, der nach historischen Darlegungen von mehr als zweifelhafter Beweiskraft, die Ukraine und das Kosakentum als die Verwirklichung der wahren selbstlosen und demokratischen Freiheit feiert. „Aber die Deutsche, die Zarin Katharina, die unkeusche, weltliche, gottlose Mörderin ihres Gatten, hat auch der Freiheit der Kosaken ein Ende bereitet. Die Ukraine starb, aber es schien nur so, sie lag im Grabe und war nicht tot; denn ihre Stimme, die das gesamte Slawentum zu Freiheit und Brüderlichkeit aufrief, erklang in der ganzen slawischen Welt. Die Stimme der Ukraine ward laut in Polen, als am 3. Mai 1791 beschlossen wurde, daß es keine Herren unter ihnen geben solle, und daß in der Republik Polen alle frei sein sollten. Dasselbe aber hatten schon hundertzwanzig Jahre früher die Ukrainer gewollt. Und die Stimme der Ukraine erscholl in Moskowien, als nach dem Tode des Zaren Alexander die Russen den Zaren und den Adel verjagen und alle Slawen nach göttlicher Vorschrift, unzertrennlich und nicht gewaltsam mit Moskau vereinigen wollten. Das wollte die Ukraine schon zweihundert Jahre vorher.

Aber der Despot ließ es nicht zu; die einen endeten ihr Leben am Galgen, andere quälte man in den Bergwerken, wieder andere ließ man von den Tscherkessen umbringen. Und es herrscht der Despot über die drei slawischen Stämme, er regiert über sie durch die Deutschen, er bringt ihnen Ansteckung, macht sie zu Krüppeln, verdirbt ihre gute slawische Natur und erreicht doch nichts. Denn die Stimme der Ukraine verstummt nicht Die Ukraine ersteht aus ihrem Grabe, und wiederum ergeht ihr Aufruf an die slawischen Brüder, und sie hören ihren Ruf, und das Slawentum wird sich erheben, und es wird weder Zaren noch Zarewitsch noch Zarin mehr geben, weder Fürsten noch Grafen, weder Herzöge noch Exzellenzen, weder Pane noch Bojaren noch Knechte, weder in Großrußland noch in Polen, noch in der Ukraine, noch bei den Tschechen, Kroaten, Serben oder Bulgaren. Und die Ukraine wird eine unabhängige Republik im slawischen Bunde werden. Dann wird alles Volk sagen, indem es auf die Stelle weist, wo auf der Karte Ukraine steht: Dies ist der Stein, den der Baumeister verworfen hatte, der soll nunmehr der Eckstein werden.“ Nikolai hat mit der Gesellschaft des heili-

gen Kyrill und Methodius kurzen Prozeß gemacht, in aller Heimlichkeit. Die Welt sollte von den ketzerischen Gedanken nichts erfahren, die in Rußland umliefen. Er selbst glaubte, daß es französische und polnische Einflüsse seien, auf die sie zurückgeführt werden müßten. Kostomarow wurde verbannt, Schewtschenko unter die Soldaten gesteckt, die minder Kompromittierten versetzt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Sie hatten alle versucht sich dadurch zu retten, daß sie jenes ‚Gesetz Gottes‘ für ein polnisches Elaborat erklärten, und behaupteten, die Vereinigung aller Slawen unter der Oberherrschaft des Zaren Nikolaus erstrebt zu haben. —

Die bald darauf ausbrechende große Revolution von 1848 ist auch für Rußland eine Periode steter Unruhen und zahlreicher Bauernaufstände gewesen, die ausnahmslos blutig unterdrückt worden sind, und als schließlich die Stürme in West- und Mitteleuropa sich legten, da schien das Rußland Nikolaus I. mächtiger dazustehen als je vorher. In stummem Gehorsam beugte Europa sich vor dem unumschränkten Selbstherrscher in Petersburg. Dann aber folgte die Katastrophe des Krimkrieges, an der Nikolaus selbst und sein System zusammenbrach.

Alexander II. trat seine Regierung an und nach einer Periode unsicheren Schwankens begann eine neue Ära für Rußland. Das Jahr 1861 brachte die Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der der russische Bauer als positiver politischer Faktor in die Geschichte eintreten sollte. Große Reformen in Justiz und Verwaltung, schließlich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, bahnten, wie es schien, eine neue Zeit an. Aber das Fallen der staatlichen Fesseln gab den nationalen Instinkten freie Bahn. Eine zweite polnische Revolution, die blutig unterdrückt wurde, ließ den zeitweilig verstummten Nationalismus in neuer Form wieder auftauchen. Das Slawophilentum wurde zum Panrussismus, d. h. die Forderungen Nikolaus I. nach nationaler Uniformität wurden jetzt als Forderungen der russischen Intelligenz der Regierung von unten her oktroyiert, womit dann eine neue Phase der Russifizierungspolitik in den Grenzmarken eingeleitet wird.

Eine zweite Äußerung dieser Instinkte ist der Panslawismus, der uns bereits im ‚Gesetz Gottes‘ der Ukraine entgegengetreten ist, der die Befreiung der slawischen Brüder — wobei die Polen immer ausgenommen werden — von fremder Herrschaft anstrebte und der den Kaiser Alexander II. in den Türkenkrieg treibt, dessen Epilog durch den Berliner Kongreß eine wütende Feindschaft gegen Preußen und schließlich gegen alles Deutsche reifen läßt.

Diesen Entwicklungen parallel geht eine dritte Regung der russischen Instinkte: Der Nihilismus, der sich in seinen Anfängen zunächst in den Bahnen des krassesten Materialismus bewegt und danach infolge einer altruistischen Welle, die durch die Seele der russischen Jugend zog, sich dem Drang hingibt, den russischen Bauer politisch aufzuklären; auch das war ein Gedanke, der im ‚Gesetz Gottes‘ zum Ausdruck gekommen war! Man zog ins Volk, um ihm Verständnis für die inzwischen gereiften revolutionären Gedanken einzuflößen. Turgenew hat in seinen Romanen diese beiden ersten Stadien des russischen Nihilismus meisterhaft geschildert. Die Verfolgungen, die das ‚Gehen ins Volk‘ nach sich zogen, führten zu dem neuen terroristischen Stadium in der Entwicklung des Nihilismus, das am 1. März 1881 mit der Ermordung Alexanders II seinen ersten Höhepunkt erreichte. Die Regierung Alexanders III., die systematisch die liberalen Reformen seines Vaters rückgängig zu machen bemüht war, und zugleich die Phantasie des Volkes durch Vorbereitung eines Krieges gegen Deutschland, der 1887 ausbrechen sollte, von den inneren Problemen ablenkte, erreichte durch Massenverhaftungen und Verschickungen wirklich, daß der terroristische Nihilismus zu Ende seiner Regierung überwunden schien. Daß es nur Schein war, das Feuer unter der Asche weiterglimmte und schließlich in hellen Flammen loderte, zeigte die Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Nikolaus II. Schon 1895 bildeten sich sozialdemokratische Organisationen und es fanden die ersten Arbeiterausstände statt. Im März 1898 trat ein Kongreß aller sozialistischen Vereine Rußlands in Minsk zusammen, der sich zur russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei konstituierte und ein Manifest annahm, in welchem es hieß, das russische Volk würde fortan nicht bitten, sondern fordern und je mehr man ihm gebe, um so mehr verlangen. Sein Ziel sei Bekämpfung des Kapitalismus und des Absolutismus bis zum vollen Siege des sozialistischen Gedankens. Die Teilnehmer am Minsker Kongresse aber sind, als sie im Begriff waren auseinander zu gehen, alle verhaftet und verschickt worden, so daß die Partei gesprengt schien. Aber schon 1902 zeigte sich, daß es wiederum ein Irrtum der Regierung war, wenn sie sich nunmehr sicher glaubte. Die Bewegung schlug in die schon lange gärenden Kreise der russischen Studentenschaft hinüber und ergriff, was besonders gefährlich war, die Bauern. Zuerst im Poltawaschen, danach in Kursk, Cherson, Tschernigow, Woronesch, Ssaratow fanden Raubzüge der Bauern gegen die Gutsbesitzer statt. Das Schlagwort, daß alles Land den Bauern gehöre, heute das gefährlichste der revolutionären Losungsworte, wurde laut und von der revolutionären Literatur durch ganz Rußland verbreitet. Die Mißernte der Jahre 1902 und 1903 steigerte die Erregung der Bauern. Im Juli 1903 fand ein großer Arbeiterausstand in Südrußland statt, der neben den Forderungen des Achtstundentages und höheren Arbeitslohnes eine Reihe allgemeiner politischer Forderungen vorbrachte

und in dem drohenden Verlangen nach Berufung einer russischen Konstituante gipfelte. Es schloß sich daran ein Aufruf zu bewaffneter Erhebung, falls die Regierung diese Forderungen nicht erfülle. Aber noch zwei Jahre gingen hin, ehe im Zusammenhang mit dem enttäuschenden Verlauf des japanischen Kriegs der Ausbruch wirklich erfolgte. Eine Arbeiterdemonstration unter Führung des Priesters Gapon, die von der Regierung blutig niedergeschlagen wurde, gab am 22. Januar 1905 das Signal zur ersten panrussischen Revolution, deren Verlauf hier nicht erzählt werden soll. Sie ist furchtbar blutig gewesen und führte nach vergeblichen Versuchen des Zaren, durch halbe Zugeständnisse die Erregung zu besänftigen, am 26. Februar 1906 zur Berufung einer Volksvertretung auf Grund des allgemeinen geheimen direkten Wahlrechts. So trat am 10. Mai die erste russische Duma zusammen, die am 17. Mai aufgelöst und am 5. März 1907 durch eine zweite Duma ersetzt wurde, die sich bis zum Juli behauptete. An ihre Stelle trat dann auf Grund eines neuen reaktionären Wahlrechts am 28. Oktober 1908 die dritte Duma, deren Nachfolgerin, die bis vor kurzem noch vegetierende, tatsächlich machtlose vierte Duma, am 28. November 1912 ihre Sitzungen eröffnete. Was dazwischen liegt ist die Vorbereitung zu den Dingen, die wir seit 1914 erlebt haben.

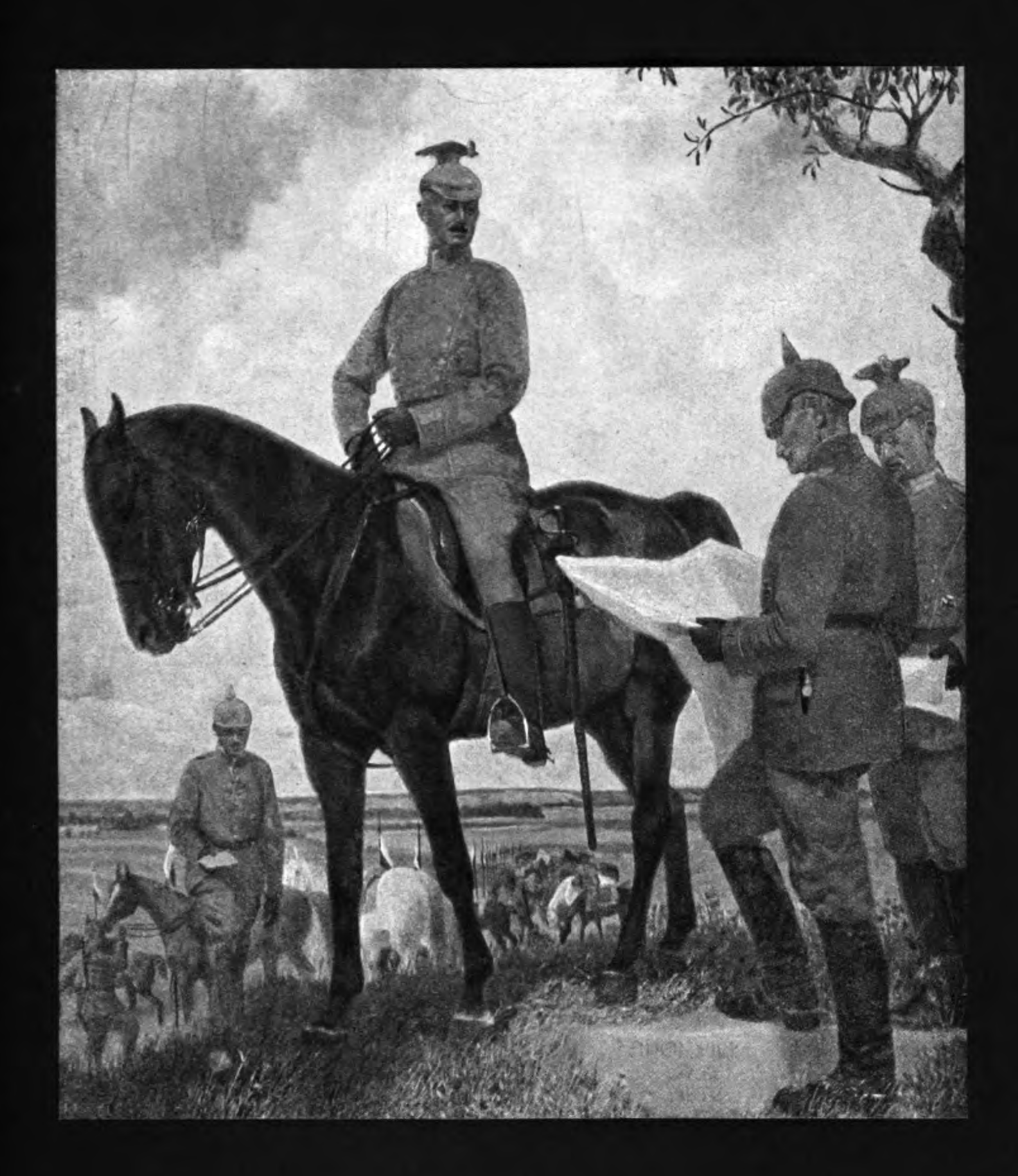
Suchen wir den politischen Inhalt der neun Jahre zwischen 1905 und 1914 zusammenzufassen, so sehen wir, daß die gewaltige revolutionäre Erhebung, mit der diese Periode anhebt, daran scheiterte, daß sie keinen anerkannten Mittelpunkt hatte, der die disparaten revolutionären Elemente zusammenzufassen und zusammenzuhalten imstande gewesen wäre; vorübergehend schien es der Fall zu sein, als ein Generalstreik im Oktober 1905 ausbrach und auf den roten Schrecken der Revolution der schwarze Schrecken einer Pöbelherrschaft folgte. Aber die Führer dieser Bewegung blieben anonym, und als Ende Dezember das Ssemenower Regiment die Emeute in Moskau niederwarf, wo sich eine provisorische Regierung organisiert hatte, brach auch der Versuch eines zweiten Generalstreiks zusammen. Die nach Abschluß des Friedens mit Japan am 17. Oktober 1905, aus Sibirien zurückströmenden Truppen, die sich ebenso zuchtlos erwiesen, wie die Truppen an unserer Front nach dem März 1917, wurden klugerweise von der Regierung, sobald sie den Ural überschritten, in ihre heimatlichen Dörfer entlassen und fanden bereits, daß die Regierung im Innern gesiegt hatte und der Moskauer Aufstand niedergeworfen war. Auch hat es weder ein organisiertes Vorgehen der Bauernschaft, noch eine zielbewußte Aktion der Fremdvölker gegeben. Finnland wurde durch Herstellung seiner Verfassung beruhigt, die Bauernrevolten in den Ostseeprovinzen durch das selbständige Vorgehen der baltischen Deutschen und durch das schließliche Eingreifen russischer Truppen niedergeworfen, der Versuch einer Erhebung Polens rechtzeitig erstickt, Meutereien einzelner Garnisonen und der Flotten im Baltischen und Schwarzen Meer überwunden und so die Einheit des Reiches und seine Stellung als Großmacht behauptet. Aber die Aktion einzelner Terroristen und terroristischer Organisationen dauerte fort, und in der ersten und zweiten Duma ist der Versuch gemacht worden, die zweifellos vorhandenen Kadres einer neuen antidynastischen Revolution wieder zu gemeinsamem Vorgehen zusammenzufassen. Von entscheidender Bedeutung aber war, daß Soldaten, Bauern und Arbeiter eine zeitweilig siegreiche Revolution erlebt hatten und daß die Erinnerung daran lebendig blieb. Das Ministerium Stolypins, das mit kräftiger Hand die Ordnung herzustellen versuchte, setzte hier ein, und vermochte durch eine großangelegte Agrarreform die Bauernschaft zeitweilig zu beruhigen. Stolypin hat auch die Wahlreform durchgesetzt, die die zahme dritte Duma aus der Wahlurne hervorgehen ließ. Diese neue Wahlordnung war so angelegt, daß sie die Fremdvölker in einer Minorität ließ, die ihnen jeden bestimmenden Einfluß nahm. Der Duma selbst aber wurde nicht mehr als ein beratendes Votum eingeräumt. Da Stolypin daneben durch strenge Maßregeln die aufgeregte Jugend, speziell an den Universitäten, niederhielt, das System der Russifizierungspolitik und ein Regiment bureaukratischen Zwanges konsequent fortsetzte, ist es begreiflich, daß die Zahl seiner Feinde stetig wuchs. Es sind mehrfach Attentate gegen ihn gerichtet worden. Einem derselben, an dem seine eigene geheime Polizei beteiligt war, ist er schließlich am 18. September 1911 in Kiew zum Opfer gefallen. Mit ihm aber schwindet die letzte Persönlichkeit, die imstande gewesen wäre, die gärende russische Welt in die Bahnen einer ruhigen Entwicklung zu leiten. Von seinen Nachfolgern ist keiner der ungeheuer schwierigen Aufgabe gewachsen gewesen, die er übernehmen mußte. Bis zum März 1914 lag das Ministerpräsidium in Händen Kokowzows, ihm folgte der alte Goremkin, der noch im Amte stand, als der 4. August 1914 den Weltkrieg zum Ausbruch brachte. In der Zeit zwischen 1912 und 1914 hat sich aber nicht nur der Weltkrieg, sondern auch die Revolution vorbereitet, denn Rußland hat den Krieg erzwungen, um einem neuen 1905 zu entgehen. Weder Kokowzow noch Goremkin hatten verhindern können, daß sich ein ungeheurer Umschwung, trotz des reaktionären Wahlgesetzes vom 5. Juni 1908, in der Haltung der Duma vollzog. Die dritte Duma war mit viermaligem Singen der Kaiserhymne begrüßt worden, als die vierte Duma eröffnet wurde, berichtete bereits ein Korrespondent des ‚Journal des Débats' aus Petersburg, ein hervorragender russischer Politiker habe ihm gesagt:

„Wir sind kein liberales Volk, wir sind ein sozialistisches Volk." Die Parteien, auch die Oktobristen, deren Programm monarchisch-konstitutionell war, gingen zur nationalistischen Organisation über, deren Führer in der vierten Duma der Professor Miljukow war. Im Hintergrunde aber standen und wühlten die revolutionären Kräfte, die in der Duma nicht vertreten waren. An den Balkanwirren erhitzte sich die nationale Phantasie, und schon im April 1913 schrieb mir ein patriotischer, noch monarchisch gesinnter Russe über die immer weiter um sich greifende Deutschenfeindschaft: „Die Proletarier und Anhänger des Umsturzes auf anarchistischer Grundlage suchen jetzt alle Kräfte, die ihnen zur Verwirklichung ihrer utopischen Ziele brauchbar erscheinen, heranzuziehen. Niemand wünscht bei uns so sehnlich einen kriegerischen Zusammenstoß mit Deutschland, als die sozialrevolutionären und die anarchistisch gesinnten Kreise. Die Anhänger der slawophilen Richtung und die überzeugten Feinde Deutschlands wünschen den Krieg, weil sie alles Ernstes glauben, daß nur ein glänzender Sieg über Deutschland alles über Rußland eingetretene Ungemach wie mit einem Zauberschlage beseitigen werde. Auch träumen sie von Milliarden kontributionen, bei deren Verteilung unter die einzelnen Verwaltungszweige auch ihnen ein Anteil nicht entgehen werde... Ganz anders kalkulieren und hoffen die revolutionären Organisationen. Ihnen dient der Krieg zum Signal sich bereitzuhalten. Mit verhaltenem Atem werden sie die vom Kriegsschauplatze einlaufenden Nachrichten verfolgen. Nach der ersten authentischen Bestätigung einer Niederlage bricht der Sturm mit Gewalt los. Unsere bodenlos feige, in sybaritischem Wohlleben physisch und moralisch degenerierte höhere Gesellschaft mit den verbuhlten Weibern an der Spitze, wird kopfüber die Flucht ergreifen, ihnen wird der Allerhöchste Hof, wo es von charakterlosen, Generalsuniform tragenden, sporenklirrenden und neurasthenischen Weibern wimmelt, nachfolgen, und bald wird Europa in Kenntnis gesetzt werden, daß in Rußland eine sozialdemokratische Republik mit Herrn Jessen, Miljukow, Nabokow an Stelle der Monarchie getreten ist. In der Phantasie unserer radikal-anarchistischen Sippe treibt auch noch eine andere Version ihren unheimlichen Spuk. Man rechnet auch mit einem eventuellen Sieg des mit Frankreich und England verbündeten Rußland über den verhaßten deutschen Feind, dann werde die Monarchie in Deutschland zusammenbrechen und einer Förderation von Republiken Platz machen. Der deutschen Katastrophe werde die Österreichs, Italiens, Spaniens und der Balkanstaaten folgen, und mit dem dann allein übriggebliebenen monarchischen Rußland hofft man danach leicht fertig zu werden."

Diese während der akuten Krisis, die uns das Frühjahr 1913 brachte, geschriebenen Zeilen tragen, wenn wir von dem Schlußsatz über die Zertrümmerung Deutschlands absehen, einen geradezu prophetischen Charakter, den das Jahr 1917 voll verwirklichte. Wir finden hier den Schlüssel für das Verhalten der oberen wie der unteren Schichten des russischen Volkes beim Ausbruch des Krieges. Die Angst vor dem drohenden Ausbruch einer Revolution, deren Vorbereitungen die russische Polizei bis in das Detail kannte, ohne doch ihrer Herr werden zu können, ließen den Krieg, für den man seit Jahren gerüstet hatte und für den man sich diplomatisch gesichert wußte, als den rettenden Ausweg aus einer politisch unhaltbar gewordenen Lage erscheinen. Wie dann der Bruch herbeigeführt ward, welches der Verlauf des Krieges für Rußland war und welches der bunte Verlauf dieser blutigen Revolution, das zu erzählen, liegt mir fern. Wohl aber dürfte es von Interesse sein die Frage zu beleuchten, wie sich die außerordentlichen Erfolge der Männer erklären lassen, die jetzt an der Spitze Rußlands stehen und deren Namen vor wenigen Monaten nur den wenigen bekannt waren, die mit der Geschichte der russischen Emigranten näher vertraut waren: Uljanow-Lenin und Braunstein-Trotzki. Ich beabsichtige nicht, psychologische Biographien beider Männer zu geben. Ihre Bedeutung liegt viel weniger in ihren persönlichen Eigenschaften, als darin, daß sie energisch und konsequent die Gedanken eines Dritten in die russische Wirklichkeit führten, die Gedanken des geistigen Vaters der russischen Revolution in ihrer heutigen Gestalt, des Grafen Leo Tolstoi.

Graf Leo Tolstoi ist wohl der einzige russische Schriftsteller, den das gesamte Volk kennt und liebt und der durch seinen anarchischen Mystizismus sowohl in die Gedankenwelt der oberen Schichten der Gesellschaft wie in die unteren Massen des Volkes eingedrungen ist. Alle Schlagworte, mit denen Lenin und Trotzki arbeiten, sind von ihm ausgegangen; er hat zwanzig Jahre seines Lebens daran gesetzt sie zu predigen, mit all dem bewunderungswürdigen Formtalent und lange Zeit — wenn auch nicht bis zuletzt — mit der subjektiven Wahrhaftigkeit, der er die werbende Kraft seiner ethischen, religiösen und politischen Theorien zu danken hat.

Seine Tätigkeit als politischer Agitator begann in den Hungerjahren 1891 und 1892 und hat bis zu seinem Tode, als er 82jährig am 20. November 1910 starb, an sich selbst und an der Zukunft verzweifelnd, gewährt. Er trat zunächst als Philanthrop auf, aber schon 1894 hat er in seiner Schrift ‚Über die Christenverfolgung in Rußland', die er veröffentlichte, um gegen die Zwangsmaßregeln zu protestieren, durch welche die russische Regierung bemüht war, die den Militärdienst ablehnende Sekte der Duchoborzen zum Gehorsam zu zwingen, die Gedanken entwickelt, die den eigentlichen Kern



Reiterbildnis
(im Hintergrunde die Combreshöhe)
Gemälde von Herbert Arnold



seiner Weltanschauung bilden: die Lehre, daß man sich dem Bösen nicht durch Gewalt, sondern durch passiven Widerstand entgegensetzen solle, wobei er in konsequenter Ausführung seines Grundgedankens sich außerhalb der Realität, nicht nur der russischen, sondern überhaupt der menschlichen Verhältnisse und prinzipiell des Staatsgedankens stellt und in folgerichtiger Durchführung seiner Weltanschauung schließlich auch alle Kultur als böse und unchristlich negiert. Der Heilige Synod hat ihn darauf am 9. März 1901 exkommuniziert und damit nicht nur in den Kreisen der Gebildeten, die in ihm den begabtesten aller russischen Erzähler verehrten, sondern auch in den breiten Massen des Volkes tiefste Entrüstung hervorgerufen. Ihn persönlich anzutasten, wagte man jedoch nicht. Er lebte nach wie vor auf seinem Gute Jasnaja Poljana und suchte durch Anlegen bäuerlicher Tracht und durch Verrichtung bäuerlicher Arbeit seinen Standesgenossen und zugleich allem Volke zu zeigen, wie er sich das Ideal der Lebensführung eines rechten Russen und wahren Christen vorstelle. Schon damals war ihm der Gedanke gereift, daß im Agrarkommunismus das Allheilmittel für Rußland zu finden sei, und so sicher fühlte er sich trotz allem in seiner Stellung, daß er am 10. Januar 1902 einen Brief an Alexander III. schrieb, der in den Vorschlag auslief, allen Privatbesitz an Grund und Boden aufzuheben und alles Land für Gesamteigentum zu erklären. Als dieser Brief im März 1905 in der Zeitschrift ‚Oswoboshdenije' veröffentlicht wurde, bemerkte ich dazu, daß, wenn ein solcher Gedanke in die Masse des Volkes eindringe, es einen Bauernkrieg geben werde, wie die Welt noch keinen gesehen habe. Jetzt ist dieser Krieg bereits entbrannt, seit Lenin und Trotzki dekretierten, daß der von Alexander III. abgewiesene Gedanke nunmehr Wirklichkeit werden solle.

Während des japanischen Krieges forderte Tolstoi die russischen Offiziere direkt zur Fahnenflucht auf: „Tretet vor die Front eurer Abteilung, legt die Abzeichen eures Offiziersstandes nieder, verneigt euch bis zur Erde vor den Soldaten und bittet sie um Verzeihung für all das Unheil, das ihr ihnen durch euren Betrug angetan habt." Es war seine Antwort auf einen Soldatenkatechismus des damals höchst populären Generals Dragomirow, der die Soldaten aufforderte, den Feind, wenn nicht anders, mit ihren Zähnen niederzuringen, und der in allen russischen Kasernen angeschlagen war.

Die Entwicklung der Welt — so fährt Tolstoi fort — habe dahin geführt, daß der Kampf mit auswärtigen Feinden das unwahrscheinlichste wäre, jetzt sei der Gegner der Armee, was man die inneren Feinde nenne. Auch jeder Krieg mit anderen Nationen trage den Charakter eines Bürgerkrieges. In Wirklichkeit würden die Truppen nur noch gegen unbewaffnete Fabrikarbeiter oder Bauern verwendet, womit auch die militärische Disziplin alle Berechtigung verloren habe. Der Militärdienst sei eine Erziehung zum Morden, und das schrecklichste aller Verbrechen. Der Schluß bringt einen Appell an das Gewissen der Offiziere: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt."

In dem Gespräch mit einem englischen Journalisten formuliert Tolstoi seine Stellung und die des russischen Volkes zum Gesetz folgendermaßen: „Was sollen wir mit den europäischen Garantien für Beachtung der Gesetze machen? Ich beantworte die Frage mit der Erklärung, daß für die Masse des russischen Volkes das Gesetz gar nicht existiert. Es unterwirft sich dem Gesetz, aber es läßt sich von ihm nicht leiten. Nicht die Unterwerfung unter das Gesetz, sondern dessen völlige Mißachtung hat unser Volk zu einem guten, friedlichen und langmütigen gemacht. Und eben diese Mißachtung macht unsere Beamten zu den größten Schurken der Welt. Die Volksmassen, die jede äußerliche Beschränkung verachten, lassen sich von ihrem Gewissen leiten. Die gebildeten Beamten aber haben sich, indem sie bei der nationalen Mißachtung des Gesetzes bleiben, gleichzeitig vom Gewissen befreit."

Mir fällt dabei ein Ausspruch Gorkis aus einer seiner Novellen ein: „Das Gewissen ist eine Kraft, welche nur die Schwachen bändigt."

In Tolstois 1907 erschienener Schrift über die Bedeutung der russischen Revolution finden sich folgende Betrachtungen: Alle Gesetze, deren Beobachtung erzwungen ist, sind nichts anderes als Verworfenheit. Um solchen Übeln zu entgehen, gibt es für das russische Volk nur eine Rettung: „Es soll weder seiner Regierung gehorchen, die an der unglücklichen Gegenwart die Schuld trägt, noch auch sich nach dem Vorbilde abendländischer Nationen organisieren und eine Volksvertretung schaffen, die noch viel gewaltsamer ist, als ein Monarch. Wenn die russischen Bauern aufhören, allen obrigkeitlichen Personen und jeder gewaltsamen Regierung zu gehorchen, so werden von selbst die Abgaben, das Militär, die Bedrückungen der Tschinovniks, das Grundeigentum mit dem damit verbundenen Elend aufhören. All dieses Unheil würde aufhören, wenn niemand da sein werde, es aufrechtzuerhalten."

Die eigentlich christliche Lehre verlange, daß alle Menschen Bauern werden. Kirche, Wissenschaft, Macht, Staat und Zivilisation seien nichts als ungeheuerliche Verirrungen: die Kirche, weil sie eine Versammlung von Irrgläubigen und nicht von Wahrhaftgläubigen sei; die Wissenschaft, weil sie nicht das wahre Wissen, sondern zufällige Betrachtungen müßiger Köpfe biete; das Recht, weil es eine Sammlung ungerechter Gesetze sei; die Zivilisation, weil sie die lügnerischen und schädlichen, durch Gewalt aufgedrängten Anschauungen der abendländischen Nationen verkörpere. Alle Zivilisation sei Trug, von

dem die Rückkehr zum Ackerbau befreie, der weder Kunst, noch Maschinen, noch Industrie brauche, die nur den Reichen zum Ergötzen dienen, sondern sich darauf beschränken werde, zu schaffen, was dem Ackerbau nützlich ist, ohne ihn von dem Boden loszureißen und ohne seine Freiheit zu mindern." Die Obrigkeit verlangt vom Menschen, daß er die Gebote Gottes verletze, das ist Sünde. Wer sich von Sünde freihalten wolle, versage ihr daher den Gehorsam (88 Seiten, Moskau, Verlag Posrednik, 15 Kop.).

Über die Nationalitätenfrage in Rußland entwickelt Tolstoi folgende Theorie in der Pariser Revue bleue: Er wirft die Frage auf, ob nicht Rußland zerfallen werde, wenn die Bauern seinem Rate folgen und weder Abgaben zahlen, noch Soldaten stellen und sich überhaupt allen Forderungen des Staates entziehen. Die Antwort lautet: „Meiner Ansicht nach ist diese große Sammlung von Völkern, die man Rußland nennt, für die Bauern und Arbeiter nicht nur nicht notwendig, sondern ihren Interessen direkt schädlich und die Hauptquelle ihres Unglücks. Wenn man euch durch Abgaben bedrückt, wenn man euch für ungeheure Anleihen zahlen läßt, wenn man euch eure Söhne nimmt, um sie gegen Leute kämpfen zu lassen, die euch nichts angehen, so geschieht das alles nur, weil man Polen, den Kaukasus, Finnland, Turkestan, die Mandschurei und andere Völker unter einer Obrigkeit zusammenhalten will. Rußland, das ihr durch euren Gehorsam aufrechterhaltet, ist nicht nur ein großes Übel, sondern dazu noch eine große Sünde. Denn um Rußland zu erhalten, muß man die Kaukasier, Litauer, Armenier und Tataren zwingen zu leben, wie die Regierung will und nicht wie sie selbst wollen."

Ich weiß nicht, ob Tolstoi die Theorien Bakunins und jenes ‚Gesetz Gottes' der ukrainischen Patrioten von 1846 gekannt hat. Unwahrscheinlich ist es keineswegs, da der Wortlaut schon 1906 aus den Akten der russischen Geheimpolizei veröffentlicht worden ist, aber gewiß war es nicht die Quelle seiner Weltanschauung. Es sind tief in der russischen Volksseele ruhende Strömungen, die durch ein halbes Jahrhundert voneinander getrennt den gleichen sozialen, religiösen und politischen Idealen nachgehen. Das Eigentum der russischen Intelligenz sind sie nicht. In ihr ist der russische Macht- und Eroberungsgedanke lebendig geblieben, der großrussischen, nicht ukrainischen Ursprungs ist, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß schließlich die Vertreter dieser großrussischen brutalen Ideale, bei denen der Haß gegen den deutschen Nachbar im Fundament ihrer Anschauungen liegt, im Chaos der Bürgerkriege, die sich wahrscheinlich noch lange fortsetzen werden, als Sieger hervorgehen werden. Sie werden die Bundesgenossen jedes Feindes sein, der uns ersteht, und im Hinblick auf diese unvermeidliche Zukunft ist nichts wichtiger, als daß Deutschland die sich ihm heute noch bietende Gelegenheit rücksichtslos ausnützt und seine Grenzen im Osten durch eine feste und kühne Politik erweitert und sichert. Ich wage nicht zu behaupten, daß wir bei den Friedensverhandlungen, die im Gange waren, den richtigen Weg eingeschlagen haben, um dieses Ziel zu erreichen.

In einer Hinsicht ist es ohne Zweifel der Fall gewesen. Wir haben den sich je länger je mehr zuspitzenden Gegensatz zwischen den Petersburger Volkskommissaren und der ukrainischen Rada nicht ungenutzt gelassen, und während die Verhandlungen mit den Herren Trotzki, Joffe, Kamenew und Radek durch die Schuld dieser Herren den Charakter einer Verschleppungspolitik annahmen, uns mit den Vertretern der Ukraine verständigt. Der Friedensschluß, der auf diesem Wege zustande gekommen ist, läßt sich mit Recht als ehrenvoll und vorteilhaft für den Vierverband wie für die Ukraine bezeichnen. Das südwestliche und südliche Rußland ist aus der Reihe unserer Feinde ausgeschieden und es sind wirtschaftliche Beziehungen vereinbart worden, die hüben und drüben schwerempfundene Notstände beseitigen werden. Unter dem Eindruck dieser Tatsache hat dann Herr Trotzki die Demobilisierung der gesamten großrussischen Front einseitig proklamiert, was keineswegs einem Friedensschluß gleichkam und uns völlig freie Hand gab. Es war ein Irrtum, wenn gefolgert ward, daß wir nunmehr gebunden seien noch das Ablaufen des Termins einzuhalten, der für den Waffenstillstand und dessen Kündigung ursprünglich ausbedungen wurde. Herr Trotzki hatte durch sein einseitiges Vorgehen alle früheren Vereinbarungen aufgehoben, und seine Agitation, die auf Erregung einer Revolution in Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtet ist, bedeutete an sich einen Bruch des Waffenstillstandes. Das von den Petersburger Maximalisten fortgesetzte Wüten gegen alles, was in den Grenzmarken des ehemaligen Kaiserreichs Rußland sich nicht ihrer Fahne angeschlossen hat, ist ein Hohn gegen jenes Programm vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, durch welches Lenin und Trotzki die Welt zu täuschen suchten. Sie sind nicht Staatsmänner, sondern Männer, die bewußt die verbrecherischen Instinkte der Massen ausspielen, um ihre Zwecke zu erreichen. Diese Instinkte, deren Existenz Graf Leo Tolstoi ignoriert, sind für sie Realitäten, mit denen sie arbeiten, um Tolstoische Gedanken ins Leben zu führen. Den Staat ohne Wissenschaft und Kultur, ohne Eigentumsrechte und ohne Regierung, haben sie mit den Mitteln einer unerhörten Tyrannei tatsächlich in Rußland begründet. Daß er sich behauptet, ist ausgeschlossen, was ihn ablösen wird, ist das Rätsel der russischen Zukunft. (Geschrieben Mitte Februar.)



Der Vater des „Berliner Humors“

Von Karl Strecker

Im ‚Kleinen Theater‘ der Reichshauptstadt kann man jetzt allabendlich „Nante, vier Bilder aus dem alten Berlin nach Adolf Glaßbrenner“ sehen. Aber Herr Publikus, der sich hier durch die zungengelenkige Schnoddrigkeit des Eckenstehers Nante, die beschränkte Behäbigkeit des Rentners Buffey und seinen pfiffigen Sohn ‚Willem‘ das Zwerchfell erschüttern läßt, irrt sehr, wenn er in diesen Bildern den echten, rechten Glaßbrenner, den ‚Vater des Berliner Humors‘, vor sich zu haben glaubt.

... Es ist das Schicksal so manches Satirikers, namentlich in politischem Bezirk, daß er im Laufe der Zeit mehr und mehr von seiner einstigen ‚Bösartigkeit‘ verliert — im selben Maße, wie die mit ihm lebendig gewesenen Zeitfragen und Angriffsziele einem späteren Geschlechte fremd oder gleichgültig werden. So mancher, der seiner Zeit grimmig die Zähne zeigte und mit lautem Klatschen seine Spottgeißel schwang, ist der Nachwelt nicht viel mehr als ein harmloser Spaßmacher, dem man bestenfalls noch Scherz, Satire, Ironie, aber kaum tiefere Bedeutung zuerkennt. Das auffallendste Beispiel hierfür bietet der schärfste und genialste Satiriker aller Zeiten, Jonathan Swift. Es ist eine kulturgeschichtliche Satire auf die Satire, daß sein boshaftestes Hauptwerk Gullivers Reisen im Lauf der Jahre zu einem Kinderbuch geworden ist, das die Kleinen aller Länder noch vor Robinson Crusoe auf dem Weihnachtstisch vorfinden. Es ist, wie wenn Kinder am Strande mit einer angespülten Mine spielen; freilich sind die Zünder von einer vorsichtigen Zensur entfernt worden, nicht vor 1905 hat man es in England gewagt, Swifts feuergefährlichen Text zum erstenmal nach dem Wortlaut zu drucken.

Weniger die Zensur als die Zeit, die ja freilich die unerbittlichste Zensorin ist, hat unserem deutschen Ableger von Jonathan Swift — wie alle Ableger ist er etwas kleiner als der alte Trieb — **Adolf Glaßbrenner** die politischen Stacheln abgestumpft. Seine bedeutendste Dichtung, den „Neuen Reineke Fuchs“, der sichtlich in Swifts Spuren wandelt, kennen heute nur wenige, und auch in seinem verbreitetsten Werk: „Berlin wie es ist — und trinkt“ werden weniger die oft sehr schneidenden politischen Seitenhiebe, die ohne wesentliche Pausen durch die Luft pfeifen, beachtet, als die gemütlich-behaglichen Bilder aus dem Berliner Alltagsleben, die Glaßbrenner mit meisterhafter Beobachtungsgabe zu zeichnen wußte.

Und ohne Frage liegt hier die literaturgeschichtliche Bedeutung Glaßbrenners. Was Fritz Reuter für Mecklenburg, Klaus Groth für Holstein, Mark Twain für Amerika, das ist Adolf Glaßbrenner für Berlin, er hat der besonderen Eigenart des Berliner Humors in der Weltliteratur Sitz und Stimme verschafft. Allerdings ist es meistens nicht der eigentliche Humor in Reinkultur, wie wir ihn bei Cervantes, Dickens, Reuter, Raabe und Gottfried Keller finden, er ist zu stark mit Satire verschmolzen, um diesem eigentlichen Urproblem des Humors, wie es die genannten Dichter mehr oder weniger verkörpern, ganz nahe zu kommen. Denn Humor und Satire haben wenig miteinander gemein; im Grunde sind sie Gegenfüßler. Während der Humor weltliebend, weltzufrieden und fröhlich auf die Unzulänglichkeiten des Lebens schaut, versöhnlich gestimmt durch den erhabenen Anblick auf das Weltganze und seine Vernunft, lächelnd das Große im Kleinen und das Kleine im Großen erkennt — hat die Satire eine verächtliche, boshafte Miene, mit richtendem Ernst oder verbittertem Spott geißelt sie das Unvollkommene und Verkehrte, sie ist keineswegs versöhnlich gestimmt. Bestenfalls ‚macht sie sich lustig‘, will aber den Gegenstand ihres Witzes durchaus nicht lustig sehen, sondern ihm eins versetzen, daß er es fühlt. Glaßbrenner hatte für diese seine Satiren den Decknamen **Brennglas** gewählt, das ist im besten Sinne geistreich: bei einer geschickten Umstellung seines Namens weist dies Pseudonym zugleich auf die charakteristische Art des Glaßbrennerschen Witzes hin. Die Sammellinse des Brennglases vereinigt so viele Strahlen auf einem Punkt, daß er zunächst ungewöhnlich hell belichtet erscheint, dann aber beginnt die Stelle zu brennen ... So beleuchtet das ‚Brennglas‘ die eigentlich kaustische Art des Glaßbrennerschen Witzes; unter κ“ υσις versteht der Grieche nicht nur das Anbrennen, sondern im Plural auch das chirurgische Brennen, das Ausbrennen von Leibesschäden. Und es ist keine Frage, daß es dem ganz berlinischen Berliner Adolf Glaßbrenner auf diese kaustischen Wirkungen seiner Schriften vor allem ankam, er war mehr ein Kämpfer als ein Spaßmacher.

Ein berlinischer Berliner — es gibt auch nichtberlinische, und gerade unter den Schriftstellern der Reichshauptstadt bilden sie die

Mehrzahl — ist Glaßbrenner wie kein zweiter. Er ist dort geboren (1810), er ist dort gestorben (1876) und von den Jahren, die zwischen seinem ersten und seinem letzten Schmerz liegen, hat er nur den vierten Teil anderswo — in Neustrelitz und Hamburg — zugebracht, ohne auch während dieser Zeit seine Beziehungen, besonders seine literarischen, zur geliebten Vaterstadt ganz abzubrechen. In der Leipziger Straße, in einem Hause, das damals die Bezeichnung „zum fliegenden Roß" führte, also gleichsam an der Krippe des Pegasus, erblickte er das Licht; die Mutter war eine echte Berlinerin,



Berliner Schnapsläden. Titelkupfer zum gleichnamigen 8. Heft von „Berlin wie es ist und — trinkt"

der Vater ein geborener Schwabe, Besitzer einer Schmuckfederfabrik. Auch hierin könnte man eine scherzhafte Anspielung des Schicksals erblicken, wenige Schriftsteller haben ihren Kollegen in der Mit- und Nachwelt so viele Gelegenheit geboten — und durchaus erfolgreich — sich mit fremden Federn zu schmücken, eben den Glaßbrennerschen Federn. Jahrzehntelang haben seine Berliner Typen und deren Ableger in Zeitungen, Witzblättern und nicht zum wenigsten auf der Bühne, das Wort ihres geistigen Vaters geführt; so hat der Verfasser von „Robert und Bertram" das ganze Gerichtsverhör Nantes liebevoll nachempfunden und bis auf den heutigen Tag kann man in ständigen Spaltecken einiger altberlinischer Zeitungen Nachkommen des Rentiers Buffey hinter dem Weißbierglase über Zeitereignisse ‚eine Lippe riskieren' hören.

Schon in früher Kindheit hat Adolf Glaßbrenner als kleiner Witzbold sich unter seinen Spielgenossen Geltung verschafft, und eine starke schauspielerische Begabung verführte ihn, öfter als den Eltern und ehrbaren Tanten lieb war, zur Nachahmung von Angehörigen und Bekannten des Hauses in ihren Eigentümlichkeiten. Auch eine bemerkenswerte Rednergabe wird dem pausbäckigen Blondkopf aus dem ‚Fliegenden Roß' nachgerühmt, sie war es wohl, die ihn zu dem Wunsch — Pastor zu werden veranlaßte, einem Wunsch, der nur durch zeitweilige Schwindsuchtserscheinungen des väterlichen Geldbeutels vereitelt wurde. Auf dem Friedrichwerderschen Gymnasium, das Adolf besuchte, schloß er früh Freundschaft mit dem nur ein Jahr jüngeren Karl Gutzkow, sie hat ihr Leben lang durchgehalten; beide fühlten sich ja früh zum Tagesschrifttum und zur regen Teilnahme an den politischen Vorgängen hingezogen, beide sind auch in ungefähr gleichem Alter gestorben. Gutzkow erzählt in seinen „Erinnerungen aus der Knabenzeit" manches gemeinsame Erlebnis mit Glaßbrenner, so von ihrer nabeltiefen Badegelegenheit im Weichbild der Panke.

Auch kleine literarische Neigungen führte die beiden Schulkameraden zusammen, Scherzreime und Stachelverse auf unbeliebte Mitschüler oder Lehrer entstanden zu gemeinsamem Ergötzen und nährten den Hang zur Satire, der ja auch bei Gutzkow früh literarisch sich betätigte (seine „Briefe eines Narren an eine Närrin" schrieb er mit 21 Jahren). Leider konnte aber Glaßbrenner aus den angeführten Gründen seinen lebhaften Wunsch die Universität zu beziehen nicht ausführen. Er wurde Kaufmann, arbeitete jedoch in seinen Mußestunden mit eisernem Fleiß an seiner wissenschaftlichen Ausbildung, so daß er, als die Verhältnisse sich besserten, die Universität beziehen konnte. Inzwischen aber hatte er schon mit Zeitungen und Zeitschriften Fühlung gesucht, einzelne kleine Beiträge in Versen und Prosa, die er unter anderem in dem von Saphir herausgegebenen ‚Berliner Courier' veröffentlichte, fanden Beifall und ermunterten Adolf schon mit 22 Jahren sich ein eigenes Organ zu gründen, das Sonntagsblatt „Don Quixote". Das Neue, das Glaßbrenner hiermit schuf und während seiner ganzen Tätigkeit als Schriftsteller getreulich weiter entwickelte, war, wie schon oben angedeutet, die Einführung des Berliner Volkswitzes in die Politik und Literatur. Dieser Berliner Volkswitz war bisher

nur eine Kellerpflanze oder bestenfalls ein Gassenjunge gewesen. Glaßbrenner stutzte ihn soweit zurecht, daß er sich auch in besserer Gesellschaft sehen lassen konnte, er stärkte sein Selbstgefühl, indem er ihm klarmachte, daß er das eigentliche ‚Genie des Berlinertums‘ sei. Da nun der Berliner Witz nicht auf den Kopf gefallen ist, erkannte er das Richtige und Zeitgemäße in Glaßbrenners Mahnung und — wie Fedor Wehl einmal in einer Studie über Glaßbrenner treffend sagt —: „Er fing von da an, sich in alles zu mischen, was in Berlin vorging. Er setzte sich mit den Stammgästen der Kneipe zu der ‚kühlen Blonden‘, schlich sich ins Theater ein, kroch dem Prediger in den Ärmel seines Talars, dem Staatsrat ins Portefeuille, dem Schriftsteller in die Feder, dem jungen Mädchen in die Wangengrübchen, ja, es gab eine Zeit, in der er sogar courfähig war und verstohlen unten an den Stufen des Thrones hockte.“

Leider war in der damaligen politischen Stickluft ein so frisches, übermütiges Geschöpf wie dieser „Don Quixote“ unmöglich, es wurde schon 1833 wegen seines politischen Freimuts verboten. Aber, wie Glaßbrenner in seinem „Märchen vom Geist“ sehr hübsch entwickelt: der Geist läßt sich nicht fangen und nicht bütteln: „Gott der Herr wird nun und nie Seinen Geist aufgeben.“ Suchen ihn die Büttel auf der Straße oder in den Häusern zu fangen, ist er selbst in Kellern und auf Dächern nicht seines Lebens sicher, ei, so —:

„Geist schlüpft in ein kleines Buch,
Deckt sich zu mit Lettern;
Sicher ist er da genug,
Wie sie spähn und blättern.“

Dies ‚kleine Buch‘, in das sich der Glaßbrennersche Spöttergeist vor seinen Häschern flüchtete, erschien 1832 unter dem bald berühmt gewordenen Namen „Berlin, wie es ist — und trinkt“. Es fand mit seinem schlagfertigen Witz, seinen unerschöpflichen Einfällen in der Sprache der Berliner Droschkenkutscher und Hökerweiber weit über die Grenzen Berlins und Brandenburgs hinaus eine Aufnahme, die für damalige Zeit beispiellos ist. Durch den Erfolg ermuntert, ließ Glaßbrenner Heftchen auf Heftchen folgen. Bald war sein Eckensteher Nante eine so weltbekannte komische Figur geworden, wie später Reuters Inspektor Bräsig. Und doch war gerade diese Gestalt nicht ganz Glaßbrenners Eigentum. Nante hatte viele Väter. Aus Holteis „Trauerspiel in Berlin“ und aus einer Wiener Lokalposse: „Staberls Reiseabenteuer“ hatte der bekannte Komiker Beckmann sich einen Nante für das Königstädtische Theater zurechtgezimmert; im Märkischen Museum kann man ihn — in einer Statuette in Eisenguß, wie auch in der hier wiedergegebenen Lithographie von J. Schoppe — in dieser Maske sehen. Aber es ist keine Frage, daß Glaßbrenner, der Unerschöpfliche, dieser Gestalt sehr viel von Eigenem gegeben hat. Ja, in der Gestalt des Nante und in denen der Berliner Hökerweiber macht der Glaßbrennersche Humor — hier ein wirklicher, volkstümlicher Humor, der hoch über der reinen Satire steht — seine ausgelassensten Sprünge. Ich lasse eine der lustigsten Szenen, Nantes Verhör, das auch in der erwähnten Darstellung des Kleinen Theaters weidlich ausgebeutet ist, hier als Kostprobe folgen:



Beckmann als „Eckensteher Nante“
Farbige Lithographie nach einer Zeichnung von Julius Schoppe (Im Märkischen Museum zu Berlin)

Szene: Zimmer des Aktuarius. Der Aktuarius sitzt an einem Tische und schreibt. Nante steht vor ihm, er will seinen Schnapswirt verklagen.

Aktuarius: Wie nennt Er sich?

Nante: Du!

Aktuarius: Was soll das?

Nante: Na ja! Du nenn' ick mir. Ick wer' doch nich zu mir hörensemal sagen!

Aktuarius: Wie Er heißt, will ich wissen.

Nante: Ach so, wie er heißt? Ja! Karnaljenvogel heißt er.

Aktuarius: Was? Mach' Er keine Späße hier.

Nante: I Jott bewahre, wo werd' ich mir denn so was als Untertan unterstehen. Er heißt Karnaljenvogel, der Wirt von dem Schnapsladen, den ick hier anhängig machen will. Er drägt nämlich immer eine selbe Jacke un eine schwarze Kappe uf den Kopp, von derowejen nennen wir ihn Karnaljenvogel. Natürlich, er pfeift ooch zuweilen eenen oder mehrere.

Aktuarius: Ich frage ja aber, wie Er heißt (deutet auf ihn).

Nante: Ach so, wie ick heiße! Aha! Ick glaubte, Sie meinten ihm, weil Sie Er sagten; entschuldigen Sie!... Meine Kameraden nennen mir: Nante, der jebildete Lulei.

Aktuarius: Geboren?

Nante: Ja, jeboren bin ick. Je suis!...

Aktuarius: Ich frage: wo Er geboren ist?

Nante: Ach so so, wo? In de Roßstraße, aber als

Mensch. Seitdem ick verheirat't bin, wohn' ick in de Krenzjasse.

Aktuarius: Alt?

Nante: Na, das jeht noch, wie Sie sehen. Een paar jraue Häärekens un en bißken Mondschein hab' ich freilich schon, indessen, es is noch das erste Viertel.

Aktuarius: Wie alt ist Er?

Nante: Ach in dieser Hinsicht, wie? Ja — Sie wissen woll, das sagt ma nich jerne. Besonders meine Frau, die braucht immer 'ne Menge Jahre, ehe se eens älter wird. Achtunddreißig, Herr Justiz; ick bin jrade mit's Jahrhundert uf die Welt jekommen; ick und das Jahrhundert, wir sind Zwillinge. Morjen is mein Jeburtstag, wenn Sie mir vielleicht wat schenken wollen, da wer ick Siebenunddreißig.

Aktuarius: Dummkopf! Wenn Er achtunddreißig ist, muß Er doch neununddreißig werden!

Nante: Ja, eegentlich is es so in de Ordnung, Herr Justiz, aber ick will Ihn'n sagen: ma wird zu alt bei die jewöhnliche Art Rechnung nach Adam Riesen. Ick zähle jetzt wieder zurück, damit mir die Haare nicht so ausfallen.

Aktuarius: Religion?

Nante: Ja, versteht sich! Wo wer' ick denn keene Relion haben! In Preußen!... Wenn't uf meinen Vorteil ankommt, bin ick en Jude, aber jedooft evangelsch.

Aktuarius: Was war Er, bevor Er Eckensteher wurde?

Nante: Mensch! Immer un ewig Mensch. Wenn Sie übrigens meine Lebensbierjeojraphie wissen wollen, die können Sie auch jenießen. Kurz drauf, nachdem ick Mensch jeworden war — (er zieht die Schnapsflasche heraus) entschuld'jen Sie! mir durschtert, des viele Reden, jreift meine unjewohnte Kehle an — kurz darauf also, nachdem ick Mensch jeworden war, un natürlich, die erste elterliche Keile des Lebens überstanden hatte, schickte mir mein Vater, uf französisch: mon pere, in die Schule. Hierin lernte ich nischt — und wurde mit einer Zensur und viel Keile baldigst entlassen. Das war jut, was nun? Nun starb mein Vater und meine Mutter jung ins Ausland, vielleicht nach Schöneberg, indessen unjewiß. Das war auch jut, was aber nun? Nun überließ ick mir selber und studierte Straße, zettadier: ick wurde Straßenjunge — usw. usw.

Diese Verhörszenen sind eine besondere Liebhaberei Glaßbrenners, sie kommen ähnlich wiederholt in seinen Schriften vor und immer sind sie besonders gelungen.

Glaßbrenner hatte in den Gesprächen dieser Berliner Volkstypen nun eine Form gefunden, in der er auch seine politischen Gedanken äußern konnte, ohne daß die Zensur ihn deswegen fassen konnte oder wollte; der Scherz hat ja selbst bei einer so grimmigen Behörde einen Freibrief. Gerade der Mut, seine Überzeugung unbeirrt und selbst unter mancher Mißhelligkeit, die ihm daraus erwuchs — er wurde 1850 aus Mecklenburg ausgewiesen und lebte bis zu seiner Rückkehr nach Berlin in Hamburg — auszusprechen, macht Glaßbrenner auch als Mensch zu einer so liebenswerten Persönlichkeit.

Ich habe hier weder den Raum noch die Absicht, ein ausführliches Bild vom Leben und Schaffen Adolf Glaßbrenners zu geben. Wer sich darüber näher unterrichten will, kann in einer kleinen Skizze von Richard Schmidt-Cabanis und vor allem in der umfassenden Monographie von Dr. R. Rodenhauser seinen Wissensdurst stillen. Am besten aber wird er tun, wenn er des großen Berliner Humoristen Schriften liest. Sie sagen mehr als alles, was sich über sie sagen läßt. Das dichterisch wertvollste Werk Glaßbrenners ist das komische Epos „Der neue Reineke Fuchs“. Hier ist er ein wirklicher Dichter, der oft durch seine poetische Form und durch seinen Bilderreichtum überrascht. Freilich ist er hier auch mehr als in seinen Prosaskizzen aus dem Berliner Volksleben der unerbittlich scharfe politische Satiriker, der er im Grunde immer blieb, mag er unserem Geschlecht auch mehr als der lächelnde Spaßmacher, der witzige ‚Vater des Berliner Humors‘ erscheinen.



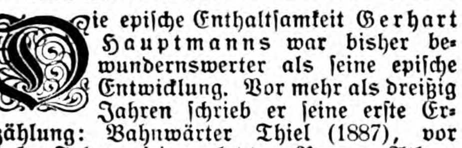
Mein Vaterland das lob' ich mir! | Man bringt nicht viele Köpfe hier | In Deutschland unter Einen Hut | Und das ist für die Hüter gut.

Koloriertes Titelkupfer von Th. Hosemann im 27. Heft von „Berlin wie es ist und — trinkt“: „Bilder-Schilder oder Schilder-Bilder“

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gerhart Hauptmann: Der Ketzer von Soana (Berlin, S. Fischer) — **Franz Nabl: Das Grab des Lebendigen** (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — **Carl Sternheim: Posinsky** (Berlin, Heinrich Hochstim — **Theodor Däubler: Wir wollen nicht verweilen** (Dresden, Hellerauer Verlag) — **Kasimir Edschmid: Das rasende Leben** (Leipzig, Kurt Wolff)



Die epische Enthaltsamkeit **Gerhart Hauptmanns** war bisher bewundernswerter als seine epische Entwicklung. Vor mehr als dreißig Jahren schrieb er seine erste Erzählung: Bahnwärter Thiel (1887), vor sechs Jahren seinen letzten Roman Atlantis (1912), künstlerisch unbedeutender als jene Erzählung und schon vor dem Ozeandampfer, der darin untergeht, verunglückt. Dazwischen ragt der starke Narr in Christo, Emanuel Quint auf seinem Kalvarienberg hoch empor, eine der reifsten Schöpfungen des Dichters; aber zu ihm führt (von seiner skizzenhaften Vorstudie ‚Der Apostel' abgesehen) ein Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren, in denen der Epiker Hauptmann völlig verstummt war. Nun tritt er wieder auf den Plan mit einer Erzählung **Der Ketzer von Soana**, und wir erkennen in ihr eine Dichtung voll gesammelter Kraft, epischer Ruhe und Schönheit — ein Zeichen, daß von einer ‚Verbrauchtheit' dieses Poeten, die uns seine Gegner einreden wollen, nicht die Rede sein kann. Hauptmanns novellelistische Klein- und Feinkunst, die seine Dramen so oft in ihrem Fluß hemmt, der er hinwiederum in Atlantis eine schmerzhafte Annäherung an die Vervollständigungssucht eines Reporterberichts nicht verwehrt, zeigt sich hier aufs sauberste geschliffen, gefeilt, poliert, ohne sich doch dem quellenreinen Strömen dichterischer Beseelung zu versagen.

Was an der Erzählung auszusetzen ist, wollen wir vorwegnehmen, um nachher ungestört bei ihren Vorzügen verweilen zu können. Selbständigkeit der Erfindung war nie Gerhart Hauptmanns Stärke; in letzter Zeit scheint er mehr noch als früher auf diese Eigenschaft zu verzichten. An seinem letzten Drama, der Winterballade, hatte Selma Lagerlöf stärkeren Anteil als der Dramatiker, und in der vorliegenden Erzählung folgt er sichtlich den Spuren von Zolas La faute de l'abbé Mouret. Bei Zola wird der fromme Priester Serge Mouret, berauscht von den Urwalddüften des Gartens ‚Le Paradou', erglühend in sinnlicher Liebe für Albine, die unschuldig-schuldige Tochter des Wächters, ein arger Sünder — hier ergeht es dem jungen Priester Raffaele Francesco genau so, nur daß ihn der erwachende Frühling an den herrlichen Abhängen des Monte Generoso von seinem dürren Brevier und schwülen Weihrauchduft zum Grünen und Blühen der Natur bekehrt und daß der Rausch des Lenzes ihn in die Arme einer zusammengesetzteren Schönen treibt, der Agata vom Berge, die aus einer Geschwisterbefleckung hervorgegangen ist. Die Anklänge an Zolas eigentümlichstes und in seiner Art schönstes Werk — üppig strotzend von der Phantasie eines hier unverfälschten und unverstellten Romantikers — sind deutlich und zahlreich. So stimmen beide Dichter darin überein, daß sie entschlossen die Üppigkeit der Naturschönheiten zur Kupplerin machen. Da heißt es bei Hauptmann:

> „In satter Fülle rauschte der Wasserfall, sein Brausen klang voll und schwelgerisch... Wo gab es da irgend etwas in der Natur, das nicht in der Wandlung des Lebens begriffen und das ohne Seele war: etwas, darin nicht ein drängender Wille sich betätigte?... Zischten nicht und bewegten sich nicht die Blätter der Lorbeer- und Buchendickichte, wenn er im Vorübergehen sie streifte?... Wo alles quoll, wo alles pulsierte, sowohl in ihm, als um ihn herum... Er berührte den Stamm eines Kastanienbaumes und fühlte, wie er die Nahrungssäfte durch sich emspordrängte. Er trank die Luft wie eine lebendige Seele... Jeder Grashalm, jede Blume, jeder Baum, jedes Wein- und Efeublatt waren nur Worte einer aus dem Urgrund des Seins aufklingenden Sprache, die in tiefster Stille selbst, mit gewaltigem Brausen endete."

Noch deutlicher wird die Ähnlichkeit, wenn sich der Priester „als alleiniger Adam, alleiniger Herr des Gartens Eden" (bei Zola ‚Le Paradou'), „in der Fülle sündenloser Schöpfung" fühlt:

> „Gestirne zitterten, himmlisch klingend Glückseligkeit. Gewölke brummten wie schwelgerisch weidende Kühe, Purpurfrüchte strömten süße Entzückung und köstliche Labung aus, Stämme schwitzten duftendes Harz, Blüten streuten köstliche Würzen: allein dies alles hing doch von Eva ab, die Gott als die Frucht der Früchte, die Würze der Würzen zwischen all diese Wunder gesetzt hatte... Aller Gewürze Duft, ihre feinste Essenz hatte der Schöpfer in Haar, Haut und Fruchtfleisch ihres Körpers gelegt.... Und Adam zog seine Schuhe aus und trug seine Eva dort hinüber... Und sie zertraten Narzissen und Osterlilien mit dem schweren, fast trunkenen Gang der Liebenden."

Dies alles klingt beinahe wörtlich an jene Erzählung Zolas an, die freilich so unzolaisch wie kein anderes Werk von ihm ist, ganz vereinzelt in dem dürren Naturalismus, ein schwelgerischer Romantikerrausch. Schon in seiner ersten Novelle ‚Bahnwärter Thiel' wandelt Hauptmann in Zolas Spuren, dort noch rein naturalistisch, inzwischen hat er sich weit von ihm entfernt und im ‚Ketzer von Soana' erweist er sich als der reichere,

mannigfaltigere Dichter von beiden. Für ‚höhere Töchter' sind beide Bücher nicht zu empfehlen, das sei ausdrücklich bemerkt, aber Hauptmann, obwohl er dem Gewagtesten nicht aus dem Wege geht, ist doch ganz der germanische Dichter im Gegensatz zu dem romanischen, er vermag eine gewisse Keuschheit noch im Heikelsten zu bewahren. Zu Anfang scheint er Mühe zu haben, seine Erzählung in Fluß zu bringen, hier ist die Sprache mitunter schwerfällig, schleppend, auch stört das unbeholfene Sich-Vorstellen des Erzählers als „der Verfasser", „der Herausgeber dieser Blätter", „der Besucher" oder „der Übermittler dieses Reiseabenteuers". Man wird an den ‚Chronisten' in Emanuel Quint erinnert, der auch höchst überflüssig ist. Aber bald kommt Hauptmann über diese kleinen Mängel hinweg, die Erzählung beginnt kräftig zu rauschen. Hie und da erinnert noch eine unkünstlerische Anhäufung von Adjektiven an seine Atlantis-Verirrung, aber das ist nur zu Anfang, wo wir an „schmutzigen, fensterlosen, kellerartigen Höhlen" vorüber zu Herrlichkeiten einer gereiften Darstellungskunst gelangen.

Die Tatsache, daß Hauptmann mit dem ‚Ketzer von Soana' im vollen Saft des dichterischen Schaffens stehe, sollte den Epiker in ihm ermutigen — zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Wir folgen in dieser Erzählung mit vollem Herzensanteil (entzückt von der poetischen Gestaltungskraft) seinem Ketzer durch alle Versuchungen, durch sein tiefes Liebesglück und freuen uns der Entschlossenheit, mit der er seinem Zweibund ein freies Reich in den Bergen gründete, bei Herdengeläut und Lawinendonner. Wir schauen mit ihm von den Hängen des Generoso auf die tiefblauen Seen von Lugano, Como, auf den Lago Maggiore, hinüber zur silberblinkenden Alpenkette, hinab auf die fruchtreiche lombardische Ebene und wir hören durch dies großgeartete Reich der Erhabenheit und der Schönheit das ewige Lied vom mächtigen Eros, der älter war als alle anderen Götter, wie Vater Hesiod und die orphische Lehre künden, der jünger ist als alle anderen Götter, wie das Leben täglich lehrt.

Von so freiem Ausblick hinabgestiegen — plötzlich eine unabsehbare Ebene durchwandernd, die keinen Blick in die Höhe, keinen in die Tiefe gewährt, nur des Alltags nüchterne Gegenstände am Auge vorüberführt — kam ich mir vor, als ich nach Hauptmanns Erzählung den dickbändigen Roman von Franz Nabl: Das Grab des Lebendigen durchackerte. Fast sechshundert enggedruckte Seiten, darunter manchmal vier bis fünf hintereinander ohne einen Absatz! Und was erzählt wird, ist anscheinend die alltäglichste Geschichte von der Welt. Ein Inspektor, in jeder Hinsicht ein mustergültiger Staatsbürger und vorschriftsmäßiger Beamter, hinterläßt bei seinem verhältnismäßig frühen Tode eine kleine Familie, die sich nun allein im Leben zurechtfinden muß. Sie tut es, indem sie sich gleich einem Völkchen Rebhühner eng in einer Furche zusammendrückt und nach der Welt wie nach einem Habicht blinzelt. Die unbedeutende Mutter überläßt ganz der neunzehnjährigen, blutarmen Josefine die Führung, und auch die beiden anderen Kinder, die siebzehnjährige Anna, ein einfaches, gutherziges Mädchen und der verkrüppelte Walter fügen sich ihrem herrischen Willen, der alles Fremde von ihrem Familienring fernhält. Sie weist einen freilich schon etwas bejahrten und wunderlichen Freier Annas ab, rettet eifersüchtig den jungen Walter vor erotischen Verlockungen und als allen diesen Torwächtermaßregeln zum Trotz der arme Junge, der allein in der Familie musisch veranlagt ist und unbezwingbare Sehnsucht nach dem bunten Leben hat, unrettbar in ein Liebesnetz verstrickt scheint, da greift die erregte Josefine zu einem wunderlichen Mittel, ihn dem häuslichen Familienzwinger zu erhalten, sie schließt ihn in den Keller ein und hält ihn, schwachen Protestversuchen der Mutter und Schwester gegenüber siegreich, streng gefangen. Als die Polizei darüber kommt und den Eingekerkerten befreien will, macht Josefine einen Mordversuch an ihm; als der mißlingt, erhängt sie sich. Die herzkranke Mutter stirbt in der Aufregung. Die beiden übrig Gebliebenen Walter und Anna halten nun ihr Leben hindurch treu zusammen, in kleinem, anspruchlosem Kreise, in dem auch die paar alte Bekannte aus früherer Zeit freundlich wieder auftauchen, leben sie zufrieden und beschaulich, wie glücklich aus dem Schiffbruch Gerettete, dahin.

So nüchtern und sachlich der Roman ausklingt, ist auch die Sprache, die sich selten nur zu dem beschwingten Tonfall dichterischer Erregung emporhebt. Und doch ist Nabl in jedem Augenblick ganz bei der Sache, oder vielmehr bei den Menschen, die er darstellt. Er hat die große epische Ruhe, die heute so selten und darum gerade so wertvoll ist. Er hat die große Einfachheit des geborenen Erzählers. Er läßt nicht das geringste Strichelchen außer acht, das zur völligen Abrundung jeder einzelnen Gestalt, zur sicheren Begründung jedes Ereignisses notwendig ist. Wie ein im Grunde so spießbürgerliches Mädchen zu einer so ungeheuerlichen Tat kommt, daß die anderen Familienglieder sich ohne erwähnenswerten Widerstand dareinfügen, ist von den ersten Anfängen des Buchs mit tausend feinen Strichen, die scheinbar achtlos gezogen sind, begründet und wahrscheinlich gemacht. Ich habe mir von Seite 29 bis 448 dreiundzwanzig Punkte notiert, die zur Charakteristik der Josefine beitragen und mit sicherer Hand zur Katastrophe hinführen; ähnlich verhält es sich mit Walter, dessen weiche, sehnsüchtige Seele zwischen den drei Frauen verkümmert. Es stimmt alles. Die Vorgeschichte ist etwas zu lang ausgesponnen



Eine Neuerwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin: Venus mit dem Orgelspieler. Gemälde von Tizian

und reichlich nüchtern; trotzdem liest man ohne Ermüdung weiter, denn man fühlt die Liebe des Verfassers zu jeder Kleinigkeit (und er ist unendlich reich an Kleinigkeiten), seine Freude am Erzählen, sein zähes Eindringen in jede Lebenszelle, die Kunst der scheinbaren Kunstlosigkeit, die Schlichtheit des an Überfluß Gewöhnten, die starke Krone, die auf starke Wurzeln deutet — kurz eine nur dem aufmerksamen Beobachter sich voll erschließende Gediegenheit und Stärke, wie man sie in unserem aufgepeitschten und hastigen Literaturgetriebe selten findet. Dabei ist Nabl Österreicher — man glaubt es kaum, wenn man die müde Weichlichkeit, Schwärmerei und überwache Beobachtung der Wiener Schule kennt.

Damit soll den Österreichern nichts Böses nachgesagt werden, die Modernitis ist heute im Norden wie im Süden zu finden. Da fällt mir ein schmales Bändchen, das sich zum Nablschen Wälzer wie eine Spitzmaus zum Elefanten verhält, in die Hand: **Posinsky**, eine Novelle von Carl **Sternheim**. Ich lese ein paar Seiten, die in einem verrenkten, geradezu unsinnigen Deutsch geschrieben sind, und bin schon im Begriff, das Büchelchen mit einem leisen: „Solch Schund wird nun gedruckt" in die Ecke zu werfen, als mir einfällt: dieser Herr Sternheim ist ja ein berühmter Mann, wenigstens wenn man seinen Freunden, Trabanten und Geschöpfen glauben darf. Er ist an drei Berliner Bühnen gespielt worden, und in einem angesehenen Literaturblatt las ich jüngst: „Die Jugend pocht wieder an die Tür, die Jugend um Carl Sternheim." Da wollen wir doch sehn ...

Gleich zu Anfang heißt es:

„Aus der wohlhabenden Geliebten Mittel" (soll heißen Mitteln) „hatte bei ihren Lebzeiten so reichlich Proviant er in die gemeinsame Wohnung gestaut, daß leibliche Verlegenheit, die im vierten Kriegsjahr rings schon peinlich wurde zu rascher Tat, überstürzten Ruderschlägen ihn nicht zwang ... Jetzt aber spreizte entfesselt auf Liegegelegenheiten er Glieder und war beschämt, nur ein Arm- und Beinpaar zu haben ... Nicht die leiseste leibliche Regung unterdrückte er, sondern steigerte sie in allen Stationen, und in jeder monumentete schließlich natürlicher Transformismus ... Gewolkte Vokabeln machen nur unfähig, im Kosmos sinnlich Vorhandenes bis in den Kern zu greifen ... Neun Zehntel aller geschichtlichen Heldentat, leuchtete Posinsky plötzlich ein, waren Folge von Unterernährungszuständen gewesen ... Was liegt Hungrigen näher als sich zu sättigen? Da klaffte mit blutigen Streifen Posinskys Hirn ... Über dieser Einbildung vergaß einen Augenblick ganz seinen frischen Grimm Posinsky und, des Wiederkäuers Vorstellung hingesunken, vergewaltigte Neid ihn mit dem bevorzugten Rindvieh ..."

Das sind nur ein paar Stichproben. So dichtet Carl Sternheim. Er schildert in dieser verkrampften Sprache, die auf bedenklichen geistigen Verfall schließen läßt, einen widerlichen Dickwanst von Hamster, der durchs Fenster und durch ein Guckloch in der Wand die Tragödie eines hungernden Schauspielerpärchens beobachtet. Es kommt zu einem stillen Kampf zwischen ihnen:

„Erweisen sollte sich, wie der Gutgespeiste den Schlechternährten bei Glaubens gleicher Inbrunst immer leicht abschmettert und im Hui vernichtet. Schon früh am Morgen sott und briet am offenen Fenster in vielen Töpfen Posinsky leckeres Allerlei. Ein feiner Zwiebelduft, strenges Gewürz roch eindringlich zu dem Fastenden hinüber. Dem Koch selbst lief aus tausend Warzen Wasser in Stürzen über den Gaumen; des Zuriechenden Zunge aber dachte er sich bis zum Nabel heraushängend."

Das ist der Geist Carl Sternheims, „um den die Jugend pocht". Und dieser selbe Herr Sternheim erdreistet sich in eben diesem Buch, Friedrich Schiller so zu charakterisieren:

„Gestelzte Ritterschläge, Dolchstöße und Herzbeteuerungen; das geschwollene Gewäsch in schlechtem Deutsch ... Es erschien ihm, je länger er quirlend und rührend nachdachte, die Tatsache um so widerwärtiger, jemand solle ein Recht haben, an sich ausgesucht albernes Zeug in so hochtrabender Sprache noch unter heutigen Umständen dem Publikum vorzutragen und es von dringenden Dingen zu seinem Schwachsinn hinzulenken. Über der Komödianten Strafbarkeit, die sich zu solcher Verrücktheiten Verkündern machten, gab es keinen Zweifel. Schuldig mit ihnen aber waren auch Obrigkeit und Bühnenvorstände, die den romantischen Daseinsfälschern eine Existenz ermöglichten, statt, daß durch Hunger sie schneller verreckten, Sorge zu tragen. Unwiderstehlich reizte ihn der angehörten Versreihen Verlogenheit, ein paar saftige Gemeinheiten in die Luft zu sprengen ... Seit Jahrhunderten wurden so Völker verblödet. Dem Pöbel stand vor größtem Nonsens die Schnauze still, wurde er nur gereimt und gebundener Sprache vorgetragen ..."

So Herr Sternheim über Friedrich Schiller. Jede Bemerkung dazu würde nur die Wirkung abschwächen. Damit uns nicht bei längerem Verweilen vor diesem Buch Übelkeit beschleiche, wenden wir uns schnell wirklicher Jugend zu.

Über das ‚Allerneueste' in der Literatur, die ‚Allerjüngsten' auch einmal ein Wörtlein zu hören, ist ja wohl ein billiges Verlangen des Lesers. Ich setze als bekannt voraus, daß die vorletzte literarische Mode, der Impressionismus, die Eindruckskunst, schon veraltet und abgelöst ist von dem Expressionismus, der Ausdruckskunst. Freilich kann ich nicht dafür bürgen, daß wenn dies Heft ausgegeben wird, auch die letzte Mode nicht schon überholt ist, etwa vom Explosionismus (ein Herr Kokoschka vertritt ihn schon) oder von dem Dadaismus, hergeleitet aus dem sinnvollen ‚Dada', dem ersten Stammelwort des zur Erkenntnis aufdämmernden Säuglings.

Das ist kein billiger Scherz; so etwas gibt es. Und wir wollen uns hüten, lediglich darum, weil es uns befremdet, von vornherein das Neue abzulehnen. In der Kunst wie im Leben gilt das Gesetz der Blutauffrischung, und wer dort, wo der Vorrat aufgezehrt ist, neue Güter bringt, gleichviel welche, darf zum mindesten erwarten, daß man sie ohne Vorurteil wägt. Die Literatur ist kein Stausumpf. Nur ein ängstlicher Baumeister Solneß, der nicht frei von Schwindel ist, hütet sich beim Anklopfen der Jugend fröhlich ‚Herein!' zu rufen. Wer sich innerlich jung fühlt, der grüßt die neue Leidenschaft, wenn sie anstürmt, kämpft, irrt, erobert — auch sie wird ja einmal (meist durch Zugeständnisse) zum halben oder ganzen Siege gelangen, dann Friede machen

und schon besorgt sein müssen, das Erworbene durch Abwehr vor Niedergang und Vergessenheit zu schützen ... So ist das Leben.

Es sei hingewiesen auf zwei Bücher ausdrücklicher Ausdruckskunst. Ihre Titel rufen laut: „Wir wollen nicht verweilen!" und „Das rasende Leben". Man denkt an den ‚Sturm', an ‚Die Aktion' — und hat sogleich das Wesen des Expressionismus vor Augen, es heißt Bewegung, worunter keineswegs das Tempo einer Schnecke zu verstehen ist. Die Bilder des ‚Sturms' darf man freilich nicht von der Ofenbank aus betrachten. Jeder Flieger kann uns sagen, daß schiefe Bilder nicht immer unwahr sind, ja schon jeder Rennreiter, der eine scharfe Biegung um die Wendeflagge macht. Bewegtes Leben ist das Feldgeschrei des Expressionismus, ein wohlklingender Schlachtruf; sehen wir zu, was unter ihm erkämpft wird.

Das erste, was einem bei Betrachtung des Buchs Wir wollen nicht verweilen von Th. Däubler auffällt, sind die vielen Sinnsprüchlein, die er anbringt. Über jedem Abschnitt, auf jeder freien Seite steht ein Zitätchen: lateinisch, griechisch, italienisch, englisch, besonders französisch, auch ein paar deutsche sind darunter. Für jemand, der unter keinen Umständen verweilen will, mutet die beschauliche Muße, die zum Nachschlagen und Auswählen all dieser Kostbarkeiten gehört, nun etwas sonderbar an. Und dieser Eindruck wiederholt sich, wenn Däubler zu Anfang seiner Erzählung mit der Langatmigkeit eines Frenssen über seine Säuglings- und erwachenden Kindheitseindrücke berichtet. Daß er ein Wunderkind war, kann er nicht leugnen, er erinnert sich: „Mit dramatischer Raschheit gebar ich meine Sprache" und „Schluchzend hing ich an der Mutter Brust". Immerhin folgt man mit Anteilnahme seiner Schilderung, die sich an einer Stelle, wo die Mutter das todkranke Schwesterchen mit erschütternder Energie ins Leben zurückruft, zu hoher dichterischer Kraft steigert. Man gerät unversehens in eine märchenartige Vision, die in klingender Sprache, mit reichlich gesuchter Alliteration und starken Anklängen an Nietzsche und Wagner verdeutlicht wird. Eine gepflegte Wortkunst sucht nach neuen Farben- und Lichterscheinungen, sie schnörkelt in romanisch-gotischer Ornamentik. Vieles ist echt gesehen, aber alles stürzt regellos und wirr über einen her, wie eine im ‚Sturm' gemalte Häusermasse. Diese Art zu schreiben mag wohltuender für den Verfasser als für den Leser sein. Schade, daß manche wirkliche Schönheit, so das Eintreten des Begriffes Gott in die Kindheitsvorstellungen, dadurch verschüttet wird. Aber das meiste ist Blendwerk. Manchmal glaubt man einem neuen Gedanken zu begegnen, aber sieht man näher zu, sind es nur umgestellte Worte, die durch ihre seltsame Verknüpfung verblüffen. Bald bricht die Erzählung ab, bunt werden Kunsteindrücke und Farbeneindrücke auf Reisen durcheinandergewürfelt, schließlich endet das Ganze in langweiligen Betrachtungen über romanische Bildkunst. Schönheitstrunkenes Lallen vermag das Unschöpferische, letzten Endes Unfähige nicht zu verdecken.

Wie ein Ei dem andern — ohne deshalb bei den expressionistischen Gepflogenheiten des Huhns „verweilen" zu „wollen" — gleicht Kasimir Edschmid in der ersten Hälfte seines Rasenden Lebens dem Artgenossen und Unverweilten. Das „Beschämende Zimmer" enthält Reiseandenken eines Freundes erotischer und künstlerischer Art. Auch hier unausgesetztes Liebäugeln mit romanischer Kunst, ein prahlerisches Aufzählen verschrobener Reiseeindrücke nebst Liebeserinnerungen ziemlich schmieriger Art. Lose und nicht einmal gelungene Bildchen, zum Schluß das tiefsinnige Endergebnis: „Man soll keine Erinnerungen haben." Ungleich höher steht die zweite der beiden Erzählungen: „Der tödliche Mai". Wie ein Todverwundeter, Aufgegebener zum Dasein wiedererwacht und von rasender Lebenslust, Schönheitstrunkenheit umhergeworfen wird, ist mit ebenso starken wie feinen Mitteln gestaltet. Hier steigt die Ausdruckskunst auf einen Gipfel. Wir gewinnen einen Ausblick auf das, was sie uns geben könnte, wenn sie zum Instrument eines wirklich großen Dichters würde. Man könnte sich da schon hineinträumen: ein freies künstlerisches Gestalten schöpferischer Geister, hoch über alle armselige ‚Wirklichkeitstreue' hinweg.

Aber die bisherigen Vertreter der literarischen Ausdruckskunst stehen tief unter diesen Gipfeln. Was sie Ausdruck nennen ist Wortdrechselei, und was sie vom Leben wissen, stammt aus einem Kunstantiquariat. Sie sind in dem Irrtum befangen, man könne die Gesetze der bildenden Kunst, insbesondere der Malerei, ohne weiteres auf das Schrifttum übertragen. Aber schon Drama und Epos verlangen grundverschiedene Techniken, wievielmehr Dichtung und Malerei. Es wäre für diese von Schlagworten der Mode Betörten schon ein Weg zur Erkenntnis, wenn sie sich die Mühe geben wollten, einmal zu untersuchen, wieviel in jeder großen schöpferischen Dichtung an — Architektur zu finden ist, von strenger geistiger Schulung ganz zu schweigen. Vielleicht würden ihnen dann die Augen aufgehen über den Wert ihrer koketten Pinseleien. Aber — wie gesagt — ‚Der tödliche Mai' wäre ein Anfang.

Nur sollten sich naive Jünglinge, die in Ritzebüttel, oder Schievelbein, oder Ohrdruf modern dichten, wohl hüten, hier Anschluß zu suchen. Denn bevor sie soweit sind, mit ihrem frischgebackenen Ausdruckswerk einen Verleger zu beglücken — ist man voraussichtlich in Berlin, Wien und München längst über den Explosionismus und Dadaismus hinweg zu einem allerneuesten — ismus gelangt, vom Expressionismus gar nicht mehr zu reden.

Illustrierte Rundschau

Der Verkauf der Galerie Carl von Hollitscher in Berlin — Der neue Tizian des Kaiser Friedrich-Museums zu Berlin — Neue Bücherzeichen von Hela Peters-Ebbecke in Göttingen — Sanitäter-Denkmünze von Karl Goetz in München — Zu unsern Bildern

Der Verkauf der Galerie von Hollitscher in Berlin — Der neue Tizian des Kaiser Friedrich-Museums zu Berlin

Von Geheimrat Dr. Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Kgl. Museen

Wieder hat Berlin eine seiner großen Privatgalerien alter Meister verloren: die Sammlung Hollitscher ist Ende Januar freihändig an ein Händlerkonsortium verkauft, und alsbald ist die Mehrzahl der wertvollen Bilder an einzelne Sammler weiterverkauft worden. Der Besitzer, österreichischer Untertan, obgleich seit einem Menschenalter in Berlin ansässig, hat einen österreichischen Händler als Käufer bevorzugt; daß er die Sammlung nicht nach Österreich zurückgebracht hat, was ihm selbst bei einem Kunstausfuhrverbot erlaubt gewesen wäre, hat für Deutschland den Vorteil gehabt, daß wenigstens ein Teil der besten Bilder an hiesige Sammler übergegangen ist, mehrere darunter auch an unser Kaiser Friedrich-Museum.



Joh. Stephan von Calcar
Bildnis des Attila Grimaldi



Carlo Maratta, Bildnis

So sehr diese rasche Auflösung einer Reihe unserer größten Sammlungen alter Kunst in Deutschland und besonders in Berlin (soeben wird auch die Versteigerung der bedeutendsten Sammlung von Frankfurt, der herrlichen Sammlung antiker Kleinkunst aller Art von Fritz von Gans, angekündigt), wie wir sie seit Anfang des vorigen Jahres beobachten, zu beklagen ist, sie war vorauszusehen; von allen bisher verkauften Sammlungen wußte man, daß die Erben des Sammlers sie nicht halten würden. Alles was wir daher, solange wir durch den Krieg noch abgesperrt sind, wünschen und anstreben können, ist die Rettung wenigstens der wichtigsten Meisterwerke für unsere öffentlichen Sammlungen und die Bildung neuer Privatsammlungen in Deutschland oder Vermehrung der älteren. Auf letzteres können wir nur wenig rechnen, da die großen alten Galerien in deutschem Privatbesitz bereits reich an ganz gewählten Stücken sind und ihre Besitzer zudem an die jetzigen außerordentlichen Kriegspreise nicht gewöhnt sind und an ihre Fortdauer nach dem Kriege nicht glauben. Dagegen haben aus der Galerie Hollitscher,



Francesco Guardi, Blick über die Piazzetta in Venedig



Geertgen tot St. Jans, Madonna

wie früher schon aus den Versteigerungen von Kaufmann und Knaus, mehrere neue Sammler in Deutschland wesentlichen Zuwachs für ihre erst während des Krieges entstandenen Galerien gewonnen; es ist daher alle Aussicht vorhanden, daß der Krieg nach dieser Richtung nicht nur vernichtet, sondern auch aufbaut. Gleichzeitig haben auch unsere größeren deutschen Museen Erwerbungen von zum Teil hervorragender Bedeutung gemacht.

Herr von Hollitscher hatte sein Sammeln alter Gemälde (nur die Bilder sind verkauft, nicht auch seine Bronzen und Antiquitäten) nicht so einseitig nur auf die primitive Kunst eingestellt, wie dies Herr von Kaufmann getan hatte; seine Galerie enthielt italienische Gemälde neben altniederländischen, flämischen und holländischen Bildern. Von den Holländern war er ausgegangen, hatte aber — wie so viele ernste Sammler — mit der Zeit eine besondere Vorliebe auch für die frühen Meister gewonnen; so ergab sich die Mannigfaltigkeit seiner Sammlung. Am spärlichsten waren die Italiener vertreten: durch ein paar dekorative venezianische Porträts vom Ende des 16. Jahrhunderts, durch das tüchtige Bildnis einer sehr sympathischen jungen Dame von Carlo Maratta, sowie durch verschiedene Ansichten aus Venedig von A. Canale und von Fr. Guardi, ausgewählte Werke dieser beiden großen Meister, denen in seinem malerischen Reiz die Skizze eines Altarbildes von G. B. Tiepolo nicht nachstand. Ein Hauptwerk, das stattliche Bildnis eines vornehmen Genuesen, des Attila Grimaldi, lehrt einen an Tizian sich anschließenden Meister um 1540 kennen, der aber zugleich starke niederländische Züge aufweist. Danach haben wir das Bild als ein Werk des in Italien jung verstorbenen Tizian-Schülers Johann Stephan von Calcar bestimmt, von dem das Louvre und unsere Galerie die einzigen, ihm traditionell zugeschriebenen Bilder, gleichfalls männliche Porträts, besitzen. Das Berliner Bild, das die Jahreszahl 1536 trägt, ist namentlich in dem landschaftlichen Hintergrund noch sehr stark niederländisch; in dem Bilde der Sammlung Hollitscher, das etwa zehn Jahre später entstand, kommt der italienische Einfluß stärker zur Geltung.



Hans Memling, Bildnis



Peter Paul Rubens
Bildnis seines Bruders Philipp

Unter den Meistern der älteren niederländischen Schule war eine Anzahl der kleinen, meist dem Namen nach unbekannten Künstler in besonders guten Bildern vertreten. Von hervorragender Bedeutung waren aber zwei Gemälde, beide von ersten Künstlern in ihrer Art: ein Frauenbildnis von dem Brügger Meister Hans Memling, und eine Madonna des Haarlemer Geertgen tot St. Jans. Memlings Frauenbild: eine Dame in mittlerem Alter, deren Gesicht aus der geschmackvoll gelegten weißen Haube wie aus einem Rahmen herausschaut, hat jene

Anthonis van Dyck, Die Auferstehung Christi



Abr. Hendr. van Beyeren, Stilleben

zarte Empfindung und wohltuende Ruhe, jene treffliche und doch weiche Zeichnung, die gerade die Bildnisse des vom Mittelrhein gebürtigen, also der Herkunft nach deutschen Künstlers in hohem Maße auszeich-



Rembrandt, Bildnis seiner Schwester

nen. Ein seltenes Meisterwerk sehr verschiedener Art, bedeutend auch dem Umfange nach, da die Figuren lebensgroß sind, war Geertgens Maria mit dem Kind. In der realistischen Art, wie die Modelle unmittelbar aus der Umgebung gegriffen und mit fast ängstlicher Treue dem Leben nachgebildet sind (das Kind ist das treue Ebenbild der Mutter), der kräftige warm-bräunliche Ton, trotz starker Lokalfarben und der Ausschnitt aus der heimatlichen Landschaft, in den das Fenster den Blick öffnet, kennzeichnen aufs deutlichste den unverfälschten Holländer; in Feinheit der Zeichnung und starker Modellierung kommt ihm kein Zeitgenosse in den Niederlanden gleich. Die großen Flamen des 17. Jahrhunderts waren ziemlich vollständig und gut vertreten: Rubens mit dem Bildnis seines Bruders Philipp, einem tüchtigen Werk der früheren Zeit des Meisters, und mit einer großen, tonigen Skizze aus der späteren Zeit, David und Abigail darstellend; A. van Dyck mit einer Auferstehung Christi, die in Wucht der Gestalten noch seinem Meister Rubens nahesteht; David Teniers u. a. mit einer Wirtshausszene, die in der tonigen, leicht tuschenden Art noch an die letzten Werke Brouwers sich anschließt.



Jan van Goyen, Der Karren bei der Hütte

Fast doppelt so zahlreich als die Maler aller übrigen Schulen zusammen weist die Sammlung die holländischen Künstler auf; zumal die Hauptmeister waren fast vollständig und zumeist in sehr guten Werken vertreten. Gleich der Altmeister Frans Hals mit drei Gemälden, unter denen das kleinere Bild einer jungen sitzenden Frau mit anliegendem breiten Kragen, in den zusammengelegten Händen den Fächer haltend, ein kostbares Werk der späteren Jahre und für diese Zeit besonders liebevoll durchgeführt ist; bequem in der Anordnung, in den festen Zügen mit einem feinen Zug von Humor und Gutmütigkeit. Von Rembrandt besaß Herr von Hollitscher drei Gemälde, jenen Bildern von Hals womöglich noch überlegen: das behäbige, sorgfältig durchmodellierte und besonders farbige Bildnis der Schwester des Künstlers vom Jahre 1633, das lebensprühende ovale Bild eines jungen Mannes mit breitem Hut, zwei Jahre später gemalt, und, wohl das bedeutendste, einen kleinen Studienkopf eines alten Mannes um 1645. Neben diesen Meistern erscheint Michael van Mierevelt in seiner altväterlichen Biederkeit fast nüchtern, aber die beiden großen Bildnisse eines jüngeren Ehepaares zeigten doch die Tüchtigkeit dieser äl-



Frans Hals, Bildnis

teren schlichten Porträtmeister in Charakteristik und Zeichnung. Selbst so gute Beispiele, wie sie die Sammlung von den jüngeren Porträtmalern der holländischen Schule: von P. Nason, A. Palamadesz und J. Ovens aufwies, bleiben hinter dieser vornehm zurückhaltenden Auffassung zurück.

Vorzüglich und reich war die Auswahl der holländischen Landschaftsgemälde. Die größere Ansicht vom Schloß Bentheim, ein ernstes Stimmungsbild Jacob Ruisdaels aus seiner früheren Zeit wurde womöglich noch übertroffen durch die kleine Skizze eines Fernblicks über die Landschaft bei Cleve mit wundervoll aufgebauten Wolken. Sehr stimmungsvoll und ungewöhnlich war auch ein Strandbild bei hellem Mondschein von Aart van der Neer. Sehr wirkungsvoll und eigenartig, das eine zugleich durch die bedeutende Staffage, waren die drei Bilder des Jan van Goyen, zu denen ein Sal. van Ruysdael ein wirkungsvolles Gegenstück bildete. Ein so lichtvolles, malerisch aufgelöstes Bild wie der Halt vor dem Wirtshaus von Isaac Ostade besitzt keine deutsche Galerie.

Isaak van Ostade, Der Halt beim Dorfwirtshaus

Unter den Sittenbildern waren besonders bemerkenswert das vornehme Jünglingsporträt in ganzer Figur von G. Terborch, eine anmutige Familienszene von Jan Steen, das „Trio" von A van Ostade, das größere von drei Gemälden des Q. Brekelenkam und das reizvolle junge Meisje bei Kerzenlicht von G. Dou. Für die farbige, dekorative Wirkung der hellen großen Räume in seiner Wohnung am Pariser Platz hatte Herr von Hollitscher auch durch eine kleine Zahl von Stilleben gesorgt, von denen die beiden großen „Frühstückstische" von A. van Beyeren zu dessen Meisterwerken gehören. Wertvoll war auch das kleinere Stilleben des J. van Streek, der sich eng an Kalf anschließt.



Jan Steen, Familienszene

Diesem kurzem Abschied von der Galerie von Hollitscher, an die ein reich illustrierter, von Max Friedlaender gemeinsam mit dem Schreiber dieses verfaßter Katalog die Erinnerung festhalten wird, sei zum Schluß die Mitteilung angefügt, daß durch das Entgegenkommen der Käufer das wichtigste Bild, die Madonna von Geertgen, an unser Kaiser Friedrich-Museum gelangt ist und daß durch Schenkung des Besitzers und eines anderen Gönners auch zwei kleine, aber besonders reizvolle Meisterwerke: die Piazzetta von Guardi und die Skizze von Jacob Ruisdael für unsere Galerie gewonnen wurden.

Im Anschluß an diese Erwerbungen sei hier auch mit wenigen Worten auf das große Hauptwerk hingewiesen, das unsere Galerie während des Krieges erworben und das seit kurzem im Tizian-Saal ausgestellt ist, die „Venus mit dem Orgelspieler" von Tizian. Die merkwürdige Komposition ist durch die beiden ähnlichen Bilder im Prado-Museum zu Madrid schon bekannt; das Berliner Exemplar, das erst vor wenigen Jahren im Wiener Kunsthandel aufgetaucht ist — im Jahr vor dem Kriege suchte der ermordete Erzherzog Franz Ferdinand das Bild für Österreich zu sichern — stammt, scheint's, von Tizians Verehrer und Gönner, dem Fürstbischof von Trient Cristoforo Madruzzo. Das Urbild für diese und ein paar andere, jetzt verschollene treue Wiederholungen dieser Komposition ist die Venus in den Uffizien, die Tizian 1548 für Kaiser Karl V. mit nach Augsburg nahm. In diesen erweiterten Darstellungen ist ein junger Orgelspieler zu den Füßen der Venus angebracht, jedesmal ein anderer — wohl der Besteller —, wie auch der Kopf der Venus stets andere bildnismäßige Züge zeigt. In unserem Bilde glaubt man im Orgelspielerden jungen Philipp II. zu erkennen. Darum erscheint es begreiflich, daß das mit dem vollen Namen bezeichnete Bild allein bis in alle Einzelheiten vom Meister selbst ausgeführt ist, daß die Komposition besser durchdacht und feiner abgerundet ist als in den Madrider Bildern, daß die Färbung bei aller Pracht doch von großer Harmonie ist. Das Gemälde ist für die Berliner Galerie, die von Tizian bisher nur Bildnisse besaß, eine Erwerbung von besonderer Wichtigkeit.



Die liebenswürdige Kunst der Exlibris steht heute, wo das Schenken so sehr erschwert ist und wo die großen Luxusgaben früherer Zeit zum großen Teil unerreichbar sind, im Vordergrunde. Die ‚Monatshefte' haben dem anmutigen Kunstzweig des persönlichen Buchzeichens schon immer erhöhte Aufmerksamkeit bewiesen, wie zahlreiche Wiedergaben es dartun. Auch heute führen wir einige besonders glückliche Schöpfungen von der Hand Hela Peters', deren Kunst als Malerin wiederholt zu Worte gekommen ist, den Lesern vor. Die feine Kunst der Zeichnerin gelangt in diesen Blättern zu besonders glücklicher Geltung. Wie die muskulöse Männergestalt, die mit beiden Fäusten in die Dornen und Rosen des Hags greift, den Namen wie die Embleme dazu zur Rechten und Linken im Sockel den Beruf und die Staatsangehörigkeit des Besitzers andeutend, ein ausdrucksvolles Buchzeichen für einen Schaffenden, so ist die feingliedrige, schleierumwehte, rosenkränzende Frauengestalt des mittleren Buchzeichens in der Anmut der Linienführung und Auffassung ein ideeller Vorwurf für das Bibliothekszeichen einer Frau. Ein reizender Gedanke liegt dem obersten, wohl für den Gatten der Künstlerin bestimmten Bibliothekszeichen zugrunde. Im Hintergrund das Elternpaar unter dem Lebensbaum, vorn im blumigen Grase das Kind, zur Seite die Laute, mit der Weltkugel spielend und so in Wissenschaft wie Kunst unmerklich hineingleitend, nicht fern von ihm die beschützende Göttin der Lernenden, Pallas Athene. — Gleichfalls ein schönes Werk der Kleinkunst bieten wir in der Medaille von Karl Goetz, die als Andenken für Sanitätssoldaten gedacht ist und auch der Dienste ihrer treuen Helfer, der Kriegshunde, in ansprechender Weise gedenkt. Besonders der rassige Kopf des Schäferhundes, den das Halsband mit der Roten Kreuzmedaille schmückt, verrät den geübten Blick des sportkundigen Künstlers, an dessen Kriegsspottmedaillen sich unsere Leser gern aus den ersten Zeiten des Kriegs erinnern werden. In den Krieg und seine Schrecken führt auch die meisterhafte Büste des von der harten Entschlossenheit des Kampfes gezeichneten Minenwerfers von Professor Eduard Beyrer (n. S. 368), einem Mitglied der Holzbildhauerfamilie aus Tirol, von der der Vater Josef Beyrer und der Oheim Heinrich durch zahlreiche Werke frommer Empfindung aus süddeutschen Kirchen bestens bekannt sind. Mittelbar im Zu-





Bücherzeichen von Hela Peters-Ebbecke in Göttingen

sammenhang mit dem großen Erleben der Gegenwart steht auch das Krausesche Bild ‚Stahlguß‘ (nach S. 352), in dem die schwere Arbeit des Heimdienstes den Kämpfern die Waffen schmiedet, und in nicht minderem Maß das Gemälde Peter v. Hammes (nach S. 400), in dessen schmerzvoller Frauenerscheinung etwas von dem unendlichen Jammer dieser Blutopfer zittert, während das (zw. S. 424 u. 425 eingeschaltete) Reiterbildnis Herbert Arnolds das Porträt eines Ulanenoffiziers, des Majors v. Willich, vor dem Hintergrund der Combreshöhe, etwas vom freien Atem des Feldes in den Druck der heimatlichen Gegenwart hineinbringt. Das Bild ist draußen an der Côte Lorraine entstanden, und es sind darauf in liebenswürdiger Anpassung an die Wünsche des Auftraggebers vier Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse vereinigt, die sämtlich einer kleinen Divisionskavallerieabteilung angehören. Sie wies übrigens noch einen fünften Träger der Auszeichnung auf, der zur Zeit der Entstehung des Bildes aber abkommandiert war. Der Unterschied zwischen einst und jetzt, wie er z. B. in der Kriegführung zum Ausdruck kommt, kann nicht deutlicher werden, als wenn man dem schneidigen Kavalleristengaul des Porträts die derben, starkknochigen Brabanter Schimmel des Fahrenbruchschen Bildes gegenüberstellt (n. S. 376). Dieser prachtvolle Tierschlag hat nur in dem gleichen Dienst, in dem man ihn hier dargestellt sieht, als Zugtier für schwere Lasten, sich in stark abgeschwächter Form in die jetzige Zeit retten können. Indes ist die Freude an diesem herrlichen Gaul, dem Schlacht- und Turnierpferd eisenstarrender Jahrhunderte, bei dessen Struktur die Sage vom Roß Bayard der vier Haimonskinder verständlich wird, auch unseren Zeiten unverloren geblieben, zumal durch die liebevolle Darstellungskunst einer Reihe von Malern und Bildhauern, die uns diesen herrlichen Schlag oft mit der Strenge altmeisterlicher Auffassung wie bei Fahrenbruch — er ist ein Schüler des verstorbenen Frankfurter Meisters Fritz Boehle — vermittelt haben. Rassig wie immer kommt Hugo von Habermann mit dem Porträt einer türkischen Dame (n. S. 344), bei dem besonders die Farbenzusammenstellung, durch die es in virtuoser Weise geglückt ist, dem überreichen Schmuck eine ihn durchaus unaufdringlich wirkenlassende Unterlage zu geben, zu bewundern ist. In zwei entgegengesetzte Pole der deutschen umstrittenen Heimat führen die Radierung von Paul Paeschke, der in das Fluten und Branden des Verkehrs an der Jannowitzbrücke in Berlin hineinblicken läßt (nach S. 420), während Wilhelm Claudius, ein Nachkomme des Wandsbecker Boten, in den weltabgeschiedenen Frieden eines herbstlichen Altländerbauernhofes geleitet (nach S. 346). Endlich, um den Friedensausklang des Heftes vollzumachen, mags sich der sinnige Dichter Karl Ernst Knodt, der ‚Waldpfarrer‘, wie er sich mit Vorliebe nannte, wie Professor Wilhelm Bader ihn erfaßt hat (nach S. 412 eingeschaltet), zwischen dem kräftigen Bild des neutralen ‚Tulpenfreundes‘ auf dem Hintergrund seiner blühenden Felder (Titelbild von Elsa Preußner) und der deutschen Gartenblumen im Spankorb des Albrechtschen Stillebens (nach S. 408) behagen lassen. J. H.



Vorderseite

Sanitäter-Denkmünze von Karl Goetz in München



Rückseite

Sanitäter-Denkmünze von Karl Goetz in München

Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings
EXPORT-ANZEIGER

* Januar 1918 *



No. 5 * VII. Jahrg.

Die deutsche Spielwaren-Industrie und das vierte deutsche Kriegsweihnachtsfest.

Unter obigem Titel konnten wir im Dezemberheft Nr. 4 hochbedeutsame Worte aus der Feder des Herrn Geh. Kommerzienrat Carl Craemer in Sonneberg veröffentlichen. Es sollte eine Parade der deutschen Spielwaren-Industrie folgen. Die immer stärker anwachsende Papiernot liess diese Absicht zuschanden werden und können wir in dieser Nummer diesem grosszügigen Plane nur eine bescheidene Verwirklichung zuteil werden lassen.

Deutsche Spielwaren erfreuen sich allüberall in der Welt uneingeschränkter Wertschätzung, und die nachverzeichneten Abhandlungen lassen recht sehr erkennen, dass der deutsche Fabrikant trotz der Kriegsnöte und riesiger Schwierigkeiten seine enorme Schaffensfreudigkeit nicht eingebüsst hat, im Gegenteil vielfach eine staunenswerte Anpassungsfähigkeit an die neuartigen Verhältnisse bewiesen hat, wie dies auch aus den Waren hervorgeht. Möge sich der Lohn in einem baldigen guten Frieden zeigen!

* * *

Zu den Fabrikationsbetrieben des Thüringer Spielwarenerzeugungsgebietes, die während der ganzen Kriegszeit noch nicht stillgestanden haben, gehört auch die Firma Carl Harmus jr., Fabrik und Export gekleideter Puppen und Spielwaren in Sonneberg S.-M. Die bereits im Jahre 1871 gegründete Firma hat es verstanden, den Betrieb trotz vieler Einberufungen zum Heeresdienst und der Abwanderung eines grossen Teiles der weiblichen Arbeitskräfte zur Kriegsindustrie aufrechtzuerhalten. In den letzten zwei Jahren war die Firma sehr lebhaft für das neutrale Ausland beschäftigt. Die Schwierigkeiten in der Rohmaterial- und Stoffbeschaffung brachten eine Verteuerung der Preise in ziemlicher Höhe mit sich. Auch behinderte der Mangel an Rohmaterialien die Lieferungen manchmal sehr, so dass vielfach zu Ersatzstoffen gegriffen werden musste.

Die Haupterzeugnisse der Firma sind Puppen und Tiere, und gibt ein in vier Sprachen herausgegebener Katalog Aufschluss über mehrere Tausend einzelne Artikel.

(Fortsetzung S. 4.)



Abb. 1. Baby im Steckkissen.



Abb. 2. Bewegliche Puppe mit Stimme.



Abb. 3. Trachtenpuppe.



Abb. 4. Gelenkpuppe.

Fabrikant: Carl Harmus jr., Sonneberg S.-M.

Einige Erzeugnisse greifen wir heraus und bringen sie im Bilde. Die Abbildung 1 zeigt ein Baby in Seide gekleidet im Steckkissen aus Rips mit gestickten Einsätzen. Die Grösse des Babys beträgt 28 cm.

Eine bewegliche Puppe stellt Abbildung 2 dar. Die 40 cm grosse Puppe ist mit feinem Batisthemd mit Spitzen bekleidet und besitzt ein Uhrwerk, wodurch die Augen und der rechte Arm mit Flasche in Bewegung gesetzt werden und eine Mamastimme ertönt. Die in Abbildung 3 dargestellte, ebenfalls 40 cm hohe Trachtenpuppe gehört in die Kollektion der Doppelgelenkpuppen. Bekleidet ist sie mit weitem Flanellrock mit bunten Bändern, weisser Batistschürze, Mieder und Häubchen. Abbildung 4 zeigt eine derselben Kollektion angehörige Puppe mit besticktem Rüschenkleid und Haube. Eine Grösse von 45 cm weist die Doppelgelenkpuppe in Abbildung 5 auf. Sie wird in besserer Ausführung mit Batisthemd, Schuh und Strümpfen geliefert. Die Puppe hat Porzellankopf mit schöner Lockenfrisur und beweglichen Augen.



Abb. 5. Doppelgelenkpuppe mit beweglichen Augen. Fabrikant: Carl Harmus jr., Sonneberg S.-M.

Aus der Gruppe der weich gestopften Tiere bringt die Abbildung 6 einen sitzenden Bären aus feinstem Mohairplüsch mit selbsttätiger Brummstimme.

Wir könnten in dieser Weise noch viele bemerkenswerte Erzeugnisse im Bilde bringen, doch hindert uns daran der Raummangel, die Firma gibt jedoch Interessenten gern Auskunft über all die vielen Erzeugnisse, die sich durch ihre Güte und Preiswertigkeit einer grossen Beliebtheit in den Händlerkreisen erfreuen.

Unter den bekannten Thüringer Spielwarenfabriken nimmt die Firma Cuno & Otto Dressel, Sonneberg S.-M., eine hervorragende Stellung ein.

Die Gründung des Hauses dürfte in den Beginn des 18. Jahrhunderts fallen; im Jahre 1764 sprach ein Vorfahr der Familie Dressel schon von dem alten Geschäft seines „Herrn Vatters".

Die Firma verblieb ununterbrochen im Besitz der Familie. Sie verdankt der vorbildlichen Tatkraft ihrer Inhaber, die nicht nur geschäftliche, sondern auch künstlerische Ziele verfolgen, eine glänzende Entwicklung und ihre Stellung unter den führenden Häusern der Spielwaren-Industrie.

Im Besitze der Firma sind eigene Fabriken von gekleideten Puppen (Marke C), Gelenkpuppen (hervorragende weltbekannte Marke „Jutta"), Lederpuppen und gestopften Puppen. Ferner unterhält sie ein sehr ausgebreitetes Sortiment in Sonneberger Spielwaren allerart, wie Tiere jeder Art aus Papiermasse, Holz, überzogen, gestopft, mechanisch usw., ferner Stürzenschläger, Hampelmänner, Schiffe, Pferde und Wagen u. dergl. mehr. Sodann unterhält sie auch ein sehr umfangreiches Lager in Glas-Christbaumschmuck.

Der Heim-Industrie gibt die Firma in weitestem Masse Arbeit und Brot. Viele Hunderte von Familien in Sonnebergs Umgebung, besonders dem sogenannten Sonneberger Hinterland, arbeiten, zum Teil ausschliesslich, für die Firma Dressel.

In der Nacht vom 14. zum 15. Mai 1914 fiel ein grosser Teil der Gebäude einer Brandstiftung zum Opfer. Im Jahre 1915 brannte auch ein grosser Lagerschuppen am Bahnhof nieder. Unbeirrt durch den Krieg hat die Firma in bedeutend vergrössertem Massstabe wieder aufgebaut und zur Frühjahrsmesse 1917 auch ihre Musterausstellung in Leipzig ganz erheblich und mit beträchtlichen Kosten erweitert. (Siehe Abb. 7.) Das neue Musterzimmer im Messhaus „Drei Könige", Petersstrasse, umfasst 325 qm. —



Abb. 6. Brummbär. Fabrikant: Carl Harmus jr., Sonneberg S.-M.

Vertreten ist die Firma u. a. in Berlin durch Herrn Carl Stahl, Ritterstrasse 85. Auch unterhält sie Vertretungen an fast allen Hauptplätzen des Auslandes. Das Londoner Zweiggeschäft, 9 White Cross Street E. C., erfreute sich bis zum Ausbruch des Krieges eines

ständigen Aufschwungs.

Weitreichende Vorkehrungen haben es der Firma ermöglicht, trotz ausserordentlicher Schwierigkeiten ihre Betriebe auch während des Krieges aufrechtzuerhalten.



Abb. 7. Aus dem Musterzimmer der Firma Cuno & Otto Dressel, Sonneberg S.-M.

Wer kennt noch nicht die Käthe Kruse-Puppen, die allgemein sich die Herzen der Kinderwelt erobert haben? Immer neue Modelle werden unter der persönlichen Leitung der Frau Professor Kruse in der Werkstätte der Käthe Kruse-Puppen in Bad Kösen a. d. Saale gefertigt. Diese künstlerischen Puppen sind durchweg 43 cm hoch, aus wasserdichtem Nessel gefertigt, also mit Wasser und Seife abwaschbar. Die Grundpuppen sind das Hemd- und Hosenmätzchen (siehe auch Abbildung Nr. 8). Nach eigenen Modellen werden Anzüge in dauerhaftem Material angefertigt, wobei besonders auf reizvolle Farbenzusammenstellungen geachtet wird. Die Häkel- und gestrickten Sachen sowie Stickereien sind Handarbeit. Ein von der Firma herausgegebener, künstlerisch gehaltener Katalog gewährt einen Einblick in die Schaffensfreudigkeit, die in der Werkstätte herrscht und gibt zugleich einen wertvollen Überblick über die verschiedenen Modelle, die sämtlich durch Bekleidung gewonnen werden. Aus dem Hemdenmatz entstehen reizvolle Mädchengestalten, wie Püppchen in luftigen Sommer- und pelzverbrämten Winterkleidchen, Sportdamen, Schulmädchen, Holländerinnen, tanzende Bulgarinnen usw. Der Hosenmatz lässt sich schnell verwandeln in einen Schulbuben, Kegelspieler, Soldaten, Bauern, Wintersportler usw.

Mit den Käthe Kruse-Puppen kann man stimmungsvolle Gruppen zusammenstellen, erwähnt seien nur Szenen aus Haus und Hof, Küche und Stube.

Auch als Kaffeewärmer kann eine solch künstlerisch ausgeführte Puppe dienen.

Die Käthe Kruse-Puppen bilden für unsere Kleinen eine Labung, und Jubel herrscht überall, wo diese Puppen geschenkt werden.

Metallpuppenköpfe mit der Marke „Minerva" werden von der Firma Buschow & Beck, Nossen i. Sa., hergestellt. Wäre der Artikel nicht schon vor etwa 30 Jahren erfunden worden, so hätte er während der Kriegszeit erfunden werden müssen, da er wegen Mangel an fast allen anderen Materialien, aus denen man Puppenköpfe herzustellen pflegte, unentbehrlich geworden ist. — Minerva-Metallpuppenköpfe haben aber auch mit den Jahren trotz der technischen Schwierigkeiten, die ihrer Bearbeitung entgegenstehen, eine Vollkommenheit in bezug auf Formenbildung und Ausstattung erreicht, die berechtigt, sie an die Seite aller besseren am Markt befindlichen Puppenköpfe zu stellen. Und in Hinsicht auf Haltbarkeit sind sie als unübertroffen zu bezeichnen, denn jene, aus welchem Material sie auch seien, zerbrechen oder sind brennbar, während ein Minerva-Puppenkopf weder zerbrechen noch verbrennen kann. Die Ausführungsarten sind ebenso verschieden, wie man sie bei anderen Fabrikaten hat. Eine Grössenlinie hat in das Metall eingeprägtes Haar, eine andere glatte Köpfe, auf welche Haarperücken aufzusetzen sind. Jede der Arten wird wiederum mit Brustteil und ohne solches, damit sie im Halse drehbar sind, geliefert.

Welche Vorbereitungen zur fabrikmässigen Massenerzeugung dieser Köpfe gehören, geht daraus hervor, dass die Fabrikanten hervorragende, Puppenkörper, -Glieder und -Köpfe als Spezialität bearbeitende Modelleure beschäftigen, Werkstätten für Metallgraveure, Mechaniker, Schlosser, Dreher, Klempner, Farbenspritzer, Maler, Augeneinsetzer usw. unterhalten und zahlreiche Präge-, Stanz- und Schneidemaschinen, Fallhämmer und viele andere Spezialmaschinen, teils mit Dampfkraft, teils elektrisch betrieben, in Tätigkeit haben.

Zur Friedenszeit befasste sich die Firma gleichzeitig auch mit der Erzeugung von ganzen Puppenkörpern, von Köpfen und Gliedern aus Zelluloid, einem Material, dessen Wert augenblicklich jedoch zu hoch ist, um zu Kinderspielzeug Verwendung zu finden.

Die Zahl der von der Firma beschäftigten Arbeiter ging zur Friedenszeit in die Hunderte, und da auch gekleidete Puppen und deren ganze Konfektion in Massen angefertigt werden, so sind allein mehrere hundert Heimarbeiterinnen für dieselbe tätig, teils mit Zuschneiden, Nähen und Ausstopfen von Stoffkörpern, teils mit der Perückenmacherei, mit Kopfputz, Strumpf- und Schuhmacherei.



Abb. 8. Hemdenmätzchen.
Herstellerin: Werkstätte der Käthe Kruse-Puppen, Bad Kösen a. d. Saale.

Ihren Absatz finden die Erzeugnisse des Hauses Buschow & Beck in allen Kulturstaaten. (Siehe Abbildung auf Seite 1.)

In die Reihen der interessanten, empfehlenswerten Beschäftigungsspiele gehört unstreitbar „Der Holzschnitzer". Es ist dies ein von der Firma Eduard R. Meyer in Chemnitz i. Sa., Postfach 30, herausgebrachtes Beschäftigungsspiel zur Förderung der Handfertig-

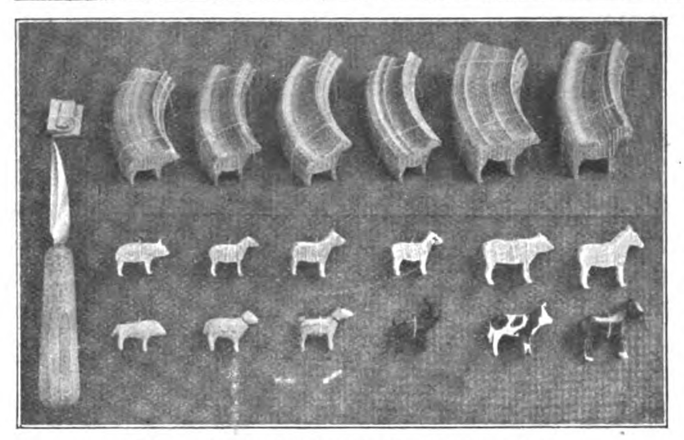


Abb. 9. Beschäftigungsspiel „Der Holzschnitzer".
Hersteller: Eduard R. Meyer, Chemnitz i. Sa.

keit für Kinder und Erwachsene. Ein Karton von „Der Holzschnitzer" enthält sechs verschiedene, gedrehte Holzreifenteile. Diese werden in heissem Wasser erweicht, davon können Tiere, wie sie halbfertig und fertig bearbeitet dem Karton als Muster beiliegen, leicht abgespalten werden. Ein besonderes Schnitzmesser erleichtert dann die Vervollkommnung der Tierfiguren und schliesslich kann jedes Kind mit den auf Wunsch beigefügten sechs Farben die Tiere mittels eines feinen Pinsels bemalen. Trotz der Vielseitigkeit ist der Karton sehr billig. Die Firma bringt natürlich auch grössere Kästen heraus für Geflügel, für Jagdtiere, für Menagerietiere, für Haustiere. Für die Kinder und Erwachsenen bietet es einen eigenen Anreiz sich die Spielwaren selbst anfertigen und eine besondere Sammlung vermittels des Kartons „Der Holzschnitzer" herstellen zu können. Kein Wunder, dass die Firma schon recht beträchtliche Aufträge entgegennehmen konnte. Die Beliebtheit dieser Spiele wird sich zweifellos noch steigern, handelt es sich doch um ein wirklich interessantes und dabei preiswertes Erzeugnis. Zu den weiteren Artikeln der Firma gehören „erzgebirgische" Miniatur-Volkskunst-Spielwaren, die besonders geschätzt sind zur Unterhaltung für gross und klein. Für Sammler und als Nippsachen, sowie zu Geschenkzwecken eignen sie sich vorzüglich. Es gibt da Bauernstuben, Schulen, Märkte, Gärten, Stallungen, Eisenbahnen, Schiffe, Wagen, Schlitten und Autos. Auch wahre Prachtstücke befinden sich in der reichhaltigen Musterkollektion, wie z. B. eine Kirche im Erzgebirge zur Weihnachtszeit. Den guten Erzeugnissen „aus dem Erzgebirge" ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Für Kinder ein sinniges, unterhaltendes und dabei belehrendes Spiel ist das Modellierspiel „Plastic". In einem sauberen, haltbaren Kasten finden sich Behälter für die verschiedenfarbige Modelliermasse. Die beigegebenen Modellierhölzer dienen zum Modellieren, Ebenen der Flächen und Abgrenzen der Formen. Eine Schiefertafel ist znm Aufbau der Masse in plastischer oder Reliefform ebenfalls nötig und vorhanden. Grösseren Kästen sind dann noch eine Anzahl Hölzer beigefügt, welche als Gerippe oder zum Befestigen grösserer Modelle dienen. Plastische Modelle zum Nachformen vervollständigen meist die Spiele. An Hand der jedem Kasten mitgegebenen Modelliervorlagen kann nun jedes Kind sofort beginnen. Fast jedes Modell wird mit Rollen, Bällchen oder eiförmigen Stückchen angefangen und dann durch Fingerdruck zusammengefügt. Die schwarze Schiefertafel, die zugleich einen guten Hintergrund abgibt, verhindert auch ein Verschmieren der Masse auf andere Gegenstände. Überhaupt sind bei diesem Spiele alle unnötigen Formen, Öle usw. vermieden, um ein Beschmutzen der Kleider zu umgehen. Gut ausgefallene Modelle kann man mit einer Schellacklösung überziehen, um dieselben, damit fester gemacht, dauernd aufheben zu können. Ersatz-Modelliermasse gibt es in allen einschlägigen Geschäften zu kaufen.

Die beigegebene Abbildung Nr. 10 zeigt zwei Kinder vor einem Modellierkasten in herzlicher Freude über ein gelungenes Werk. Mit dieser Art von Spielen hat die Firma Otto Manjock, Erste Sächsische Plastinefabrik in Dresden, den Kindern eine genussreiche Unterhaltung verschafft und es ist nur zu natürlich, dass immer weitere Kreise sich immer mehr dafür interessieren. Die Herstellungsmöglichkeit der Firma ist jedoch mit diesem Spiel noch nicht erschöpft. Sie bringt u. a. noch „Plastic"-Spiele für Perlen- und Muschelarbeiten, Kriegs- und Geländespiele, Fröbelspiele: „Der kleine Kaufmann", „Der Bilderkünstler", „Die Kindermarkthalle" u. v. a. m. heraus. Der Umsatz der Spiele wächst dauernd, ein Zeichen praktischer Verwendbarkeit.

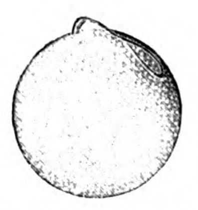
Die bekannten Spielbälle der Firma Otto May, Mechanische Spielballfabrik in Ehrenfriedersdorf in Sachsen, erfreuen sich einer immer mehr steigernden Nachfrage. Die „Globus"-Bälle stellen die Spezialität der Firma dar. Es sind dies mit Schwammfüllung versehene Stoffbälle, die eine grosse Sprungkraft haben. Diese Art von Bällen (siehe Abb. 11 u. 13) werden in bunten Farben hergestellt. Beliebt sind Bezüge in Nationalfarben. Sie haben sich namentlich den ausländischen Markt erobert, weil sie neben der hohen Sprungkraft, die die Bälle fast den Gummibällen gleichstellt, eine Unempfindlichkeit gegen Hitze und Kälte besitzen. Bei Nässe sind sie einfach zu trocknen und ist nachdem vielfach eine Erhöhung der Sprungkraft bemerkbar geworden. Die Firma ist bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit beschäftigt, leidet jedoch sehr stark an den zur Fabrikation nötigen Materialien, wie Filz usw., so dass schon grosse Orders zurückgewiesen werden mussten. Auch ein immer stärker werdender Personenmangel tritt immer mehr zutage.

Neben den „Globus"-Bällen fabriziert die Firma noch Spielbälle mit Holzwollstopfung.



Abb. 10. Kinder beim Modellieren.
Herstellerin des Modellierspieles: Firma Otto Manjock, Dresden.





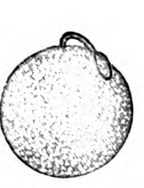




Abb. 11. „Globus"-Ball sechsteilig.

Abb. 12. Christbaumschmuck. Ges. gesch. Pappbälle mit Glasflimmer.

Abb. 13. „Globus"-Ball vierteilig.

Fabrikate der Firma Otto May, Mechanische Spielballfabrik, Ehrenfriedersdorf i. Sa.

Eine weitere Besonderheit ist Christbaumschmuck (siehe Abbildung 12). Die ges. gesch. Pappbälle sind weiss lackiert und mit Glasflimmer überzogen. Zum Aufhängen am Baume dient ein seidenartiger Henkel. Sobald wieder normale Zeiten eintreten, hofft die Firma der riesigen Nachfrage nach den vorgenannten beliebten Erzeugnissen gerecht werden zu können.

„Das Pfützenfritzchen", so nennt sich ein neues unzerreissbares Künstler-Kinderbilderbuch, das der Pfützenfritzchen-Verlag in Nürnberg, Bauerngasse 5, der Kinderwelt widmet. Ausgestattet mit etwa 30 vielfarbigen Bildern eines ersten Münchener Künstlers schildert es in vorzüglich flotten Versen in 10 Geschichten die Hauptunarten unserer kleinen Lieblinge in lustiger und erzieherisch wirksamer Weise. Seit Struwelpeters Zeiten ist dieses empfehlenswerte Bilderbuch wieder einmal ein voller Schlager, der von der Lehrerpresse als „ganz hervorragende Neuerscheinung" gepriesen wird. In den Käuferkreisen hat die Neuheit begeisterte Aufnahme gefunden, wie die guten Kaufabschlüsse zur Leipziger Herbstmesse zeigten, wo dieser Schlager erstmalig ausgestellt war. Das beigegebene Bildchen stellt eine Wiedergabe des prachtvollen bunten Titelbildes dar. Wünschen wir der deutschen Kinderwelt viel Vergnügen beim Studium des „Pfützenfritzchens"!



Abb. 14. Neuartiges Künstler-Kinderbilderbuch. Pfützenfritzchen-Verlag, Nürnberg.

Von der im Jahre 1889 von dem jetzigen Inhaber der Firma Armin Liebmann in Gera (Reuss) gegründeten Musikinstrumenten-Fabrik werden die in Fachkreisen hochgeschätzten Ziehharmonikas, Marke „Excelsior", fabriziert.

Die Zug- oder Ziehharmonika (französisch Accordéon), auch Bergmannsklavier genannt, weil früher fast ausschliesslich nur von Bergleuten, Kohlengrubenarbeitern usw. gespielt, ist durch ganz bedeutende Verbesserungen im Laufe der letzten 20 Jahre zu einem Volksinstrument im wahrsten Sinne des Wortes geworden! Namentlich hat hierzu die sehr beliebte Bauart der sogenannten Wiener, auch Italiener genannt, wesentlich beigetragen. Die gefällige und handliche Form dieser Ziehharmonikas gestattet, chromatische Instrumente bis fünf Oktaven in verhältnismässig kleinem Format zu fabrizieren, ausserdem ermöglicht die Wiener Bauart eine hübsche, ja sogar luxuriöse Ausstattung (Neusilber, Perlmuttereinlage usw.), so dass diese Instrumente, welche ferner eine angenehme Tonfülle besitzen, sich die Gunst weiterer Volkskreise erobert haben.

Auch in dem jetzigen, grossen Weltkriege spielt die Ziehharmonika eine Rolle, indem viele Tausende an unsere Kämpfer in die Schützengräben, an die Flotte usw. versandt werden. —

Ferner fabriziert die Firma Armin Liebmann die gesetzlich geschützten Amabile-Musikwerke (mit auswechselbaren runden Metallnoten), die vorwiegend der Unterhaltung für Kinder, in Familien, Tanzkränzchen usw. dienen. Diese Instrumente erfreuen sich durch ihre angenehme, melodiöse Musik einer immer weiteren Verbreitung.

Schliesslich sei noch die als dritte Spezialität fabrizierte Simplex-Harmonika erwähnt, ein mechanisch spielbares Instrument in Bandonionform. Diese Harmonika ermöglicht den Unmusikalischen, sich eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen, ja sogar bei etwas Übung, Virtuos zu werden!

Die Instrumente der Firma Armin Liebmann sind auf mehreren Weltausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet worden. (Siehe Inserat S. 15.)

Unter dem Namen „Oleoplast" bringt die Kunst- und Verlagsanstalt „Oleoplast" G. m. b. H. in Hamburg neuartige künstlerische Gemälde-Postkarten heraus. Die Karten sind Ölgemälden verschiedener Meister täuschend nachgebildet. An den Karten glaubt man die Pinselführung der Originale wahrnehmen zu können. Ohne Zweifel wird diese Neuheit in weitesten Kreisen viel Beifall finden und Sammler werden von den fortschreitend erscheinenden Neuheiten mit Interesse Kenntnis nehmen. Zu Geschenkzwecken und als Zimmerschmuck eignen die Oleoplast-Ölgemälde-Postkarten sich sehr.

Die Bedeutung der Pumpenfabrikation für andere Industrien.

Angesichts der hohen Bedeutung, die die Pumpenfabrikation für fast alle anderen Industrien besitzt, dürfte es mit Rücksicht auf den nach dem Kriege zweifellos kommenden allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung von Interesse sein, auf ein grosses Werk für Pumpenfabrikation näher einzugehen.

Zu den grössten Firmen auf diesem Gebiete gehört die im Jahre 1871 gegründete und aus kleinen Anfängen hervorgegangene Klein, Schanzlin & Becker-Aktiengesellschaft in Frankenthal in der Pfalz. Der Leiter des Unternehmens, aus dem die Mitbegründer Schanzlin und Becker schon nach kurzer Zeit ausschieden, war von Anfang an der Ingenieur Joh. Klein. Im Gründungsjahre beschäftigte die Firma 12 Arbeiter und befasste sich hauptsächlich mit der Herstellung von Armaturen. Nach und nach erweiterte sich aber mit der Vergrösserung des Betriebes auch das Arbeitsfeld; so kam besonders die Pumpenfabrikation hinzu, die heute von dem Unternehmen als weltbekannte Spezialität betrieben wird. Infolge der rastlosen Tätigkeit des Leiters der Firma konnte der in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts erfolgte allgemeine industrielle Aufschwung so wahrgenommen werden, dass die Firma bald zu den ersten Unternehmungen ihrer Industrie gezählt wurde. Im Jahre 1887 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Heute umfassen die Fabrikanlagen einen Gesamtflächeninhalt von rund 200 000 qm, und die Zahl der Beamten und Arbeiter beträgt 4000. Das Aktienkapital ist nach und nach auf 3 Millionen Mark erhöht worden.



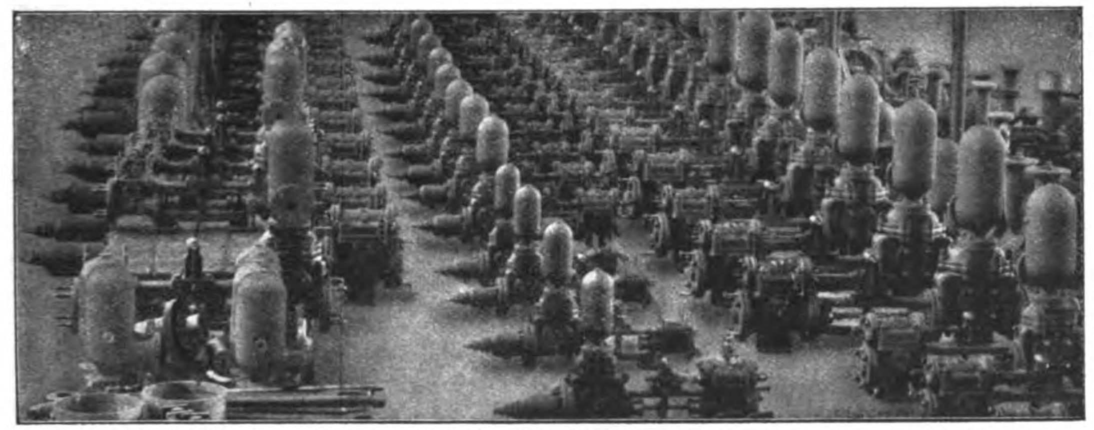
Kommerzienrat Joh. Klein †.

Die mustergültigen Fabrikbauten sind durchweg sehr tief, einstöckig und mit Oberlicht versehen; der grösste Wert ist auf Übersichtlichkeit, Helligkeit der Räume und besonders auf vollkommene Einrichtungen, modernste Werkzeugmaschinen und Vorrichtungen gelegt worden. Für den Antrieb von mehr als 1500 Werkzeugmaschinen, für Prüffelder und für die Beleuchtung der Fabrik stehen Dampfkessel von 1500 qm Heizfläche, ferner 2 Dampfmaschinen, 2 Umformer und 1 Turbogenerator mit einer Leistung von zusammen 2500 PS zur Verfügung. Während des Krieges wurde die Fabrik erheblich vergrössert.

Aus der Pumpenfabrik des Werkes ist eine Anzahl



Europas bedeutendste Trinkwasserversorgung: Landesversorgung Niederstotzingen bei Ulm.
Die Anlagen wurden ausgeführt von der Klein, Schanzlin & Becker Akt.-Ges. in Frankenthal, Pfalz.



Vorratslager von Simplexpumpen. Herstellerin: Klein, Schanzlin & Becker Akt.-Ges. in Frankenthal, Pfalz.

bekannter Pumpenkonstruktionen hervorgegangen. Von diesen hat besonders die Kleinsche Una-Pumpe grosse Verbreitung gefunden. Gleichzeitig wurde dem Bau von sonstigen Pumpenarten, wie einfacher Kolben-, Dampf-, Zentrifugal- und Luftpumpen, als auch dem Bau von Kompressoren hohes Interesse zugewandt. In neuerer Zeit ist man auch zur Fabrikation von Handpumpen, wie Frankonia-, Handkolben-, Diaphragma-, Abessinier- und Flügelpumpen übergegangen.

In grösserem Umfange betreibt die Firma heute den schon früh aufgenommenen Bau von Zentrifugalpumpen für grosse Fördermengen und Förderhöhen. Aus den Hochdruck-Zentrifugalpumpen hat sich die bekannte Miniatur-Zentrifugalpumpe „Kleinod“ herausgebildet.

Für die chemisch-technische Industrie hat die Firma eine ganze Reihe bewährter Spezialkonstruktionen von Zentrifugalpumpen geschaffen, die besonders zur Förderung von allen Arten Säuren, Laugen oder verunreinigten Flüssigkeiten geeignet sind und vermöge ihrer gut ausgebildeten Schaufelkonstruktionen auch aus hohem Vakuum saugen können. Diese Pumpen werden je nach der Art der Flüssigkeit aus Bronze, Stahlguss oder sonst säurebeständigem Material hergestellt. Für die Förderung von schleimigen und breiigen Massen werden Membran- und Plungerpumpen mit Kugelventilen geliefert.

Bei allen Fabrikaten der Firma wird besonders darauf geachtet, dauernd Verbesserungen zu schaffen, und die Bestrebungen und Erfolge des Werkes in dieser Richtung sind auch allseits anerkannt worden. Die Qualität des zu verarbeitenden Rohmaterials wird im eigenen Laboratorium stets einer sorgfältigen Kontrolle unterzogen; ebenso werden auch alle ausgehenden Fertigfabrikate ausnahmslos vor dem Versand genau geprüft und probiert. Die Gesellschaft verwendet jährlich für den inneren Ausbau des Betriebes bedeutende Summen, um dadurch alle Betriebszweige auf moderner Höhe zu halten und durch wissenschaftliche Arbeiten und ständige Versuche auch den Anforderungen der Zukunft gerecht zu werden. Auf zahlreichen grossen Ausstellungen des In- und Auslandes wurden der Gesellschaft erste Auszeichnungen zuerkannt.

Eine besondere Spezialität der Gesellschaft ist die Herstellung der für alle Industrien ausserordentlich wichtigen Kondenstöpfe, die der gefahrlosen wirtschaftlichen und selbsttätigen Ableitung des Kondenswassers aus Rohrleitungen, Dampfzylindern usw. dienen; von Kleinschen Kondenstöpfen, die gleichsam den Standard-Kondenstopf darstellen, sind weit über eine halbe Million Stück im Gebrauch.

Die Firma war auch auf der Leipziger Messe mit verschiedenen Spezialartikeln vertreten. Ausgestellt waren besonders Pumpen für den Export und die Landwirtschaft, wie Handpumpen allerart und die bekannten Kleinschen Flügelpumpen. Diese Pumpentypen nehmen innerhalb der ausgedehnten Fabrikation der Firma einen besonderen Raum ein; sie werden als Massenfabrikate in allen Grössen und für alle Zwecke hergestellt und stets in grossem Vorrat auf Lager gehalten.

Besondere Erwähnung verdient noch ein Pumpentyp, den das Werk auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen zu einer Vollendung herausgearbeitet hat, die nicht mehr übertroffen werden dürfte: die sogenannten Simplexpumpen (schwungradlose Dampfpumpen) für Kesselspeisung und Wasserförderung. Sie arbeiten bei einem Druck bis zu 15 Atm. und 150 m Förderhöhe, sind in sich geschlossene Maschinen, die fertig zusammengestellt und geprüft zum Versand kommen, keiner schweren Fundamente bedürfen, nach Herstellung der Rohranschlüsse sofort betriebsfähig sind und in jeder Kolbenstellung sofort selbsttätig anlaufen, sobald Dampf aufgelassen wird. Sie besitzen grosse Leistungsfähigkeit bei einfacher, solider Konstruktion, geringem Raumbedarf und billigem Preis. Alle Teile sind leicht zugänglich und auswechselbar. Gegenüber den

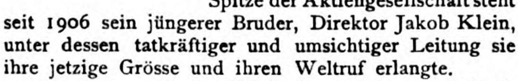


Transportable Diaphragmapumpe.
Herstellerin: Klein, Schanzlin & Becker Akt.-Ges. in Frankenthal, Pfalz.

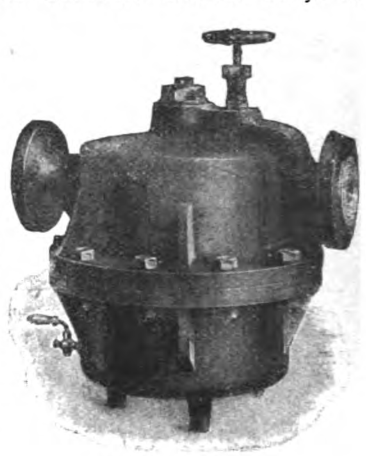
Duplexpumpen haben sie den Vorzug grösserer Einfachheit und dadurch bedingter grösserer Betriebssicherheit, während die Reparaturkosten erheblich geringer sind, da die Simplexpumpe weniger bewegte, dem Verschleiss unterworfene Teile hat; auch bedürfen sie geringer Wartung, da wenig Schmierstellen und Stopfbüchsen vorhanden sind. Schliesslich ist bei ihnen auch der Dampfverbrauch geringer, da nur ein Zylinder unter Dampf steht und die schädlichen Räume infolgedessen kleiner sind. Simplexpumpen können innerhalb ihrer Leistungsgrenzen auf jede Hubzahl eingestellt werden, was hauptsächlich bei Speisung von Dampfkesseln grosse Vorteile bietet, da man die Pumpenleistung der Verdampfung des Kessels genau anpassen kann.

Kleins Flügelpumpe. Herstellerin: Klein, Schanzlin & Becker Akt.-Ges., in Frankenthal, Pfalz.

Der im Jahre 1897 zum Kgl. Bayer. Kommerzienrat und im Jahre 1915 zum Ehrenbürger der Stadt Frankenthal ernannte Begründer des Werkes Joh. Klein trat 1906 in den Aufsichtsrat über und stellte als dessen Vorsitzender bis zu seinem am 23. Oktober 1917 erfolgten Tode seine reichen Erfahrungen und weitgehenden Beziehungen in den Dienst seines Werkes. An der Spitze der Aktiengesellschaft steht seit 1906 sein jüngerer Bruder, Direktor Jakob Klein, unter dessen tatkräftiger und umsichtiger Leitung sie ihre jetzige Grösse und ihren Weltruf erlangte.



Es dürfte auf der Hand liegen, dass das Werk während des Krieges in weitestem Umfange auch in den Dienst des Heeres und der Marine gestellt worden ist; geliefert werden ausser direktem Kriegsmaterial in grosser Anzahl Pumpen für Schützengrabenentwässerung und andere Kriegszwecke. Im November 1916 trat die Gesellschaft in eine Fabrikationsgemeinschaft zu der weltbekannten Lederfirma Cornelius Heyl in Worms, der sie ihre reichen technischen Erfahrungen zur Verfügung stellte und so die Teilnahme an Arbeiten für den Heeresbedarf in weitem Masse ermöglichte. Ferner wurde kürzlich in Pirmasens eine Zweigfabrik mit etwa 600 Personen angegliedert. Die Gesellschaft hat sich dadurch ein anerkennenswertes Verdienst auch in nationalem wie humanitärem Sinne erworben, indem sie durch Umstellung bisheriger an Arbeitsmangel leidender Betriebe der Leder- bzw. Schuhfabrikation in solche der Kriegsindustrie es Hunderten von Arbeitern und Arbeiterinnen ermöglichte, auch weiterhin lohnenden Erwerb an ihren Heimatorten zu finden.



Kleins Kondenstopf. Herstellerin: Klein, Schanzlin & Becker Akt.-Ges., in Frankenthal, Pfalz.

Männer der Industrie.

Herr Kommerzienrat August Ventzki in Graudenz, der Begründer der Maschinenfabrik gleichen Namens, hat als Ingenieur seine hohen technischen Kenntnisse, die er in Friedenszeiten so oft bewiesen hat, sofort nach Ausbruch des Weltkrieges dem kriegstechnischen Gebiete zugewendet. Auch hier blühten ihm grosse Erfolge und in Anerkennung seiner hohen Verdienste ist ihm neuerdings vom österreichischen Kaiser, bei dessen Armee die wichtigen Erfindungen ebenfalls eingeführt sind, das Offizierskreuz des Franz Joseph-Ordens mit Kriegsdekoration verliehen worden. Von deutscher Seite aus fanden seine Leistungen gebührende Anerkennung durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes am weissschwarzen Bande und verschiedener Orden der Bundesfürsten. Der Sultan ehrte den bekannten Erfinder durch die Verleihung des Eisernen Halbmondes. Möge seine technisch-schöpferische Tätigkeit noch weitere Erfolge zeigen.



Kommerzienrat August Ventzki.

Bücherbesprechungen.

Türkisch für Offiziere und Mannschaften. Gespräche, Wörtersammlung und Grammatik zum Selbstunterricht. Mit einem Anhang: Gespräche mit Verwundeten und Kranken. Von Wely Bey Bolland. 8°, 156 S., steif geheftet mit eingestecktem kleinen Soldatensprachführer. Mk. 4.80. Verlag von Wilhelm Violet in Stuttgart.

Unsere nach dem Orient abgehenden Soldaten, Pfleger und Pflegerinnen können nichts Besseres tun, als sich mit diesem praktischen Führer zu versehen. Kenner und Nichtkenner der türkischen Sprache und Schrift werden ihn mit gleichem Nutzen verwenden können. Übrigens ist dieses Buch infolge seines reichen Inhalts an praktischem Sprachstoff geeignet, jedem Türkisch Lernenden vorzügliche Dienste zu leisten.

Heliogabal. Von Louis Couperus. Nach dem holl. Original übertragen und bearbeitet von Else Otten. Geheftet Mk. 6.—, gebunden Mk 7.—. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Diese Arbeit hat mit der ersten Schilderung des Lebens des römischen Kaisers Heliogabalus von Aelius Lampridius nur die nackten Tatsachen der Geschichte gemein. Couperus überrascht in seinem Romane „Heliogabal" durch die Feinheit der Motivierungen, die unendliche Mannigfaltigkeit der psychologischen Beziehungen, durch die anschauliche Plastik der Charaktere, die dramatische Wucht der Handlung und den Reichtum der Bilder an glühenden Farben.

Indienfahrt. Von Waldemar Bonsels. Geheftet Mk. 5.—, in Halbleinen Mk. 6.50. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Bonsels sah das Wunderland Indien mit seinen besonderen deutschen Dichteraugen und so sehen und erleben wir es mit ihm, wenn wir dieses Buch lesen, das Indiens Wunder in den prachtvollsten Worten uns offenbart.

Indien. Von Dr. Sten Konow, Professor für Kultur und Geschichte Indiens, Hamburg. (Aus Natur und Geisteswelt. 614. Bändchen.) Gebdn. Mk. 1 50, geheftet Mk. 1.20. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1917.

Bei der besonderen Stellung, die Indien innerhalb des britischen Reiches einnimmt, und den Hoffnungen, die man vielfach bei uns an diesen Umstand geknüpft hatte, spielt das indische Problem in den öffentlichen Erörterungen eine bedeutende Rolle. Das vorliegende Bändchen eines eingehenden Indienkenners, des schwedischen Gelehrten und jetzigen Professors am Hamburger Kolonialinstitut, Sten Konow, das ohne Leidenschaft und Parteinahme in das Verständnis des indischen Problems einführt, verdient Beachtung. Die von tiefer Sympathie für Indien getragene Darstellung gibt, ausgehend von einer Erörterung der Bodenbeschaffenheit und klimatischen Verhältnisse Indiens ein Bild der Bevölkerungsverhältnisse, der Rassen und Kasten, der Sprachen und Dialekte, wie der religiösen Verhältnisse, der Volkswirtschaft und Verwaltung des heutigen Indiens.

Der den Schluss der Darstellung bildende historische Überblick legt besonderes Gewicht auf Geschichte und Leistung der indischen Kultur.

Winke für die Anlage und Führung der Registratur im neuzeitlichen Geschäftsbetriebe und bei Behörden.

Im Verlag der bekannten Fabrik Stolzenberg, Oos-Baden, erschien soeben das oben genannte Werkchen, welches eine längst gefühlte Lücke in der Literatur über Bureaubedarf ausfüllt und zahlreichen Interessenten willkommene Belehrung und Aufklärung über die verschiedenen Methoden der Briefablage oder Registratur geben wird.

Die Abteilung Registratur hat bislang an den wenigsten Stellen die Würdigung erfahren, die sie verdient, und die Auffassung war nicht selten, dass ein gerade von der Schule gekommener Lehrling genüge, um die Registratur auf Grund einiger flüchtiger, mündlich erteilter Instruktionen zu besorgen. Wer das Stolzenberg-Buch über Registratur gelesen hat, wird anderer Meinung sein und einsehen, dass es auch bei der Briefablage Probleme gibt, welche gelöst sein wollen, und dass die sachgemässe Erledigung der Registratur eine Erfahrung verlangt, welche der Lehrling nicht besitzen kann.

Nicht nur die Selbstgebraucher, also kaufmännische, industrielle und behördliche Bureaus würden gut tun, ein oder mehrere Exemplare des Buches (Preis Mk. 1.—) für ihre Registraturbeamten anzuschaffen, sondern auch die Beamten selbst sollten die kleine Ausgabe nicht scheuen. Für Handelsschulen ist das Werkchen direkt als ein Lehrbuch anzusprechen, welches weder in der Bibliothek der Anstalt selbst, noch in den Händen der Lehrer fehlen sollte, welche die angehenden Jünger Merkurs auszubilden haben. Das Buch bietet den Lehrern der Handelswissenschaft mancherlei Hinweise, wie sie das praktische Wissen ihrer Schüler nach wichtigen Richtungen erweitern können, und ganz besonders da, wo Musterkontore den Schulen angegliedert sind, ist das Buch von nicht zu unterschätzendem Werte, so dass diese Anschaffung bestens empfohlen werden kann.



Spediteur-Tafel



Basel (Schweiz).

Hediger & Co., Spedition, Lagerhaus, gegründet 1730.

Berlin.

Berliner Paketfahrt-Gesellschaft Starke & Co., S., Ritterstr. 98/99.

Montag & Schaeffer, Exportspedition, S. 42, Moritzplatz.

A. Warmuth, Spediteur, C. 2.

Brassó (Ungarn).

Ludwig Schmidt, Spezialdienst für Balkanstaaten.

Breslau.

Gustav Knauer, Hofspediteur.

Danzig. **Elbing.**

Adolph von Riesen, gegr. 1808.

Hamburg.

Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Köln-Mülheim.

Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei.

Leipzig.

Moritz Merfeld.

Uhlmann & Co., gegründet 1853.

München-Gladbach.

Internationale Speditions-Gesellschaft m. b. H.

Sassnitz a. Rügen.

C. Faust jr., Spedition u. Handel G. m. b H. Fernspr. 3.
(Regelmässiger Verkehr nach und von den nordischen Ländern.)

Stettin.

Spediteur-Verein Herrmann & Theilnehmer.

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

• März 1918 •  No. 7 • VII. Jahrg.

Die Leipziger Messen im Dienste des deutschen Kunstgewerbes.

Von P. Max Grempe, Berlin-Friedenau.

Wenn der Weltkrieg auch viel Schlimmes über die Menschheit gebracht hat, so verdankt ihm doch unstreitig die Leipziger Messe ein erhöhtes Interesse in weiteren Kreisen. Hierfür spricht nicht allein die Tatsache der staatlichen Zuschüsse, sondern auch der zunehmende Besuch der alten sächsischen Handelsstadt während der Messen von Einkäufern, die früher nicht erschienen waren. Der Warenmangel hat somit zustande gebracht, was bis zu einem gewissen Grade die Friedenszeit nicht zu vollbringen vermochte, da ja früher in den meisten Branchen der Besuch der Kaufmannschaft durch Reisende und Agenten üblich war und bescheidenen Händlern den Messbesuch „ersparte".

Das erfreuliche Interesse für die Leipziger Messe geht neuerdings mehr darauf hinaus, diese Warenschaustellung in den Dienst auch des deutschen Kunstgewerbes zu stellen. In dieser Hinsicht verdient ein Vorschlag Beachtung, den über „Kunstgewerbe und Qualitätsarbeit auf der Leipziger Messe" Hanns Kropf-Köln in der „Frankfurter Zeitung" gemacht hat. In dieser Anregung wird mit Recht darauf hingewiesen, dass der Andrang auf den letzten Messen auch von solchen Einkäufern sehr stark war, die Luxusgegenstände begehrten. Kropf erörtert nun die Frage, wie es am besten gelingen wird, die Messorganisation so zu gestalten, dass sich die Einkäufer auch ohne grosse Messpraxis schnell über den Stand der Erzeugung unserer Kunstgewerbezweige unterrichten können.

Hinsichtlich der Qualitätsarbeiten, die auf kunstgewerblichem Gebiet auszustellen sind, möchte der genannte Autor sowohl die fabrikmässig hergestellten kunstgewerblichen Arbeiten heranziehen, wie die industrielle Qualitätsarbeit. In der ersterwähnten Hinsicht kommen sonach Erzeugnisse künstlerischer Art für den ausgesprochenen Kunstluxus (Gläser, Kunstporzellan, Schmuck usw.) in Betracht, während es sich im übrigen um Massenartikel handelt, die entweder schon veredelt sind oder deren Verbesserung möglich ist. Ausserdem wünscht Kropf auch noch die von Kunstgewerblern erzeugten Einzelgegenstände auf der Messe vertreten

(Fortsetzung S. 4.)

zu sehen, die entweder zum direkten Verkauf stehen oder der Industrie als Modelle dienen sollen.

Für die hier in Rede stehenden Zwecke wird auf der Messe nicht mit Unrecht eine Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse verschiedener Art nach dem Vorbilde der Museen als abwegig betrachtet. Kropf schlägt ein im Zentrum des Messbetriebes liegendes Gebäude für die Zusammenfassung der kunstgewerblichen Messausstellungen vor. Dabei wird die unentgeltliche Hergabe der für diese Ausstellungszwecke in Betracht kommenden Räume gewünscht. Begründet wird dieser Vorschlag: „Nur so ist es zu erreichen, dass diejenigen Industriellen, die in der Güte einwandfreie Dinge erzeugen, sich auch bereit erklären, diese gesondert auszustellen. Derartige Industrielle haben gewöhnlich bereits langjährige Verträge auf ihre gemieteten teuren Plätze." Kropf ist der Meinung, dass man daher von ihnen „unmöglich noch Geld für weitere Platzmiete verlangen" könne.

Sicherlich ist zunächst einmal diese Geldfrage nicht die Hauptseite des Problems. Aber es will uns scheinen, als wenn der finanzielle Gesichtspunkt durch diese Forderung unnütz stark betont ist. So „geldscheu" sind glücklicherweise auch im Kunstgewerbe zahlreiche Interessenten nicht, dass sie von der Mietfrage ihre Beteiligung abhängig machen werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die so in Betracht kommenden Sondermieten für die Vertretung auch in dem kunstgewerblichen Messpalast für manche Zweige keine nennenswerte Rolle spielen. Vielleicht kommt man zu dem von Kropf gewünschten Ergebnis schneller, wenn man die Möglichkeit ins Auge fasst, nur diejenigen Kunstgewerbezweige, die solcher Unterstützung bedürfen, zu begünstigen. Da zudem ja auch zahlreiche Unternehmer kunstgewerblicher Erzeugnisse bisher nicht auf der Messe waren, so fällt für diese der Gesichtspunkt doppelter Miete von vornherein fort. Es kann allerdings in manchen Fällen nötig und zweckmässig sein, einzelne Vertreter bestimmter Kunstgewerbezweige oder grössere Gruppen zunächst einmal durch Mietfreiheit oder Mietnachlass für die Beteiligung an diesem Teil der Leipziger Messe zu gewinnen.

Im übrigen gehen Kropfs Vorschläge darauf hinaus, allerdings durch die Mietfreiheit die Möglichkeit einer Art Zulassungsprüfung der auszustellenden Erzeugnisse zu schaffen. Es heisst in dieser Hinsicht: „Die Waren, die dieses kunstgewerbliche Messhaus zeigen würde, müssten durch eine Kommission ausgesucht werden, die gleichzeitig engste Fühlung mit den Fabrikanten, mit den Künstlern und Einkäufern unterhält, die ein sachlich begründetes Verständnis für die Wünsche dieser drei Gruppen hat. Dann würde es also ein Ehrentitel sein, in diesem Hause auszustellen. Eine Abstempelung, die noch weiter unterstrichen würde durch die Art der Aufstellung, der Ausgestaltung der Räume und der Drucksachen. Ist die Wahl der Gegenstände getroffen, so wären sie dem Leiter dieses Hauses zu überantworten, der die Aufstellung beaufsichtigt und den Verkehr zwischen den Parteien in die Wege leitet." Demnach würde hier allerdings der übliche direkte Messverkehr zwischen Erzeuger und Einkäufer fortfallen. Es würde sich zum mindesten zwischen den Fabrikanten und den Händler der sachverständige Leiter des kunstgewerblichen Messpalastes schieben. Die Idee wird im ersten Augenblick manchen Messfreund befremden. Aber auch hier wird es sich darum handeln, in der praktischen Umlernung einige Fähigkeiten zu entwickeln. Es schadet jedenfalls gar nichts, wenn sich auch die Formen des Messverkehrs weiterentwickeln, für bestimmte Bedürfnisse neue Formen annehmen. Es leuchtet ein, dass eine derartige Mittelsperson Wünschen und Anregungen aus kunstgewerblich interessierten Kreisen gewöhnlich viel objektiver gegenüberstehen wird, als die Erzeuger selbst. Umgekehrt wird er — entsprechende Fähigkeiten vorausgesetzt — nicht selten die Gesichtspunkte neuer kunstgewerblicher Richtungen usw. an Hand der für den Messbetrieb ausgesuchten Musterexemplare doch recht eindringlich zur Geltung bringen können.

Den Betrieb in dem kunstgewerblichen Messpalast denkt sich Kropf im übrigen durchaus „messgemäss". Denn: es muss also, um dem Sinn und dem Zweck der Messe zu entsprechen, für den Einkäufer möglich sein, in der kürzesten Zeit seine Wünsche und Anfragen zu befriedigen. Der Dilettantismus im Kunstgewerbe, der sich bedauerlicherweise auch auf der Messe gelegentlich recht breit gemacht hat, müsste von der kunstgewerblichen Halle grundsätzlich ausgeschieden sein. Begründet wird diese Forderung damit, dass sonst der Besuch dieses Messpalastes den Eindruck des deutschen Kunstgewerbes verderben und den wünschenswerten guten Ruf der Messe in dieser Hinsicht gefährden könnte.

Zweifelsohne kann in kunstgewerblicher Hinsicht die Messe in Zukunft, selbst wenn die im vorstehenden erörterte Idee auch in etwas anderer Form Verwirklichung findet, noch ausserordentlich viel leisten. In nicht wenigen Gewerbezweigen, die bisher auf der Messe ausstellten, liegen in der Tat die Verhältnisse so, dass infolge Unkenntnis künstlerischer Gesichtspunkte und berechtigter kunstgewerblicher Forderungen Fabrikate auf manchen Ständen zu sehen waren, die bei entsprechender Anregung von den Erzeugern ebensogut hätten in ästhetisch befriedigenderer Form ausgeführt werden können. Gelingt es, in irgendeiner Form die Beteiligung des Kunstgewerbes an den Messen wesentlich zu fördern, so wird umgekehrt daraus auch für die gewöhnlichen Ausstellungen manche Befruchtung gezeitigt werden. Der Kunstgewerbler wird bei manchen Erzeugnissen, die er zur Ergänzung seiner Ausstellungen usw. braucht, die ästhetischen und sonstigen Gesichtspunkte zur Geltung bringen können. Dadurch werden viele Industrielle, Techniker und Erfinder oft auf Gesichtspunkte aufmerksam gemacht werden, die ihnen bis dahin mehr oder minder unbekannt waren. Es kommt hinzu, dass naturgemäss auch zahlreiche Erzeugnisse für den normalen Messbedarf rein nach den Gesichtspunkten der Zweckmässigkeit für einen bestimmten Gebrauch entstanden sind. Erst in der weiteren Entwicklung kann dann die kunstgewerbliche Ausgestaltung ins Auge gefasst werden. Das wird natürlich bei grosser Beteiligung kunstgewerblicher Kreise auf zukünftigen Messen schneller als früher erreichbar sein. Diese Interessenten werden ja neben der persönlichen Betonung ihrer kunstgewerblichen Anforderungen auch durch Fachpresse, durch Messvorträge usw. zu wirken suchen. Wir heben diese Gesichtspunkte darum hervor, um denjenigen Freunden der Leipziger Messe, die ebenfalls für entschiedenere Heranziehung kunstgewerblicher Interessenten sind, aber Bedenken gegen Gratisplätze usw. haben, zu zeigen, dass auch auf anderen Wegen dem Ziel mehr oder minder nahezukommen ist.

Für den Gedanken eines kunstgewerblichen Messpalastes mit finanziell unabhängiger Leitung durch geeignete Künstler und Kunstgewerbler während der Messe macht Kropf noch die Tatsache geltend, dass die Leipziger Zusammenkünfte bis jetzt die einzige Möglichkeit sind, um die massgebenden Ein- und Verkäufer der Industrie- und Gewerbezweige an einem Zeitpunkt zu treffen. Daraus folgert er mit Recht, dass es wünschenswert ist, dieses Zusammensein aller Faktoren, welche auf Güte und Form der deutschen Waren entscheidenden Einfluss haben, auch praktisch auszunutzen, um durchgreifende Verbesserungen künstlerischer und ähnlicher Art zu erzielen. Zugegeben muss werden, dass bis zu einem gewissen Grade der genannte Autor auch recht hat wenn er sagt, dass es

oft den Einkäufern gewisser Warengattungen schwer ist, dem Fabrikanten klarzumachen, was in kunstgewerblicher Hinsicht gewünscht wird, da beide in den wenigsten Fällen über das entsprechende Zeichentalent verfügen. Auch die Adresse von Künstlern brauchbarer Art für diese Zwecke ist gewöhnlich unbekannt, ja bisher kamen diese Kreise wohl auch überhaupt nicht auf den Gedanken, rechtzeitig einen Kunstgewerbler hinzuzuziehen. Als Ausweg hieraus sieht Kropf den Gang dieser Interessenten auf der Messe zur kunstgewerblichen Ausstellung vor, wo auch Entwürfe sein sollen, damit hier mit den Künstlern oder mit entsprechend gebildeten Vertretern die Fragen besprochen werden.

Wenn wir auch nicht wissen, wann endlich einmal wieder Friedensmesse sein wird, so müssen wir uns doch klar sein, dass wir auch in dieser Hinsicht Vorarbeiten zu leisten haben. Lassen wir es dahingestellt sein, ob die Messversuche in feindlichen und neutralen Ländern für die Zukunft Bedeutung behalten oder nicht. Auf alle Fälle müssen wir uns klar sein, dass nach dem Frieden die Kritik unserer jetzigen Feinde an den deutschen Erzeugnissen viel schärfer als jemals früher sein wird. Ob der Franzose in den Fragen des Geschmacks nun tatsächlich immer das Richtige trifft oder nicht, kann hier auch unerörtert bleiben, wenn es uns nur gelingt, die deutschen Industrien ganz allgemein dahin zu bringen, durchweg ihre Fabrikate auf der Messe in solcher Beschaffenheit auszustellen, dass tatsächlich nicht mehr grobe Verstösse gegen grundlegende Gesichtspunkte der künstlerischen Gestaltung und der kunstgewerblichen Geschmacksbildung zu verzeichnen sind.

Die Frage der Ausgestaltung der Leipziger Messe im Interesse der Qualitätsarbeit und der kunstgewerblichen Förderung ist sicherlich wichtig genug, um noch während der Kriegszeit die Interessenten zu beschäftigen. Von der glücklichen Lösung auch dieser Frage hängt nicht wenig die Zurückgewinnung ausländischer Absatzmärkte für die besseren deutschen Fabrikate ab. Uns muss jedenfalls daran liegen, in Zukunft noch viel mehr als vor dem Kriege durch Qualitätsarbeit zu wirken. Die Leipziger Messe ist aber das beste Spiegelbild deutscher Leistungsfähigkeit. Zeigen in zukünftigen Friedensmessen die ausgestellten Waren der verschiedenen Branchen, dass neben der Güte der technischen Ausführung auch der gute Geschmack auf seine Kosten kommt, so wird das dazu beitragen, für die deutschen Produkte willig Preise seitens der Einkäufer internationaler Art zu erzielen, die unserer Volkswirtschaft ausserordentlich zugute kommen werden.

Österreichs Haarhut-Industrie.

Die im vorigen Jahre in Deutschland verfügte Beschlagnahme der rohen Hasen- und Kaninfelle und das damit ergangene Ausfuhrverbot für Hasen- und Kaninhaare hatte für die österreichische Haarhut-Industrie eine arge Bedrängnis zur Folge. Ja man fürchtete sogar eine Lahmlegung der Betriebe durch den Mangel an Rohstoffen. Die österreichische Regierung hat nun nach längeren Verhandlungen mit der deutschen Regierung ein Abkommen geschlossen, wonach die wechselseitigen Beziehungen durch Entgegenkommen von beiden Seiten für die Kriegsdauer und auch für die Übergangswirtschaft aufrechterhalten werden können. Österreich gestattet neuerdings die Ausfuhr eines Teiles der auch weiterhin beschlagnahmten Hasen- und Kaninfelle nach Deutschland unter der Bedingung, dass das durch Veredlung gewonnene Haar, entsprechend der ausgeführten Menge Felle wieder an die österreichischen Hutfabriken zur Verteilung zurückgeführt werden muss. Die deutsche Regierung hat die Ausfuhr des Haares genehmigt. Mit der Durchführung der ganzen Geschäfte, in Deutschland wie in Österreich, wurde ein Leipziger Haus betraut. Für den deutschen Fellhandel gewiss eine Auszeichnung!

Handelsteil.

50 Jahre Dürkoppwerke. Eine der bekanntesten führenden Firmen der Maschinen-Industrie Deutschlands, die Dürkoppwerke A.-G., konnte jüngst auf ihr 50jähriges Bestehen zurückblicken. Aus den bescheidenen Anfängen einer kleinen Werkstatt mit 4 Gehilfen, die der jetzt noch als Generaldirektor an der Spitze des Werks stehende Nikolaus Dürkopp im Oktober 1867 errichtete, ist unter seiner tatkräftigen und zielbewussten Leitung ein Werk von gewaltigem Umfang geworden, dessen Anlagen allein in Bielefeld, Berlin und Graz eine Bodenfläche von 300000 Quadratmeter bedecken, und das einschliesslich seiner Niederlassungen in Berlin, Brüssel, Chemnitz, Graz und Wien 6000 Angestellte und Beamte beschäftigt. Am 1. April 1889 erfolgte die Umwandlung der offenen Handelsgesellschaft in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 2500000 M., das inzwischen auf 4500000 M. erhöht worden ist. Die Erzeugnisse der Gesellschaft: Nähmaschinen, Fahrräder, Motorfahrzeuge, Milch- und Ölschleudern geniessen seit Jahren Weltruf.

Bücherbesprechungen.

Von Deutschlands Industrie und Kunstgewerbe auf der Leipziger Messe. Von Jean Beck, München. Herausgegeben vom Messamt für die Mustermessen in Leipzig.

In schmuckem äusseren Gewande hat das Messamt für die Mustermessen in Leipzig den Wortlaut eines Vortrages, den der bekannte Münchener Kunstkeramiker Jean Beck kürzlich im Verein für deutsches Kunstgewerbe E. V. in Berlin gehalten hat, in Broschürenform herausgegeben und sich damit ein Verdienst erworben. Herrn Jean Beck, der berufensten Persönlichkeit, dieses wichtige Gebiet zu behandeln, ist übrigens jüngst vom König Ludwig von Bayern für seine Verdienste auf dem Gebiete des deutschen Kunstgewerbes das Verdienstkreuz des heiligen Michael 4. Klasse verliehen worden. Der Raummangel gestattet leider ein besonderes Eingehen auf die hochwichtigen Ausführungen nicht und so sei nur gesagt, dass der Inhalt des Werkchens, ersichtlich aus den nachverzeichneten Angaben, den Leser fesselt und zur restlosen Zustimmung wohl allerseits veranlassen wird. Der Verfasser gibt für alle Stände der Industriellen und der Kunstgewerbetreibenden beachtenswerte Fingerzeige, die von hohem Nutzen sein können. Inhalt: Geschichte und Bedeutung der Leipziger Messe. — Nachahmungen oder Rivalen der Leipziger Messe. — Welche Lehren gibt uns die vergangene Zeit? — Wie können wir den feindlichen Plänen zuvorkommen? — Die deutschen Erzeugnisse. — Berufung erfahrener Fachleute. — Invalidenversorgung. — Aufsteigen befähigter Kräfte. — Weitere Ausblicke. Kunsthandwerk, Kunstindustrie. — Das deutsche Kunstgewerbe. — Volkskunst und Heimarbeit. — Die würdigste Empfehlung deutscher Erzeugnisse. — Kennzeichnung der deutschen Arbeit. — Achtungsvolle Namen und Leistungen. — Japanische und chinesische Exportwaren. — Die tatkräftigste Vertretung im Auslande. — Schlussworte.

Die Zukunft des Handelsstandes. Von Ingenieur Max Singer. Eine Kampfschrift, herausgegeben vom Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky, Wien—Leipzig.

Der Aufstieg. Neue Zeit- und Streitschriften. No. 3. Der typische Verlauf sozialer Bewegungen. Von Rosa Mayreder. 40 Pfg. — No. 4/5 Friedensvorschläge, Schiedsgerichte, Völkerbund. Von Josef Popper-Lynkeus. 80 Pfg. Herausgegeben vom Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky, Wien—Leipzig.

Der Wirtschaftskrieg. Die Massnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens. Herausgegeben vom königl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel. I. Abteilung: England. Bearbeitet von Ernst Schuster und Assessor a. D. Dr. Hans Wehberg, wissenschaftlichen Hilfsarbeitern am Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft. Mk. 13.50. III. Abteilung: Japan. Bearbeitet von Konsul Leo Ulrich, z. Zt. wissenschaftlicher Mitarbeiter am königl. Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft. Mk. 9.—. Kommissionsverlag von Gustav Fischer in Jena.

Die vorliegende Arbeit soll einen ersten Versuch darstellen, die ungeheure Zahl der Massnahmen und Bestrebungen, der Pläne und Handlungen, die man unter dem Worte Wirtschaftskrieg zusammenfasst und deren Ziel der Kampf gegen den deutschen Handel und die deutsche Industrie ist, systematisch zu ordnen und in einem übersichtlichen Bilde darzu-

stellen. Die Verfasser sahen ihre Aufgabe einmal in dem Herausarbeiten der grossen Gesichtspunkte, der Hauptziele des Wirtschaftskrieges, daneben aber stand die andere Aufgabe, soweit ins Detail zu gehen, dass auch der Leser, der nicht aus einem mehr wissenschaftlichen oder politischen Interesse an diese Denkschrift herangeht, für sein praktisches Interessengebiet wichtige Einzelheiten erfährt.

Den vorgenannten wichtigen Büchern dürfte eine weite Verbreitung, die sie verdienen, sicher sein.

Jahrbuch 1918. — Die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" hat soeben ihr Jahrbuch zur Versendung gebracht. Neben einem warm empfundenen Nachruf für den um das Ausstellungswesen hochverdienten Geheimen Kommerzienrat Heinrich Lueg und einem Hinweis auf den kürzlich auf Anregung aus der Industrie an der Geschäftsstelle der Kommission eingerichteten Leseraum enthält das Jahrbuch zunächst einen zusammenfassenden Überblick über die verschiedenen Kriegsmessen des Jahres 1917. Dieser Bericht, der aus den Ergebnissen der Anstrengungen, die Deutschland, seine Feinde und die Neutralen mit der Veranstaltung von Messen gemacht haben, Ausblicke für die zukünftige Entwicklung zu gewinnen sucht, wird allen, die die Vorbereitung des kommenden Wirtschaftskampfes aufmerksam verfolgen, willkommen sein. Eine längere Abhandlung über Rechtsfragen aus dem Gebiete des Ausstellungswesens dient dem Zweck, durch Klärung der einzelnen Fragen die Ausstellungsbeteiligung für die Zukunft auf eine festere Grundlage zu stellen. Ein Verzeichnis der im Jahre 1917 durchgeführten Ausstellungen sowie der bekannt gewordenen Ausstellungspläne bildet den Schluss des Jahrbuches, das für alle Wirtschaftskreise, soweit sie sich

(Fortsetzung S. 7.)

in der kommenden Friedenszeit des Werbemittels der Ausstellungen und namentlich der Fachausstellungen bedienen müssen, von Bedeutung ist.

Die neue Wirtschaft. Von Walther Rathenau. Herausgegeben von S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. Mk. 1.50.

Die Umschichtung unserer Wirtschaft durch den Krieg und durch den Frieden ist das Thema der neuen Schrift von Walther Rathenau. Er untersucht das ungeheure Debet, das unsere Wirtschaft beim Friedensschluss zu verzeichnen haben wird und findet in einfacher, klarer, überzeugender Weise die Grundformel für die Heilung. Sie lautet: Steigerung, womöglich Verdoppelung unserer wirtschaftlichen Produktion. Wie diese zu erreichen sei, ist der zweite Gegenstand von Rathenaus Untersuchung; und auch hierfür findet Rathenau eine klare Formulierung. Diese Rathenausche Zukunftswirtschaft ist gleich weit von einer kommunistischen Utopie wie von der zügellosen Freiheit der Privatwirtschaft entfernt. Es ist ein Buch, welches man lesen muss.

Die Praxis der Handelspolitik. Von Max Schippel. Herausgegeben vom Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H., Berlin. Brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Der sozialistischen Leserschaft beschert der Verfasser mit diesem Buche einen guten Einblick in die Zolltarife sowie die Handelsvertragstechnik. Das Buch ist aber auch für Angehörige anderer Parteien ein wichtiges Nachschlagewerk und kann jedem, der sich unterrichten will, empfohlen werden.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Spediteur-Tafel

Basel (Schweiz).
Hediger & Co., Spedition, Lagerhaus, gegründet 1730.

Berlin.
Berliner Paketfahrt-Gesellschaft Starke & Co., S., Ritterstr. 98/99.
Montag & Schaeffer, Exportspedition, S. 42, Moritzplatz.
A. Warmuth, Spediteur, C. 2.

Brassó (Ungarn).
Ludwig Schmidt, Spezialdienst für Balkanstaaten.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Danzig. Elbing.
Adolph von Riesen, gegr. 1808.

Hamburg.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Köln-Mülheim.
Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei.

Leipzig.
Moritz Merfeld.
Uhlmann & Co., gegründet 1853.

Sassnitz a. Rügen.
C. Faust jr., Spedition u. Handel G. m. b. H. Fernspr. 3.
(Regelmässiger Verkehr nach und von den nordischen Ländern.)

Stettin.
Spediteur-Verein Herrmann & Theilnehmer.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung H. Schönherr, für den Anzeigenteil G. Schräpler, beide in Leipzig. Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings
EXPORT-ANZEIGER

• April 1918 •



No. 8 • VII. Jahrg.

Die neue Entwicklung der Weltwirtschaft.

Von Dr. Karl Buchheim.

Wenn vor dem August 1914 von dem grossen europäischen Kriege die Rede war, den man damals schon erwartete, so fiel es doch kaum jemand ein, ihm eine so lange Dauer zu prophezeien, wie er nun tatsächlich gehabt hat. Man meinte, die Unterbrechung des internationalen Verkehrs werde den Völkern nicht lange erträglich sein, die weltwirtschaftliche Interessenverflechtung werde eine rasche Entscheidung erzwingen. Das war ja auch die superkluge Berechnung unserer Feinde, dass insbesondere die deutsche Volkswirtschaft die Absperrung vom Weltmarkt nicht werde ertragen können. Wider all ihr Erwarten ist aber unser Wirtschaftsleben nicht zusammengebrochen. Unsere industrielle Produktion hat sich den Verhältnissen so anpassen können, dass sie die erzwungene Beschränkung auf den inneren Markt unseres Reiches und seiner Verbündeten ohne dauernden Schaden erträgt. Der Krieg hat uns gegen unseren Willen aus dem Mechanismus des internationalen Austauschsystems herausgenommen und hat uns bewiesen, dass wir nicht so abhängig vom Weltmarkte waren, wie wir selber glaubten. Dieser Nachweis unserer verhältnismässigen Unabhängigkeit ist geeignet, das Bewusstsein unserer Kraft nachdrücklich zu verstärken. Die alte Weisheit bewährt sich auch an unserer nationalen Wirtschaft und speziell an unserer Industrie, dass Not dem Starken zum Segen wird.

Die neue Weltwirtschaft nach dem Kriege wird nicht wieder völlig in die Bahnen der alten einlenken. Wir müssen damit rechnen, dass die grossen überseeischen Märkte Ostasiens, Amerikas und des britischen Reiches uns stärker verschlossen bleiben werden als vor 1914. Gewiss werden nicht alle Blütenträume der Pariser Wirtschaftskonferenz reifen. Nach deutschen Qualitätswaren, besonders der elektrischen und chemischen Industrie, nach deutschen Farbstoffen und Medikamenten und manchem anderen hungert die Welt. Bei geschickter Wirtschaftspolitik können wir diesen Hunger auch dazu ausnutzen, auch noch anderem deutschen Export wieder Türen zu öffnen, die ihm vielleicht sonst gern verschlossen blieben. Aber man soll doch auch ja nicht denken, dass die nun schon fast vierjährige Zerstörungsarbeit der Ententegenossen an allen ihnen erreichbaren Exportpositionen des deutschen Konkurrenten nutzlos gewesen sei, und dass die

(Fortsetzung S. 4.)

Pläne der Pariser Wirtschaftskonferenz gänzlich ins Wasser fallen würden. Das hiesse denn doch wohl den starken Willen insbesondere unserer angelsächsischen Widersacher unterschätzen. Es liegt durchaus in der Natur der Sache, dass der Absatz ebensowenig wie der Rohstoffbezug in den Ländern gesichert sein kann, die politisch unsere Feinde sind und es vorläufig auf jede absehbare Zeit hinaus bleiben werden. Selbst wenn wir diese Positionen unserer wirtschaftlichen Betätigung jetzt wiedergewönnen, könnten wir doch zu jedem passenden Zeitpunkt erneut aus ihnen geworfen werden. Daran müssen wir denken, wenn wir die Bedeutung des entwicklungsgeschichtlichen Augenblicks für die Zukunft unserer weltwirtschaftlichen Arbeit begreifen wollen. Da uns der Krieg einmal zwangsweise aus den überseeischen Verflechtungen herausgenommen hat, ist es klug, wenn wir aus der Not eine Tugend machen und den Schwerpunkt unseres Rohstoffbezugs wie unseres Exports auf Gebiete verlegen, die dem Einflusse unserer heutigen Feinde mehr oder weniger entzogen werden können.

Man könnte nun daraus die Schlussfolgerung ziehen, Deutschland müsse sich ein so grosses Stück der überseeischen Welt erobern, dass der wesentliche Teil unseres Rohstoffbezugs und unseres Exports dort untergebracht werden könne. Der blosse Wiedererwerb unserer Kolonien könnte bei weitem nicht genügen. Wir würden die pazifischen bei jeder neuen Weltverwicklung wieder verlieren und die afrikanischen auch kaum mit fühlbarem Vorteil behaupten können. Ausserdem aber sind die Kolonien, so wie sie waren, gar nicht fähig, unsere Wirtschaft in nennenswerter Weise zu stützen. Wir müssten also Kolonien erwerben, die in ganz anderem Grade leistungsfähig wären, als sie uns zur Verfügung stehen, selbst wenn wir unseren Besitz in Afrika beträchtlich ausdehnten. Die anderen Erdteile aber: Amerika, Australien, Asien, sind kein Boden für eine deutsche Kolonialherrschaft mehr, weil die Kolonialvölker selbst schon anfangen mündig zu werden und aktiv auf die Kolonialpolitik der europäischen Staaten zu reagieren. Die Vereinigten Staaten haben die erste antieuropäische koloniale Weltmacht errichtet; die Ostasiaten unter Führung Japans sind eben dabei, das gleiche zu tun; die Südamerikaner werden folgen. England ist der einzige europäische Staat, der sich neben diesen bodenständigen Weltmächten in den überseeischen Erdteilen noch behauptet. Für einen anderen ist dort kein Platz. Von diesen Erwägungen gelangt ein neues, höchst beachtenswertes Buch von Dr. Karl Hoffmann: „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters; Grundzüge eines wirtschaftsorganischen Genossenschafts-Imperialismus“ — Leipzig, F. W. Grunow, 1917 — zu dem Schlusse, dass das Zeitalter europäischer Kolonialherrschaft auf der Erde überhaupt im wesentlichen vorüber sei: Jede erneute Betätigung deutscher Weltpolitik am Pazifischen Ozean — in Amerika war sie ohnedies schon unmöglich — wäre von diesem Standpunkt aus als zwecklos zu verwerfen. Das natürliche Feld dieser Weltpolitik wäre dann vielmehr allein der Umkreis der sogenannten „Alten Welt“: Europa, Vorderasien, Afrika. Der Verfasser tritt demgemäss für den folgerichtigen Ausbau unserer Mitteleuropa- und Berlin—Bagdad-Politik ein. Statt auf eine grosse kolonialpolitische Herrschaft soll die Mitarbeit Deutschlands an der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Welt auf einen Genossenschafts-Imperialismus der europäischen, balkanischen und vorderasiatischen Staaten gestützt werden. In diesem genossenschaftlichen Imperium wäre dann nicht, wie im kolonialherrschaftlichen, so wie es England bisher verwirklicht hat, der führende Staat alleiniger Nutzniesser der wirtschaftlichen Leistungen des Ganzen. Eine solche Stellung ist nicht mehr möglich, und das englische Reich selber wird sich vielleicht zu einem allbritischen Genossenschafts-Imperium umbilden, in dem die Dominions mehr und mehr gleichberechtigt neben das Mutterland treten. Das Genossenschafts-Imperium des heutigen Vierbundes könnte sich nach Hoffmanns gut begründeten Ausführungen mit vielen Rohstoffen, z. B. Kohle, Metallen, Nahrungs- und Futtermitteln, schon heute selbst versorgen. Arbeitskräfte wären fast überall vorhanden. Wolle, Baumwolle, Petroleum und Öle könne die Türkei liefern, wenn die europäischen Verbündeten für die Erweckung ihrer Arbeitskräfte und für das nötige Kapital sorgten. Die Gegenleistung der Türkei müsste vor allem darin bestehen, dass sie ihre Erschliessung grundsätzlich dem Kapital der Bundesgenossen und nicht etwa wie früher dem französischen anvertraute. Die noch fehlenden eigentlich tropischen Rohstoffe, vor allen z. B. Kautschuk, müsste Afrika liefern. Die afrikanische Kolonialpolitik wäre also wieder aufzunehmen, aber nur als notwendige Ergänzung, nicht als tragender Pfeiler unserer Weltwirtschaftspolitik. Die Aufgabe des deutschen Exportes aber würde nicht mehr die Versorgung beliebiger Absatzmärkte auf der Erde sein, ganz gleich wo diese liegen, sondern er würde sein Augenmerk in erster Linie auf den grossen Markt des Gesamtimperiums aller beteiligten Staaten und Völker zu richten haben. Dieser Markt würde ihm dann aber fast mit der Sicherheit eines Binnenmarktes in seiner ganzen gewaltigen Grösse zur Verfügung stehen und könnte ihm nicht von der angelsächsischen Missgunst verschlossen werden. Darüber hinaus könnte unser Export immer noch auf dem gesamten Weltmarkt erfolgreich konkurrieren, wo er es irgend vermag. In jedem Falle verfügte er über eine feste Basis innerhalb des genossenschaftlichen Imperiums und seine vornehmste Aufgabe wäre wahrhaft organisch innerhalb der mitteleuropäischen Wirtschaft und Politik.

Die Weltwirtschaft ist im Begriff, sich in grosse Kreise um bestimmte Mittelpunkte zu gliedern. Der Krieg erleichtert uns mit seiner gewaltsamen Loslösung von der bisherigen weltwirtschaftlichen Verflechtung die Aufgabe ungemein, beim Neuaufbau unserer internationalen Handelsbeziehungen der allgemeinen Entwicklungstendenz des Zeitalters Rechnung zu tragen. Natürlich ist es Aufgabe unserer Politik, den Kreis der wirtschaftlich befreundeten Nationen um die Zentralmächte Mitteleuropas so weit wie möglich zu ziehen. Der Abschluss des Friedens mit der Ukraine und die Vertiefung ihres Gegensatzes zu Grossrussland verschafft uns gerade jetzt die Aussicht auf einen neuen wirtschaftlichen Bundesgenossen, auf den wir früher gar nicht rechnen durften. Die Ukraine deckt nach Osten die Stellung an den türkischen Meerengen, wo die Brücke von Europa nach Asien führt; sie vermag Rohstoffe zu liefern und wird bei geeigneter Erschliessung unserem Export bald noch weit mehr Produkte abnehmen als jetzt, wo sie immerhin schon landwirtschaftliche Maschinen, Hufeisen und ähnliches braucht.

Die Verwendung von Selbstentladewagen im Eisenbahnverkehr.

In der Februar-Sitzung des Vereins Deutscher Maschinen-Ingenieure behandelte Oberbaurat Dütting obiges Thema. Zunächst besprach er die Entwicklung dieser Wagenbauart in Deutschland, sowie die Vorteile, welche durch ihre Benutzung in Grossbetrieben erreicht werden können, ferner die Gründe für die ablehnende Stellung, welche die Eisenbahnverwaltung bisher gegenüber dem Wunsche auf ihre Einführung in den öffentlichen Verkehr eingenommen hat. Sie beruht darauf, dass bei der unvollkommenen Ausnutzung dieser Wagen mit einer erheblichen Zunahme der unwirtschaftlichen Leerläufe, mit einer stärkeren Belastung der Züge und der Güterbahnhöfe und deshalb mit einer Steigerung der Verkehrsschwierigkeiten zuzeiten starken Verkehrs gerechnet werden muss.

Selbst wenn es gelänge, eine Bauart für diesen Wagen zu

finden, die allen Ansprüchen des Verkehrs und der Grossbetriebe genügt, die also auch eine gute Ausnutzung des Wagens verspricht, so kann daraus in der Gegenwart und für die nächsten Jahre doch kein Nutzen gezogen werden, weil erst eine ausreichende Zahl davon beschafft werden muss und hierfür ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren erforderlich sein wird. Es kommt aber bei den jetzigen hohen Löhnen und dem Arbeitermangel, womit auch für die Zeit nach dem Kriege gerechnet werden muss, darauf an, baldigst ein Mittel in die Hand zu bekommen, das eine erhebliche Ersparnis an Zeit und Handarbeit beim Entladen von schüttbaren Massengütern aus Eisenbahnwagen herbeizuführen geeignet ist.

Ein solches Mittel bietet sich in der Verwendung von Wagenkippern, die schon seit Jahren mit gutem Erfolge für das Überladen von Kohle aus offenen Güterwagen in Flussschiffe verwendet werden und neuerdings in mannigfachen Bauarten auch bei den Grossbetrieben Eingang gefunden haben. Auch Krananlagen mit Greifern und Becherwerke werden an manchen Stellen mit Vorteil zum Entladen von Schüttgütern aus Eisenbahnwagen benutzt. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass überall auf dem Gebiete der Massenbewegung die Maschine mehr und mehr an die Stelle der menschlichen Hand treten muss. Dies gilt besonders auch für das Entladen der Eisenbahnwagen und deshalb ist es geboten, diesen Übergang so bald als möglich zu vollziehen.

Bücherbesprechungen.

Bulgarisches Staatsadressbuch. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. Iwan Parlapanoff, Ehrenmitglied und Korrespondent der Handelskammer in Sofia. Mk. 16.—. Verlag Bulgarisches Staatsadressbuch Dr. Iwan Parlapanoff & Co., Leipzig.

Durch den Weltkrieg ist Bulgarien tüchtig in den Vordergrund des Interesses aller Exporthandelstreibenden gerückt. Hegt man doch die Hoffnung, dass sich mit diesem Lande recht rege Handelsbeziehungen anbahnen lassen. Diese Anbahnung wesentlich erleichtern will nun das Bulgarische (Fortsetzung S. 6.)

Staatsadressbuch. In sorgfältiger Weise von berufener Seite zusammengetragen, enthält es eine gewaltige Fülle wissenswerten Materials. Das starke, in festem Einband vorliegende Werk ist in bulgarischer und deutscher Sprache abgefasst und bringt auf über 1200 Seiten u. a. etwa 34000 Adressen aus Bulgarien und den besetzten Gebieten. Die Anordnung des Buches ist wohldurchdacht und übersichtlich. Der dem Werke innewohnende Wert wird wohl bald allseitig anerkannt werden.

Das Türkische Reich. Veröffentlichungen des Instituts für internationale Privatwirtschaft (Welthandels-Archiv) an der Handelshochschule Berlin. Herausgegeben von Professor Dr. Josef Hellauer. Preis Mk. 7.—. Verlag Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin.

In diesem Werke haben es Fachleute unternommen, ihre Erfahrungen und Studien über die Türkei in einer Darstellung des Wirtschaftslebens dieses Landes zu verwerten unter Berücksichtigung der natürlichen und sozialen Verhältnisse, von denen jenes abhängig ist. Die Einzelarbeiten sind dabei unter einem besonderen, einheitlichen Gesichtspunkte abgefasst, und zwar ist es der des kaufmännischen und gewerblichen Unternehmers als auch der des Angestellten, der in und nach der Türkei hin geschäftlich arbeitet oder arbeiten will. Die Antwort auf viele wichtige Fragen beruht auf wissenschaftlicher Grundlage, indem die bisher bestandenen Wirtschaftsmassnahmen geschildert, sichtbare Entwicklungs-Richtlinien in ihnen festgestellt, Veränderungsmöglichkeiten in Erwägung gezogen, dann aber auch jene Verhältnisse klargelegt werden, von denen die Wirtschaft, die anzuwendenden Methoden und ihr Erfolg abhängig sind oder doch beeinflusst werden. Dadurch bildet diese Sammlung von Vorträgen eine Art wirtschaftlicher Landeskunde, die vor allem privatwirtschaftlich orientiert ist.

Das Werk ist in erster Linie für den wirtschaftlichen Praktiker, also den Industriellen, den Kaufmann, den Bankier, wertvoll, der an den streng sachlichen Darstellungen, die ihm hier geboten werden, ein Urteil über die so schwer zu fassenden türkischen Verhältnisse sich zu bilden vermag, vielfach auch Veranlassung finden wird, schon früher empfangene Anschauungen zu verbessern. Es ist geeignet, ebenso übertriebenen Optimismus wie ungerechtfertigten Pessimismus bezüglich der Türkei wirksam zu bekämpfen.

Gerade wegen dieser Eignung ist das Buch auch Volkswirten irgendwelcher Art, Politikern, Beamten, die mit der Türkei zu tun haben, sowie jedermann, der an diesem eigenartigen, uns jetzt so eng verbündeten Lande Interesse nimmt, wärmstens zu empfehlen.









32. Jahrg. / April 1918 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Schriftleitung und Anzeigenannahme: Leipzig, Hospitalstrasse 27

Bulgarisch-türkische Notizen.

Es sind in neuester Zeit für landwirtschaftliche Maschinen Höchstpreise eingeführt worden, und zwar: für Pflüge 69 Lewa, Trieure 186—414 Lewa, Maisrebler 92 bis 204 Lewa, Mähmaschinen aller Systeme 550 Lewa, Rübenschneidemaschinen 80 Lewa, Dreschgarnituren 10320 bis 27870 Lewa, Sensen 3—4 Lewa, Sicheln 2 Lewa, Schaufeln 2.50—3 Lewa, Kreuzhacken 3.50 Lewa, Hauen 3 Lewa.

Diese Preise sind von der Direktion für öffentliche Fürsorge in Sofia festgesetzt und dürfen in keinem Falle bei Strafe überschritten werden.

* * *

Man hat in der Türkei neuerdings zwei neue Gesetze herausgegeben, von denen das erste eine Steuer auf Spielkarten betrifft, und zwar werden Spiele von 32, 36 oder 52 Karten gleichmässig mit einer Steuer von 5 Piaster getroffen. Diese Steuer wird in der Form einer Banderole auf die Pakete eingeführt, so dass man die Karten nicht benutzen kann, ohne die Banderole zu zerreissen. Da hier in Konstantinopel, wie im ganzen Orient, ausserordentlich viel gespielt wird, besonders bei den Griechen und Levantinern, so ist leicht auszurechnen, dass eine derartige Steuer dem Staatsschatz ganz ansehnliche Beträge liefern muss.



Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung H. Schönherr, für den Anzeigenteil G. Schräpler, beide in Leipzig. Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.





ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
NUR GUTE QUALITÄT
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS
ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Empfohlene Töchterpensionate

Dresden-A. Töchterpensionat Küster-Bertram.
Villa Kaitzerstr. 18 a. Schweizerviertel.
Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. J. Kiessling u. C. Jäckel, staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden Pensionat für junge Mädchen.
Elisenstr. 7 a. Villa mitten i. Garten, nahe dem Grossen Garten gelegen.
Frau Emma Mundinger. Sorgfältige Fortbildg., beste Lehrkräfte, Sprachlehrkräfte dauernd im Hause. Erstklassige Verpflegung. Pensionspreis jährlich M. 2000.—. Referenzen.

Friedrichshafen am Bodensee.
Königl. Paulinenstift, Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.
Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Hann.-Münden umgeben vom Bramwald u. Reinhardtswald, im Werra-, Fulda- u. Weserthal.
Paula Koch's Fortbildungsheim für Töchter gebildeter Stände.
Preis mit Unterricht jährl. 1600 Mk. „Frauenlehrjahr": Wirtsch. Ausbild., Gartenbau, wissensch. Fortbild., Musik, Kunst. Nur Eltern, welche auf gute Erziehung u. gedieg. Ausbild. ihrer Töchter Wert legen, wollen gefälligst Drucksachen einfordern.

Diese 2 Felder — je Mk. 25.— monatlich netto — sind noch an gute Töchterpensionate zu vergeben.

Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing, LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 25.— monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. Kaufmännische Privatschule für Damen von Frau Elise Brewitz.
Potsdamerstr. 90.
A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule. Handelslehrerinnen-Seminar mit staatlicher Prüfung.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

A. W. H. Ausbildungsinstitut Wissenschaftlicher Hilfsarbeiterinnen
Röntgenkurse • Laboratoriumskurse
Kursleiter: Dr. Königsberger.
Med. diagnost. Untersuchungen. Wissenschaftl. Photographie und Zeichnen. Mikrophotographie. Einzelkurse — Dauer d. Gesamtkursus 1 Jahr — Fortbildungskurse — Auskunft erteilt, Werbeschriften versendet auf Wunsch das Bureau des A. W. H., Berlin SW. 61, Blücherstr. 61.

Berlin SW. 11 Dr. M. Vogtherrs Laboratorium und Unterrichts-Institut.
Hedemannstr. 13/14. **Chemie-Schule für Damen.**
Leitung: Dr. O. Makowka, öffentl. angestellter, beeidigter Chemiker. — Ausführliche Prospekte.

Braunschweiger Vorbereit.-Anstalt
für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter Oskar Soff, Bammelsburgerstr. 12.

Dresden-A. Höhere Koch- und Haushaltungsschule, verbunden mit einem Töchterheim,
Goethestrasse 12.
von **Sophie Voigt.**
Heim im eig. Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage. Vorz. Empf. Ausf. Prosp. Unverkürzter Lehrplan auch währ. d. Krieges.

Falkenberg (Mark) bei Eberswalde. **Victoria-Institut.**
Der Lehrplan dieser im Jahre 1859 unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedr. Wilh., weiland Kaiser Friedr. III. gegründeten, in schöner u. gesunder Umgebg. auf dem Lande geleg. Erziehungsanstalt für Söhne aus den gebild. Ständ. ist der eines Realgymnasiums. — Berechtigung zum einj. freiw. Militärdienst. Näheres d. d. Leiter der Anstalt Direktor Hermann Schulz.

Eisenach in Thür. **Institut Burchardi** (Eisenacher Kochschule), Bornstr. 7/11.
Unter staatl. Aufsicht. Töchterheim Haushaltungsschule Gartenbau, Kleintierzucht. Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde. Staatl. Prüfung m. Gleichberechtigung i. Preussen. Alles Nähere ist ersichtlich aus dem illustriert. Auskunftsheft, das auf Verlangen kostenfrei zugesandt wird. Beste Verpflegung sichergestellt.



Ev. Pädagogium Godesberg am Rh.
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjähr.-Berechtigung). Kleine Klassen. Familien-Erziehung. Körperl. Fürsorge. Jugendsanatorium unter Leitung des Schularztes. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländl. Umgebung u. herrl. Waldluft. Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg am Rhein.

Halle-Saale
Dr. Harang's Lehranstalt.
Bisher bestanden 524 Einjährige, 202 Prim., 138 Abitur. — Bericht.
Schülerheim.

Rosswein i. Sa. Deutsche Fachschule für Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei. Einzig dastehende Spezialfachschule Deutschlands für das Schlossereigewerbe. Gegründet 1894. Theorie und Praxis. 3 Sonderabteilungen. Umfangreiche Übungswerkstätten. 30 PS Dampfmaschine. Dauernde Ausstellung. Programm frei durch die Direktion.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 25.— monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing, LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Kunstgewerbe- u. Handwerkerschule ✎ Magdeburg.

Voller Tagesunterricht für Schüler und Schülerinnen kunstgewerblicher Berufe in den Fachklassen und Werkstätten für: Architektur und Gartenanlagen, Möbel und Raumkunst, Plastik in Holz u. Stein, Malerei, Graphik, Buchgewerbe, Buchdruck u. Buchbinden, Reproduktionsverfahren, Metallarbeiten, Keramik (einschl. Chemie), Textilkunst, Frauenkleidung, Färben u. Batik.

Ergänzende Fächer: Pflanzen-, Tier- und Aktstudien, Anatomie, Schrift, Formenlehre, Porträt, Landschaft, Projektion und Perspektive, Kunstgeschichte.

Schulgeld für Schüler und Schülerinnen 60 M. jährlich. Eintritt jederzeit. Programm und Jahresberichte erhältlich.

Beginn des Sommerhalbjahres 7. April, des Winterhalbjahres 15. September 1918.

Direktor Professor **Rudolf Bosselt.**



Viel gesucht! Selten zu finden! Flüssig! Gebrauchsfertig!



erzeugt dauernden Hochglanz auf Parkett – Linoleum – Möbel

Völlig geruchlos! Sofort trocknend! Sparsam im Gebrauch! 5-kg-Postpaket einschl. Verpackung, Porto und Nachnahme Mk 29.50 – (Gebrauchsanweisung beiliegend!) Für Bezug in Fässern Preise auf Anfrage! Steinberg & Co., Hamburg M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Ein Erinnerungsbuch an die Einnahme von Riga und Oesel!

Soeben erschien:

Um Riga und Oesel

Von **Rolf Brandt.**

Mit acht Abbildungen. Preis 1 M. 80 Pf.

Der Kriegsberichterstatter Rolf Brandt begleitete unsere Truppen bei der Einnahme Rigas und Oesels und berichtet als Augenzeuge über diese neuen Ruhmestaten unserer Land- und Seestreitkräfte. Ein vom amtlichen Bild- und Film-Amt zur Verfügung gestelltes Bildermaterial ergänzt und belebt die Darstellung und gibt interessante Bilder vom Leben und Treiben an Bord der Transportschiffe und von der Landung auf Oesel.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Rosarin Hygienisch-kosmetisch. Schönheitsmittel mit natürlichem Rosenduft für Gesicht, Hals, Arme. Ein Versuch führt zu dauerndem Gebrauch, da Wirkung für Haut und Wohlbefinden überraschend wunderbar und wohltuend. Wo nicht erhältlich ab Fabrik portofrei zum Ladenpreis Mk. 3.— die Streudose (ca. $^1/_4$ Jahr reichend). Nachnahme od. Voreinsendung. **Dr. Lösner & Co., G. m. b. H., Eisenach 2.**

Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

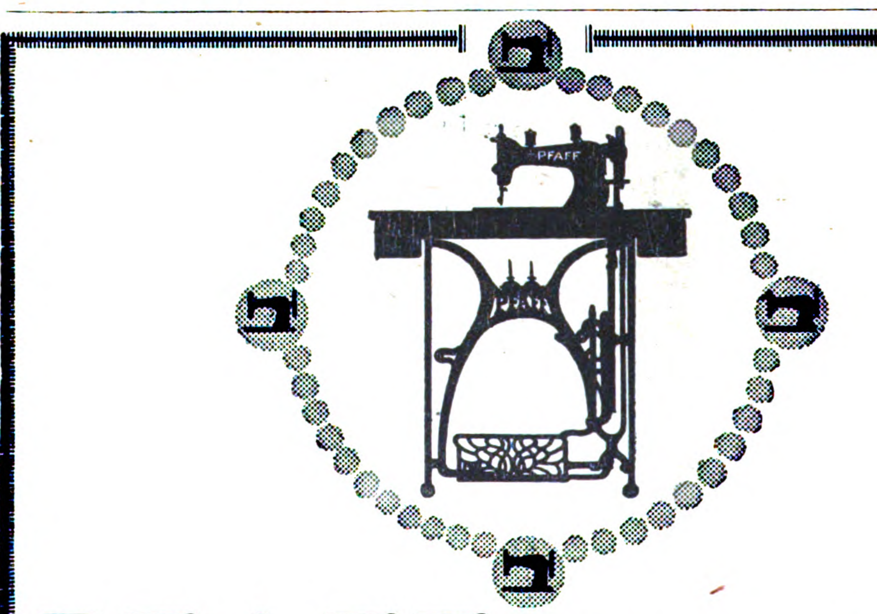
DÜRKOPP

MOTORFAHRZEUGE

DÜRKOPP

DÜRKOPPWERKE * AKTIENGESELLSCHAFT * BIELEFELD

DÜRKOPP



PFAFF-Nähmaschinen

für Familiengebrauch, gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufsstellen an allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern / Rheinpfalz. Gegründet 1862.

Fischer & Wittig in Leipzig.



